Friedrich Nosselt's Weltgeschichte fur tochterschulen und zum ...

Friedrich Augugust Nosselt

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Friedrich Nösselt's

Weltgeschichte

für Töchterschulen

und

zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen.

Sechszehnte Auflage,

berichtigt und bis auf die Gegenwart fortgesetzt

von

Friedrich Kurts,

Rector in Brieg.

Dritter Theil.

Mit Stahlstichen.

Stuttgart.

Verlag von Albert Heitz.

1880.

Gift of Albin Putzker

Druck von G. Lemppenau in Stuttgart.

Druck v. J. Fiederbühl in Stuttgart.

ZWINGLI'S ABSCHIED

Digitized by Google

Weltgeschichte

STUTTGART

Digitized by Google

Lehrbuch
der
Weltgeschichte
für
Töchterschulen
und
zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen

Von

FRIEDRICH NOESSELT.

Dritter Theil.

Sechzehnte verbesserte und stark vermehrte Auflage
Herausgegeben von Friedrich Kurts.

Mit Stahlstichen.

STUTTGART
Verlag von Albert Heitz

Druck v. J. Hörbrändl in Stuttgart

Inhalts-Verzeichniß.

Neue Geschichte.

Erste Periode.

Von der Reformation bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, 1517—1618.

		Seite
84.	Martin Luther, geb. 1483, gest. 1546	1
85.	Karl V., 1519—56	17
86.	Der Bauernkrieg. — Thomas Münzer. — Die Wiedertäufer	26
87.	Fortgang der Reformation. — Ungarische und türkische Verhältnisse. — Luthers Tod, 1546	32
88.	Der schmalkaldische Krieg, 1547. — Moritz von Sachsen	41
89.	Karls V. letzte Jahre	51
90.	Lukas Cranach, Albrecht Dürer und Hans Holbein	54
91.	Zwingli und Calvin. — Die Bartholomäusnacht, 1572	70
92.	Heinrich VIII. und seine sechs Frauen	85
93.	Johanna Gray. — Maria von England	92
94.	Elisabeth (1558—1603) und Maria Stuart. — Jacob I., 1603—25	98
95.	Heinrich IV. von Frankreich, 1589—1610	131
96.	Die Kaiser Ferdinand I., 1556—64. — Maximilian II., 1564—76. — Rudolph II., 1576—1611	136
97.	Philipp II. von Spanien und die Niederländer	146
98.	Gustav Wasa, 1520	164

Zweite Periode.

Von dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges bis zu Friedrichs des Großen Thronbesteigung 1618—1740.

99.	Der dreißigjährige Krieg, 1618—48	174
	1. Vorfälle in Prag. 2. Der unglückliche Kurfürst von der Pfalz, Friedrich V. 3. Mansfeld. 4. Tilly und Wallenstein. 5. Wallensteins Entsetzung. 6. Gustav Adolph, König von Schweden. 7. Die Zerstörung Magdeburgs, 10. Mai 1631. 8. Die Schlacht bei Leipzig, 7. Septbr. 1631. 9. Wallenstein tritt wieder auf. 10. Die Schlacht bei Lützen, 6. Nov. 1632. 11. Wallensteins Tod, 25. Febr. 1634. 12. Die letzten Jahre des dreißigjährigen Krieges und der westphälische Friede, 1648.	

Seite
100. Sitten jener Zeit 230
101. Karl I. und Cromwell 235
102. Ludwig XIV., 1643—1715 243
103. Der spanische Erbfolgekrieg, 1701—14. — Marlborough und Eugen 254
104. Leopold I., 1657—1705. — Joseph I., 1705—11. — Karl VI, 1711—40 264
105. Peters des Großen Jugendjahre und erste Regierungszeit 267
106. Karl XII., König von Schweden, 1697—1718 280
107. Peters des Großen letzte Regierungsjahre. — Katharina I. — Peter II. — Anna Iwanowna 296

Dritte Periode.

Von Friedrichs des Großen Thronbesteigung bis zum Anfange der französischen Revolution, 1740—89.

108. Friedrich der Große und seine Vorfahren 303
109. Scenen aus dem siebenjährigen Kriege 325
110. Friedrichs des Großen fernere Regierung und Tod 349
111. Entstehung des nordamerikanischen Freistaats 358
112. Iwan. — Elisabeth. — Peter III. — Katharina II. — Maria Theresia. — Joseph II. 365

Erklärung des Titelblattes.

1. Friedrich der Große im Garten von Sanssouci 325
2. Luther 16
3. Zieten 322
4. Gustav Adolph 193
5. Maria Theresia 377

Neue Geschichte.

1517—1789.

Erste Periode.

Von der Reformation bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, 1517—1618.

84. Martin Luther, geb. 1483, gest. 1546.

In einem Dörfchen des thüringer Waldes, Möra mit Namen, zwischen Eisenach und Salzungen, lebten in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein braver, fleißiger Bergmann, Hans Luther, und sein treues Weib, Margarethe, geborene Lindemann. Von dort wanderte er in die Grafschaft Mansfeld aus, wo lebhafter Bergbau betrieben wurde, und während ihres Aufenthaltes in Eisleben wurde den beiden Eheleuten, am 10. November 1483, ein Knäblein geboren, welches sie gleich am folgenden Tage in dem noch existirenden Taufsteine der dortigen Kirche taufen ließen, und da es gerade der Martinstag war, so nannten sie es Martin. Dies ist der Mann, der von der Vorsehung bestimmt war, die heilige Flamme des Lichts und der Wahrheit, welche in Wiklefs Hand als Funke sich entzündete und in Huß eine hell aufglühende strahlende Fackel wurde, triumphirend durch die Welt zu tragen. Im nächsten Jahre ließ sich Hans Luther in Mansfeld nieder, um in den dortigen Gruben zu arbeiten, und da er zu einigem Wohlstande kam und ein sehr wackerer Mann war, so wurde er von allen Einwohnern geschätzt und gar in den Magistrat aufge-

nommen. Alles, was er erübrigen konnte, wandte er auf die Erziehung seines Söhnchens, das er sehr liebte. Er hielt es aber für den besten Beweis der väterlichen Liebe, das Kind zum Lernen anzuhalten, und ließ ihm keinen Fehler durch. Wenn es böses Wetter war, so trug er den kleinen Martin selbst auf den Armen nach der Schule, stäupte ihn aber auch tüchtig, wenn er unartig war, und eben so bekam Martin vom Schulmeister oft jämmerliche Schläge; denn man hielt es damals für die erste Pflicht der Erziehung, die Kinder mit Strenge aufzuziehen. Auch seine Mutter, eine tugendsame und gottesfürchtige Frau, war von harter Sinnesart; sie hat ihn einmal wegen einer Nuß blutig gestäupt. Luther selbst sagte später, er sei darüber, daß ihn seine Aeltern so hart gehalten hätten, gar schüchtern geworden. Immer aber hat er sie dankbar und liebevoll in Ehren gehalten, „denn sie meinten es doch herzlich gut."

Im 14. Jahre wurde er, da er durch seinen Fleiß gute Hoffnungen erweckte, auf eine höhere Schule, nach Magdeburg, geschickt. Da ging es ihm aber höchst kümmerlich; durch Singen vor den Thüren mußte er sich sein Brot erwerben. Besser, hofften die Aeltern, würde es ihm in Eisenach gehen, weil sie in der Nähe Verwandte hatten, und thaten ihn daher schon im folgenden Jahre dahin. Aber die Verwandten kümmerten sich nicht um den armen Schüler; er mußte auch hier, wie die Schüler damals pflegten, singend von Hause zu Hause gehen, und wurde noch dazu vor mancher Thür mit kränkenden Worten abgewiesen. Einmal stand er auch vor dem Hause eines wohlhabenden Bürgers, Konrad Cotta, und sang und betete recht andächtig. Es war gerade Winter, ein recht stürmischer Morgen, und der arme Junge war ganz vor Kälte erstarrt. Da sah ihn die Frau des Hauses. „Du lieber Gott! Der arme Knabe," dachte sie, „ist so erstarrt und muß doch singen! Ist vielleicht noch nüchtern und betet so andächtig!" — Geschwind rief sie ihn herein. Luther gestand, daß er noch nichts gegessen habe. Die gute Frau ließ ihm eine Suppe machen und freute sich recht, wie es ihm so gut schmeckte. Dabei mußte er ihr erzählen, woher er sei, wer die Aeltern seien u. s. w., und das that er mit so offenem, ehrlichem Gesichte, daß die Frau ihn gleich lieb gewann. „Willst du künftig bei mir wohnen und essen, Kleiner?" fragte Frau Cotta. Es läßt sich leicht denken, daß Martin gern einwilligte. So zog er ein, und die brave Frau that so viel an ihm, daß ihr recht viel von dem, was Luther her-

nach gewirkt hat, zuzuschreiben ist. Nun wurde erst recht fleißig gelernt. Luther übertraf auch bald alle übrigen Schüler. Zugleich trieb er mit Vorliebe die Musik, die sein Gemüth wunderbar ergriff. Bald spielte er auf der Flöte, bald sang er zur Laute, ja er componirte selbst damals schon manches Lied.

Noch war er nicht 18 Jahre alt, als er schon auf die Universität nach Erfurt zog, um dort die Philosophie und die Rechte zu studiren. Beides sprach sein lebendiges Gemüth gar nicht an; aber sein Vater wollte es so, und er gehorchte, ob es ihm auch schwer fiel. Unermüdet saß er den ganzen Tag und oft bis in die Nacht hinein über den Büchern und versäumte dabei nie, zu Gott zu beten. „Fleißig gebetet," pflegte er zu sagen, „ist mehr als halb studirt." Aber zuletzt fiel er in eine schwere Krankheit. Darin besuchte ihn ein alter Geistlicher und tröstete ihn mit den Worten: „Mein lieber Baccalaurer,*) seid getrost, Ihr werdet dieses Lagers nicht sterben; unser Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der viel Leute wieder trösten wird; denn wen Gott lieb hat, dem legt er zeitig das heilige Kreuz auf, in welchem geduldige Leute viel lernen." —

Einmal war er auf der Universitätsbibliothek und fand da, ganz mit Staube bedeckt, eine lateinische Bibel. Wie erstaunte er, hier Alles so ganz anders zu finden, als er gedacht hatte! Denn dies Buch, was jetzt in jedermanns Händen und für weniges Geld zu kaufen ist, war damals äußerst selten, sehr theuer und in deutscher Uebersetzung fast gar nicht zu haben. Dazu suchten auch die höheren Geistlichen das Lesen des Buches möglichst zu verhindern, damit das Volk ja nicht erfahre, daß vieles von dem, was sie lehrten, gar nicht von Jesus gelehrt sei. Nun saß Luther ganze Nächte über der Bibel und immer mehr ging seiner Seele ein neues Licht auf. Dabei fühlte er sich so mächtig angezogen von dem, was er darin als wirkliche Jesuslehre fand, daß er mit Schaudern an den Willen seines Vaters dachte, ein Rechtsgelehrter werden zu sollen, und dadurch die Hoffnung aufzugeben, sich so ganz Gott und dem Heilande zu weihen. So geängstigt von widersprechenden Gefühlen und Entschlüssen, wurde er — er war bereits Magister der Philosophie geworden und hielt schon selbst Vorlesungen — durch einen Vorfall tief erschüttert. Sein liebster

*) Der Name „Baccalaureus" war der Titel für die unterste akademische Würde, welche dazu berechtigte, Vorlesungen an einer Universität zu halten.

Freund Alexius wurde in einer Nacht erstochen; von wem und warum, wird nicht erzählt, und bald darauf schlug ein heftiger Blitzstrahl, als er einst von einer Ferienreise zu den Aeltern nach Erfurt zurückkehrte, so dicht neben ihm in die Erde nieder, daß er lange ganz betäubt davon war.*) Beides, der Verlust seines Freundes und die wunderbare Errettung aus der Todesgefahr, wirkten so tief auf sein krankes Gemüth, daß er, die Welt zu verlassen, sich fest vornahm. Er wollte nun seine Seele ganz Gott und der Kirche weihen; denn er glaubte, so wolle es Gott. Noch einmal lud er seine liebsten Freunde zu sich ein, gab ihnen, ohne ein Wörtchen von seinem Plane fallen zu lassen, einen kleinen Abschiedsschmaus, ging noch in derselben Nacht nach dem Augustinerkloster in Erfurt und ließ sich hier einkleiden (1505). Seinem Vater schickte er seine weltlichen Kleider und seinen Magisterring mit einem Briefe, in welchem er ihm seine Gründe auseinandersetzte. Der alte Mann, der gehofft hatte, sein Martin sollte einmal ein gewandter Rechtsgelehrter werden und dann ihn und die Mutter im Alter unterstützen, bedurfte lange Zeit, ehe er sich in den veränderten Entschluß fand, konnte aber endlich nicht umhin, den Gründen seines Sohnes Recht zu geben.

Im Kloster nun ging es dem armen Luther gar traurig. Während seines Probejahres wurden ihm die allerdrückendsten Geschäfte aufgebürdet. Er mußte die allerniedrigsten Dienste verrichten: die Kirche ausfegen, die Thüren auf- und zuschließen, die Thurmuhr aufziehen, die Unreinigkeiten des Klosters austragen, ja sogar mit dem Bettelsacke auf dem Rücken in Erfurt umherlaufen, um Brot, Getreide, Eier, Fische, Fleisch und Geld zusammenzubetteln (denn der Orden der Augustiner war ein Bettelorden), und dies war ihm um so empfindlicher, da ihn in Erfurt jedermann kannte und nicht selten die Leute mit Fingern auf ihn zeigten. Aber alles erträgt der Mensch leicht, wenn er die feste Ueberzeugung hat, daß Gott es so haben wolle, und diese Gewißheit hatte der fromme Luther. Hatte er nur irgend Zeit, so saß er über der Bibel, um immer besser den Willen Gottes kennen zu lernen. Dabei mußte er oft hören, wie die Mönche ihm vorwarfen, man müsse nicht mit Studiren, sondern mit Einsammeln

*) Gewöhnlich wird erzählt, Alexius sei auf einem Spaziergange neben ihm vom Blitze erschlagen worden; allein die Erzählung, wie sie im Texte steht, ist die wahrscheinlichere.

von Eiern, Butter, Brot u. s. w. dem Kloster nützlich zu werden suchen. Sein Gemüth befand sich in einer gar unglücklichen Stimmung. Er machte sich wegen jedes weltlichen Gedankens die allerheftigsten Vorwürfe, und glaubte immer, den Vorschriften Gottes kein Genüge zu leisten, so streng er auch die Klostergelübde beobachtete. Dabei kasteiete er seinen Körper so ab, daß er nur ganz wenig aß und trank, ja manchen Tag nichts als ein wenig Brot und einen magern Hering zu sich nahm. Wie aber Gott denen, die ihn mit redlichem Herzen suchen, sich nicht unbezeugt läßt, so ließ er ihn gutgesinnte Leute finden, die ihm Trost und Muth einsprachen, wenn er vor Angst vergehen wollte. So lebte in demselben Kloster ein alter ehrwürdiger Bruder, dem er manchmal seine Gewissensangst beichtete. Der wies ihn aber vornehmlich auf das Hauptgrundstück des Glaubens hin, wo es heißt: „Ich glaube eine Vergebung der Sünden." Dieser Zuspruch machte einen tiefen, wundersamen Eindruck auf sein gequältes Gemüth, einen Eindruck, den nichts wieder verwischen konnte. Eben so sprach ihm der Vorgesetzte seines Ordens, der ehrwürdige Johannes von Staupitz, Trost ein. Dieser echtchristliche Mann, Professor an der Universität in Wittenberg, zeichnete den frommen Luther bald vor allen andern Mönchen aus und suchte ihn aufzurichten. „Du willst mit Gewalt ein Sünder sein," sagte er einst, „und hast doch keine rechte Sünde. Soll Christus dir helfen, so mußt du nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehen und aus jedem Gedanken gleich eine Sünde machen." Dergleichen Zuspruch half wenigstens auf eine Zeit; dann und wann hatte er aber doch wieder recht trübe Stunden. So schloß er sich einmal mehrere Tage lang in seine Zelle ein, aß und trank nicht und versank ganz in tiefe Melancholie, so daß er nichts von dem merkte, was um ihn her vorging. Die Mönche dachten endlich, wie er gar nicht mehr zum Vorschein kam, es sei ihm ein Unglück begegnet, schlugen die Thüre ein, fanden ihn ohnmächtig am Boden liegen und brachten ihn nur durch Töne der Musik wieder zur Besinnung.

Im Jahre 1502 hatte der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, in seiner Residenz Wittenberg eine Universität gestiftet. Hierzu fehlte noch ein tüchtiger Lehrer der Theologie und Philosophie, und er gab Staupitzen den Auftrag, ihm jemanden dazu vorzuschlagen. Da fiel diesem gleich Luther ein. Aber als er dem schwermüthigen Mönche den Vorschlag machte, wollte dieser

erst gar nicht daran. Er meinte, dazu sei er viel zu unwissend und was der Schwierigkeiten mehr waren. Aber Staupitz ließ nicht nach, und so zog Luther 1508, im 25. Jahre seines Alters, nach Wittenberg und nahm seine Wohnung in einer Zelle des Augustinerklosters, die noch jetzt neugierigen Reisenden gezeigt wird. Nun sollte er auch einmal predigen; aber dazu wollte sich der blöde Luther gar nicht bequemen. „Herr Doctor," sagte er zu Staupitz, „Ihr bringt mich um mein Leben; ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben." Aber Staupitz drang durch, und siehe da! gleich die erste Predigt machte gewaltiges Aufsehen. So hatte man noch keinen von der Kanzel herab sprechen gehört. Er legte seinen Zuhörern Wahrheiten aus, welche die guten Wittenberger bisher noch nicht gehört hatten, weil sie die Bibel nicht kannten, und sprach mit einer Begeisterung, welche nur die innige Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, was man spricht, geben kann. Nun ließ man ihm keine Ruhe, bis er die ihm vom Magistrat angetragene Predigerstelle annahm — und welch ein Zudrang war nun jeden Sonntag zu seiner Kirche. Oft seufzten von der Ueberfüllung die Chöre, daß man besorgt war, sie möchten zusammenstürzen.

Bald darauf, im Jahre 1510, wurde er in Angelegenheiten seines Ordens — denn auch als Professor war er immer Augustiner geblieben — nach Rom geschickt. Es wäre ein Irrthum, anzunehmen, daß Luther durch diese Reise schon in seinem Glauben an das Papstthum und die römische Kirche wankend geworden sei, aber sie ist für seine spätere Lebenszeit von großer Wichtigkeit; was er in Italien und besonders in Rom sah und erlebte, hat er nicht mehr vergessen. Hier lernte er recht in der Nähe die Verdorbenheit des päpstlichen Hofes und der Geistlichkeit kennen, und er versicherte nachmals: „Nicht tausend Goldgulden wollte ich nehmen, daß ich Rom nicht sollte gesehen haben." Besonders ärgerte er sich über den abscheulichen Leichtsinn, mit dem diese Leute den Gottesdienst verrichteten, den sie recht eigentlich wie einen Hofdienst betrachteten. „Kaum hatte ich eine Messe gelesen," erzählte er selbst, „so fehlte bei ihnen schon keine an der Mandel. Ist's doch, als ob man um den Lohn bete!"

Kaum war er zurück von der Reise, so erhielt er die besondere Auszeichnung, zum Doctor der Theologie ernannt zu werden. Der Kurfürst hatte ihn einmal predigen gehört und war so sehr durch ihn erbaut worden, daß er selbst die Kosten zu seiner Amtserhöhung hergab. Luther wollte aber durchaus nicht die hohe Ehre annehmen

und erklärte, er sei noch gar nicht der Mann, dem eine solche Auszeichnung gebühre; und das alles nicht aus Ziererei, sondern aus reiner Bescheidenheit. Endlich mußte er doch nachgeben und wurde von nun an in Wittenberg gemeinhin der Doctor genannt. Nun war erst des Studirens kein Ende; denn er wollte doch seiner Würde auch Ehre machen, und mit emsigem Fleiße suchte er das nachzuholen, was er in seiner Jugend nicht hatte lernen können. Wäre das so geblieben, so würde er zwar immer ein tüchtiger Professor und Prediger geworden sein, aber nicht das Außerordentliche gewirkt haben, wozu ihn die göttliche Vorsehung bestimmt hatte.

Aber ein Vorfall gab seinem Geiste plötzlich eine ganz neue Richtung. Ein Dominicanermönch, Namens Johann Tezel aus Leipzig, reiste damals in ganz Deutschland umher, um Ablaßzettel zu verkaufen, und kam damit bis Jüterbogk, vier Meilen von Wittenberg. Die Päpste hatten nämlich schon seit langer Zeit gelehrt, jeder Mensch müsse eigentlich für seine Sünden ewige Pein leiden; diese könnte ihm aber abgekürzt werden, wenn er schon hier auf Erden Buße dafür leide. Nur die Priester hätten das Recht, die Strafe aufzulegen oder zu erlassen, und wenn ein Mensch recht gute Werke gethan, d. i. zum Besten der Kirchen und Klöster Geld gezahlt hätte, so wären sie auch geneigt, ihm seine ewige Strafe abzukürzen und ihm vom Verdienste Jesu und der Heiligen einiges zuzuschreiben. Daher war bestimmt worden, daß gewisse Vergehungen mit Geld gebüßt, d. i. daß statt der für manche Sünden auferlegten Büßungen Geld bezahlt werden konnte. Das nannten sie Ablaß. Anfangs war dies Geld zu guten Zwecken angewendet worden; bald aber hatten schlechte Päpste es zur Vermehrung ihrer Einkünfte gebraucht. Es war dabei nur darauf abgesehen, den armen bethörten Leuten ihr Geld aus der Tasche zu locken. Schon im Jahre 1300 hatte der Papst Bonifaz VIII. bekannt gemacht, daß alle Christen, die in diesem Jahre nach Rom kämen und von ihm Ablaß kauften, ganz besonders gut daran thun würden; denn dieser Ablaß wäre kräftiger als jeder andere. Ein solches Jahr nannte man ein Jubel- oder Ablaßjahr; es sollte nur alle 100 Jahre vorkommen. Wirklich zog auch eine unglaubliche Menge nach Rom und kaufte den theueren Ablaß; der Papst hatte aber seinen Schatz gut gefüllt. Den folgenden Päpsten dauerte der Zeitraum von 100 Jahren zu lange; wenige konnten ja auch so ein fettes Jahr erleben, und so wurde denn alle 50,

dann alle 30 und zuletzt alle 25 Jahre ein Jubeljahr ausgeschrieben. Alle diese Jubeljahre waren den Päpsten noch nicht genug. Sie schickten Ablaßverkäufer überall, besonders in Deutschland umher, die ihre Zettel ausboten, und selbst die Fürsten benutzten diesen Mißbrauch, um sich Steuern zu verschaffen. So sollte im Jahre 1430 die Stadt Leipzig befestigt werden. Da bat der Herzog von Sachsen den Papst, ihm doch mit Ablaß zu Hülfe zu kommen; und sogleich wurde bekannt gemacht, daß der, welcher an Sonn- und Festtagen an den Werken arbeiten würde, 40 Tage Ablaß haben sollte, d. i. es sollten ihm einst in jenem Leben von seiner Strafzeit 40 Tage erlassen werden. Welcher Mißbrauch! — Daß dafür der Papst ein reiches Geldgeschenk erhalten mußte, verstand sich von selbst. Besonders waren die Butterbriefe recht einträglich. Wer nämlich die Erlaubniß haben wollte, in der Fastenzeit Butter und Käse zu essen, brauchte sich nur für einen guten Groschen einen solchen Zettel zu lösen, und dergleichen wurden unzählige gelöst.

Damals war Leo X. Papst, ein hochgebildeter, aber vergnügungssüchtiger, schwelgerischer Mann, der viel Geld gebrauchte. Da gerade kein Jubeljahr war, so nahm er den Bau der Peterskirche zum Vorwande, einen Ablaß auszuschreiben. Unter den Ablaßverkäufern, die in Deutschland umherzogen, war aber keiner unverschämter, als eben jener Tezel, der schon ziemlich lange sein Wesen getrieben hatte. Obgleich er ein so nichtswürdiger Mensch war, daß das erbitterte Volk ihn schon einmal hatte ertränken wollen, wenn ihn nicht der Kurfürst von Sachsen gerettet hätte, so setzte er doch eine Menge solcher Ablaßzettel ab. Wenn er nach einer Stadt kam, so hielt er einen feierlichen Einzug, damit das Volk recht zusammenlaufen sollte. Die päpstliche Bulle wurde auf einem sammtnen Kissen vorangetragen; die Priester und Mönche, der Magistrat und die Schulen zogen ihm mit Kerzen und Fahnen entgegen und holten ihn ein; alle Glocken läuteten; man begleitete ihn in die Kirche, wo er ein rothes Kreuz mit des Papstes Panier aufrichtete, und nun ging der Handel los. Immer hatte er zwei Kasten bei sich; in einem hatte er die Zettel und in den andern steckte er das Geld, und er pflegte wohl zu rufen: „Sobald nur erst das Geld in meinem Kasten klingt, eure Seele aus dem Fegfeuer in den Himmel springt!“ — Da fand man Ablaßbriefe für alle möglichen Vergehungen: für Diebstahl, Meineid, Gewaltthat, Mord u. s. w. Einmal kam er übel an und wurde recht mit

eigener Münze bezahlt. In Jüterbogk meldete sich bei ihm ein Ritter, der einen Ablaßzettel begehrte, weil er jemanden auf der Landstraße berauben wollte; denn auch Sünden, die man noch begehen wollte, konnte man schon im voraus abkaufen. Tezel forderte einen tüchtigen Preis. Dann reiste er ab. Aber als er durch einen Wald fuhr, sprengte plötzlich ein Ritter mit mehreren Knechten herbei, hielt seinen Wagen an und nahm ihm seinen schweren Geldkasten ab. Tezel schrie wie besessen und verfluchte den Räuber bis in den Abgrund der Hölle. „Sachte! sachte!“ rief der Ritter und holte den Ablaßzettel heraus, „kennst du mich nicht mehr? Hier ist ja dein Ablaß!“ — Der leere Kasten wird noch auf dem Rathhause von Jüterbogk aufbewahrt.

Der Handel mit diesen Ablaßzetteln machte die Leute ganz gewissenlos; denn sie mußten am Ende glauben, eine Sünde habe weiter nicht viel zu bedeuten, man könnte sie ja mit einigen Groschen, höchstens einigen Thalern abkaufen. Und diesen Glauben suchte Tezel durch seine unverschämten Predigten noch zu vermehren. Er lehrte geradezu: der Ablaß sei die höchste und allerwertheste Gabe Gottes; denn dadurch könne man ohne Reue und Buße selig werden. Das Ablaßkreuz mit des Papstes Wappen vermöge eben so viel als Christi Kreuz.

Das niedere Volk hat von jeher einen Hang zum Aberglauben und war damals in religiösen Dingen höchst unwissend. Kein Wunder, daß eine Menge von Leuten dem Tezel nachlief und seinen Ablaß kaufte. Manche kamen damit auch wohl zu Luther und fragten ihn, was er dazu meinte? Dieser ergrimmte über diese schändliche Betrügerei nicht wenig. Sein ganzes frommes Gemüth empörte sich, wenn er daran dachte, wie man die Einfalt des armen Volkes mißbrauchte, es um sein Gewissen und sein Geld zugleich zu betrügen. In diesem edeln Eifer vergaß er ganz, wie unbedeutend er, ein armer und noch junger Mönch, damals noch war, und wie wenig Hoffnung er hatte, gegen den mächtigen Papst etwas auszurichten. Aber danach fragt ein von edler Begeisterung ergriffenes Gemüth nicht. „Zu der Zeit,“ sagt Luther selbst, „war ich Prediger allhie im Kloster und ein junger Doctor, neulich aus der Esse kommen, hitzig und lustig in der heiligen Schrift. Als nun viel Volks von Wittenberg lief dem Ablaß nach, und ich, so wahr mich mein Herr Christus erlöset hat, nicht wußte, was der Ablaß wäre, wie es denn kein Mensch nicht wußte, fing ich säuberlich an zu predigen, man könnte wohl Besseres thun, das gewisser

wäre, als Ablaß lösen." Diese Predigten hatten einen ungeheuern Zulauf; denn wer wollte nicht gern den Mann hören, der mit der ganzen Kraft begeisterter Beredtsamkeit auftrat und einen tief eingerissenen Mißbrauch so muthig angriff? Aber damit war der feurige Doctor nicht zufrieden. Er schlug am 31. October 1517 einen großen Bogen an die Thüre der Schloßkirche in Wittenberg, auf welchen er 95 Sätze (Theses) geschrieben hatte, die er gegen jedermann mündlich und schriftlich zu vertheidigen sich erbot. Es war dabei besonders auf Tezel gemünzt, aber der hütete sich wohl zu kommen, weil er Luthers weit überlegene Gelehrsamkeit fürchtete; denn er war ein höchst unwissender Mensch. Er machte, daß er aus der Gegend von Wittenberg wegkam, und ließ sich hier nicht wieder sehen. Dagegen wurden Luthers Sätze mit Begierde von jedermann gelesen. In vielen tausend Abschriften flogen sie schnell durch Deutschland, so daß man binnen vier Wochen sie schon überall kannte. Ueberall sprach man von dem muthigen Mönche in Wittenberg und was nur noch aus der Sache werden würde.

So wenig übrigens auch dem ehrlichen Luther damals einfiel, das ganze Gebäude des katholischen Glaubens umzustoßen, so war doch das Anschlagen der Sätze der Anfang der Reformation (Kirchenverbesserung), die so ungeheuere Folgen hatte, und man rechnet diese also vom 31. Oktober 1517 an. Mit Abstellung des Ablasses war es aber Luthern ein rechter Ernst. Er schrieb deshalb an den Kurfürsten von Mainz, Albrecht von Brandenburg, in dessen Namen Tezel umherreiste, und der die Anweisung, auf welche Tezel sich berief, geschrieben haben sollte, und bat ihn flehentlich und demüthig, doch dem argen Mißbrauche zu wehren. „Was soll und kann ich anders thun," schrieb er, „hochwürdigster Bischof und durchlauchtigster Kurfürst, als daß ich Ew. Hochwürden bitte, Ihr wollet doch ein Auge väterlicher Sorge auf die Sache haben, und dasselbe Büchlein, was ohne Zweifel ohne Euer Wissen und Willen ausgegangen, allerding weg thun, auch den Ablaßpredigern eine andere Weise und Form zu predigen anbefehlen." Gar zu gern hätte der wackere Luther die Sache in der Güte abgemacht; aber er bekam nicht einmal eine Antwort. Die Vornehmen sahen verächtlich auf ihn herab, die Schwachen erschraken vor seiner Keckheit, die Bösen schrieen Zeter! über ihn, und nur die Guten freuten sich herzlich über seinen frommen Eifer. Es fehlte nicht an Leuten, die ihm Angst zu machen suchten; aber der fürchtet die Menschen nicht, der Gottes Beistand gewiß ist.

Luther spricht selbst: „Da ich zum ersten Mal den Ablaß angriff und alle Welt die Augen aufsperrte und sich's ließ dünken, es wäre zu hoch angehoben, kamen zu mir mein Prior und Subprior, aus dem Zetergeschrei bewegt, und furchten sich sehr, baten mich, ich sollte den Orden nicht in Schande führen; denn die anderen Orden hüpften schon für Freuden, sonderlich die Prediger (Dominicaner), daß sie nicht allein in Schande steckten, die Augustiner müßten nun auch brennen und Schandträger sein. Da antwortete ich: Liebe Väter, ist's nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es bald gefallen; ist es aber in seinem Namen angefangen, so lasset denselben machen. Da schwiegen sie, und geht noch so bisher; wird, so Gott will, auch noch baß gehen bis ans Ende. Amen!" — Wie schön gesagt! — Aber er handelte auch edel, ohne allen Haß gegen seine Feinde selbst. So hatte Tezel die Sätze Luthers öffentlich verbrennen lassen. Die wittenberger Studenten, die ihren Lehrer Luther so verehrten, daß sie sich für ihn hätten todtschlagen lassen, kauften Tezels Schriften gegen Luther auf und verbrannten sie in einem großen Freudenfeuer öffentlich. Darüber war Luther sehr ungehalten und schrieb darüber an einen Freund: „Traust du mir denn zu, daß ich so sehr allen menschlichen Verstand verloren und mich dermaßen habe vergehen können, daß ich, der ich ein Geistlicher bin, an einem Ort, der nicht mein ist, einem in solchen Ehren sitzenden Manne dergleichen Schimpf anthun sollte?"

Aber das alles half nichts. Die eifrigen Diener des Papstes schimpften weidlich auf ihn, weil sie dadurch dem Papste sich gefällig zu machen hofften, besonders die Dominicaner. Da war einer dieser saubern Leute Prierio, Prior der Dominicaner und Magister des päpstlichen Palastes in Rom, der unter anderm schrieb: „Wenn du, mein lieber Luther, von unserm Herrn dem Papste ein fettes Bisthum bekämest, würdest du wohl gelindere Saiten aufziehen und den Ablaß, welchen du jetzt so schwarz machst, selbst erheben." Darüber ärgerte sich Luther mit Recht sehr. „Wenn ich nach einem Bisthum strebte," antwortete er, „redete ich gewiß das nicht, welches dir so wehe in deinen Ohren thut; denn meinst du, ich wisse nicht, wie man in Rom zu Bisthümern und Prälaturen gelangt?" — Endlich schrieb Luther selbst an den Papst, Leo X., und gab sich alle Mühe, ihm zu beweisen, wie er selbst von seinen Schmeichlern betrogen werde. Man muß sich recht freuen, wenn man sieht, wie der brave Luther seine Sache ganz und gar Gott anheimstellte und über den Ausgang durchaus

furchtlos war. „Christus, mein Herr, mag zusehen," so schrieb Luther damals an Staupitz, „ob dieser Handel, den ich führe, ihn oder Luther belange, ohne welches Wirken und Willen auch des Papstes Zunge nicht reden kann, was sie will, in welches Hand auch des Königs Herz ist. Soviel aber meine zornigen Feinde, die mir hart dräuen und nachstellen, belanget, weiß ich nichts zu antworten, als: wer arm ist, fürchtet nichts, kann nichts verlieren. Ich habe weder Geld noch Gut, begehr auch der keines. Der einige nichtige Leib ist noch übrig; richten sie denselben hin durch List oder Gewalt, thun sie mir wahrlich keinen sehr großen Schaden, verkürzen mir die Zeit meines Lebens irgend eine Stunde oder zwo, und helfen mir desto eher in Himmel. Ich lasse mir genügen, daß ich an meinem lieben Herrn Jesu Christo einen süßen Erlöser habe; den will ich loben und preisen, so lange ich lebe."

Ehe noch Luthers Brief an den Papst in Rom angekommen sein konnte, erhielt er schon von Leo X. einen Befehl, binnen 60 Tagen in Rom zu erscheinen und sich wegen seiner Reden und Schriften zu verantworten. Hier war ihm ein übles Schicksal zugedacht; denn sein Ankläger war eben jener Prierio, und zugleich war er auch einer seiner Richter. Eine treffliche Gerechtigkeit, Kläger und Richter in einer Person! — Glücklicherweise ging Luther nicht hin. Der Kurfürst Friedrich der Weise hatte schon damals ihn wegen seiner Freimüthigkeit so lieb gewonnen, daß er erklärte, er werde nicht zugeben, daß man ihn nach Rom schleppe, und er bewirkte, daß der Papst seinem Legaten, dem Cardinal Cajetan, Befehl gab, Luthern in Augsburg zu verhören. Dahin reiste auch dieser 1518 ab und zwar zu Fuße, vom Kurfürsten mit Reisegeld und mit guten Empfehlungsbriefen an einige vornehme Rathsherren, auch mit einem kaiserlichen Schutzbriefe versehen. Diese Empfehlungen kamen ihm sehr wohl zu statten; die ehrenwerthen Männer, besonders Herr Langemantel, nahmen sich seiner freundlich an und waren recht väterlich dafür besorgt, daß ihm kein Leids geschehe. Desto weniger konnte er mit dem Empfange beim Cardinal zufrieden sein. Der Mann verlangte nur immer Widerruf, und wenn Luther ihm einwarf, er sei dazu gern bereit, wenn er ihm nur aus der Bibel beweisen wollte, daß er geirrt habe, so half er sich mit einem vornehmen Lachen, wie wenn Luther eine Ungereimtheit gesagt hätte. Dabei zeigte Cajetan eine solche Unwissenheit, daß Luther sich nicht genug darüber wundern konnte. „Und doch," schreibt Luther, „wird dieser für den allergelehrtesten

unter den Dominicanern gehalten; daraus läßt sich schließen, wie es um die, so den zehnten und hundertsten Rang haben, müsse beschaffen sein.“ Auch suchte ihn der Cardinal nach Art unwissender vornehmer Leute zu überschreien, wenn er sich vertheidigen wollte; kurz, sie konnten nicht miteinander auskommen. Nach der letzten Unterredung entließ ihn der Cardinal mit dem wegwerfenden Bescheide: „Gehe hin und komme nicht wieder zu mir, du wollest denn einen Widerruf thun!“ Dazu hatte aber Luther keine Lust, und er schreibt selbst darüber recht schön: „Das weiß ich, daß ich der Allerangenehmste und Liebste wäre, wenn ich das einzige Wort spräche: ich widerrufe! Aber ich will nicht zu einem Ketzer werden mit dem Widerruf der Meinung, durch welche ich bin zu einem Christen worden. Eher will ich sterben, verbrannt, vertrieben und vermaledeiet werden.“ Da nun Luther zugleich hörte, daß seine Feinde ihm nachstellten und ihn mit Gift oder Schwert umbringen wollten, so gab er dem Andringen seiner Freunde nach, eiligst und heimlich abzureisen. Bei Cajetan entschuldigte er sich schriftlich mit Mangel an hinlänglichem Gelde, um noch länger bleiben zu können. Eines Morgens noch vor Tagesanbruch ließ ihn der brave Langemantel aus einem Pförtchen zur Stadt hinaus. Hier standen schon durch die Fürsorge seiner Freunde zwei gesattelte Pferde. Eines bestieg Luther, das andere ein treuer Rathsdiener, den ihm der Magistrat mitgab, und so ritt Luther, ohne Reitkleider, ja ohne Stiefeln, gleich am ersten Tage acht Meilen. Als er Abends vom Pferde stieg, war er, der des Reitens nicht gewohnt war und ein schwer trabendes Pferd gehabt hatte, so ermüdet, daß er rücklings aufs Stroh niedersank. Indessen war er doch nun auch seinen Feinden aus den Augen gerückt, und das war zu seinem großen Glücke. Denn bald darauf bekam er in Nürnberg die Anweisung zu Gesichte, die der Papst dem Cajetan in Betreff Luthers gegeben hatte. Darin wurde Luther ein Ketzer genannt und dem Cardinal befohlen: „So du sein mächtig wirst, wollest du ihn ja wohl und gewiß verwahren lassen, bis so lange du von uns weitern Befehl erhältst, auf daß er vor uns gestellt werde. Wo er in seiner Halsstarrigkeit verharrt und du seiner nicht kannst mächtig werden, so geben wir dir gleiche Gewalt und Macht, an allen Orten Deutschlands ihn und alle, so ihm anhangen, für Ketzer, Verbannte, Verfluchte und Vermaledeite zu publiciren“ u. s. w. Glücklicherweise war Cajetan kein böser, sondern nur ein hochmüthiger und, wie diese Leute fast immer, ein einfältiger Mann, und er fügte Luthern

keineswegs so viel Böses zu, wie er wohl gekonnt hätte. Noch einen Versuch machte der zum Frieden geneigte Papst. Er schickte seinen Kammerherrn, Karl v. Miltitz, Domherrn zu Mainz, nach Deutschland, um Luthern durch gütliche Vorstellung zum Schweigen zu bringen. Die Zusammenkunft fand in Altenburg statt. Miltitz redete Luthern sehr freundlich zu und bat, ihm die Backen streichelnd, den Streit ruhen zu lassen. Luther erklärte sich dazu bereit, wenn seine Feinde schweigen würden, was aber bekanntlich nicht geschah. „Ich bezeuge," schrieb er damals an den Papst, „vor Gott und vor allen Creaturen, daß ich nie Willens gewest, noch heutiges Tages bin, der römischen Kirche und Ew. Heiligkeit Gewalt auf einerlei Weise anzugreifen, oder mit irgend einer List etwas abzubrechen."

Dem guten Kurfürsten waren diese Händel sehr unangenehm; denn noch hatte sich sein sonst verständiger Geist nicht losmachen können von den Lehren, die er bisher als wahr erkannt hatte. Er wünschte daher, daß Luther von Wittenberg weggehen sollte. Endlich, obgleich ungern, entschloß sich dieser dazu, und gab seinen liebsten Freunden eben einen kleinen Abschiedsschmaus, als ein Brief ankam von Spalatin, des Kurfürsten Geheimschreiber: warum er denn noch nicht aufgebrochen sei? Das betrübte den guten Luther tief; fast wäre sein Gemüth verzagt. Aber seine Frömmigkeit ließ ihn nicht sinken. „Vater und Mutter verlassen mich," rief er, den heitern Blick gen Himmel gerichtet, aus; „aber der Herr nimmt mich auf!" Und noch über Tische wurde ihm von demselben Manne ein zweiter Brief gebracht: er solle doch bleiben, wenn er noch da wäre; der Kurfürst wolle ihn schützen.

Um die Zeit lernte Luther einen Mann kennen, der zur Reformation recht viel mitgewirkt hat, Philipp Melanchthon. Dieser liebe freundliche Mann war 1497 in Bretten, einem Städtchen im jetzigen Großherzogthume Baden, geboren worden, also 14 Jahre jünger als Luther. Eigentlich hieß er Schwarzerde; aber nach der damaligen Gewohnheit der Gelehrten verwandelte er seinen deutschen Namen in den gleichbedeutenden griechischen. Sein Vater war ein ehrlicher fleißiger Stückgießer und Waffenschmied, und dabei ein echtfrommer Mann, der nebst der Mutter den kleinen Philipp schon früh zum Gebete angehalten hatte. Dadurch hatte das von Natur sanfte und weiche Gemüth des Knaben eine so schöne Richtung für Religiosität erhalten, daß nichts im Stande war, ihn auf Abwege zu führen. Schon im 11. Jahre hatte er seinen braven

Vater verloren; da gab ihm der Großvater einen treuen und geschickten Mann zum Erzieher, bis er auf eine Gelehrtenschule kam. Hier machte er durch eisernen Fleiß so schöne Fortschritte, daß er schon im vierzehnten Jahre auf die Universität nach Heidelberg gehen konnte. Aber was dabei am meisten zu bewundern ist: er blieb der stille bescheidene Jüngling, der er gewesen war, bildete sich nichts auf sein Wissen ein und gewann dadurch Aller Herzen. Jetzt wurde er, weil seine ungemeine Kenntniß der griechischen Sprache ihm schon großen Ruf erworben hatte, von Friedrich dem Weisen auf die Universität nach Wittenberg berufen, noch nicht 22 Jahre alt, und zufällig war Luther seine erste Bekanntschaft. Bald wurden beide Männer die unzertrennlichsten Freunde. Nur der Tod hat dieses Band für die Erde aufgelöst. Dabei waren sie von ganz verschiedenem Temperamente, und man hat oft die richtige Bemerkung gemacht, daß die Verschiedenheit des Temperaments der Innigkeit der Freundschaft keinen Eintrag thut, sondern daß im Gegentheile Leute von ganz verschiedener Natur oft die allerbesten Freunde sind. War Luther überaus feurig, höchst kräftig, muthig vorwärts strebend, so war dagegen Melanchthon sanft, scheu und besonnen, und beider Männer hat sich die Vorsehung recht sichtlich bedient, das wichtige Werk der Reformation zu fördern, indem Luther die Bedächtigkeit des ruhigen Melanchthon anspornte und mit sich fortriß, Melanchthon dagegen die aufsprudelnde, oft unbesonnene Hitze Luthers mäßigte.*) Beide waren für Religion und Wahrheit gleich sehr erwärmt. Wer zählt den Segen, den diese beiden trefflichen Männer auf Erden gestiftet haben! — Luther pflegte ihn nie anders als „seinen Philipp", und dieser ihn blos „den Doctor" zu nennen. Ungeheuer war der Zulauf, den beide Männer in ihren Vorlesungen hatten: Melanchthon hatte manchmal an 2000 Zuhörer; so drängten sich die Jünglinge damals nach Wittenberg, durch den Ruf der beiden großen Männer herbeigezogen.

Gern hätte Luther geschwiegen und blos seinem Amte gelebt; aber seine Feinde ließen nicht nach, und reizten ihn unaufhörlich durch heftige und spöttische Schriften. Er blieb ihnen keine Ant-

---

*) Luther selbst sagt darüber: „Melanchthon fährt säuberlich und still daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich. Ich dagegen muß die Klötze und Stämme ausreuten, die Pfützen ausfüllen und bin der große Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß."

wort schuldig, und kein Monat verging, ohne daß nicht ein oder das andere Schriftchen von ihm erschienen wäre. Alle seine Schriften wurden nicht nur in Deutschland begierig gekauft und gelesen, sondern selbst in Paris, Rom und anderwärts war eifriges Nachfragen danach. Sein ärgster Feind war Doctor Eck, Prokanzler auf der Universität Ingolstadt in Baiern, ein recht hochmüthiger, aufgeblasener, tückischer Mensch. Erst versuchte er Luthern niederzureden, denn er hatte eine gewaltige Streitfertigkeit; aber bei Luther richtete er damit nichts aus, weil Eck nicht vermochte, ihn aus der Bibel, in welcher Luther trefflich bewandert war, zu widerlegen. Das geschah vornämlich im Juli 1519 in Leipzig, wo Eck Luthern zu einer Disputation herausgefordert hatte, die mehrere Wochen dauerte, aber nichts entschied, weil jeder, wie das ja bei allen gelehrten Streitigkeiten der Fall ist, sich den Sieg zuschrieb. Als Luther mit einigen andern Professoren von Wittenberg nach Leipzig fuhr, begleiteten ihn an 200 Studenten, die mit Spießen und Hellebarden neben seinem Wagen herliefen. Die guten Leute wollten sorgen, daß ihrem geliebten Lehrer kein Leid zugefügt würde. Aber vergeblich war diese Disputation doch nicht gewesen; denn Luther fühlte sich nun angetrieben, den Ursprung der päpstlichen Gewalt näher zu untersuchen, und zu seinem Erstaunen fand er in der Geschichte die deutlichsten Beweise, daß es Jesus nie eingefallen war, einen Statthalter auf Erden einzusetzen, daß also die ganze Macht des Papstes nichts als Anmaßung, daß das ganze Gebäude der römischen Kirche großentheils auf Eigennutz, Dünkel und Herrschsucht gegründet und mithin völlig unchristlich wäre. Von diesen Tagen in Leipzig an erkannte Luther mit voller Deutlichkeit, daß er sich von dem Papstthume und der römischen Kirche vollständig lossagen müsse; für ihn war fortan die heilige Schrift der einzige Grund des Glaubens und Christus allein das Haupt der Kirche.

Wir haben noch eine Schilderung übrig, wie Luther damals aussah, von einem Manne, der mit ihm in Leipzig war. „Martin ist," so schreibt er, „von mittler Leibeslänge, hager von Sorgen und Studiren, so daß man fast die Knochen durch die Haut zählen könnte, annoch von männlichem und frischem Alter und klarer erhabener Stimme. Er ist aber voll Gelehrsamkeit und fürtrefflicher Wissenschaft der Schrift, so daß er gleichsam alles an den Fingern herzählen kann. Seinem Leben nach ist er höflich und freundlich, und hat nichts Sauertöpfisches und Strenges an sich, ja er kann

sich in alle Zeiten schicken. In Gesellschaft ist er lustig, scherzhaft, lebhaft und immer heiter, immer muntern und fröhlichen Gesichts, ob ihm die Widersacher noch so sehr drohen, daß man schwerlich denken kann, daß der Mann ohne Gott solche wichtige Dinge vornehme!"

85. Karl V., 1519—56.

Alles dies geschah noch zu Lebzeiten des Kaisers Maximilian I. Aber 1519 starb er. Wen sollten die Deutschen nun zum Kaiser wählen? — Anfangs schwankten sie; denn zwei mächtige Fürsten bewarben sich um die hohe Ehre. Der eine war Maximilians Enkel, Karl I., seit 1516 König von Spanien,*) und der andere Franz I. von Frankreich, seit 1515. Schon hatten die Kurfürsten Lust, keinen von beiden, sondern lieber den ehrwürdigen Friedrich den Weisen zu wählen; dieser aber schlug die Ehre aus. „Wir brauchen einen mächtigen Kaiser," sprach er; „ich kenne aber keinen, der darin dem König von Spanien gleichkäme." Und so wurde denn dieser mächtige Herr, damals erst 19 Jahre alt, zum deutschen Kaiser gewählt. Als solchen nannte man ihn Karl V. Dieser Kaiser hatte gegen den Kurfürsten von Sachsen eine besondere Ehrfurcht und Dankbarkeit, und das war für Luther nachmals von großem Nutzen. Doctor Eck war nach Rom gereist und hatte da Luthern so arg geschildert, daß endlich der Papst eine Bannbulle gegen Luther ausfertigte, die Eck, voll Freuden, mit derselben seinen Feind ganz zu Boden zu schmettern, mit nach Deutschland nahm und überall eilfertig bekannt machte. Es wurde darin befohlen, Luthers Schriften überall zu verbrennen, ihn selbst aber, wenn er nicht binnen 60 Tagen widerrufe, mit allen seinen Anhängern nach Rom zu schicken. Luther selbst verachtete den Bann, weil er wußte, daß er unter Gottes Schutz stehe. „Ich weiß," sprach er, „daß der, welcher im Himmel sitzt und von Ewigkeit her alle Dinge leitet, auch den Anfang, Fortgang und Ausgang dieser Sache vorausgesehen hat. Diesen Ausgang erwarte ich, und wie auch das Loos falle mich wird es nicht bewegen. Kein Baumblatt fällt ohne den Willen unsers Vaters auf die Erde; um wie viel weniger werden wir fallen, außer wenn er uns will fallen lassen." Im südlichen Deutschland,

*) Er ist in dem Abschnitt „Hernandez Cortez" mehrmals genannt worden.

wo der Papst noch die meisten Anhänger hatte, freuten sich die Leute mit Eck über den Aerger, den Luther haben würde; aber im nördlichen kam er schlimm an. Hier waren fast alle schon für Luther eingenommen und führten den Eck tüchtig ab. In vielen Städten riß man die Bulle ab, warf dem Eck die Fenster ein, und in Leipzig drohten die Studenten ihn todt zu schlagen, wenn er sich nicht gleich fortmachen würde. Das war für Luther eine ehrenvolle Genugthuung; aber auch er selbst sann auf eine öffentliche Kundgebung. Besonders hatte es ihn empört, daß seine Feinde in mehrern Städten seine Bücher verbrannt hatten. Nun beschloß er etwas Aehnliches vorzunehmen und that durch einen öffentlichen Anschlag kund, er werde am 10. December (1520) um 9 Uhr Vormittags auf einem Platze vor dem Elsterthore (in Wittenberg) die päpstliche Bulle verbrennen. Eine große Menge von Bürgern fand sich ein. Ein Scheiterhaufen war schon aufgerichtet. Endlich erschien Luther, begleitet von den ihm treu ergebenen Studenten. Er zündete den Holzstoß an, warf die Bulle hinein und rief: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübest hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!" — Diese Handlung war sehr wichtig; denn dadurch sagte er sich von dem Gehorsam gegen den Papst ganz los. An eine Aussöhnung war nun nicht mehr zu denken; er konnte nicht mehr zurück; nun mußte er obsiegen oder untergehen.

Wie aufgebracht der Papst gegen ihn war, zeigte sich auch bald. Es erschienen zwei päpstliche Gesandte, die nicht weniger vom Kurfürsten verlangten, als daß er Luthers Schriften verbrennen, ihn selbst aber gefangen nehmen lassen und nach Rom schicken sollte. Aber sie erhielten zur Antwort: wenn Luther etwas Unrechtes gethan oder geschrieben habe, so möge ihn der Papst vor gleichen, gelehrten, frommen und unverdächtigen Richtern, auf ein frei, sicher und genugsam Geleit, an ungefährlichen Oertern verhören lassen; denn unverhört und unüberwunden würden seine Bücher nicht verbrannt werden. Das war denn freilich den Herren nicht recht.

Kaiser Karl hatte auf das Jahr 1521 einen **Reichstag** ausgeschrieben, der in **Worms** gehalten werden sollte, und schrieb an den Kurfürsten, er möge doch auch kommen und den Luther mitbringen, damit dessen Sache da verhandelt würde. Der Kurfürst meinte es schon damals mit dem frommen Luther herzlich gut und schrieb daher zurück, man möchte ihn damit verschonen.

Als er aber Luthern fragte, ob er wohl nach Worms gehen würde, wenn ihn der Kaiser dahin entböte, so antwortete dieser: „Wenn ich berufen werde, will ich, so viel an mir ist, mich ehe krank hinführen lassen, falls ich nicht gesund kommen könnte; denn es ist nicht zu zweifeln, daß ich von Gott berufen werde, so mich der Kaiser beruft. Wollen sie die Sache mit Gewalt handeln, wie es scheint, so ist die Sache Gott zu befehlen. Der lebet und herrschet noch, welcher die drei Männer im feurigen Ofen erhalten. Will er aber mich nicht erhalten, ist's um meinen Kopf eine gar schlechte Sache, wenn selbiger gegen Christum gehalten wird, der mit höchster Schmach getödtet worden. Hier habt ihr meinen Rath und Meinung. Versehet euch zu mir alles, nur nicht, daß ich fliehen oder widerrufen werde. Fliehen will ich nicht, widerrufen aber viel weniger, so wahr mich mein Herr Jesus stärket; denn ich kann keines ohne Gefahr der Gottseligkeit und vieler Seligkeit thun!“ Endlich wurde ihm beim Kaiser ein sicheres Geleit ausgewirkt, und er erhielt zugleich die Vorladung des Kaisers, binnen 21 Tagen nach Worms zu kommen, mit der Aufschrift: „Dem ehrsamen, unserm lieben, andächtigen Dr. Martin Luther, Augustinerordens.“ Wie oft sprechen und schreiben die Menschen doch so ganz anders als sie denken und empfinden! — Als er abreiste, umarmte er noch einmal seinen Freund Melanchthon. „Komme ich nicht wieder,“ sprach er, „und morden mich meine Feinde, so beschwöre ich dich, lieber Bruder: laß nicht ab, zu lehren und bei der Wahrheit zu verharren. Arbeite unterdessen zugleich für mich, weil ich nicht hier sein kann. Du kannst es noch besser machen. Daher ist auch nicht viel schade um mich; bleibst du doch da. In dir hat der Herr einen noch gelehrtern Streiter.“

So machte sich Luther in mehrerer Freunde Begleitung nach Worms auf den Weg, auf einem Wagen, den ihm der wittenbergische Magistrat dazu geschenkt hatte. Wohin er unterwegs kam, welcher Zusammenlauf! Meilenweit lief das Volk herbei, den Mann zu sehen, der dreist dem Papste widersprochen hatte. Alle staunten ihn wie einen Wundermann an und suchten sich seine Züge fest einzuprägen. Als er Erfurt, seinem geliebten Erfurt, sich näherte, kam ihm ein langer Zug zwei Meilen weit zu Pferde und zu Fuße entgegen, und in der Stadt konnte der Wagen vor dem Gedränge kaum von der Stelle. Auch ließ man ihm nicht eher Ruhe, bis er predigte, und unter welchem Zulaufe! In Eisenach wurde er krank; doch reiste er weiter. Man warnte ihn, weil man

ihn in Worms zu Pulver verbrennen werde. Aber muthig antwortete er: „Wenn gleich meine Feinde ein Feuer machen, das zwischen Wittenberg und Worms hinreicht, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen, Christum bekennen und denselben walten lassen. In der Nähe von Worms kam ihm ein Bote von Spalatin, seinem Freunde und des Kurfürsten Geheimschreiber und Hofprediger, entgegen: er solle doch ja nicht nach Worms kommen und sich nicht in solche Gefahr begeben. Er ließ ihm aber antworten: „Und wenn auch so viele Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, doch wollt' ich hinein!"

So zog er am 16. April 1521 in Worms ein. Vor seinem Wagen ritt der kaiserliche Herold einher; eine Menge von Reitern und Wagen, die ihn eingeholt hatten, folgte seinem Wagen, und mehr als 2000 Menschen drängten ihm nach bis an sein Quartier. Schon am folgenden Morgen erschien der Reichsmarschall bei ihm und citirte ihn, Nachmittags auf der Reichsversammlung zu erscheinen. Zur bestimmten Zeit holte er ihn selbst ab. Was gab es da für einen Zusammenlauf! Auf der Straße standen die Menschen Kopf an Kopf; ja viele stiegen auf die Dächer, und alle Fenster waren dicht besetzt. Aber dies Mal warteten die Leute vergebens; denn weil durch das Gedränge nicht durchzukommen war, mußte Luther durch einige Hinterhäuser und Gärten geführt werden. An der Thür des großen Saales standen mehrere Ritter. Einer davon, der berühmte Georg Frundsberg, klopfte ihm treuherzig auf die Schulter und sprach: „Münchlein! Münchlein! du gehst jetzt einen Gang, einen solchen (Wider-) Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberster auch in der allerernstesten Schlacht nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen!" Diese Worte stärkten Luthers Gemüth nicht wenig; denn etwas beklommen war ihm doch ums Herz, als er, der schüchterne Mönch, nun auftreten sollte vor dem Kaiser und den Fürsten, seine Meinung zu vertheidigen. Jetzt flogen die Saalthüren auf und Luther schritt hinein. Da saß auf dem Throne Kaiser Karl V., ein stattlicher Herr von 21 Jahren, in wahrhaft kaiserlicher Pracht, und in zwei langen Reihen vor ihm saßen die Fürsten, Herzöge und Grafen des deutschen Reiches. Alle schauten Luther starr an, und mehr als 5000 Menschen, die in dem Saale und vor den Fenstern standen, alle sahen nur auf ihn allein. Aber aus den Augen fast aller sah er Bewunderung oder Zufriedenheit

mit ihm strahlen, und viele der zunächst Stehenden munterten ihn auf, sich nicht zu fürchten vor denen, die nur den Leib tödten könnten. Der Vicar des Kurfürsten von Trier, der das Wort führte, fragte ihn, ob er die Bücher, die auf dem Tische lägen, als die seinigen erkenne, und ob er widerrufen wolle? — Die erste Frage bejahte er; aber wegen der zweiten bat er sich Bedenkzeit aus, die ihm der Kaiser auch gewährte.

Erst als er den Saal hinter sich hatte, athmete er wieder frei. Das sah er nun doch ein, daß es keine Kleinigkeit sei, so vor Kaiser und Reich zu stehen und seine Meinung zu verfechten; so gewaltig hatte er es sich nicht gedacht. Aber bald gab ihm der Gedanke an den Beistand Gottes, für dessen Wort er hier zu reden habe, neue Kraft, und er freute sich, als er schon am folgenden Nachmittag um 4 Uhr wieder zur Versammlung abgerufen wurde. Nachdem er zwei ganzer Stunden draußen hatte warten müssen, umdrängt von unzähligen Neugierigen, öffneten sich für ihn die Thüren und er trat ein. Schon brannten im Saale alle Kerzen und Fackeln. „Allergnädigster Kaiser, gnädigste Kurfürsten, Fürsten und Herren!" hob er an, „ich erscheine gehorsam auf dem Termine, so mir gestern Abend angesetzt ist, und bitte durch Gottes Barmherzigkeit, Ew. Maj. und Gnaden wollten diese gerechte und wahrhaftige Sache, wie ich hoffe, gnädigst hören; und so ich aus Unverstand vielleicht einem jeglichen seinen gebührlichen Titel nicht geben, oder mich sonst nicht nach Hofgebrauch in Geberden erzeigen sollte, mir es gnädigst zu gut halten, als der ich nicht zu Hofe gewest, sondern immer im Kloster gesteckt bin und von mir anders nicht zeugen kann, denn daß ich in dem, was von mir bishero mit einfältigem (aufrichtigem) Herzen gelehrt oder geschrieben worden, allein Gottes Ehre und der Christgläubigen Nutz und Seligkeit angesehen und gesucht habe." Dann redete er von seinen Büchern und von den darin enthaltenen Lehrsätzen, alles in deutscher Sprache. Da erinnerte man ihn, der Kaiser verstehe davon nicht viel; er solle doch das mit lateinischen Worten wiederholen. Das that er auch, ob er gleich sehr schwitzte und ihm wegen des Getümmels sehr heiß war. Nachdem er lange überaus bescheiden gesprochen hatte, fiel ihm der Vicar in die Rede und verlangte eine runde, richtige Antwort, ob er widerrufen wolle oder nicht. „Weil denn," antwortete Luther, „kaiserliche Majestät, kur- und fürstliche Gnaden eine schlichte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll,

nämlich also: es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen klaren und hellen Gründen überwiesen würde, so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!"

Darauf erwiderte der Vicar: „wenn er nicht widerrufen wolle, so würden der Kaiser und die Stände berathschlagen, was mit einem solchen Ketzer zu thun sei." — „So helfe mir Gott," antwortete Luther; „denn einen Widerruf kann ich nicht thun. Möchte nur der Kaiser, das edle junge Blut, sich nicht verführen lassen, vom Evangelium zu weichen und Menschensatzungen unterwürfig zu werden!"

Mit diesen kräftigen Worten trat Luther ab; aber er hatte nicht vergebens geredet. Das freudig und muthig abgelegte Bekenntniß der Wahrheit hatte ihm viele Herzen, auch unter den Fürsten gewonnen. Der alte Erich, Herzog von Braunschweig, sonst ein großer Feind der Reformation, schickte ihm eine silberne Kanne Einbecker Bier und hieß ihm, sich damit zu erquicken. Luther fragte den Boten, welcher Fürst seiner so in Gnaden gedenke? und da er hörte, daß es Erich sei und daß er selbst vorher von dem Biere getrunken, so fürchtete er keine Vergiftung, sondern trank beherzt daraus und sprach: „Wie heute Herzog Erich meiner gedacht, also gedenke seiner unser Herr Christus in seinem letzten Kampfe." Erich vergaß die Worte nicht und erinnerte sich ihrer noch auf dem Sterbebette. Besonders aber hatte sich Friedrich der Weise über Luthers Freimüthigkeit gefreut, und er äußerte noch denselben Abend gegen Spalatin: „Recht schön hat Doctor Martin geredet vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten und Ständen des Reichs; er ist mir nur zu herzhaft gewest."

Noch einen Versuch machte der Kurfürst von Trier, Luthern zum Widerruf zu bewegen, aber er antwortete ihm: „Ist meine Sache nicht aus Gott, so wird sie über zwei bis drei Jahre nicht währen; ist sie aber aus Gott, so wird man sie nicht können dämpfen." Nun erhielt er die Erlaubniß abzureisen, und verließ Worms am 26. April; denn Kaiser Karl hielt ihm das versprochene sichere Geleit, so sehr auch der päpstliche Gesandte ihm zuredete: einem Ketzer brauche man sein Wort nicht zu halten. Er antwortete dem Legaten mit Festigkeit: „Ich habe keine Lust wie einst Sigismund zu erröthen!" (S. Th. 2, Seite 236.) Dagegen wurde Luther durch ein vom Kaiser am 26. Mai unterzeichnetes,

aber auf den 8. Mai zurückdatirtes Decret in die Reichsacht gethan. Es hieß in dem vom päpstlichen Legaten entworfenen Beschlusse, Luther habe nicht als Mensch, sondern als der böse Feind in Gestalt eines Menschen mit angenommener Mönchskutte, vieler Ketzer lange Zeit verborgen gebliebene, verdammte Ketzerei in eine stinkende Pfütze gesammelt und selbst etliche von neuem erdacht. Darum solle nun, vom 14. Mai an, Niemand diesen Luther hausen, höfen, ätzen, tränken, und seine Bücher solle Niemand kaufen, verkaufen, lesen, behalten, abschreiben, drucken oder abschreiben und drucken lassen u. s. w.

Zum Glück war Luther, als dieser Beschluß bekannt gemacht wurde, schon an einem Orte, wo ihm seine Feinde nichts Böses zufügen konnten, und überhaupt hat sich auch nachher niemand an den Wormser Beschluß gekehrt. Luther reiste wohlgemuth nach Hause, eben so geehrt als bei seiner Hinreise. Als er nach Eisenach aus dem Hauptwege abbog, um seine lieben Verwandten in und um Möra zu besuchen, siehe! da sprengten plötzlich einige verlarvte Reiter herbei (es waren Hans von Berlepsch, Amtshauptmann des Schlosses Wartburg, und Burkard von Hund, Herr zu Altenstein, nebst zwei Knechten), hoben ihn aus dem Wagen, setzten ihn auf ein Pferd und jagten mit ihm waldeinwärts, bis sie erst um 11 Uhr Abends am Fuße eines Berges still hielten, auf dessen Spitze ein altes Ritterschloß lag. Es war die Wartburg, dicht bei Eisenach. Hier wurde er eingesperrt; aber er merkte bald, daß man es nicht böse mit ihm meine, und daß sein gütiger Landesherr, der Kurfürst, das so veranstaltet habe, daß seine Feinde ihn nicht ermordeten, sondern ihn nach und nach vergessen möchten. Daher wurde Luther hier auch recht gut gehalten, bekam gut zu essen und zu trinken, konnte machen, was er wollte, auch auf die Jagd gehen; aber außer Berlepsch wußte hier niemand, wer er eigentlich sei; man nannte ihn nur den Ritter Jürgen. Auch mußte er seine Kleidung mit einem Wamms vertauschen und sich Haar und Bart wachsen lassen. Nur wenige seiner Freunde, etwa Spalatin und Melanchthon, wußten seinen Aufenthaltsort; die übrigen glaubten, er sei todt. Erst als dann und wann eine neue Schrift von ihm erschien, merkten sie, daß er noch am Leben sein müsse; aber wo er stecke, konnten sie nicht errathen. Hier auf der Wartburg arbeitete nun Luther fleißig an der Uebersetzung der Bibel. Da kam es ihm einst, erzählt man, so vor, als wenn der Teufel in einem Winkel stände und ihm drohte. Heftig, wie Luther war, ergriff

er schnell das Tintenfaß und warf es nach dem Bilde seiner Phantasie, das natürlich augenblicklich verschwand. Mag nun das Histörchen wahr sein oder nicht, — den Tintenfleck zeigt man noch.

Indessen hatte die Reformation in Deutschland, am meisten in Sachsen, große Fortschritte gemacht. Schon in demselben Jahre (1521) wagte ein sächsischer Pfarrer sich zu verheirathen. Viele Mönche sogar traten zu Luthers Lehre über und sagten sich von der Herrschaft des Papstes los. Die Augustiner in Wittenberg gaben dazu das Signal. Die jüngeren Mönche vereinigten sich, die Messe in ihrem Kloster abzuschaffen; sie erklärten ihre Ordensgelübde für aufgehoben und traten zum Theil in die Welt zurück. Zwar widersprachen der Prior und einige ältere Mönche; aber sie wurden von jenen überstimmt. Auch behaupteten sie mit Recht, es sei unrecht, daß sich der Orden von Betteln ernähre, da die heilige Schrift befehle, daß jeder sich von seiner Hände Arbeit nähren sollte. Ihrem Beispiele folgten auch andere Geistliche und meinten, der Gottesdienst müsse von den vielen in die römische Kirche eingeführten Mißbräuchen gereinigt werden. Jetzt wurden schnell viele Neuerungen vorgenommen: die Messe wurde in deutscher Sprache gehalten, die Hostie nicht mehr emporgehoben und angebetet und das Abendmahl jedem, der es wünschte, in beiderlei Gestalt, wie es Jesus vorgeschrieben, gereicht. Endlich schaffte man die Messe ganz ab. Dagegen ließ sich nichts sagen. Aber da nichts so schwer ist, als die goldene Mittelstraße zu halten, so übertrieben viele die Sache, beleidigten katholische Priester, stürmten die Kirchen, warfen Bilder und Altäre heraus und trieben andern häßlichen Unfug. An der Spitze dieser Bilderstürmer stand der sonst gutdenkende, aber unüberlegte Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt, Professor in Wittenberg. Das erfuhr Luther und wurde entsetzlich böse; denn er fürchtete mit Recht, daß nun alle Welt sagen würde: „Da sieht man, was die neue Lehre anrichtet!“ Nun war kein Haltens mehr. Ohne erst den Kurfürsten zu fragen, reiste er auf der Stelle nach Wittenberg und predigte acht Tage hintereinander gegen die Unruhen der Bilderstürmer mit solcher Kraft, daß Ruhe und Ordnung zurückkehrten. Luther blieb nun fortwährend in Wittenberg und wirkte rüstig für die Ausbreitung der Reformation. Wollte er sich von der Arbeit erholen, so drechselte er oder arbeitete in seinem Gärtchen. Im Jahre 1524 legte er das Mönchskleid ab und kleidete sich weltlich. Daß er einen schwarzen Anzug wählte und daß dieser daher das

Amtskleid der evangelischen Geistlichkeit geworden ist, hing von einem bloßen Zufalle ab. Der Kurfürst nämlich pflegte Luthern zu seiner Kleidung dann und wann ein Stück schwarzes Tuch zu schicken, weil dies damals die Hoftracht war; und weil Luther sich so trug, so glaubten auch seine Schüler, sich so tragen zu müssen. — Noch einen stärkern Schritt that Luther 1525, sich von dem Mönchsstande ganz loszusagen. Er heirathete ein tugendhaftes Fräulein, Katharina von Bora, die früherhin Nonne gewesen war, und lebte mit ihr überaus glücklich, besonders als er Vater mehrerer Kinder wurde, die er zärtlich liebte, wie einige Briefe an dieselben beweisen, die wir noch übrig haben.*) Späterhin reisten er und Melanchthon in Sachsen umher, um zu untersuchen, wie die Prediger und Schullehrer beschaffen wären. Da fanden sie zu ihrer Verwunderung eine ganz entsetzliche Unwissenheit; wie konnte es auch anders sein, da diese Leute zum Theil ohne guten Unterricht aufgewachsen waren? Das bewog Luthern, seinen großen und kleinen Katechismus zu schreiben, damit die Leute doch etwas hätten, wonach sie das arme Volk und die Kinder unterweisen könnten.

Daß diese neuen Einrichtungen so ganz ruhig abgegangen wären, muß nur niemand glauben. Wirklich hatten auf Betrieb eines päpstlichen Legaten der Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand, die Herzöge von Baiern und die meisten Bischöfe Süddeutschlands (1524) ein Bündniß in Regensburg geschlossen, die katholische Lehre aufrecht zu erhalten. Die katholischen Geistlichen machten Luthern und den Anhängern seiner Reformation gar viel zu schaffen, indem sie bald ihnen drohten, bald bei jeder Gelegenheit sie neckten, so daß diejenigen Fürsten, die sich zur neuen Lehre

---

*) Katharina war, 24 Jahre alt, 1523 aus Kloster Nimptschen bei Grimma mit acht andern Nonnen entflohen. Luther verschaffte ihnen in Wittenberg Unterkommen in anständigen Häusern. Vergebens warb ein Prediger um ihre Hand, obgleich Luther seine Werbung unterstützte. Glücklicher war Luther selbst. Er wurde mit ihr am 13. Juni 1525 getraut. Sie hatten sechs Kinder, von denen zwei früh starben. Nach Luthers Tode lebte sie ein Jahr in Wittenberg. Als die Kaiserlichen (1547) hierher kamen, wanderte sie mit ihren Kindern aus und erfuhr manchen Kummer. Sie kehrte zwar nach Wittenberg zurück, ging aber (1552), durch die Pest vertrieben, nach Torgau. Unterwegs wurden die Pferde scheu; sie sprang aus dem Wagen und beschädigte sich so, daß sie die Abzehrung bekam, an welcher sie am 20. December 1552 in Torgau starb. Hier liegt sie in der Pfarrkirche begraben.

bekannten, endlich darauf denken mußten, sich mit einander zu verbinden, auf den Fall, daß die katholischen Stände sie etwa bekriegen wollten. Die Verbindung geschah zu Torgau und hieß daher der Torgauer Bund (1526). An der Spitze dieser Verbindung standen der Kurfürst von Sachsen, Johann der Standhafte (1525—32), der seinem Bruder, Friedrich dem Weisen, gefolgt war, und der treffliche Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige, und außer ihnen nahmen die Herzöge von Braunschweig und Mecklenburg, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mansfeld und die Städte Magdeburg, Straßburg, Augsburg und Nürnberg daran Theil.

86. Der Bauernkrieg. — Thomas Münzer. — Die Wiedertäufer.

Die Bauern hatten es damals in Deutschland sehr schlimm. Sie waren zwar nicht eigentlich Leibeigene, mußten aber manche Tage der Woche für die Herrschaft arbeiten und wurden nicht allein vom Landesherrn, sondern auch von dem Gutsbesitzer mit Abgaben oft so sehr belastet, daß die armen Menschen ihres Lebens gar nicht froh werden konnten. Sie hatten daher auch schon einige Male vor Luthers Auftreten hier und da versucht, mit Gewalt die Last abzuschütteln; aber man hatte sie jedes Mal mit Härte wieder unterworfen. Nun erfolgte die Reformation und regte die vorhandene Gährung noch mehr auf. Luther lehrte, jeder Mensch müsse christliche Freiheit haben; damit meinte er, daß jeder die Freiheit haben müsse, Gott und Jesum nach der Vorschrift des Evangeliums zu verehren. Aber die einfältigen Bauern nahmen das anders und glaubten, Luther meine, sie brauchten ihren Herren nicht mehr zu gehorchen, da er doch gerade den Gehorsam gegen die Obrigkeit recht eingeschärft hatte.

In Schwaben, in der Nähe des Bodensees, brach 1525 der Aufruhr der Bauern zuerst aus und verbreitete sich mit Blitzesschnelle weiter, ehe noch die anwohnenden Fürsten — der sogenannte schwäbische Bund — Zeit hatten, ihre Truppen zusammenzuziehen. Anfangs verfuhren die Bauern unter Führung des Hans Müller von Bulgenbach, eines ehemaligen Soldaten, noch ziemlich gemäßigt. Mit rothem Mantel und rothem Baret an der Spitze seiner Anhänger zog Müller von Flecken zu Flecken; auf einem mit Laub und Bändern geschmückten Wagen ward die Haupt- und Sturm-

fahne hinter ihm hergefahren. Sie setzten ihre Forderungen in 12 Artikeln auf, schickten sie nach Wittenberg und baten Melanchthon und Luther um ihre Meinung. Luther erließ zuerst ein Schreiben an die Fürsten und Herren und ermahnte sie zur Nachgiebigkeit und Milde; denn einige Forderungen der Bauern wären gerecht und billig. Den Bauern riethen beide, sich sogleich zu unterwerfen. „Vergesset nicht," schrieben sie, „daß in der heiligen Schrift geschrieben stehet: die Rache ist mein; ich will vergelten." Das hatten die Aufrührer nicht erwartet, und beschlossen, sich nun selbst zu helfen. Indessen rückten nun auch die Truppen herbei und schlugen auf sie los. Dadurch entstand ein wüthender Krieg, in welchem scheußliche Grausamkeiten verübt wurden. Fast überall mußten die Bauern den Kürzern ziehen, dafür rächten sie sich an denen, die ihnen in die Hände fielen. In dem würtembergischen Städtchen Weinsberg fiel ein Graf von Helfenstein nebst 70 Mann Rittern und Knechten in ihre Hände, und da sie gerade erfahren hatten, daß der schwäbische Bund einige der gefangenen Bauern hatte hinrichten lassen, so verurtheilten sie den Grafen und dessen Leute zum Tode. Vergebens warf sich die Gräfin, eine Tochter Kaiser Maximilians, die, von Angst getrieben, ihr zweijähriges Kind auf dem Arme, herbeigeeilt war, auf die Kniee und flehete um sein Leben. Der rohe Haufen verhöhnte sie in ihrem Jammer und machte noch vor ihren Augen die Anstalten zu seinem Tode. Vergebens bot der Graf 30,000 Gulden für sein Leben; man antwortete ihm mit Hohnlachen. Während einige ihre Spieße vorhielten, jagten die andern ihn mit Peitschenhieben hinein, und ein Junge, der früher in seinen Diensten gestanden hatte, spielte ihm aus Hohn auf der Pfeife dazu vor. Der Gräfin rissen sie dann das schreiende Kind vom Arme, verwundeten es, mißhandelten sie selbst und führten sie endlich auf einem Mistwagen nach Heilbronn zurück. Eben so verfuhren aber auch die gegen sie ausgeschickten Truppen, die einmal 800 wehrlose Bauern niederhieben und jenen schändlichen Buben, der dem Grafen zum Tode vorgespielt hatte, am langsamen Feuer verbrannten. Aber je mehr Bauern den Tod fanden, desto reißender griff der Aufruhr um sich und breitete sich fast über das ganze südliche Deutschland aus, bis denn endlich die gemeinsame Macht der Fürsten die Bauern zur Unterwerfung zwang. Man verfuhr nun gegen die Irregeleiteten recht grausam. Der Kurfürst von Trier und der Bischof von Würzburg zogen mit dem Scharfrichter umher und hängten, köpften und viertheilten die

Wehrlosen, und der Markgraf von Ansbach ließ 85 Bauern die Augen ausstechen, weil sie einmal gesagt hatten, sie wollten ihn nicht mehr ansehen. Die Zahl der Gebliebenen auf beiden Seiten wurde auf 100—150,000 gerechnet. Beide Theile hatten in blinder Wuth zerstört und verwüstet; in Franken allein waren über 200 Stätten verbrannter Dörfer. Mehrere Tausend Waisen irrten ohne Obdach umher. Die Ruhe war wieder hergestellt, aber es war die Ruhe des Kirchhofs, die nur von dem Jammer unzähliger Opfer unterbrochen wurde. Es währte lange, ehe aus der Asche verbrannter Dörfer neue Wohnungen emporstiegen.

Etwas Aehnliches trug sich in demselben Jahre in Thüringen zu. Als Luther die Bilderstürmereien in Sachsen unterdrückt hatte, waren die Wildesten über die Grenze gegangen. Nur ein schwärmerischer Prediger, Thomas Münzer, einst ein Schüler Luthers, war in Thüringen geblieben und trieb nach wie vor sein Wesen; zuerst in Zwickau. Er predigte nicht nur gegen den Papst, sondern auch gegen Luther, weil dessen Lehre nicht weit genug ginge und nur die Kirche, nicht auch die weltliche Obrigkeit verbessern wolle. Es müßte Gemeinschaft der Güter eingeführt und die Gewalt der Fürsten abgeschafft werden. Dabei verlangte Münzer von seinen Anhängern, daß sie sich nicht nur der groben Laster enthielten, sondern auch fasteten, in schlechten Kleidern gingen, immer ernsthaft und traurig aussähen, wenig sprächen, den Bart wachsen ließen und von Gott Offenbarungen durch Träume erwarteten. Wenn dann keine sich zeigten, so müsse man derb auf Gott schelten; das sähe er gern, weil es ein Zeichen eines eifrigen Gemüths sei u. s. w. Daß aber Münzer nicht blos ein überspannter Thor, sondern auch ein Betrüger war, hat sich bald erwiesen. Es lief ihm bald eine Menge von Menschen nach; alle hatten Träume, erzählten sie Münzer, und dieser legte sie ihnen aus. Endlich wurde der Lärm so arg, daß der Kurfürst den Patron aus dem Lande jagte. Aber er kam bald wieder, und die Bürger von Mühlhausen in Thüringen wählten ihn gar zu ihrem Prediger. Nun erst wurde der Lärm recht arg. Münzer predigte Aufruhr und Ungehorsam gegen die Obrigkeit, und da der Magistrat das nicht dulden wollte, jagte Münzer denselben aus der Stadt und machte sich zum Bürgermeister. Da er lehrte, daß alle Güter allen gehören müßten (Communismus), und den Reichen ihre Besitzungen wegnahm, so bekam er auch vom Lande großen Zulauf; das faule Volk wollte nicht mehr arbeiten und schmauste nun von dem Gelde der Rei-

chen. Einzelne Horden zogen unter Pfeifer, einem weggelaufenen Mönche, der Münzern an Tollkühnheit noch überbot, in die Nachbarschaft aus, plünderten Häuser und Kirchen und kehrten mit Schätzen beladen wieder heim, und nun wollte Münzer das ganze Land aufwiegeln. Er schrieb an die ehrlichen Bergleute im Mansfeldschen: „Nun ist es hohe Zeit; ganz Deutschland, Frankreich und Welschland sind wach. Der Meister will ein Spiel mit uns machen, die Bösewichter müssen dran. Die Bauern sind auf, an 300,000 stark, und wird der Haufe je länger je größer." So brach er auf und lagerte sich beim Städtchen Frankenhausen in Thüringen. Indessen zogen die benachbarten Fürsten Truppen zusammen, dem tollen Haufen die Köpfe zurecht zu setzen. Johann der Standhafte, Philipp von Hessen und andere führten ein Heer gegen die Aufrührer. Aus Mitleiden mit dem verblendeten Volke schickten sie erst einen Edelknaben an sie ab und ließen ihnen Gnade anbieten, wenn sie gleich auseinandergingen und Münzern auslieferten.

Dieser erschrak über die Gefahr, in der er schwebte, trat auf und hielt eine feurige Rede an die Bauern, die er damit endigte, daß sie sich nur nicht fürchten sollten vor den Kugeln der Feinde; denn die würde er alle mit seinem Aermel auffangen, und wer in der vordersten Reihe niedergeschossen würde, stünde in der hintersten wieder lebendig auf. Ihm sehr zur gelegenen Zeit entstand gerade ein Regenbogen am Himmel. „Seht!" schrie er, „das Zeichen des Bundes, welchen Gott mit uns macht! Dieser Bogen ist der Bürge unseres Sieges und des Untergangs unserer Feinde. Frisch angegriffen also!" — Aber noch standen die Bauern unschlüssig da, sahen ihn an und stellten Betrachtungen an über seinen Aermel. Da ließ er den armen Edelknaben in Stücke hauen, damit jeder Weg zum gütlichen Vergleiche abgeschnitten würde, und nun griffen alle zu den Sensen, Piken und andern Waffen und erwarteten die Feinde. Diese ließen auch nicht lange auf sich warten. Die Kugeln sausten, die Reiter jagten herbei, und wie Spreu waren die Bauern beim ersten Anlaufe auseinandergesprengt. Sie sahen sich nach Münzer und seinem Aermel um; aber bei dem ersten Kanonenschusse hatte er die Flucht ergriffen und sich in Frankenhausen auf einem Heuboden versteckt. Die armen Bauern sahen nun ihre Verblendung ein, fielen nieder und baten um Gnade. Aber jetzt war es zu spät. Viele wurden niedergeritten, an 5000 erschlagen, und die Gefangenen nachmals enthauptet. Dasselbe

Schicksal traf auch verdienterweise Münzer und die andern Volksanführer.

Da wir einmal bei der Erzählung der Uebertreibungen jener Zeiten der Reformation sind, so wollen wir noch von einer berichten, die sich in den Jahren 1534 und 1535 zutrug. Von Münzers Anhängern waren einige entkommen und hatten sich nach Holland gewendet, wo sie auch manche Anhänger bekamen. Diese Leute kamen auf den Einfall, alle, die zu ihnen gehörten, noch einmal zu taufen, weil die Kindertaufe keine wahre Taufe sei; denn die Kinder verständen ja nichts davon. Auch behaupteten sie, alle, die zu ihrer Kirche gehörten, wären heilig und zur Gründung des Reiches Jesu auf Erden berufen. Einige dieser Wiedertäufer kamen nun nach Westphalen und ließen sich in Münster nieder; der Schneider Johann Bockold (Jan Bockelsohn) von Leyden, Jan Matthiesen, ein Bäcker von Harlem, der Tuchhändler Knipperdolling, Krechting und andere. Ein Prediger der Stadt, Rottmann, ein unwürdiger Schüler Luthers, schloß sich bald an die Schwärmer an, die immer mehr Anhang unter den Bürgern fanden. Nachdem sie bei Erneuerung des Magistrats durchgesetzt hatten, daß lauter Wiedertäufer zu Magistratspersonen gewählt wurden, erhielten sie die Oberhand und bemächtigten sich des Zeughauses; der Bischof war schon früher weggegangen. Rottmann und Knipperdolling ließen den Leuten auf dem Lande sagen: sie möchten nur zu Hause alles stehen und liegen lassen und nach der Stadt kommen, da sollten sie das zehnfach wiederbekommen; denn sie lehrten, wie Münzer, eine allgemeine Gütergemeinschaft. Die Reichen mußten alles hergeben und verließen je eher je lieber die Stadt, die nun den Armen und den Wiedertäufern allein überlassen blieb. Matthiesen befahl, daß jeder bei Lebensstrafe sein Gold, Silber und übriges Eigenthum in ein bestimmtes Haus bringen sollte; es geschah. Dann wurden alle Bücher, die Bibel ausgenommen, verbrannt, und alle Kirchenbilder, Orgeln, gemalte Fenster, Thurmuhren u. a. zertrümmert.

Indessen rückte der Bischof von Münster mit einem Heere herbei, die Stadt zu belagern. Da erschien der Bäcker Matthiesen auf dem Markte, suchte sich 30 Männer aus und rief: Gott habe ihm geoffenbart, daß er mit diesen Leuten allein das ganze Heer des Bischofs in die Flucht schlagen würde. Wirklich zog der Tollkopf aus, und alle waren neugierig, wie es ihm gehen würde.

Aber — er wurde gleich vom ersten Soldaten niedergestochen. Da trat der Schneider Bockold auf und sprach: das habe er längst gewußt; denn er sei ja bestimmt, seine Wittwe zu heirathen und auch als Bürgermeister an seine Stelle zu treten. Aber diese Würde verrückte dem armen Schneider vollends den Kopf. Auf sein Geheiß mußte ein anderer Prophet, der Goldschmied Tausendschnur, dem Volke bekannt machen: Gott habe ihm offenbart, daß Bockold König sein, den ganzen Erdball beherrschen und alle Fürsten todtschlagen solle. Da fiel Bockold auf seine Kniee und rief: „Meine Brüder, das hat mir Gott schon vor vielen Tagen offenbart; aber ich wollte warten, bis ein anderer es euch verkündigte.“ So wurde aus dem Schneider ein König; er ließ sich goldene Kronen, einen Scepter, ein Schwert u. s. w. machen, ertheilte Audienz, ließ einen Thron auf dem Markte errichten, wo er Gericht hielt, und wenn er über die Straße schritt, so trug er einen scharlachenen Mantel mit einer langen Schleppe, die ihm von Edelknaben nachgetragen werden mußte, hatte die Krone auf dem Kopfe und ein glänzendes Gefolge hinter sich. Er erlaubte so viele Weiber zu nehmen, wie jeder wollte; er selbst brachte es auf 14. Eine enthauptete er auf dem Markte mit eigener Hand, weil sie ihm Vorstellungen über allen den Unsinn machte, und tanzte dann mit andern um den blutigen Leichnam herum, indem sie sangen: Ehre sei Gott in der Höhe! Endlich schickte er 28 Apostel aus in die benachbarten Städte; denn das Reich Christi, sagte er, solle auf Erden aufgerichtet werden. Nun war es Zeit, dem Unwesen ernstlich Einhalt zu thun. Der Bischof schloß die Stadt immer enger ein, und die Hungersnoth nahm so überhand, daß viele verhungerten und die andern wie Schattenbilder umherwankten. Und doch durfte keiner sich unterstehen, von Uebergabe zu sprechen. Da flohen zwei Bürger aus der Stadt und zeigten dem Bischofe, wie er die Stadt schnell einnehmen könnte. Das geschah denn auch, und nach einem wüthenden Kampfe, in welchem Rottmann seinen Tod fand, baten die Wiedertäufer um Gnade. Bockold, Knipperdolling und Krechting wurden in eiserne Käfige gesperrt und wie seltene Thiere im Lande umhergeführt und gezeigt, dann aber in Münster grausam hingerichtet. Die Käfige mit den Leichnamen hängte man an dem Lambertusthurme auf; da kann man sie noch heute sehen.

87. Fortgang der Reformation. — Ungarische und türkische Verhältnisse. — Luthers Tod, 1546.

Dadurch wurde die Reformation unstreitig sehr begünstigt, daß Kaiser Karl V. sich nur selten einmal in Deutschland sehen ließ, und daß ihn überhaupt viele andere Dinge beschäftigten, die ihm weit mehr am Herzen lagen, als die religiösen Zänkereien der Deutschen. Seitdem er mit Franz I. von Frankreich, einem jungen ritterlichen Könige, zugleich auf der Wahl gewesen war, hatte eine unvertilgbare Feindschaft zwischen beiden Fürsten gewaltet. Franz konnte es Karln nie vergeben, daß dieser ihm vorgezogen war; auch stritten sie über den Besitz von Mailand; und so haben beide vier erbitterte Kriege gegeneinander geführt. Diese und andere Kriege hielten Karln viel aus Deutschland entfernt, und nie hat daher dieser sonst so große Kaiser den Charakter der Deutschen recht kennen gelernt. Nur wenn einmal der Streit in Deutschland zu arg wurde oder er Geld brauchte, schrieb er einen Reichstag aus. So ließ er 1529 einen Reichstag in Speier halten, wo gleich wieder der Religionsstreit zwischen Katholiken und Evangelischen vorgenommen wurde. Nach langem Hin- und Widerreden bewilligten die Katholischen, daß die Evangelischen nur unter der Bedingung fürs erste freie Religionsübung behalten sollten, daß sie die Messe beibehielten und überhaupt alle Neuerungen unterließen. Das wollten sich aber die Evangelischen nicht gefallen lassen und reichten dagegen eine Protestation ein. Das ist es, wovon sie den Namen Protestanten erhielten.

Nicht allein die Religionsstreitigkeiten beunruhigten damals Deutschland. Die Türken begnügten sich nicht mit dem Besitze des griechischen Kaiserthums, sondern suchten weiter nach Westen vorzudringen und setzten ganz Europa in Schrecken, besonders seitdem 1520 ein sehr kriegerischer und kräftiger Sultan, Suleiman II. der Prächtige, den Thron bestiegen hatte. Zuerst warf er sich auf die Insel Rhodus, die damals (1522) der Sitz des Johanniter-Ritterordens war. Großmeister desselben war der alte Philipp Villiers de l'Isle Adam, einer der muthigsten Männer, welche die Geschichte kennt. Obgleich auf seine Bitte um Hülfe keiner der abendländischen Fürsten ihm Unterstützung schickte, war er doch entschlossen, mit seinen 600 Rittern und 6000 andern Kriegern den Angriff auszuhalten. Es landeten 200,000

Türken, unter denen 60,000 Schanzgräber waren. Die Stadt Rhodus wurde berennt, und bald wankten die Mauern durch die zahllosen Kugeln der Türken; aber des tapfern Villiers Entschluß, die Stadt bis aufs äußerste zu vertheidigen, wankte nicht. Mehrere Stürme wurden zurückgeschlagen; Tausende von Türken waren schon vor den Mauern begraben worden und schon wollte Suleiman zurückgehen, da meldeten ihm seine Kundschafter, daß die Stadt ja nur von einem Häuflein Krieger vertheidigt werde. Suleiman ließ aufs neue anrennen; ein Theil der Mauern stürzte zusammen; die Türken setzten sich in der Stadt fest — da sahen sie am andern Morgen, daß Villiers eine neue Mauer und einen Graben während der Nacht hatte anlegen lassen. Suleiman erstaunte über den Muth des Großmeisters und ehrte dessen Beharrlichkeit; er bot ihm freien und ehrenvollen Abschied an, wenn er die Stadt übergeben wolle. Auch jetzt noch wollte Villiers den Kampf fortsetzen; aber er wurde von den Rittern überstimmt, welche den Ort für nicht mehr haltbar erklärten. So fiel Rhodus in die Hände der Türken. Suleiman ehrte die Tapferkeit seines Feindes, nannte ihn seinen Vater und bezeigte ihm sein Bedauern, daß er ihn in seinem Alter aus seiner Wohnung vertreiben müsse. Die Johanniter, nun ihres Obdachs beraubt, erhielten vom Kaiser Karl V. die Insel Malta geschenkt, die damals zum Königreich Neapel gehörte, und nahmen davon den Namen Malteserritter an.

Von nun an wandte sich Suleiman gegen Siebenbürgen und Ungarn. Hier war Wladislaw II. König gewesen, ein Enkel des Kaisers Albrecht II., der als Eidam Sigismunds (1437) König von Ungarn geworden war, und Schwestersohn des jungen Ladislaus, der oben bei Friedrich III. erwähnt worden ist. Mit jenem Wladislaw II. hatte Kaiser Maximilian I. eine Doppelheirath verabredet, die für Oestreich sehr ersprießlich geworden, weil Ungarn dadurch an dies Haus gekommen ist. Auf einer Zusammenkunft in Wien nämlich (1515) wurde zwischen beiden Fürsten bestimmt, daß Wladislaws dreijähriges Töchterchen Anna mit Maximilians vierjährigem Enkelchen Ferdinand (dem nachherigen Kaiser) vermählt werden sollte, ebenso eine Verheirathung zwischen Maximilians achtjähriger Enkelin Maria und dem neunjährigen Sohne Wladislaws, Ludwig dem Frühzeitigen. Beide Heirathen wurden auch späterhin wirklich vollzogen.

Als Wladislaw (1516) gestorben war, wurde sein Sohn

Ludwig der Frühzeitige König von Ungarn. Er führte seinen Beinamen davon, daß er fast noch ohne Haut geboren worden war, im 14. Jahre schon einen Bart und im 18. graue Haare hatte. Unter ihm fiel Suleiman der Prächtige in Ungarn ein. Es kam zur Schlacht bei Mohacz (1526) an der Donau, etwas nördlich von der Mündung der Drau. Die Ungern erlitten eine Niederlage, und als der junge König, von wenigen begleitet, floh, gerieth er in eine morastige Gegend. Sein Pferd wollte einen Morast überspringen, stürzte zurück, fiel auf seinen Reiter und drückte mit seiner Last den unglücklichen Ludwig in den Schlamm, in dem er erstickte. Erst sechs Wochen später fand man seine Leiche, weil man nicht eher danach suchen konnte. Die Türken zogen erst ab, nachdem sie Ungarn grausam verwüstet hatten.

Da Ludwig ohne Nachkommen gestorben war, so traten die Ungern zu einer neuen Wahl zusammen. Ein Theil der Stände wählte des Kaisers Karl Bruder, Ferdinand, Ludwigs Schwager, welchen die Böhmen nach Ludwigs Tode, der auch ihr König gewesen war, bereits anerkannt hatten. Aber eine andere Partei in Ungarn wählte den Woiwoden von Siebenbürgen, den mächtigen und unruhigen Johann Zápolya. Ferdinand zog nach Ungarn und vertrieb seine Gegner nach Polen. Als aber Suleiman (1529) wieder in Ungarn erschien, stieg Zápolya von den Karpathen herab; er und die meisten Magnaten vereinigten sich mit Suleiman; dieser eroberte Ofen, die Hauptstadt, und die ungarische Krone, für die Ungern der Gegenstand der höchsten Verehrung, fiel in seine Hände. Er drang bis Wien vor, von wo Ferdinand nach Prag geflüchtet war. Wien wurde von den Türken belagert (1529). Vom hohen Stephansthurme sah man meilenweit nichts als türkische Zelte, und Suleiman vermaß sich, sein Haupt nicht eher niederzulegen, bis er die Christenheit mit seinem Säbel bezwungen. Die Türken gruben Minen und stürmten drei Mal, fanden aber an den Wienern kräftigen Widerstand. Indessen war der Winter vor der Thüre; Suleiman, des weiten Rückwegs gedenkend, brach auf und zog nach Ungarn zurück. Die ungarische Krone gab er dem Zápolya als türkischem Vasallen. Dieser behauptete sie als König bis an seinen Tod (1540); dann erst ging die Krone an Ferdinand über. Sie ist seitdem beim Hause Oestreich geblieben.

Noch wichtiger war der Reichstag in Augsburg (1530), dem der Kaiser selbst beiwohnte. Auf Anrathen des Kurfürsten

von Sachsen hatte der gelehrte Melanchthon eine Schrift aufgesetzt, in welcher die Lehrsätze der Evangelischen enthalten waren. Es war ein wahres Meisterstück, diese Arbeit. Jedes Wort war abgewogen, und so klar die Glaubenslehren der Lutheraner auseinandergesetzt waren, so schonend war Melanchthon über die Irrthümer der Katholischen hinweggegangen. Diese Schrift hieß die Augsburger Confession. Sie wurde öffentlich vorgelesen und dann dem Kaiser überreicht, der darauf erwiderte: er wolle diesen trefflichen, hochwichtigen und merklich großen Handel mit allem Fleiße erwägen und ihnen alsdann seine Entschließung bekannt machen. Er übergab darauf die Schrift einer Gesellschaft von katholischen Geistlichen, unter denen Eck und andere heftige Gegner Luthers waren. Diese faßten eine Gegenschrift ab, wie sie von ihnen erwartet werden konnte, in so heftigen, unschicklichen Ausdrücken, daß selbst der Kaiser sie mit Unwillen zurückwies und eine andere aufzusetzen befahl. Diese wurde den Evangelischen gegeben, und der Kaiser bedrohte sie mit seiner Ungnade, wenn sie sich nun nicht mit den Katholischen vergleichen würden. Wie war das aber möglich, da sie so himmelweit auseinander waren? Und so wurde gestritten und gestritten, und doch — wie gewöhnlich bei allen Zwisten — blieb jeder bei seiner Meinung. Die evangelischen Fürsten fuhren aber indessen fort, in ihren Ländern die Kirchen und Geistlichen umzuformen und alles so einzurichten, wie Luther und Melanchthon es gerathen hatten, und immer mehrere traten zu ihnen über.

Um diese Zeit (1531) schlossen sich auch die Evangelischen näher aneinander an; denn sie wußten wohl, wie feindlich die Katholischen gegen sie gesinnt waren und wie der Papst den Kaiser immer mehr gegen sie aufbringe. Sie kamen deswegen in Schmalkalden, einer hessischen Stadt im Thüringerwalde, zusammen und verabredeten, sie wollten sich gegenseitig beistehen, wenn sie angegriffen würden. Aber als der Landgraf Philipp von Hessen, der die Seele des Bündnisses war, darauf bestand, daß man das Nähere verabreden sollte, da zeigte es sich, wie schwer es hält, viele Köpfe unter einen Hut zu bringen. Jeder wollte etwas anderes, und nichts wurde daher aufs Reine gebracht. Das Einzige, was man beschloß, war, man wollte den Kaiser bitten, sie der Religion wegen unangefochten zu lassen; sonst würden sie einander treulich beistehen. Und selbst dies bestätigten viele nur mit Zittern und Zagen.

Während dieser Unterhandlungen setzte Kaiser Karl durch, daß die Deutschen seinen einzigen Bruder, Ferdinand, einen guten, friedliebenden Mann, zum römischen König erwählten, damit noch einer da sei, der in des Kaisers Abwesenheit die Ordnung in Deutschland handhabte. Nur der Kurfürst von Sachsen wollte ihm seine Stimme nicht geben, was ihm der Kaiser nicht vergaß.

Ueberhaupt wurde Kaiser Karl auf die Evangelischen jetzt immer erbitterter, besonders da sie gleich darauf, noch in demselben Jahre (1531) wirklich den schmalkaldischen Bund miteinander abschlossen. Sechs Fürsten, zwei Grafen und 11 Städte unterschrieben.* Auch die Secte der Reformirten, oder, wie sie damals noch hießen, Zwinglianer, wünschten dazu zu treten, und ihr Beitritt hätte den Bund bedeutend verstärkt; aber gleich erhoben sich mehrere unduldsame Stimmen, die erklärten, mit ihnen müsse man sich nicht einlassen, weil sie in einigen (unwesentlichen) Punkten von der augsburgischen Confession abwichen. — Die Häupter des Bundes waren der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen. Dieser, ein feuriger, für seine Religion warm fühlender Mann, hätte gern gleich mit dem Schwerte dareingeschlagen; aber dazu war der träge Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich (Johann der Standhafte, sein Vater, war bald nach dem schmalkaldischen Bund [1532] gestorben), nicht zu bringen. Das gegenseitige Mißtrauen zwischen Katholiken und Protestanten war aber schon so groß, daß jeder Unbefangene wohl einsah, es könnte nicht lange so bleiben und würde endlich zum Kriege kommen. Das ist leider auch geschehen, aber erst im Jahre 1546. So widerwärtig und unchristlich auch die Abneigung war, welche die Lutheraner und Zwinglianer gegeneinander zeigten, so fehlte es doch nicht an Versuchen verständiger Männer, eine Einigung zu Stande zu bringen. Der Landgraf von Hessen, Philipp, bewirkte, daß die Häupter beider Parteien, Luther, Melanchthon, Zwingli und andere (1529) auf dem Schlosse in Marburg zu einem Religionsgespräch zusammenkamen und sich freundlich besprachen (s. unten Nr. 91). Sie einigten sich zwar nicht, versprachen sich aber doch beim Abschiede, einander brüderlich zu lieben. Endlich schien es wirklich, als wenn es dem edlen Melanchthon gelingen sollte, beide Richtungen zu einigen. Er setzte eine Schrift auf, die man die Wittenberger Concordienformel nannte und in der er jedes Wort so vorsichtig abgewogen hatte,

daß die Anhänger beider Parteien sich unterschreiben konnten (1536). Selbst Luther war ganz damit einverstanden, und für den Augenblick war der Friede wieder hergestellt. Aber nachmals verdarben die heftigen geistlichen Eiferer alles. Viele lutherische Geistliche wollten nach Luthers Tode lutherischer sein als Luther selbst, warfen dem sanften Melanchthon vor, vom rechten Glauben abzuweichen und ein heimlicher Zwinglianer zu sein, und eiferten wieder gegen die Andersglaubenden.

Luther hat den Ausbruch des Krieges zwischen den Katholiken und Lutheranern glücklicherweise nicht erlebt; denn er starb kurz vor dem Ausbruche desselben. Bis dahin hatte er mit ungemeiner Thätigkeit an der Förderung seines großen Werkes gearbeitet und darüber seinen Körper vernachlässigt, der bei einbrechendem Alter immer schwächlicher wurde. Besonders litt er an heftigem Schwindel, der ihn oft verhinderte seine sonntäglichen Predigten zu halten. Aber diese waren ihm so lieb geworden, daß er sie nur höchst ungern aussetzte und dann zu Hause mit seiner Familie und wenigen Freunden sich erbaute. Um diese Zeit war unter den Grafen von Mansfeld, seinen ehemaligen Landesherren, ein Zwist über die dortigen Silberbergwerke entstanden, und nachdem sie zu ihrem großen Nachtheile eine Weile miteinander Processe geführt hatten, kamen sie auf den vernünftigen Einfall, es sei ja besser, den ehrwürdigen Luther zu bitten, nach Eisleben zu kommen und den Streit zu entscheiden. So kränklich dieser nun auch damals schon war, so machte er sich doch am 23. Januar 1546 von Wittenberg auf, nahm von seiner lieben Frau, die er nicht wiedersehen sollte, Abschied und ließ sich von seinen Söhnen Martin und Paul begleiten. Als er nach Halle kam, mußte er drei Tage bei seinem Freunde, dem Superintendenten Justus Jonas, bleiben, weil die Saale ausgetreten war, und nicht ohne Lebensgefahr setzte er endlich auf einem Kahne über. So kam er am 28. Januar nach Eisleben, wo ihn die Grafen mit vielen Reitern feierlichst empfingen. Wie klopfte sein Herz vor Freude, seine liebe Geburtsstadt einmal wiederzusehen! Alles das aber griff ihn so an, daß er sterbenskrank in seine Wohnung kam, und erst nachdem man ihn mit warmen Tüchern stark gerieben hatte, kam er wieder zu sich, erholte sich auch bald so, daß er wöchentlich zwei bis drei Mal den Sitzungen mit den Grafen beiwohnen konnte. Dabei war er stets heiter, scherzte oft über Tische und ließ es sich gut schmecken; „denn,“ sagte er, „wohl schmeckt es nicht besser als im Vaterlande.“

Aber Mittwochs den 17. Februar befand er sich schwächer als vorher, und die Grafen sowohl, als seine Freunde, Doctor Jonas und der Prediger Cölius von Mansfeld, baten ihn, doch lieber heute zu Hause zu bleiben und nicht in die Sitzung zu gehen. Er blieb, und ging dann und wann in seinem Zimmer umher, sah auch öfters zum Fenster hinaus und hier hörte man ihn auch bald laut beten. Einmal wandte er sich zu seinen Freunden. „Doctor Jonas und Herr Cölius," sagte er, „ich bin hier zu Eisleben getauft; wie, wenn ich hie bleiben sollte?" Zu Tische ging er noch hinunter in die Eßstube, sprach über Tische viel vom Wiedersehen nach dem Tode und äußerte: „Wenn sich meine lieben Landesherren, die Grafen, vertragen, so will ich heimziehen, und mich in den Sarg schlafen legen und den Würmern den Leib zu verzehren geben." Gegen Abend wurde er beklommen; er klagte über Brustschmerzen und Beängstigung; doch ging er auch zum Abendessen noch hinunter; „denn", sagte er, „Alleinsein bringt nicht Fröhlichkeit." Ueber Tische aß er nicht ohne Appetit und scherzte selbst mit seinen Freunden; denn er ahnete nicht, daß ihm die letzte Stunde schon so nahe sei. Nach dem Essen ging er wieder hinauf und klagte über Brustbeklemmung. Man rieb ihn mit warmen Tüchern und wollte den Arzt holen; aber er verbot es, legte sich aufs Ruhebette und schlief an drei Stunden recht ruhig, während Jonas, Cölius, der Stadtschreiber, welchem das Haus gehörte, mit seiner Frau und Luthers Söhnen bei ihm wachten. Um 10½ Uhr wachte er auf. „Siehe! sitzet ihr noch?" sprach er gerührt; „möget ihr euch nicht zu Bette legen?" Dann begehrte er, man möchte ihm das Bette in der Kammer auswärmen und ihn hineinbringen. Das geschah, und er sprach sein Abendgebet: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist! Freunde, betet zu Gott für sein Evangelium, daß es ihm wohlgehe; denn der leidige Papst zürnet hart mit ihm." Jonas, die beiden Knaben und sein treuer Bedienter Ambrosius schliefen bei ihm, Cölius in der Nebenkammer. So schlief er ruhig bis um 1 Uhr, wo er den Doctor Jonas und den Bedienten rief; letzterer solle doch die Stube heizen, was aber bereits geschehen war. „O Herr Gott!" rief dann Luther zum Doctor Jonas, „wie ist mir so übel! Mich drückt's so hart um die Brust! O ich werde zu Eisleben bleiben." Alle erschraken, sprangen herzu, halfen ihm aus dem Bette und führten ihn in die Stube, wo er langsam umherging, dann aber warme Tücher verlangte. Indessen hatten seine Freunde in der ersten Angst das ganze Haus in

Bewegung gesetzt. Einige waren nach den beiden Stadtärzten gelaufen, die auch gleich kamen. Auch Graf Albrecht war geweckt worden und eilte mit seiner Frau herbei. Die besorgliche Dame brachte Tropfen mit und gab sie ihm ein. Seine Freunde trösteten ihn damit, daß er schwitze; das sei ein Zeichen, daß Gott Gnade zur Besserung gebe. Er aber schüttelte ungläubig den Kopf. „Es ist kalter Todesschweiß," sprach er; „ich werde meinen Geist aufgeben, denn die Krankheit mehret sich." Nachdem der eine dies, der andere jenes ihm gerathen und versucht hatte, fing Luther an zu beten: „Mein himmlischer Vater, ewig barmherziger Gott, du hast mir deinen lieben Sohn Jesum Christum offenbaret; den habe ich gelehrt, den habe ich bekannt, den liebe ich und den ehre ich als meinen lieben Heiland und Erlöser. Nimm meine Seele zu dir!" Nach einer Weile sprach er: „Ich fahre dahin; aber wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, der vom Tode errettet." Dann rief er drei Mal: „In deine Hände befehle ich meinen Geist! Du hast mich erlöset!" Plötzlich schwieg er und sank zusammen. Die Umstehenden riefen und schüttelten ihn, die Gräfin rieb ihn mit Spiritus; auch schlug er noch einmal die Augen auf, konnte aber nur schwach ja oder nein antworten. Da riefen ihm Cölius und Jonas zu: „Allerliebster Vater, bekennet Ihr Christum, den Sohn Gottes, unsern Heiland und Erlöser?" Er antwortete vernehmlich: „Ja!" Gleich wurden ihm aber Stirn und Angesicht kalt, und wie sehr man ihn auch rief und schüttelte, er hörte und antwortete nicht mehr, holte noch einmal einen tiefen Athem und entschlief sanft mit gefalteten Händen. Das war in der Nacht zwischen 2 und 3 Uhr, am 18. Februar 1546. Nun ließen alle ihren Thränen und Klagen freien Lauf. Ein Eilbote benachrichtigte den Kurfürsten von dem traurigen Todesfalle, und als der Tag graute, verbreitete sich schnell die Trauerpost durch ganz Eisleben, wo alle ihn wie einen Vater bedauerten. Der Kurfürst schrieb eiligst zurück und befahl, daß die Leiche nach Wittenberg gebracht würde.

Am folgenden Tage trug man sie in feierlicher Procession nach der Hauptkirche. Doctor Jonas hielt hier eine rührende Leichenrede, bei welcher kein Auge trocken blieb. Zehn Bürger blieben dann bei der Leiche als Wache zurück. Am 20. Februar versammelten sich wieder Nachmittags die Grafen und eine ungeheure Menge von Menschen in der Kirche, hoben den zinnernen Sarg auf den dazu bestimmten Wagen und gaben der theuern Leiche das

Geleit bis weit vor die Stadt. In allen Dörfern, durch welche der Zug kam, standen die Bauern der Gegend in ihren Feierkleidern, um dem hochverdienten Manne die letzte Ehre zu erweisen; alle Glocken läuteten. So kam der Zug nach Halle, um 5 Uhr Abends. Eine unzählige Menge von Einwohnern war herausgeströmt, die Leiche zu empfangen. Am Thore standen die Geistlichen und der Magistrat, und die Lehrer mit den Schülern zogen vor dem Leichenwagen mit Gesängen einher, unter so entsetzlichem Gedränge, daß der Wagen oft anhalten mußte und fast zwei Stunden zubrachte, ehe er die Marktkirche erreichte. Hier wurde die Leiche niedergesetzt und Trauerlieder gesungen oder vielmehr geschluchzt; so allgemein und tief war die Betrübniß der treuen Hallenser. Am folgenden Tage begleitete man die Leiche mit denselben Ehren wieder vor das Thor, und am 22. Februar, Montags, traf sie erst in Wittenberg ein und zog durch dasselbe Thor, vor welchem Luther einst die päpstliche Bulle den Flammen übergeben hatte. Nichts von der allgemeinen Trauer der Bürger, der Frauen und Kinder! Nichts von den Feierlichkeiten des Leichenbegängnisses! Er wurde eingesenkt in eine Gruft vor dem Altare der Schloßkirche; eine schöne große Metallplatte verschließt die Gruft und zeigt den Ort, wo seine Asche ruht. Erst 14 Jahre nach ihm starb auch der edle Melanchthon. Wie er im Leben neben Luther lehrte und wirkte, so ruht er auch im Tode neben ihm. Luthern ist am 31. October 1821 vom König Friedrich Wilhelm III. von Preußen ein kunstvolles Denkmal auf dem Marktplatze zu Wittenberg errichtet worden. Auf einem mächtigen, herrlich geschliffenen Granitblocke steht seine Bildsäule, in mehr als menschlicher Größe von Metall gegossen. Er hält in der Linken die aufgeschlagene Bibel, auf welche er mit der Rechten hinweist. Ueber ihm ist eine Decke von Eisen mit hohen Spitzen, ruhend auf vier eisernen Säulen, welche auf dem Granitblocke aufstehen. Später ist auch ein Standbild Melanchthons aufgerichtet worden.*)

---

*) Ein großartiges Reformationsdenkmal besitzt seit 1868 die Stadt Worms. Um die in der Mitte sich erhebende Colossalstatue Luthers stehen die Statuen Melanchthons, Reuchlins, Friedrichs des Weisen und Philipps von Hessen. An den Ecken des Postaments der Lutherstatue sind die Gestalten der Vorläufer der Reformation zu schauen: Petrus Waldus, Wikleff, Huß, Savonarola. Die Städte Speier, Augsburg, Magdeburg sind als sitzende Frauengestalten dargestellt. Das Ganze erhebt sich auf einem Granitmauerbau. —

Unter den hier genannten Vorläufern der Reformation ist von Savonarola

88. Der schmalkaldische Krieg, 1547. — Moritz von Sachsen.

Kaiser Karl hatte wenig Zeit, sich um die Religionsstreitigkeiten in Deutschland zu bekümmern; er hatte nicht nur mit Franz I., König von Frankreich, vier Kriege zu führen, sondern unternahm auch zwei Seefahrten nach der afrikanischen Nordküste. Die Türken trieben nämlich damals im mittelländischen Meere viel Seeräuberei und plünderten sogar ungescheut die Küsten von Spanien, Sicilien und Neapel. Besonders gefürchtet machte sich der Seeräuber Hayradin Barbarossa, eines griechischen Töpfers Sohn aus Lesbos, nachher zum muhamedanischen Glauben übergetreten. Er hatte sich mit Erlaubniß des Sultans Algiers bemächtigt, war zum Admiral der türkischen Flotte ernannt worden und hatte endlich das Reich Tunis weggenommen. Der Bei dieses Landes bat den Kaiser Karl um Hülfe. Dieser rief den berühmten Seehelden Andreas Doria aus Genua auf, die kaiserliche Flotte zu befehligen, und begleitete dieselbe, 1535. Hayradin wurde aus Tunis vertrieben, diese Stadt erobert und 22,000 gefangene Christensklaven befreit.

Sechs Jahre darauf unternahm Karl einen zweiten Seezug nach der afrikanischen Küste, dies Mal nach Algier, 1541. Hayradin hatte seine Seeräubereien fortgesetzt und die spanischen Küsten ausgeplündert. Andreas Doria befehligte auch dies Mal die kaiserliche Flotte, aber er rieth dem Kaiser, die Unternehmung aufzuschieben, weil die Jahreszeit — es war im Herbste — ungünstig. Aber Karl ließ sich nicht abreden und begleitete die Flotte. Zwar landete das Heer und berannte Algier. Aber schon in der nächsten Nacht, ehe noch die Zelte, die Kanonen und das Gepäck hatten ausgeschifft werden können, erhob sich ein furchtbares Sturm- und Regenwetter, und am Morgen machten die ausgeruhten Feinde aus

---

noch nicht die Rede gewesen. Er war Dominicanermönch und hatte sich durch ergreifende Beredtsamkeit solche Berühmtheit erworben, daß ihn Lorenzo von Medici 1489 nach Florenz zog. Hier übte er bald durch seine Forderung einer Erneuerung des sittlichen und religiösen Lebens, sowie durch die strenge Einfachheit seines Wandels einen großen Einfluß auf das Volk. Aber seine Strenge und seine Freimüthigkeit zogen ihm viele Feinde zu, und da er nicht die Kirche allein, sondern auch den Staat zu reformiren versuchte, so gerieth er in Verwickelungen, welche den traurigen Ausgang nahmen, daß er gefangen und zum Flammentode verurtheilt wurde, den er muthig und freudig erlitt (1498).

der Stadt einen Ausfall und hieben die durchnäßten und ermüdeten Kaiserlichen fürchterlich zusammen. Die Eroberung der Stadt war nun nicht mehr möglich; es galt nur noch die schleunigste Wiedereinschiffung. Aber der Sturm hatte die Schiffe von ihren Ankern losgerissen; viele waren gestrandet oder gescheitert, die andern in die hohe See getrieben. Mit Mühe wurde ein Theil der Schiffe zusammengebracht; das entmuthigte Heer, von den leichten türkischen Reitern verfolgt, eilte, seine Trümmer einzuschiffen, und der Kaiser mußte sich gestehen, daß die Unternehmung ganz verunglückt sei.

Einige Jahre später erhob Karl V. doch noch seine Waffen gegen die Religionsneuerungen in Deutschland. Immer größer war schon in den letzten Lebensjahren Luthers die Spannung zwischen den Evangelischen und Katholischen geworden. Vergebens hatten jene dringend und oft den Kaiser um gleiche Rechte mit den Katholiken und um ungekränkte Religionsübung gebeten. Nun hörten sie gar, der Kaiser rüste sich und habe mit dem Papste ein Bündniß*) geschlossen; denn er war auf sie darum erbittert, weil sie sich weigerten, die Kirchenversammlung in Trient (1545 bis 1563) zu beschicken. Sie fragten daher bei ihm an, wohin die Rüstungen zielten, und erhielten die beunruhigende Antwort: Er werde sich gegen alle, die ihm gehorsam wären, gnädig und väterlich erweisen, gegen die Ungehorsamen und Widerspenstigen aber sein kaiserliches Ansehen gebrauchen. Am folgenden Tage erklärte er sich noch bestimmter: Er habe beschlossen, einige ungehorsame Störer des Friedens, die bisher unter dem Scheine der Religion selbst die kaiserliche Hoheit anzugreifen gewagt hätten, zum Gehorsam zurückzubringen. Die evangelischen Fürsten und Städte verstanden, daß er sie damit meinte, und rüsteten sich geschwind. Nur war leider unter ihnen keine Einigkeit. Johann Friedrich von Sachsen war ein guter Mann, aber von sehr beschränkten Verstandeskräften. Er hatte den Glauben, daß Gott sein Evangelium schon vertheidigen würde, aber dieser Glaube stärkte ihn nicht zu muthigem Handeln; er war lässig in der Anwendung der ihm zu Gebote stehenden Kräfte und säumig in der Benutzung günstiger Umstände. Er hatte überhaupt einen großen Abscheu vor dem Kriege und wurde darin von dem friedliebenden Melanchthon noch mehr bestärkt. Ganz anders war dagegen Philipp von Hessen,

*) Der Papst versprach Geld und Soldaten, „um die alte Religion wider die gottlosen und halsstarrigen Ketzer zu vertheidigen“.

ein thätiger, verständiger Mann, der wohl einsah, daß es ohne Krieg nicht abgehen würde, und daß es am vortheilhaftesten wäre, schnell anzugreifen, ehe sich der Kaiser völlig gerüstet hätte. Aber dazu war Johann nicht zu bringen, und er glaubte, wie alle beschränkte Köpfe, daß er allein den richtigen Weg einschlüge. Verständige Leute konnten schon jetzt leicht ahnen, daß die schmalkaldischen Bundesgenossen unterliegen würden.

Daher schlossen sich auch einige evangelische Fürsten nicht an den Bund an. Dahin gehörte, außer Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der 1539 den evangelischen Glauben angenommen hatte, besonders der junge Herzog Moritz v. Sachsen, Johann Friedrichs Vetter. Das Haus Sachsen besteht aus zwei Linien, der ernestinischen und der albertinischen. Jene war damals im Besitze des Kurfürstenthums, dessen Hauptstadt Wittenberg war; diese war die herzogliche und hatte Dresden zur Hauptstadt. Moritz war ein junger trefflicher Mann, in der Blüthe der Jahre. Aus seinen feurigen Augen blitzten Klugheit und Heldenmuth, und daher war es nicht zu verwundern, daß er sich mit seinem schwerfälligen Vetter, der alles besser wissen wollte und doch alles verkehrt anfing, nicht vertragen konnte. Besser stand er mit Philipp von Hessen, dessen Schwiegersohn er war. Aber dennoch hielt er es nicht für gerathen, sich mit ihm zu verbinden; denn er sah wohl ein, daß mit Philipps aufbrausender Hitze eben so wenig, wie mit Friedrichs träger Unentschlossenheit ein sicheres Bündniß zu schließen sei. Nur war zu bedauern, daß Moritz nicht den hohen Sinn besaß, der jeden äußern Vortheil dem, was man als Recht erkannt hat, unterordnet. Er war zwar auch ein frommer, seinem Glauben treu ergebener Fürst; aber Ehrgeiz war seine Schwäche, der er alles aufopferte. Das wußte der Kaiser; darum machte er ihm Hoffnung, ihm den Oberbefehl über ein Heer zu geben, und diese Aussicht bezauberte ihn so, daß er sich fest an ihn anschloß. Wirklich schätzte ihn auch Karl recht hoch; ja Moritz galt als sein Liebling.

So standen die Sachen als der Krieg auszubrechen drohte. Da wurde Moritz recht in Verlegenheit gesetzt. Johann Friedrich bat ihn, während seiner Abwesenheit die Beschützung seines Landes zu übernehmen; denn er wußte nicht, daß Moritz schon mit dem Kaiser verabredet hatte, dem Kurfürsten, sobald er in den Krieg gezogen, ins Land zu fallen. Sollte die ganze Verabredung nicht gleich verrathen werden, so mußte er den erbetenen Schutz ver-

sprechen, eine offenbar treulose Handlung. Kaum waren Johann Friedrich und Philipp auf den Kaiser losgegangen, als Moritz heimtückischerweise in das Kurfürstenthum einfiel und fast das ganze wehrlose Land eroberte. Mit Recht schrieen die Sachsen und alle Evangelische, das sei eine abscheuliche Verrätherei, die Moritz sowohl an seiner Religion, als an seinem Vetter begehe.

Was den Krieg der schmalkaldischen Verbundenen betrifft, so wollen wir kurz davon nur Folgendes sagen: die Sachsen, Hessen und einige Fürsten und Städte in Schwaben, die letztern unter Anführung des tapfern Sebastian Schärtlin, zogen gegen den Kaiser zu Felde, dessen Soldaten damals die besten waren, die es gab. Dennoch hätten jene ihn vielleicht überwunden, da er noch nicht genug vorbereitet war, wenn sie nur gewagt hätten, ihn herzhaft anzugreifen: aber jedes Mal fürchteten sie, ihn zu sehr zu beleidigen, und jeder von ihnen wollte etwas anderes als die Uebrigen. Das Aergste war, daß sie endlich, nachdem sie sein Lager bei Ingolstadt drei Tage lang fruchtlos beschossen hatten, umkehrten und nach Hause zogen. Wie lachte der Kaiser, als er das verkehrte Wesen mit ansah! Er ließ sie fürs Erste ziehen und züchtigte erst alle Städte und Fürsten in Schwaben, die zum Bunde gehörten und die nun froh sein mußten, mit einer schweren Geldsumme wegkommen zu können. Indessen hatte Johann Friedrich sein Land glücklich wieder erobert und obendrein dem Moritz die meisten seiner Städte weggenommen; aber was der Kaiser thun würde, wußte man nicht. So verging der Winter.

Sobald das Frühjahr 1547 anbrach, beschloß Kaiser Karl, den schwachen Johann Friedrich in Sachsen aufzusuchen. Dieser stand mit seinem Heere bei Meißen und war so sorglos, nicht einmal Erkundigungen einzuziehen über die Annäherung des Kaisers, und da man ihm versicherte, der Kaiser sei schon ganz in der Nähe, so wollte er es gar nicht glauben, sondern meinte, das sei nur ein herumstreifendes Gesindel des Moritz. Doch ging er endlich über die Elbe, brannte die schöne meißner Brücke hinter sich ab und zog sich auf dem rechten Elbufer hinunter bis Mühlberg. Karl zog ihm am linken Ufer nach. Am Abend vor der Schlacht ritt dieser mit seinem Bruder Ferdinand und mit Moritz am Ufer hin, um die Gegend anzusehen. Die breite Elbe fluthete stark und jenseits waren die Feinde; auch hatten diese alle Kähne auf das rechte Ufer geführt. Da brachte Herzog Alba einen jungen Müllerburschen herbei, der sich anheischig machte, ihnen eine Furt durch

die Elbe zu zeigen, wo man hindurchreiten könne. Er that dies aus Rache gegen seine Landsleute, die Sachsen, die ihm zwei Pferde mitgenommen hatten (ein zweiter Ephialtes!).*) Moritz verhieß ihm 100 Kronenthaler und zwei andere Pferde.

So brach der Morgen an, der 24. April 1547, der des verblendeten Johann Friedrichs Schicksal entscheiden sollte. Ein dicker Nebel lag über der Flur und dem Strome. Einige spanische Scharfschützen versuchten durch die Furt zu setzen, aber die Sachsen feuerten stark herüber. Da meinte der Kaiser, wenn man sich nur der Schiffe, die jenseits ständen, bemächtigen könnte. Sogleich warfen die Spanier den Harnisch ab, nahmen die Säbel zwischen die Zähne, sprangen ins Wasser, schwammen hinüber und jagten den Sachsen einige Schiffe ab, welche sie nun im Triumph herüberbrachten. Sie wurden mit Schützen bemannt, die den Uebergang der Reiterei beschützen sollten. Vom Müller geführt, ritten jetzt der Kaiser, Ferdinand, Moritz, Alba und andere Führer durch die Furt, die ganze Reiterei mit. Schnell ordnete Karl seine Schaaren; das Fußvolk, für welches eine Schiffbrücke geschlagen wurde, wartete er nicht ab. Er hatte sich wie zum Siege geschmückt. Mit der Linken tummelte er sein starkes andalusisches Roß, in der Rechten schwang er seine Lanze, und die eben durchbrechende Morgensonne spiegelte sich an seinem vergoldeten Helme und Panzer.

Indessen brachten Boten auf Boten dem Kurfürsten, der ungeachtet der Gefahr in einer Kirche dem Gottesdienst zuhörte — — es war gerade Sonntag — die Nachricht, Karl rücke an. Aber der Kurfürst wollte es nicht glauben; auch könne er jetzt nicht kommen, sagte er; erst müsse der Gottesdienst beendigt sein. Aber als dieser beendigt war, hatte er kaum noch Zeit, sich eilends in seinen Wagen zu setzen und davonzujagen. Denn mit dem Rufe: „Hispania! Hispania!" stürzten die trefflichen kaiserlichen Reiter auf die Sachsen ein; Moritz focht unter den Vordersten. Leicht wurden die sächsischen Reiter in die Flucht gejagt; sie warfen sich auf ihr eigenes Fußvolk und brachten nun auch dies in Verwirrung; ohne Ordnung liefen die Unglücklichen auseinander und wurden durch die ganze Haide von den Siegern verfolgt. Der Kurfürst warf sich endlich, so schwer er auch wegen seiner Dicke reiten konnte, auf ein starkes Pferd und jagte fort. Einige leichte Reiter holten ihn ein und wollten ihn fangen. Aber der dicke

*) Siehe Th. I. S. 122.

Herr schlug mit dem Schwerte wacker um sich, erhielt einen Hieb in den linken Backen und ergab sich erst, als ihm ein Ritter Moritzens, Thiele von Trotha, zurief: „Er sollte doch seines Lebens schonen.“ „Ja!“ antwortete er, „einem Deutschen ergebe ich mich!“ zog zwei Ringe vom Finger und gab sie ihm zum Zeichen der Gefangenschaft. Der Ritter brachte ihn zum Herzoge von Alba und dieser, nachdem er sich drei Mal geweigert hatte, zum Kaiser. Karl hielt gerade, von seinem ganzen Gefolge umgeben, mitten in der Haide. Da näherte sich ihm Alba mit dem tiefgebeugten Kurfürsten, der allgemeines Mitleiden erweckte. Das Blut lief ihm von der zerhauenen Wange herab; sein Panzerhemde war mit Blut bedeckt. „Herr Gott, erbarme dich mein!“ sagte er; „nun bin ich hier!“ — Alba half ihm vom Pferde, während aller Blicke auf ihn gerichtet waren und eine Todtenstille herrschte. Er wollte sich auf ein Knie niederlassen; Karl verbat es. Er zog den Blechhandschuh aus, dem Kaiser nach deutscher Weise die Hand zu reichen; Karl wendete sich ab. „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!“ fing er an. — „So?“ fiel ihm Karl ins Wort, „bin ich nun euer gnädigster Kaiser? Ihr habt mich lange nicht so geheißen!“ — „Ich bin,“ fuhr der Kurfürst fort, „Euer kaiserlichen Majestät Gefangener und bitte um ein fürstliches Gefängniß!“ — „Wohl!“ sprach Karl kalt und streng, „Ihr sollt gehalten werden, wie Ihr es verdient!“

Nun ging Karl vor Wittenberg, wo die Kurfürstin mit ihren Kindern war. Karl verlangte, daß gleich die Thore geöffnet würden, sonst würde er ihnen den Kopf des Kurfürsten hineinschicken. Die muthige Frau ließ sich aber nicht schrecken; auch mochte sie wohl die Drohung nicht für Ernst halten. Da sprach Karl wirklich das Urtheil aus: „Daß Johann Friedrich, der sich Herzog zu Sachsen nenne, wegen seiner Rebellion u. s. w., ihm zur Bestrafung und andern zum Exempel, durch das Schwert vom Leben zum natürlichen Gerichte fürgebracht werden solle,“ und befahl zugleich, das Urtheil wirklich zu vollziehen. Als die Männer, die es dem Kurfürsten ankündigen sollten, in sein Zelt traten, saß er gerade mit seinem Mitgefangenen, Herzog Ernst von Lüneburg, am Schachbrette. Wie Menschen, die im Glück große Schwäche zeigen, oft im Unglück eine starke Seele offenbaren, zeigte sich auch bei ihm. Ohne zu erschrecken, antwortete er: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen an mir handeln sollte. Ist es aber gänzlich also bei der kaiserlichen Majestät beschlossen, so be-

gehre ich, man solle es mir fest zu wissen thun, damit ich, was meine Gemahlin und Kinder angeht, bestellen möge." Aber zum Glück kam es nicht so weit. Mehrere Fürsten (Joachim von Brandenburg und Moritz) legten Fürsprache ein, und so wurde ihm zwar das Leben geschenkt, aber nur unter der sehr harten Bedingung, daß er für sich und seine Nachkommen auf seine Kurwürde und sein Land Verzicht leiste. Zu seinem Unterhalte erhielt er nur einige Aemter: Eisenach, Gotha, Weimar u. s. w., aus denen nachher das jetzige Großherzogthum Weimar und die sächsischen Herzogthümer entstanden sind. Aber wer erhielt nun sein Land und seine Würde? — Wer anders als — Moritz, und so ist es gekommen, daß die jüngere (albertinische) Linie die Kurwürde erhielt und noch jetzt das Königreich besitzt. Nun erst wurde recht klar, warum Moritz dem Kaiser gegen seinen unglücklichen Vetter geholfen hatte.

Jetzt war noch Philipp von Hessen zu züchtigen übrig. Die Behandlung Johann Friedrichs nach der Schlacht bei Mühlberg diente ihm zum warnenden Beispiele, sich lieber mit dem Kaiser gütlich abzufinden. Er bat Moritz um die Vermittelung. Der Kaiser war auch bereit und ließ ihm durch Moritz mündlich sagen, wenn er nach Halle zu ihm käme und Abbitte thäte, so wolle er ihm verzeihen, auch solle ihm solche Ergebung nicht „zu einiger Gefängniß gereichen." Philipp willigte — wiewohl ungern — ein und kam. Aber wie erschrak er, als er zum Kaiser hereintrat und ihn nicht allein fand, sondern auf dem Throne sitzend, vor einer großen Versammlung. Selbst der Hof war voll Menschen, die zum Theil auf Leitern in den Saal schauten. Er hätte vor Scham in die Erde sinken mögen. Indeß was war zu machen? Er kniete nieder, und sein hinter ihm knieender Kanzler mußte die Abbitte ablesen, die in den demüthigsten Ausdrücken abgefaßt war. Das Gefühl der Scham entlockte dem Landgrafen ein unwillkürliches, spöttisches Lächeln, als wenn er sagen wollte: „Wenn ich nur nicht müßte!" — Der Kaiser bemerkte es wohl und rief, indem er drohend den Finger emporhob: „Wel ik sal juw lachen lehren!" Doch ließ er durch seinen Kanzler ablesen, daß er Gnade für Recht ergehen lassen und dem Landgrafen sein Leben, welches er verwirkt habe, schenken wollte. Jetzt erwartete Philipp, der Kaiser werde ihm zur Versöhnung die Hand reichen und ihn aufheben. Da er das aber nicht that, sondern ihn immer noch knieen ließ, stand Philipp selbst auf und ging trotzig zur Thüre hinaus.

Am Abende war er nebst Moritz und Joachim von Brandenburg zum Herzoge von Alba geladen, und als er von da nach Hause gehen wollte, erklärte ihm dieser, er sei ein Gefangener; der Kaiser wolle es so. Moritz und Joachim protestirten: der Kaiser habe ihnen ja ausdrücklich gesagt, er wolle dem Landgrafen die Freiheit schenken und sie hätten sich diesem dafür verbürgt. Aber nichts half, und Karl selbst leugnete auf den Rath des verschmitzten Cardinals Granvella alles ab; er habe nur versprochen, es solle ihm „kein ewiges Gefängniß“ werden.*) So blieb der Landgraf also gefangen, und wurde endlich gar nach Mecheln geschickt und da in ein enges Gefängniß gesteckt. Erst nach fünf traurigen Jahren wurden beide Gefangene wieder freigelassen; doch verlor Philipp seine Länder nicht. In der Gefangenschaft aber hatte es Johann Friedrich besser; denn er blieb beim Kaiser und zog mit ihm herum.

Jetzt stand Karl auf der höchsten Spitze seiner Macht. Ganz Deutschland war ihm unterworfen, und mit Recht fürchteten die Evangelischen, er werde nun, seinem dem Papste geleisteten Versprechen gemäß, die evangelische Lehre mit Gewalt unterdrücken. Aber das that er nicht, und dies gereicht ihm zur besondern Ehre. Viel mochte zu dieser Mäßigung wohl beitragen, daß er jetzt mit eigenen Augen in Sachsen gesehen hatte, daß die Evangelischen gar nicht so böse wären, als sie von den Katholiken immer geschildert waren. Er rief selbst einmal aus: „Es ist doch alles ganz anders im evangelischen Lande und unter den evangelischen Leuten, als ich es mir gedacht habe!“ Und als er hörte, daß man in Sachsen während seiner Anwesenheit den evangelischen Gottesdienst eingestellt habe, rief er mit unverstelltem Unwillen: „Behüte! wer richtet uns das an? Ist in unserm Namen hier der Dienst Gottes unterlassen, so gereicht uns das nicht zum Gefallen. Haben wir im Oberlande (Schwaben) doch nichts gewandelt in der Religion, wie sollten wir es hier thun?“ — Als er die Schloßkirche in Wittenberg besuchte, um Luthers Grab zu sehen, rieth ihm Alba, den Ketzer auszugraben und verbrennen zu lassen. „Laßt ihn ruhen,“ sprach er; „ich führe Krieg mit den Lebendigen, nicht mit den Todten.“

---

*) Die Scene der Abbitte geschah auf der sogenannten Residenz, wo Karl eine Wohnung hatte, und die Gefangennehmung in der Moritzburg, wo Alba wohnte.

Aber auch bei Kaiser Karl V. sollte es sich bewähren, keiner stehe so hoch, daß er nicht fallen könnte. Er hatte sich nach Innsbruck in Tirol begeben, wo er die folgenden Jahre sehr eingezogen verlebte und die Gicht ihn sehr quälte, so daß er selten das Zimmer verlassen konnte. Indessen hatte Moritz sich mehrere Male, aber immer vergebens, für seinen Schwiegervater verwendet. Es kränkte ihn tief, daß Karl immer noch beide Fürsten gefangen hielt; auch mochte ihm wohl sein Gewissen sagen, daß er bei den Evangelischen viel wieder gut zu machen habe. Kurz, es wurde allmählich der Entschluß bei ihm reif, den Kaiser mit Gewalt zu zwingen, seine Gefangenen frei zu geben. Karl arbeitete Moritzen selbst in die Hände. Er trug ihm, dem er mehr als jedem Andern traute, auf, die Stadt Magdeburg, über die damals die Reichsacht ausgesprochen war, zu belagern. Nun hatte dieser einen Vorwand, Soldaten zu sammeln. Er zog die Belagerung ein ganzes Jahr lang hin; auch dann ließ er die Truppen nicht auseinander gehen, indem er bald diesen, bald jenen Grund vorschützte. Mehrere deutsche Fürsten verbanden sich mit Moritz gegen den Kaiser; sie schlossen, um das Gelingen ihrer Unternehmung zu sichern, ein Bündniß mit dem französischen Könige Heinrich II. und gaben leider demselben für seine Hülfe die Städte Metz, Toul, Verdun und Cambray Preis. Man warnte den Kaiser; aber dieser äußerte, von Moritz könnte er nichts fürchten; er habe ihm ja nichts anderes als Liebe und Gutes erwiesen. Wirklich wußte ihn auch Moritz durch die ausgesuchtesten Verstellungskünste zu täuschen. Er schrieb ihm, er würde nächstens selbst nach Innsbruck kommen, ließ sich dort eine Wohnung miethen, ja er reiste gar schon dahin ab, wurde aber unterwegs plötzlich krank. Endlich, als alles reif war, brach er auf und flog wie ein Sturmwind herbei, mit solcher Schnelligkeit, daß er beinahe den Kaiser in Innsbruck ereilt hätte. Bei Nacht und Nebel mußte der arme kranke Mann im fürchterlichsten Regenwetter auf und davon. Man setzte ihn, weil er wegen der Gicht weder reiten noch fahren konnte, in eine von Mauleseln getragene Sänfte, leuchtete ihm mit Fackeln vor, und führte ihn so durch Bergschluchten und auf Felsenpfaden nach Kärnthen. So weit war es jetzt mit dem sonst so mächtigen Kaiser gekommen, daß er vor einem deutschen Fürsten die Flucht ergriff!

Moritz benutzte seinen Vortheil. Er drang dem Kaiser nicht nur das Versprechen ab, augenblicklich beide gefangene Fürsten frei zu lassen und sich an Moritz nie rächen zu wollen, sondern

zwang ihn auch, in einem Vertrage in Passau (1552), den Evangelischen dieselbe Gerechtigkeit vor dem Reichskammergerichte zu bewilligen, welche die Katholiken bisher allein genossen hatten, und einen Reichstag zu verheißen, auf welchem endlich einmal die Religionszwistigkeiten ausgeglichen werden sollten. Das geschah auch 1555 in Augsburg, wo der sogenannte Religionsfriede geschlossen wurde. Darin erhielten die Protestanten im ganzen Reiche freie Religionsübung. Weder sie noch die Katholiken sollten einander zum Uebertritte zu verleiten suchen. Kein Landesherr sollte seine Unterthanen zu einer andern Religion zwingen wollen, sondern ihnen das Auswandern erlauben. Wie sauer wurde es nicht unsern Vorfahren gemacht, das zu erringen, dessen wir uns jetzt so ungestört zu erfreuen haben: die Freiheit, nach unserer Ueberzeugung Gott und Jesus zu verehren!

Der tapfere Moritz erlebte diesen Religionsfrieden leider nicht mehr. Ein wilder Mensch, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, hatte schon lange in Deutschland vielen Unfug getrieben, war bald diesem, bald jenem Fürsten ins Land gefallen und hatte auf eigene Hand Krieg geführt. Dem Unwesen mußte endlich gesteuert werden. Moritz ging mit dem alten Herzoge von Braunschweig, Heinrich, auf ihn los und traf ihn in der lüneburger Haide, beim Dorfe Sievershausen (1553). Schnell griff er ihn an und warf ihn nach einem hartnäckigem Kampfe in die Flucht. Aber der Sieg war theuer erkauft worden. Bald nach dem Anfange der Schlacht wurde dem Herzog Heinrich, einem tapfern, aber rohen Krieger, gemeldet, daß sein trefflicher Sohn, ein kräftiger Mann von 31 Jahren, schwer verwundet sei. Der alte Mann bezwang seinen Schmerz und sprach mit erkünstelter Fassung: „Gut! so muß man dem Jungen das Gelbe vom Schnabel wischen.“ Aber bald kam ein zweiter Bote mit der Nachricht, auch sein ältester Sohn sei entseelt. „Das ist zu viel!“ rief er aus, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Mit der Wuth der Verzweiflung stürzte er sich in den Feind, den Tod suchend aber nicht findend. Dabei traf ihn der dritte Schlag: auch Kurfürst Moritz sei verwundet. Eben war der Sieg entschieden worden; da wurde Moritz von hinten von einer Kugel erreicht, die ihm in die Eingeweide fuhr. Man hob ihn vom Pferde und lehnte ihn an eine Weide, von wo er noch den nahestehenden Soldaten zurief, die Feinde nachdrücklich zu verfolgen. Jetzt kam der alte kummerbelastete Heinrich. Beim Anblicke des verwundeten Freundes

vergaß er des eigenen Verlustes und sorgte, daß der Kranke ins Lager getragen würde. Dieser glaubte, ungeachtet großer Schmerzen, die Wunde sei nicht gefährlich und freute sich über die um ihn herumgestellten erbeuteten Fahnen und Standarten. Aber bald fühlte er, daß er sterben müßte. Er schrieb an seinen Bruder, empfahl ihm seine Frau und Tochter, sein einziges Kind, richtete seine Augen gen Himmel und sprach: „Herr Gott Vater, weil du gesagt hast, aller Menschen Namen seien im Himmel geschrieben, und ich auch ein Mensch bin, hoffe derhalben ungezweifelt, mein Name sei auch geschrieben. Auch weil du gesagt hast, wir seien alle deine Kinder und Erben, so bitte ich durch Jesum Christum, wollest mir gnädig sein, und mich einen Miterben sein lassen und meinen Geist in deine gnadenreiche Hand durch Jesum Christum nehmen.“ Mit diesen Worten verschied er sanft, erst 32 Jahre alt, von Allen betrauert. Selbst Johann Friedrich sprach bei der Nachricht von seinem Tode: „Ich habe die beste Ursache, ihm gram zu sein; aber er war ein ungemeiner und hochwunderbarer Mann.“

89. Karls V. letzte Jahre.

Seit der durch Moritz erlittenen Demüthigung hat Kaiser Karl keine frohe Stunde mehr verlebt. Alles mißlang ihm. Er hatte einen einzigen Sohn, den finstern, stolzen, heimtückischen Philipp; den hätte er gern den Deutschen zum Kaiser aufgedrungen; aber so bald sie ihn nur sahen, hatten sie schon genug an seinem finstern Gesichte, das nie zum Lachen sich verzog; auch wollte Ferdinand nicht die Krone abtreten.*) Dann fing Karl wieder einen Krieg mit Frankreich an; aber seine Heere wurden geschlagen, und der Versuch, Metz wieder zu erobern, schlug fehl. Dabei marterte ihn eine giftige Krankheit, die ihm keine schmerzensfreie Stunde vergönnte. Da faßte er endlich den Entschluß, seine Regierung niederzulegen und in klösterlicher Stille die ihm noch übrigen Jahre zuzubringen. Im Herbst 1555 reiste er dazu nach Brüssel, ließ seinen Sohn Philipp dahin kommen, und trat ihm in feierlicher

*) Dabei zeigten sich einmal wieder die Ansprüche des Papstes. Als dieser von der Abdankung Karls Nachricht bekam, erklärte er diese für ungültig, weil Karl die Krone in seine, des Papstes, Hände hätte niederlegen müssen; denn unter den Kurfürsten wären drei Ketzer. Ferdinand solle daher seiner Wahl entsagen und die Entscheidung dem römischen Stuhle anheimstellen!!

Versammlung die Regierung der Niederlande ab. Neapel hatte er ihm schon früher übergeben. Es war ein rührender Anblick, den kranken Kaiser zu sehen, wie er von dem Leben Abschied nahm. Mit Mühe erhob er sich aus seinem Sessel, gestützt auf die Schulter des Prinzen von Oranien, und er hielt eine erschütternde Rede. Er erzählte, wie er seit seinem 16. Jahre unablässig mit der Regierung seiner weitläufigen Staaten beschäftigt gewesen sei und für sich fast gar keine Zeit übrig behalten habe. Ueberall habe er gesucht mit eigenen Augen zu sehen, und sein Leben sei daher eine stete Pilgerfahrt gewesen. Neun Mal habe er Deutschland, sechs Mal Spanien, vier Mal Frankreich, sieben Mal Italien und zehn Mal die Niederlande besucht; zwei Mal sei er in England und zwei Mal in Afrika gewesen, überhaupt habe er elf Seereisen gemacht. Jetzt erinnere ihn seine Hinfälligkeit, jüngeren Schultern die Last zu übergeben. Habe er während seiner vielen Regierungsgeschäfte etwas Wichtiges versäumt oder etwas nicht recht gemacht, so bitte er alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er werde seiner treuen Niederländer bis an sein Ende stets in Liebe gedenken und für sie beten. Nun wendete er sich an seinen Sohn, der sich auf ein Knie vor ihm niederließ und seine Hand küßte. „Sieh, mein Sohn," sprach er, „du wärest mir schon Dank schuldig, wenn ich dir nach meinem Tode so blühende Länder hinterließe; aber ich übergebe sie dir noch bei meinem Leben. Regiere deine Unterthanen mit Gerechtigkeit und Güte, wie ein Vater seine Kinder." Philipp versprach alles und — hat nichts gehalten. Aller Augen schwammen in Thränen.

Wenige Monate später übergab ihm Karl auch die Regierung von Spanien und eilte nun nach seinem Zufluchtsorte, den er sich in der wildesten Gegend Spaniens, bei dem Hieronymitenkloster San Juste in Estremadura, nahe an der portugiesischen Grenze, erwählt hatte. Aber der undankbare Philipp kümmerte sich wenig um seinen Vater, sobald er erst die Regierung erlangt hatte, und Karl war noch in den Niederlanden, als er an sich selbst erfuhr, wie hinfällig alles Irdische ist. Als er in Vliessingen auf günstigen Wind wartete, hatte er eines Abends einen Gesandten seines Bruders Ferdinand bei sich. Als dieser endlich weggehen wollte, klingelte Karl den Bedienten, dem Fremden zu leuchten. Aber keiner erschien. Da nahm Karl selbst das Licht, so sehr auch der Fremde sich sträubte, und leuchtete ihm vor, indem er sagte: „Vergiß nicht, daß Kaiser Karl nach so vielen Mühseligkeiten der Re-

gierung, jetzt, da er sich ausruhen will, so weit gebracht ist, daß selbst die Diener ihn verlassen haben und er dir, der ihm sonst gedient hat, selbst dient und das Licht vorträgt." Auch den ausbedungenen Jahrgehalt zahlte ihm Philipp höchst unordentlich aus, so daß Karl manchmal an den für seine kleine Hofhaltung erforderlichen Geldmitteln Mangel litt.

In San Juste lebte er in einem freundlichen Wohnhause, welches er sich neben dem Kloster hatte bauen lassen, ganz einsam, und brachte den Tag abwechselnd mit Beten, Drechseln, Uhrmachen und Gartenarbeit zu. Endlich kam er auf die sonderbare Idee, noch bei seinem Leben ein feierliches Todtenamt halten zu lassen, als wenn er gestorben wäre. Er legte sich in einen offenen Sarg und ließ diesen von den Mönchen in die schwarz ausgeschlagene Kirche tragen, Trauerlieder singen und Seelenmessen lesen. Rings umher brannten Wachskerzen und eine Trauermusik hallte schwermüthig durch das hohe Kirchengewölbe. Das alles machte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth, daß er wenige Tage darauf (1558) wirklich starb.

Noch ist zu erwähnen, daß unter seiner Regierung der nachher so berüchtigte Orden der Jesuiten entstanden ist, von einem spanischen Ritter, Ignaz von Loyola, gestiftet. Die Einrichtung dieses Ordens, dessen Aufgabe hauptsächlich die Bekämpfung der Reformation war, war ungefähr folgende: ein General stand an der Spitze: ihm mußten die Mitglieder, zu denen man nur entweder sehr listige, oder gelehrte, oder reiche, oder mächtige Männer nahm, nicht nur streng gehorchen, sondern auch von allem, was sie erfuhren, Nachricht geben. Der Orden kämpfte zum Theil mit Waffen, welche er der Reformation selbst entlehnt, aber zu seinem Gebrauch umgeformt hatte. Er erklärte die Verbesserung des Volkslebens durch das Christenthum für seine Hauptaufgabe, welche durch eine Neubelebung der kirchlichen Heilsanstalten erreicht werden müsse. Wo sie als Priester Eingang fanden, wurde der alte kirchliche Schlendrian stets verlassen. Dafür brachten sie einen zweckmäßigen, geordneten und dabei doch das Volk sinnlich mehr noch wie früher ergreifenden Gottesdienst mit kluger Vermeidung alles Anstößigen, häufiges Predigen in der Landessprache, pflichteifrige Verwaltung der Sacramente; besonderes Gewicht aber legten sie auf eine sorgfältige Handhabung der Beichte.

Mit der Kirche setzten sie die Schule in engste Verbindung und zwar nach einem umfassenden Maßstabe: indem der ganze

Jugendunterricht von den ersten Elementen bis zu den höchsten Stufen nach einem zusammenhängenden Systeme eingerichtet ward. Bald wußten sie sich aber auch bei den Höfen ausschließlich als Beichtväter und Gewissensberather einzuführen und sich mit bewundernswerthem Eifer und Takt auf Politik werfend, beherrschten sie bald als geistliche Beistände und gewandte Staatsmänner alle Cabinette.

Sie waren alles, was man von ihnen verlangte und alles mit gleicher Virtuosität; die ganze Weltgeschichte hat kein Beispiel einer ähnlichen, consequenten und geistreichen Verfolgung eines einzigen Zieles an die Seite zu setzen.

Später wurde der Orden (1773) durch Papst Clemens XIV., einen der aufgeklärtesten Päpste, aufgehoben; aber wirklich meinte dieser auch damit sein Todesurtheil unterzeichnet zu haben, und als er bald darauf starb, glaubte man, daß Jesuiten ihn vergiftet hätten. Pius VII. erneuerte den Orden 1814, und seitdem hat er mit der ihm eigenen Klugheit, Energie und Ausdauer offenbar und im geheimen große Macht und weit verbreiteten Einfluß wiedergewonnen.

90. Lukas Cranach, Albrecht Dürer und Hans Holbein.

Ehe wir in der Geschichte jener Zeit weiter fortfahren, wollen wir bei diesem Kleeblatte berühmter Künstler stehen bleiben. Nicht allein die Wissenschaften hatten damals einen so ungemeinen Fortschritt gemacht, die allgemeine Gährung der Geister war auch den Künsten förderlich gewesen, und wir sehen zu gleicher Zeit so ausgezeichnete Künstler hervortreten, wie die frühere Zeit sie nicht hatte hervorbringen können. Und diese drei Künstler waren zugleich auch als Menschen ausgezeichnet, ein Umstand, der zwar nicht zu den Ausnahmen gehört, aber doch dem menschlichen Herzen recht wohl thut, wenn man da, wo ein schöpferischer Geist mit kunstgeübter Hand herrliche Werke hervorbrachte, auch zugleich Güte des Herzens und Bildung des Geistes findet.

L u k a s C r a n a c h war 1472 in Cranach, einer kleinen Stadt am Fuße des Fichtelgebirges geboren. Er hieß eigentlich Lukas Sunder, nahm aber, wie damals zuweilen geschah, den Namen seines Geburtsortes an. Sein Vater war Formenschneider und Kartenmaler; von ihm soll er den ersten Unterricht im Zeichnen erhalten haben. Von seinen früheren Lebensschicksalen ist eben so wenig

bekannt; auch wissen wir nicht, wie er sein großes Talent ausgebildet habe. Daß er aber schon früh ausgezeichnete Fortschritte gemacht haben müsse, geht daraus hervor, daß er schon als Jüngling zum sächsischen Hofmaler ernannt wurde, und das ist er unter den drei Kurfürsten: Friedrich dem Weisen, Johann dem Beständigen und Johann Friedrich, über 60 Jahre lang geblieben.

Im Jahre 1493 unternahm Friedrich der Weise ein Reise nach Jerusalem. Auch Cranach befand sich unter der sehr zahlreichen Begleitung von Rittern, Herren und Geistlichen, und malte auf Befehl seines Herrn eine sogenannte Reisetafel auf Leinwand, d. h. er stellte auf derselben alle Städte, Schlösser und Gegenden dar, durch welche sie reisten. Sie ist, auf eine hölzerne Tafel geklebt, noch jetzt in der Schloßkirche Wittenbergs, obgleich durch den Krieg beschädigt, zu sehen.

Nach seiner Rückkehr wählte Cranach Wittenberg zu seinem beständigen Wohnorte und hat 46 Jahre da zugebracht. Er verheirathete sich mit des Bürgermeisters in Gotha Tochter, Barbara Brangbier, und lebte mit ihr in recht glücklicher Ehe; denn er war ein sanfter, gutmüthiger Mann, den alle Leute darum achteten und liebten. Auch erwiesen seine Mitbürger ihm das Vertrauen, ihn 1519 zum Kämmerer und Senator, und späterhin zum Bürgermeister zu wählen. Dies Amt bekleidete er sieben Jahre; dann legte er es freiwillig nieder, weil ihn das Alter drückte. Auch während der Verwaltung seines Amtes malte er fleißig, besonders die Bildnisse der sächsischen Kurfürsten und Prinzen und seiner Freunde Luther und Melanchthon, die er häufig vervielfältigte, auf Befehl Friedrichs des Weisen auch die Bildnisse aller Vorfahren desselben.

Da er mit ganzer Seele an seinem Herrn hing, so betrübte ihn der Tod des guten Friedrich (1525) ungemein. Er war unter denen, die seiner Leiche folgten, als diese von dem Schlosse, wo er gestorben war, nach Wittenberg gebracht wurde, und hatte die Ehre, dabei jedem der Armen auf Befehl des neuen Kurfürsten Johann einen Groschen auszutheilen. Auch Johann starb schon 1532; doch ersetzte ihm Johann Friedrich durch große Gnade und unbedingtes Vertrauen den Verlust aufs reichlichste, so daß Cranach recht eigentlich der Freund seines Kurfürsten ward.

Ein harter Schlag traf den guten Cranach im Jahre 1536. Er hatte nämlich seinen ältesten Sohn Johann nach Italien ge-

schickt, um sich dort in der väterlichen Kunst noch mehr auszubilden. Da bekam er unerwartet die Nachricht, daß sein Johann in Bologna gestorben wäre. Dieser Tod schlug ihn um so mehr danieder, da er und seine Frau sich als die Ursache seines Todes anklagten, weil sie ihm zur Reise ihre Einwilligung gegeben hätten. Luther und andere Freunde besuchten ihn und versuchten vergebens, ihn zu trösten. Jener erzählt davon selbst: „Anno 1536 den 1. December besuchte ich den Bürgermeister Lukas Maler, der sehr bekümmert war über seines lieben gehorsamen Sohnes Abschied, so mit der Aeltern und anderer Gottesfürchtigen Rath Wissen und Willen in Italien gezogen und zu Bononien den 9. October auf dem Abend im schönen, herrlichen, christlichen Bekenntniß gestorben war. Aber die Aeltern waren über ihre natürliche Neigung auch im Gewissen geplagt und gemartert, gleich als wären sie seines Todes Ursache gewesen, weil sie ihn hätten hineingeschickt. Darauf sprach ich: „„wenn das gälte, so wäre ich so sehr eine Ursache als ihr; denn ich's euch und ihm treulich gerathen habe; wir haben's aber nicht in der Meinung gethan, daß er sterben sollte““ u. s. w.“ Fünf Jahre darauf verlor er auch seine geliebte Frau und nach abermals fünf Jahren seinen Freund Luther.

Fast noch mehr als diese häuslichen Kümmernisse schlugen den alten Mann die Unglücksfälle nieder, die 1547 sein Vaterland Sachsen und seinen Kurfürsten trafen. Als Kaiser Karl nach dem Siege bei Mühlberg vor die Residenz Wittenberg rückte und sie belagerte, waren fast alle angesehene Einwohner, selbst der edle Melanchthon, aus Furcht vor dem Kriegsungemache, fortgegangen. Nur Cranach hielt es für seine Bürgerpflicht, zu bleiben, und zu erwarten, was da auch kommen würde. Als Karl die Stadt erobert hatte, erinnerte er sich des berühmten Malers, und daß dieser ihn einst als Kind gemalt hätte. Er ließ ihn daher in sein Lager holen und sprach mit ihm dies und jenes über Gegenstände der Kunst. Ein Zeitgenosse erzählt darüber Folgendes: „Als der alte Maler Lukas aus der Stadt ins Kaisers Zelt gefordert, und Karl anzeigte, wie daß ihm der gefangene Kurfürst von Sachsen auf dem Reichstag zu Speier eine schöne Tafel, so er, Lukas gemalt, geschenkt, die er oft mit Lust und Wohlgefallen angesehen und von seinen Gemälden viel gehalten hätte. „„Es ist aber zu Mecheln,““ sagte der Kaiser, „„in meinem Gemache ein Tafel, auf welcher du mich, als ich noch jung war, gemalt hast. Ich begehre deshalb zu wissen, wie alt ich damals gewesen bin.““ Darauf der alte

Lukas geantwortet: „„Ew. Majestät waren damals acht Jahre alt, als Kaiser Maximilian Euch bei der rechten Hand führte und Ew. Gnaden in Niederland huldigen ließ. Indem ich aber anfing, Ew. Majestät abzureißen, hat Ew. Majestät sich stetig gewendet, worauf Euer Präceptor, welchem Eure Natur wohl bekannt, vermeldet, daß Ew. Majestät ein sonderliches Gefallen zu schönen Pfeilen trüge, und darauf befahl, daß man einen kunstreich gemalten Pfeil an die Wand gegenüber stecken sollte, davon Ew. Majestät die Augen niemals gewendet, und ich desto besser das Conterfey zu Ende gebracht."" Diese Erzählung hatte dem Kaiser sehr wohl gefallen und hat dem alten Maler Lukas freundlich zugesprochen. Als aber der gute alte Mann an seines Herrn und des lieben Vaterlandes Unglück dachte, ist er mit weinenden Augen auf seine Kniee gefallen und hat für seinen gefangenen Herrn gebeten. Darauf der Kaiser sanftmüthig geantwortet: „„Du sollst erfahren, daß ich deinem gefangenen Herrn Gnade erzeigen will."" Hat ihn darauf mildiglich begabt und wieder in die Stadt ziehen lassen." Der Kaiser ließ ihm nämlich als Zeichen seiner Gunst einen silbernen Teller voll ungarischer Dukaten überreichen. Am liebsten hätte Cranach die Gabe zurückgewiesen; aber das würde den Herrn beleidigt haben. Daher nahm er davon so viel, als er zwischen zwei Fingerspitzen fassen konnte, lehnte auch alle Anträge des Kaisers ab, ihn nach den Niederlanden zu folgen. Dagegen erbat er sich die Erlaubniß, seinem unglücklichen Herrn im Gefängnisse Gesellschaft leisten zu dürfen.

Nachdem Moritz die Regierung von Kursachsen angetreten hatte, ließ er sich von seinen neuen Unterthanen huldigen. Nur Cranach vermochte nicht, dem Manne Treue und Gehorsam zu geloben, der so zweideutig an seinem geliebten Herrn gehandelt und sich auf dessen Unkosten erhoben hatte. Er verließ das Land, das ihn so lange ernährt hatte, sagte seinen zahlreichen Freunden und Verwandten in Wittenberg für immer Lebewohl und reiste nach Innsbruck in das Gefängniß seines Herrn. Hier blieb er drei Jahre und suchte mit seltener Treue dem armen Gefangenen Gram und Kummer zu lindern. Ein Geschichtsschreiber sagt darüber: „Wenn seine fürstliche Gnaden Morgens aufgestanden, haben sie bei einer Stunde in ihrem Gemach allein gebetet und in der heiligen Bibel oder in Doctor Luthers Schriften, sonst vielfältig in vornehmen deutschen und französischen Historienbüchern gelesen, und nächst denselben noch damit ihre Zeit vertrieben, daß sie den be-

rühmten Maler, den alten Lukas Cranach, allerhand Contrafacturen und Bildwerk machen lassen."

Im August 1552 ließ endlich der Kaiser dem Kurfürsten seine Freiheit ankündigen. Schon am sechsten Tage darauf saßen er und der treue Cranach auf dem Reisewagen, um sich nach Weimar zu begeben, wo sie, wie überall im Heimatlande, mit großer Freude empfangen wurden. Mehr aber als alles erfreute den alten Lukas, daß er seine Tochter Barbara, die Frau des sächsischen Kanzlers Brück, hier fand. Von nun an beschloß er, in Weimar zu bleiben. Schon im folgenden Jahre (1553) starb er hier in den Armen seiner Tochter, im 81. Jahre. Sein Grabmal ist noch hier zu sehen.

Cranach war ein eben so geschickter Maler, als ausgezeichnet biederer, rechtlicher Mensch, der seinem Fürsten im Glück und Unglück Freund und Rathgeber war. Am meisten hat er Bildnisse und Thiere gemalt, und oft wurde er in seinem Arbeitszimmer von den hohen Herrschaften besucht, die ihm mit Vergnügen zusahen und die er wieder auf die Jagd zu begleiten pflegte. Wurden besonders große und schöne Thiere erlegt, so war er gleich bei der Hand, sie abzumalen. Unter seinen Freunden waren besonders Luther und Melanchthon. Wir haben noch einen Brief übrig, den ihm Luther vom Reichstage von Worms schrieb: „Meinen Dienst, lieber Gevatter Lukas: Ich segne und befehle euch Gott! u. s. w. Ich meinte, Kaiserliche Majestät sollt einen Doctor oder 50 versammlet, und den Mönch redlich überwunden; so ist nichts mehr gehandelt, denn so viel: Sind die Bücher dein? Ja, Willst du sie widerrufen oder nicht? Nein. So hebe dich! O ihr blinde Deutschen! wie kindisch handeln wir, und lassen uns so jämmerlich die Romanisten (Päpstliche) äffen und narren. Sagt meiner Gevatterin, eurem lieben, lieben Weibe, meinen Gruß, und daß sie sich dieweil wohl gehabe. — Ade, hiemit allesammt Gott befohlen; der behüte euer Aller Verstand und Glauben in Christo für den römischen Wölfen und Drachen mit ihrem Anhang. Amen!"

Als Luther um seine nachherige Frau, Katharina von Bora, warb, begleitete ihn sein Freund Cranach. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber erzählt: „Käthe von Bora (damals 26 Jahre alt) ist zu dem Stadtschreiber, Herrn Philipp Reichenbacher, gekommen, da sie sich still und wohl verhalten, welches Lutherum bewogen, daß er sich unversehens den 13. Juni 1525 mit Herrn Doctor Pommer, Lukas Cranachen, damals Rathsverwandten, hernach aber

Bürgermeistern, und einem Juristen Apell in des Stadtschreibers Haus verfügt, und bei demselben um Jungfer Käthe von Bora geworben, die anfänglich nicht gewußt, ob es Ernst gewesen, und da sie solches vermerket, darein gewilliget, und weil man damals vielleicht mehr Gäste zu bewirthen nicht gefaßt gewesen, ist ein ehrlich öffentlich Verlöbnißmahl des andern Tages gehalten worden, auf welches auch der Rath dieses Ortes 14 Maaß allerhand Wein, neben gewöhnlichen Glückwünschen anbieten lassen." Als nun Luther 14 Tage darauf den Hochzeitsschmaus feierte, war wieder Cranach zugegen, und erschien auch das Jahr darauf bei der Taufe des erstgeborenen Sohnes Luthers als Taufzeuge. Bei allen Gelegenheiten zeigte er sich als Luthers wahren Freund. Dieser hatte einst eine kleine Schrift drucken lassen. Einige Exemplare hatten auf dem Titel seinen Namen, andere nicht. Eins der letzteren kam in die Hände des Herzogs Georg von Sachsen, des bekannten eifrigen Feindes Luthers. Er las es und es gefiel ihm ungemein. Gerade kam Cranach zu ihm. „Sieh, Lukas!" sprach Georg, „du rühmst mir immer deinen Mönch zu Wittenberg, den Luther, wie er so gelehrt sei, und allein wohl reden und gute Bücher deutsch schreiben könne; du irrst aber hierin, wie in vielen anderen Stücken. Hier habe ich ein Büchlein, das ist so gut und besser als es der Luther nimmermehr machen könnte." Geschwind holte Cranach sein Exemplar hervor und zeigte ihm Luthers Namen auf dem Titel zu Georgs großem Aerger und nicht geringer Verwunderung. „Es ist doch schade," sprach er, „wie dieser verkehrte Mönch ein so schönes Buch hat schreiben können!"

Cranachs Ruhm war so groß, daß der König Ferdinand ihn nach Wien berief und mit seinen hier verfertigten schönen Gemälden seine Schlösser ausschmückte. Die meisten seiner Gemälde sind aber an den sächsischen Höfen zu finden, und ihm verdanken die Bildergalerien in Wien, München, Prag und besonders in Dresden ihre Entstehung. So lieblich auch seine Gesichter sind, so beging er nur den freilich auch sonst oft vorgekommenen Fehler, daß er allen seinen Figuren die zu seiner Zeit übliche Kleidung gab, so daß alte römische Feldherren und Senatoren wie sächsische Ritter oder wittenbergische Bürgermeister gekleidet sind. Außer seinen größeren Oelmalereien machte er auch treffliche Miniaturgemälde; man findet sie noch in den schönen Gebet- und Geschichtsbüchern der damaligen Kurfürsten. Seine besten Sachen malte er zwischen den Jahren 1520—30. Wie sehr er geschätzt wurde, geht aus einem Briefe

eines damaligen Professors in Wittenberg hervor. „Wer kennt nicht", schreibt er unter anderem, „deine ausgezeichnete Tugend? Wem sind die herrlichen Eigenschaften deines Gemüths unbekannt? Du maltest einst in Oestreich Trauben auf den Tisch so natürlich, daß in deiner Abwesenheit eine Elster stets hinflog, und wegen der Täuschung erbost mit Schnabel und Klauen das neue Kunstwerk zerhackte. Du hast zu Koburg einen Hirsch gemalt, welchen fremde Hunde, so oft sie ihn sehen, anbellen. Was soll ich erst von jenem wilden Schweine sagen, welches unser großmüthiger Fürst dem Kaiser zum Geschenke machte, und welches du nach deiner Gewohnheit so künstlich gezeichnet hast, daß ein Jagdhund bei dessen Anblicke wegen der über den ganzen Körper verbreiteten Stachelborsten anfangs mit einem ungeheueren Gebelle tobte, bald aber die Flucht ergriff. Als die Fürsten dich im letzten Sommer nach Niederland, bloß um mit deiner Geschicklichkeit zu prahlen, gesendet hatten, hast du gleich beim ersten Eintritt in das Gasthaus eine von der Pfanne abgelöschte Kohle ergriffen, und das Bildniß Kaiser Maximilians so natürlich auf die Wand gezeichnet, daß es von allen erkannt und bewundert wurde. Unsern redlichen Fürsten Johannes hast du so vortrefflich gemalt, daß die Einwohner von Lochau beim Eintritt in die Burg, wenn sie durch das Fenster einen Theil des Gemäldes sahen, von Ehrfurcht ergriffen, das Haupt entblößten und die Kniee beugten. Zu Torgau hast du Hasen, Fasanen, Pfaue, Rebhühner, Enten, Wachteln, Krammetsvögel und verschiedenes anderes Flügelwerk der Art aufgehängt, welche einst der Graf Schwarzburg, als er sie sah, hinauszubringen befahl, damit sie nicht übel röchen, und da er sich vom Fürsten ausgelacht sah, trat er sogleich näher, und betheuerte eidlich, es sei wenigstens ein Flügel einer lebendigen Ente gewesen. Wie die alten Maler sich durch eine besondere Freundlichkeit auszeichneten, so bist du sehr höflich, beredt, freigebig, menschenfreundlich und verbindlich." Dies wurde geschrieben, als Lukas 38 Jahre alt war. Er hinterließ einen Sohn, Lukas Cranach den Jüngern, auch einen braven Maler, der aber doch nicht das große Talent seines Vaters besaß.

Nur um ein Jahr älter war Albrecht Dürer. Er stammte aus Ungarn her; sein Großvater war da Goldarbeiter gewesen. Dieselbe Kunst trieb auch sein Vater, der sich in Nürnberg niederließ. Albrecht war der älteste Sohn seiner Aeltern, die nach ihm noch 17 Kinder hatten. Er wurde 1471 in Nürnberg geboren

und vom Vater zu seiner Kunst angehalten. Auch ließ ihn dieser fleißig zeichnen und Mathematik lernen, weil er glaubte, daß ihm beides einmal bei seiner Beschäftigung nützlich sein könnte. Aber je älter Albrecht wurde, desto mehr verlor sich die Lust zur Kunst seines Vaters; er wünschte dagegen ein Maler zu werden. Der Vater hatte nichts dagegen und gab ihn zu einem geschickten Maler der Stadt in die Lehre. Zu seinem Glücke trieb dieser Mann auch zugleich die Holzschneiderei und Kupferstecherkunst. Der fleißige Albrecht aber übte sich auch darin, und brachte es in allen drei Künsten bald so weit, daß seine Mitlehrlinge mit rechtem Neid auf ihn sahen und ihn auf alle Weise neckten und kränkten. Dazu kam nun noch der Tod seines Vaters, der ihn und seine übrigen Geschwister ganz ohne Vermögen hinterließ.

Das war nun freilich schlimm, aber Gott läßt keine Kinder verhungern, sondern fügt es immer so, daß sie irgend ein Unterkommen finden. So auch hier. Seine Armuth trieb den verlassenen Jüngling nur noch mehr zum Fleiße an, und nach Ablauf seiner drei Lehrjahre war er so weit, daß er vier Jahre lang auf Reisen gehen konnte, um sich in Deutschland, Italien und den Niederlanden in seiner Kunst zu vervollkommnen. Ueberall nahm man ihn gut auf, weil er nicht nur geschickt, sondern auch ein höchst liebenswürdiger Mensch war. Sein Körper war wohlgebaut, aus seinen Augen leuchtete Freundlichkeit und Offenheit, seine Stirn war stets heiter, wie sein Gemüth, und bis auf die Schultern fielen seine braunen Locken herab. Wenn er sprach, hörte man ihm mit Vergnügen zu; denn er redete lebhaft, offen und angenehm. Dabei war er die Bescheidenheit selbst und urtheilte darum auch mild über Andere. Sollte er über eine fremde Arbeit urtheilen, die nicht besonders gerathen war, so sagte er: „Nun, der Meister hat viele Mühe darauf verwendet.“ War sie aber vorzüglich, so lobte er sie und hob ihre Vorzüge heraus.

Als er 23 Jahre alt war, kam er von seinen Reisen zurück und ließ sich in seiner Vaterstadt Nürnberg nieder. Um eine eigene Haushaltung zu führen, nahm er die Tochter eines berühmten Mechanikus, Agnes Frei, zur Frau. Schön war sie nicht, auch nicht reich; aber als häuslich und wirthschaftlich war sie ihm gerühmt worden. Doch kaum waren die ersten Flitterwochen vorüber, so erkannte er, welchen Fehlgriff er gethan hatte; denn sie war verdrießlich, zänkisch, herrschsüchtig und geizig, mit einem Wort: ein böses Weib. Wenn er, von der Arbeit ermüdet,

bei seiner Agnes sich erholen wollte, so überschüttete sie ihn mit Scheltworten; nichts war ihr recht; den ganzen Tag hörte das Keifen nicht auf, und da sie keine Kinder hatte, mit denen sie schelten konnte, so mußte der arme Mann herhalten. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn er jede Erholungsstunde außer dem Hause zugebracht hätte; aber dazu war er ein zu guter und häuslicher Mann. Machte er sich aber ja einmal eine Zerstreuung außer dem Hause, so hatte er es desto schlimmer, wenn er nach Hause kam; denn da empfing sie ihn mit einer Fluth von Scheltworten. „Kannst du nicht lieber arbeiten," schrie sie da, „statt daß du herumläufst und das Geld durchbringst? Gleich an die Arbeit!" Je sanfter, geduldiger und ruhiger er war, je mehr er ihr vernünftige Vorstellungen machte, desto wüthender wurde sie; ja es war ihr ein rechtes Bedürfniß, den armen Mann zu quälen.

So duldete Dürer 24 Jahre, ohne sich von Nürnberg fortzurühren. Da endlich mußte er nach Italien reisen, und nun erst schöpfte er leichter Athem, da er sein Haus mit dem bösen Weibe hinter sich hatte. Auf dieser Reise wurde er in Venedig wie in andern italienischen Städten mit großer Freundlichkeit aufgenommen; denn seine schönen Arbeiten hatten ihm überall großen Ruf verschafft. Eines Tages bat ihn ein berühmter Maler, der besonders die Feinheit und Natürlichkeit der von ihm gezeichneten Haare bewunderte, ihm doch einen seiner feinen Pinsel abzulassen, mit denen er diese saubere Arbeit verrichtete. „Mit Vergnügen!" war die Antwort; „hier sind alle meine Pinsel; suche dir die feinsten aus." — „Solche habe ich selbst," meinte endlich der Maler; „ich wünschte solche ganz feine, mit denen du die Haare malst." Da nahm Dürer eine Leinwand und malte ihm sogleich mit seinen gewöhnlichen Pinseln einen so schönen, feinen Lockenkopf hin, daß der Maler sich über seine Geschicklichkeit nicht genug wundern konnte.

Aber nicht allein als Maler zeichnete sich Dürer besonders durch den Fleiß der Ausführung und durch seine schönen Farben aus, sondern er war auch ein ganz vorzüglicher Holzschneider, Kupferstecher und Bildschnitzer. Die niedlichsten Figuren aus Holz, Stein, Gyps und Elfenbein auszuschneiden oder in Metall einzugraben, war ihm eine Kleinigkeit. Einst als er in Bologna mit mehrern andern Künstlern zusammen war, brachte einer von ihnen in Vorschlag, daß jeder eine Probe seiner Kunst gäbe. Endlich kam auch die Reihe an Dürer. Da nahm er ein Stück Kreide,

zog auf dem Tische einen Kreis, machte in die Mitte einen Punkt und ließ nun einen Cirkel holen, damit alle sahen, daß der gemachte Zug um kein Haar breit vom Cirkel abwiche.

In Rom besuchte er den berühmten Michel Angelo Buonarotti; ohne seinen Namen zu sagen, gab er sich für einen Farbenreiber aus und bat, ihn in seine Dienste zu nehmen. Das geschah. Angelo arbeitete damals gerade an einem Bilde, auf welchem der Besuch des Engels bei der Maria vorgestellt war. Als einst Angelo ausgegangen war, nahm Dürer geschwind einen Pinsel und malte auf die Stirne des Engels eine Fliege mit solcher Natürlichkeit, daß Angelo, als er nach Hause kam, sie wegjagen wollte. Endlich sah er, daß sie gemalt war, und erstaunte über die Genauigkeit, mit der sie gearbeitet war. „Wahrlich!" rief er aus, „das kann nur Albrecht Dürer gemalt haben!" Der war aber bereits über alle Berge und ließ sich nicht wieder sehen. Seitdem hatte Angelo große Hochachtung für Dürers Kunst.

Als dieser nach Nürnberg zurückkam und sich Agnes über seine Wiederkehr freute, benutzte er ihre gute Laune, sie recht herzlich zu bitten, doch etwas friedlicher und freundlicher zu sein. Aber das Zanken war ihr nun einmal so zur andern Natur geworden, daß der alte Hader bald wieder anfing. Darüber grämte sich der arme Mann so, daß er täglich sich mehr abzehrte und seine Freunde sich endlich der Sache annahmen. „Weißt du was?" sagte ihm einst sein bester Freund, der berühmte Wilibald Pirkheimer, des Kaisers Rath und einer der angesehensten Männer der Stadt, „reise heimlich fort von ihr und laß sie allein zurück; dann wird sie schon zahm werden!" Dürer hatte schon längst Lust gehabt, einmal die Niederlande zu sehen. Also machte er seine Anstalten, und als eines Morgens die böse Agnes aufwachte, war Dürer fort. Im ersten Augenblicke war sie ganz wüthend vor Zorn. Da sie aber niemanden hatte, an dem sie ihn auslassen konnte, so mußte sie sich wohl beruhigen. Zuletzt lief sie zu Pirkheimer und klagte ihm ihre Noth. Dieser aber benutzte die Gelegenheit, ihr das Gewissen zu schärfen und ihre schlechte Aufführung ihr vorzuhalten. Ihrem Manne ging es indessen in den Niederlanden sehr wohl. Ueberall wurde er mit Entzücken aufgenommen, und ihm war so wonniglich, einmal unter freundlichen Leuten zu sein und das Schelten seiner Frau nicht zu hören, daß er an die Rückkehr nicht denken wollte. Agnes dagegen härmte sich ab, nicht, weil sie ihn liebte, sondern weil er ihr von dem

Gelde, das er sich unterwegs verdiente, nichts schickte. Sie nahm daher abermals zu Pirkheimer ihre Zuflucht und bat ihn flehentlich, ihr doch ihren Mann wieder herzuschaffen, „Wie kannst du glauben," antwortete er ihr, „daß Albrecht sich nach dir zurücksehne, da es ihm unter seinen Freunden so wohl geht? Ehe er nicht gewiß weiß, daß du dich ganz geändert hast, kommt er gewiß nicht." Da gab sie denn die allerschönsten Worte und weinte dabei so viele Thränen, daß Pirkheimer endlich an ihn zu schreiben versprach. „Er soll gewiß," schrie sie, „die allersanfteste Frau nun an mir haben, Ihr sollt es sehen." Pirkheimer redete also Dürer zu zurückzukommen, seine Agnes scheine sich ganz geändert zu haben.

Nach einer einjährigen Abwesenheit kam er, und wirklich empfing sie ihn freundlich genug, so schwer es ihr auch sein mochte, zu schweigen. Aber die Freude dauerte nicht lange. Wie war es auch zu erwarten, daß eine Frau im Alter die Fehler ihrer Erziehung ablegen sollte! Sie war selbst zu bedauern, daß sie sich und die, welche mit ihr leben mußten, so unglücklich machte. Am meisten war aber der unglückliche Dürer zu beklagen. Der Gram über sein häusliches Unglück drückte ihn endlich so danieder, daß er täglich mehr abmagerte und endlich seinem Kummer ganz unterlag. Er starb 1528 unvermuthet. Nun schrie und jammerte das böse Weib wie eine Unkluge, fühlte die heftigste Reue und hätte gern alles dahingegeben, ihn ins Leben zurückzurufen. Seine Freunde empfanden den Verlust des liebenswürdigen Mannes, der trotz seines häuslichen Leidens immer so heiter gewesen war, sehr tief, besonders Pirkheimer. In einem Briefe an Ulrich von Hutten schrieb er: „Wie oft ich auch schon den Schmerz gefühlt habe, der aus dem Hinscheiden naher Verwandten zu erwachsen pflegt, so weiß ich doch nicht, ob je der Tod eines derselben mir einen solchen Gram verursacht hat, als den ich nun gegenwärtig durch den plötzlichen Tod unsers besten und theuersten Albrecht Dürers in meinem Herzen spüre. Denn unter allen habe ich keinen so sehr geliebt, noch so hoch geachtet als diesen, seiner zahllosen Tugenden und seiner ausgezeichneten Redlichkeit willen." An einen andern Freund schrieb er über Dürers häusliche Leiden wörtlich so: „Ich hab wahrlich an Albrechten der besten Freund' einen, so ich auf Erdreich gehabt hab, verloren, und dauert mich nichts höher, denn daß er eines so hartseligen Todes verstorben ist, welchen ich nach der Verhängniß Gottes niemand dann seiner Hausfrauen zusagen kann,

die ihm sein Herz dermaß gepeinigt hat, daß er sich desto schneller von hinnen gemacht hat. Dann er vas (war) ausgedorret vie ein Schaub, dorft niendert (hienieden) keinen guten Muth mehr suchen, oder zu den Leuten gehen, also hat das bös Weib sein Sorg, das ihr doch wahrlich nit Noth gethan hat. Zu dem hat sie ihne Tag und Nacht zu der Arbeit härtiglich gedrungen, allein darum, daß er Geld verdienet und ihr das ließ, so er starb; dann sie allweg (immer) verderben hat wollen, wie sie dann noch thuet, unangesehen, daß ihr Albrecht bis in die 6000 Gulden Werth gelassen hat. Aber da ist kein Genügen und in Summa ist sie allein seines Todes ein Ursach. Ich hab sie selbst oft für ihr argwöhnig sträflich Wesen gebeten und sie gevarnet, auch ihr vorgesagt, vas das End hievon sein vurd, aber damit hab ich nichts anderst dann Undank erlangt. Dann, ver diesem Mann vohl gevollt und um ihn gevest, dem ist sie feind geworden, das vahrlich den Albrecht mit dem höchsten bekümmert und ihme unter die Erd bracht hat. Ich hab ihr seit seines Todes nie gesehen, sie auch nit zu mir vollen laßen, vievohl ich ihr dannach in viel Sachen hülflich gevest bin; aber da ist kein Vertrauen. Wer ihr Widerpart halt und nit aller Sach' Recht giebt, der ist ihr verdächtlich, dem vird sie auch als bald feindlich; darum sie mir lieber von veit von mir, dann um mich ist. Es sind ja sie und ihr Schwester nit Bubin (Schelme), sonder, vie ich nit zweifel, der ehren fromm und ganz gottes furchtig Frauen; es sollt aber einer lieber ein Bubin, die sich sunst freundlich hielt, haben, dann solch nagend, argwöhnisch und kiefend (scheltend) fromm Frauen, bei der weder Tag noch Nacht Ruhe oder Fried haben konnt" u. s. w.

Dürer wurde von Hohen und Niederen geehrt. Kaiser Maximilian hielt ihn sehr hoch. Einst mußte Dürer in einem Schlosse des Kaisers an einer Wand eine Vorzeichnung entwerfen. Er stand dabei auf einer Leiter, und da Maximilian fürchtete, sie möchte umfallen, so befahl er einem seiner Höflinge, sie zu halten. Dieser aber machte dazu ein saures Gesicht und vermerkte unterthänigst, es gezieme sich wohl nicht, daß ein Edelmann einem Maler einen Dienst erzeige. „Weißt du nicht," antwortete ihm der Kaiser, „daß Dürers Kunst mehr werth ist als dein ganzer Adel? Es ist mir ein Leichtes, aus einem Bauer einen Edelmann zu machen; aber aus einem Edelmann einen Dürer machen, kann ich nicht."

Der dritte jener großen deutschen Maler war Hans Holbein. Er war 1498 in Augsburg geboren, also 27 Jahre jünger

als Dürer. Auch sein Vater war ein Maler und hielt den Knaben früh zur Malerkunst an. Nachdem der Vater an verschiedenen Oertern gewesen war, ließ er sich endlich in Basel nieder, und hier zeichnete sich der Jüngling bald so aus, daß ihm der Magistrat den Auftrag gab, die Wände des Rathhauses inwendig und auswendig mit Malereien zu schmücken. Davon ist aber so gut wie nichts mehr vorhanden, weil die Feuchtigkeit Alles unscheinbar gemacht hat. In seiner Jugend hatte er wenig zu leben und mußte daher jede Arbeit, die ihm aufgetragen wurde, annehmen. Man hebt noch in Basel ein Aushängeschild auf, welches er für einen Schulmeister malte; oben ist eine Schulstube mit Kindern und erwachsenen Schülern dargestellt und darunter eine Einladung zum Eintreten. Auch Häuser hat er oft bemalt; denn damals war es üblich, die ganze Vorderseite der Häuser mit allerhand Geschichten zu bemalen. Davon erzählt man folgende Anekdote: Ein Apotheker gab ihm einst den Auftrag, sein Haus auswärts mit dergleichen Bildern zu versehen. Holbein machte dazu ein Gerüste und verhängte dies so, daß man von außen nur seine beim Sitzen herabhängenden Beine wahrnehmen konnte. Zuweilen wurde dem Maler die Zeit lang, und da er ein lebenslustiger Jüngling war, so schlich er dann und wann nach einem benachbarten Weinhause. Sah nun der Apotheker die Beine nicht, so merkte er seine Abwesenheit und schalt hernach. Was hatte Holbein zu thun? Er malte seine herabhängenden Beine auf die Wand, und zwar so natürlich, daß der gute Apotheker lange dadurch getäuscht wurde. Aber er malte nicht nur, sondern war auch ein überaus geschickter Form- und Holzschneider, und seine Holzschnitte werden noch jetzt sehr geschätzt.

Etwas unbesonnen muß er in der Jugend gewesen sein. Das zeigt auch, daß er den wichtigsten Schritt des Lebens, seine Verheirathung, ohne Ueberlegung that. Er heirathete, als er kaum 20 Jahre alt war, und ohne so viel Einkünfte zu haben, um ein Hauswesen ohne Sorgen zu unterhalten. Es ging ihm in der Ehe nicht viel besser als dem Albrecht Dürer. Seine Frau — ihr Name ist unbekannt — war weder hübsch noch freundlich, und soll ihm durch Schelten und Zanken viele böse Tage gemacht haben. Auch war sie wahrscheinlich älter als er, was selten glückliche Ehen giebt. Da er in Basel schlecht bezahlt wurde und nicht genug zu thun hatte, machte er sich auf, um als wandernder Maler sich Geld zu verdienen. Er reiste in der Schweiz und in Schwaben umher, und bemalte die Häuser reicher Leute von innen und von außen.

Eine wichtige Bekanntschaft machte Holbein nach seiner Zurückkunft in Basel. Der berühmte Erasmus, einer der witzigsten und gelehrtesten Köpfe jener Zeit, gewann den jungen Künstler lieb, obgleich eine innige Freundschaft schon wegen Verschiedenheit des Alters nie zwischen ihnen stattfand. Einmal fiel dem Maler des Erasmus kleine Schrift: Lob der Narrheit, in die Hände. Er fand das Buch sehr ergötzlich und versah es sogleich am Rande mit 83 schönen Federzeichnungen. Als man die Arbeit dem Erasmus brachte, freute sich dieser sehr darüber und bat den Maler, die Figuren in Holz zu schneiden, und nachmals wurde das Buch, so oft es wieder gedruckt wurde, immer mit den Holzschnitten Holbeins versehen. So wie Cranach die Bilder Luthers und Melanchthons sehr vervielfältigt hat, so hat Holbein den Erasmus unzählige Male gemalt.

So beliebt auch Holbein nun schon durch seine Kunst in und um Basel geworden war, so gab es doch nur sehr geringen Verdienst. Zugleich hatte er bei seinem zänkischen Weibe wenig Freude. Daher war ihm der Antrag eines englischen Großen, der durch Basel reiste, in England sein Glück zu versuchen, ganz recht. Daß er Kinder daheim ließ, machte ihm wenig Kummer, sowie ihm denn überhaupt der sanfte, liebenswürdige Charakter des guten Dürer ganz fehlte. Er hatte mehr Sinn für Lebensfreuden, und die hoffte er in England mehr als in Basel am Hungertische und bei seiner bösen Frau zu finden. Er ließ ihr seine vorräthigen Gemälde zurück, um durch den Verkauf derselben das nöthige Geld zu erhalten, versah sich mit Empfehlungsschreiben von Seiten des Erasmus und reiste 1526, 28 Jahre alt, fröhlich von Basel ab. Wovon unterwegs leben, war ihm nicht bange; sein Pinsel sollte ihn ernähren.

In Straßburg soll sich mit ihm ein ähnlicher Spaß, als oben von Dürer erzählt wird, zugetragen haben. Er ging nämlich, da es ihm an Geld fehlte, zu dem ersten Maler der Stadt und bat um Arbeit, ohne aber seinen Namen zu sagen. Der Maler verlangte eine Probe seiner Geschicklichkeit, und da malte jener, während der Maler einmal weggegangen war, auf die Stirn eines halbvollendeten Kopfes eine Fliege. Als der Maler nach Hause kam, wollte er die Fliege wegjagen, fand aber zu seinem Erstaunen, daß sie gemalt war. Sogleich schickte er in der ganzen Stadt umher, den Fremden aufzufinden, aber vergeblich; Holbein hatte sich schon fortgemacht. Er reiste durch die Niederlande, kam glücklich nach London, ging sogleich zum berühmten Kanzler Thomas

Morus, gab hier seinen Empfehlungsbrief von Erasmus ab und wurde sehr freundlich in des Kanzlers Haus aufgenommen. Hier übte er sich im Englischen, lernte die englischen Sitten, um sich öffentlich mit Anstand zeigen zu können, und malte für seinen freundlichen Hauswirth viele treffliche Stücke. Einst fragte ihn Morus, wie der englische Große geheißen, der ihn zuerst zur Reise nach England aufgemuntert habe? „Ich weiß es nicht," antwortete er; „aber seine Züge sind mir noch gegenwärtig." Und nun malte er sogleich das Bild des Herrn auf eine Tafel mit so treffender Aehnlichkeit, daß Morus sogleich ausrief: „Das ist der Graf Arundel!"

König Heinrich VIII. pflegte den Kanzler öfters auf seinem Landhause zu besuchen. Einst kam er auch und Morus führte ihn in die Halle, deren Wände mit den Gemälden Holbeins ganz bedeckt waren. Der König, ein Freund der Kunst, erstaunte; etwas so Herrliches hatte er noch nie gesehen. „Lebt der Künstler noch," fragte er, „und ist er für Geld zu haben?" — „Er wohnt bei mir, Sire,", antwortete Morus, „und die ganze Sammlung steht Ew. Majestät zu Diensten." — Sogleich wurde Holbein geholt und dem Könige vorgestellt, der ihn in seine Dienste nahm. „Nun ich den Meister habe," sagte der König, „bedarf ich dieser Bilder nicht; er soll mich schon befriedigen."

Nun begann für Hans Holbein ein ganz neues Leben. Der sonst so arme baseler Maler, der froh war, wenn er Häuser und Aushängeschilder zu malen hatte, wohnte nun im königlichen Schlosse, bekam einen bestimmten Gehalt und wurde außerdem noch für jedes Gemälde besonders bezahlt. Er war jetzt ein feiner Weltmann geworden und wurde von allen Großen eifrig gesucht. Obgleich England damals voll von geschickten Malern war, so erkannten doch alle dem Hans Holbein den ersten Rang zu; denn er verschönerte nicht, wie es unsere Maler zu machen pflegen, sondern malte getreu nach der Natur, und zwar mit solcher Klarheit und Genauigkeit, daß man unwillkürlich davon angezogen wird. Von der großen Gunst, in welcher Holbein bei dem Könige stand, ist folgende Geschichte ein Beweis: Eines Tages, als Holbein mit einer geheimen Arbeit für den König beschäftigt war, kam ein englischer Graf und verlangte seine Arbeit zu sehen. Holbein wollte die Thür nicht aufmachen und wies den Lord erst mit guten Worten zurück. Da dieser sich aber dadurch beleidigt fühlte, so kam es bald zu heftigem Wortwechsel, der sich damit endigte, daß der äußerst

aufgebrachte Lord die Thüre aufzubrechen anfing. Das war dem Maler zu arg. Voll Zorn sprang er heraus und stieß den Lord die Treppe hinunter, merkte aber aus den Klagetönen des Gefallenen und aus dem Lärm der herbeieilenden Bedienten, daß es nicht ohne Beschädigung abgelaufen sei. Erschrocken kehrte er in das Zimmer zurück, verriegelte die Thüre und flüchtete sich durchs Fenster über ein Dach aus dem Hause. Dann eilte er geradesweges zum Könige, erzählte den Vorfall und bat um Gnade. „Ich will dir verzeihen," antwortete dieser gnädig, „wenn du den Grafen um Verzeihung bittest." Das versprach Holbein und wurde, da man eben die Stimme des Grafen hörte, in ein Nebenzimmer gebracht. Mit verbundenem Kopfe und kläglichem Gesichte wurde dieser zum Könige geführt und bat um strenge Bestrafung des Schuldigen. „Beruhige dich," sprach der König, „und sei mit der Abbitte des Malers und dem scharfen Verweise zufrieden, den er in deiner Gegenwart erhalten soll." Der Lord, der eine ganz andere Genugthuung für einen Mann seines Standes erwartet hatte, vergaß sich so sehr, daß er drohte, er würde sich selbst Recht verschaffen. Aber einen größeren Dienst hätte er dem bedrängten Maler nicht leisten können; denn der heftige König konnte keinen Widerspruch ertragen und gerieth daher in heftigen Zorn. „Nun hast du es mit mir zu thun," rief er mit funkelnden Augen; „geh und denke daran, daß ich die mindeste Selbstrache, die du an dem Maler nimmst, ahnden will, als wäre sie an meiner eigenen Person verübt. Glaubst du, daß mir wenig an diesem Manne gelegen ist, so wisse, daß ich aus sieben Bauern eben so viele Lords machen kann, aber aus sieben Lords nicht einen Holbein!"

Nach einem dreijährigen Aufenthalte reiste Holbein nach Basel zum Besuch, um sein Weib und seine Kinder zu sehen. Zugleich schickte Morus seinem Freunde Erasmus ein Gemälde, seine Familie vorstellend, von Holbein gemalt, worüber der Beschenkte eine große Freude hatte. „Ich habe keine Worte," schrieb er an des Kanzlers Tochter zurück, „meiner Freundin, der Zierde Britanniens, die Freude zu schildern, die mir der Familienverein gemacht hat, den Holbeins Meisterhand so glücklich mir vor Augen stellt, daß ich sie alle, als wäre ich mitten unter ihnen, erkannt und mich zurückgesehnt habe nach dem unvergeßlichen Hause, dem ich so viel meines Glückes und Ruhmes schuldig bin." Viele, die den armen Maler früherhin über die Schultern angesehen hatten, drängten sich jetzt an den berühmten, von Königen und Fürsten gesuchten

Holbein, wurden aber nun kalt abgefertigt. Auch diesmal reiste er wieder ohne Frau und Kinder ab. Daß er lieber ohne jene lebte, war natürlich, und die Kinder konnte er, der fast immer außer dem Hause arbeitete, nicht beaufsichtigen. Da er aber noch immer ein Bürger von Basel war und ein solcher nicht ohne Erlaubniß des Rathes abwesend sein durfte, so erhielt er nur auf einige Jahre Urlaub. Wie sehr man jetzt seinen Werth in Basel zu schätzen wußte, geht daraus hervor, daß ihm der Rath 50 Gulden Wartegeld aussetzte und außerdem seiner Frau alle Jahre 40 Gulden zahlte. Dennoch blieb er in London und hat Basel nur noch zweimal auf kurze Zeit besucht.

Auch nach Heinrichs VIII. 1547 erfolgtem Tode stand Holbein bei seinem Sohne und Nachfolger Eduard VI. in großen Gnaden. Als dieser aber schon nach 6 Jahren starb und die katholische Maria, Heinrichs älteste Tochter, Königin wurde, die alle, welche nicht Katholiken waren, haßte, scheint er sich mehr vom Hofe zurückgezogen zu haben; denn er war der Reformation zugethan. Er starb endlich 1554 in London an der Pest, 56 Jahre alt.

91. Zwingli und Calvin. — Die Bartholomäusnacht, 1572.

Zu derselben Zeit, als Kaiser Karl V. in Deutschland, Spanien und Neapel herrschte, war in Frankreich sein erbitterter Feind, Franz I., König (1515—47). Unter ihm lebte der berühmte Ritter Bayard, den man den Ritter ohne Furcht und ohne Tadel nannte, von dessen Thaten zu erzählen hier aber der Raum fehlt.

Schon unter Franz war die neue Lehre nach und nach aus der Schweiz nach Frankreich gekommen. In der Schweiz nämlich waren, mit Luther fast zu gleicher Zeit, zwei treffliche Männer, Zwingli in Zürich und Calvin in Genf, darauf gekommen, die Christen zu der einfachen Lehre unseres Heilandes zurückzuführen und dasjenige aus unserer Religion zu verbannen, was erst nach und nach durch Menschenwerk hineingebracht war. Beide waren, wie Luther, durch das Lesen der Bibel darauf geleitet worden und hatten, wie er, mancherlei Verfolgungen ausstehen müssen. Die Lehre dieser beiden Männer stimmte ziemlich überein und ihre Anhänger wurden nachmals Reformirte genannt. Man merke sich von beiden berühmten Männern Folgendes:

Huldreich Zwingli wurde 1484, also ein Jahr später als Luther, im Dorfe Wildhaus im Canton St. Gallen (zwischen Wallenstädt und Appenzell) in Helvetien geboren. Obgleich sein Vater, ein Amtmann, acht Söhne hatte, so sorgte er doch, daß sie gut unterrichtet wurden, und schickte den Huldreich nach Basel, späterhin nach Bern auf die Schule. Nachdem er in Wien und in Basel studirt hatte, wurde er Pfarrer in Glarus. Hier war ihm eine Bibel in die Hände gefallen und sie wirkte auf ihn eben so wie auf Luther. Er konnte nicht von ihr wegkommen; alles zog ihn unwiderstehlich an, und wie erstaunte er, als er fand, daß von vielen Lehrsätzen der römisch-katholischen Kirche kein Wort in der Lehre Jesu stände. Als er 1516 Prediger in dem berühmten Kloster und Wallfahrtsorte Maria Einsiedeln geworden war, trat er mit Unerschrockenheit zur Vertheidigung der Wahrheit auf. Er predigte, unterstützt von dem aufgeklärten Abte daselbst, dem zu Tausenden nach dem Gnadenorte strömenden Volke, daß die Wallfahrten und die andern äußern Leistungen keinen Werth hätten, wenn der innere Mensch sich nicht bessere. Wohl mochten die andern Geistlichen darüber den Kopf schütteln; aber er galt für einen so durchaus frommen Mann, daß keiner von ihnen seine Lehre anzütasten wagte.

Nun berief man ihn nach Zürich, zwei Jahre später, als Luther die 95 Sätze angeschlagen hatte. Gleich in seiner ersten Predigt lehrte er das reine Evangelium, wie es uns die Apostel hinterlassen haben, frei von allen menschlichen Zusätzen, und so fuhr er fort zu lehren und bekämpfte muthig Aberglauben, Unglauben und Laster, wo er sie fand. Damals reiste in der Schweiz ein italienischer Franciscanermönch, Bernardin Samson, umher und predigte, wie Tezel in Norddeutschland, den Ablaß. Aber Zwingli eiferte gegen den schändlichen Mißbrauch so laut, daß Samson nicht in Zürich eingelassen wurde. Dies ermunterte den braven Zwingli weiter zu gehen und auch die andern Mißbräuche der römischen Kirche anzugreifen, und dadurch wurde ihm sein Werk erleichtert, daß der Rath von Zürich ihm Beifall gab und seine Verbesserungen unterstützte; ja schon 1520 wurde befohlen, daß in Zürich und dessen Gebiete das Wort Gottes ohne menschliche Zusätze gelehrt werden sollte, und nachdem dies zwei Jahre lang geschehen war, wurden auch die äußeren Gebräuche, die dem reinen Evangelium zuwider sind, die Messe, die Ohrenbeichte u. dergl. abgeschafft. Da nun Zwingli fortfuhr, für Ausbreitung der einfachen Lehre

Jesu thätig zu wirken, so bot ihm der Papst (Hadrian) hohe geistliche Ehrenstellen an, in der Hoffnung, ihn dadurch zum Schweigen zu bringen. Aber Zwingli achtete den Beifall Gottes und den Schatz im Himmel für höher als menschliche Ehre und lehnte alle Anträge ab. Der Rath von Zürich berief darauf alle Geistliche, die Zwingli's Lehre glaubten widerlegen zu können, nach dieser Stadt, und obgleich über 600 zusammenkamen, so ging er doch siegreich aus der Disputation hinweg. Nun gab er sein Glaubensbekenntniß von der wahren und der falschen Religion heraus und äußerte sich darin fast ganz auf dieselbe Weise wie Luther. „Nur die Bibel," sagte er, „muß über unsern Glauben und unser Thun entscheiden; alle menschliche Zusätze sind verwerflich, und eher wird es um uns nicht gut stehen, bis wir zu der Einfachheit der christlichen Kirche, wie sie in der ersten Zeit nach Christus Weggang war, zurückkehren." Nur in einigen wenigen unwesentlichen Stücken wich er von Luther ab, besonders in der Lehre vom Abendmahl, indem er lehrte, daß bei dem Tische des Herrn Brot und Wein als Erinnerungszeichen an Jesus genossen würde; denn die Worte: „das ist mein Leib!" hießen nichts anderes als: „das bedeutet meinen Leib!" und behaupten zu wollen, man genieße wirklich den Leib und das Blut Jesu, sei ja gegen alle Vernunft. Luther aber war anderer Meinung und behauptete, man müsse sich an den Buchstaben der heiligen Schrift halten und nicht an dem Worte Jesu klügeln. Dieser habe einmal gesagt: „das ist mein Leib!" und dabei müsse es bleiben. Wie das zugehe, daß das Brot Jesu Leib werde, wüßten wir freilich nicht anzugeben; aber darüber müßten wir auch nicht forschen; Gottes Wort sage es nun einmal und darum müßten wir es glauben. Philipp von Hessen gab sich Mühe, beide Männer zu vereinigen, und veranstaltete deshalb ein Religionsgespräch in Marburg (1529), zu welchem sich außer Luther und Zwingli auch der edle Melanchthon einfand. Luther behandelte seinen Gegner liebevoll und freundlich, vereinigte sich auch mit ihm über die Hauptlehren des Christenthums; nur was die Abendmahlslehre betrifft, blieb jeder bei seiner Meinung; aber sie schieden mit dem Versprechen, sich dennoch christlich zu lieben.

Zwei Jahre darauf brach der Haß zwischen den katholischen Cantons der Schweiz und dem evangelisch gesinnten Zürich in einen erbitterten Krieg aus, und Zwingli erhielt vom züricher Rathe den Ruf, als Prediger das Banner zu begleiten. Vor

seiner Wohnung auf dem Stiftplatze sammelte sich das Kriegsvolk. Das Pferd, welches ihn tragen sollte, ward herbeigeführt; er schnallte sich den Panzer um und sprach nun zu seiner treuen Frau: „Die Stunde ist gekommen, daß wir uns trennen! Es sei so! Der Herr will es so! Er sei mit dir, mit mir und mit den Unsern!“ Und als er sie zum letzten Mal in seine Arme schloß und sie vor Schmerz kaum sprechen konnte, blickte sie weinend gen Himmel und fragte: „Und wir sehen uns wieder?“ — „Wenn der Herr es will!“ antwortete Zwingli voll festen Vertrauens, „sein Wille geschehe!“ — „Und was bringst du zurück, wenn du kömmst?“ fragte Anna weiter. — „Segen nach dunkler Nacht!“ sprach er mit fester Stimme. Dann küßte er die Kleinen, riß sich los und eilte fort. Noch sah ihm Anna mit gepreßtem Herzen nach, und als er um die Ecke der Straße bog und sie ihm das letzte Lebewohl zugewinkt hatte — da hatten sich beide hienieden das letzte Mal gesehen.

Anna warf sich weinend mit ihren Kindern in der einsamen Kammer auf die Kniee und betete zu dem, der im Gebete Kraft giebt: „Vater, nicht mein, dein Wille geschehe!“ Auch sie erhielt diese Kraft, so daß sie nicht erlag, als die Kunde kam, daß die Schlacht verloren gegangen und ihr geliebter Gatte umgekommen sei.

Am 11. Nov. 1531 war es bei Cappel, zwischen Zürich und Zug, am südlichen Abhange des Albis, zur Schlacht gekommen, die Züricher wurden von der Uebermacht der katholischen Cantons besiegt; auch Zwingli, der unter den Vordersten kämpfte, wurde mit Wunden bedeckt, sein Pferd getödtet; zuletzt sank er selbst nieder. Eben erst hatte er einem Sterbenden trostreiche Worte zugerufen. Mehrere der Feinde umstanden den edlen Mann, der mit heiterm Gesicht, den Blick gen Himmel gerichtet, dalag, und fragten ihn, ob er einen Beichtiger verlange? Da er dies, so wie die Anrufung der Heiligen, die man ihm zumuthete, ablehnte, rief ihm der Hauptmann Vockinger aus Unterwalden zu: „So mußt du sterben, du hartnäckiger Ketzer!“ und durchstach sein treues Herz. Erst nach der That erkannte man ihn, und nun strömten auf die Nachricht, der Ketzer Zwingli liege draußen erschlagen, Unzählige herbei und starrten mit wahrer Schadenfreude die Leiche des braven Mannes an. Nur ein Einziger zeigte Gefühl, ein Conventual; ihm traten die Thränen in die Augen und gerührt sprach er: „Welches auch dein Glaube gewesen ist, ich weiß, daß du ein frommer Eidgenosse warst. Gott sei deiner Seele gnädig!“ Der Leichnam wurde noch

an demselben Tage geviertheilt und verbrannt; aber sein Andenken und seine Lehre vermochten seine Feinde nicht zu tilgen. *) Anna Reinhard, Zwingli's Wittwe, war eine der wackersten Frauen ihrer Zeit. Sie verband mit seltener weiblicher Anmuth ein edles, feinfühlendes Gemüth. Ihren ersten Mann verlor sie früh. Sie lebte als Wittwe mit ihren Kindern sehr eingezogen in Zürich und war eine der ersten, die sich der durch Zwingli verkündeten evangelischen Lehre zuwandte. Ihre Frömmigkeit, Bescheidenheit und Muttertreue blieb ihm nicht unbekannt, und da ihr Sohn, ein höchst talentvoller Jüngling, Zwingli's liebster Schüler war und er ihn wie seinen Pflegesohn ansah, so wurden dadurch Anna und Zwingli einander näher gebracht. Ihre Vermählung war 1524, als Anna bereits 37 Jahre zählte. Hatte sie schon vorher eingezogen gelebt, so entsagte sie nun allem kostbaren Schmucke, trug sich ganz einfach, half ihrem Gatten, so viel sie vermochte, in seinen Berufsarbeiten und erheiterte seinen Geist in trüben Stunden. Sie nahm ihm manchen lästigen Besuch ab, stand ihm mit ihrem Rathe bei, besuchte die Kranken und war eine Zuflucht der Armen; kein Wunder, daß sie bei Hohen und Niederen in allgemeiner Achtung stand. Am Tage der Schlacht bei Cappel, zu welcher außer ihrem Gatten auch ihr geliebter ältester Sohn und mehrere andere Verwandte ausgezogen waren, fand sie beim Hall der fernen Schüsse im inbrünstigen Gebete allein Trost. Endlich kam die Trauerpost: Zwingli ist gefallen, mit ihm ihr Sohn, ihr Bruder, ihr Tochtermann und ihr Schwager. Fünffach verwaist, hielt dennoch ihr inniges Vertrauen auf Gott sie aufrecht, und gerade der Hinblick auf ihre verlassenen Kleinen gab ihr den festen Muth, Gott werde sich ihrer annehmen. Aus der Nähe und Ferne bezeigte man ihr die innigste Theilnahme; sie aber entsagte nun jedem Umgange mit der Welt, und lebte einzig und allein ihren Kindern und den von ihrem Sohn hinterlassenen Waisen. Der Nachfolger Zwingli's nahm sie und die Ihrigen in sein Haus auf, und als sie sieben Jahre nach ihrem Gatten starb, wurde der brave Mann (Bullinger war sein Name) der Pfleger und Versorger der verlassenen Kleinen.

Wenn wir den sanften Zwingli mit dem menschenfreundlichen Melanchthon vergleichen können, so finden wir dagegen in der Charakterstärke und Festigkeit Calvins manche Züge, die uns an Luther er-

*) An der Stelle, wo er gefallen ist, steht ein Denkstein, dicht an der Landstraße.

innern. Johann Calvin war 1509 in Noyon in Frankreich geboren. Sein Vater, ein angesehener Mann, erzog ihn mit äußerster Strenge und bildete wohl dadurch den Eigensinn und die Härte des Gemüths aus, die wir nachher bei ihm wahrnehmen. Seine innige Religiosität verdankte er vorzüglich seiner frommen Mutter, die ihn schon als kleines Kind zu ihm, dem Unsichtbaren hinleitete. Schon auf der Schule zeichnete er sich durch Fleiß und Kenntnisse aus, und er war erst 18 Jahr alt, als er schon eine Pfarrstelle erhielt. Wie die andern Reformatoren, so wurde auch er durch die Kenntniß der Bibel zum evangelischen Glauben geführt. Nachdem er in ihr aufmerksam gelesen und von der Lehre Zwingli's viel gehört hatte, fing er an zu zweifeln, ob es wohl mit den Lehren der römischen Kirche seine Richtigkeit habe. Anfangs wurde es ihm schwer, sich von den Vorurtheilen, die ihm der Jugendunterricht beigebracht hatte, loszumachen. Endlich überzeugte er sich von ihrer Falschheit, und nun ergriff er die neue, oder vielmehr altchristliche Lehre mit der ganzen Kraft der innigsten Ueberzeugung. Seine Gewissenhaftigkeit erlaubte ihm nun nicht länger, seine Pfarrstelle zu behalten; er legte sie nieder und ergriff das Studium der Rechte. So große Fortschritte er darin auch machte, weil er alles, was er trieb, mit Verstand und Eifer anfing, so zog ihn doch bald der Gedanke, die aus der Bibel geschöpften Wahrheiten des Evangeliums unter den bisher durch das Papstthum verblendeten Menschen zu verbreiten, noch mehr an. Er predigte und fand ausnehmenden Beifall. Das trieb ihn noch mehr an, seinen Entschluß auszuführen, und nun trat er ganz zu der Lehre Zwingli's, die in Frankreich schon viele Verehrer gefunden hatte, über. Da aber der König von Frankreich, Franz I., die Evangelischen verfolgte, so sah sich auch Calvin genöthigt, das Reich zu verlassen. Er wandte sich nach Basel, und als er auf seiner Reise in Genf bewogen wurde, zu predigen, fand er so ungeheuern Beifall, daß man ihn nicht mehr wegließ, und er eine Predigerstelle annehmen mußte. Mit der größten Thätigkeit nahm er sich nun hier seiner Kirche an; aber seine Herrschsucht und Rechthaberei zog ihm viele Feinde zu, so daß noch keine zwei Jahre vergangen waren, als der Magistrat ihn schon aus der Stadt wies. Kaum hörte man davon in Straßburg, als man den nun schon berühmten Mann als Professor und Prediger berief. Hier heirathete er auch, blieb aber nur drei Jahre da; denn in Genf hatte sich indessen die Stimmung geändert: seine Freunde im Magistrat hatten die Oberhand gewonnen und baten

ihn nun, zurückzukehren. Das that er auch und wurde mit Entzücken empfangen. Sein Ansehen war durch den Wechsel so gestiegen, daß man sich nun allen seinen Vorschriften unterwarf. Er führte eine strenge Kirchenzucht ein, zwang alle die, welche unsittlich lebten, zu einer Kirchenbuße und ließ sich durch kein Geschrei dagegen irre machen. Auch ist dabei nicht zu leugnen, daß er ein sehr rechtschaffener, arbeitsamer und uneigennütziger Mann war. Obgleich er nur 50 Thaler Gehalt nebst einigen Nebeneinkünften hatte, so wollte er doch durchaus keine Zulage annehmen und wurde ernsthaft böse, als seine Freunde darauf bestehen wollten.

So brav nun auch dieser Sinn Calvins war und so viele Achtung er auch deshalb verdiente, so verwerflich war die Heftigkeit und Unduldsamkeit, die er gegen Andersdenkende zeigte. Am auffallendsten ist dies in der Geschichte des unglücklichen Michael Serveda. Dieser Mann war ein spanischer Arzt und ein großer Freund theologischer Untersuchungen. Während er als Arzt im südlichen Frankreich lebte, hatte er mehrmals an Calvin geschrieben. Aber kaum nahm dieser aus den Briefen wahr, daß Serveda über die Lehre von der Dreieinigkeit andere Begriffe habe, als er sogleich den Briefwechsel abbrach; ja, als endlich Serveda seine Ansichten in einem besondern Werke umständlicher auseinandersetzte, betrachtete ihn Calvin als einen fluchwürdigen Ketzer! Der Spanier ahnte von dem allen nichts, und als er nach einiger Zeit auf einer Reise durch Genf kam, hielt er sich in dieser evangelischen Stadt sicherer als irgendwo. Aber kaum erfuhr Calvin, der von ihm so verabscheute Serveda sei angekommen, so drang er in den Magistrat, den Mann sogleich festnehmen und ihm als Ketzer und Verbreiter falscher Lehren den Proceß machen zu lassen. Wie erstaunte Serveda, als man ihn ins Gefängniß führte und Calvin als sein Ankläger gegen ihn auftrat. Zuerst gab dieser sich alle Mühe, den Fremden zur Abschwörung seiner Meinungen zu bewegen. Da aber dieser bezeugte, er könne nicht gegen seine Ueberzeugung sprechen, so wurde der Arme wirklich zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt. Anfangs schien es ihm ganz unglaublich, daß man in einer evangelischen Stadt so unduldsam sein könnte; dann bat er, man möchte, wenn er nun einmal durchaus wegen seiner Meinung sterben sollte, ihn doch nur enthaupten. „Nein!“ schrie man, „ein Ketzer müsse verbrannt werden.“ Und das geschah wirklich, und Calvin glaubte in seinem Eifer eine recht verdienstliche Handlung zu begehen. Elf Jahre darauf (1564) starb Calvin.

Wie unterschied sich aber die Lehre Luthers von der des Zwingli und des Calvin?

Alle drei stimmten darin überein, daß kein menschliches Ansehen in Sachen der Religion, sondern allein die heilige Schrift entscheiden könne. Nur darin wichen sie ab, daß Luther sich an die Worte der Bibel buchstäblich hielt, Zwingli dagegen dieselben nach der Vernunft erklärte. Ferner ließ Luther viele äußere Gebräuche und Verzierungen der Gotteshäuser stehen; Zwingli dagegen schaffte alles Alte ab und duldete in den Kirchen keine Bilder, keine Altäre, kein Musik. Luther setzte fest, daß unter den Geistlichen einige die Vorgesetzten der andern seien, Zwingli verlangte eine völlige Gleichheit unter ihnen. Alle drei erkannten, daß die Obrigkeit in Sachen des Gottesdienstes eine Stimme habe, aber nicht in Gegenständen des Glaubens. Zwingli räumte ihr eine größere Gewalt ein als Luther und Calvin. Die Ansicht Luthers und Zwingli's vom Abendmahle ist schon erwähnt worden. Calvin ging von beiden darin ab, daß er meinte, Wein und Brot wären beim Abendmahle nicht bloße Zeichen des Blutes und Leibes Jesu, sondern die Gläubigen genössen den Leib und das Blut Jesu auf eine geistige Weise wirklich. — Auch hatte er eine eigene Ansicht von der sogenannten Gnadenwahl. „Der Mensch," sagte er, „kann vermöge der Erbsünde durchaus nichts Gutes wollen. Darum kann keiner selig werden als der, welchen Gott durch seine Gnade zu sich zieht. Dies findet aber nur bei einigen Menschen statt. Die guten Menschen sind von Gott zur Seligkeit, die bösen zur Verdammniß bestimmt, ohne daß wir wissen, warum er gerade diese oder jene auserwählt habe. Diese Gnade Gottes ist ganz frei und nimmt auf die Handlungen der Menschen gar keine Rücksicht."

Die Kirche, welche nun Zwingli und Calvin durch ihre Lehre gründeten, wurde die reformirte genannt und fand vorzüglich in der Schweiz, in den Niederlanden, in Schottland, in einem Theile von Deutschland und auch in Frankreich Eingang, so grausam auch König Franz die Hugenotten, wie man hier die Reformirten nannte, verfolgte.*)

*) Ueber den Ursprung des Namens cursiren verschiedene Ansichten. Die ersten Versammlungen der Calvinisten in Frankreich konnten nur des Nachts stattfinden und da dann dem Volksglauben zufolge der Geist des Königs Hugo nächtlich umging, sollen die nächtlichen Genossen nach ihm benannt worden sein. Wahrscheinlicher aber ist der Name auf die schweizerischen Eidgenossen „Eignots" zu beziehen, mit welchen die französischen Calvinisten ursprünglich zusammenhingen.

Nach Franz (gest. 1547) regierte sein Sohn Heinrich II. (1547—59), der ein sehr böses Weib zur Frau hatte; Katharina von Medicis hieß sie und war aus Florenz gebürtig. Sie verfolgte, wo sie nur konnte, die Hugenotten, die doch keines andern Verbrechens sich schuldig machten, als einen andern Glauben zu haben, und in aller Stille Gott auf ihre Weise verehrten. Aber trotz dieser Verfolgung mehrte sich ihre Zahl zusehends und viele Große des Hofes traten zu ihnen über. Vor allem stand an ihrer Spitze der alte würdige Admiral Coligny, ein Mann, der von allen geachtet wurde und dem jungen Prinzen von Condé und dem eben so jungen Heinrich von Navarra, die auch beide zur Partei der Hugenotten gehörten, mit Rath an die Hand ging. Nach König Heinrichs Tode regierten hintereinander die drei ältesten Söhne desselben, Franz II. (1559—60), Karl IX. (1560—74) und Heinrich III. 1574—89); aber eigentlich regierte Katharina für sie. Sie war eine herrschsüchtige Frau, die zeitlebens nicht zur Ruhe gekommen ist, weil ihre Leidenschaften und Ränke sie aus einer Unruhe in die andere warfen. Nachdem sie drei blutige Kriege geführt hatte, ohne die verhaßten Hugenotten besiegen zu können, beschloß sie, es einmal mit List zu versuchen, und sie entwarf mit einigen eben so grausamen Rathgebern einen Plan, der ganz einer Livia oder Agrippina würdig war.

Sie stellte sich nämlich mit einem Male recht freundlich gegen die Hugenotten. Den jungen Heinrich von Navarra, einen 16jährigen, hoffnungsvollen Jüngling, verheirathete sie mit ihrer eigenen Tochter, Margaretha von Valois, lud seine Mutter Johanna (d'Albret) von Navarra (welche vom Papste, weil sie protestantisch war, vor sein Gericht nach Rom citirt und, da sie nicht erschien, aller Würden für verlustig erklärt wurde) nach Paris ein, umarmte sie so zärtlich bei der Ankunft, als wenn sie die besten Freundinnen wären, und fragte dann nachher ihren Sohn, den König Karl IX., ob sie nicht ihre Rolle recht gut gespielt habe? Auch Coligny, Condé und andere Häupter der Hugenotten wurden eingeladen, und die Freundschaft der Königin schien so aufrichtig, daß die arglosen Leute in die Falle gingen und über die glückliche Aussöhnung recht herzlich erfreut waren. Man warnte zwar den Admiral; aber er war so sicher, daß er sich alle Einflüsterungen seiner Freunde zuletzt verbat und nach Paris ging. Plötzlich aber starb Johanna von Navarra, und die Hugenotten munkelten, daß sie vergiftet worden sei, eine Beschuldigung, die nicht erwiesen

worden ist; aber die Unruhe legte sich bald wieder bei den fortgesetzten Freundschaftsversicherungen der Katholiken.

Auf den Admiral hatten diese es besonders abgesehen; denn er war das gefürchtetste Haupt der Hugenotten. Der König Karl, ein junger, erst 22jähriger Fürst, aber ein zur Unselbständigkeit erzogener Schwächling, der ränkevollen Leitung seiner Mutter ganz hingegeben, faßte ihn bei seiner schwachen Seite und machte ihm weis, die Truppen, die er jetzt zusammenzöge, wären gegen die Spanier in den Niederlanden bestimmt und Coligny sollte sie anführen. Darüber war der gute alte Mann so erfreut, daß er seitdem von nichts Anderem als von dem Feldzuge gegen die Spanier träumte.

Indessen bereitete man ihm seinen Untergang. Katharina dingte einen Meuchelmörder, der mit geladenem Gewehre in einem Hause, bei welchem der Admiral täglich vorbeiging, wenn er vom Louvre kam, hinter eine Fenstergardine sich stellte und ihm auflauerte. Coligny kam, der Schuß fiel, die Kugel durchbohrte ihm den linken Arm und zerschmetterte den Zeigefinger der rechten Hand. Doch hatte er noch so viel Besonnenheit, auf das Fenster zu weisen, aus welchem der Schuß gekommen war. Während einige seiner Begleiter ihn nach Hause führten, schlugen andere die Hausthüre ein; aber der Mörder hatte sich bereits gerettet. Als der König erfuhr, daß der Streich mißlungen sei, warf er — er spielte gerade Federball — wüthend das Schlagnetz auf den Boden und rief: „Werde ich denn nie Ruhe haben?“ Schnell faßte er sich wieder und nahm zur unverschämtesten Heuchelei seine Zuflucht. Dem jungen Condé und Navarra, die zu ihm kamen, um sich über den versuchten Meuchelmord zu beschweren, betheuerte er: niemand könne darüber aufgebrachter sein als er, und er würde den Thäter aufs härteste bestrafen. Dann besuchte er mit seiner Mutter den kranken Admiral selbst, schwur bei Gott, er werde eine schreckliche Rache ausüben, und sagte ihm die schönsten Worte.

So verdorben der junge König auch schon war, so hatte er sich doch noch aus einem Ueberreste von menschlichem Gefühle der Ermordung aller Hugenotten widersetzt. Aber Katharina wußte ihn zu behandeln. In dem Staatsrathe, der deswegen gehalten wurde, und dem die wüthendsten Hugenottenfeinde beiwohnten gab sie vor, Coligny habe eine Verschwörung gegen die Katholiken gemacht. Da stand der König heftig auf und schwur, daß er und alle Hugenotten sterben müßten; nicht einer dürfte entrinnen.

Nun wurden geschwind die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Der Admiral Coligny erhielt, wie er es selbst zu seiner Sicherheit gewünscht hatte, eine Ehrenwache. In die Nähe seiner Wohnung wurden alle übrigen mit ihm nach Paris gekommenen Hugenotten gebracht, und die Nacht des 24. August (1572), des Bartholomäustages, zu der Ausführung bestimmt. Die Ermordung des Admirals übernahm Heinrich von Guise, ein böser, rachsüchtiger und auf die Hugenotten bis zur Wuth erbitterter Mensch. Der Marschall von Tavannes, auch ein wüthender Katholik, ließ darauf die Vorsteher der Kaufmannschaft zu sich kommen und befahl ihnen, die Bürgercompagnien zur nächsten Nacht bereit zu halten. Als sie den Zweck erfuhren, waren sie bestürzt und entschuldigten sich mit ihrem Gewissen. Tavannes fuhr sie an und drohte ihnen mit Ungnade des Königs. Schnell wurde das Gewissen, wie ein Handschuh, umgewendet. „Gut!“ antworteten sie, „wenn es sich so verhält, da sind wir zu allem bereit.“ — Nun deutete ihnen Tavannes an: sobald die Glocke auf dem Schlosse geläutet würde, sollten die Lichter in die Fenster gestellt, die Ketten vor die Straßen gezogen und die Wachen auf den Kreuzwegen bereit gehalten werden; zum Unterschiede von den Hugenotten sollten sie um den linken Arm ein leinenes Tuch und auf dem Hute ein weißes Kreuz tragen.

So brach der Abend des blutigen Tages an. Mit einer seltenen Verschwiegenheit hatte keiner die scheußliche Verschwörung verrathen. Der König Karl erwartete mit einer geheimen Angst die Stunde des Mordanschlags. Seine Mutter verließ ihn keinen Augenblick und sprach ihm Muth ein. Man mußte ihm den Befehl zum Läuten der Glocke erst abnöthigen. Noch war alles still. Plötzlich hörte man einen Pistolenschuß. Keiner wußte, woher er kam; aber der Knall setzte alle so in Schrecken, daß sie sich vor Unruhe nicht zu lassen wußten, und der König schickte einen Offizier an den Herzog von Guise, nichts gegen den Admiral zu unternehmen. Allein es war schon zu spät.

Guise hatte sich beim ersten Schlage der Glocke mit 300 Bewaffneten nach der Wohnung des Admirals begeben. „Im Namen des Königs! macht auf!“ rief er am Hofthore. Man öffnete, und sogleich wurde die Schildwache niedergestoßen. Die dem Admiral gegebene Ehrenwache, statt ihn zu schützen, lief auseinander und versteckte sich. Drei Oberste, begleitet von Soldaten, drangen die Treppe hinauf, schlugen die Thüre ein, welche zu Coligny's Schlafzimmer führte, und stürzten mit dem Geschrei:

„Mord! Mord!“ ins Zimmer. Coligny war beim ersten Lärm aufgestanden; man fand ihn an die Wand gelehnt betend. Einer der Bewaffneten, ein Böhme, Namens Dianowicz, bemerkte ihn zuerst. „Bist du Coligny?“ rief er. „Ich bin es,“ antwortete der Admiral ruhig; „achte meine grauen Haare.“ — Jener aber stieß ihm den Degen in den Leib, zog ihn rauchend wieder heraus und hieb ihm so lange ins Gesicht, bis er todt zu Boden sank. Dann rief er zum Fenster hinunter: „Es ist vorbei!“ — „Der Herzog von Angouleme will es nicht glauben,“ antwortete Guise, „bis er ihn zu seinen Füßen liegen sieht.“ Man stürzte den Leichnam aus dem Fenster; Angouleme wischte ihm das Blut aus dem Gesichte, um seine Züge zu erkennen, und gab ihm dann einen Fußtritt.

Sobald sich die Glocke hatte hören lassen, hatten sich die davon unterrichteten Katholiken mit fürchterlichem Geschrei und Mordgeheul von allen Seiten erhoben. Die Hugenotten kamen, zum Theil halb angekleidet und schlaftrunken, aus den Häusern, um zu sehen, was es gäbe. Einige wollten nach der Wohnung des Admirals, wurden aber gleich an der Thüre von der Wache niedergestoßen. Andere, welche nach dem Louvre, dem Residenzpalaste des Königs, eilten, wurden von der Garde mit Pikenstößen und Flintenschüssen zurückgetrieben und fielen auf dem Rückwege den Soldaten des Herzogs von Guise oder den Bürgerwachen in die Hände, die ein schreckliches Blutbad unter ihnen anrichteten. Nachdem alle ermordet waren, die man auf den Straßen gefunden hatte, drangen die Mörder in die Häuser ein; die verschlossenen Thüren wurden aufgesprengt, und alle, die man fand, wurden ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niedergestoßen; überall tönte Mordgeschrei und das Aechzen und Röcheln der Sterbenden. Diese Abscheulichkeiten währten die ganze Nacht hindurch; jeden Augenblick entdeckten die Mörder neue Schlachtopfer. So brach der Morgen an und die Sonne beleuchtete das gräßliche Schauspiel. Hier und da wurden geköpfte Leichen aus den Fenstern gestürzt; auf den Straßen und Hausfluren lagen todte und sterbende Körper umher und unzählige Leichen wurden durch die Straßen nach der Seine geschleppt. Guise und andere Große gingen in den Gassen umher und munterten die Bürger zu den Ermordungen noch mehr auf: es sei ausdrücklicher Wille des Königs, daß die ganze Schlangenbrut umkomme. Ein Goldarbeiter lief mit nackten, blutigen Armen umher und rühmte sich, mehr als 400 todtgeschlagen zu haben. Aber

nicht blos Hugenotten wurden getödtet. Die nichtswürdigen Menschen, von denen Paris immer gewimmelt hat, benutzten die Mordnacht, um solche Leute zu erschlagen, deren Tod ihnen Vortheil brachte. Manche mordeten ihre Verwandten, um sie früher zu beerben, andere die Reichen, deren Schätze sie plünderten, noch andere ihre Feinde, um sich zu rächen, Dienstboten ihre Herrschaft, kurz, unzählige Gräuel wurden in dieser Nacht begangen.

Auch im Louvre verging diese Nacht unter großer Unruhe. Mehrere Edelleute hatten sich zu Heinrich von Navarra geflüchtet und brachten bei ihm angstvoll die Nacht zu. Gegen Morgen ließ der König sowohl Heinrich als Condé rufen und sagte ihnen mit einem vor Wuth glühenden Gesichte, er wisse sehr wohl, daß sie mit zu der Verschwörung des Admirals, der jetzt auf seinen Befehl getödtet sei, gehörten; aber ihrer Jugend wegen wolle er ihnen vergeben, wenn sie ihre falsche Religion abschwüren und sich zur römischen Lehre bekennten. Drei Tage wolle er ihnen Bedenkzeit geben. — Die neuvermählte Frau Navarra's, die von nichts unterrichtet war, befand sich die ganze Nacht in tödtlichster Angst, was man denn vorhabe. Gegen Morgen schlug jemand mit lautem Hülfsgeschrei an ihr Schlafzimmer. Sie ließ öffnen. Ein junger Edelmann, verfolgt von drei Gardesoldaten, stürzte leichenblaß herein. Er blutete aus zwei Wunden und flehte sie um Hülfe an. Sie war außer sich vor Schrecken und wußte nicht, was das alles zu bedeuten habe. Endlich erschien der Hauptmann der Garden und versicherte auf ihr Bitten dem Manne das Leben. Als sie ins Vorzimmer trat, wurde drei Schritte von ihr ein anderer Edelmann mit einer Hellebarde niedergestoßen, worauf sie in Ohnmacht sank. Welche Gräuel! — Auf dem Corridor des Schlosses hatten sich die Gardesoldaten in zwei Reihen gestellt, während andere ihnen die hugenottischen Edelleute, die sich ins Louvre gerettet hatten, zuführten. Alle diese wurden mit Hellebarden in Stücke gehauen, indem einige schweigend den Tod litten, andere aber schmerzlich ausriefen: „Großer Gott! was haben wir denn gethan? Gerechter, himmlischer Richter, rette uns Unschuldige!"

Das Morden währte drei ganze Tage und Nächte. König Karl war, nachdem nur einmal das Morden angefangen hatte, ganz wüthend geworden. Man sah ihn selbst aus dem Fenster auf die Fliehenden schießen. Am Tage ging er durch die Straßen der Stadt, von seinem Gefolge begleitet, um sich am Anblicke

der Ermordeten zu weiden, dann vor das Thor, wo die Galgen standen, um den Leichnam des ehrwürdigen Admirals zu sehen, den man erst durch die Straßen geschleppt, dann ins Wasser geworfen, endlich auf Feuer gelegt und zuletzt halbverbrannt mit den Füßen an einen Galgen gehängt hatte. „Der Geruch eines Ketzers ist immer angenehm," sagte der König, während der Pöbel den Leichnam Coligny's röstete. — Man zwang gar die Kinder des Ermordeten, hinauszugehen und den gräßlich verunstalteten Leichnam des Vaters anzuschauen!

Nur wenige Züge von Edelmuth hat die Geschichte aus diesen Tagen des Grausens aufbewahrt. Hier einer davon! Vezins, ein Edelmann, war der Nachbar Regniers, eines Hugenotten. Sie waren Feinde, und Vezins hatte diesem hundertmal schon den Tod gedroht. Jetzt zitterte Regnier, daß Vezins diese Gelegenheit wahrnehmen und ihn ermorden würde. Plötzlich schlug man seine Hausthür ein. Vezins war es, der in Begleitung zweier bewaffneten Bedienten mit bloßem Degen eintrat und dem zitternden Regnier mit barscher Stimme befahl, sogleich ihm zu folgen. Draußen standen vier Pferde; auch Regnier mußte aufsteigen und wurde, ohne daß Vezins ein Wort sprach, bis auf sein Landgut geführt. Als sie hier allein waren, sprach Vezins: „Siehe, nun bist du in Sicherheit! Ich hätte die Gelegenheit benutzen und mich rächen können, aber tapfere Leute müssen die Gefahr theilen; dazu habe ich dich gerettet. Wenn du willst, so sollst du mich bereit finden, unsern Streit auszufechten, wie es sich für Edelleute geziemt." Regnier erschöpfte sich in Danksagungen und bat ihn um seine Freundschaft. „Ich lasse dir," antwortete Vezins, „ganz die Freiheit, ob du mich lieben oder hassen willst, und ich habe dich eben hierher gebracht, um frei wählen zu können." Und ohne die Antwort abzuwarten, drückte er seinem Pferde die Sporen ein und flog davon.

Nicht nur in Paris, sondern im ganzen Königreiche wurde auf des Königs Befehl die Ermordung der armen Hugenotten vollzogen, so viel man ihrer auffinden konnte. Die Leichname ließ man zum Theil unbegraben verfaulen; viele warf man in die Flüsse, so daß lange Zeit hindurch Niemand Flußwasser zu den Speisen gebrauchen und Fische essen wollte. Nur wenige Statthalter hatten Gewissen genug, sich der Ausführung des königlichen Befehls zu widersetzen. Der Commandant von Bayonne wagte es, dem Könige zurückzuschreiben: „Sire, ich habe Ew. Ma-

jestät Befehl Ihren getreuen Unterthanen und Soldaten mitgetheilt, und habe lauter gute Bürger und brave Soldaten, aber keinen einzigen Henker gefunden. Daher bitten wir demüthigst, unsere Arme und unser Leben zu möglichen Dingen zu gebrauchen." Als sich die Nachricht dieser Gräuelthat verbreitete, war man in protestantischen Ländern, namentlich in England und Deutschland aufs äußerste entrüstet. Der duldsame Kaiser Maximilian II. äußerte sich darüber: „Obgleich mein Schwiegersohn (Karl IX.) weniger selbst regiert als andere Könige, so kann er doch wegen dieser Schandthat nicht entschuldigt werden. Nie soll man Religionssachen durchs Schwert entscheiden wollen; nie führt dieser Weg zum Ziele. Auch haben Jesus und die Apostel immer nur das Wort der Liebe angewandt." Aber die Katholiken frohlockten, und Philipp II. von Spanien schrieb an die Königin Mutter: „Diese werthvolle, kluge Handlung, dieser große Dienst zum Ruhme und zur Ehre Gottes war für mich die schönste und größte Nachricht, die mir zukommen konnte, und ich küsse Ihnen zum Danke die Hände. Fahren Sie fort, das Königreich von der Pest der Ketzerei zu säubern; es ist dies die größte Wohlthat, die Ew. Majestät widerfahren kann." Zur Feier ließ er ein Schauspiel aufführen: „Der Triumpf der kriegführenden Kirche", und Papst Gregor XIII. ließ ein Dankfest feiern, die Kanonen lösen, Freudenfeuer anzünden und eine Medaille schlagen!

Doch genug von den Gräueln, die unter den Augen und auf Befehl des Königs und seiner schändlichen Mutter vorfielen. Die gerechte Vergeltung des Himmels, die wir bei so vielen Vorfällen der Weltgeschichte schon bemerkt haben, zeigte sich auf eine recht auffallende Weise auch bei dieser nichtswürdigen Familie. Katharina erlebte zwar, daß drei ihrer Söhne den französischen Thron bestiegen; aber der erste, Franz II., starb (1560) noch ganz jung, der zweite, Karl IX. (1574), zwei Jahre nach der Bartholomäusnacht, die man auch wohl die pariser Bluthochzeit zu nennen pflegt, und der dritte, Heinrich III., wurde von einem Mönche ermordet (1589). Ein vierter starb noch vor ihr. Alle vier starben ohne Kinder; sie selbst erlebte ein hohes Alter, wurde aber gehaßt und verachtet von jedermann. Sterbend gab sie, von Gewissensbissen gefoltert, ihrem Sohn Heinrich III. den Rath, seinen Unterthanen Gewissensfreiheit zu geben, weil er ohne das nie ruhig regieren würde. So wie die Familie des Augustus nach den Gräuelthaten des Caligula und Nero ausstarb, so auch die Familie

der Valois nach den Schandthaten der Bartholomäusnacht! — Auch Heinrich von Guise starb eines gewaltsamen Todes. Heinrich III. ließ ihn durch einige seiner Leibgardisten erstechen, weil er Anstalten gemacht hatte, den König seines Ansehens zu berauben.

92. Heinrich VIII. und seine sechs Frauen.

Zu der Zeit, als Karl V. in Deutschland Kaiser war und Franz I. in Frankreich regierte, war Heinrich VIII. König von England (1509—47). Er war ein Sohn jenes Heinrich VII., der dem schändlichen Richard III. Krone und Leben geraubt hatte, und gehörte zu der Familie der Tudor (sprich Tjudörr). In mehr als einer Hinsicht ist Heinrich VIII. ein merkwürdiger König. Zu Anfange seiner Regierung mischte er sich bald in die Kriege, die Karl V. und Franz I. miteinander führten, und stand bald dem einen, bald dem andern bei; denn er war ein Mann von unerträglichen Launen und großer Eigenliebe, die sehr leicht beleidigt werden konnte. Diese Kriege kosteten ihm vieles Geld und brachten ihm keinen Ruhm, weil die Engländer nichts ausrichteten.

Mit dem Papste stand er anfangs auf einem so guten Fuße, daß ihm dieser den Titel „Beschützer des Glaubens“ gab. Aber die Freundschaft dauerte nicht lange. Heinrich hatte auf Befehl seines Vaters schon im 18. Jahre die 24jährige Katharina von Aragonien, Ferdinand des Katholischen und der Isabella Tochter, heirathen müssen, und, wie das bei gezwungenen und ungleichen Heirathen meist geschieht, sie war ihm zuwider geworden. Indessen hatte sie aus Gefühl der Pflicht geduldet; sie hatte ihm auch nie Gelegenheit zur Unzufriedenheit gegeben, und er hatte eine Tochter von ihr, welche Maria hieß. Plötzlich aber, nachdem er schon 18 Jahre lang mit ihr verheirathet gewesen war, behauptete er, die Ehe mit ihr sei unrechtmäßig, weil sie früherhin seines verstorbenen Bruders Frau gewesen sei. Der eigentliche Grund war wohl dieser: eine Hofdame seiner Frau die Anna Boleyn (sprich Bohlin), hatte ihn durch ihre Schönheit und Annehmlichkeit so bezaubert, daß er seine Frau los sein wollte, um jene zu heirathen. Glücklich hatte er nie mit ihr gelebt. Als ihm aber mehrere Kinder starben, hielt er dies für eine Strafe Gottes, und die Neigung zu Anna Boleyn mochte allerdings den Ausschlag geben. Aber um sich scheiden zu lassen und eine andere

zu nehmen, war die Erlaubniß des Papstes nöthig. Dieser hätte es wohl auch bewilligt, aber Katharina war Kaiser Karl V. Base, und der nahm sich ihrer daher an und drohte dem Papste, wenn er die Scheidung aussprechen würde. Geradezu wagte indessen der Papst nicht, dem Könige von England sein Gesuch abzuschlagen; er stellte sich daher, als wollte er die Sache erst untersuchen und hielt ihn damit an vier Jahre hin. Endlich riß dem leidenschaftlichen Heinrich die Geduld. Er brach die Unterhandlungen mit dem Papste ganz ab, und da ein kluger Geistlicher (der Erzbischof von Canterbury, Cranmer) auf den Einfall kam: der König könne ja bei den Universitäten sich Raths erholen, ob es Unrecht sei, sich von Katharina zu scheiden und die Anna Boleyn zu heirathen, so ergriff er diesen Rath geschwind. Zu seiner großen Freude sprachen auch die Universitäten ganz so, wie er gewünscht hatte. Sie erklärten die Ehe mit Katharina für unrechtmäßig und die mit jeder andern für erlaubt. Katharina weinte bittere Thränen und beschwor ihren Gemahl bei der ihm nun 20 Jahre lang bewiesenen Treue, sie doch nicht zu verstoßen. Aber Heinrich war unerbittlich, und so erhielt sie die Weisung, sich nach einem der königlichen Lustschlösser zu begeben, wo sie vier Jahre später gestorben ist.

Heinrich heirathete gleich nach Katharina's Verstoßung die Anna Boleyn und fühlte sich überaus glücklich. Aber auf den Papst war er so erbittert, daß er sich von der römischen Kirche nun ganz lossagte, worauf der Papst ihn nach Rom citirte und ihn, da er nicht erschien, in den Bann that, seine Unterthanen von ihrem Eide lossprach und England dem rechtgläubigen Könige von Schottland gab. (!) Vielleicht hätte Heinrich die lutherische Lehre, die in England viele Anhänger gefunden hatte, angenommen; aber Luther hatte ihm früherhin einmal einen derben Brief geschrieben, und das konnte er ihm nicht vergessen. Er schrieb daher nach seinen eigenen Gedanken ein Lehrbuch des christlichen Glaubens und verlangte, daß alle Unterthanen sechs von ihm aufgestellte Artikel, die er für unerläßlich erklärte, und die zwar meist mit der römischen Lehre übereinstimmten, aber den Papst verwarfen, annehmen sollten. Viele Katholiken sowohl als Lutheraner, die sich nicht entschließen konnten, ihren ihnen einmal lieb gewordenen Glauben sogleich aufzugeben, wurden grausam hingerichtet und durchs ganze Land rauchten die Scheiterhaufen. Unter den Opfern der Glaubenstreue war der berühmte Kanzler Thomas Morus (weil er die Suprematie des Königs verwarf), der schon oben bei

Holbein genannt worden ist und der nun mit der größten Heiterkeit den Todesweg ging. Dann hob Heinrich auch die Klöster auf und hätte dabei große Summen gewinnen können, wenn hierbei nicht so verschwenderisch verfahren und die meisten geistlichen Güter verschleudert worden wären. Daher sagte Kaiser Karl V. mit Recht: „Der König von England hat die Henne todtgeschlagen, welche ihm die goldenen Eier legte;“ denn nun fielen die reichen Abgaben weg, welche er bisher jährlich von den Klöstern und Stiftern erhoben hatte.

Anna Boleyn hatte dem Könige indessen eine Tochter geboren, die nachher so berühmt gewordene Elisabeth. Aber noch war Heinrich kaum drei Jahre in Anna's Besitze, als er auch ihrer schon überdrüßig war und auf eine dritte, Johanna Seymour (sprich Simour), eine Hofdame der Anna, seine Neigung gerichtet hatte. Darauf hatten die Feinde der guten Anna lange gewartet. Feinde hatte sie, so freundlich und herablassend sie auch gegen jedermann war, genug, weil viele ihr ihren hohen Stand nicht vergeben konnten, und ihres Bruders Frau war die giftigste darunter. Diese erfüllte des Königs argwöhnisches Herz mit solcher Eifersucht, daß er die Anna zu verderben fest beschloß. Die Eifersucht brach aus, als ihr bei einem Turniere ihr Taschentuch entfiel und ein junger Höfling es ihr aufnahm. Anna hatte nämlich einen höchst muntern, heitern Sinn, so daß sie sich bei allem, was sie that, nichts Arges dachte; dabei war sie so weit entfernt von Hochmuth, daß sie mit allen, die sonst ihres Gleichen gewesen waren, eben so freundlich und zutraulich wie ehedem umging. Das alles hinterbrachte die schändliche Rocheford (sprich Roschfohr) dem Könige; jede freundliche Miene, jedes milde Wort, jede gutthätige Handlung wurde der Armen als Verbrechen gedeutet. Der König konnte ihr nicht vergeben, daß sie sich erlaubte, mit Leuten, die unter ihr ständen, ein freundliches Wort zu sprechen; sein Stolz fühlte sich aufs tiefste beleidigt, und ohne Verhör wurde sie plötzlich ergriffen und in den Tower geführt. Als sie das Gefängniß betrat, fiel sie auf ihre Kniee nieder, rief Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an und bat ihn, sie so gewiß selig zu machen, als sie unschuldig sei. Hier zeigte sich wieder, wie an Höfen nur dem Glücklichen die allgemeine Gunst sich zuwendet. Kaum war Anna in Ungnade gefallen, als alle ihre bisherigen Verehrer und Freunde ihr den Rücken zuwandten, und nur ein einziger fand sich, der es wagte, für sie beim Könige zu sprechen.

Aus dem Tower schrieb sie an den König einen rührenden Brief, um ihn zu milderen Gesinnungen zu bewegen.*) Aber

---

*) Sire! Die Ungnade Ew. Majestät und meine Gefangenschaft sind so überraschend für mich, daß ich gar nicht weiß, was ich schreiben, oder was ich entschuldigen soll. Wenn aber das Bekenntniß einer Wahrheit mir in der That Sicherheit verschaffen kann, so will ich mit aller Bereitwilligkeit und mit Gehorsam Ihren Befehl vollziehen.

Aber Ihro Maj. wollen doch niemals glauben, daß Ihre Gemahlin sich jemals werde dahin bringen lassen, einen Fehler zu bekennen, an welchen sie nicht einmal gedacht hat. Um die Wahrheit zu sagen, nie hat ein Fürst eine Gemahlin gehabt, welche in ihrer Liebe treuer gewesen wäre, als Sie in Anna Boleyn immer gehabt haben. Mit diesem Namen und Stande hätte ich mir so gern genügen lassen. Niemals habe ich mich in meiner Erhebung als Königin so weit vergessen, daß ich nicht immer einen solchen Glückswechsel, wie ich jetzt erfahre, erwartet hätte; denn da meine Erhebung auf nichts anderem als auf einem Einfalle Ew. Maj. beruhete, so sah ich wohl ein, daß die geringste Veränderung hinreichend wäre, Ew. Maj. Gedanken auf einen andern Gegenstand hinzulenken. Sie haben mich aus einem niedrigen Stande gewählt, Königin und Ihre Gesellschafterin zu sein, weit mehr als ich verdiente und verlangte. Wenn Sie mich denn solcher Ehre würdig fanden, theurer, gnädiger König, so geben Sie nicht zu, daß ein nichtiger Einfall oder ein böser Rath meiner Feinde mir diese königliche Gnade entziehe, und lassen Sie ihrer gehorsamsten Gemahlin und der unmündigen Prinzessin, Ihrer Tochter, nicht eine solche Schande zufügen. Lassen Sie mich gerichtlich verhören, theurer König; aber lassen Sie mich ein gesetzmäßiges Verhör haben und meine geschworenen Feinde nicht meine Ankläger und Richter zugleich sein. Ja, lassen Sie mich öffentlich vor ein Gericht stellen; denn meine Treue hat keine öffentliche Schande zu befürchten. Dann werden Sie sehen, wie entweder meine Unschuld bewiesen, Ihr Argwohn und Gewissen befriedigt, den Schmähungen und Verläumdungen der Welt Einhalt gethan, oder meine Unschuld öffentlich erklärt wird. Dann würde Ew. Maj. in allem, was Gott oder Sie über mich bestimmen, von allem öffentlichen Tadel frei sein; und wenn so meine Schuld gesetzmäßig entschieden würde, so hätten Ew. Maj. die Freiheit vor Gott und vor Menschen, nicht nur eine verdiente Strafe an mir als einer ungetreuen Gemahlin zu vollziehen, sondern auch Ihrer Neigung zu folgen, die bereits auf diejenige Person gefallen ist, um derentwillen ich mich jetzt in diesem unglücklichen Zustande befinde, und deren Namen ich schon seit geraumer Zeit hätte nennen können, weil Ew. Maj. mein Argwohn darin nicht unbekannt ist.

Wenn Sie aber über mich schon etwas verhängt haben, und wenn nicht nur mein Tod, sondern auch eine schändliche Nachrede Ihnen zum Genuß Ihres erwarteten Glücks verhelfen muß, so bitte ich Gott, daß er Ihnen darin Ihre große Sünde vergeben wolle, ingleichen meinen Feinden, als den Werkzeugen derselben, und daß er Sie für ihre unkönigliche und grausame Behandlung meiner an seinem allgemeinen Gerichtstage, wo sowohl Sie als ich in kurzem erscheinen müssen, und wo, wie ich nicht zweifle, meine Unschuld an den Tag kommen wird, nicht zu einer strengen Rechenschaft fordern möge.

alles war vergebens. Heinrich wollte sie los sein, darum mußte er sie schuldig finden, und obgleich ihre erbittertsten Feinde ihre Richter waren, so konnte ihr doch kein Verbrechen bewiesen werden. Einem der Hofleute, die der Freundlichkeit wegen, mit welcher Anna mit ihnen sollte gesprochen haben, auch gefangen gesetzt waren und hingerichtet werden sollten, bot man das Leben an, wenn er die Königin anklagen wollte. „Behüte der Himmel!" rief er aus, „ich halte sie für unschuldig und wollte lieber tausend Leben verlieren, als einen unschuldigen Menschen verleumden."

Dennoch sprachen die Richter ihr: „Schuldig" aus. Sie sollte, nach der Entscheidung des Königs, entweder verbrannt oder enthauptet werden. Als man ihr das Urtheil ankündigte, erschrak sie nicht, aber sie hob ihre weißen Hände gen Himmel und rief: „O Vater, der du der Weg, die Wahrheit und das Leben bist, du weißt, daß ich diesen Tod nicht verdient habe." Dann ließ sie dem Könige sagen, sie danke ihm sehr, daß er so eifrig auf ihre Erhebung bedacht sei. Aus einem bloßen Fräulein habe er sie zur Marquisin, dann zur Königin erhoben, und nun, da sie auf der Erde nicht höher steigen könne, sorge er dafür, daß sie eine Heilige im Himmel werde. Dann empfahl sie ihm ihr unmündiges Töchterchen Elisabeth. Auf dem Blutgerüste betete sie noch mit Inbrunst für den König und gab ihm das Zeugniß, er sei sonst gegen sie immer ein guter und gnädiger Herr gewesen. Endlich überließ sie sich einer stillen Andacht, legte den Kopf auf den Block und unter den Worten: „Christus befehle ich meinen Geist!" machte ein Hieb ihrem Leben ein Ende.

Gleich den Tag nach dieser ungerechten Hinrichtung vollzog der König seine Ehe mit Johanna Seymour und rühmte sich vor dem Parlamente, daß er aus Liebe zu seinem Volke, ungeachtet

---

Meine letzte und einzige Bitte soll sein, daß ich allein die Last der Ungnade Ew. Maj. tragen möge, und daß sie nicht die unschuldigen Seelen derjenigen armen Männer treffe, welche, wie ich erfahre, meinetwegen gleichfalls in enger Gefangenschaft sind. Wenn ich jemals Gnade in ihren Augen gefunden habe, wenn jemals der Name Anna Boleyn Ihren Ohren angenehm geklungen hat, so gewähren Sie mir diese Bitte. Ich will Ew. Maj. nicht weiter beschweren, und mit meinem innigen Gebete Gott bitten, Ihro Maj. in seiner Obhut zu behalten und Sie in allen Ihren Handlungen zu leiten. — Aus meinem traurigen Gefängnisse, den 6. Mai 1536.

Ihre gehorsamste und ewig treue Gemahlin

Anna Boleyn.

seiner Unglücksfälle in den beiden ersten Ehen, sich zu einer dritten entschlossen habe. Wer weiß, wie lange seine Liebe zu seiner dritten Frau gedauert hätte, wenn diese nicht schon im folgenden Jahre gestorben wäre. Vorher noch hatte sie ihm einen Sohn, Eduard VI., geboren, worüber er große Freude hatte. Ihr Tod betrübte ihn sehr. Doch dachte er gleich wieder an eine neue Heirath.

Nachdem er hier und da seine Anträge gemacht hatte,*) wurde ihm Anna von Cleve als eine große Schönheit empfohlen. Er schickte gleich einen Gesandten hinüber, ließ um sie anhalten, und freute sich außerordentlich, als er das Jawort erhielt; denn er hatte ein Portrait von ihr gesehen, welches der berühmte Hans Holbein verfertigt hatte, und konnte nun ihre Ankunft gar nicht erwarten; ja, er reiste ihr bis an die Seeküste entgegen. Aber wie erschrak er, als er eine große vierschrötige Person aussteigen sah, mit der er nicht einmal sprechen konnte; denn sie verstand kein Wort Englisch und zeigte bald, daß es ihr an aller Geistesbildung fehle. Auch die größte Schönheit würde nicht fähig gewesen sein, der unglücklichen Anna die Zuneigung des Königs zu erhalten, da ihr ungebildeter Geist ihn gleich zurückstieß. — Heinrich schwankte, ob er sie nicht gleich wieder ins Schiff packen sollte. Das ging aber doch nicht gut an, da schon die Hochzeit bereitet war. Die Trauung wurde also vollzogen; aber je mehr er sie ansah, desto widriger wurde sie ihm. „Nein!“ rief er, „sie muß fort! Ich kann sie nicht ausstehen!“ Die arme Prinzessin erhielt den demüthigenden Bescheid, sie möchte sich nur vom Hofe wegbegeben; sie hat bis zu ihrem Tode auf einem einsamen Schlosse gewohnt. Heinrich war so verdrießlich über die ganze Sache, daß er gegen alle die wüthete, die zu dieser Verbindung gerathen hatten. Besonders fiel sein Zorn auf seinen mächtigen Minister Cromwell, den er in den Tower setzen, zum Tode verurtheilen und hinrichten ließ. Als er im Gefängnisse saß, schrieb er an den König einen demüthigen Brief, der sich so endigte:

> „Ich bin ein jammervoller Gefangener, ich muß mich in den Tod ergeben, wenn es Gott und Ew. Maj. so gefällt. Aber mein schwaches Fleisch dringt mich, um Gnade und Verzeihung zu bitten. — Geschrieben im Tower mit schwerem

---

*) Unter anderen hielt er um die Wittwe eines Herzogs von Mailand an, die ihm aber antwortete: „Sire! Ich habe nur einen Kopf, hätte ich deren zwei, so stände einer davon Ew. Majestät recht gern zu Diensten.“

Herzen, mit zitternder Hand, von Ew. Maj. allererbarmungswürdigsten Gefangenen, Ihrem armen Sklaven,

Thomas Cromwell.

N.S. Allergnädigster Herr, ich bitte um Gnade, Gnade, Gnade!"

Welch ein Contrast gegen die Ruhe und Ergebung, mit welcher die unschuldige Anna Boleyn starb!

Heinrich tröstete sich bald über den gethanen Mißgriff und heirathete als fünfte Frau eine vornehme Engländerin Katharina Howard (sprich Hauert), mit welcher er anfangs überaus glücklich lebte. Noch kein Jahr aber war vergangen, da entdeckte er, daß sie eine lasterhafte Person sei, die ihre Neigung andern Männern geschenkt habe. Da er sie aufrichtig geliebt hatte, so stand er wie vernichtet da; lange konnte er kein Wort hervorbringen und endlich brach er in Thränen aus. Aber die Verbrechen der Königin waren so offenbar und der Stolz und die Ehre des Königs so stark beleidigt, daß er dem Gerichte freien Lauf lassen mußte, welches sie zum Tode verurtheilte. Und — wie gerecht sind die Wege der Vorsehung! — die schändliche Rocheford, die durch ihre Verleumdung die unschuldige Anna Boleyn aufs Blutgerüst gebracht hatte, erhielt jetzt die gerechte Strafe; denn man fand, daß sie die schlechten Streiche der Katharina befördert hatte, und darum wurde sie mit ihr zugleich enthauptet.

Man hätte glauben sollen, nun würde das Heirathen dem Könige verleidet gewesen sein. Aber wenige Jahre darauf vermählte er sich mit der Wittwe eines Lords, Katharina Parr (sprich Pärr), und wirklich hat er mit keiner seiner vorigen Frauen so glücklich gelebt wie mit dieser. Sie war aber auch eine Frau von hoher Geistesbildung und vielem Verstande, und wußte ihn zu behandeln und sich in seine Launen zu schicken. Dennoch wäre sie einmal beinahe schlecht angekommen. Heinrich wurde im Alter sehr stark, und dies machte ihn so verdrießlich und grausam, daß alle vor ihm zitterten. Nur seine treue Frau hielt bei ihm aus, pflegte ihn mit Sorgfalt, unterhielt ihn und war die Sanftmuth und Folgsamkeit selbst. Am liebsten sprach Heinrich über theologische Gegenstände, über die er seine eigenen, sonderbaren Begriffe hatte, die er aber für unwiderleglich richtig hielt, und worin ihm niemand widersprechen durfte. Bei einer solchen Unterredung legte ihm Katharina auch ihre Meinung einmal vor, ohne sich dabei etwas

Arges zu denken. Aber seine Augen wurden immer stierer, und als sie fort war, theilte er seine Entdeckung seinem Beichtvater mit, der ihn noch mehr aufbrachte und ihn bat, der Königin als Ketzerin den Proceß machen zu lassen; denn je höher sie stände, desto größeren Eindruck würde ihre Bestrafung machen. So wurde also der Proceß eingeleitet, ohne daß die Königin etwas ahnte. Zufälligerweise ließ der Kanzler das Papier, auf dem die Anklage stand, aus der Tasche fallen. Einer der Anhänger der Königin fand es und brachte es ihr, und nun sah sie, in welcher großen Gefahr sie schwebte. Aber als eine kluge Frau faßte sie sich bald. Sie ging zum Könige, setzte sich ruhig zu ihm und als er wieder auf seine theologischen Sätze das Gespräch brachte und sie um ihre Meinung fragte, antwortete sie: solche tiefe Untersuchungen paßten sich nicht für Weiber. Diese wären dazu da, den Männern zu gehorchen. Dem Manne käme es allein zu, die Grundsätze für die Frau zu wählen, und diese müßten in allen Dingen die Denkart ihres Mannes annehmen. Sie müsse das um so mehr, da sie so glücklich wäre, einen Mann zu besitzen, der im Stande wäre, Religionsvorschriften für ganze Nationen zu entwerfen. Je länger sie sprach, desto mehr klärte sich das Gesicht des Königs auf, und endlich rief er, indem er sie umarmte: „Nein, bei der heiligen Maria, du bist ein Doctor geworden, Käthchen, und bist geschickter, mich zu unterrichten, als ich dich!“ Sie antwortete bescheiden, dies Lob käme ihr gar nicht zu. Sie habe wohl zuweilen gewagt, eine andere Meinung aufzustellen; das habe sie aber nur gethan, um mehr Leben in die Unterhaltung zu bringen und ihm Gelegenheit zu geben, sie zu belehren. „Ist das wirklich wahr, meine Liebe?“ rief Heinrich. Nun da sind wir ja wieder vollkommen gute Freunde.“ Als nun beide in freundlichem Gespräche umhergingen, kam der Kanzler, rief den König bei Seite und brachte ihm die Nachricht, daß der Proceß eingeleitet sei. Aber er kam schlimm an. Der König nannte ihn einen Narren über den anderen, so daß der Mann ganz verwirrt davonschlich.

Heinrich starb endlich in demselben Jahre, da Franz I. starb (1547).

93. Johanna Gray. — Maria von England.

Heinrich VIII. und der Johanna Seymour Sohn, Eduard VI. (1547—53), wurde nun König, ein erst zehnjähriger, gutgearteter

Knabe. Dennoch wollte man ihn schon verheirathen, und zwar an die junge Königin von Schottland, Maria Stuart, damit beide Königreiche vereinigt würden. Aber die Schotten konnten die Engländer nicht leiden und schickten die junge Maria lieber nach Frankreich, wo sie an Franz II., den ältesten Sohn der Katharina von Medicis, vermählt wurde.

Mit Besorgniß dachten die Engländer daran, wer einmal König werden sollte, wenn Eduard stürbe; denn er hatte die evangelische Lehre eingeführt. Er hatte zwar zwei Stiefschwestern, Maria und Elisabeth; aber jene war wegen ihrer Vorliebe für die katholische Lehre verhaßt, und wenn sie übergangen wurde, mußte auch Elisabeth übergangen werden. Da beredete ein überaus ehrgeiziger Mann, der Herzog von Northumberland (sprich Nohrßömberländ), der den jungen König ganz in seiner Gewalt hatte, denselben, die Johanna Gray, eine junge, sehr sanfte und sorgfältig unterrichtete Dame, eine Enkelin der jüngsten Schwester Heinrichs VIII., zur Nachfolgerin zu ernennen. Eduard willigte ein und Northumberland vermählte sie an seinen Sohn Guilford Dudley (sprich Gilford Döddli). Eduard selbst richtete die Hochzeit prächtig aus; denn er hatte die sechzehnjährige Johanna, die mit ihm aufgewachsen, viele Lehrstunden mit ihm getheilt und oft ihn übertroffen hatte, herzlich lieb. Guilford war nur ein Jahr älter und nie war Jugend und Unschuld in einem Brautpaar schöner erschienen. Bald darauf starb der junge König nach sechsjähriger Regierung.

Sogleich reisten ihr Vater, der Herzog von Suffolk (sprich Suffock) und der Herzog von Northumberland nach ihrem stillen Landsitze, wo sie sich mit den Wissenschaften beschäftigte, und kündigten ihr auf den Knieen — so wollte es die Sitte — ihre Erhebung als Königin an. Im ersten Augenblicke war sie betroffen; als sie sich gefaßt hatte, bot sie alle Beredtsamkeit auf, um die angebotene Würde, die ihr nicht gebühre, von sich abzulehnen. „Der Schwester Eduards," sprach sie, „nicht mir, kommt der Thron zu. Ungeachtet meiner Jugend bin ich alt genug, um die Wechsel des Glücks zu kennen, und habe in Katharina von Aragonien und Anna Boleyn warnende Beispiele. Auch fühle ich mich zu schwach für eine solche Würde, und möchte meine Freiheit und meine Ruhe nicht gegen goldene Fesseln vertauschen. Wer mich wahrhaft liebt, wird mich nicht Stürmen aussetzen wollen, die unvermeidlich sind."

Aber Vater, Schwiegervater und Gemahl stürmten mit Bitten auf sie ein. Endlich ergab sie sich. Als sie in London einzog,

tönte ihr nirgends ein Freudenruf entgegen; denn allgemein war Northumberland verhaßt. Mit schwerem Herzen stieg sie, wie das gewöhnlich war, im Tower ab und wurde in London als Königin ausgerufen. Indessen wuchs im Lande der Aufruhr. Immer größer ward der Anhang der durch Heinrichs VIII. Testament ernannten Maria. Mit schwerem Herzen zog Northumberland mit einem Heere gegen sie aus. Als er durch die Straßen von London zog, sprach er seufzend zu einem seiner Begleiter: „Viele kommen herbei, uns zu sehen; aber ich höre nicht einen rufen: Gott stehe Euch bei!"

Kaum war er fort, so erkärte sich auch London für Maria. Johanna war kaum eine Woche Königin, als sie das Jauchzen des herbeiströmenden Volkes vernahm, und leichenblaß kündete ihr ihr Vater an, daß alles verloren sei. Mit größter Ruhe hörte sie ihn an und sprach: „Viel freudiger steige ich vom Throne herab, als ich ihn angenommen habe. Meine willige Lossagung mag nun gut machen, was andere verschuldet haben." Northumberland hatte schnell den Muth verloren und rief nun selbst Maria zur Königin aus. Aber jetzt war die Reue zu spät; Maria fühlte kein Erbarmen. Sie befahl, ihn gefangen zu setzen, und ihn, den mächtigen Northumberland, vor welchem noch vor wenigen Tagen ganz England gezittert hatte, sah man jetzt vor dem Grafen von Arundel (sprich Aeröndel) der ihm Arrest ankündigte, auf den Knieen liegen und um sein Leben flehen. Er starb auf dem Blutgerüste, von niemand betrauert. Auch Suffolk, Dudley und Johanna Gray wurden zum Tode verurtheilt, aber das Urtheil nicht gleich vollzogen. Jener schien nicht gefährlich, und für die beiden Letzteren sprach ihre Jugend.

Maria (1553—58) war von ihrer Mutter, der Katharina von Aragonien, erzogen worden und hatte eine glühende Vorliebe für den römischen Glauben eingesogen. Alle Neuerungen, die ihr Vater und ihr Bruder eingeführt hatten, auszurotten, und die römische Lehre mit allem ihrem Prunke in voller Glorie in ihrem Reiche wieder herzustellen, war ihr fester Wille. Die vertriebenen Bischöfe wurden wieder hergestellt, und wer sich der Messe widersetzte, ins Gefängniß geworfen; und als einige ihrer Unterthanen es wagten, sie an ihr bei der Thronbesteigung geleistetes Versprechen, nichts in der Religion zu ändern, zu erinnern, erhielten sie eine halb drohende, halb spöttische Antwort. Nur eine Angelegenheit, Marien nicht weniger wichtig, konnte für kurze Zeit die Ausführung ihrer unduldsamen Vorsätze hindern: die Wahl eines Gemahls. Sie erklärte sich für Philipp II., Karls V. einzigen

Sohn. Die Verwandtschaft mit ihm, die Gleichheit des Glaubens, seine vornehme Geburt und seine Jugend (er war erst 26 Jahr, sie schon 38 alt) empfahlen ihn vorzüglich. Ganz England war über diese Heirath aufgebracht; man fürchtete den Stolz und die Grausamkeit des heimtückischen Philipp.

Diese Stimmung benutzten Suffolk und noch andere ehrgeizige Männer, einen Aufruhr zu erregen, aber nur zu ihrem und der armen Johanna Unglück; denn Maria unterdrückte die Unruhen schnell, Suffolk und die anderen wurden hingerichtet und nun auch der Johanna und ihres Mannes Tod beschlossen, so unschuldig beide auch an der Unternehmung ihres Vaters waren. Johanna wird uns von allen Geschichtschreibern als ein Ideal weiblicher Schönheit, fleckenloser Tugend und einer ganz seltenen Geistesbildung geschildert. Ihr Unterricht war freilich ganz anders gewesen, als er bei den Töchtern der gebildeten Stände unserer Zeit ist. Die Lehrer waren gelehrte Geistliche, welche auch die Mädchen, welche man ihnen zum Unterrichte übergab, in fremden Sprachen, besonders in der lateinischen und griechischen, unterwiesen. Das war freilich eine sehr verkehrte Art; indessen hatte doch diese Bildung dem Geiste der guten Johanna schon in ihrer frühen Jugend eine gewisse Reife verschafft, so daß sie frühzeitig etwas viel Höheres kennen lernte, als den Glanz ihrer Krone, und daß ihr das Leben in der Wissenschaft viel wünschenswerther schien, als die gefahrvolle Höhe eines Thrones.

Johanna's hohe Bildung bewährte sich herrlich in den letzten Tagen und Stunden ihres Lebens. Sie saß mit ihrem Manne im Tower gefangen. Was aus ihr werden sollte, blieb ihr zwar noch dunkel, aber sie suchte und fand Trost und Beruhigung in den Wissenschaften, vorzüglich aber in der Religion, an welcher sie mit ganzer Seele hing. Sie empfing die Nachricht von ihrer Verurtheilung mit großer Ruhe und beklagte mehr als sich ihren jungen Gatten und besonders ihren Vater, den der Vorwurf peinigen mußte, seine Tochter aufgeopfert zu haben. Maria hoffte, sie wenigstens im Angesichte des Todes zu der römischen Kirche herüberzuziehen, und schickte einen gelehrten und feingebildeten Geistlichen zu ihr. Sie empfing ihn mit einer Milde und Zartheit, die ihn selbst tief bewegte. Mit ihm über Religion zu streiten, vermied sie. Sie habe, sagte sie, die wenigen übrigen Stunden nöthig, sich zu sammeln und auf den wichtigen Schritt vorzubereiten. Er glaubte in diesen Worten ihren Wunsch zu erkennen, daß die Hinrichtung

aufgeschoben würde, und bewirkte ihr eine Frist von drei Tagen. Sie war ihr willkommen. Bei den wiederholten Besuchen vertheidigte sie gegen den Geistlichen ihren Glauben mit Gewandtheit und Beredtsamkeit, und schrieb an ihren ehemaligen Lehrer, der aus Furcht seinen Glauben gegen die katholische Lehre aufgegeben hatte, einen noch vorhandenen bittern Brief, der sich mit den innigsten Bitten, zur Wahrheit zurückzukehren, endigte. Auch an ihre Schwester schrieb sie in griechischer Sprache einen rührenden Abschiedsbrief und beschwor sie, dem evangelischen Glauben treu zu bleiben.

So kam der Tag des Todes heran. Guilford Dudley sollte zuerst sterben. Er wünschte Johanna noch einmal zu sehen. Sie fürchtete aber das Ergreifende der Abschiedsscene und ließ ihn bitten, sich und ihr den Kampf zu ersparen und sie lieber jenseits zu erwarten, da nur wenige Augenblicke zwischen ihrer Wiedervereinigung lägen. Als er zum Tode geführt wurde, winkte sie ihm aus dem Fenster ihres Gefängnisses das letzte Lebewohl zu, sah bald darauf den in ein weißes Tuch gehüllten Leichnam vorübertragen und freute sich, zu hören, daß er standhaft und seinem Glauben treu gestorben sei. Der Lieutenant des Towers bat sie um ein Andenken. Sie gab ihm ihre Schreibtafel, in welche sie eben noch einige Denksprüche über die Nichtigkeit alles Irdischen und über das gerechte Gericht, welches die Unschuld jenseits erwarten dürfte, in verschiedenen Sprachen geschrieben hatte.

Man besorgte, die Oeffentlichkeit ihrer Hinrichtung möchte Unruhen erregen, und hatte daher befohlen, das Blutgerüst innerhalb des Towers zu errichten. Der katholische Geistliche begleitete sie ohne ihren Willen. Ihr Gebetbuch in der Hand, achtete sie wenig auf seine Zusprache. Doch dankte sie ihm noch zuletzt sehr freundlich für seine theilnehmende Güte und wünschte, daß Gott ihn erleuchten wolle, die Wahrheit zu erkennen. Dann hielt sie eine kurze Rede an die Umstehenden, klagte sich an, daß sie schwach genug gewesen sei, die Krone anzunehmen, obgleich ihr Herz sich nie danach gesehnt habe, und demüthigte sich vor Gott, der sie durch Leiden von der Liebe zum Irdischen habe losreißen wollen. „Ich bin nicht ganz frei gewesen," sprach sie, „von Eitelkeit und Wohlgefallen an vergänglicher Lust. Aber ich habe durch mein Unglück Zeit bekommen, meine Fehler zu bereuen und meinen Frieden mit Gott zu machen. Uebrigens nehme ich Sie, Mylords und übrige hier Versammelte, zu Zeugen, daß ich als eine evangelische Christin sterbe und allen Verdiensten vor Gott durch meine

Werke entsage, da ich wohl weiß, wie viel an ihnen fehlt, um nicht allein auf seine Gnade und auf das Verdienst Jesu zu rechnen." Sie endigte mit dem lauten Gebete des 51. Psalms.

Darauf nahm sie selbst Halstuch und Handschuhe ab und ließ sich von ihren treuen Dienerinnen Elisabeth und Helena das Oberkleid ausziehen. Dem kniend um Verzeihung bittenden Scharfrichter antwortete sie freundlich und bat ihn nur, schnell mit ihr zu enden. Als man ihr das Tuch zum Verbinden der Augen reichte und sie den Block erblickte, fragte sie: „Wird mich der Hieb treffen, ehe ich mich darauf gelegt habe?" Da man ihr das Gegentheil versicherte, verband sie sich schnell die Augen, tappte nach dem Blocke, und nachdem man sie daran geführt hatte, legte sie ihr Haupt willig hin. Unter dem andächtigen Gebete: „Herr! in deine Hände befehle ich meinen Geist!" wurde es vom Körper getrennt.*) In der Kapelle des Towers wurde sie neben ihrem Gatten beigesetzt. Alle Anwesende, selbst Maria's Anhänger, waren tief bewegt. In alle Länder ist der Ruf ihres seltenen Verstandes und ihrer schönen Seele gedrungen; überall, auch spät noch, sind nah und fern ihrem Schicksale Thränen geflossen. Künstler und Dichter haben gewetteifert, sie in ihren Werken zu verherrlichen. Der Oberrichter aber, der ihr Todesurtheil gesprochen hatte, ist nach dessen Vollziehung wahnsinnig geworden, hat unaufhörlich gerufen: „Weiche von mir, Johanna!" und so ist er gestorben.**)

Je lieblicher die holde Weiblichkeit der unglücklichen Johanna erscheint, desto widerlicher stößt der Charakter Maria's zurück.

Sie nur empfand bei der Nachricht von Johanna's edelm Benehmen in ihrer Todesstunde nicht die geringste Theilnahme, sondern sah nur mit größter Ungeduld der Ankunft Philipps entgegen. Bitter beklagte sie sich, daß er so lange zögere und ihr noch nicht einmal geschrieben habe. Seitdem sie bemerkte, daß die Engländer mit Unmuth der spanischen Verbindung entgegensahen, haßte sie ihre eigene Nation und nahm sich vor, sich blutig an ihr zu rächen. Dieser Philipp war den Engländern so verhaßt, daß der englische Admiral, der ihn nach England herüberholen sollte, der Königin unumwunden erklärte, er könne nicht dafür stehen, daß nicht seine Matrosen den Prinzen unterwegs mißhandelten. Während

*) „Da ging ihr Kerker auf, und ihre Seele schwang
Auf Engelsflügeln sich empor zur ewigen Freiheit." Schiller.

**) Niemeyer's Beobachtungen auf Reisen, Th. 1.

seiner Ueberfahrt quälte sie sich mit tausend ängstlichen Gedanken. Bald fürchtete sie, die Franzosen möchten ihn auffangen, bald ihre alternde, abgemagerte Figur möchte dem weit jüngern Philipp wenig gefallen, und erhob sich gar ein Wind, so fiel sie vor Angst aus einer Ohnmacht in die andere. Endlich landete der Heißersehnte und die Vermählung wurde schnell vollzogen. Philipp hielt einen stattlichen Einzug in London; aber alle seine zur Schau getragenen Kostbarkeiten vermochten nicht, ihm die Achtung und Liebe der Engländer zu verschaffen. Er war so kalt, zurückhaltend und vornehm gegen die englischen Großen, daß sie sich unwillig von ihm abwandten. Desto entzückter war Maria. Sie war so eifersüchtig auf seinen Besitz, daß sie ihn gleich nach ihrem Lustschlosse Windsor abführte.

Sobald die erste Freude vorüber war, ging Maria gleich wieder an ihr Reformationswerk und verfolgte die Andersdenkenden mit unnatürlicher Grausamkeit. Selbst der Erzbischof Cranmer mußte das Blutgerüst besteigen. Ueberall in England sah man wieder die Scheiterhaufen rauchen. Wir haben schon mehr, als wir wünschen, Ruchlosigkeiten erzählen müssen; also wollen wir schweigen von der Härte, mit welcher sie und die katholische Geistlichkeit die Evangelischen zu Tode quälte, und von der Standhaftigkeit, mit welcher diese für ihren Glauben starben. Verbrannt wurden allein 270 Personen. Gehaßt von ihren Unterthanen, nicht einmal von ihrem Philipp geliebt, starb Maria nach einer fünfjährigen Regierung.

94. Elisabeth (1558—1603) und Maria Stuart. Jacob I. (1603—25).

Elisabeth, die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn, hatte eine höchst traurige Jugend verlebt. Der Haß der Katharina von Aragonien gegen die Anna Boleyn war auf die Töchter beider fortgeerbt, und Maria hatte Elisabeth mit glühendem Hasse verfolgt, obgleich diese ihrer Stiefschwester die tiefste Ehrerbietung bezeigte; und hätte sich nicht Philipp, der dadurch die Liebe des englischen Volkes zu gewinnen hoffte, ihrer noch angenommen, so hätte Marien nichts abgehalten, sie gleich der Johanna Gray, hinrichten zu lassen; denn schon war sie in den Tower gesetzt. Sobald sie ihre Freiheit wieder erhielt, benutzte sie diese, um aufs Land zu gehen, wo sie in stiller Abgeschiedenheit bloß der Natur

und den Wissenschaften lebte. Aber auch hier wurde sie einige Jahre unter strenger Aufsicht gehalten; alle ihre Freunde wurden von ihr entfernt; ja sie durfte nicht einmal ohne Erlaubniß und Begleitung ihr Schloß verlassen. Nur durch die tiefste Ehrerbietung, die sie ihrer Schwester bezeigte, gelang es ihr, das Mißtrauen derselben zu besiegen und die Erlaubniß zu erhalten, auf ihrem stillen Landsitze in Freiheit zu leben, doch immer nur unter entfernter Aufsicht. Kam sie dann und wann nach London, so hatte ihre Schwester ihr auch gewiß bittere Kränkungen aufgespart. Sie behandelte sie als eine unechte Tochter ihres Vaters und wies ihr immer den Platz hinter den Frauen der Herzöge an.

Jetzt, sobald Elisabeth den Tod ihrer Schwester erfuhr, eilte sie mit einem unnennbar frohen Gefühle nach London und wurde vom Volke jauchzend empfangen. Als sie in den Tower trat, übermannte sie die Erinnerung an die Zeit, die sie in diesem düstern Schlosse hatte zubringen müssen. Tief gerührt fiel sie auf die Kniee nieder und dankte Gott mit heißen Thränen für ihre Errettung aus den Händen ihrer Verfolger. Diese fromme Rührung machte ihr Herz unempfindlich für die Gefühle der Rachsucht. Sie schien alles Gedächniß für früher ihr zugefügte Kränkungen verloren zu haben, und empfing selbst die, welche ihr früher alles Herzeleid angethan hatten, mit Freundschaft. Das gewann ihr natürlich aller Herzen. So oft sie sich öffentlich sehen ließ, strömte das Volk herbei, und die Gesprächigkeit und Herablassung, die sie bei solchen Gelegenheiten zeigte, machte sie zum Abgott des Volkes.

Elisabeth war damals 25 Jahre alt. Ohne eigentlich schön zu sein (denn sie war etwas breitschulterig und hatte eine zu große Nase), besaß sie außerordentlich viel Liebenswürdigkeit, die nie mehr bezaubert, als wenn sie durch hohe Geburt und Bescheidenheit noch mehr gehoben wird. Nur schade, daß sie so überaus eitel war. Sie hielt sich für ausnehmend schön*) und

---

*) Man erzählt, sie habe einem berühmten englischen Maler befohlen, sie ohne allen Schatten zu malen, weil dieser die blendende Weiße ihrer Gesichtsfarbe verdunkle. Man hat noch eine von ihrem Kanzler geschriebene Bekanntmachung vom Jahre 1563, worin allen und jedem verboten wird, die Person oder auch das bloße Gesicht der Königin anders zu malen, zu zeichnen oder zu stechen, als nach dem Muster der schönsten Natur, weil Ihro Majestät bemerkten, daß viele ihrer getreuen Unterthanen mit den in dieser Art begangenen Verunstaltungen unzufrieden wären und dieselben als eine sehr große Beleidigung ansähen. An diesem Versehen war die große Nase schuld, die sie, wenn auch

duldete nicht nur, sondern sah es gern, daß ihre Hofleute ihr die unsinnigsten Schmeicheleien sagten. An Elisabeth sieht man ein trauriges Beispiel, wie bei großer Klugheit doch große Thorheit wohnen könne. Diese unglückliche Eitelkeit war es auch, welche vorzüglich den Haß gegen Maria Stuart erzeugte und Elisabeth zur unversöhnlichen Feindin der hülfesuchenden Königin machte.

Was von Johanna Gray gerühmt ist, kann auch von Elisabeth gerühmt werden; sie besaß ausgezeichnete Kenntnisse, ohne andern damit lästig zu werden, und einen sehr gebildeten Verstand. Während ihrer ländlichen Einsamkeit hatte sie den Wissenschaften mit großem Eifer obgelegen. — Ihre erste Handlung nach ihrer Thronbesteigung war, daß sie die evangelische Lehre einführte; nur behielt sie mehr Ceremonien und die bischöfliche Verfassung bei. Sie verlangte die Annahme von 39 Artikeln, die in einzelnen Stücken von der lutherischen und reformirten Lehre abwichen. Aber auch hier verfuhr sie als kluge Frau. Nur langsam und nach und nach wurden die unter Maria wieder eingeführten katholischen Gebräuche abgeschafft. Keine solche Gräuelscenen, wie unter Heinrich VIII. und Maria, kamen dabei vor; doch ließ sie diejenigen, welche ihre Befehle nicht befolgen und die von ihr eingeführte bischöfliche (oder hohe) Kirche stürzen wollten, streng bestrafen. Besonders betraf dies die Puritaner (auch Presbyterianer genannt), welche nicht nur alle Ceremonien, Bilder, Kreuze, Altäre, Orgeln u. s. w. verwarfen, sondern auch die Oberaufsicht der Regierung über die Kirche (Suprematie) nicht anerkennen wollten.

Elisabeth hat sich nie vermählt. Ob sie gleich gern sich mit Männern unterhielt, schien sie einen Widerwillen gegen jede Art von Gebundenheit zu haben, vielleicht eine Folge der Unterdrückung, in welcher sie früherhin gelebt hatte. Jederzeit hatte sie einen oder mehrere Günstlinge; aber zu einer bleibenden Neigung konnte sie sich nie entschließen, so viele einheimische Große und fremde Könige und Königssöhne auch um sie warben. Selbst Philipp II. war unter ihren Bewerbern und konnte gar nicht begreifen, wie es möglich sei, seine Hand zurückzuweisen.

Einen großen Einfluß auf ihr ganzes Leben hat die unglückliche Feindschaft gegen Maria Stuart gehabt. Dieser Name

---

nicht in der Natur, doch auf ihren Bildnissen kleiner gemacht haben wollte. O über die Eitelkeit der großen Frau!

setzte alle Leidenschaften Elisabeths in Bewegung, und die gehässige Behandlung der unglücklichen Königin ist offenbar der schwärzeste Punkt in Elisabeths Geschichte. — Heinrich VIII. hatte zwei Schwestern gehabt. Die jüngere war die Großmutter der Johanna Gray, die ältere aber war mit Jacob IV., König von Schottland, vermählt worden. Ihr Sohn war Jacob V., der Vater der Maria Stuart. Es war, als ob über diese von ihrer Geburt an ein unglückliches Schicksal walten sollte, das nur durch wenige kurze glückliche Zwischenzeiten unterbrochen wurde. Schon sieben Tage, nachdem sie das Licht der Welt erblickt hatte, starb ihr königlicher Vater (1542). Sie wurde dadurch, kaum wenige Wochen alt, Königin von Schottland. Ihre Erziehung übernahm ihre Mutter, eine Französin und Base des bei der Bartholomäusnacht erwähnten Herzogs von Guise. Schon als ein zartes Kind mußte sie sich von ihrer geliebten Mutter trennen. Sie wurde, sechs Jahre alt, nach Frankreich gebracht, das sie nachher so lieb gewann, daß sie es höher hielt als ihr Vaterland. Ihre Mutter folgte ihr drei Jahre darauf nach, und herrlich entfaltete sich unter der sorgfältigsten Erziehung der schöne Keim; Maria Stuart wurde das liebenswürdigste Geschöpf ihrer Zeit. Sie wurde, als sie noch nicht 16 Jahre alt war, mit dem Dauphin Franz unter großem Pompe vermählt. Dies waren die glücklichsten Jahre ihres Lebens, welches so wenige Freuden zählen sollte. Aber es änderte sich bald. Durch den Tod Heinrichs II. von Frankreich wurde ihr junger Gemahl (1559) König, und Maria sah sich jetzt im Besitze des größten Glanzes. Alles huldigte ihrer Würde, ihrer Jugend und ihrer Schönheit — als der frühe Tod Franz II., nach einer kaum anderthalbjährigen Regierung, und der Tod ihrer Mutter plötzlich das Glück ihrer frohen Jugend für immer unterbrach.

Maria's Mutter war schon mehrere Jahre vorher nach Schottland zurückgegangen und hatte hier für ihre abwesende Tochter die Regierung geführt. Aber die verdrießlichsten Händel hatten ihr dies Geschäft verbittert. Die Lehre Calvins hatte sich auch nach Schottland verbreitet und hier einen außerordentlichen Beifall gefunden. Am ärgsten aber wurde der Lärm, als Johann Knox (spr. Nax), ein Schüler Calvins, aus Genf nach Schottland zurückkehrte und mit dem ganzen Feuer seiner Beredtsamkeit und Ueberzeugung die neue Lehre empfahl. Seine gar zu heftigen Reden entflammten das Volk so zur Glaubenswuth, daß es die katholischen Kirchen ausplünderte und die Priester mißhandelte. Und als die

Regentin die Uebermüthigen bestrafen wollte, stand alles gegen sie auf, und sie mußte mit ihnen einen Vergleich eingehen, nach welchem der katholische Gottesdienst nicht nur ganz abgeschafft, sondern auch allen, die eine Messe lesen oder ihr beiwohnen würden, harte Strafen gedroht wurde. Noch während dieser Unruhen starb sie (1560) und überließ ihrer unerfahrenen Tochter die schwere Regierung.

Maria Stuart war noch in Frankreich, als ihre Mutter starb, und schauderte vor dem Gedanken, dies Land, den Zeugen ihrer Jugendfreuden mit dem rauhen Schottland zu vertauschen. Rauh, wie die Luft dieses Landes, war damals auch das Volk, dabei ohne Achtung vor der Hoheit der Königin und voll wilden Hasses gegen den katholischen Glauben, dem Maria zugethan war. Noch mißlicher aber wurde die Lage der Maria durch die Nachbarschaft der Elisabeth. Auf Zureden der Guisen hatten sich früher Franz II. und Maria beigehen lassen, den Namen und das Wappen des englischen Königshauses anzunehmen, weil Elisabeth wegen Verstoßung ihrer Mutter nicht allgemein für die rechtmäßige Erbin Heinrichs VIII. angesehen wurde. Dies war genug, um in Elisabeths Herzen Argwohn und Unwillen zu entzünden. Ihre ängstlichen und argwöhnischen Augen waren seit dieser Zeit bis zu Maria's Gefangennehmung auf Schottland gerichtet, und keine Bewegung dort entging ihren aufmerksamen Blicken. Mit Vergnügen sah sie, wie gleich nach der Regentin Tode die Schotten allgemein die reformirte Kirche einführten. Daß Maria Stuart in diese Veränderung nicht einwilligte, versteht sich von selbst, aber danach fragten die Schotten nicht weiter, um so weniger, da sie noch in Frankreich lebte. Hier hatte es sich aber für die arme Maria ganz geändert. Ihr Mann war todt, ihre Verwandten, die Guisen, hatten gerade damals wenig zu sagen, und Katharina von Medicis konnte sie nicht leiden. Sie entschloß sich also, in ihr Vaterland zurückzukehren, so sehr auch ein dunkles Vorgefühl dagegen sprach, und hielt bei Elisabeth um die Erlaubniß an, ihren Weg durch England nehmen zu dürfen. Die Antwort war: sie solle die freundlichste Aufnahme finden, wenn sie den Titel und das Wappen einer Königin von England ablege. Mit dieser Antwort war Maria sehr unzufrieden, und sie konnte ihre Empfindlichkeit gegen den englischen Gesandten nicht verbergen. „Nichts beunruhigt mich so sehr," sprach sie, „als daß ich so angelegentlich um eine Gefälligkeit gebeten habe, an deren Erlangen mir im Grunde wenig gelegen ist. Ich kann mit Gottes Gnade in mein

Land zurückkehren, ohne ihre Erlaubniß." Solche Reden wurden der Elisabeth getreulich hinterbracht, und ihr Haß wurde immer heftiger. Sie rüstete eilig eine Flotte aus, um Maria aufzufangen, wenn diese von Frankreich nach Schottland führe. Ohne diese Gefahr zu ahnen, schiffte sich Maria in Calais ein und nahm gerade den Weg, auf welchem die englische Flotte lauerte. Glücklicherweise verbarg sie ein starker Nebel, und so entkam sie. Mit tiefer Betrübniß hatte Maria den ihr so theuern französischen Boden verlassen; alles, was ihr noch so theuer war, ließ sie dort zurück. Mit sehnsüchtigen Blicken sah sie unverwandt nach dem geliebten Frankreich zurück, bis die Dunkelheit und die Entfernung sie nichts mehr erkennen ließ. Dann ließ sie sich auf dem Verdecke ein Lager bereiten und befahl dem Steuermann, sie sogleich zu wecken, wenn am Morgen das Ufer noch sichtbar sein sollte, um noch einmal Abschied zu nehmen von dem Lande, an welchem alle ihre Neigungen hingen. Am andern Morgen hatte sie auch die wehmüthige Freude, die geliebte Küste noch einmal zu sehen, die sie nie wiedersehen sollte. Die starren Augen auf das ferne Gestade geheftet, rief sie im schmerzlichsten Tone mehrmals aus: „Lebe wohl, Frankreich! Lebe wohl! Ich werde dich nie wiedersehen!"

Maria's erste Aufnahme in Schottland war besser, als sie selbst erwartet hatte. Von allen Seiten strömten ihre Unterthanen herbei, sie zu sehen. Kaum 19 Jahre alt, stand sie jetzt in der Blüthe ihrer Schönheit und Jugend, und ihr freundliches, anmuthiges Wesen nahm aller Herzen für sie ein. Aber dieser Trost blieb ihr nur kurze Zeit. „Soll man leiden," schrieen die Prediger von den Kanzeln, „daß dieser Götze (die katholische Lehre) wieder in dem Reiche aufgerichtet werde?" Nichts half, daß sie jedem seinen Glauben ließ und nur für sich um die Erlaubniß bat, Messe in ihrer eigenen Kapelle halten zu dürfen. „Die Messe ist schrecklicher," rief Knox von der Kanzel, „als 10,000 fremde Soldaten, die in dem Königreiche landeten." Und ein Kirchendiener, den das Volk Lichter in die Kapelle tragen sah, wurde vor dem Schlosse Maria's gemißhandelt und entging mit Mühe der Ermordung.

Maria, durch ihre Jugend und Erziehung an muntere und gesellige Freude gewöhnt, verwünschte wohl tausendmal ihren Entschluß, nach Schottland gekommen zu sein, und versank in eine bittere Wehmuth, wenn sie die in Frankreich so froh verlebten Tage mit ihrem jetzigen Leben verglich. Ihre Freude ward ihr hier verbittert; ihre Munterkeit wurde für Leichtsinn, ihr unge-

zwungenes Wesen für Eitelkeit gescholten, und in dieser Strenge, mit der man sie beurtheilte, mag wohl zum Theil der Grund ihrer nachmaligen Vergehungen liegen. Indessen versah sie es allerdings darin, daß sie auf die Sittenstrenge der Schotten zu wenig Rücksicht nahm und manches that, was Anstoß gab. So lebte sie zuweilen wochenlang mit ihren Frauen in einem einfachen Bürgerhause ganz als Bürgerin, um sich von allen Geschäften und allem Zwange loszumachen. In ihrer hülflosen Lage mußte bei ihr der Wunsch rege werden, sich mit Elisabeth auszusöhnen, damit sie im schlimmsten Falle an ihr einen Rückhalt gegen ihre Feinde hätte. Sie ließ daher Elisabeth begrüßen und sie bitten, sie doch als nächste Verwandte zur Nachfolgerin zu erkennen; gern wollte sie dagegen allen gegenwärtigen Ansprüchen entsagen. Aber Elisabeth traute der Aufrichtigkeit Maria's nicht und gab ihr eine abweisende Antwort. Doch versöhnten sie sich wenigstens zum Scheine und wechselten seit dieser Zeit Briefe, so daß es schien, als wären sie Freundinnen geworden. Aber immer blieb Elisabeth in einer ängstlichen Spannung; denn der Gedanke an die Möglichkeit, daß Maria sich mit einem auswärtigen Fürsten vermählen könnte, ließ ihr keine Ruhe. Endlich rückte sie daher mit dem Vorschlage heraus: wenn Maria sich entschließen könne, den Robert Dudley, Grafen von Leicester (sprich Lester), einen Bruder des unglücklichen Guilford, zu heirathen, so sei sie bereit, sie als Thronerbin anzuerkennen. Dieser Leicester war damals Elisabeths Günstling, und Elisabeth mochte theils durch diesen Vorschlag ihrem Liebling ein Glück bereiten wollen, theils hoffen, auf diese Weise sich vor Maria's Ränken sicher zu stellen. Indessen wurde sie bald andern Sinnes, und als Maria sich zu der Verbindung bereit erklärte, machte Elisabeth Ausflüchte, und Maria war über dies doppelzüngige Benehmen nicht wenig verlegen. Nicht viel fehlte, so wäre es zu einem Bruche gekommen; um ihn zu verhüten, sandte Maria den Sir Jacob Melvil nach London.

Dies war ein munterer, gewandter Hofmann, und seine Königin hatte ihm befohlen, sich durch unterhaltende Gespräche in das Vertrauen der Elisabeth zu stehlen. Das gelang ihm denn auch so ganz, daß diese ihre Schwächen, besonders ihre große Eitelkeit, ihm ganz offen darlegte. Einmal erzählte ihr Melvil von seinen Reisen und den Trachten der Weiber in verschiedenen Ländern, welche Vorzüge jede hätte und durch welche die Schönheit und Gestalt besonders gehoben würde. Elisabeth hörte aufmerksam

zu und sagte endlich: sie hätte Anzüge aus allen Ländern. An dem folgenden Tage erschien sie bald in dieser, bald in jener ausländischen Tracht, und endlich fragte sie den Gesandten geradezu, in welchem Anzuge sie sich am besten ausnehme? „Im italienischen," antwortete der schlaue Hofmann; denn er wußte, daß sie diesem vor allen den Vorzug gab, weil sie darin ihre fliegenden Locken zeigen konnte; und sie war auf ihre blonden, oder eigentlich röthlichen Haare vorzüglich eitel. Nun legte sie ihm eine Menge Fragen vor: Welches ihm die beste Farbe von Haaren schiene? Ob die Haare seiner Königin oder die ihrigen schöner wären? Endlich fragte sie ihn sogar, welche von beiden überhaupt die Schönste wäre? Melvil lachte innerlich über diese Eitelkeit. Schnell faßte er sich aber und antwortete sehr klug: „Ihro Majestät sind die Schönste in England, und meine Königin in Schottland." Ferner fragte sie, welche von ihnen am größten wäre? — „Meine Königin," antwortete Melvil. — „O!" erwiederte Elisabeth, „dann ist sie zu groß; denn ich habe gerade die beste Größe." Da sie von ihm gehört hatte, daß Maria manchmal die Laute spielte, auf welcher Elisabeth Meisterin zu sein glaubte, so befahl sie eines Tages einem ihrer Höflinge, er solle den Gesandten wie zufällig in ein Zimmer führen, wo er sie hören könnte. Melvil merkte die Absicht, und, seinem angenommenen Charakter treu, stürzte er, wie entzückt von den süßen Tönen, in das Zimmer der Königin, die sich zwar anfänglich unwillig stellte, aber doch nachher fragte, ob er sie oder Maria für eine größere Meisterin halte. Daß Melvil ihr den Vorzug gab, versteht sich von selbst; und als er nach Schottland zurückkehrte, konnte er seiner Königin versichern, daß Elisabeth es nie mit ihr gut meinen würde und daß alle ihre Freundschaftsversicherungen nichts als Falschheit und Verstellung wären.

Bald fand sich auch eine Gelegenheit, die Wahrheit dieser Behauptung zu erfahren. Elisabeth schlug Maria vor, den Sohn des Grafen Lenox, Heinrich Darnley (sprich Därnli) zu heirathen. Lenox, von Geburt ein Schotte und ein Verwandter des Hauses Stuart, hatte seit lange in England gewohnt, wo auch sein Sohn geboren war. Das Alter und der Adel seiner Familie und der Wunsch der Elisabeth empfahlen den Darnley vorzüglich, obgleich die Schotten, weil er katholisch war, die Verbindung nicht wünschten. Darnley war jetzt in seinem 20. Jahre, schön von Wuchs und Gesicht und von einnehmendem Betragen, so daß

Maria schnell in den Vorschlag einging. Aber plötzlich änderte nun Elisabeth ihre Meinung. Sie stellte sich höchst erstaunt und mißvergnügt, ließ Maria die ernstlichsten Gegenvorstellungen thun und that, als wenn das Wohl Englands in Gefahr stände. Man denke sich das Erstaunen und den Unmuth der Maria über diese Zweizüngigkeit! Aber nun bestand sie auch fest auf der Verbindung mit Darnley und 1565 wurde sie wirklich vollzogen. Darnley wurde König unter dem Namen Heinrich. Elisabeth befahl dem Grafen Lenox und seinem Sohne augenblicklich nach England zurückzukehren, und da sie natürlich nicht kamen, zog sie ihre Güter ein.

Maria achtete diesen Zorn nicht, und hoffte im Besitze ihres Mannes nun recht froh und glücklich zu leben. Wirklich hatte sie auch bisher so mild und gerecht regiert und sich in ihrer schwierigen Lage so klug benommen, daß die Schotten selbst schon angefangen hatten, mit ihr recht zufrieden zu werden. Aber ihre Verbindung mit Darnley erregte allgemeines Mißfallen. Knox und andere Eiferer fingen wieder an, gegen sie und Darnley zu eifern. „Um uns zu strafen," rief er einmal von der Kanzel, als Darnley ihm gegenüber saß, „hat Gott die Gewalt über unser Volk Knaben und Weibern in die Hände gegeben." Wirklich zeigte sich auch Maria auffallend verändert, und sie ließ nicht undeutlich merken, daß sie darauf denke, den evangelischen Glauben zu unterdrücken. Der Pöbel rottete sich zusammen, die Großen griffen zu den Waffen und baten Elisabeth um Beistand. Diese munterte die Unzufriedenen auf und unterstützte sie selbst mit Geld. Maria ging rasch auf die Rebellen los, die nicht den gehofften Anhang gefunden hatten und sich genöthigt sahen, nach England zu entfliehen. Als Elisabeth sah, daß ihr Plan gescheitert war, leugnete sie allen Antheil an der Empörung ab, gewährte aber den aus Schottland Geflüchteten sichern Aufenthalt in England. Von Schottland ausgestoßen, von England verleugnet, blieb den Rebellen nichts übrig, als die Gnade Maria's anzuflehen, und diese verzieh ihnen und vergaß schnell das ihr zugefügte schwere Unrecht.

Das Glück, welches Maria im Besitze Darnley's zu finden gehofft hatte, fand sie leider nicht. Seine äußere Anmuth hatte sie getäuscht. Bei näherer Bekanntschaft fand sie, daß es ihm ganz an Geistesbildung fehlte; er war ein heftiger, trotziger, hochfahrender Mensch, unfähig, Maria's Zärtlichkeit zu erkennen und zu erwiedern, weil er glaubte, daß diese nichts als ein seinen Vorzügen schuldiger Tribut sei. Maria hatte ihm nicht genug Liebes

und Gutes zu erweisen gewußt; um so schmerzlicher war nun ihr Herz durch seine rohe Kälte getroffen, und sie fing an, sich von ihm zurückzuziehen. Dies brachte aber sein wildes Gemüth noch mehr auf, und er sah sich um, wer ihm wohl Maria's Liebe entzogen haben könnte. Wer einmal eifersüchtig ist, findet auch bald einen Gegenstand dazu. Es hielt sich damals an Maria's Hofe ein Italiener, Rizzio mit Namen, auf, der Sohn eines Musiklehrers, selbst Musicus und mit dem savoyschen Gesandten nach Schottland gekommen. Maria, die eine große Freundin der Musik war, nahm ihn wegen seines Spieles und Gesanges in ihre Kapelle auf, und da er schlau, kriechend und ehrgeizig war, so schmeichelte er sich bei ihrer Gutherzigkeit bald so ein, daß sie ihn zu ihrem Schreiber erhob und ihm ihr besonderes Vertrauen schenkte. In solches Glück wußte sich nun dieser Mensch nicht zu finden. Alles ging durch seine Hände. Sein Uebermuth beleidigte die schottischen Großen, deren Einfluß täglich mehr sank, je mehr der seinige wuchs. „Rizzio und kein Anderer," sprachen sie zu dem eifersüchtigen Darnley, „Rizzio ist es, der Euch die Gunst der Königin raubt. Dieser Schimpf heischt den Tod." Darnley war leicht zu bereden, und als Maria am 9. März 1566 ganz unbefangen mit ihrer Halbschwester, der Gräfin von Argyle (sprich Aerdschihl), dem Rizzio und einigen andern Abends bei der Tafel sitzt, hört sie einen großen Lärm. Einige ihrer Gesellschafter, unter ihnen der Graf Bothwell (sprich Boßwell), wollen fliehen, finden aber bereits alle Thüren mit Wachen besetzt, und entspringen aus dem Fenster. Plötzlich öffnet sich die Thüre, Darnley tritt herein, und setzt sich neben die Königin an die Tafel. Gleich darauf erscheinen die beiden Lords Ruthwen und Douglas mit Dolchen, hinter ihnen andere Verschworene. Ruthwen, den Helm auf dem Kopfe, alle Züge durch eine lange Krankheit entstellt und so schwach, daß er kaum seine Waffen tragen konnte, jagte ihr, einem Gespenste gleich, Furcht und Entsetzen ein. „Wir haben mit dir zu reden!" schnaubten die Verschworenen den Rizzio an. Voll Entsetzen fragte Maria den König, was sie unternehmen wollten. „Ich weiß es nicht," knirrschte er zwischen den Zähnen. — „Bei der Strafe des Hochverraths entfernt Euch sogleich!" rief Maria dem Ruthwen zu; „fordert Rizzio vor ein Gericht, wenn Ihr von ihm beleidigt seid." Ohne darauf zu achten, packte Ruthwen den Rizzio. Dieser sprang auf, und suchte bei seiner Gebieterin, deren Kniee er hülfebittend umfaßte, seine Zuflucht. Maria suchte ihn zu vertheidigen, aber

Douglas stach ihm einen Dolch in den Leib. Die Uebrigen schleppten ihn, der laut um Hülfe jammerte, in das Nebenzimmer und tödteten ihn durch 56 Stiche. Maria war außer sich vor Schmerz und Zorn; dazu war ihr Zustand damals ohnedies kränklich. Wenn dieser Vorfall ihren Tod nach sich ziehen sollte, sprach sie, so hinterließe sie in dem Könige von Spanien, dem Kaiser, dem Könige von Frankreich, ihren Oheimen aus dem Hause Guise, dem Papste und vielen Fürsten Italiens Rächer, welche das Verbrechen an den Schuldigen und deren Kindern ahnden würden. Und wirklich scheinen die Verschworenen es auch darauf abgesehen zu haben, Maria durch das Uebermaß von Schrecken, Schmerz, Wuth und Verzweiflung zu tödten. Das Gerücht von dem Vorfalle hatte sich indessen in der Stadt verbreitet; der Magistrat ließ die Sturmglocke läuten, und das Volk strömte haufenweise herbei, um sich nach dem Leben seiner Königin zu erkundigen. Darnley beruhigte es, indem er sich vom Balcon aus zeigte und sich für die Sicherheit der Königin verbürgte. Nie vergaß Maria ihrem Gemahl die Ermordung Rizzio's, und vielleicht war sein später erfolgter gewaltsamer Tod das Werk ihrer Rache.

Drei Monate darauf hatte Maria die Freude, einen Sohn zu bekommen, der Jakob genannt wurde und als König von England unter dem Namen **Jakob I.** bekannt ist. Sogleich wurde wieder der treue **Melvil** abgesandt, der Königin Elisabeth dies wichtige Ereigniß zu melden. Als er ankam, befand sich Elisabeth gerade auf dem Balle. Sie war ausnehmend heiter und liebenswürdig. Als aber Melvil zu ihr trat und sie von ihm die Neuigkeit erfuhr, durchzuckte der alte Neid und die nie ruhende Eifersucht ihr ganzes Wesen. Sie war plötzlich wie umgewandelt; die heitere Laune war fort und eine düstere Schwermuth verbreitete sich über ihr Gesicht. Sie stützte ihren Kopf auf den Arm und klagte gegen ihren Begleiter, daß die Königin von Schottland nun Mutter eines schönen Sohnes, sie aber nichts als ein unfruchtbarer Stamm wäre. Am folgenden Tage aber ärgerte sie sich über sich selbst, daß sie ihre Gesinnung so verrathen hatte. Sie ließ Melvil kommen, stellte sich recht heiter, dankte ihm für die angenehme Nachricht und versicherte ihn der zärtlichsten Freundschaft für Maria.

Rizzio's Ermordung hatte das Verhältniß zwischen Darnley und Maria noch gehässiger gemacht; es war, als wenn das Gespenst des Ermordeten sich zwischen beide gestellt hätte. Desto eifriger bemühte sich Bothwell um die Gunst der Königin. Graf **Bothwell**

war aus einer angesehenen schottischen Familie, von äußerlicher Annehmlichkeit, aber ausschweifenden Sitten; „er stand auf der bedenklichen Scheidelinie zwischen einem Helden und einem Räuberhauptmann.“ Es war ihm gelungen, Maria's Gunst in dem Grade zu erlangen, daß sie nichts ohne seinen Rath unternahm, und ihre Abneigung gegen Darnley erregte in ihm die Hoffnung, sie durch eine Scheidung von ihm zu befreien und dann durch eine Vermählung mit Maria selbst auf den schottischen Thron zu steigen. Mit Unwillen aber verwarf Maria den Vorschlag zu einer Scheidung von ihrem Gemahle. „Nein,“ sagte sie, „ich will nichts thun, was meinen guten Namen und mein Gewissen verletzen könnte. Laßt die Sachen wie sie sind, bis es Gott gefallen wird, dem Uebel abzuhelfen.“ Doch ist sie nicht von der Schuld freizusprechen, die Hoffnungen Bothwells durch Gunstbezeigungen aufgemuntert zu haben. Von der Zeit an dachte Bothwell darauf, die Königin, auch selbst wider ihren Willen, von Darnley zu befreien.

Darnley hatte sich nach Glasgow begeben, wo er nach einiger Zeit so plötzlich krank wurde, daß man eine Vergiftung vermuthete. Maria reiste zu ihm, da sie erfuhr, daß er ihre Gegenwart sehnlichst wünsche, und als er etwas hergestellt war, nahm sie ihn mit sich nach Edinburg, wo sie mit ihm ein Landhaus bezog, welches in der höchsten und gesundesten Gegend vor der Stadt lag. Hier pflegte sie ihn sorgfältig und brachte acht Tage bei ihm zu. Ihre Aussöhnung schien aufrichtig, aber nach dem, was folgte, ist fast zu glauben, daß Maria ihren Gatten nur sicher machen wollte. Indessen entwarf Bothwell mit einigen andern den Plan, den König schnell und sicher aus der Welt zu schaffen. Maria war fortwährend um ihn; nur eine Nacht war sie abwesend, weil sie in ihrem Schlosse in der Stadt einer ihrer Kammerfrauen eine Hochzeit ausrichtete und den Ball selbst zu eröffnen versprochen hatte. Am 9. Februar 1567 verließ sie ihn Abends 11 Uhr; sie küßte ihn beim Abschiede und schenkte ihm einen Ring, den sie sich vom Finger zog. Und eben diese Nacht wählten die Verschworenen zur Ausführung ihres Vorhabens. Gegen 2 Uhr des Morgens flog das Haus, in welchem sich der König befand, mit einem fürchterlichen Knalle in die Luft.*)

*) Man fand den Körper Darnley's in einem nahe gelegenen Garten und zwar erdrosselt. Er war also entweder vor der Explosion bereits getödtet worden, oder er hatte dieselbe überlebt. In jenem Falle wäre die Sprengung des Hauses nur ein Deckmantel für den eigentlichen Mord gewesen, in letzterem Falle war die Vereitelung der Absicht der Explosion entdeckt worden.

Maria war oder stellte sich erschrocken; sie jammerte laut auf, und versprach, alles aufzubieten, den Urheber der scheußlichen That zu entdecken. Der Hauptverdacht fiel auf Bothwell; da man aber wußte, in wie hoher Gnade er bei Maria stand, so wagte es niemand, ihr die öffentliche Vermuthung mitzutheilen. Nur in der Nacht ließen sich in den Straßen Stimmen hören, welche Bothwell und Maria die Mörder des Königs nannten, und häufig fand man an den Straßenecken Zettel angeklebt, die ungescheut das Nämliche behaupteten. Ob Maria an der Ermordung Darnley's schuldig war, ist zwar nicht erwiesen; aber es ist nicht zu glauben, daß Bothwell ohne ihre Zustimmung die Schandthat gewagt haben würde, wenn er auch auf seinem Sterbebette in Malmöe (in Dänemark) an Eidesstatt erklärte, daß er Darnley auf Anstiften Murray's und zweier andern ermordet habe. Wahrscheinlich ist, daß schon vor Darnley's Ermordung ein Verständniß zwischen Maria und Bothwell stattgefunden, und daß sie durch ihr Betragen den Verschworenen gezeigt habe, sie würde Darnley's Tod nicht ungern sehen und dem Bothwell ihre Hand zu geben bereit sein. Höchst unbesonnen war, daß sie nicht einmal den Schein vermied. Zwar wurde ein Gericht niedergesetzt; da es aber an bestimmten Beweisen fehlte und Bothwell sogar Vorsitzer des Gerichts war, so wurde er für unschuldig erklärt. Darauf beging sie in ihrer Verblendung die Unbesonnenheit, seinen Bitten um Vermählung nachzugeben. In dieser Absicht verabredete sie mit ihm eine Entführung. Bei einem Spazierritt, den sie in weniger Begleitung unternahm, begegnete er ihr mit einigem Gefolge wie zufällig und führte sie nach seinem Schlosse. Hier vermählte sie sich, als wenn sie es halb gezwungen thäte, drei Monate nach Darnley's Ermordung mit ihm (1567). Dieser Leichtsinn war um so sträflicher, da Bothwell sich, um sie heirathen zu können, von seiner Frau, mit der er erst ein halbes Jahr vorher vermählt worden war, mußte scheiden lassen. Hat aber jemand für seinen Leichtsinn schwer gebüßt, so war es unstreitig Maria. Mit Bothwell lebte sie höchst unglücklich. Kein Tag verging, an dem er sie nicht schlecht behandelte und sie über ihn Thränen vergoß. Der Fluch des Verbrechens, mit welchem diese Ehe eingeleitet worden war, wirkte fort.

Der ganze schottische Adel war über die Vermählung Maria's mit Bothwell dermaßen empört, daß er sich gegen die Königin verband und in's Feld zog. Schon eingeschlossen, entwischen Maria und Bothwell, können sich aber im offenen Felde nicht halten;

Maria wirft sich den Verbündeten in die Arme und Bothwell entflieht nach den orkadischen Inseln. Hier trieb er eine Zeitlang Seeräubereien, flüchtete dann nach Dänemark, wo er im Gefängniß nach etwa 10 Jahren wahnsinnig starb; ein warnendes, von der Geschichte unzählig oft wiederholtes Beispiel, daß große Verbrechen ihrer Strafe nicht leicht entgehen. Alle drei Mörder erfuhren die Wirkung der Nemesis. Murray ward ermordet, ein anderer (Morton) durch Jakob VI. als Mörder seines Vaters zum Tode verurtheilt, und der letzte (Maitland) durch unbekannte Hand vergiftet.

Fast noch härter büßte die unglückliche Maria ihren Leichtsinn. Sie wurde von den Rebellen im Triumphe nach Edinburg geführt, wo der Pöbel sie verhöhnte und ihr eine Fahne vortrug, auf welcher die Ermordung Darnley's zu sehen war. Man denke sich, was Maria bei diesem Anblick litt; nur zu Thränen und vergeblichen Klagen konnte sie ihre Zuflucht nehmen. Von hier führte man sie in ein festes Schloß (Lochleven), behandelte sie mit der größten Strenge und Verachtung, und zwang sie endlich, eine Schrift zu unterzeichnen, durch welche sie der Regierung entsagte und diese ihrem Sohne Jacob übertrug, für den, so lange er unmündig sei, Graf Murray (sprich Morré), ihr Stiefbruder, die Regentschaft führen sollte. Mit vielen Thränen unterschrieb sie das verhaßte Papier und hoffte nun in Freiheit gesetzt zu werden, aber vergebens; im Gegentheil versäumte man nichts, wodurch man sie kränken zu können glaubte. Diese unwürdige Behandlung erweckte ihr dagegen das Mitleiden des Volkes und vieler Edelleute, die es erbarmte, die liebenswürdige Königin in dieser jammervollen Lage zu sehen. Sie entwarfen den Plan, sie zu retten; ein junger Edelman (Lord Douglas) entführte sie aus dem Bergschlosse, in welchem sie gefangen saß, und ihre Freunde sammelten sich um sie, um mit den Waffen sie wieder auf den Thron zu setzen. Murray aber sammelte eilends seine Kriegsvölker, ging auf sie los und schlug sie unweit Glasgow völlig aufs Haupt. Ihre Anhänger stoben wie Spreu auseinander, sie selbst aber floh mit wenigen Begleitern, nicht wissend, wo sie nun noch eine Zuflucht finden sollte. Da erinnerte sie sich der freundlichen Theilnahme, welche Elisabeth während ihrer Gefangenschaft gezeigt hatte. Zu ihr beschloß sie ihre Zuflucht zu nehmen. Schnell warf sie sich in ein Fischerboot und landete noch denselben Tag in Carlisle (Kärleil) auf englischem Boden. Sie war so eilig entflohen, daß sie kein Geld, nicht einmal die nöthigen Kleidungsstücke bei sich hatte. Nur 16 Personen waren in ihrem Gefolge.

Ein Eilbote ward nach London abgefertigt, für die hülfesuchende Königin Schutz zu erflehen (1568).

Hätte Elisabeth den ersten Regungen des Mitleidens folgen dürfen, so hätte Maria ohne Zweifel sogleich die Erlaubniß, nach London zu kommen, erhalten. Allein ihre Minister, besonders Cecil, riethen ihr, sich nicht zu viel mit ihr zu schaffen zu machen, um es nicht mit den Schotten zu verderben. Elisabeth folgte diesem Rathe und ließ ihr sagen, sie bedauerte sie zwar sehr, könne ihr aber für jetzt nicht erlauben, nach London zu kommen; erst müsse sie sich von dem Verdachte, an der Ermordung Darnley's Antheil genommen zu haben, reinigen. Das hatte Maria nicht erwartet. Nach der ersten Bestürzung weinte sie bitterlich. Gern — sprach sie — wolle sie ihre Sache der Entscheidung einer so gütigen Freundin unterwerfen. Elisabeth setzte sogleich in York unter dem Vorsitz des Herzogs von Norfolk ein Gericht nieder, vor welchem der Graf Murray und die Abgeordneten Maria's erschienen. Murray klagte Maria der Mitwissenschaft an Darnley's Ermordung an, und legte Briefe vor, welche sie in jener Zeit an Bothwell geschrieben habe und aus denen ihre Schuld hervorginge. Ihr Benehmen zeigte, daß ihr Gewissen nicht rein war. Sie leugnete die Echtheit der Briefe ab und erklärte sogleich, daß sie sich auf keine weitere Erklärung einlassen würde, wohl aber sich mit den Schotten zu vergleichen wünsche. Murray versicherte eidlich, daß die Briefe echt wären, und 20 Lords, unter denen selbst einige Freunde Maria's waren, erklärten, daß sie Maria's Handschrift erkennten. Als diese nun fortfuhr, ihre Unschuld zu behaupten, ohne doch Beweise dafür beibringen zu können, und ihre Bitten um eine Zusammenkunft mit Elisabeth wiederholte, so antwortete ihr diese: sie könne nicht eher darein willigen, bis sich Maria gerechtfertigt habe; aber die Briefe sollten ihr vorgelegt werden, wenn sie verspreche, ohne Winkelzüge zu antworten, und auf jede Unterstützung verzichte in dem Falle, daß aus der Untersuchung ihre Unschuld nicht vollständig hervorginge. Statt nun umständlich zu antworten, fuhr Maria fort, ausweichende Antworten zu geben, und beschuldigte Elisabeth der Parteilichkeit, so daß man wohl erkannte, die Briefe seien echt, und Maria scheue eine Untersuchung, die zuletzt ihre Mitschuld an den Tag gebracht haben würde.

Daß die traurige Lage Maria's bei vielen Mitleid erregte, war natürlich. Jener Herzog von Norfolk (sprich Norfock), ein Katholik, beschloß sie zu retten und sie dann zu heirathen. Er

macht sich heimlich einen Anhang; Maria selbst willigt in die Entführung aus dem Schlosse Bolton, wohin man sie gebracht hatte; schon ist alles verabredet und vorbereitet — als der wachsame Leicester die Verschwörung entdeckt, und ehe Norfolk sich entschließt, ob er Elisabeth um Gnade flehen oder rasch die That ausführen soll, läßt ihn Elisabeth in den Tower werfen. Gegen das Versprechen, an eine Vermählung mit Maria nicht mehr zu denken, kommt er diesmal noch los und Maria wird nach Coventry gebracht, wo man sie genauer beobachtet. Drei Jahre darauf versuchte der kühne, leidenschaftliche Norfolk zum zweiten Male die Gefangene zu retten; ja er ging soweit, mit dem Herzog von Alba, einen Plan zu entwerfen, Elisabeth in London durch die katholische Partei von den Spaniern unterstützt, zu überfallen und zu jeder Bedingung zu zwingen oder gar zu ermorden. Ein kleiner Zufall entdeckte die Verschwörung. Norfolk wurde hier plötzlich eingezogen, und diesmal konnte nichts sein Leben retten. Er büßte sein Mitleiden für Maria auf dem Blutgerüste und starb mit großer Entschlossenheit, im Bewußtsein, eine gute That gewollt zu haben.

Es konnte nicht fehlen, daß Elisabeth durch diese Versuche, Maria zu befreien, in eine ängstliche Spannung versetzt wurde. Sie sah mit Schrecken, daß Maria mit der ihr feindseligen Partei der Katholiken in England, Schottland, Frankreich und Spanien in Verbindung stand; Maria hatte, während sie fortfuhr, die freundlichsten Briefe an Elisabeth zu schreiben, ihren Ansprüchen auf die englische Krone noch nicht entsagt, und wie leicht war es daher möglich, daß diese Partei sie vom Throne stieße, Maria befreite und zur Königin von England machte. Daß ihr Maria, die auf der einen Seite sie durch Klagen zu Mitleid zu bewegen suchte, und auf der andern gegen sie Einverständnisse unterhielt, immer verhaßter werden mußte, war natürlich. Dazu kam, daß kurz vorher in Frankreich in der berüchtigten Bartholomäusnacht die Reformirten niedergemetzelt wurden, daß Philipp II. den reformirten Glauben in den Niederlanden blutig verfolgte, daß die Jesuiten ungescheut die Verdienstlichkeit der Ermordung evangelischer Fürsten predigten und zu verschiedenen Malen in England die Katholiken zur Empörung aufreizten. Zwar wurden die Jesuiten aus England verbannt; bennoch mußte Elisabeth immer fürchten, daß jene durch ihre weitverbreiteten Einverständnisse eine Mörderhand gegen sie bewaffnen möchten. In der That geschah dieses 1586. Zwei fanatische Katholiken, der Franzose Johann Ballard und

der Engländer Anton Babington (sprich Bäbingten), Schüler der Jesuiten in Rheims, kamen nach England, entwarfen einen Plan, Elisabeth zu ermorden, den Kerker Maria's zu sprengen, sie auf den Thron zu setzen und den evangelischen Glauben in England zu unterdrücken. Mehrere andere Katholiken werden in das Geheimniß gezogen. Aber die Verschworenen wissen nicht, daß schon alles verrathen ist. Ein treuloser Katholik hat alles den englischen Ministern verrathen, und ehe sie es sich versehen, werden sie gefangen gesetzt, und Ballard und Babington nebst 12 andern enthauptet. Man hatte bei ihnen Briefe vorgefunden, welche außer Zweifel stellen, daß Maria den Mord gebilligt, und daß sie mit den Verschworenen sonst einverstanden gewesen war. Ueberhaupt war Maria um Ausflüchte nie verlegen, und zeigte bei allen Verhandlungen mit Elisabeth eine geübte Heuchelei.

Diese Verschwörung hatte Elisabeth aufs neue mit Entsetzen erfüllt; sie schauderte vor der Gefahr, in welche die verhaßte Maria sie gestürzt hatte, besonders da man immer neue Ränke und Verschwörungen, durch die sie ihre Freiheit erhalten wollte, entdeckte. Elisabeth erkannte, daß alle wiederholte Freundschaftsversicherungen nichts als Heuchelei waren. Graf Leicester rieth, sie heimlich durch Gift aus der Welt zu schaffen, aber rechtlichere Räthe erklärten ihren Abscheu davor. Zunächst wurde sie nach Fotheringhay (sprich Foderinghé) bei Peterborough gebracht und in engen Verwahrsam genommen; dann ein Gericht von 47 Lords niedergesetzt, welches ihren Antheil an der Verschwörung untersuchen sollte. Alle Anklagepunkte räumte sie ein; nur das leugnete sie hartnäckig, daß sie in die Ermordung Elisabeths gewilligt hätte. Diese Anschuldigung beruhte auf den Aussagen ihrer Schreiber Nau und Curle, welche versicherten, daß die Briefe echt wären, und mit denen Maria vor Gericht zusammengestellt zu werden bat, wo sie dann gewiß ihre Aussagen zurücknehmen würden. Aber dies wollten die Richter vermeiden und schlugen der Maria ihr Begehren ab. Endlich sprachen sie (25. October 1586) das Todesurtheil über Maria aus, und sobald das Parlament es bestätigt hatte, wurde es ihr bekannt gemacht. Sie empfing die Nachricht mit vieler Fassung und dankte Gott für die Gnade, die er ihr erwiese, indem er ihren zwanzigjährigen Qualen ein Ende setzte; denn sie wurde wirklich im Gefängniß streng behandelt. Es fehlte ihr oft an den Mitteln, die nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Ihre Hüter erhielten nun Befehl, alle Zeichen der königlichen Würde, ihren

Thronhimmel und dergleichen aus ihrem Zimmer wegzuräumen. Sie lächelte bitter bei dieser Demüthigung. „Was auch eure Monarchin immer thun mag," sagte sie mit Ruhe, „so bin ich bis an meinen letzten Hauch doch Königin. Mein Charakter ist unauslöschlich und ich werde ihn mit meiner Seele Gott wiedergeben, von dem ich ihn empfangen habe und der meine Unschuld kennt."

Es fehlte nun der Vollziehung des Todesurtheils weiter nichts, als die Unterschrift der Elisabeth. Da sie damit zögerte, so legte das Parlament ihr die Bitte vor, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen. Die Antwort Elisabeths lautete, sie habe nie das Verderben Maria's gesucht, ja ihr früher das Anerbieten gemacht, die öffentliche Untersuchung aufzuheben, wenn sie ihr insgeheim ihre Schuld bekennen wolle. „Wüßte ich," so fuhr sie fort, „daß dies Reich durch meinen Tod glücklicher werden würde, so wäre ich gern bereit, mein Leben hinzugeben, um euch einen bessern Herrscher zu verschaffen. Das Gericht habe ich nur eingesetzt, um Maria zu warnen, und in dieser Absicht die ersten Männer des Reichs dazu berufen. Jetzt muß ich Gott bitten, daß er meinen Verstand erleuchte, damit ich das beschließe, was zum Besten des Staats und der Kirche gereicht." Wenn wir Elisabeths Lage bedenken, so haben wir keine Ursache an der Wahrheit ihrer Worte zu zweifeln, denn wenn auch Marien's Tod sie von einer großen Sorge befreien mußte, so konnte ihr doch nicht entgehen, daß eine Hinrichtung derselben ihr nicht nur in ganz Europa einen schlimmen Leumund machen mußte, sondern ihr auch sehr viele Verdrießlichkeiten und selbst Gefahren zuziehen konnte. Zwölf Tage nach jener Antwort ließ sie dem Parlamente sagen, es möge auf andere Mittel zu Beruhigung des Reiches sinnen; denn das vorgeschlagene stimme zu wenig mit ihrer Neigung überein. Allein einstimmig antwortete das Parlament: man wisse kein anderes Mittel aufzufinden, denn so lange Maria lebe, sei weder für Elisabeth noch für England Ruhe zu erwarten.

Maria brachte indessen, in der Erwartung der Vollziehung des über sie gefällten Urtheils, ihre noch übrige Zeit theils mit Nachdenken über sich selbst und mit Vorbereitung auf ihren nahen Tod, theils mit Schreiben an ihre auswärtigen Freunde und Verwandte zu. *)

*) Vorzüglich rührend sind zwei ihrer letzten Briefe an ihren Vetter, den Herzog Heinrich von Guise. Der erstere war im October 1586, also um die Zeit geschrieben, als das Gericht das Todesurtheil über sie aussprach.

Auch an Elisabeth schrieb sie, und bat sie „um Gottes und Jesu Christi willen ihr die Versicherung zu geben, daß ihre Diener

---

Maria Stuart an den Herzog von Guise.

Wenn Gott und Sie nächst ihm es jetzt nicht möglich machen können, Ihrer armen Muhme beizustehen, so ist es um sie geschehen. Der Ueberbringer dieses wird Ihnen sagen, wie ich nebst meinen beiden Geheimschreibern hier behandelt werde. Um Gottes willen, kommen Sie ihnen zu Hülfe und retten Sie, wenn es Ihnen möglich ist. Man will uns beschuldigen, daß wir den Staat haben beunruhigen wollen und Verschwörungen wider das Leben dieser Königin angestiftet oder darein gewilligt haben; ich habe ihnen aber geantwortet, wie es die Wahrheit ist, daß ich nicht das Geringste davon weiß. — Lassen Sie Gott für mich bitten; sorgen Sie dafür, daß mein Körper von hier weggebracht und in heiliger Erde begraben werde, und haben Sie Mitleiden mit meinen armen, aus ihrem Lohn gesetzten Bedienten; denn es ist mir hier Alles genommen worden und ich halte mich auf Gift oder eine andere geheime Todesart gefaßt. — Doch werde ich deshalb den Muth nicht sinken lassen, in der Hoffnung, Derjenige, der mich in der Religion, in der ich erzogen bin, hat geboren werden lassen, werde mir die Gnade erweisen, daß ich für seine Sache sterben darf, welches die einzige Ehre ist, die ich in dieser Welt wünsche, um durch dieses Mittel der Barmherzigkeit Gottes in der andern Welt gewiß zu sein. Ich wünschte, daß mein Leichnam zu Rheims neben meiner guten seligen Mutter und mein Herz neben dem verstorbenen durchlauchtigen Könige ruhen möchte. — Adieu, mein guter Vetter! Gott erhalte Sie in seinem Dienste, wie auch alle die Unsrigen, und erweise mir seine Gnade in dieser und seine Barmherzigkeit in jener Welt. Ihre gute Muhme, Maria.

Den zweiten Brief an den Herzog von Guise schrieb Maria einen Monat später, am 24. November 1586.

Maria Stuart an den Herzog von Guise.

Mein guter Vetter, außer dem mir Keiner auf dieser Welt so werth ist, ich sage Ihnen Lebewohl, indem ich nun bald nach einem ungerechten Urtheil den Tod leiden werde, so wie ihn noch nie Jemand aus unserer Familie, am wenigsten eine Person von meinem Range, erlitten hat. Aber, mein guter Vetter, danken Sie Gott dafür; denn ich war in dem Zustande, in welchem ich mich befand, für die Welt und die Sache Gottes und seiner Kirche unnütz, und ich hoffe, mein Tod werde meine Standhaftigkeit im Glauben und meine Bereitwilligkeit, für die Aufrechthaltung und Wiederherstellung der katholischen Religion auf dieser unglücklichen Insel zu sterben, beweisen. Und obgleich noch Niemand von unserm Geblüte unter dem Beile des Henkers gestorben ist, so schämen Sie sich deswegen nicht, mein Freund; denn das von Feinden der Kirche ausgesprochene Urtheil, wozu sie in Absicht auf mich, als eine freie Königin, gar keine Befugniß haben, ist vor Gott den Kindern seiner Kirche vortheilhaft. — Gott wolle Ihre Gemahlin, Ihre Kinder, Brüder und Vettern und besonders unser Haupt, meinen guten Bruder und Vetter, und alle die Seinigen erhalten. Der Segen Gottes und der Segen, den ich meinen Kindern geben würde, sei über den Ihrigen. Sie werden Geschenke von mir zum Andenken erhalten, um Sie zu erinnern, daß Sie für die Seele Ihrer armen Muhme bitten lassen,

bei ihrer Hinrichtung zugegen seien, und daß nach ihrem Tode ihr Körper in Frankreich in heiliger Erde solle begraben werden.“ Sie beschwor Elisabeth um die Bewilligung dieser und einiger anderer kleiner Gefälligkeiten bei ihrer nahen Verwandtschaft, bei der Seele und dem Andenken Heinrichs VIII., ihres gemeinschaftlichen Vorfahren, und bei der königlichen Würde, an welcher sie beide gleichen Antheil hätten. Elisabeth — gab ihr keine Antwort darauf, vielleicht weil ihr der Brief nicht übergeben worden war.

Sobald die Verurtheilung der Königin von Schottland bekannt wurde, machten auswärtige Monarchen der Elisabeth die dringendsten Vorstellungen. Namentlich verwandten sich der König von Frankreich, Heinrich III., und Maria's Sohn, Jakob VI. von Schottland, für Maria. Gewiß machten diese Verwendungen zweier Könige, die Elisabeth zu schonen hatte, auf dieselbe Eindruck. Aber auch die Erinnerung an ihre durch das Henkersbeil ihr entrissene Mutter mußte sie zur Milde und zur Vermeidung des Aeußersten stimmen. Auf der andern Seite sah sie, so lange ihre Feindin lebte, kein Ende ihrer Sorgen und ihrer Gefahr, und die neue Verschwörung der Katholiken gegen ihr Leben, welcher der französische Gesandte nicht fremd gewesen zu sein scheint, erhielt sie in beständiger Aufregung. Dazu kam, daß das Volk und das Parlament sich für die Hinrichtung Maria's deutlich ausgesprochen hatten. Wir müssen uns daher ihren Gemüthszustand als sehr peinlich vorstellen, und ihr Benehmen zeigte deutlich, daß sie zu keinem Entschluß kommen konnte. Man sah sie oft allein und nachdenkend, bald schweigend, bald halbverständliche Reden bei sich murmelnd. Endlich ließ sie ihren Secretair Davison (Devisen) rufen und befahl ihm, einen Befehl zur Hinrichtung der Königin aufzusetzen, um auf den Fall, wenn wieder ein Versuch, Maria zu befreien, gemacht würde, oder fremde Truppen landeten, davon Gebrauch zu machen. Sie unterschrieb ihn und befahl dem Davison, von dem Kanzler das Siegel darunter drücken zu lassen. Am folgenden Tage ließ sie ihm sagen, die Vollziehung noch aufzuschieben, und als Davison ihr meldete, daß das Siegel bereits darunter wäre, schien sie etwas unwillig, ohne aber sich deutlich zu erklären. Der Secretair wußte nicht, wie er das verstehen sollte, und fragte die Mitglieder des geheimen

---

welche von allem menschlichen Trost und Beistand verlassen, sich blos auf Gott allein verläßt.“

Heinrich von Guise wurde ein Jahr nach Maria's Tode ermordet.

Raths, was zu thun sei. Diese versicherten, es sei die Absicht Elisabeths, das Urtheil vollstrecken zu lassen, versprachen, die ganze Verantwortung zu übernehmen, und schickten es sogleich an die Grafen von Shrewsbury (sprich Schrusberi) und Kent, um die Anstalten zur Hinrichtung zu treffen.

Beide Grafen begaben sich unverzüglich am (17.) Februar 1587 nach Fotheringhay, und sagten Maria, sie möchte sich zum folgenden Morgen um 8 Uhr zum Tode fertig halten. Sie schien über diese Nachricht mehr verwundert als erschrocken, und sagte mit heiterm Gesichte: sie glaube nicht, daß Elisabeth in ihren Tod gewilligt habe, da sie nicht unter den Gesetzen und der Gerichtsbarkeit Englands stehe. „Wenn es aber ihr Wille ist," fügte sie hinzu, „so soll der Tod, der alle meine Leiden beendigt, mir sehr willkommen sein. Ich kann auch die Seele der Seligkeit des Himmels nicht für würdig halten, die ihren Körper unter den Schrecken des Todesganges nicht aufzurichten vermag." Darauf bat sie die beiden Grafen, einigen ihrer Bedienten und ihrem Beichtvater zu erlauben, die letzten Stunden ihres Lebens bei ihr zuzubringen; jene schlugen aber die Bitte ab und meinten, es sei gegen ihr Gewissen, ihr darin gefällig zu sein; dagegen wollten sie den Dr. Flechter, Dechant von Peterborough, einen Mann von großer Gelehrsamkeit, schicken, der sie in den Lehren der englischen Kirche unterrichten solle. Doch dies verbat sie sich und betheuerte nochmals bei dem Evangelium, daß sie an der Verschwörung gegen Elisabeth unschuldig wäre, und nie um Babingtons sträfliche Pläne gewußt hätte. Uebrigens verließe sie sich auf Gott, der ihre Unschuld dereinst ans Licht bringen würde. Bei dem allen blieb sie ruhig und zeigte keine Spur von Todesfurcht; sie verlangte früher als gewöhnlich zu Abend zu essen, damit sie vor Ende der Nacht ihre Angelegenheiten in Ordnung bringen könnte. Sie tröstete die, welche um sie waren, und setzte sich dann mit ihrem Arzte zu Tische. Sie rief alle ihre Bedienten und trank auf ihr ferneres Wohlergehen. Alle zerfloßen in Thränen, fielen ihr zu Füßen und baten sie schluchzend um Verzeihung ihrer Fehler und um ihren Segen. Maria bat von ihrer Seite um Vergebung wegen der Demüthigungen, die sie von ihr erfahren haben möchten, wenn ihre so oft gereizte Empfindlichkeit sie manchmal ungehalten gemacht habe. Alle Anwesende unterbrachen diesen rührenden Abschied durch lautes Weinen.

Nach dem Essen setzte sie sich zum Schreiben. Zuerst schrieb

sie an ihren Beichtvater, der in demselben Schlosse wohnte, aber nicht zu ihr gelassen wurde, und bat ihn, nachdem sie ihm ihre Sündhaftigkeit gebeichtet hatte, um Absolution. Er möchte doch — fuhr sie fort — diese Nacht für sie wachen und beten und ihr die passendsten Gebete anzeigen. Dann schrieb sie eigenhändig und ohne anzuhalten ihr Testament, in welchem sie keinen ihrer Bedienten vergaß. Auch an den König von Frankreich, Heinrich III., schrieb sie einen Brief, in welchem sie ihm ihre Diener zur Versorgung empfahl, ihm Gesundheit und ein langes Leben wünschte und um Gründung einer jährlichen Seelenmesse bat. Sie unterzeichnete diesen Brief um 2 Uhr nach Mitternacht. Hierauf theilte sie die wenigen ihr noch übriggelassenen Kostbarkeiten unter ihre Diener aus, und gab ihnen zugleich den Brief an den König von Frankreich, sowie einen an den Herzog von Guise mit. Nun legte sie sich zur Ruhe und schlief vier Stunden lang recht sanft. Dann stand sie auf und brachte die wenigen Stunden bis zu ihrem Tode mit Gebet zu; sie genoß auch eine Hostie, welche der Papst geweiht und einst ihr zugeschickt, die sie aber bis zu diesem Augenblicke aufbewahrt hatte. Als die achte Stunde nahte, zog sie, ohne sich bedienen zu lassen, ein Kleid von Sammet und Seide, wie zu einem Festtage, an. Die übrigen Kleider hatte sie Abends vorher vertheilt. „Gern," sprach sie, „hätte ich euch auch dies Kleid, das reichste von allen, gelassen, aber Maria Stuart muß auf ihrem Gange anständig erscheinen." Darauf bedeckte sie sich mit einem weißen Schleier, der bis auf die Füße herabwallte.

Um 8 Uhr Morgens (8. oder 18. Februar 1587) trat der Sheriff der Grafschaft in ihr Zimmer und zeigte ihr an, daß die Stunde da sei. „Ich bin bereit," antwortete Maria. Noch einmal sagte sie ihren Dienern Lebewohl und ging, gestützt auf zwei Bediente ihres Hauses, mit bescheidenem, aber majestätischem Anstande durch die an ihr Zimmer stoßende Halle. Hier fand sie die beiden Grafen, ihren Hüter und andere Staatspersonen. Auch ihr Haushofmeister Melvil stand hier. Er warf sich ihr zu Füßen, rang die Hände und rief, von unnennbarem Schmerze ergriffen: „O wie unglücklich bin ich! Wer war je vor mir Ueberbringer so betrübter Botschaft, wie ich jetzt überbringen muß, wenn ich in mein Vaterland zurückkehren und erzählen werde, daß ich meine gnädige Königin und Gebieterin in England enthaupten sah?" Die Thränen erstickten seine fernere Rede. „Höre auf, getreuer Diener," antwortete Maria tief gerührt, „höre auf zu weinen.

Freue dich vielmehr, daß nun Maria's Leiden sich enden. Sage meinen Unterthanen, daß ich, ohne in meiner Religion zu wanken, und unverändert in meiner Ergebenheit für Frankreich und Schottland sterbe. Der Himmel verzeihe denen, die meinen Tod verlangt, die nach meinem Blute gedürstet haben. Gott!" rief sie aus, „du weißt, wie sehr ich das gute Vernehmen zwischen Schottland und England gewünscht, wie sehr ich gewünscht habe, die Quellen so vieler Zwistigkeiten zu verstopfen. Melvil," fuhr sie ruhiger fort, „empfiehl mich meinem Sohne; sage ihm, daß ich, ungeachtet aller meiner Leiden, nichts gethan habe, was dem Staate und dem Königreiche Schottland Nachtheil bringen könnte." Bei diesen Worten rollten ihr Thränen aus den Augen; sie beugte sich über ihn und küßte ihn. „So lebe denn wohl, guter Melvil," setzte sie hinzu, „lebe wohl! Noch einmal, lebe wohl, guter Melvil! Bete für deine Königin!"

Sie bat darauf die Grafen, welche die Aufsicht bei der Hinrichtung hatten, dem Melvil, ihrem Arzte, ihrem Wundarzte und ihrem Apotheker zu erlauben, bei ihrem Tode gegenwärtig zu sein, „damit ihre Augen sähen und ihre Herzen zeugten, wie geduldig ihre Königin ihre Hinrichtung leiden könnte und wie standhaft sie in ihrer Anhänglichkeit an ihren Glauben beharrte." Aber der Graf von Kent war hart genug, es ihr abzuschlagen, unter dem Vorwande, diese Leute möchten durch Weinen und Geschrei die nöthige Stille unterbrechen; auch besorgte er, sie möchten abergläubische Gebräuche ausüben, etwa ihre Taschentücher in Blut tauchen. „Mylord," sagte Maria mit sanftem Tone, „ich gebe Euch mein Wort, obschon es nur todt ist, daß sie keinen Vorwurf wegen einer der Handlungen verdienen sollen, die ihr genannt habt. Aber ach! die armen Seelen! Es würde ihnen ein großer Trost sein, ihrer Gebieterin Lebewohl zu sagen. Und ich hoffe," setzte sie hinzu, „Euere Gebieterin wird als eine jungfräuliche Königin in Betracht der weiblichen Sittsamkeit es gut heißen, daß ich bei meinem Tode einige meiner eigenen Leute um mich habe." Da aber dennoch Kent auf seiner Weigerung beharrte, erhob sich noch einmal ihr königliches Selbstgefühl; sie warf einen gebietenden Blick auf den Grafen und sprach mit erhobenem Tone: „Ich bin die Base Eurer Königin und aus dem königlichen Geblüte Heinrichs VIII. entsprossen, eine vermählte Königin von Frankreich und eine gesalbte Königin von Schottland." Weiter wagte Kent den Widerstand nicht zu treiben, und willigte endlich darein, daß sie einige ihrer Leute mit

sich nehmen durfte. Sie wählte vier männliche und zwei weibliche Bedienten.

So trat sie in die schwarz ausgeschlagene Halle, aus deren Mitte das Blutgerüst sich erhob, auf welchem zwei Scharfrichter sie erwarteten. Ohne die Miene zu verändern, sah sie die Anstalten zur Hinrichtung. Die ganze Halle war mit Zuschauern erfüllt, alle tief gerührt, indem sie ihre königliche Würde, ihre Standhaftigkeit sahen, und den Wechsel des Geschickes betrachteten, das diese einst mächtige Königin von Frankreich und Schottland auf das Blutgerüst führte. Aller Augen waren auf sie allein geheftet, und ein tiefes Schweigen hielt alle Zungen gefesselt. Als sie mit festem Schritte das Blutgerüst bestiegen hatte, wurde ihr nochmals der Befehl zur Hinrichtung vorgelesen. Still und nachlässig hörte sie zu; als nun aber der Dechant von Peterborough auftrat und sie ermahnte, ihren irrigen Glauben abzuschwören, bat sie ihn mehrmals, von seinem unnützen Bemühen abzustehen; denn sie sei fest entschlossen, auf den Glauben ihrer Väter zu sterben, in welchem sie bisher gelebt hätte. Dann fiel sie auf die Kniee nieder, betete leise, und sprach darauf laut einige Gebete in englischer Sprache, für die bedrängte Kirche, für das Ende ihres eigenen Jammers, für ihren Sohn und für die Königin Elisabeth, und bat Gott, diese Fürstin lange beglückt zu erhalten und sie zu seinem Dienste zu gebrauchen. Es zeigte wenig Gefühl von Seiten Kents, ihr den Gebrauch des Crucifixes zu verweisen und es eine päpstliche Betrügerei zu nennen; er ermahnte sie, Christum im Herzen und nicht in den Händen zu haben. „O!“ erwiederte Maria, „wie könnte man das Bild des Heilandes berühren, ohne daß das Herz von innigster Rührung durchdrungen würde?“

Als Maria Anstalt machte, ihr Kleid abzulegen, traten die Scharfrichter hinzu, ihr behülflich zu sein. Lächelnd wies sie dieselben zurück; sie sei nicht gewohnt, sich von solchen Aufwärtern bedienen zu lassen. Dann umarmte sie ihre Frauen, wandte sich gegen ihre Bedienten und sagte ihnen Lebewohl. Diese guten Leute fingen, da sie den Augenblick der Hinrichtung kommen sahen, laut an zu jammern; sie legte aber den Finger auf die Lippen, zum Zeichen, daß sie sich bezwingen möchten. Selbst die rohe Natur der Scharfrichter war von der Hoheit der Verurtheilten gerührt, und sie baten dieselbe wegen der Vollziehung des Befehls um Verzeihung. „Ich verzeihe,“ sagte Maria mit fester Stimme, „allen, die meinen Tod gewünscht oder bewirkt haben; ich betheure, daß

ich nie nach der Gewalt, noch nach dem Leben Elisabeths getrachtet, daß ich absichtlich nichts gethan habe, was Tadel verdient, wenn mir anders nicht meine Religion zum Verbrechen gemacht werden soll.“ Nachdem sie ihre Dienerschaft eingesegnet und sie gebeten hatte, für sie zu beten, ließ sie sich von einer ihrer Frauen die Augen verbinden, legte das Haupt selbst auf den Block und sprach: „O mein Gott laß mich nicht zu Schanden werden.“ Ihr Gebet währte noch einen Augenblick; dann sagte sie laut: „Mein Gott, ich befehle dir meinen Geist.“ Mit Mühe hatte der Scharfrichter, den der Anblick der liebenswürdigen Königin außer Fassung gebracht hatte, sich indessen wieder gesammelt; aber erst mit dem dritten Hiebe wurde das Haupt vom Körper getrennt. Alle Zuschauer waren tief erschüttert, nur der Dechant rief: „So müssen alle Feinde der Königin Elisabeth untergehen!“ und nur der einzige Kent antwortete: „Amen!“ In Thränen gebadet, warfen sich die Frauen der Entseelten vor ihrem bisherigen Hüter auf die Kniee und baten flehentlich um die Erlaubniß, den Leichnam waschen und ankleiden zu dürfen; alles, was sie besaßen, boten sie ihm für diese Vergünstigung an, aber mit Rohheit stieß man sie zurück und überließ den Scharfrichtern die Besorgung des Leichnams, die ihn in den anstoßenden Saal trugen und mit einem alten Tuche, welches auf eine Billardtafel gehörte, zudeckten.

So endete Maria Stuart im 45. Jahre ihres Alters und im 19. einer herben Gefangenschaft. Bei vielem Geist und hinreißender Liebenswürdigkeit fehlte ihr das Talent zu herrschen, durch welches allein sie ihre rohen Unterthanen hätte zügeln und ihrer Nachbarin Elisabeth Ehrfurcht gebieten können. Sie fiel als ein Opfer ihres Leichtsinns und der Unwahrhaftigkeit, die ein Hauptzug ihres Charakters gewesen war.

Elisabeth, als sie die Nachricht von der Hinrichtung Maria's erhielt, schien vor Bestürzung nicht sprechen zu können, stand wie versteinert da und brach, als ihr Kummer Luft bekam, in Weinen und Wehklagen aus. Denn wenn auch durch Maria's Tod ihr Herz von einer großen Last befreit wurde, so mußte sie sich doch sagen, daß sie vor ganz Europa als die Urheberin der That erscheinen würde, und man darf daher wohl glauben, daß ihre Bestürzung und ihr Zorn nicht erheuchelt war. An Maria's Sohn, Jacob, schrieb sie: sie wünsche, daß er den unaussprechlichen Gram kennen möchte, den sie wegen dieses traurigen Ereignisses fühle, welches ganz ohne ihr Wissen und Willen sich zugetragen hätte.

Davison wurde ins Gefängniß geworfen und zu einer Strafe von 10,000 Pfund verurtheilt, wodurch er um sein ganzes Vermögen kam. Dennoch war Jacob außer sich vor Kummer und Zorn und wollte durchaus mit den Waffen den Tod seiner Mutter rächen; nur mit Mühe gelang es Elisabeth, ihn nach und nach zu besänftigen.

Nun erst fing Elisabeth recht an zu leben, da sie der Furcht vor Maria überhoben war. Ungestört konnte sie sich nun der Sorge für ihr Land überlassen, und wirklich hat sich auch seit jener Zeit England erst recht gehoben. Vorzüglich fing auch unter ihr erst der englische Handel an zu blühen. Unter ihr lebten die trefflichsten Seemänner Walther Raleigh (sprich Reli), Franz Drake (sprich Dräke) und Thomas Cavendish (sprich Cävendisch). Drake war der erste Engländer, der eine Reise um die Welt machte, d. h. der die Erde umschiffte. In drei Jahren hatte er die große Reise vollendet, und als er (1580), mit Reichthümern beladen, zurückkehrte, besuchte ihn Elisabeth, die seltenes Verdienst gern ehrte, auf seinem Schiffe, hielt dort ein Mittagsmahl und schlug ihn eigenhändig zum Ritter. Er ist als Verpflanzer des Tabaks und der Kartoffeln nach Europa besonders merkwürdig. — Cavendish, ein nicht weniger kühner Seemann, befuhr mit drei kleinen Schiffen das Südmeer und that den Spaniern unendlichen Abbruch. Er nahm ihnen 19 zum Theil reich beladene Schiffe ab und hielt, als er mit reicher Beute (1586) zurückkehrte, einen feierlichen Einzug die Themse hinauf. Seine Matrosen und Soldaten waren in Seide gekleidet, seine Segel von Damast, und seine Beute wurde für die reichste gehalten, die je nach England war gebracht worden. Den größten Dienst aber erwies Drake seiner Königin, als er die große Armada, welche Philipp von Spanien (1588) gegen England ausgerüstet hatte, zerstören half. Er war zwar nicht Oberbefehlshaber der englischen gegen die Armada ausgesandten Flotte, nahm aber thätigen Antheil an der Expedition.

Philipp von Spanien war aus mehreren Ursachen gegen Elisabeth aufgebracht und hatte beschlossen, eine Landung in England zu versuchen. Der Papst (Sixtus V.) hatte die ketzerische Königin dazu in den Bann gethan, weil „kein Ketzer ein Recht habe, über Rechtgläubige zu regieren," und dem Philipp England geschenkt — wenn er es nämlich erobern könnte. Dazu rüstete Philipp eine ungeheure Flotte aus, wie man früher noch nie eine gesehen hatte, ließ Schiffe von ungeheurer Größe bauen und nannte die Flotte die unüberwindliche Flotte oder Armada. Hoch-

muth kommt vor dem Fall, das hat die Geschichte schon oft gelehrt; das Schicksal der Armada gab auch ein Beispiel dazu. Bei dem allen war der Elisabeth bei diesen Rüstungen nicht wohl zu Muthe. Schiffe hatte sie fast gar nicht und mußte daher den Kaufleuten erst viele abmiethen. Ob die Engländer zur See gegen die versuchten Spanier bestehen würden, war auch noch eine Frage, und erst zu Lande gab es damals keine besseren Soldaten, als die spanischen. Aber in solchen mißlichen Lagen zeigte gerade Elisabeth ihre Größe. Dann schien sie eine ganz andere Frau zu sein, als die eitle, furchtsame und gehässige, wie sie sich in der Geschichte der Maria Stuart gezeigt hatte. Sie war jetzt ganz Thätigkeit, Entschlossenheit und Geistesgegenwart. Hierhin und dorthin stellte sie Soldatenhaufen auf, bemannte die Schiffe, sah nach allem selbst und zeigte bei jeder Gelegenheit, daß sie zum Herrschen geboren sei. So erschien sie eines Tages selbst im Lager. Auf einem edlen Streitrosse, einen Marschallsstab in der Hand, einen Brustharnisch von polirtem Stahl über den prachtvollen Anzug, einen Pagen hinter sich, der den weißbefiederten Helm trug, ritt sie mit entblößtem Haupte von Glied zu Glied. Der Muth strahlte aus ihren Augen; ihr Anstand zeigte, daß sie die Königin war, und als das laute Hurrahgeschrei der jauchzenden Soldaten schwieg, hielt sie eine Rede an sie, durch welche der Muth dieser Leute bis zur Kampflust gesteigert wurde.

Endlich erschien die Armada im Kanal, geführt vom Herzoge von Medina Sidonia, und fuhr mit stolz aufgeschwellten Segeln bei Englands Küste vorüber. Aber schnell brachen die vielen kleineren englischen Schiffe hervor, fielen die hintersten Schiffe an, schnitten sie ab, versenkten einige und führten andere im Triumphe davon. Dazu kam ein entsetzlicher Sturm, der die unbehülflichen Schiffe schrecklich umherwarf. Viele gingen unter; der Ueberrest wagte nicht zu landen, und kam in einem ganz zerrütteten Zustande wieder nach Hause. Dem Herzoge war mit Recht für seinen Kopf bange, denn Philipp war nicht der Mann, der Entschuldigungen anzuhören pflegte. Aber als Sidonia vor allen Hofleuten sich vor ihm auf die Kniee warf und einige Entschuldigung herstammelte, winkte ihm Philipp aufzustehen und sprach: „Ich habe Euch gegen Menschen, nicht aber gegen Stürme und Wellen geschickt. Steht auf!“

Elisabeth, die nie ohne Günstlinge hatte leben können, hatte deren auch im Alter. Der berühmteste darunter ist der Graf von

Essex wegen seines unglücklichen, obgleich wohlverdienten Schicksals. Er war aus einem alten Hause und wurde in der Blüthe seiner Jahre von dem Glücke ausnehmend begünstigt. Ohne sich durch Talente besonders auszuzeichnen, gelang es ihm, die Gunst der Königin in solchem Grade zu erhalten, daß er sie völlig beherrschte. Aber auf die höchste Stufe des Glücks erhoben, bemeisterte sich seiner eine unselige Verblendung, die ihn tiefer hinabstürzte, als er sich erhoben hatte, und so machte er den Ausspruch wahr, daß es schwerer sei, glücklich, als unglücklich zu sein. Sobald er bei Hofe erschienen war, machte ihn seine Schönheit und sein feines verbindliches Wesen bald zum Gegenstande der allgemeinen Aufmerksamkeit. Auch Elisabeth bemerkte ihn bald und beehrte ihn mit ihrer vorzüglichen Gunst. Folgender Vorfall soll ihm zuerst ihre Gnade verschafft haben: Als Elisabeth mit ihrem Gefolge, unter welchem sich auch Essex befand, einmal einen Spaziergang machte und an eine Stelle kam, über die sie nicht hingehen konnte, ohne sich die Schuhe zu beschmutzen, sprang Essex vor und breitete, ohne sich zu bedenken, seinen sammtnen goldgestickten Mantel über die unreine Stelle. Elisabeth wurde durch diese ungemeine Galanterie eben so gerührt, als durch seinen dabei gezeigten edeln Anstand betroffen, und da Essex ihre schwache Seite, die Eitelkeit, berührt hatte, so wandte sie ihm von der Zeit an ihre vorzügliche Gunst zu.*) Essex hätte weniger lebhaft und ehrgeizig sein müssen, wenn ihn diese Auszeichnung nicht hätte übermüthig machen sollen, und wenig fehlte, daß er nicht schon vor seiner Verschwörung gegen Elisabeth durch seinen Trotz ihre Gnade verloren hätte. Einmal hatte Elisabeth ihren Staatsrath versammelt und forderte die Räthe einzeln auf, ihr Rath zu ertheilen. Als die Reihe an Essex kam, vergaß er sich in der Hitze des Streites, weil er eine andere Meinung als die Königin hatte, so, daß er ihr nicht nur unanständig widersprach, sondern ihr gar verächtlich den Rücken zudrehte. Reizbar, wie Elisabeth war, fuhr sie heftig auf, und eine rasche Ohrfeige strafte die Ungebühr des Grafen, der aber, statt dadurch von seiner Verblendung zurückzukommen und um Verzeihung zu bitten, die Hand trotzig an den Degen legte und stolz ausrief, er würde eine solche Behandlung selbst von Heinrich VIII. nicht geduldet haben. Und wer weiß, wie weit der Zorn noch beide ge-

*) Dasselbe wird auch von Walter Raleigh, dem kühnen Seefahrer erzählt.

führt haben würde, hätten seine Freunde sich nicht zwischen ihn und Elisabeth geworfen. Voll Unwillen verließ Essex den Hof und wies jede Ermahnung, der Königin seine Unbesonnenheit abzubitten, mit Uebermuth zurück. Elisabeth dachte edler. Nachdem der Rausch des Zornes verflogen war, vergab sie ihm und schenkte ihm aufs neue ihre Gunst.

Schon im folgenden Jahre hatte Elisabeth Gelegenheit, ihm diese durch eine öffentliche Anerkennung zu beweisen. In Irland waren Unruhen ausgebrochen, und ein recht umsichtiger Mann wäre nöthig gewesen, sie zu dämpfen. Aber Elisabeth sah nun einmal in ihrem Günstlinge alle mögliche Talente und Tugenden, die kein anderer an ihm fand; kurz Essex wurde zum Vicekönig von Irland ernannt. Eine herrliche Armee wurde mit großen Kosten ausgerüstet; Essex ging nach Irland ab, und jedermann erwartete nun bald von seinen großen Thaten zu hören, da er die Unternehmungen seiner Vorgänger zu tadeln so herrlich verstanden hatte. Aber es ging dem Essex wie vielen, die an allem, was andere machen, etwas zu tadeln finden, aber es selbst nicht besser machen können. Er richtete durchaus nichts aus, und Elisabeth war sehr ungehalten, da sie alle große, auf diese Unternehmung gewandte Kosten weggeworfen sah. Kaum erfuhr aber Essex die Ungnade seiner Gebieterin und den Eifer seiner Feinde, ihren Zorn noch mehr anzuschüren, als er gegen den ausdrücklichen Befehl Elisabeths das Heer verließ, nach London eilte, mit Staub und Schmutz noch bedeckt, in das Zimmer der Königin stürzte und sie auf den Knieen um Verzeihung anflehte. Sein Anblick hatte sie so überrascht und alle vorigen Empfindungen der Zuneigung wieder so aufgeregt, daß sie ihn freundlich aufnahm; aber kaum hatte er ihr Zimmer verlassen, als sie sich sagte, daß er so leicht doch nicht wegkommen dürfe und eine Strafe verdient habe. Sie verbot ihm, ihr vor die Augen zu kommen, ließ ihn festsetzen und von ihren Ministern verhören. So viel Trotz er früher gezeigt hatte, mit so viel Demuth unterwarf er sich jetzt jeder Verfügung der Königin. Er schrieb die demüthigsten Briefe an sie, bezeugte die lebhafteste Reue und bat nur, ihm zu erlauben, ihr wieder dienen zu dürfen. Manchmal brach bei diesen Gesinnungen der Königin das Herz; aber theils immer neue Nachrichten von seiner schlechten Verwaltung in Irland, theils das Vorgeben seiner Feinde, daß er noch lange nicht gedemüthigt genug sei, hielten den Ausbruch der königlichen Gnade noch immer zurück. Essex hatte bisher den sehr einträglichen Allein-

handel mit süßen Weinen gehabt. Jetzt war die Zeit um, und Essex bat Elisabeth, ihm diese Vergünstigung zu verlängern. Er hatte bei sich beschlossen, die Entscheidung der Königin solle über seine Hoffnungen entscheiden, ob er je wieder zu Gnade angenommen oder für immer verworfen werden würde. Hätte er gewußt, daß dies die letzte Prüfung sein sollte, die ihm Elisabeth auflegte, — gewiß, er würde sich von seiner Hoffnungslosigkeit nicht zum Majestätsverbrechen haben hinreißen lassen. Kurz, Elisabeth schlug ihm seine Bitte mit den Worten ab: einem unbändigen Thiere müsse man sein Futter verkürzen.

Das hatte Essex nicht erwartet. Lange genug meinte er, habe er seinen Stolz unterdrückt, jede Demüthigung willig ertragen. Er warf jeden Schein der Mäßigung und Ehrerbietung ab und ließ seiner natürlichen Heftigkeit ganz den Zügel schießen. Durch Gastfreiheit und Freundlichkeit suchte er die Zahl seiner Freunde unter dem Volke zu vermehren. Ueber Elisabeth stieß er die beleidigendsten Reden aus. Er nannte sie ein altes Weib, das so krumm an der Seele wie am Körper sei. Das wurde der Königin getreulich hinterbracht, und diese kannte sich kaum vor Wuth; denn nichts konnte sie mehr aufbringen, als Beleidigungen ihrer Eitelkeit, und noch jetzt, obgleich nahe am 70. Jahre, hörte sie es mit großem Wohlgefallen, wenn man von ihrer Schönheit sich bezaubert stellte, sie in jedem Liebreiz mit der Venus, auf der Jagd mit der Diana und im Gesange mit Orpheus verglich. Ihre Hofleute, welche diese Schwachheit kannten, sprachen daher jederzeit im Tone der Leidenschaft und Bezauberung zu ihr, und glaubten sich für diesen Zwang dadurch schadlos halten zu können, daß sie hinter ihrem Rücken sie auslachten.

Essex ging noch weiter. Er ließ sich in eine Verbindung mit Jacob VI. von Schottland ein und entwarf mit einem Haufen anderer unruhiger Köpfe eine Verschwörung gegen Elisabeth. Er zog mit ihnen nach London, rief das Volk in den Straßen zur Beihülfe auf; alle gafften ihn voll Neugier an, aber nur wenige wollten für ihn zu den Waffen greifen. Er hatte gehofft, das ganze Volk würde sich mit ihm gegen Elisabeth erheben; da er nun das Gegentheil sah, sank ihm und seinen Begleitern der Muth. Nachdem einer nach dem andern sich fortgemacht hatte, sah er auch keine andere Rettung als in der Flucht. Er warf sich in sein Haus, wo er, von allen verlassen, sich auf Gnade und Ungnade der Wache, die Elisabeth gegen ihn ausgeschickt hatte, ergeben

mußte. Sein Verbrechen lag zu sehr am Tage, als daß er diesmal der Verurtheilung entgehen konnte; alle Richter sprachen das Todesurtheil über ihn aus. Und Elisabeth? — Ihr Zustand war diesmal wirklich bemitleidenswerth. Lange wurde sie von der größten Unentschlossenheit umhergeworfen; in ihrer Seele kämpften unaufhörlich Haß und Liebe, gekränkter Stolz und Mitleid, die Pflicht, ein solches Verbrechen streng zu ahnden, und der Wunsch ihren Liebling nicht ganz sinken zu lassen. Bald unterzeichnete sie den Befehl zur Hinrichtung, bald widerrief sie ihn. Wenn er sie nur wenigstens um Gnade bäte, meinte sie, so würde sie ihm wohl vergeben. Immer noch hoffte sie darauf; aber da keine demüthige Unterwerfung erfolgte, willigte sie endlich, in einem Anfalle von Erbitterung, in die Hinrichtung. Sie ging 1601 im Tower vor sich. Essex, erst 34 Jahre alt, starb mit tiefer Reue und mit dem Bekenntniß seine Strafe verdient zu haben.

Von dieser Zeit an verfiel die Königin in tiefe Schwermuth, obgleich sie die Gewohnheiten ihrer Lebensweise nicht unterbrach. Zwei Jahre darauf aber traten auch körperliche Leiden zu ihrer trüben Stimmung hinzu und beschleunigten ihren Tod. Eine, jedoch unverbürgte Sage giebt als Ursache desselben eine traurige Entdeckung an, die ihr in Betreff des unglücklichen Essex gemacht worden war. In den Zeiten der höchsten Gunst hatte Essex der Königin einst sein Bedauern geäußert, daß die Gunst der Großen so unbeständig sei. Gerührt schenkte sie ihm damals einen Ring, mit dem Beifügen: er möchte auch noch so sehr in Ungnade fallen, so würde sie doch, sobald er ihr diesen Ring sendete, allen Groll fahren lassen und ihm wieder Gehör geben. Sorgfältig hatte Essex dieses wichtige Kleinod verwahrt und sich seiner in den mannigfachen Verlegenheiten seines Hoflebens nicht bedient, ihn immer für die äußerste Noth aufsparend. Als er aber zum Tode verurtheilt war und auch die letzte Hoffnung sank, nahm er zu ihm seine Zuflucht. Er überreichte ihn der Gräfin Nottingham (sprich Nattingäm), und bat sie, ihn der Königin einzuhändigen. Unglücklicherweise war der Gemahl der Gräfin ein Todfeind des Essex; er beredete sie daher, den Ring nicht abzugeben, und so erhielt Elisabeth keine Nachricht davon, wie sehnlichst Essex auf das Wort der Gnade harrte. Erst als zwei Jahre darauf die Gräfin auf dem Sterbebette lag und von ihrem Gewissen beunruhigt wurde, ließ sie die Königin um einen Besuch bitten, eröffnete ihr das Geheimniß und bat sie mit Thränen um Ver-

gebung. Elisabeth war wie vom Donner gerührt. Als das Entsetzen ihr die Sprache wiedergab, brach sie in Wuth aus, schüttelte die sterbende Gräfin in ihrem Bette und schrie krampfhaft ihr zu: „Gott verzeihe Euch; ich aber vermag es nie!“ So stürzte sie von ihr hinaus und überließ sich der trostlosesten Schwermuth. Sie verwarf allen Trost, wollte nicht essen und trinken, und warf sich winselnd zur Erde. Sprachlos, ihren Schmerz nur durch Stöhnen und Seufzen erleichternd, lag sie 10 Tage und 10 Nächte auf einem Teppich, den Kopf auf Kissen gelehnt, und kein Arzt konnte sie bereden, sich ins Bette zu legen oder Arznei zu nehmen. Sichtlich näherte sich ihre Auflösung. Die Vornehmsten des Reichs traten zu ihr und fragten, wen sie zu ihrem Nachfolger bestimmte? Sie nannte mit schwacher Stimme Jacob VI. von Schottland, ihren nächsten Verwandten. Da der Erzbischof von Canterbury sie ermahnte, ihr Herz Gott zuzuwenden, antwortete sie, das thue sie schon und nicht im geringsten entfernte sich ihr Herz von ihm. Bald darauf verlor sie die Stimme, ihre Sinne schwanden; sie fiel in einen ohnmächtigen Schlummer, aus dem sie nicht wieder erwachte. Fast 70 Jahre hatte diese merkwürdige Frau gelebt und 45 Jahre meist mit Ruhm regiert. Hätte sie es vermocht, den Reizungen der Eitelkeit zu widerstehen, — sie würde zu den größten Frauen, welche einen Thron zierten, gezählt werden können. Sie starb 1603.

Unter Elisabeth lebte auch der berühmte Shakspeare (sprich Schäkspier), der Verfasser so vieler unvergleichlichen dramatischen Dichtungen. Er war der Sohn eines Wollhändlers in einer kleinen englischen Stadt (Stratford am Avon) und hatte anfangs dasselbe Geschäft getrieben, bis ihn ein Jugendstreich nöthigte, nach London zu flüchten, wo er als Schauspieler und Dichter auftrat. Seine Stücke sind auch ins Deutsche übersetzt, besonders von A. W. Schlegel, Tieck, Ulrici, Baudissin, J. H. Voß und seinen Söhnen, von Benda, Kauffmann u. a.

Von Jacob I. (1603—25) ist nicht viel zu sagen. Finster und in sich gekehrt, war er nicht dazu gemacht, sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben, die unwillkürlich einen ihm sehr ungünstigen Vergleich zwischen ihm und seiner Vorgängerin anstellten. Sein steifes Aeußere, seine pedantische Gelehrsamkeit und seine Peinlichkeit in allen Dingen, wo er Entschlossenheit hätte zeigen sollen, entzogen ihm durchaus die Volksgunst. Einer Begebenheit

unter ihm muß erwähnt werden, die seine Regierung merkwürdig gemacht hat, der Pulververschwörung (1605).

Es hatten nämlich die Katholiken in England große Hoffnungen auf Jacob I., weil er der katholischen Maria Stuart Sohn war, gebaut. Diese Hoffnungen sahen sie aber nachher nicht erfüllt, und sie beschlossen, sich auf eine ausgezeichnete Weise an ihm zu rächen. Damit aber zugleich alle, von welchen die Gesetze gegen die Katholiken ausgegangen waren, vernichtet würden, so sollte das Parlament an dem Tage, an welchem der König es durch eine Rede, wie gewöhnlich, eröffnete, durch Pulver in die Luft gesprengt werden. Dann wollten sie sich der kleinen Tochter des Königs, Elisabeth (nachmals Gemahlin des unglücklichen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrichs V.), bemächtigen und sie zur Königin ausrufen. Gesagt, gethan! Einer der Verschworenen, Piercy, miethete ein Haus neben dem Parlamentsgebäude, um durch seinen Keller in den dieses Gebäudes durchzubrechen. Allein dieser Mühe bedurfte es nicht einmal; denn der Keller des Parlamentshauses sollte gerade vermiethet werden und Piercy miethete ihn. Die Verschworenen gingen nun rasch ans Werk. Sechsunddreißig Tonnen Pulver werden hineingebracht und mit Reisern und Büschen wohl bedeckt; Alles ist schon bereitet, die Lunten liegen fertig und der Tag, an dem sich das Parlament versammeln soll, rückt heran. Zehn Tage vorher aber erhielt Monteagle (sprich Montigel), ein Katholik, folgendes Billet von unbekannter Hand: „Mylord, aus Liebe, die ich für einige Ihrer Freunde habe, bin ich für Ihre Erhaltung besorgt. Ich rathe Ihnen also, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, einen Vorwand zu erfinden, um bei diesem Parlamente nicht erscheinen zu dürfen; denn Gott und Menschen haben sich vereinigt, die Bosheit dieser Zeit zu bestrafen. Verachten Sie diese Warnung nicht, sondern gehen Sie auf Ihr Landgut, wo Sie den Ausgang ruhig abwarten können; denn obgleich kein Aufruhr vorhanden zu sein scheint, so sage ich Ihnen doch, daß dieses Parlament einen schrecklichen Streich empfangen und doch nicht sehen wird, von wannen er kommt. Diesen Rath müssen Sie nicht verachten, weil er Ihnen nützen und nicht schaden kann; die Gefahr wird so geschwind sein, als Sie diesen Brief verbrennen.“

Monteagle erschrak. Er begab sich zum Staatssecretär, und dieser zum Könige, und alle waren der Meinung, daß die letzten Worte auf eine Pulverexplosion deuteten. Sogleich wurde eine Untersuchung der Parlamentshäuser anbefohlen. Graf Suffolk,

der den Auftrag dazu erhält, verschiebt sie absichtlich bis auf den Tag vor der Zusammenkunft. Bei seinem Eintritte in den Keller findet er einen Menschen von verdächtigem Ansehen in einem Winkel stehen. Es war ein gewisser Fowkes (sprich Fauks), sonst Officier in spanischen Diensten, ein verwegener Kerl und Theilnehmer an der Verschwörung. Man findet bei ihm eine Menge Lunten, und als man die Reiser auseinanderwirft, entdeckt man die Vorräthe Pulver. Auf die Folter gebracht, gesteht er sein Verbrechen und nennt die Theilnehmer. Piercy und die andern Verschworenen, 80 an der Zahl, fliehen, von ihrem Gewissen verfolgt, nach Warwikshire (sprich Warikschier), verschanzen sich in einem Hause und werden von den Soldaten des Königs angegriffen. Während des Kampfes fängt das Pulver der Verschworenen Feuer und wirft krachend einen Theil derselben in die Luft; die Uebrigen werden gefangen und büßen auf dem Schaffotte ihr Unternehmen. — Jacob starb 1625.

95. Heinrich IV. von Frankreich, 1589—1610.

Während der letzten 14 Jahre Elisabeths regierte in Frankreich Heinrich IV., der beste König, welchen die Franzosen seit Ludwig IX. gehabt hatten, und der noch jetzt bei ihnen in gesegnetem Andenken steht. Es ist derselbe, der bei der Erzählung der Bartholomäusnacht unter dem Namen Heinrichs von Navarra oder Bearn öfters erwähnt worden ist. Nachdem der dritte Sohn der bösen Katharina von Medicis, Heinrich III., 1589 in St. Cloud von einem Mönche (Clement) ermordet worden war, gab es in Frankreich keinen nähern Verwandten des nun ausgestorbenen Hauses Valois, als Heinrich von Navarra, das Haupt des Hauses Bourbon, das nun den französischen Thron bestieg. Aber — er war ein Hugenotte; Grund genug, daß der katholische Theil der Franzosen ihm feindlich gegenüber stand. Wollte er daher König von Frankreich werden, so mußte er sich die Krone erkämpfen. Er war jetzt 36 Jahre alt, in der Blüthe der Jahre, ein schöner, kraftvoller Mann, dessen Körper und Geist gleich gesund waren; dabei die Thätigkeit selbst, ein Feind der trägen Ruhe und des übermäßigen Schlafes. Seine Mutter war Johanna von Navarra, die kurz vor der pariser Bluthochzeit so plötzlich gestorben war. So würdig er nun auch der Krone war, so mußte er doch fünf schwere Jahre Krieg führen, ehe er Paris gewann und die Fran-

zosen nur einigermaßen mit sich versöhnte. Seine Feinde, unter denen die Familie der Guisen obenan stand, deren Haupt damals der Bruder des Heinrich von Guise, der Herzog von Mayenne, waren so erbittert auf ihn, daß sie gar die Spanier ins Land riefen, um ihm nur widerstehen zu können. Dennoch konnten sie dem tapfern Heinrich nichts anhaben, der sie überall schlug, wo sie nur auf ihn trafen. Einmal fragten ihn seine Offiziere vor einer Schlacht (bei Ivry, in der Nähe von Paris), wohin man sich zurückziehen sollte, wenn die Schlacht verloren ginge? Da antwortete er: „Unser Abzug geht nur über das Schlachtfeld!" Und nachdem er seine Soldaten geordnet hatte, und so viele Tausend Menschen beisammen sah, meist von einem Volke, die im Begriff waren, sich gegenseitig zu morden, rührte ihn dieser Gedanke und er sprach mit gen Himmel gehobenen Händen: „Du, Herr, dessen göttliche Blicke durch alle Verstellung dringen, der du mein Herz und das Herz meiner Feinde bis auf den Grund durchschauest und der du alle menschliche Schicksale in deiner Gewalt hast, wenn du siehst, daß meine Regierung deinen Ruhm und das Wohl deines Volkes befördern werde, wenn Du weißt, daß ich keinen andern Ehrgeiz habe, als zu der Ehre deines heiligen Namens und zum Besten dieses Landes etwas beizutragen, so begünstige, o großer Gott, die Gerechtigkeit meiner Waffen. Wenn es dir aber gefallen hat, es anders zu machen, oder wenn du siehst, daß ich zu der Zahl der Könige, die du in deinem Zorne giebst, gehören sollte, so nimm mir mit der Krone das Leben. Dann laß geschehen, daß ich heute das Opfer deines heiligen Willens werde. Mache, daß mein Tod Frankreich von dem Elende des Krieges befreie, und daß mein Blut das letzte sei, welches in diesem Streite vergossen wird." Die Soldaten waren bis zu Thränen gerührt, fühlten sich zu hoher Tapferkeit begeistert und riefen laut aus: „Hoch lebe der König!" Dann setzte er den Helm auf, von welchem ein hoher Federbusch emporragte, ritt durch die Reihen und sprach: „Gefährten, wenn ihr heute das Leben für mich wagt, so wage ich auch das meinige für euch. Wenn ihr euere Standarten verlieren solltet, so sehet nur nach meinem weißen Federbusche; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden." Die kurze Anrede that Wunder; seine Leute erfochten einen herrlichen Sieg, und als sie dem fliehenden Feinde nachjagten, rief er ihnen nach: „Schonet der Franzosen und macht nur die Fremden nieder!"

Ungeachtet aller Siege machten ihm seine Feinde so viel zu

thun, daß er einsah, Frankreich würde nicht eher beruhigt werden, bis er wenigstens äußerlich wieder zur katholischen Kirche überträte; denn er und Condé hatten nach der Bartholomäusnacht zwar den katholischen Glauben annehmen müssen, waren aber bald wieder zur Partei der Hugenotten übergegangen. Jetzt glaubte er seinem Reiche das große Opfer bringen zu müssen, nahm öffentlich den katholischen Glauben wieder an, wurde aber erst ein Jahr darauf durch den Papst vom Banne losgesprochen. Das wirkte. Viele seiner Feinde schlugen sich nun zu ihm, und endlich hatte er auch die Freude, daß ihm Paris übergeben wurde (1594). Als er hier seinen Einzug hielt, sah er sich anfänglich ängstlich um; denn er wußte wohl, daß er noch von vielen Katholiken gehaßt wurde und daß man seinen Uebertritt nicht für aufrichtig ansah. Zum Glücke ging alles ruhig ab. Als das Volk ihm überall entgegenrief: „Es lebe der König!“ sagte er: „Ich sehe wohl, daß das arme Volk lange in der Tyrannei gehalten worden ist.“ — Sein Zug ging zunächst nach der Notredamekirche. Hier war das Gedränge so arg, daß er fast hineingetragen wurde. Seine Soldaten wollten ihm Platz verschaffen. Er verbot es aber. „Ich will lieber,“ sagte er, „mehr Mühe haben, hineinzukommen, wenn sie mich nur recht bequem sehen können; denn sie scheinen recht hungrig darnach zu sein, einen König zu sehen.“ — Seine ärgsten Feindinnen, ein paar Damen aus dem Hause von Guise, die Herzoginnen von Montpensier und Nemours, die alles von seiner Rache fürchteten, besuchte er noch denselben Tag, und als man ihm rieth, doch nun seine Feinde zu züchtigen, antwortete er: „Ich will alles vergessen, ich will alles verzeihen; und kann man wohl diesen Leuten ihr Betragen mehr verargen als einem Rasenden, wenn er zuschlägt, und als einem Verrückten, wenn er unbekleidet umherläuft?“ — Einige tadelten ihn deshalb und meinten, seine gutgesinnten Unterthanen würden sich darüber ärgern, wenn seine Feinde so ungestraft davonkämen. „Meine Siege,“ erwiederte er, kommen von Gott, und da er mir vergiebt, obgleich ich es nicht verdiene, so will ich auch meinen Unterthanen vergeben.“

Seine schönste Regierungshandlung war das Edict von Nantes (1598). Dadurch gab er den Reformirten, denen er im Herzen immer zugethan blieb, völlige Religionsfreiheit und das Recht, alle Ehrenstellen zu bekleiden. An den meisten seiner trefflichen Verordnungen hat vielen Antheil sein braver Minister, der Herzog von Sully, der zugleich, was bei Fürsten so selten

ist, der vertraute Freund seines Herrn war. Eines solchen bedurfte der gute Heinrich auch um so mehr, da er in seinem Hause gar nicht glücklich lebte. Seine Frau, Margarethe von Valois, eine Tochter der Katharina von Medicis, hatte ihn nie aufrichtig geliebt und ihm so deutlich ihre Abneigung gezeigt, daß er sich endlich von ihr hatte scheiden lassen müssen (1599). Jetzt würde er die schöne Gabrielle d'Estrées, die er innigst liebte, geheirathet haben, wenn sie ebenbürtig gewesen wäre. Auch starb sie schon in demselben Jahre. Darauf nahm er seine zweite Frau, Maria von Medicis, eine Italienerin und Nichte jener Katharina. Diese machte ihm durch ihr herrisches, heftiges und zänkisches Wesen das Leben sehr schwer. Seine größte Freude war der kleine Sohn, der ihm ein Jahr darauf geboren wurde. Es ist derselbe, der als König späterhin Ludwig XIII. hieß. Das waren seine vergnügtesten Stunden, wenn er mit dem kleinen Knaben spielen konnte. Die Geschichte ist bekannt, daß, als er ihn einmal auf seinem Rücken in der Stube umherreiten ließ, gerade der spanische Gesandte hereintrat. „Herr!" fragte der König, „haben Sie auch Kinder?" — „Ja, Sire," erwiederte dieser. — „Gut," sprach Heinrich, „dann werden Sie mir nicht übel nehmen, wenn ich meinen Ritt fortsetze."

So gut es auch Heinrich mit seinen Unterthanen meinte, so konnten es ihm viele doch nicht vergeben, daß er ein Hugenotte gewesen war und das Edict von Nantes gegeben hatte. Besonders waren die Jesuiten seine geschworenen Feinde. Schon hatte er einmal erstochen werden sollen. Joh. Chatel, ein Jesuitenschüler, hatte sich bis in sein Zimmer geschlichen und wollte ihm ein scharfes Messer in die Kehle stoßen. Zum Glück bückte sich Heinrich gerade, um einige Fremde zu begrüßen, so daß das Messer nur die Lippe verletzte und ihm einen Zahn ausstieß. Seitdem hatte Heinrich immer eine innere Angst, daß er doch einmal durch die Hand eines Mörders fallen würde. Im Jahre 1610 wollte er in einen Krieg gegen Oestreich ziehen und seiner Frau indessen die Regentschaft übertragen. Sie plagte ihn aber, er möchte sie doch krönen lassen, damit sie mehr Ansehen habe, und ließ ihm nicht eher Ruhe, bis er nachgab. „Ach, mein Freund," sagte er zu Sully, „wie sehr mißfällt mir diese Krönung! Ich weiß nicht, was das heißt; aber mein Herz prophezeit mir ein Unglück. Bei Gott! ich werde in der Stadt sterben, ich werde nie hinauskommen; sie werden mich umbringen; denn ich sehe

wohl, daß sie kein anderes Mittel für sich haben, als meinen Tod." — Auch erzählte er ihm, es sei ihm geweissagt worden, er werde in einem Wagen sterben. Die Krönung ging endlich in St. Denys, eine Meile von Paris, vor sich, und drei Tage darauf sollte die Königin ihren feierlichen Einzug in Paris halten. Am folgenden Tage nach der Krönung, den 14. Mai 1610, befahl der König Nachmittags, den Wagen anzuspannen; er wollte die Anstalten dazu besehen. Er war an diesem Tage besonders verstimmt, aß wenig und wies mehrere Personen, die ihm aufwarten wollten, ab. Sieben Hofleute begleiteten den König im Wagen; denn die Staatswagen waren damals ausnehmend groß, und vielsitzig eingerichtet. Der Kutscher fragte, wohin er fahren solle? „Bringe mich nur weg von hier!" antwortete Heinrich. Als er aus dem Schlosse fuhr, ließ er den Wagen von allen Seiten zurückschlagen, um alles genau ansehen zu können. So kam er in eine Gasse, wo der Wagen wegen der vielen Karren, die im Wege standen, stillhalten mußte. Die Bedienten gingen, um Platz zu machen; die dem Könige gegenübersitzenden Herren hatten sich umgedreht, um nach den Pferden zu sehen, und der König bog sich eben zu seinem Begleiter und sagte ihm etwas ins Ohr. In dem Augenblicke sprang ein Mensch auf das eine Hinterrad und versetzte dem Könige mit einem langen, scharfen Messer schnell hintereinander zwei Stiche in die Brust, und stieß auch zum dritten Male, aber der Stich ging fehl. Keiner, außer dem Könige, hatte die That bemerkt. Dieser schrie: „mein Gott; ich bin verwundet!" und in dem Augenblicke überzog Todtenblässe sein Gesicht; er war nicht mehr.

Man kann sich leicht die Bestürzung denken, die sich aller bemächtigte. Der Mörder hätte während derselben leicht entfliehen können. Aber er blieb ruhig neben dem Wagen stehen, das blutige Messer in der Hand. Man ergriff ihn, indessen der Wagen langsam nach dem Schlosse zurückfuhr, und fragte, wer er sei. Da fand sich, daß er Franz Ravaillac heiße und ehemals ein Barfüßermönch gewesen; aber er war, weil man ihn für einen Narren hielt, aus dem Kloster gestoßen worden. Auf der Folter zeigte er die größte Unempfindlichkeit und wollte von keinem Mitverschworenen etwas wissen. Er habe, sagte er, den König ermordet, weil dieser den Papst getäuscht habe und ein Freund der Hugenotten gewesen sei. Wahrscheinlich aber hatten sich Heinrichs Feinde dieses Schwachkopfes bedient, um den guten König aus

dem Wege zu räumen; ja, man munkelte selbst, daß Maria von Medicis darum gewußt habe. — Heinrich war erst 56 Jahre alt, als er seinen weitsichtigen Plänen durch den Tod entrissen ward. Doch hat er den Grund gelegt zu der wohl eingerichteten, alle ihre Kräfte auf einen Mittelpunkt hinleitenden Monarchie, welche Frankreich von da ab auf lange Zeit das Uebergewicht in Europa verschaffte.

Er war der Erste, welcher die Idee faßte; durch Herstellung eines Gleichgewichts der Mächte den Frieden Europas dauernd herzustellen und so das Ideal eines wahrhaft christlichen Kaiserthums zu verwirklichen. Heinrich IV. war, wie gesagt, aus der Familie der Bourbons, zu welcher bis zur ersten Revolution alle ihm nachfolgende Könige gehört haben.

Sein nächster Nachfolger war jener Ludwig XIII. (1610—43), über dessen Geburt sich Heinrich so gefreut hatte. Aber der Geist seines Vaters ruhte nicht auf ihm. Er war ein persönlich unbedeutender König, der seinen klugen Minister, den Cardinal Richelieu, ganz regieren ließ, so daß eigentlich dieser, nicht der König, als der Beherrscher Frankreichs zu betrachten war.

96. Die Kaiser Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolph III.

Ferdinand I., der nach seines Bruders Karls V. Niederlegung der Krone deutscher Kaiser wurde, regierte von 1556—64 lobenswürdig. Den großen Geist seines Bruders hatte er zwar nicht, dafür war er aber milder, gütiger und duldsamer, und dieser Sinn war allerdings der Ausbreitung der evangelischen Lehre sehr förderlich. Er machte ihm um so mehr Ehre, als er im Herzen ein sehr eifriger Katholik war und die Lehre der römischen Kirche für die wahre christliche Religion hielt. Auch in seinen Erblanden fand die evangelische Lehre immer mehr Eingang; selbst die Geistlichen, die wegen der schlechten Bildungsanstalten, die sie im Oestreichischen fanden, zum Theil in Wittenberg studirt hatten, suchten sie möglichst auszubreiten. Aber gegen keinen Andersdenkenden erlaubte sich Ferdinand eine Härte; nur durch freundliches Zureden suchte er sie zu bewegen, zur alten Kirche zurückzukehren, und behaupteten sie, daß ihr Gewissen es ihnen verbiete, so ließ er sie gewähren. Gern hätte er den Papst bewogen, den Abendmahlskelch und die Priesterehe zu gestatten; aber nur das erstere konnte er erlangen, und selbst dies wurde bald wieder

zurückgenommen. Ferdinands Milde war auch um so nöthiger, wenn der kaum geschlossene Religionsfriede erhalten werden sollte, da noch großes Mißtrauen zwischen beiden Parteien herrschte, und jede Bewegung von der entgegengesetzten Partei ängstlich beobachtet wurde. Selbst unter den Evangelischen fehlte es nicht an Uneinigkeiten. Die Lutheraner und die Reformirten haßten sich, dem echt christlichen Sinne so ganz entgegengesetzt, aufs bitterste, und eben so konnten auch die Lutheraner unter sich nicht in Uebereinstimmung kommen. Ein Theil derselben hielt sich streng an Luthers Worte, und meinte, das ganze Christenthum hänge von der genauen Befolgung seiner Vorschriften ab; die andern dagegen hingen Melanchthons milderm Geiste an, der immer auf Frieden und Einigkeit gedrungen. An der Spitze der Eiferer stand Professor Flacius in Jena, der Melanchthon wüthend haßte, weil dieser bei seinem Magisterexamen seine Unwissenheit lächerlich gemacht hatte, und welcher nun dafür den ehrwürdigen Melanchthon und die ganze Universität Wittenberg und Leipzig der Ketzerei beschuldigte. Im Anfange der Reformation hatten die Lutheraner über die unchristliche Verfolgungssucht der Katholiken, und das mit Recht, geklagt, und nun machten sie es nicht besser!

Das ist zu bedauern, daß Ferdinand den Jesuiten erlaubte, sich in den östreichischen Staaten niederzulassen. Seine Absicht dabei war allerdings gut; er wollte nämlich auch dadurch seine Duldsamkeit zeigen, und hoffte, daß durch diese Leute, die allerdings zum Theil recht gelehrt waren, der Unterricht in seinen Ländern verbessert würde. Dies mag auch wohl zum Theil geschehen sein; aber auf der andern Seite haben sie dadurch unsäglichen Schaden gestiftet, daß sie, wenn auch nicht unter Ferdinand und seinem Sohne, doch unter den folgenden Kaisern heimlich den Evangelischen entgegenarbeiteten und die Kaiser zur Unduldsamkeit aufforderten. Ihnen besonders ist es zuzuschreiben, daß die östreichischen Unterthanen, die größtentheils sich zur evangelischen Lehre hinneigten, zur katholischen Kirche zurückgedrückt worden sind.

Unter Ferdinand wurde das Concil in Trident (1545—63) beendigt. Die große Verdorbenheit der römischen Geistlichkeit, die vielen eingerissenen Mißbräuche und die gänzliche Abweichung von dem Geiste der apostolischen Kirche hatten vielen Fürsten, namentlich auch dem Kaiser Karl V., es wünschenswerth gemacht, daß eine Kirchenversammlung die Mißbräuche abschaffte und den

Frieden in der Kirche wiederherstellte. Aber die Päpste fürchteten, daß ihrer Gewalt dadurch Abbruch geschehe, suchten daher Ausflüchte, und erst als es unvermeidlich schien, willigte der damals lebende Papst (Paul III.) in die Versammlung, suchte sie aber für sich gleich dadurch unschädlich zu machen, daß seine Legaten den Vorsitz einnahmen, daß er durchsetzte, daß nach Personen gestimmt werden sollte — aus Italien waren die meisten Bischöfe gekommen — und daß er ausdrücklich erklärte: es sollte nur über die Ausrottung der Ketzerei und über die Wiederherstellung des Kirchenfriedens verhandelt werden. Der Papst gab seinen Legaten die ausdrückliche Anweisung, alle Lehren und Gebräuche, die von den Protestanten verworfen waren, zu bestätigen, die „Rebellen“ (gegen den Papst) durch Kirchenstrafen zu bändigen, die Ketzerei auszurotten und die Völker unter den Gehorsam gegen den römischen Stuhl zurückzuführen. Und so siegte wirklich die päpstliche List über das Bestreben derjenigen Bischöfe, denen es mit der Verbesserung des Papismus ein Ernst war. Ihre Stimmen drangen nicht durch; die italienischen Bischöfe, die ihren Vortheil bei der Erhaltung der bisherigen Hierarchie fanden, überstimmten jene, und durch die Beschlüsse des Concils wurden die bisher vereinzelten päpstlichen Verordnungen erst recht in ein Ganzes gebracht. Das Gebäude des römischen Katholicismus wurde dadurch vollendet, und daher kommt es, daß man sich bei allen Streitigkeiten über Lehren der römischen Kirche auf die Beschlüsse des tridentinischen Concils zu berufen pflegt.

Von diesen Beschlüssen wollen wir nur einige herausheben: Neben der Bibel gilt auch jede mündliche Tradition, die sich in der Kirche erhalten hat. Die Stellen der Bibel haben nur den Sinn, den ihnen die Kirche und die Kirchenväter gegeben haben. Der Klerus ist ein von Gott eingesetzter und durch fortgehende göttliche Eingebung infallibler Stand, dem allein die kirchliche Gewalt zusteht. Die Bischöfe sollen schwören: dem Papste treu und gehorsam zu sein, die Rechte und die Gewalt des heiligen Stuhles zu erhalten, zu vermehren und gegen jedermann zu vertheidigen, alle Ketzer und dem Papste Ungehorsame aber nach allen Kräften zu verfolgen. Die sieben Sacramente theilen dem, an dem sie verrichtet werden, an und für sich eine göttliche Gnade mit. Bei dem Abendmahl wird durch die Weihung das Brot und der Wein in den Leib und das Blut Jesu verwandelt (Transsubstantiation) und daher muß die Hostie (Oblate) göttlich verehrt

werden. Die Messe ist ein sichtbares Versöhnopfer, welches das Volk auch ohne Abendmahl geistlich genießt, so daß es jedem, der daran Theil nimmt, nützt. Die Beichte ist durchaus nothwendig zur Vergebung der Sünden. Die Bußübungen sind eine Genugthuung gegen Gott. Die Heiligen sollen angerufen und die Reliquien verehrt werden u. s. w.

So war also jede Hoffnung, daß sich die evangelische und katholische Kirche jemals einigen könnten, verschwunden; denn durch die Beschlüsse der Kirchenversammlung war jede Verbesserung der römischen Kirche abgeschnitten. Uebrigens hatte die Reformation in Deutschland schon solche Fortschritte gemacht, daß sich bereits neun Zehntel dazu bekannten, und es würde bald ganz Deutschland von den Fesseln des Papstthums losgemacht worden sein, wenn nicht die Jesuiten durch List und Gewalt die Unterthanen der römisch-katholischen Fürsten wieder unter das alte Joch zurückgebracht hätten.

Maximilian II.,*) Ferdinands Sohn, folgte dem Vater 1564 und trat ganz in seine Fußstapfen, ja er war noch duldsamer als jener, denn er hatte, obgleich er römisch-katholisch erzogen, doch einen evangelischen Lehrer gehabt und war daher ganz evangelisch gesinnt; wer weiß, ob er nicht selbst zu dieser Kirche sich bekannt hätte, wenn er nicht wegen seiner anderen der römischen Kirche anhängenden Länder hätte auf den Papst Rücksicht nehmen müssen, und wenn die Streitigkeiten der evangelischen Theologen ihn nicht angewidert hätten. Aber seinem milden Sinne verdankte es Deutschland vorzüglich, daß auch unter ihm der

---

*) Maximilians Bruder, Erzherzog Ferdinand, Besitzer der Grafschaft Tirol, ist bekannt als Gatte der durch Schönheit und Anmuth berühmten Philippine Welser. Als er einst (1547) nach Augsburg zum Reichstage ritt, erblickte er sie, die Tochter eines der Welser, die mit den Fuggers in Augsburg die reichsten Kaufleute waren, am Fenster. Ihre Schönheit machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er, ein 19jähriger Jüngling, um ihre Hand warb. Er vermählte sich mit ihr ohne Vorwissen seines Vaters Ferdinand und seines Oheims Karl V. Beide waren darüber sehr erzürnt, und einige Zeit lang durfte der Erzherzog seinem Vater nicht vor die Augen kommen. Indessen lebte er mit ihr auf Schloß Ambras bei Innsbruck, wo man noch ein großes Bild, ihren Putztisch, Schreibzeug u. a. zeigt, in der glücklichsten Ehe. Erst nach acht Jahren wurde der Kaiser Ferdinand, als er sie zum ersten Male sah und sprach, durch ihre große Liebenswürdigkeit versöhnt. Sie starb nach 30jähriger Ehe in Innsbruck, und liegt dort in einer Kapelle der Hofkirche nebst ihrem Gemahl. Eine schöne Figur von Marmor auf ihrem Grabe zeigt die liebliche Frauengestalt.

Friede im Lande nicht gestört wurde, wenn er auch nicht vermochte, die ängstliche Spannung aufzuheben, die in den Gemüthern herrschte.

Das einzige, was man ihm vielleicht vorwerfen kann, ist die große Härte gegen den Herzog von Gotha. Der unglückliche Johann Friedrich von Sachsen hatte einen noch unglücklichern Sohn, der auch Johann Friedrich hieß und Herzog von Gotha war. Dieser ließ sich mit einem Ritter, Wilhelm von Grumbach, einem raubsüchtigen Menschen, ein und schützte ihn gegen den ausdrücklichen Befehl des Kaisers, ihn auszuliefern. Die Folge davon war, daß Gotha belagert, eingenommen und der Herzog gefangen wurde. Da er gegen wiederholte Warnungen taub gewesen war, so ließ ihn der Kaiser Maximilian II. (1567) nach Wien bringen, auf einem offenen Wagen, einen Strohhut auf dem Kopfe, durch die Straßen führen und dann ins Gefängniß werfen. Seine Frau Elisabeth, eine Tochter Friedrichs III. von der Pfalz, war trostlos über das unglückliche Schicksal ihres Mannes. Statt sich — sie war erst 27 Jahre alt — etwa durch Vergnügen zu zerstreuen, dachte sie nur an ihn, und hatte nirgends Ruhe und Rast. Fünf Jahre lang hörte sie nicht auf, flehentlich zu bitten, man möchte sie doch nur zu ihrem lieben Manne lassen. Endlich wurde es ihr bewilligt, aber nur auf einige Monate. Wie freute sie sich, als sie ihn wiedersah! Nun konnte sie ihn doch pflegen und ihm seine Einsamkeit erleichtern; denn eine andere Freude kannte das gute Weib nicht. Nach Verlauf einiger Monate sollte sie ihn wieder verlassen; aber sie bat den Kaiser so lange, bis er ihr endlich erlaubte, sich bei ihm einsperren zu lassen; nur unter dieser Bedingung wurde ihr gewährt. Aber das war ihr ein kleines Opfer für das Glück, seine Leiden zu theilen und zu erleichtern. So ist sie auch bei ihm geblieben, bis sie nach einer 22jährigen Gefangenschaft in den Armen ihres dankbaren Mannes starb. Viele Fürsten hatten oft und dringend den Kaiser um seine Freilassung gebeten; aber vergebens. Er saß noch bis ins folgende Jahr (1595) gefangen; dann entführte ihn der Tod ins Land der ewigen Freiheit, nachdem er 28 Jahre eingesperrt gewesen war.

Um die Zeit der Grumbach'schen Händel (1566) ereignete sich eine berühmte Waffenthat in Ungarn: die Vertheidigung von Szigeth durch Zrini. Der alte Suleiman der Prächtige lebte noch; er war wieder in Ungarn eingefallen und belagerte da Szigeth an der Theiß. Hier war der tapfere Zrini Commandant; er beschloß mit seiner kleinen Schaar den Platz bis aufs äußerste

zu halten. Alle Stürme der Türken waren vergebens; 20,000 waren schon vor den Mauern gefallen. Da starb Suleiman plötzlich, vom Schlage getroffen; aber man verbarg seinen Tod, damit das Heer nicht muthlos werden möchte. Indessen hatte sich die Besatzung in das innere Schloß zurückziehen müssen. Drei Tage nach des Sultans Tode stürmten die Türken aufs neue und setzten das Schloß in Brand. Als Zrini keine Rettung sah, versammelte er seine 600 Mann um sich. „Es ist unmöglich," sprach er, „den Platz länger zu behaupten. Ich bin entschlossen, lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben, als mich der Gnade der Türken zu ergeben. Denkt ihr wie ich?" Alle stimmten ihm bei. Da verschloß er hinter sich das Thor des brennenden Schlosses, steckte den Schlüssel in die Tasche und versicherte, daß ihm denselben keiner bei lebendigem Leibe nehmen solle. Den Degen in der Hand stürzte er sich auf die Feinde und wurde endlich durch zwei Schüsse zu Boden gestreckt. Mit ihm fiel seine kleine Heldenschaar. Als nun das Feuer den Pulverthurm ergriff, flog das Schloß mit einer großen Menge von Türken krachend in die Luft.

Wie unduldsam die Lutherischen damals gegen Andersdenkende waren, zeigte sich recht auf einem Reichstage, den Maximilian in Augsburg (1566) hielt. Eigentlich hatte der Kaiser die Fürsten darum hierher berufen, um sie dahin zu vermögen, ein Heer gegen die Türken aufzubringen. Aber dergleichen Gelegenheiten benutzten die Fürsten gleich, um ihrem Religionshasse freien Lauf zu lassen. Die Lutherischen beklagten sich über die Katholiken, und diese über jene, beide aber über die Reformirten, die sie überhaupt ganz aus Deutschland vertrieben haben wollten. Nun war kurz vorher, der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz zur reformirten Kirche übergetreten. Lutherische und Katholiken drangen in den Kaiser, daß er den Kurfürsten doch wegen seiner Religionsveränderung bekriegen möchte. Glücklicher Weise war Maximilian so vernünftig, ihr Ansinnen zurückzuweisen und sie zu bedeuten, daß man jedem bei seinem Glauben lassen müsse. Friedrich ließ nun von seinen Theologen eine Schrift entwerfen, welche die Lehren, zu denen er sich bekannte, enthielt. Man nennt sie den Heidelberger Katechismus. Die Lehre Calvins war darin gemildert vorgetragen.

Als Maximilian 1576 starb, war die Trauer allgemein. Unter seinen Söhnen wurde der älteste,

Rudolph II., zum Kaiser gewählt. Weit mehr als von den

beiden vorigen ist von diesem zu sagen; aber nicht immer ist das ein Zeichen einer löblichen Regierung. Er hat von 1576—1611, also 35 Jahre, aber keineswegs glorreich regiert. Und doch war er ein kenntnißreicher Herr und hatte großes Interesse für Wissenschaft und Künste. Aber diese hatten seinen Geist nicht wahrhaft durchdrungen, sonst hätte er nicht so abergläubisch sein können. Seine Lieblingswissenschaft war die Astrologie oder Sterndeuterei; denn es war damals fast allgemeiner Glaube, daß man aus dem Stande der Sterne die künftigen Schicksale der Menschen erkennen könnte. Auch beschäftigte er sich häufig mit der Alchymie oder der Kunst, Gold zu machen. Stundenlang konnte er Uhrmachern und andern mechanischen Künstlern bei ihrer Arbeit zusehen, und störte man ihn dabei mit Regierungsgeschäften, so konnte der sonst so gutmüthige Mann so zornig werden, daß er den Leuten alles, was ihm zuerst in die Hände kam, an den Kopf warf. In seinen Pferdeställen konnte man ihn täglich oft finden; denn seine Pferde zu besehen, machte ihm vieles Vergnügen. So war der Mann, der Deutschland regieren sollte, und zwar das vielbewegte, zu einem Bürgerkriege geneigte Deutschland. Zum Unglück war er noch obendrein streng römisch-katholisch,*) und die Jesuiten hatten also recht leichtes Spiel, ihn zu harten und unduldsamen Maßregeln gegen die Evangelischen zu bewegen.

Die letzteren gaben dazu freilich auch Veranlassung. Maximilian II. hatte ihnen, wie gesagt, freie Religionsübung im Oestreichischen bewilligt, und damit hätten sie sollen zufrieden sein. Aber einer ihrer Prediger, Opitz, war so unklug, von der Kanzel herab über den Glauben der Römisch-Katholischen herzuziehen. Dies wurde ihm zwar untersagt, aber die Jesuiten benutzten den Vorfall, um den Kaiser zu bewegen, daß er den evangelischen Gottesdienst in seinen Erbstaaten ganz verbot und die evangelischen Geistlichen aus dem Lande wies.

Zu den damaligen kirchlichen Bewegungen gehört auch der Uebertritt des Kurfürsten Gebhard von Cöln, aus dem Hause Truchseß von Waldburg, zur evangelischen Kirche (1583). Er war ein junger Mann von 30 Jahren und hatte die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld, die in Cöln ihre Schwester besuchte, kennen gelernt. Er glaubte, ohne sie nicht leben zu können, und

*) Seine Mutter war so bigott, daß sie sich nach Spanien begab, um in einem Lande zu leben, wo es keine Ketzer gäbe.

da er als katholischer Geistlicher nicht heirathen durfte, so beschloß er, zur evangelischen Kirche überzutreten. Er hoffte dabei, die evangelischen Fürsten würden sich seiner annehmen, und er wünschte, bis an seinen Tod Kurfürst bleiben zu können. Dieser Schritt erregte großes Aufsehen; das Domstift erklärte sich sogleich gegen ihn, ebenso der Magistrat in Cöln. Der Papst und mehrere geistliche und weltliche Fürsten mahnten ihn dringend ab; aber seine Neigung zu Agnes hatte ihn so verblendet, daß er nicht mehr zurücktreten konnte. Der Papst that ihn nun in den Bann, „als einen mit unzähligen Verbrechen befleckten Ketzer und meineidigen Rebellen der römischen Kirche." Auch der Kaiser erklärte sich gegen ihn; und zuletzt blieb ihm nichts übrig, als sein Land und seine Würde aufzugeben und sich mit seiner Gemahlin in Straßburg niederzulassen. Dort hat er noch 28 Jahre lang gelebt.

Nicht blos die Katholiken, auch die Lutheraner, wie schon gesagt, zeigten eine recht verwerfliche Unduldsamkeit. Es war ihnen nicht genug, daß sie die Reformirten als abscheuliche Ketzer verschrieen; auch die lutherischen Geistlichen setzten eine bittere Feindschaft gegeneinander fort. Wich nämlich einer nur im geringsten von den Worten Luthers ab, und näherte sich nur in etwas der reformirten Lehre, so wurde er gleich als ein Ketzer angefeindet und von seinem Amte entsetzt. Damit kein Geistlicher angestellt würde, der etwa heimlich dem reformirten Glauben zugethan wäre, so entwarfen mehrere Theologen in Sachsen eine Schrift, die genau vorschrieb, was nach Luthers Lehre geglaubt und gelehrt werden sollte. Man nannte die Schrift die Concordienformel (1580), und kein Geistlicher erhielt ein Amt, wenn er sie nicht beschworen hatte. Am ärgsten zeigte sich dieser unchristliche Sinn in Sachsen. Schon vor Bekanntmachung der Concordienformel hatten sich viele Geistliche und Schullehrer zu der milden Lehre Melanchthons geneigt, der mit der starren Abendmahlslehre Luthers nicht übereingestimmt hatte. Die strengen lutherischen Eiferer schrieen über diese heimlichen Reformirten — Krypto-Calvinisten nannte man sie — Zeter und verleiteten den sonst gutgesinnten Kurfürst August, Moritz' Bruder, mehrere gefangen setzen, ja sogar foltern zu lassen und vom Amte zu entfernen. Das Schicksal traf auch Melanchthons Schwiegersohn, Dr. Peucer, kurfürstlichen Leibarzt, einen allgemein geschätzten Mann, der trotz der Gunst, in der er beim Kurfürsten stand, auf das Geschrei jener Eiferer seines Amtes entsetzt, 12 Jahre lang ein-

gekerkert und zuletzt aus dem Lande gejagt wurde!! Noch ärger wurde es unter Augusts Enkel, Christian II. Dieser, ein strenger Lutheraner, ließ seinen Kanzler Krell, der für einen heimlichen Calvinisten galt, verhaften und nach der Festung Königstein bringen, „weil er ein notorisch gottloser, böser und untreuer Mensch sei, in das Land eine verführerische Lehre eingeschleift und viel Unheil und Zerrüttung angerichtet habe." Vergebens bat seine Frau, ihn doch freizulassen, oder ihn förmlich zu verhören. Man ließ ihn 10 Jahre lang im Gefängniß, und endlich wurde er (1601) in Dresden öffentlich enthauptet!!

Das Mißtrauen der verschiedenen Religionsparteien gegeneinander war so groß, daß sie selbst die unschuldigsten Einrichtungen der andern Partei anzunehmen sich weigerten. Namentlich war das mit der Verbesserung des Kalenders der Fall. Wir wissen schon, daß Julius Cäsar den Kalender dadurch in Ordnung brachte, daß er das Jahr auf 365 Tage und 6 Stunden festsetzte und daher verordnete, daß alle vier Jahre ein 366. Tag eingeschaltet werden mußte. Aber er hatte sich verrechnet: denn das Jahr besteht nur aus 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten, 45 Secunden, 30 Tertien; er hatte also 11 Minuten 14½ Secunden zu viel angenommen. So unbedeutend dieser Unterschied auch zu sein scheint, so betrug er doch gegen Ende des 16. Jahrhunderts bereits 10 Tage. Papst Gregor XIII. ließ daher durch einige Astronomen die Zeit recht genau berechnen, schaffte dann (1582) den alten oder julianischen Kalender in allen römisch-katholischen Ländern ganz ab und führte den neuen oder gregorianischen ein. Er warf 10 Tage aus jenem Jahre heraus, so daß man nach dem 4. October gleich zum 15. überging. Diese Einrichtung war nun recht vernünftig und ohne Beziehung auf die religiösen Streitigkeiten. Als aber auf einem Reichstage die Sache zur Sprache kam, erklärten die evangelischen Stände einmüthig, sie könnten sich diese Veränderung des Kalenders durchaus nicht gefallen lassen, denn sie glaubten, es liege eine Hinterlist zum Grunde! Und so behielten sie denn ihren alten fehlerhaften Kalender noch länger als 100 Jahre. Jetzt ist der alte nur noch in Rußland gebräuchlich; die Abweichung beträgt aber jetzt 12 Tage, so daß die Russen an unserm Neujahrstage erst den 20. Dezember schreiben.

Das Weitere von Rudolph wird unten beim 30jährigen Kriege erzählt werden. Hier mag nur noch erwähnt werden, daß

er den berühmten Astronomen Tycho de Brahe in seinem Dienst hatte. Dieser merkwürdige Mann war 1546 in Schonen, dem Theile von Schweden geboren, der damals zu Dänemark gehörte, und hatte sich schon von seinem 14. Jahre an mit aller Wißbegierde auf Sternkunde gelegt, obgleich er diese Lieblingsneigung anfangs nur heimlich verfolgen konnte, weil sein Vater durchaus verlangte, daß er die Rechte studiren sollte. Nachdem er sich auf deutschen Universitäten gebildet hatte, kehrte er nach seinem Vaterlande zurück und machte sich zuerst dadurch bekannt, daß er einen Stern von ungewöhnlicher Größe, den man früher noch nie gesehen hatte und der 16 Monate am Himmel stand, beobachtete und beschrieb. Auch der König von Dänemark, Friedrich II., wurde nun auf ihn aufmerksam und schenkte ihm, um ihn in Dänemark festzuhalten, die im Sunde gelegene kleine Insel Hween, wo er ihm eine Sternwarte, Uraniborg, erbaute. Hier arbeitete der fleißige Mann 21 Jahre lang, und bald sprach man in ganz Europa von seinem Ruhme. Nur ist zu verwundern, daß er bei seinem großen Fleiße dennoch Vorurtheilen huldigte, deren Ungrund er, sollte man meinen, bald hätte erkennen müssen. Er bildete sich nämlich ein, daß die Erde unbeweglich fest stände, und daß sich um dieses Sternchen das ganze Weltgebäude drehte, nämlich zuerst der Mond, dann die Sonne mit den sie umkreisenden übrigen Planeten, hinter ihnen zuletzt die Fixsterne. Nachdem sein Gönner, der König gestorben war, berief ihn Kaiser Rudolph II. zu sich, damit er ihm aus den Sternen wahrsage. Er erbaute ihm eine schöne Sternwarte in Prag, die noch heute steht, unweit des kaiserlichen Schlosses auf dem Hradschin. Aber er lebte hier nur vier Jahre; da starb er plötzlich, nach einer erhaltenen Einladung zu einem böhmischen Großen, über der Tafel, 1603.

Ihm verdanken wir also die richtige Kenntniß der Bewegung der Gestirne nicht. Dies Verdienst hat Nikolaus Copernicus, der 70 Jahre vor ihm lebte, dessen Belehrung aber Tycho keinen Glauben schenkte. Copernicus wurde 1473 in Thorn geboren, studirte in Krakau Mathematik und Astronomie mit großem Eifer, dann eben so in Bologna und Rom, wo man ihn zum Professor machte und gern behalten hätte, wenn er nicht vorgezogen hätte, nach Frauenburg zu gehen, wo er Domherr war. Hier war es, wo er seine großen Beobachtungen der Gestirne anstellte und, der erste unter allen Astronomen, den wahren Stand derselben erkannte,

daß nämlich die Sonne in der Mitte unsers Planetensystems stehe, und daß alle Planeten, auch die Erde, sich um dieselbe bewegen. Er starb 1543.

97. Philipp II. von Spanien und die Niederländer.

Als Kaiser Karl V. seinem Sohne Philipp in Brüssel die Regierung abtrat (1556), war dieser 29 Jahre alt; aber kein Zug seines Gesichts, keine leichte Bewegung seines Körpers kündigte den Frohsinn an, der sonst dem Manne in diesem Alter noch eigen ist. In allen menschlichen Gefühlen war dieser kalte, stolze, finstere Philipp das Gegentheil seines großen Vaters. Viel mochte daran die Erziehung schuld sein; denn in Spanien war er geboren und erzogen, unter Mönchen aufgewachsen und von ihnen mit eiserner Strenge behandelt worden. So war denn nie Fröhlichkeit in sein Gemüth gekommen; er wußte nicht, was Mitleiden, Wohlwollen und Freundschaft sei, und glaubte, daß seine Unterthanen nur da wären, um sich als Werkzeuge zu seinen Absichten gebrauchen zu lassen. Besonderes Gefallen fand er an einem Autodafé, d. i. einer Verbrennung vieler solcher Leute, die man Ketzer nannte, auf einem Scheiterhaufen. Denn bei seinem furchtbaren Aberglauben haßte er alle diejenigen bitter, welche von den Lehren der römischen Kirche nur im geringsten abwichen. Daher flossen durch ihn Ströme von Blut; überall ließ er Scheiterhaufen errichten. In diesem Eifer für den römischen Glauben gingen alle seine Gefühle unter. Als einst ein Unglücklicher auf dem Wege zum Scheiterhaufen sich rechtfertigen wollte, rief ihm der König zu: „Fort mit dir! und wäre mein eigener Sohn so strafbar wie du, so würde ich auch ihn auf den Scheiterhaufen schicken.“ Als er nach seines Vaters Abgang durch die Niederlande reiste, wetteiferten die gutmüthigen Niederländer, ihn durch verschwenderische Feste zu vergnügen. Jede Stadt empfing ihn anders. Er aber ärgerte sich über die Fröhlichkeit, sprach mit keinem von ihnen — denn er verstand nur die spanische Sprache — und kein Lächeln seines immer gleich finstern Gesichts belohnte ihre Mühe. Sie waren ihm so freundlich entgegengekommen; aber so wie sie ihn nur einmal gesehen hatten, war er ihnen zuwider: sein erster Eintritt in ihre Städte brachte ihn um ihre Herzen. Seine Herzlosigkeit war ihm auf dem Gesichte zu lesen; sie wußten nun, was sie an ihm hatten, und rüsteten sich, seinen Bedrückungen zu begegnen.

Die Niederlande bestanden damals aus 17 blühenden Provinzen. Sie waren eine wahre Goldgrube für Spanien; aber ihr Gold lag nicht unter der Erde, sondern im Fleiße der thätigen und geschickten Einwohner. Nirgends gab es eine so große Zahl volkreicher, nahe bei einander liegender Städte; in ihnen allen rührten sich täglich Tausende von fleißigen Händen; ihre Arbeiten gingen über die ganze bekannte Erde und brachten jährlich große Summen ein. Wenn am Feierabend die Gesellen und Arbeiter nach Hause gingen, so war das Gedränge in den Straßen mancher Städte so groß, daß die Aeltern die Kinder in die Häuser nahmen, damit sie nicht erdrückt würden. — Bald nach der Reformation hatte sich auch hierhin die neue Lehre ausgebreitet und großen Beifall gefunden. Zwar hatte Kaiser Karl ein Inquisitionsgericht niedergesetzt, und mancher ehrliche Niederländer war am Leben gestraft worden, weil er von seinem neuerworbenen Glauben nicht lassen wollte. Indessen war Karl nur streng, aber nicht grausam und ungerecht, und trotz seiner Strenge machte das Licht der Wahrheit täglich größere Fortschritte.

Nun trat Philipp auf. Er schwur den Niederländern: „Ich Philipp, gelobe und schwöre, daß ich ein guter und gerechter Herr sein, daß ich alle Freiheiten, die ihnen von meinen Vorfahren verliehen worden, auch ihre Gewohnheiten, Herkommen und Rechte wohl und getreulich halten und halten lassen, und ferner alles dasjenige üben wolle, was einem guten und gerechten Fürsten und Herrn zukomme. So müsse mir Gott helfen und alle seine Heiligen.“ — So schwur er, aber er hielt nichts davon. Das Erste, was er in den Niederlanden that, war die Schärfung der schrecklichen Inquisition, um das Gift der neuen Lehre auszurotten; denn es beleidigte seinen Stolz, daß es Menschen gäbe, die einen andern Glauben haben wollten als den seinigen. Er setzte also geistliche Richter nieder, die über jede Abweichung von dem römischen Glauben richten sollten. Der bloße Verdacht war hinreichend, um einen ruhigen Bürger aus dem Kreise seiner Familie herauszureißen. Fand sich ein Schurke, der gegen ihn zeugte, so wurde er, sobald er nicht eingestand, auf die Folter gebracht. Nie erfuhr er, wer sein Ankläger sei. So war also niemand sicher; des Morgens wußte keiner, ob er noch am Abend unter den Seinigen sein würde. Sobald sich ein schlechter Mensch fand, der sich an ihm rächen oder ihn um sein Vermögen bringen wollte, so gab er ihn an, dies oder jenes gegen die römische Lehre gesagt,

oder ein evangelisches Lied gesungen, oder eine Versammlung der Evangelischen besucht zu haben, und sogleich war es um seine Freiheit geschehen. Wer einmal in den Schlund der Inquisition fiel, kam nicht wieder heraus. Entweder er mußte im Gefängniß als ein lebendig Begrabener seine noch übrigen Lebensjahre öde vertrauern, oder er wurde an den Tagen der großen Verbrennung mit den übrigen Schlachtopfern zum Scheiterhaufen geführt. Mit feierlichem Pompe zog der traurige Zug durch die Gassen nach dem Richtplatze. Eine rothe Blutfahne wehte voran, alle Glocken wurden geläutet. Voran zogen Priester im Meßgewande und sangen ein heiliges Lied. Ihnen folgte der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, auf welches schwarze Teufelsgestalten gemalt waren. Auf dem Kopfe trug er eine Mütze von Papier, die sich in eine Menschenfigur endigte, um welche Feuerflammen schlugen und scheußliche Dämonen flogen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wurde das Bild des Gekreuzigten getragen; denn für ihn galt die Erlösung nicht mehr. So wie sein sterblicher Leib den irdischen Flammen, so gehörte seine unsterbliche Seele den Flammen der Hölle. Im Munde trug er einen Knebel, damit er weder seinen Schmerz durch Klagen lindern und das Mitleid der Umstehenden durch Erzählung seines Unglücks wecken, noch die Geheimnisse seines ungerechten Processes ausschwatzen konnte. Hinter ihm drein gingen die Geistlichen im festlichen Ornate, die Obrigkeit und der Adel. Die Väter, die ihn gerichtet hatten, beschlossen den traurigen Zug. Man glaubte eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet würde; aber es war ein lebendiger Mensch, an dessen langsamen Qualen das Volk sich ergötzen sollte. Solche Hinrichtungen wurden gewöhnlich bis zu hohen Festtagen aufgespart, und dann viele zugleich vollstreckt. — Diese Inquisition, wie sie schon in Spanien und Portugal im besten Gange war, wurde nun auch nach den Niederlanden verpflanzt, und dadurch wurden alle Bande des Vertrauens aufgelöst. Keiner durfte nun noch dem andern trauen; überall fürchtete man einen Lauscher, und diese Furcht erschreckte jeden Blick des Auges und unterdrückte jedes Wort auf der Zunge.

Gleich hätten die freisinnigen Niederländer dies scheußliche Gericht aus dem Lande gejagt, wenn nicht Philipp das ganze Land mit spanischen Soldaten belegt hätte, die jeden Laut des Mißvergnügens unterdrückten. Zwar hatten die Niederländer ein paar Männer, die sich wohl an ihre Spitze gestellt hätten, aber

das gutmüthige Volk ertrug den Druck so lange er nur irgend zu tragen war. Die beiden Männer waren Wilhelm, Prinz von Oranien, und Lamoral, Graf von Egmont.

Wilhelm von Oranien war einer von denen, die Kaiser Karls Gunst in vorzüglichem Maße genoßen. Schon als Kind hatte er ihn viel um sich gehabt, und Wilhelm war es gewesen, auf dessen Schulter Karl sich stützte, als er in Brüssel die Abschiedsrede an seine Stände hielt. Jetzt war er, als Philipp die Niederlande verließ und nach Spanien zurückkehrte, 26 Jahre alt, aber so verständig und nachdenkend wie ein Fünfziger. Auf seinem hagern, braunen Gesichte bemerkte man nie eine Veränderung, wie mächtig auch die Leidenschaft in seinem Innern toben mochte. So wußte er sich zu beherrschen. Darum aber war er auch dem Philipp so furchtbar. Schwer entschloß er sich zu etwas; hatte er aber einmal einen Entschluß gefaßt, so hielt nichts seine Ausführung auf. Dabei war er fürstlich reich. Seine Tafel war stets offen für alle Fremde von Stande und seine Freigebigkeit gewann ihm die allgemeine Liebe der Niederländer. — In noch höherem Grade aber besaß dieselbe Lamoral, Graf von Egmont. Er war die Freundschaft und Gesprächigkeit selbst, drückte jedem gutmüthig die Hand und diente, wo er konnte. Wenn er durch die Gassen von Brüssel ritt, wallte ihm jedes Herz entgegen. Die Männer rühmten seine Kriegsthaten, und die Mütter zeigten ihren Kindern den ritterlichen Anstand des freundlichen Herrn. Gut wie er selbst war, traute er jedem; immer hoffte er das Beste; aber eben diese unbedachtsame Sicherheit brachte ihn nachher auf das Blutgerüst, wo ihn selbst die Hoffnung erst mit dem Leben verließ.

Als Philipp die Niederlande verließ, setzte er seine 37jährige Halbschwester, Margaretha von Parma, zur Statthalterin ein. Sie war eine männliche Frau, der aller weibliche Anstand so ganz fehlte, daß man sie für einen verkleideten Mann hätte halten können. Ihr Gang, ihre Lebensart, selbst ihre Vergnügungen — sie war eine leidenschaftliche Jägerin — waren männlich. Doch sahen die Niederländer sie nicht ganz ungern, weil sie dort geboren war, und hatte sie gleich den römischen Glauben, so war sie doch nicht grausam. Desto mehr gehaßt wurde ihr Rathgeber, der Cardinal und Erzbischof von Mecheln, Granvella, ein eifriger Diener König Philipps, der nur daran dachte, seinen Herrn in den Niederlanden recht mächtig zu machen. Er machte es

wie gewöhnlich Leute, die aus niederm Stande — sein Großvater war ein Eisenschmied gewesen — plötzlich zu großen Ehren emporsteigen: er behandelte die niederländischen Großen mit empörender Verachtung, und diese dagegen schwuren, sich an ihm zu rächen. So wuchs immer mehr die Unzufriedenheit, und ihr Ausbruch wurde nur noch durch die spanischen Soldaten zurückgehalten. Inzwischen wurde die Inquisition durch Granvella geschärft und überall sah man Calvinisten — denn der reformirte Glaube hatte in den Niederlanden mehr Eingang gefunden als der lutherische — zum Tode geführt werden. Aber die Heldengröße, mit der sie für ihren Glauben starben, erwarb diesem immer neue Bekenner, und aus einem Märtyrer lebten gewiß zehn Gläubige auf. Ueberall, auf den Landstraßen, auf Schiffen, von Wagen herab sah man die reformirten Prediger Reden an das Volk halten, und wollte die Inquisition sich ihrer bemächtigen, so beschützte das Volk seine geliebten Lehrer, trug sie auf den Schultern in die Kirche und verjagte die Wache mit Steinen. Viele Opfer, die schon auf dem Wege nach dem Richtplatze waren, wurden vom Pöbel befreit.

Noch furchtbarer als die Stimme des Pöbels war aber die Verbindung, welche Wilhelm von Oranien, Graf Egmont und Graf Hoorne (sprich Horne) mit einander schlossen, der spanischen Unterdrückung und zunächst dem verhaßten Granvella sich zu widersetzen. Durch ihre Vorstellungen brachten sie es auch wirklich bei Philipp dahin, daß er schon den Cardinal zurückrufen wollte, als dieser selbst um seinen Abschied bat. Aber dadurch wurde die Sache nicht besser. Seine Anhänger blieben zurück und handelten ganz nach seinem Sinne. Da beschlossen die Unzufriedenen, den Grafen Egmont nach Madrid zu senden, ob Philipp vielleicht bewogen werden könnte, die verhaßte Inquisition abzuschaffen. Egmont wurde von Philipp mit unerwarteter Artigkeit aufgenommen. Dann fragte er seine geistlichen Räthe, ob er den Niederländern die erbetene Religionsfreiheit bewilligen müsse? „Behüte!“ antworteten diese. Da erhob sich Philipp von seinem Stuhle, warf sich vor einem Krucifix auf die Knie nieder und betete: „So bitte ich denn, Majestät des Allmächtigen, daß du mich nie so tief mögest sinken lassen, ein Herr derer zu sein, die dich von sich stoßen.“ Ein trostreiches Gebet für die Niederländer! — Kaum war Egmont mit den besten Hoffnungen nach den Niederlanden zurückgekehrt, als er auch erfuhr, wie sehr ihn Philipp durch glatte Worte getäuscht hatte. Die Gesetze gegen die Ketzer wurden (1565)

geschärft und befohlen, die Hinrichtungen nunmehr heimlich vorzunehmen, damit nicht durch die Standhaftigkeit der Ketzer noch mehr Abtrünnige würden. Dadurch erreichte die Furcht der Niederländer den höchsten Grad. Man hörte schon in Gedanken Gefängnisse mauern, Ketten und Halseisen schmieden und Scheiterhaufen zusammentragen. Fast alle Magistrate erklärten, sie könnten die neuen Befehle des Königs nicht beobachten; 50—60,000 Menschen aus ihren Districten in den Flammen umkommen zu sehen, sei kein Auftrag für sie. Ein allgemeiner Geist des Aufruhrs durchlief das ganze Land. So blödsinnig wären die Niederländer nicht — hörte man viele ziemlich laut sagen —, daß sie nicht wissen sollten, was der Unterthan seinem Herrn und dieser seinen Unterthanen schuldig sei; es gäbe wohl noch Mittel, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Dreihundert vom Adel vereinigten sich und unterschrieben eine Schrift, wodurch sie sich zur gegenseitigen Vertheidigung verbanden und die man den Compromiß nannte, und nun beschloß man, nach Brüssel zu ziehen, um der Statthalterin eine Bittschrift zu überreichen.

Am 5. April 1566 hielten die Verschworenen, 3—400 an der Zahl, immer vier und vier, ihren feierlichen Aufzug nach dem Palaste der Statthalterin. Der Graf von Brederode, ein Abkömmling der alten Grafen von Holland, führte ihn an. Margarethe entfärbte sich, als der lange Zug in den Saal trat; ein Herr von Barlaimont aber, ihr Rathgeber flüsterte ihr zu, sie solle sich nicht fürchten vor diesen Bettlern (gueux). Das hatten einige gehört, und als die Verschworenen am Abende ein Gastmahl hielten, brachte Brederode die Gesundheit der Bettler oder Geusen aus, hängte sich eine Pilgertasche um und trank aus einem hölzernen Becher, der rund um die Tafel ging. Seit der Zeit war der Name Geusen Parteiname. Sie thaten sich darauf etwas zugute, Bettler genannt zu sein, kleideten sich in graue Mäntel und ließen eine Münze schlagen, auf deren einer Seite des Königs Bildniß mit der Umschrift: „Dem Könige getreu," und auf der andern zwei gefaltete Hände, die eine Tasche hielten, mit der Umschrift: „Bis zum Bettelsacke," standen.

Margarethe hatte zwar nicht gewagt, ohne Bewilligung Philipps die Inquisition aufzuheben; aber sie hatte den Richtern bis zur Ankunft der Antwort aus Madrid Mäßigung empfohlen, und diese, die ohnedies ihr Amt meist ungern verwalteten, ließen die Inquisition ganz ruhen. Wie freuten sich die Evangelischen! Alle,

die bisher aus Furcht ihren Glauben verhehlt hatten, traten nun keck damit hervor und die neue Lehre gewann ungeheuern Anhang. Viel trugen dazu die Prediger bei, die auf dem Felde unter freiem Himmel ihre Rede hielten. Die Zuhörer versahen sich mit Rappieren, Hellebarden und Flinten, stellten Posten aus und verrammelten die Zugänge mit Karren und Wagen. Wer des Weges zog, mußte herbei und zuhören. Solchen Predigten hörten oft an 15,000 Menschen zu, und je wackerer auf das Papstthum gescholten wurde, desto größerer Beifall wurde dem Redner zugeklatscht. Am größten war der Lärm in und um Antwerpen, und da der Magistrat den evangelischen Bürgern keine Kirche einräumen wollte, so zogen diese mit Weibern und Kindern dann und wann aufs Feld und hielten hier ihren Gottesdienst. Der Magistrat bat die Statthalterin, doch selbst nach Antwerpen zu kommen oder wenigstens den Prinzen von Oranien zu schicken, der allein das Zutrauen der Bürger besäße. Das letztere bewilligte sie. Welch ein Getümmel aber erhob sich an dem Tage, an welchem man Oranien erwartete. Antwerpen schien alle Einwohner ausgegossen zu haben. Die Landstraße wimmelte von Menschen; die Dächer der Landhäuser waren abgedeckt und mit Zuschauern besetzt; und als er endlich herankam, jubelte jung und alt ihm entgegen: „Die Geusen sollen leben!" Andere riefen: „Seht hin! das ist der, welcher uns Freiheit bringt!" — Er aber winkte mit stillem Ernste, sie möchten schweigen, und da keiner gehorchte, rief er halb unwillig, halb gerührt: „Bei Gott! sie sollten zusehen, was sie thun! Es wird sie einmal reuen, was sie jetzt gethan haben!" — Als er in die Stadt selbst einritt, wurde das Jauchzen noch ärger. Er aber gab sich gleich die ersten Tage Mühe, die Ordnung herzustellen; denn so warm auch sein Herz für sein Vaterland schlug, so war er doch kein Freund von Unordnungen, die nie zu bürgerlichem Glücke führen.

Indessen hatte man am spanischen Hofe berathschlagt, was zu thun sei. Philipp beschloß endlich, zum Scheine etwas nachzugeben, und befahl, daß die Inquisition auf dem Fuße hergestellt werden sollte, wie sie unter Karl V. gewesen war. Zugleich gab er der Statthalterin die Weisung, ganz in der Stille Truppen zu werben. Aber seine Nachgiebigkeit kam zu spät. Die Erbitterung des Pöbels über die Verachtung seiner Religion war endlich so groß geworden, daß ein rasender Haufe zu den Waffen griff und die Kirchen zu stürmen begann; denn es kränkte diese Leute, daß

man ihnen kein Gotteshaus bewilligen wollte, während die Römischen unzählige und zwar prächtig ausgeschmückte hatten. Die Thüren der Kirchen und Klöster wurden erbrochen, die Altäre umgestürzt, die Bilder der Heiligen zerschmettert und mit Füßen getreten. Der Zulauf mehrte sich und binnen wenigen Tagen hatte die Zerstörungswuth ganz Flandern ergriffen. Ueberall wurden mit gleicher Wuth die Kirchen verwüstet. Selbst in Antwerpen, von wo Oranien nach Brüssel hatte reisen müssen, fielen die Rasenden über die Hauptkirche her, durchstachen ein angeblich wunderthätiges Marienbild, zerstörten die herrliche Orgel, streuten die Hostien auf die Erde und traten sie mit Füßen, ja sie stiegen selbst in die Gewölbe hinab und warfen die halbverweseten Leichen umher. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dies alles nur vom gemeinsten Pöbel verübt wurde, der überall zum Bö　sthun aufgelegt ist; aber es zeigte, wie aufgeregt die Gemüther waren.

Margaretha war in der allergrößten Verlegenheit. Schon waren die Bilderstürmer auch nach Brüssel im Anzuge. Im ersten Augenblicke wollte sie entfliehen, aber die Räthe redeten ihr zu, zu bleiben, lieber den Umständen nachzugeben und mit dem Adel einen Vergleich zu schließen. Das that sie; sie bewilligte den Geusen alles, und diese dagegen machten sich anheischig, die Bilderstürmerei zu unterdrücken. Zwar hielt das hier und da sehr schwer; aber es gelang doch, und besonders zeigten sich Oranien, Egmont und Hoorne ausnehmend thätig dabei, so daß sie dadurch allein schon den Dank Philipps verdient hätten. Aber der König traute ihnen nicht, und glaubte gar, daß sie insgeheim die Geusen sowohl als die Bilderstürmer unterstützt hätten, was doch gewiß nicht der Fall war. Er hatte ihnen den Untergang geschworen; darum that er recht freundlich mit ihnen, besonders mit Oranien, dessen Rath er sich sogar ausbat. Aber je gnädiger Philipp war, desto mehr mußte man sich vor seinen Tücken hüten, und Oranien wußte durch seine Spione recht gut, wie er bei Hofe angeschrieben stand. Auch Margarethe meinte es nicht gut; sobald die angeworbenen Soldaten angekommen waren, nahm sie eine ganz andere Sprache an. Sie habe, sagte sie, zwar erlaubt, daß die Evangelischen Predigten halten dürften, aber die evangelischen Taufen, Trauungen und die Abendmahlsfeier seien nicht erlaubt, und unter allerlei Vorwand ließ sie die Versammlungen zerstören und einige Prediger selbst hinrichten. Daher war es kein Wunder, wenn die Geusen auch Truppen warben und es hier und da zu offenbaren

Widersetzlichkeiten kam. Oranien begünstigte diese Bewegungen insgeheim, weil er wohl sah, daß es auf die Unterdrückung seines Vaterlandes abgesehen sei. Aber was half aller guter Wille der Geusen, da kein rechter Zusammenhang unter ihnen war! Margaretha ließ ihre Soldaten marschiren (1567), und die Truppen der Geusen wurden zum Schrecken der Calvinisten zusammengehauen.

Endlich fiel Margaretha auf ein Mittel, wodurch sie ihre Freunde von ihren heimlichen Feinden unterscheiden könnte, und die letzteren zwänge, sich bestimmt zu erklären. Sie verlangte von den Häuptern des Adels einen Eid, daß sie den katholischen Glauben befördern, die Bilderstürmer verfolgen und Ketzerei aller Art nach besten Kräften ausrotten wollten. Viele leisteten ihn, auch Egmont, der sich durch die Gnade des Königs ganz sicher hatte machen lassen. Hoorne verweigerte ihn, weil er, wie er sagte, still auf seinen Gütern lebte und also mit der Regierung nichts mehr zu thun hätte. Brederode legte lieber seine Aemter nieder, um keinen Meineid zu schwören, und Oranien — entschloß sich, sein Vaterland zu verlassen, um es zu einer glücklichern Zeit wieder zu betreten. Er sah wohl, daß bei der Uneinigkeit der Geusen und der Verblendung Egmonts mit Gewalt nichts auszurichten wäre; er wußte, daß sich Herzog Alba bereits mit einem Heere nähere, um den Freiheitssinn der Niederländer unter die Füße zu treten. Wartete er erst Alba ab, so war er verloren; Philipps Gesinnungen waren ihm nicht unbekannt. Aber ehe er ging, wünschte er noch einmal seinen Freund Egmont zu warnen, der so sicher seinem Untergang entgegenging. Die Zusammenkunft wurde gehalten. Egmont bestürmte Oranien zu bleiben. „Es wird dir deine Güter kosten, Oranien, wenn du auf deinem Entschlusse beharrst," rief endlich Egmont, — „Und dir," antwortete Oranien, „dein Leben, Egmont, wenn du den deinigen nicht änderst. Ich werde, wie mir es auch gehen wird, den Trost haben, daß ich dem Vaterlande und meinen Freunden mit Rath und That habe beistehen wollen in der Noth; du aber wirst Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen." Noch einmal bat ihn Oranien mit allem Feuer einer zärtlichen Besorgniß, dem Ungewitter, welches heranzöge, auszuweichen. Aber Egmont erwartete von der Zukunft nur das Beste, und konnte sich nicht entschließen, sein gemächliches Wohlleben zu verlassen und von seiner zärtlich geliebten Frau und seinen ihm so theuern Kindern Ent-

behrungen zu verlangen, die durch eine Flucht nöthig geworden wären. „Nimmermehr wirst du mich bereden, Oranien,“ sagte er, „die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen. Was kann auch der König mir anhaben? Er ist gütig und gerecht, und ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben.“ — „Wohlan!“ rief Oranien mit Unwillen und innerm Schmerze, „so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit. Aber mir sagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, daß sie mich betrüge! — daß du die Brücke sein werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land kommen, und die sie abbrechen werden, wenn sie hinüber sind.“ — Innig drückte er ihn noch einmal an sein Herz. Lange, als wäre es für das ganze Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet, Thränen entfielen ihm; sie sahen einander nicht wieder! — Gleich am folgenden Tage schrieb er der Statthalterin seinen Abschiedsbrief und ging auf seine Güter im Nassauischen. Ihm folgten viele Gleichgesinnte nach; denn mit größerer Strenge verfuhr jetzt Margaretha gegen die Calvinisten; viele flohen, andere starben durch die Hand des Henkers. Den reformirten Predigern wurde angedeutet, binnen 24 Stunden das Land zu räumen. Alle Straßen waren mit Flüchtlingen bedeckt, die ihrer Religion zu Ehren ihr Liebstes verließen und für sie ein glücklicheres Land suchten. Dort nahmen Männer von ihren Weibern, Väter von ihren Kindern ein ewiges Lebewohl; hier führten sie dieselben mit sich. Die Städte glichen einem Trauerhause. Aus den Balken der durch die Bilderstürmer zerstörten Kirchen wurden Galgen gebaut für die, welche sich an ihnen vergriffen hatten. Alle Hochgerichte waren mit Leichnamen, alle Gefängnisse mit Todesopfern, alle Landstraßen mit Flüchtlingen angefüllt. Keine Stadt war so klein, daß in ihr in dem mörderischen Jahre 1567 nicht an 50—300 zum Tode geführt worden wären. Jetzt hielt es auch Brederode für gerathen, zu entfliehen; er entkam nach Emden, wo er das Jahr darauf starb.

Nun war die Ruhe wieder hergestellt; wer nicht todt oder geflohen war, wurde durch die Furcht in Unthätigkett erhalten, und Margaretha berichtete an den König, alles sei ruhig; er möchte also doch ja den Herzog von Alba, der schon mit einem Heere unterwegs war, zurückrufen, weil seine Ankunft nur die Ruhe wieder stören könnte. Aber in Madrid war es anders beschlossen. Philipp und Alba wollten die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, Blut in Strömen zu vergießen. Jetzt sei zwar, hieß es daher,

der Tumult gestillt, aber nur aus Furcht; man müsse den Rebellensinn den Niederländern ganz austreiben. Mit 10,000, zu jeder Gewaltthat aufgelegten Soldaten erschien der Herzog von Alba in den Niederlanden. Angst und Schrecken waren ihm vorangeeilt; denn er war ein würdiger Diener seines Herrn. Er hatte sich erprobt als ein Staatsmann und Feldherr von unerschütterlicher Consequenz, aber auch als ein Mann ohne Rücksicht und Erbarmen. Er war es, der über den gefangenen Kurfürsten von Sachsen (S. 46) das Todesurtheil ausgesprochen hatte. „Jeder war bei ihm ein Gotteslästerer, ein Majestätsschänder; denn aus diesem Kapitel konnte man sie alle gleich rädern, pfählen und verbrennen; kein Ton so gelbbraun, gallenschwarz, wie Alba's Gesichtsfarbe, und als die Farbe, aus der er malte.“ Nie kam in sein Gesicht ein Lächeln, nie in sein Herz ein Gefühl der Menschlichkeit.*) Wer nur irgend fliehen konnte, war geflohen. Die bloße Annäherung des spanischen Heeres hatte die Niederlande um 100,000 Bürger entvölkert, und diese allgemeine Flucht dauerte noch immer fort.

Der 22. August 1567 war der Tag, an welchem Alba an den Thoren von Brüssel erschien. Sobald er seinen Einzug gehalten hatte, nahm er von der Statthalterschaft Besitz, die Margaretha nur noch dem Namen nach behielt. Kaum zeigten sich seine Leute auf den Gassen, so eilten alle Einwohner in ihre Häuser, schoben die Riegel vor und die Stadt schien wie ausgestorben. Klopfte jemand an ein Haus, so erschraken die Bewohner, weil sie glaubten, es sei ein Gerichtsdiener. Vor allem lag dem Herzoge daran, die Häupter des Adels zu fangen; er stellte sich daher recht freundlich, so daß Egmont ganz treuherzig wurde und selbst Hoorne wieder nach Brüssel kam. Alba berief einen großen Staatsrath zusammen; auch Egmont erschien. Nachdem die Uebrigen schon wieder auseinander gegangen waren und auch Egmont gehen wollte, um mit Alba's Sohn ein angefangenes Spiel auszuspielen, trat ihm ein Hauptmann in den Weg, forderte ihm den Degen ab

*) Schiller im Don Carlos:

Ein Alba, sollt' ich meinen, war der Mann,
Am Ende aller Tage zu erscheinen!
Dann, wann des Lasters Riesentrotz die Langmuth
Des Himmels aufgezehrt, die reiche Ernte
Der Missethat in vollen Halmen steht,
Und einen Schnitter sonder Beispiel fordert,
Dann steht ein Alba ganz an seinem Platz! —

und eine Schaar Soldaten umringten ihn. Einen Augenblick stand er sprachlos da. „O Oranien! Oranien!“ rief er dann schmerzhaft aus, gab seinen Degen und sprach weiter: „So nimm ihn hin! Weit öfter hat er ja des Königs Ruhm vertheidigt, als meine Brust beschützt!“ — Auch Hoorne wurde auf dem Wege nach Hause verhaftet. Seine erste Frage war nach Egmont. Als man ihm erzählte, dieser sei auch verhaftet, ergab er sich. „Von ihm habe ich mich leiten lassen,“ sprach er: „es ist billig, daß ich sein Schicksal mit ihm theile.“ Allgemeiner Schrecken überfiel die Einwohner von Brüssel und 20,000 verließen auf die Nachricht von Egmonts Verhaftung die Niederlande. So verlor das Land für immer eine große Zahl seiner geschickten Einwohner, welche die Kunst, Wolle zu weben, nun nach England und Deutschland brachten. Glücklich waren die, welche noch entrannen, denn Alba ließ die Häfen sperren und setzte Todesstrafe auf die Auswanderung.

Daß Alba sogleich die Inquisition mit aller ihrer Strenge wieder herstellte, versteht sich von selbst. Aber er machte auch bekannt, daß alle, welche in irgend einer Berührung gestanden mit den Geusen, oder an den calvinistischen Predigten Theil genommen hatten, des Verbrechens der beleidigten Majestät im höchsten Grade schuldig wären. Hiernach wären die Güter und das Leben aller in seinen Händen, und wer eins oder beides rettete, empfing es nur als ein Geschenk seiner Großmuth. Dann setzte er ein Gericht nieder, welches über die vorgefallenen Unruhen erkennen sollte. Er selbst war Vorsteher desselben und nach ihm Vargas, ein Spanier, welchen sein Vaterland wie eine Pestbeule ausgestoßen hatte, ein schamloser, verhärteter Bösewicht, der ebenso blutgierig als habsüchtig war. In diesem Gerichte wurde über das Leben der Niederländer mit empörendem Leichtsinne abgeurtheilt, und man erzählt, daß einer der Richter, der oft in den Sitzungen zu schlafen pflegte, dann, wenn die Reihe an ihn kam, sein Urtheil zu sagen, und er dazu geweckt wurde, ohne Weiteres rief: „An den Galgen! an den Galgen!“ so geläufig war ihm dieses Wort geworden. Oft wurden 20—50 aus einer Stadt zugleich vorgefordert. Die Reichen traf der Donnerschlag am ersten. Manche angesehene Kaufleute, die über ein Vermögen von 60—100,000 Thaler zu gebieten hatten, sah man hier wie gemeines Gesindel mit auf den Rücken gebundenen Händen an einem Pferdeschweife zur Richtstätte geschleift werden; in Valenciennes wurden einmal 55 zugleich enthauptet. Die Gefängnisse waren bald zu enge für

die Menge der Verbrecher; täglich wurden Schuldige und Unschuldige, Arme und Reiche gehängt, geköpft, geviertheilt oder verbrannt, und das Vermögen der Unglücklichen fiel dem Staatsschatze anheim. Mit Recht nannte das Volk dies Gericht den Blutrath. — Durch das eigenmächtige Verfahren Alba's fühlte sich die Herzogin Margaretha von Parma tief gekränkt. Was sollte sie länger Statthalterin heißen, wenn sie es nicht war? Sie hielt bei Philipp um ihren Abschied an und erhielt ihn in den gnädigsten Ausdrücken. Mit ihr schwand den Niederländern die letzte Hoffnung; denn so unzufrieden diese auch sonst mit ihr gewesen waren: als ein Engel des Lichts erschien sie ihnen neben einem Alba.

Dieser ließ den Prinzen von Oranien vorladen; aber er war klug genug, nicht zu erscheinen. Dagegen wurden die beiden Grafen, Egmont und Hoorne, zum Tode verurtheilt, weil sie dem Prinzen von Oranien angehangen, den Geusen Vorschub gethan und in Hinsicht der Evangelischen ihre Pflicht nicht erfüllt hätten, also des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig wären. Beide hörten das Todesurtheil mit männlicher Standhaftigkeit an. Egmont, so wie er immer voll Hoffnung war, hoffte auch noch, selbst auf dem Blutgerüste, auf Begnadigung.*) Als man aber sagte, daß er vergebens hoffte, kniete er nieder, küßte ein silbernes, ihm von dem Bischofe dargereichtes Crucifix, und indem er die Worte sprach: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" fiel das Beil und machte seinem Leben ein Ende (1568). Gleich nach ihm bestieg Hoorne das Blutgerüst und starb auf dieselbe Weise. Beide Körper wurden dann in Särge gelegt, die Köpfe aber — so wollte es Alba — zwei Stunden lang auf Pfähle gesteckt und dem Volke zur Schau gestellt. Tief erschüttert waren alle; selbst die Roheit der spanischen Soldaten konnte den Thränen nicht widerstehen. Ganz Brüssel, wo die That geschah, betrauerte die beiden erhabenen Männer, und konnte der Haß gegen Alba noch größer werden, so wurde er es hierdurch.

*) „Süßes Leben! Schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens! Von dir soll ich scheiden! So gelassen scheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräusche der Waffen, in der Zerstreuung des Getümmels giebst du mir ein flüchtiges Lebewohl. Du nimmst keinen eiligen Abschied, verkürzest nicht den Augenblick der Trennung. Ich soll deine Hand fassen, dir noch einmal in die Augen sehen, deine Schönheit, deinen Werth recht lebhaft fühlen, und dann mich entschlossen losreißen und sagen: Fahre hin!" — (Worte Egmonts in Goethe's Trauerspiel: Egmont.)

Die vielen ausgewanderten Niederländer blieben indessen nicht unthätig. Die unternehmendsten, welche nach England gegangen waren, verschafften sich eine Anzahl Schiffe, mit denen sie nicht nur die spanischen auf der See wegkaperten, sondern auch selbst den Hafen Briel an der Mündung der Maas wegnahmen. Man nannte sie Meergeusen. Sogleich machte sich Wilhelm von Oranien auf, warb Truppen und fiel in die Niederlande ein. Daraus entstand ein langwieriger Krieg, dessen Begebenheiten und Wechsel wir hier nicht verfolgen wollen. Nach sechs Jahren verließ Alba, mit dem Fluche der unglücklichen Niederländer beladen, Brüssel und kehrte nach Spanien zurück. Man rechnet, daß in dieser Zeit wenigstens 18,000 Niederländer auf dem Blutgerüst gestorben sind! Welche Last mußte auf seinem Gewissen liegen! — Unter mehreren ihm folgenden Statthaltern (Don Zuniga y Requesens 1573—76, Don Juan d'Austria 1576—78, Alexander von Parma, der Margaretha Sohn, 1578—92) währte der Krieg fort. Die freiheitliebenden Einwohner führten ihn mit einer ungeheuern Anstrengung. Jedermann hatte geglaubt, sie müßten den sieggewohnten spanischen Legionen unterliegen; aber auch hier sah man wieder, welche Kraft ein Volk hat, welches für seine Freiheit streitet, während die Spanier sich nur auf Befehl ihres Königs herumschlugen. Die nördlichen Provinzen schlossen 1579 die Utrechter Union und verbanden sich dadurch, einander mit Leib, Gut und Blut gegen alle Gewalt beizustehen. Bald traten andere hinzu, bis die sieben vereinigten Staaten beisammen waren, die sich nun vom König von Spanien lossagten. Wilhelm von Oranien wurde von mehreren der nördlichen Provinzen, die sich die Spanier zuerst vom Halse schafften, zum Statthalter gewählt, und gewiß wäre es dem thätigen Manne zu gönnen gewesen, die gänzliche Befreiung vom spanischen Joche zu erleben. Aber er erlebte sie nicht. Ein verruchter Mensch, Balthasar Gerard, aus der Franche-Comté gebürtig, brachte ihn, von den Jesuiten auf Befehl Philipps dazu angestiftet, 1584 in Delft ums Leben; denn Philipp hatte einen Preis von 25,000 Thaler auf Oraniens Kopf gesetzt. Aber er hinterließ einen Sohn, Moritz von Oranien, der ein noch größerer Kopf als sein Vater war. Zwar war er erst 17 Jahre alt, da sein Vater starb; aber er gehörte zu den Menschen, die sich gleich in die ihnen angewiesene Lage zu finden wissen, als wenn sie schon eine lange Erfahrung darin hätten. Der Krieg dauerte noch lange fort, selbst noch nach Philipps II. Tode,

bis beide Theile gleich sehr den Frieden herbeiwünschten. Ein förmlicher Friede wurde nun zwar nicht geschlossen, und 1609 kam es zu einem bloßen Waffenstillstand in Antwerpen zwischen den Spaniern und Niederländern auf 12 Jahre, aber dieser Stillstand galt den letzteren mit Recht als ein Friede, weil die Spanier darin die sieben nördlichen Provinzen für frei erkennen mußten. Diese sieben hießen: Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Overyssel (sprich Overeissel), Gröningen und Friesland, und blieben bis zur Zeit der ersten französischen Revolution eine Republik unter dem Namen der sieben vereinigten Provinzen.

Nach Ablauf des Waffenstillstandes griffen die Spanier zwar wieder zu den Waffen; aber die Holländer behaupteten ihre Ueberlegenheit zur See. 1628 wurde eine ganze spanische Silberflotte von Peter Hayn weggenommen; 1629 vernichtete Tromp die stärkste Flotte, welche die Spanier je nach den Dünen gesandt hatten, vollständig. Auch zu Lande blieben sie siegreich.

Endlich wurden die spanisch-niederländischen Händel auf dem großen europäischen Congreß zu Münster mit erledigt (1648).

Von Philipp ist noch einiges zu sagen. Daß ein solcher Mann nicht glücklich in seiner Familie leben konnte, wird jeder leicht denken. Er hatte nacheinander vier Frauen; von der ersten war ihm ein Sohn geboren, Don Carlos, sein einziger damals, und doch erlebte er — das Härteste was Eltern begegnen kann — keine Freude an ihm.*) Er war ein trotziger, jähzorniger und herrschsüchtiger Mensch, der selbst seinen Vater, den König, heftig haßte und dies so unverhohlen zeigte, daß er den Verdacht erweckte, er trachte ihm nach dem Leben. Schon sein Aeußeres war widerwärtig, und von Kindheit an sein Geist und sein Körper schwach. Philipps argwöhnisches Gemüth machte freilich die Sache noch ärger; denn er hatte damals, als ihm Carlos so vielen Verdruß machte, gerade seine dritte Frau, Elisabeth, eine Tochter der berüchtigten Katharina von Medicis. (Als Elisabeth zum ersten Male nach Toledo kam, wurde ihre Ankunft gleich den folgenden Tag durch ein Autodafé gefeiert, dem sie beiwohnen mußte.) Sie

*) Don Carlos darf nicht nach Schillers Trauerspiel gleiches Namens beurtheilt werden. Der geschichtliche Charakter dieses Prinzen war wild und leidenschaftlich. Schon als Kind machte es ihm Vergnügen, Thiere lebendig braten zu sehen, und einen Schuhmacher, der ihm enge Stiefeln gemacht hatte, zwang er, das zerhackte und gekochte Leder aufzuessen.

war mit Carlos fast von gleichem Alter und früher für ihn bestimmt gewesen. Gleich dachte Philipp, daß sie den Carlos lieber haben würde als ihn, und seitdem hatte die Frau keine Ruhe vor seinem Argwohne. Alles dies erbitterte ihn mehr und mehr, und es kam endlich zwischen ihm und Carlos zu einem förmlichen Bruche, den besonders die gehässigen Einflüsterungen der Jesuiten herbeiführten. Philipp erfuhr, Carlos wolle fliehen, vermuthlich nach Deutschland zu Maximilian II. In einer Nacht, als sich Carlos mit seinen Kammerherren noch unterhielt, trat der König plötzlich mit wenigen Begleitern in sein Zimmer, ließ seine Papiere und andere Sache wegnehmen, die Fenster zunageln und ihn einschließen.*) Die Heftigkeit des Prinzen zog diesem ein heftiges Fieber zu, an welchem er sechs Monate nach seiner Einschließung starb. Neuere Untersuchungen haben bewiesen, daß er nicht enthauptet wurde; auch daß er vergiftet sei, ist nicht wahrscheinlich. — Bald darauf starb auch Elisabeth, nach der Volksmeinung durch Vergiftung, wahrscheinlich aber in Folge eines längeren kränklichen Zustandes. Beides geschah 1568, in demselben Jahre, wo Egmonts und Hoorne's Köpfe fielen. Welch ein blutiges Jahr! Mit Gift wußte Philipp trefflich umzugehen. Er nannte das Gift ein requiescat in pace, d. i. ruhe in Frieden! Gegen seine treuesten Diener war er undankbar: Egmont, der ihm zwei Schlachten gewonnen hatte, wurde enthauptet, Don Juan d'Austria, sein Halbbruder, ein trefflicher Feldherr, vergiftet; Alba selbst mußte zwei Jahre in der Verbannung leben.

Die einzige Unternehmung, welche dem finstern Philipp glückte, war die Eroberung von **Portugal**. Hier starb die gerade Linie des Königshauses aus. König Sebastian, welcher bei dem Tode seines Großvaters, Johann III., erst drei Jahre alt gewesen und von den Jesuiten erzogen worden war, fing ohne Noth, nur aus Religionshaß, einen Krieg mit dem Kaiser von Marocco an und wurde 1578 bei **Alcassar** in Afrika an einem furchtbar heißen Tage von den Mauren geschlagen. Er selbst verschwand von diesem Tage an, ohne daß jemand von seinem Schicksal Auskunft geben konnte. Wahrscheinlich war er im Kampfe gefallen. Zwar war

*) Als Philipp den Inquisitoren seinen Sohn übergab, sprach er: „Nehmt keine Rücksicht auf den Rang des Prinzen. Thut eure Schuldigkeit; denn wisset, daß der Eifer für die Religion längst alle väterliche Liebe in meiner Seele erstickt hat!" Welches schreckliche Bekenntniß!

noch ein alter Großoheim da, Cardinal Heinrich, der den Thron bestieg; da er aber schon 1580 starb, so verdrängte Philipp II. die übrigen Verwandten und erklärte, daß er als Sohn einer portugiesischen Prinzessin das nächste Recht habe. Nun wollten ihn zwar die Portugiesen nicht haben, und wer hätte den Tyrannen auch wohl haben wollen? Aber danach fragte er nichts. Er schrieb an sie: „Die Macht der Könige kommt von Gott; ihre Würde verstattet nicht, sich der Beurtheilung der Unterthanen zu unterwerfen. Die Rechtmäßigkeit der Fürsten hängt nicht von der Meinung des Volks ab. Meine Ansprüche auf den portugiesischen Thron habt ihr nicht erst zu untersuchen. Als Rebellen werde ich diejenigen behandeln, die sich meiner Macht widersetzen werden." Er schickte seinen Alba mit einem Heere hin und dieser unterdrückte bald die Widersprüche der Einwohner. 60 Jahre (bis 1640) lang blieben die Spanier Herren der Portugiesen, und während dieser Zeit verfiel der sonst so blühende Seehandel fast ganz; die meisten und schönsten ihrer Colonien gingen verloren. Das geschah 1580. Acht Jahre später rüstete Philipp die Armada gegen England aus, deren Schicksal bereits erzählt worden ist.

In den letzten Jahren seiner Regierung war sein sonst so blühendes Reich so herabgekommen, daß er überall im Auslande Geldsummen schuldig war und nicht einmal die Interessen aufbringen konnte. Er, der Besitzer der reichen Gold- und Silberbergwerke von Peru und Mexiko, mußte Geistliche im Lande umherschicken, um eine Beisteuer für ihn zu sammeln. Oft hatte er nicht so viel, daß er seine Bedienten kleiden und bezahlen konnte. Die meisten Summen hatte der niederländische Krieg verschlungen, viel auch der Bau des prächtigen Klosters Escorial gekostet, welches er mit verschwenderischer Pracht aufbauen ließ. Da liegt er begraben. Er starb 1598. Philipp hatte eine schöne Gestalt; sein Blick war stolz und drohend. Selbst muthige Männer nahten sich ihm bebend; niemand wagte dem Furchtbaren zu widersprechen. Wie die Vorsehung auch das Böse zum Guten lenkt, wer könnte das bei Philipps Geschichte verkennen? Hätte ein weniger harter, despotischer, grausamer König damals auf Spaniens Thron gesessen, so würden die Niederländer sicherlich nicht ihre Freiheit errungen haben. Eben so beförderte auch die Widersetzlichkeit seines Charakters den Fortgang der Reformation.

Bei Gelegenheit der Niederländer mag hier noch ein schöner Zug der weiblichen Treue stehen. Nachdem die Niederländer sich

von der Herrschaft der Spanier losgemacht hatten, brachen, wie das in Freistaaten gewöhnlich ist, bald Streitigkeiten unter den Bürgern aus. Es lebten nämlich damals in Leyden zwei theologische Professoren, Arminius und Gomarus, die miteinander über die Lehre vom göttlichen Rathschlusse in Streit geriethen. Jener behauptete: Gott wolle, daß alle Menschen zur Seligkeit gelangten; darum vergebe er allen, die ihre Sünden aufrichtig bereuten und ihre Hoffnung auf Jesus setzten, und schenke ihnen das ewige Leben. Dem aber widersprach Gomarus: Gott habe von Ewigkeit her bestimmt, welche Menschen selig und welche verdammt werden sollten; jene ziehe er zur Besserung, diese dagegen müßten in ihren Sünden verbleiben. Bald nahm das ganze Land an diesem Streite Theil; auf allen Kanzeln, in allen Schenken hörte man die Lehre vom göttlichen Rathschlusse heftig vertheidigen oder bestreiten. Das Auffallendste dabei war daß die meisten sich für den starren Gomarus, nur die kleinere Zahl sich für den sanftern Arminius erklärten. Die Arminianer überreichten den Staaten von Holland eine Schrift — Remonstrantie — in welcher sie baten, daß dieselben sie auf einer Synode frei anhören oder wenigstens ihren Gegnern Stillschweigen auflegen möchten. Die Gomaristen antworteten darauf mit einer sehr heftigen Contraremonstrantie, in der selbst Schimpfwörter nicht gespart waren. Beide Parteien erhielten nun die Namen der Remonstranten und Contraremonstranten. Bald wurde auch die Politik eingemischt. Der alte, ehrwürdige Rathspensionär von Holland, Oldenbarneveldt, der größte Staatsmann der Niederlande, hatte sich für die Remonstranten erklärt; darum trat Moritz von Oranien, sein Gegner, auf die Seite der Contraremonstranten. Auf Oldenbarneveldts Rath befahlen die Staaten von Holland den Geistlichen, den Streit nicht mehr auf die Kanzel zu bringen und sich überhaupt einander mit Liebe und Einigkeit zu begegnen. Die Remonstranten waren dazu gleich bereit, aber die Contraremonstranten widersprachen: sie ließen sich das Predigen der Wahrheit nicht verbieten. Endlich ging Moritz so weit, die Häupter der Remonstranten, namentlich Oldenbarneveldt, verhaften zu lassen (1618). Zu ihnen gehörte auch einer der ausgezeichnetsten Gelehrten, Hugo de Groot, gewöhnlich Hugo Grotius genannt, der so große Talente besaß, daß er schon im 15. Jahre über die schwersten Sätze der älteren Gelehrten disputirte und im 17. Jahre den ersten Proceß für jemand führte. Aber weil er dem Statt-

halter sich widersetzt hatte, wurde er auf Lebenszeit auf ein festes Schloß gesetzt, wo man ihn in ein enges Zimmer einsperrte. Doch hatte seine Frau, Maria von Reigersberg, die Erlaubniß, ihn zu besuchen, und dann und wann ließ er sich auch Vorräthe von Büchern holen, die er zu seinen Studien gebrauchte. Das benutzte seine kluge Frau, ihn zwei Jahre darauf zu befreien. Eines Tages rief sie auch ein paar Träger und befahl ihnen, einen großen, schweren Bücherkasten fortzutragen. Den Leuten fiel das nicht auf; denn sie hatten das ja schon oft gethan. Aber in dem Kasten waren diesmal keine Bücher, sondern de Groot selbst, den seine Frau, die den Kasten natürlich begleitet hatte, gleich aufmachte, sobald die Träger ihn hingesetzt hatten und fort waren. Auch haben ihn seine Feinde nie wiederbekommen, und er bekleidete bis an seinen Tod (1645 in Rostock) im Auslande mehrere angesehene Stellen. Oldenbarneveldt wurde zum Tode verurtheilt. Am Abend vor seiner Hinrichtung schrieb er an die Seinigen: „Sehr liebe, geliebte Hausfrau, Kinder, Schwiegersöhne und Enkel, ich grüße euch insgesammt sehr freundlich. In dieser Stunde empfange ich eine sehr schwere und traurige Nachricht; daß ich alter Mann für alle meine Dienste, die ich dem Vaterlande so viele Jahre lang treu und redlich erwiesen, mich vorbereiten muß, morgen zu sterben. Ich tröste mich in Gott dem Herrn, der ein Kenner der Herzen ist und alle Menschen richtet, und bitte euch, dasselbe zu thun. Lebt mit einander in Liebe und Friede, und bittet Gott den Allmächtigen für mich, daß er uns alle gnädiglich in seinen Schutz nehme. Aus meiner Kammer der Betrübniß 12. Mai 1619." Auf dem Blutgerüst sprach er: „Männer! glaubt nicht, daß ich ein Landesverräther bin. Ich habe aufrichtig und fromm als ein guter Patriot gehandelt, und so will ich sterben." — Moritz starb sechs Jahre später, 1625.

98. Gustav Wasa, 1520.

Wir müssen um 100 Jahre wieder zurückgehen, um eine in Schweden vorgefallene wichtige Begebenheit zu betrachten. Während der letzten Regierungsjahre Maximilians I. in Deutschland saß auf dem dänischen Throne König Christian II., ein grausamer, gewaltthätiger Mann, der zwar nicht so herzlos als Philipp II. war, aber doch nie Bedenken trug, Menschen aufzuopfern, wenn sein Vortheil dabei gewann. Die drei nordischen Reiche

Dänemark, Norwegen und Schweden waren 1397 durch die Calmarische Union unter einen Herrscher vereinigt worden; Margaretha, Königin von Dänemark und Norwegen, hatte diese Vereinigung durchgesetzt. Allein diese Union hatte keine Festigkeit. Schweden fiel nach etwa fünfzig Jahren wieder ab und wurde von Reichsvorstehern regiert. Ein solcher Reichsvorsteher war Sten Sture, ein tüchtiger Mann, der das Reich trefflich regierte, aber nicht hindern konnte, daß eine Uneinigkeit entstand. Uneinigkeit zerrüttet jedes Hauswesen, wie viel mehr nicht jedes Reich. Die Feinde des Reichsvorstehers, besonders der Erzbischof von Upsala, Gustav Trolle, riefen Christian II. herbei und boten ihm an, ihn als König zu erkennen. Er setzte geschwind mit einem Heere über. Sten Sture ging ihm zwar entgegen, wurde aber geschlagen und verlor durch einen Kanonenschuß sein Leben, worauf die Schweden Christian als ihren König annahmen, viele freilich nur mit bitterm Unwillen. Das geschah 1520, in demselben Jahre, wo Gustav Wasa in der Geschichte auftritt.

Eigentlich hieß er Gustav Erichson und stammte von den alten Königen von Schweden ab. Sein Vater war ein schwedischer Senator und gab seinem Sohne eine recht gute Erziehung, die das beste Erbtheil ist, welches Aeltern ihren Kindern hinterlassen können. Als er erwachsen war, zeichnete er sich im Kriege gegen die verhaßten Dänen aus, bis Christian ihn nebst fünf Reichsräthen heimtückischer Weise gefangen nahm und nach Dänemark entführte. Anfangs wurde er in ein enges Gefängniß zu Kopenhagen gesperrt; nachmals aber nahm ihn ein Verwandter, Namens Banér, zu sich und verbürgte sich mit einer Summe von 6000 Thalern für ihn. Indessen ging der Krieg zwischen Christian und den Schweden fort; Sten Sture wurde, wie schon erzählt, erschossen und das Land unterwarf sich. Nur Stockholm nicht. Hier stellte sich eine unternehmende Frau, Sten Sture's Wittwe, Christina, an die Spitze und vertheidigte sieben Monate lang die Stadt gegen alle Angriffe der Dänen, bis sie zuletzt, von allen verlassen, sich unterwerfen mußte. Erichson erfuhr dies alles in seinem Verbannungsorte. „Wie!" dachte er, „eine Frau kämpft so heldenmüthig für dein Vaterland, und du mußt hier unthätig die Hände in den Schooß legen!" Er beschloß zu fliehen, verschaffte sich Bauernkleider und schloß sich an einige deutsche Viehhändler an, welche Ochsen aus Jütland geholt hatten und ihn als Ochsentreiber annahmen. So kam er auch nach Lübeck. Hier war sein

erstes, daß er sich aufs Rathhaus begab, seinen Namen nannte und um Schutz bat. Lübeck war damals eine sehr reiche, mächtige Stadt, das Haupt der Hansa und heimlich eine Feindin des Königs von Dänemark. Während die Rathsherren noch überlegten, was zu thun sei, kam Banér an, um den Flüchtling zurückzuholen, und verlangte seine Auslieferung. Er schalt den Gustav einen treulosen, undankbaren Menschen; dieser entschuldigte sich: er habe fliehen müssen und würde ihm die verbürgte Summe wiedererstatten. Die Rathsherren entschieden endlich für — Banér, und dieser wollte schon mit Erichson abziehen, als der Bürgermeister Bröms vortrat und vorstellte, die Klugheit und Rechtlichkeit zugleich erforderten, daß sie sich Erichsons annähmen. Seine Stimme drang durch, und nach sieben langen Monaten erhielt Erichson endlich heimlich ein Schiff, welches ihn nach Schweden übersetzte. Wie froh war er nun, als er den theuern vaterländischen Boden wieder unter den Füßen hatte! Aber sein erstes Auftreten versprach wenigen Erfolg. In der Stadt Calmar fand er eine schlechte Aufnahme, und der schwedische Commandant drohte ihm, er würde ihn an Christian ausliefern, wenn er nicht gleich wegginge. Geschwind zog Erichson seine Bauernkleider wieder an und wanderte weiter, immer von lauernden Feinden verfolgt. Sein Nachtlager mußte er bald im Walde, bald im Korne nehmen und mehr als einmal war er in Gefahr, erkannt zu werden. Sonntags, wenn die Bauern müßig dastanden, gesellte er sich zu ihnen und ermunterte sie, doch die Waffen gegen die Dänen zu ergreifen; aber keiner wollte ihn anhören. So kam er endlich zu seinem Schwager, dem Reichsrathe Brahe. Aber auch hier predigte er tauben Ohren. Brahe wollte eben nach Stockholm reisen, dem Könige zu huldigen, und er sowohl als seine Frau baten Erichson flehentlich, doch nicht sie und sich ins Unglück zu stürzen. Wie seufzte er über die feigen Seelen! Er reiste wieder ab und ging auf ein Gut seines sich in Stockholm befindenden Vaters, Räfnäs. Hier lebte er eine Zeit lang einsam und in tiefer Verborgenheit.

Indessen bereitete Christian dem hohen schwedischen Adel ein schreckliches Schicksal. Er glaubte, daß er, so lange die schwedischen Edelleute lebten, nicht ruhig regieren könnte, und entschloß sich, sie umbringen zu lassen. Nur eins beunruhigte ihn dabei: er hatte ihnen versprochen, sich nicht wegen ihrer frühern Widersetzung an ihnen zu rächen. Da schlug sein Beichtvater, Slaghöck, ein Westphälinger, der es von einem Barbiergesellen bis zu einem

Erzbischof gebracht hatte, vor, er könne ihnen ja als König sein Wort halten, aber als Vollzieher des päpstlichen Bannes — denn der Papst hatte die Schweden in den Bann gethan — müsse er sie bestrafen. Das fand Christian recht schön und schritt schnell zur Ausführung. Vier Tage nach der Krönung, noch während der damit verbundenen Gastereien, setzte er plötzlich ein Gericht nieder, vor welchem die edle Christina, die Reichsräthe und der Magistrat von Stockholm verklagt wurden, und die Richter sprachen das Urtheil, daß alle das Leben verwirkt hätten. Gleich stürzten Soldaten in den Gerichtssaal und bemächtigten sich der Verurtheilten, die so lange auf dem Schlosse warten mußten, bis die Anstalten zur Hinrichtung vollendet waren. In größter Eile wurden auf allen Plätzen der Stadt Galgen errichtet. Nach zwei Tagen wurde ausgerufen, daß alles Volk sich in den Häusern verhalten sollte, und Kanonen wurden aufgefahren. Dann öffneten sich die Thore des Palastes, und die Verurtheilten, denen man nicht einmal mehr das heilige Abendmahl bewilligt hatte, wurden hinausgeführt in den Prachtgewändern, in welchen sie zwei Tage vorher aufs Schloß zum Feste gekommen waren. Die größten Reichsbeamten, die Reichsräthe, zwei Bischöfe, die vornehmsten Edelleute und der ganze Magistrat von Stockholm gingen, von Henkern geführt, Paar und Paar zum Richtplatze (8. Nov. 1520). Es waren 94 Personen, die ausgezeichnetsten des Königreichs. Christian selbst sah aus einem Fenster des Rathhauses der Blutscene zu. Die Verurtheilten zeigten eine ruhige Fassung; das Volk dagegen, welches ungeachtet des Verbots die Straßen füllte, wehklagte laut, und viele wurden dafür von den dänischen Soldaten niedergehauen. Unter den Verurtheilten war auch Erichsons Vater. Das Blut floß im eigentlichen Verstande in Bächen vom Markte nach den anstoßenden Gassen, so daß diese Ermordung mit Recht das Stockholmer Blutbad genannt wurde. Christina, Sture's Wittwe, sollte wählen, ob sie verbrannt, ertränkt oder lebendig begraben werden wollte. Mit Mühe erhielt sie es, daß sie lebenslang in Ketten geschmiedet wurde. Viele geringere Bürger und die Bedienten der hingerichteten Edelleute wurden gehängt und ein Ritter gar gekreuzigt. Zwei Tage lang lagen die Leichen auf dem Platze und Christian selbst ging umher, sich an dem scheußlichen Anblicke zu weiden. Auch zwei kleine Knaben, deren Vater der König nicht leiden konnte, mußten sterben. Der eine war neun, der andere erst sechs Jahre alt, und zwar ließ er sie,

um sie recht zu martern, an den Haaren in die Höhe ziehen und so ihnen die Köpfe abschlagen. Selbst der Scharfrichter wurde durch das unschuldige Benehmen der Kinder so gerührt, daß er das Blutschwert wegwarf. Aber gleich fand sich ein anderer, der den Mord verrichtete und auch dem mitleidigen Scharfrichter den Kopf abhieb. Welche Ungeheuer!

Erichson erhielt in Räfnäs die Nachricht von dem Blutbade; sein Vater war auch mit gefallen. Er schauderte; aber er hatte keine Zeit, seiner Betrübniß nachzuhängen; denn Christians Soldaten suchten ihn überall; es war ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt und dem der Tod gedroht, der ihn aufnehmen würde. Daher fand er überall die Thüren verschlossen, und selbst ein Karthäuserkloster, welches seine Vorfahren gestiftet hatten, weigerte sich, ihn aufzunehmen. Wo sollte er nun hin? Da wandte er sich in das Gebirge, nach Dalarne oder Dalekarlien, von einem rauhen, aber tapfern, ehrlichen und aufrichtigen Menschenstamme bewohnt. Dort konnte er sich am besten verbergen; auch hoffte er bei den ehrlichen Dalekarliern am ersten Hülfe zu erhalten. Aber ehe er noch das Gebirge erreichte, traf ihn ein neuer Unfall. Der einzige Bediente, den er mitgenommen hatte, der treueste unter allen andern, ging ihm mit allen seinen Sachen durch, und nachdem ihm Erichson vergebens lange nachgesetzt war, mußte er zuletzt noch sein eigenes Pferd, weil es zu ermüdet war, mit dem letzten Gepäcke zurücklassen. Er hüllte sich in einen groben Bauernkittel, schnitt sich die Haare kurz ab, setzte einen runden Hut auf und wanderte, die Axt auf der Schulter, weiter. Eine Zeit lange arbeitete er in Falun in den Kupferbergwerken als Handlanger bei schmaler Kost; aber ungewohnt der schweren Arbeit in den feuchten Gruben, lief er Gefahr, seine Gesundheit zu verlieren, und suchte andere Dienste über der Erde. Er fand sie bei einem reichen Manne, Namens Pehrson, der ihn als Drescher annahm. Die Mitknechte merkten aber bald an seinen Sitten, daß er nicht bei dieser Arbeit hergekommen sei; auch entdeckte man, daß er ein feines Hemd trage. Pehrson faßte ihn nun scharf ins Auge und erkannte endlich in ihm seinen ehemaligen Universitätsfreund. Erichson erzählte ihm von dem stockholmer Blutbade und bat ihn mit Thränen, doch mit seinen Knechten die Waffen zu ergreifen. Aber Pehrson wagte es nicht, sondern rieth ihm vielmehr, ihn schleunig zu verlassen und tiefer ins Gebirge hineinzugehen.

So wanderte der arme Flüchtling weiter. Es war rauher

Winter und als er über einen gefrornen See hinwegging, brach er ein und rettete sich nur mit genauer Noth. Aber bald gerieth er in eine noch größere Gefahr. Er kam auf das Gut eines gewissen Arend Peterson, der ihn alsbald als seinen ehemaligen Befehlshaber erkannte und ihn sehr freundlich aufnahm, aber nur um ihn desto sicherer zu verrathen und den auf seinen Kopf gesetzten Preis zu verdienen. „Bleib!“ sprach Arend, und laß dir wohl sein! Ich will indessen hinausgehen und die Gemüther der Bauern erforschen.“ Aber der Treulose reiste schnell zum nächsten dänischen Commandanten, der ihm gleich 20 Mann mitgab, den unbesorgten Erichson einzufangen. Allein — Erichson war schon fort. Die Frau war besser als ihr Mann, hatte ihren Gastfreund vor der Gefahr gewarnt und ihm gar ein Pferd mit einem Schlitten zur schleunigen Flucht gegeben. So kam er zu einem ehrlichen Dorfprediger, der ihn von der Universität her kannte und nun acht Tage lang in seiner Kirche verbarg, bis er ihn mit Sicherheit zu einem zuverlässigen Bauer, Siven Nilson, unterbringen konnte. Hier wußten nur Nilson und seine Frau, wer ihr Gast sei, der übrigens mit den Knechten arbeitete. Indessen wußten die Dänen nun, daß Erichson sich in dieser Gegend aufhielte und schickten Streifwachen von Haus zu Haus, um ihn auszuspähen. Eben als er ruhig in der Stube stand und sich am Kamin wärmte, traten die dänischen Soldaten herein. Wie erschrak er! wie erschraken seine Wirthsleute! Aber die Frau wußte sich schnell zu fassen. Sie ergriff einen Spaten, gab ihm damit einen Schlag auf den Rücken und rief: „Du fauler Knecht! was stehst du hier und wärmst dich? Marsch! hinaus! an die Arbeit!“ So entging er der Wachsamkeit der Soldaten, die ruhig abzogen. Aber seine Ruhe war nun dahin; er wollte fort. Das hielt aber sehr schwer wegen der umherstreifenden Wachen. Der gute Nilson packte ihn endlich unter ein Fuder Stroh auf einen Wagen und fuhr ihn so fort. Aber, o Unglück! plötzlich sprengten dänische Reiter herbei! hielten den Wagen an und durchstachen das Stroh, aber auch das Bein des darunter vor Angst schwitzenden Erichson. Freilich rührte er sich nicht, so sehr auch die Wunde schmerzte; aber das Blut quoll nach und tröpfelte auf den weißen Schnee des Weges. Um nun die Wache zu täuschen, versetzte Nilson einem seiner Pferde heimlich einen Schnitt in die Schenkel und durch diese List wurde Erichson glücklich gerettet.

In Rättwick — so hieß der Ort, wohin er nun kam —

machte er den ersten Versuch, die Bauern zum Aufruhr zu bewegen. Sobald seine Wunde geheilt war, trat er in die Kirche, wo sie eben versammelt waren, erzählte ihnen, ohne sich zu erkennen zu geben, die Gräuelthaten von Stockholm und warnte sie vor den Dänen, die bald auch hierher kommen würden. Die Bauern wurden bewegt. Ja, meinten sie, wenn nur ihre Nachbarn zuerst zu den Waffen greifen wollten! Erichson freute sich über den ersten, wenn auch geringen Erfolg seiner Beredtsamkeit und reiste nach Mora, dem bedeutendsten Kirchspiele des Thallands. Die Dänen erfuhren indessen bald, was in Rättwick geschehen war, und setzten einen doppelten Preis auf seinen Kopf. Besonders zeichnete sich der Untervogt Nils Westgöte in der Nachspürung Erichsons aus und verbreitete, alles, was dieser erzählt habe, sei erlogen! Christian sei ein gütiger König und wolle ihre Steuern noch verringern. Aber plötzlich erschien ein Mann, der ehemals unter Erichson als Soldat gedient und nachher in Dalekarlien sich niedergelassen hatte. Er hatte von seines geliebten alten Herrn Erscheinung gehört, eilte zu ihm und schwur ihm zuerst den Eid der Treue. Dann ging er, um ihm seinen Eifer recht zu zeigen, nach dem Hofe, wo sich Westgöte aufhielt, und schlug ihn todt. Das war die erste Feindseligkeit, die den Krieg Erichsons gegen Christian eröffnete.

Als Erichson nach Mora kam, war es gerade Weihnachten, und die Einwohner waren daher sehr zahlreich versammelt; ein erwünschter Umstand für ihn. Er stieg auf einen Hügel und sprach hier mit hinreißender Beredtsamkeit zu dem Haufen. Er gab sich ihnen zu erkennen und schilderte ihnen die Ermordung der Vornehmsten des Reichs; nächstens, sagte er, würden die Dänen auch zu ihnen kommen und sie aus ihren Häusern treiben, wenn sie nicht schnell ihnen zuvorkämen. Er wollte sich an ihre Spitze stellen und mit ihnen siegen oder sterben. Die Thränen standen ihm dabei in den Augen und viele Bauern waren bewegt. Einige riefen: „Rache! Rache!“ — und wollten gleich zu den Waffen greifen; andere aber meinten, noch sei ihnen ja nichts geschehen; sie wollten erst abwarten, was ihre Nachbarn sagen würden, und riethen ihm, einen andern Zufluchtsort zu suchen. Aber ein Zufall brachte den Aufruhr bald zu Stande. Ein Haufe von 100 dänischen Soldaten kamen eben herbei. Sie hatten von der Versammlung in Mora gehört und hofften hier Erichson zu fangen. Allein die guten Einwohner von Mora hielten es für schimpflich, einen Mann aus ihrer Mitte wegschleppen zu lassen, der zu ihnen seine Zuflucht genommen

habe. Sie läuteten schnell die Sturmglocke. Die Nachbardörfer, zu denen der Wind den Schall hinübertrieb, läuteten auch und alsbald waren einige Tausend bewaffnete Bauern beisammen, die den Hof stürmten, wo sich die Dänen gelagert hatten. Diese wären verloren gewesen, hätten sie nicht schnell versprochen, Erichson in Ruhe zu lassen. Er machte sich nun geschwind davon und eilte noch tiefer in die Wildnisse hinein.

Kaum aber war er fort, so erschien ein anderer schwedischer Edelmann, Lars Orlosson, in Mora. Er bestätigte nicht nur alles, was Gustav erzählt hatte, sondern setzte noch hinzu: Christian würde nächstens eine Blutreise durch Schweden machen, auch ins Gebirg kommen und neue Steuern auflegen. Damit aber die Bauern sich nicht empörten, so würde er jedem einen Arm und ein Bein abhauen lassen. Die Dalekarlier standen erschrocken da und bedauerten, daß sie Erichson hätten ziehen lassen. Kaum aber hörte Orlosson, daß dieser sich in der Gegend aufhielt, als er ihnen versicherte, dieser und kein anderer sei dazu gemacht, die Schweden zu retten. Dies bestätigte ein dritter flüchtiger Edelmann, der Augenzeuge von dem Blutbade in Stockholm gewesen war. Seine Schilderung riß die Bauern bis zur Wuth fort. Sie schickten dem Gustav Eilboten mit Schlittschuhen nach. Er wurde auch bald eingeholt, zurückgebracht und mit Jauchzen empfangen. Zweihundert Mann erboten sich gleich mit ihm zu ziehen. Mit ihnen erstürmte er ein Bergschloß und vertheilte die darin gefundene Kasse unter sie. Das machte großes Aufsehen; wen nicht die Vaterlandsliebe antrieb, den lockte der Gewinn, und in wenigen Tagen waren schon 3000 Mann unter seinen Befehlen.

Sein Heer machte reißende Fortschritte. Indessen übergehen wir hier die einzelnen Vorfälle des Krieges. Es sei genug, zu sagen, daß sich immer mehr gut gesinnte Schweden zu den ehrlichen Dalekarliern schlugen. Die Dänen verloren eine Stadt, eine Provinz nach der andern und waren endlich zuletzt nur auf Stockholm beschränkt, welches Gustav zu Wasser und zu Lande belagerte; denn die entzückten Schweden hatten ihn bereits zu ihrem Reichsfeldherrn ernannt. Aber damit waren sie nicht zufrieden; sie trugen ihm auch einstimmig die Königswürde an; jeder drängte sich auf dem Reichstage, welcher dazu in Strengnäs (1523) gehalten wurde, zu ihm heran, um ihm mit Lobsprüchen und Danksagungen zu überhäufen. Gustav Erichson war sehr gerührt. „Ich danke euch, meine theuern Landsleute,“ sprach er, „für eure Liebe.

Was geschehen ist, habe ich nicht allein gethan und jeder von euch hätte an meiner Stelle dasselbe verrichtet. Die beste Belohnung ist mir euer Vertrauen; die Krone aber schlage ich aus guten Gründen aus. Wählt jemanden, der älter ist, als ich." Diese Weigerung wirkte auf die Versammlung wie ein Donnerschlag. Sie brachen in Thränen aus, fielen auf die Kniee, beklagten ihr Vaterland und flehten, es doch nicht durch seine Weigerung unglücklich zu machen. Lange noch widerstand er; endlich wurde er von den Gefühlen der Rührung überwältigt und nahm die Krone an. Ein allgemeines Freudengeschrei dankte ihm dafür. Die ganze Versammlung leistete ihm gleich den Eid der Treue. Dies geschah drei Jahre nach seinem Auftreten in Schweden (1523). Er hat bis 1560 eine ruhmwürdige Regierung geführt.

Und Christian II.? — Gustav Erichson, oder, wie er meist genannt wird, Gustav Wasa, und Christian stehen in der Geschichte so nahe beisammen, daß die Trefflichkeit des einen und die Verwerflichkeit des andern recht deutliche Contraste geben. Dem gemäß waren auch die Schicksale beider. Während Gustav eine Krone wider Willen annehmen mußte, sie mit Ehren trug und endlich nach einer langen lobenswerthen Regierung von allen betrauert starb, wurde dem Christian seine ererbte Krone entrissen, und er selbst von seinen eigenen Unterthanen eingekerkert. Er starb nach langen Jahren im Elende, von allen Gutgesinnten verachtet. Man höre, wie es ihm ging. In Dänemark vernahm man kaum, daß sich die Schweden gegen ihn empört hätten, als man auch hier sich gegen ihn erhob. Christian erschrak; geschwind gab er einige gute Gesetze, aber man kannte ihn schon. Da opferte er seinen Rathgeber, Slaghöck, auf und ließ ihn zum Tode verurtheilen, um den allgemeinen Haß auf diesen abzuleiten. Vergebens berief sich Slaghöck auf die bestimmtesten Befehle des Königs. Er wurde dennoch gehängt und verbrannt. Aber das rettete den König nicht. Die Vornehmsten versammelten sich und erklärten ihn durch eine besondere Schrift für abgesetzt. Und nun sah man recht, wie Grausamkeit und Feigheit fast immer beisammen sind. Er schrieb an sie in den kriechendsten Ausdrücken, versprach Besserung und bat nur die Schrift zurückzunehmen. Aber er erhielt eine verächtliche Antwort. Auch daß er weinend in Kopenhagen umherging und das Volk mit kläglichen Geberden um Hülfe flehte, konnte ihm jetzt nichts mehr helfen. Da dachte er auf seine Flucht, packte seine Kostbarkeiten ein und segelte mit 20 Schiffen nach Holland

ab, wo er sich Beistand zu verschaffen hoffte (1523). Aber das war vergebens; er hatte seine Rolle ausgespielt; die in Stockholm begangenen Grausamkeiten hatten aller Herzen von ihm gewendet. Nachdem er sich mehrere Jahre hier und dort umhergetrieben hatte (eine Zeit lang war er selbst in Wittenberg bei Friedrich dem Weisen und nahm die lutherische Lehre an), segelte er nach Norwegen, wo er noch die meisten Freunde hatte, welchen zu Gefallen er wieder katholisch wurde. Aber er blieb nicht lange ruhig. Sein Nachfolger in Dänemark, König Friedrich I., sein Oheim, schickte ein Heer und eine Flotte nach Norwegen und Christian sah sich bald so in die Enge getrieben, daß er den Befehlshaber (Gyldenstiern) bat, ihm doch zu rathen, was er thun solle. Dieser rieth ihm, mit nach Kopenhagen zu segeln und mit dem Könige Friedrich selbst zu unterhandeln. Dazu versprach er ihm sicheres Geleit. Christian ging das ein und fuhr hin. Aber das war sein Unglück; denn alle dänischen Minister riethen dem Könige, den gefährlichen Christian ja nicht wieder zu entlassen, sondern ihn gefangen zu nehmen und Zeitlebens einzusperren. Das geschah auch. Man führte ihn nach der dänischen Insel Alsen und sperrte ihn im Schlosse Sonderburg ein. Hier saß er 20 Jahre im engen Gewahrsam und hatte Zeit, über seine vielen Vergehungen nachzudenken. Erst nachdem König Friedrich I. längst todt war, ließ ihn sein Nachfolger (Christian III.) wieder los, gab ihm Kalundborg auf Seeland zum Aufenthaltsorte und versprach ihm alles zu thun, um seine vielen Trübsale ihn vergessen zu machen. Hier lebte er noch acht Jahre und starb erst im 78. Jahre seines Lebens, so daß ihm also Gott viele Zeit gab, sein früheres Leben zu bereuen (1559).

Zweite Periode.

Von dem Ausbruche des Dreißigjährigen Krieges bis zu Friedrich des Großen Thronbesteigung, 1618—1740.

99. Der Dreißigjährige Krieg, 1618—48.

1. Vorfälle in Prag. Zwar war auf dem Reichstage zu Augsburg 1555 der Religionsfriede geschlossen worden; aber es fehlte noch sehr viel, daß Deutschland beruhigt gewesen wäre. Die Katholischen und Evangelischen drückten einander, wo diese oder jene die Stärkeren waren, so viel sie nur konnten. Keine Partei traute der andern, weil jede Partei wußte, daß die andre, gleich ihr selbst, in unversöhnter Gesinnung beharrte und über den Frieden hinaus zu kommen strebte. So standen sie argwöhnisch ein halbes Jahrhundert einander gegenüber, die Hand ans Schwert gelegt.

Nach Karls V. Tode war, wie schon erzählt ist, Ferdinand I. Kaiser geworden, ein friedliebender Herr, der den Protestanten nichts in den Weg legte, weil er ihre Hülfe gegen die Türken beständig nöthig hatte. Duldsamer war, wie wir wissen, sein Sohn Maximilian II., der ihm als Kaiser folgte und gar den östreichischen Gutsbesitzern erlaubte, auf ihren Schlössern evangelischen Gottesdienst zu halten. Wirklich hatte aber auch die neue Lehre so vielen Beifall in den östreichischen Ländern gefunden, daß die evangelischen Kirchen stets vollgefüllt waren, und daß man berechnen konnte, daß, wenn es so weiter ginge, in kurzer Zeit die katholische Lehre aus ganz Deutschland verbannt sein würde. Unter diesen Umständen starb der gute Maximilian und hinterließ mehrere

Söhne, von denen der älteste, Rudolph II., Kaiser wurde. Auch er war ein ganz guter Mann, aber wie schon oben gesagt ist, ein höchst erbärmlicher Kaiser, ohne alle Kraft und Entschlossenheit, furchtsam und peinlich. Das bezeigte er besonders gegen die Böhmen, in deren Lande, in Prag, er zu wohnen pflegte. Es ist bekannt, welchen Beifall Hußens Lehre in Böhmen gefunden hatte; kein Wunder, daß auch die lutherische bald willig aufgenommen wurde, und daß fast das ganze Land sich dafür erklärte. Aber Rudolph war ganz in den Händen der Jesuiten, die unaufhörlich in ihn drangen, diesen Unfug nicht zu dulden. Er gab daher einen Befehl, daß der Gottesdienst der böhmischen Brüder — so nannten sich hier die Evangelischen — verboten sein sollte. Das brachte das ganze Volk der Böhmen in Harnisch. Erst baten sie den Kaiser um Abstellung, dann drohten sie und endlich halfen sie sich selbst, indem sie sich das Wort gaben, so lange dem Kaiser keine Dienste zu erweisen, bis er ihnen Religionsfreiheit gäbe. Das schlug durch; er unterzeichnete, obgleich mit schwerem Herzen, den sogenannten Majestätsbrief, durch welchen sie gleiche Rechte mit den Katholischen und auch die Erlaubniß erhielten, neue Kirchen und Schulen anzulegen (1609). Einen eben solchen Majestätsbrief mußte Rudolph auch den Ober- und Niederschlesiern geben. Die Seele der böhmischen Stände war der Graf Heinrich Matthias von Thurn.

Um dieselbe Zeit — es war 1608 und 1609 — traten viele evangelische Fürsten in Deutschland in ein Bündniß zusammen, welches sie die Union nannten. Denn die katholischen Stände thaten immer feindseligere Schritte und suchten ihren Glauben in ihren Ländern mit Gewalt allgemein zu machen, ja Kaiser Rudolph weigerte sich sogar auf einem Reichstage zu Regensburg (1608), den augsburgischen Religionsfrieden zu bestätigen. In jener Union versprachen sich die Protestanten gegenseitig Beistand, wenn sie angegriffen würden. Da an der Spitze dieser Union der calvinische Kurfürst von der Pfalz stand, trat ihr der Kurfürst von Sachsen nicht bei und auch andere protestantische Stände blieben fern. Um so gewaltiger erhob sich der katholische Gegenbund, der die Liga hieß*) und dessen Haupt Herzog Maximilian von Baiern wurde, ein überaus thätiger, besonnener und dem katholischen Glau-

*) Die Liga bestand aus den zehn mächtigsten geistlichen Fürsten und Maximilian von Baiern.

ben eifrig ergebener Mann. Wie viel ließ sich nicht von diesen beiden Verbindungen fürchten, die sich mit so feindlichen und eifersüchtigen Augen ansahen! Wahrlich, es fehlte nur an einem Funken, um den vorräthigen Zunder der Feindschaft zur Kriegsflamme anzufachen.

Kaiser Rudolph hatte einen Bruder, Matthias, mit dem er sich nie recht hatte vertragen können. Matthias hatte mit Unwillen gesehen, wie verkehrt sich Rudolph immer benahm, und ihm daher die Regierung von Ungarn, Oestreich und Mähren schon einige Jahre früher abgedrungen. Aber endlich veruneinigte er sich mit ihm gänzlich; denn Rudolph machte Miene, Böhmen und Schlesien, die einzigen Länder, welche ihm Matthias noch gelassen hatte, nicht ihm, sondern einem Vetter, den er besonders liebte, zu vermachen. Gleich machte sich Matthias nach Böhmen auf, seinem schwachen Bruder zuvorzukommen. Er erklärte diesem, er müsse ihm nun noch auch Böhmen und Schlesien bei seinem Leben abtreten. Rudolph sah sich von allen verlassen. Er mußte wohl einwilligen und erklärte, um der Sache doch einen guten Anstrich zu geben, daß er „aus brüderlicher Liebe" wünsche, daß Matthias zum Könige von Böhmen gekrönt würde, damit nicht nach seinem Tode Unruhen entständen. Nachdem er den verhaßten Vergleich (1611) unterschrieben hatte, zerstampfte er die Feder vor Aerger; denn er behielt nichts als den leeren Kaisertitel, eine kleine Pension und vier unbedeutende Herrschaften. Dann reiste Matthias wieder ab von Prag, ohne seinen unglücklichen Bruder auch nur einmal gesehen zu haben. Kein halbes Jahr darauf (1612) war Rudolph todt; gewiß hatte der Aerger sein Ende beschleunigt.

Die Kurfürsten wählten nun Matthias zum Kaiser; aber er hat keine Freude davon gehabt. Wie konnte es auch anders sein, da er sich durch die schlechte Behandlung seines Bruders so schwer versündigt hatte! Seine achtjährige Regierung (von 1612—19) war eine Kette von Aerger und Sorgen. Das Erste, was ihn sehr bekümmerte, war, daß die östreichischen Stände ganz gehorsamst, aber dringend das Recht begehrten, auch in Städten und Marktflecken ihre Religion zu üben und eben so wie die Katholiken zu Staatsämtern zu gelangen. Matthias war anfangs zum Nachgeben nicht geneigt, und sein Beichtvater, der Cardinal Clesel, ein arger Protestantenfeind, rief ihm immer zu, er möchte sich lieber alle Kirchen gewaltsam entreißen lassen, ehe er ihnen eine gutwillig abträte; aber die Stände erklärten geradezu, sie würden ihm nicht

eher huldigen, und — er mußte ihnen alles bewilligen. Zugleich waren die Türken in Ungarn eingefallen und der wilde Großfürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, hatte sich gegen ihn empört.

Aber alle diese Unannehmlichkeiten waren nichts gegen die, welche Matthias in Böhmen erfahren sollte. Er hatte keine Kinder, eben so wenig seine Brüder. Wer sollte nun einmal seine Länder bekommen? Eigentlich seine Brüder; aber die wollten lieber in der Stille leben. Daher fiel bie Nachfolge auf seinen Vetter, den Erzherzog Ferdinand von Steiermark, Kärnthen und Krain, und dieser wurde auch von den Böhmen als ihr künftiger König anerkannt, da er bereit war, ihre Freiheiten, namentlich den Majestätsbrief, zu bestätigen. Aber bald wurden sie mißtrauisch, als sie hörten, wie Ferdinand in seinen Ländern die Evangelischen behandle. Ferdinand meinte es mit seinen Unterthanen aufrichtig gut und äußerte einmal, er sei bereit, sich seine rechte Hand abhauen zu lassen, wenn er damit einen von ihnen glücklich machen könnte. Aber er war von Jesuiten erzogen worden, die ihm von Kindheit auf nicht nur eine blinde Anhänglichkeit an die katholische Kirche, sondern auch den Grundsatz mit aller Strenge eingeprägt hatten, daß nur die Katholiken selig werden könnten. Also schon aus übelverstandener Liebe zu seinen Unterthanen wollte er durchaus nicht die neue Lehre in seinen Ländern dulden, ließ überall Räder und Galgen aufrichten, und führte so durch Drohung und Gewalt in wenigen Jahren seine protestantischen Unterthanen zur katholischen Kirche zurück. Natürlich erfuhren die Böhmen dies bald und dachten nur mit Besorgniß an die Zeit, wo Matthias todt und Ferdinand ihr König sein würde. Auch fingen schon jetzt die Katholiken, besonders die Jesuiten, an, kecker zu werden. „O!“ hieß es, „euer Majestätsbrief hat keine Gültigkeit; denn er ist dem Rudolph abgedrungen worden. Ist nur erst Ferdinand König, dann wird es heißen: ein neuer König, ein neues Gebot. Dann werden wohl einige Köpfe fliegen müssen“ u. s. w. Das wollten die Böhmen wenigstens gehört haben, und wenn auch ihre Besorgniß manches übertrieb, so zeigte doch ein Vorfall bald, wie böse es die Katholiken mit ihnen meinten. Dennoch erkannten sie Ferdinand als ihren einstigen Herrn an, wenn er ihnen ihre Freiheiten lassen wollte. Er leistete darüber einen feierlichen Eid vor allem Volke: „Ich schwöre zu Gott auf diesem heiligen Evangelium, daß ich die Herren, Ritterschaft, Prager, auch andere Städte und die ganze Gemeinde von Böhmen bei ihren Freiheiten, Gerechtigkeiten,

auch allen Gewohnheiten erhalten will. Dazu helfe mir Gott und alle Heiligen.“ Und doch hat er nichts gehalten!

Die evangelischen Unterthanen des Abts von Braunau (an der schlesischen Grenze) hatten angefangen, eine Kirche zu bauen; aber der Abt hatte einen Befehl ausgewirkt, daß der Bau gleich eingestellt werden sollte. Dasselbe geschah im Städtchen Klostergrab, unweit Teplitz, wo der Erzbischof von Prag, dem es gehörte, den Bau untersagte. Darüber beschwerten sich die Stände beim Kaiser und beriefen sich auf den Majestätsbrief. Der Kaiser erklärte, er halte das Begehren der Stände nicht für billig, weil wohl die Stände jenes Recht hätten, nicht aber die Unterthanen geistlicher Herren, und sie möchten ihn mit solchen Klagen verschonen. Der Bau wurde indessen fortgesetzt und die Kirche vollendet. Nun aber ließ der Erzbischof die Kirche in Klostergrab niederreißen und der Abt die von Braunau verschließen, und als die Bürger sich nicht fügen wollten und Abgeordnete nach Prag schickten, wurden diese ins Gefängniß geworfen. Darüber entstand nun unter den Evangelischen in ganz Böhmen eine große Bewegung. Graf Thurn, ein unruhiger Kopf, erhitzte durch lebhafte Reden die Gemüther noch mehr und berief im März Abgeordnete der Stände aus allen Theilen des Landes nach Prag. Hier wurde eine Bittschrift an den Kaiser selbst und eine andere an den kaiserlichen Statthalter in Prag aufgesetzt und beschlossen, sich um die Zeit, wenn die Antwort eingelaufen sein könnte, d. i. im Mai, wieder zu versammeln. Am 22. Mai 1618 kamen sie wieder zusammen und wurden nach dem Schlosse gerufen, wo ihnen die Statthalter die Antwort des Kaisers, die aber nicht an die Stände, sondern an jene gerichtet war, vorlasen. Sie war äußerst scharf. Es hieß darin: „Se. Maj. habe die Schließung der evangelischen Kirche in Braunau und die Niederreißung der zu Klostergrab befohlen; die Stände griffen immer weiter um sich und mißbrauchten seine Güte, sie bestärkten fremde Unterthanen in ihrem Ungehorsam; er werde das Nähere untersuchen und dann sich gegen einen jeden nach seinem Verdienste verhalten.“ Alle zeigten den lebhaftesten Unwillen über dies Schreiben. „Nun sehen wir wohl,“ hieß es, „daß man uns die freie Uebung unserer Religion entreißen und die Angesehensten unter uns als Unruhestifter auf die Seite schaffen will.“ Aber noch größer wurde der Zorn, als es verlautete, daß das kaiserliche Schreiben vom Kaiser blos unterschrieben, eigentlich aber von der Statthalterei verfaßt wäre. Diese Statthalter waren

aber bei den Ständen als Katholiken verhaßt, und zwei von ihnen, Martiniz und Slawáta, wurden besonders als die Anstifter des Bösen angesehen. Schon sonst hatten sie sich gegen die Stände feindselig gezeigt, und man erzählte von ihnen, daß sie auf ihren Gütern die evangelischen Bauern mit Hunden in die Messe hetzten, und sie durch Versagung der Taufen, Trauungen und Begräbnisse zum katholischen Glauben zu zwingen suchten. Die Stände hielten sogleich eine Versammlung, und beschlossen, der Statthalterschaft zu erklären, daß in Folge des Majestätsbriefes kein Befehl Kraft habe, der den zugesicherten Freiheiten der evangelischen Kirche entgegenlaufe. Das Volk versammelte sich auf den öffentlichen Plätzen, der Majestätsbrief und des Kaisers Bescheid wurden vorgelesen, und nur mit Mühe konnten die Abgeordneten der Stände die empörte Menge abhalten, das Schloß zu stürmen und die Statthalter zu verjagen.

Am 23. Mai 1618 fanden sich die Stände, größtentheils bewaffnet und von einem bewaffneten Volkshaufen begleitet, auf dem Schlosse ein. Die Vornehmsten traten mit Ungestüm in die Kanzlei, wo vier der Statthalter, Adam v. Sternberg, Diepold v. Lobkowitz und die Grafen Martiniz und Slawáta saßen. Ein böhmischer Edelmann, Paul v. Rziczan, von den Ständen zum Redner bestimmt, führte das Wort: er wolle wissen, ob sie zu dem höchst nachtheiligen Schreiben gerathen hätten? — Sternberg bat sie, sich zu mäßigen und keine Gewalt zu brauchen. Darauf antwortete ein anderer (Colon von Fels): gegen Lobkowitz und Sternberg habe man nichts; „mit euch aber," fuhr er, zu Martiniz und Slawáta sich wendend, fort, „werden wir uns nimmer vertragen; denn ihr seid die Verräther, welche des Landes Freiheit verrathen." Martiniz wollte mit heftiger Rede sich rechtfertigen. „O!" rief ein Dritter (Wenzel von Raupora), „werft sie doch nach alt-böhmisch gutem Gebrauche zum Fenster hinaus." — Sternberg und Lobkowitz wurden nun beim Arme aus dem Zimmer geführt; die andern Beiden aber baten, man möchte sie doch nach den Gesetzen richten. Aber man hörte sie nicht; mehrere Stimmen schrien verwirrt durcheinander. Martiniz wurde von einem bei den Händen, von andern bei den Füßen ergriffen, zum Fenster geschleppt und hinunter in den Schloßgraben gestürzt. Die rasche That erschreckte die Thäter selbst, und bestürzt standen sie da. Aber Thurn rief endlich: „Edle Herren, hier habt ihr den andern!" Slawáta wurde auch ergriffen und flog dem ersten nach, und als dritten

warfen sie auch noch den Schreiber Fabricius, ein Werkzeug jener, der sich unter dem Tische versteckt hatte, hinunter, eine Höhe von 60 Fuß. Aber brachen denn die Leute nicht Hals und Bein? — Sie fielen glücklicherweise auf einem Haufen Gemülle, und wankten mit gelähmten Gliedern nach Hause.*)

Die Stände konnten nun wohl denken, daß der Kaiser die eigenmächtige That bestrafen würde. Darum trafen sie schnell Vorkehrungen. Sie besetzten das Schloß mit ständischen Truppen, ernannten 30 Directoren, welche die Regierung führen sollten, nahmen alle Beamte in Eid und Pflicht und die Einkünfte in Beschlag; dann schrieben sie an den Kaiser und suchten ihr Verfahren bestmöglichst zu entschuldigen, aber zugleich warben sie Truppen und forderten die Schlesier, Mährer, Lausitzer, Oestreicher und Ungern auf, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Den Erzbischof von Prag, den Abt von Braunau, viele andere Prälaten und die Jesuiten jagten sie aus dem Lande. Der Kaiser erschrak, und da er damals kränklich und überhaupt furchtsam war, so wollte er auf des Cardinals Clesel Rath lieber mit den Böhmen unterhandeln, als Gewalt brauchen. Aber dagegen setzte sich sein Vetter Ferdinand. „Gott selbst," sagte dieser, „hat die Böhmen mit Blindheit geschlagen, daß sie durch diese erschreckliche That zeigten, daß ihr Betragen nicht aus Gott, sondern aus dem Teufel sei. Demnach halte ich dafür, daß nichts übrig bleibe, als zu den Waffen zu greifen."

2. **Der unglückliche Kurfürst von der Pfalz, Friedrich V.** Noch kein Jahr nach jener That auf dem Schlosse in Prag starb Kaiser Matthias (1619) und fand im Grabe die Ruhe, die er auf dem Throne nicht gefunden hatte. Er starb zu rechter Zeit, um noch größeren Uebeln zu entgehen; denn der Krieg hatte wirklich schon begonnen. Graf Thurn schlug zwei kaiserliche Heere (Dampierre und Bouquoi), die nach Böhmen einrückten, zurück und fiel in Mähren und Oestreich ein; allenthalben nahm ihn das Volk mit Freuden auf und erhob sich gegen den Kaiser; ja, Thurn drang bis Wien vor, wo sich Ferdinand befand, und belagerte es. Wirklich war Ferdinand in der mißlichsten Lage. Ueberall offene Empörung oder heimliches Mißvergnügen. Schon pfiffen die Kugeln der Böhmen durch sein Schloß, und, um seine Verlegenheit voll-

*) Das Zimmer des Prager Schlosses, in welchem dies geschah, ist bis heute ganz so gelassen, wie es damals war.

kommen zu machen, erschienen vor ihm 16 Abgeordnete der östreichischen Stände und verlangten mit drohenden Worten seine schriftliche Einwilligung zu ihrer Bewaffnung und zu einem Bündnisse mit den Böhmen. Ja, einer derselben, Andreas Thonradel, soll sogar so weit gegangen sein, ihn beim Knopfe seines Wamses zu fassen und zu rufen: „Nandel, gieb dich! du mußt unterschreibe!" — Da schmetterten plötzlich Trompeten auf dem Schloßhofe. Es waren 500 Cürassiere von Dampierre, welche eingezogen waren, um Ferdinands Befehle zu vernehmen. Der Trompetenschall wirkte auf die Abgeordneten wunderbar. Sie beurlaubten sich in größter Schnelligkeit und kamen nicht wieder, und Ferdinand war erlöst, denn auch Thurn zog sich bald darauf von Wien zurück. Auch Ferdinand ist ein Beweis, daß man in keiner, auch noch so großen Verlegenheit verzagen muß, wenn man nur nach seiner besten Ueberzeugung handelt. Bald darauf wurde er zum deutschen Kaiser gewählt und hieß nun Ferdinand II. (1619—37).

Nur die Böhmen wollten ihn schlechterdings nicht als ihren König erkennen, setzten ihn förmlich ab und ihnen traten auch die Schlesier, Mährer und Lausitzer, selbst die evangelischen Oestreicher bei. Dagegen wählten sie den 23jährigen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., zu ihrem Könige. Zwar war er reformirt; aber sein Oheim war Moritz von Oranien und sein Schwiegervater König Jacob I. von England, und diese Verbindung empfahl ihn den Wählenden besonders. Anfangs besann er sich; die große Gefahr, in die er sich begeben sollte, schwebte seinem Geiste vor und manche Freunde warnten ihn. (Seine Mutter Juliane: „Ach, nun geht die Pfalz nach Böhmen!") Aber da trat seine Frau, Elisabeth, herein, welche der Eitelkeit, Königin zu heißen, nicht widerstehen konnte. „Wie?" rief sie, „du konntest dich vermessen, die Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir bangt vor einer Krone, die man dir freiwillig entgegenbringt? Ich will lieber mit einem Könige Sauerkraut, als mit einem Kurfürsten Gebratenes essen." Solche Eitelkeit hat schon manche Frau unglücklich gemacht. Wird Elisabeth sie auch zu bereuen haben? — Auch sein Hofprediger Scultetus redete zu seinem Gewissen: er solle doch nicht durch seine Weigerung mehr als eine Million evangelischer Glaubensgenossen aufopfern. Er nahm die Krone an und reiste nach Prag, wo er mit großem Pompe gekrönt wurde. Hoch schlug der eitlen Elisabeth das Herz vor Freude.

Indessen zog sich über dem neuen Könige und seinen Böhmen

ein schweres Gewitter zusammen. Ferdinand hatte seinen Jugendfreund, den kräftigen Maximilian von Baiern für sich gewonnen, und die Liga versprach Beistand. Auch der König von Spanien, damals Philipp III., schickte Geld, was er doch selbst so nöthig brauchte, und selbst der Kurfürst von Sachsen Johann Georg I., ein höchst schwacher, kleindenkender Mann, trat auf den Rath seines Hofpredigers Hoë von Hoheneck auf des Kaisers Seite, weil es ihn ärgerte, daß die Böhmen einen Reformirten zum Könige gewählt hätten. — Nun setzte sich das ligistische Heer in Bewegung. Zuerst wurden die östreichischen Stände mit Gewalt dem Kaiser unterworfen; dann fiel Maximilian in Böhmen ein, trieb die ständischen Truppen wie eine scheue Heerde vor sich her und rückte immer näher auf Prag los. Wäre nur Friedrich der Mann danach gewesen, so hätte er wohl sich gegen den Kaiser und Maximilian halten können. Die Hussiten hatten sich ja so lange gegen Sigismund so glücklich gewehrt. Aber er war ein schwacher, träger und leichtsinniger Mann, gab glänzende Feste, statt sich um die Ausrüstung des Heeres zu bekümmern, und verstand es nicht, die Herzen der Böhmen mit Liebe und Vertrauen zu sich zu erfüllen, und so war er schon halb geschlagen, ehe noch die Feinde anrückten. Nicht weit von Prag liegt eine sanfte Anhöhe, die der weiße Berg genannt wird. Da stellten sich die Böhmen auf und wurden rasch von dem ungeduldigen Maximilian angegriffen. Nach einer Stunde blutiger Arbeit war die Schlacht entschieden. Vier- bis fünftausend Böhmen lagen auf dem Schlachtfelde todt oder verwundet, an 1000 waren im Flusse ertrunken, und die Geretteten stürzten in wilder Flucht auf die Thore von Prag zu, 8. November 1620. Friedrich hatte gerade bei der Tafel gesessen, als die Schlacht anfing. Da das Schießen immer heftiger wurde, zeigte er sich zu Pferde und ritt auf den Wall, von wo er aber schon mit Schrecken die verwirrte Flucht der Seinigen wahrnahm. Die Prager baten ihn flehentlich, sie doch jetzt nicht zu verlassen; sie hätten noch Leute genug, die Stadt zu vertheidigen. Aber der schwache König hatte dafür keine Ohren. Wie betäubt setzte er sich am andern Morgen mit Frau und Kindern in den Wagen, nahm den Grafen Thurn mit und fuhr nach Breslau. „Ich weiß nun, wer ich bin,“ sagte er, als er in den Wagen steigen wollte. „Es giebt Tugenden, welche wir nur im Unglück lernen können, und nur in Widerwärtigkeiten erfahren wir Fürsten, wer wir sind.“ Nach der Pfalz blieb Friedrich keine Zuflucht mehr übrig; denn

die Spanier waren von den Niederlanden aus den Rhein hinaufgezogen und hatten ihm sein Land weggenommen, und so floh er denn von Breslau weiter über Berlin nach Holland. Nie hat der unglückliche Mann sein Land wieder erhalten; denn Kaiser Ferdinand schleuderte ihm eine Achtserklärung nach und schenkte nachmals sein Land sowohl als seine Kurwürde dem Herzoge Maximilian von Baiern, dem er freilich auch zu großem Danke verpflichtet war.

Wie ging es aber nun den Böhmen? — Am Tage nach der Schlacht öffnete Prag seine Thore, und die hier anwesenden Stände unterwarfen sich der Gnade des Kaisers. Voll Angst warteten sie auf die Entschließung desselben; aber mehrere Monate vergingen ruhig, und schon hofften sie, sie würden mit der bloßen Angst wegkommen, als plötzlich an einem Tage 43 der vornehmsten Theilnehmer festgenommen wurden. Auf dem Platze vor dem Rathhause der Altstadt wurde ein Blutgerüst aufgeschlagen. Siebenundzwanzig aus den edelsten Familien und in hohen Würden waren zum Tode verurtheilt. Einige derselben wurden enthauptet, andere geviertheilt; dem Rector der Universität, Jessenius, der die evangelische Lehre in ergreifender Rede verkündigt, wurde vorher die Zunge ausgeschnitten, einem andern die Hand abgehauen, ein dritter wurde, bevor man ihn hängte, mit der Zunge an den Galgen genagelt. Die anderen verloren ihre Güter, eben so die Entflohenen. Ueber 700 wurden an ihrem Vermögen gestraft, an 30,000 Familien wanderten aus, und nie hat sich seitdem der Wohlstand Böhmens ganz gehoben. Ferdinand schnitt den Majestätsbrief selbst entzwei und verbrannte das Siegel. Die evangelischen Prediger und Schullehrer mußten das Land räumen, und die katholische Lehre wurde mit Gewalt wieder eingeführt. So ist es gekommen, daß das Land, welches das erste war, wo sich die reine Lehre des Evangeliums durch Huß verbreitete, jetzt in dem tiefsten Aberglauben liegt, und daß unter den Ständen Böhmens, Mährens und Oestreichs kaum noch ein Evangelischer gefunden wird.

3. Mansfeld. Jetzt wäre der Krieg beendigt gewesen, hätten sich nicht Männer gefunden, die aus bloßer Liebe zum ungebundenen Leben den Krieg auf eigene Hand fortgesetzt hätten. Der berühmteste darunter war der Graf Ernst von Mansfeld, ein kühner, durch den Krieg abgehärteter Mann. Er hatte gerade zu Anfang der böhmischen Unruhen für den Herzog von Savoyen 4000 Mann in Deutschland geworben, und da diese nicht gleich

gebraucht wurden, so erlaubte ihm der Herzog, in die Dienste der Union zu treten, und diese schickte ihn nach Böhmen, wo er sich auch mit gewohnter Tapferkeit mit den Kaiserlichen herumschlug. Nach der Schlacht am weißen Berge und nach der Auflösung der Union setzte Mansfeld im Dienste des entflohenen Pfalzgrafen Friedrich den Krieg in Deutschland fort, zog mehrere Jahre umher und plünderte besonders die reichen geistlichen Länder aus. Bald war er hier, bald dort (Pfalz, Elsaß, Niedersachsen); und schlugen ihn auch einmal die Kaiserlichen, so entließ er seine Leute und trat mit ihnen plötzlich an einer andern Stelle wieder auf. So trieb er sich sechs Jahre umher, ohne selbst einen Pfennig mehr zu haben, als was ihm der Krieg verschaffte. Endlich entwich er, nachdem er von dem kaiserlichen Heere unter Wallenstein an der Elbbrücke bei Dessau geschlagen war, mit seiner Schaar nach Ungarn, um sich mit dem unruhigen Großfürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu verbinden. Aber dieser hatte Geld verlangt und keine hungrigen Soldaten, und vertrug sich daher lieber mit dem Kaiser. Der tapfere Mansfeld verkaufte sein Heergeräth, entließ mit gerührtem Herzen seine alten Kriegskameraden und wollte nach Venedig und von da nach Holland reisen. Aber ehe er noch Venedig erreichte, wurde er unterwegs in Bosnien krank, und er, der so viel im Leben umhergeworfen war und jetzt mit neuen Entwürfen einem neuen Schauplatze zueilte, fand hier seinen Tod ganz unerwartet. Als ihm der Arzt eröffnete, daß er nur noch einige Stunden zu leben habe, ließ er sich seinen Waffenrock anlegen, den Degen umgürten und erwartete so stehend und gestützt auf die Schultern zweier Offiziere den Tod. So starb dieser eiserne Mann im 46. Jahre seines Lebens (1626).

Ein ähnlicher Mann war Christian von Braunschweig. Von jugendlichem Uebermuthe und von glühendem Hasse gegen die katholische Geistlichkeit getrieben, trat auch dieser Fürst für Friedrichs Sache auf, warb ein Heer und zog damit auf Mansfelds Art in Deutschland umher. Am liebsten plünderte er die Kirchen und Weinkeller der geistlichen Fürsten aus, und auf die Münzen, die er von dem geplünderten Silber prägen ließ, wurde die Umschrift gesetzt: Gottes Freund, der Pfaffen Feind. Während der flüchtige Kurfürst von der Pfalz länderlos umherirrte, verfochten Christian und Mansfeld seine Sache, als wenn sie die ihrige wäre. Christian hatte, als er in Holland gewesen war, die vertriebene Kurfürstin Elisabeth kennen gelernt und gerührt von

ihrem Unglücke, ihr das Versprechen gegeben, für Gott und für sie alles zu wagen. Er hatte sich von ihr ein Zeichen ihrer Gunst ausgebeten, und sie ihm einen ihrer Handschuhe gegeben. Diesen trug er als Wahrzeichen vorn an seinem Hute, und auf seinen Fahnen stand die Devise: Alles für Gott und für sie! Aber sein früher Tod verhinderte die Ausführung seines Gelübdes, dem vertriebenen Kurfürsten sein Land wieder zu verschaffen. Wenige Monate vor Mansfelds Tode hatte ihn ein zehrendes Fieber in Wolfenbüttel hingerafft. Er stand erst im 27. Lebensjahre.

4. Tilly und Wallenstein. Gegen Christian von Braunschweig und Ernst von Mansfeld hatte bisher der Graf Tilly als General der Liga den Krieg geführt. Tilly war ein Mann von vieler Roheit, unerbittlicher Strenge und großer Pünktlichkeit, dabei uneigennützig, aber stolz im hohen Grade. Auf äußere Dinge legte er keinen Werth, und als ihn der Kaiser zum Reichsfürsten erheben wollte, verbat er sich die Ehre und schenkte dem Schreiber der Kanzlei 500 Thaler, damit er das Patent nicht ausfertigte. Seine Statur war klein und hager, aber von starkem Knochenbau. Zwischen seinen eingefallenen Wangen, seiner Nase und seiner runzeligen Stirn sahen seine großen finsteren Augen heraus. Sein graues, borstiges Haar hing um den Kopf herum, den er mit einem spitzen, hochaufgestutzten Hute zu bedecken pflegte, von welchem eine rothe Straußfeder hinten herabhing. Dazu nehme man ein grünatlaßnes Kleid nach spanischem Schnitt, mit aufgeschlitzten Aermeln, weite Beinkleider von demselben Zeuge, und weite, aufgeschlitzte Stiefeln. In der Schlacht pflegte er einen kleinen Grauschimmel zu reiten. Dieser Mann hatte bis dahin nie eine Schlacht verloren und räumte überall, wohin er kam, tüchtig auf. Braunschweigs, Mansfelds und andere Haufen wurden überall von ihm vertrieben. Aber er war doch nur ein General der Liga. Der Kaiser dagegen hatte kein Heer, wenigstens kein bedeutendes, und hing also ganz von Tilly und der Liga ab; denn es fehlte ihm an Geld, ein eigenes Heer aufzustellen. Während Ferdinand noch darüber grübelte, machte ihm einer seiner Offiziere den Antrag, ein großes Heer aufzubringen, ohne daß es dem Kaiser das Geringste kosten solle.

Dieser Mann war Albrecht von Wallenstein oder eigentlich Waldstein, 100 Jahre später als Luther, in Böhmen auf dem Gute seines Vaters an der Elbe unweit Königgrätz geboren, aus einer alten evangelischen Familie. Er verlor seine Eltern schon

als Kind, wurde dann von seinem Oheim erzogen und nach den Lehrsätzen der böhmischen Brüdergemeinde unterrichtet. Man weiß nicht, wie es gekommen, daß er bald danach den Jesuiten in Olmütz übergeben wurde, die ihn dem katholischen Glauben zuführten. Nachdem sein Unterricht vollendet war, ging er in Begleitung eines jungen, reichen böhmischen Edelmannes und eines gelehrten Mathematikers und Astrologen auf Reisen. Er besuchte Holland, England, Frankreich, Italien, und hier blieb er einige Zeit in Padua, wo er sich besonders mit Sterndeuterei (Astrologie) beschäftigte; denn damals glaubte man noch, aus dem Stande der Gestirne künftige Schicksale vorhersagen zu können. Ein schlauer Sterndeuter, der seinen Ehrgeiz merkte, machte ihm weiß, daß er noch zu sehr hohen Ehren gelangen würde, was freilich auch nachher zufällig eintraf. Dann ging er unter die Soldaten, machte einige Züge gegen die Türken mit, schloß sich bei dem Bruderzwiste zwischen Kaiser Rudolph II. und Matthias dem letztern an, und heirathete nach dem Frieden eine alte reiche Wittwe, Lucretia von Landeck, die nach vier Jahren starb und ihn dadurch, 31 Jahre alt, zum Erben eines ungeheuren Vermögens machte. Ein Jahr vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges zog er mit einem auf eigene Kosten geworbenen Regimente unter dem damaligen Erzherzog Ferdinand gegen die Venetianer, und da er sich sowohl durch Tapferkeit als durch Freigebigkeit gegen seine Offiziere, welche offene Tafel in seinem Zelte fanden, auszeichnete, so wurde er nach seiner Rückkehr vom Kaiser sehr ausgezeichnet. Er wurde zum Oberst ernannt, in den Grafenstand erhoben und erhielt den Kammerherrnschlüssel. Beim Ausbruch der böhmischen Unruhen erklärte er sich mit Eifer für die Sache des Kaisers und ließ seinen Vettern, die im böhmischen Heere dienten, sagen: er wolle sie dafür mit Prügeln und Ruthen tractiren. Abwechselnd lebte er auf seinen Gütern in Mähren und Böhmen, in Prag und in Wien, wo er durch Aufwand die Augen aller auf sich zog, besonders nachdem er durch Ankauf vieler Güter der Geächteten sein Vermögen sehr vermehrt hatte. Auch nahm er an dem Kriege lebhaften Antheil und stand zur Zeit der Schlacht am weißen Berge in Ungarn gegen Bethlen Gabor. Er vermählte sich mit der schönen Tochter des Geheimeraths Graf Harrach, der ein Liebling des Kaisers war, wurde bald darauf in den Fürstenstand und schon ein Jahr später zum Herzog von Friedland erhoben. Seine Residenz nahm er in Gitschin. Jetzt machte er dem Kaiser

den erwähnten Vorschlag. Ferdinands Räthe meinten, man könne ihn ja mit 20,000 Mann den Versuch machen lassen. „Nein!" rief Wallenstein, „das kann ich nicht! die getraue ich mir nicht zu unterhalten; wohl aber 50,000 Mann." — „Ihr wundert euch!" fuhr er fort. „Seht, mit 50,000 Mann kann ich überall Gesetze vorschreiben, und die gesammten Lebensmittel einer Provinz stehen mir zu Gebote. So ist es nicht mit 20,000, die manchmal bitten müssen, wo jene befehlen." Das sahen die Räthe ein, und der Kaiser gab ihm nicht nur die gesuchte Erlaubniß, sondern auch das Recht, alle Offizierstellen zu vergeben. Nun ließ er die Trommel rühren, und von allen Seiten strömten ihm Menschen zu; denn an müßigem Volke fehlte es nirgends, besonders damals, wo schon so manche Gegend verwüstet war, und wie gut es sich in Wallensteins Lager leben ließ, war ja schon bekannt. In kurzem hatte er mehr als 20,000 Mann beisammen, und wie er vorrückte, wuchs der Haufe wie ein rollender Schneeball an. Zuerst ging er auf Niedersachsen los und traf am Harze mit Tilly zusammen. Beide hätten nun zusammen handeln sollen, aber dazu war jeder zu stolz; keiner wollte von dem andern Befehle annehmen, und so trennten sie sich nach nur kurzem Beisammensein. Zuerst ging Wallenstein (1626) gegen den Grafen Mansfeld, der bei Dessau über die Elbbrücke gehen wollte. Hier erwartete Wallenstein den Grafen hinter schnell aufgeworfenen Schanzen und schlug ihn, da er stürmte, mit großem Verluste zurück. Er verfolgte ihn dann durch Schlesien bis nach Ungarn, von wo Mansfeld, wie schon oben erzählt, zu Bethlen Gabor entwich. Im folgenden Jahre trieb Wallenstein die feindlichen Truppen aus Schlesien, unterwarf die Provinz dem Kaiser wieder, wandte sich nun gegen den Hauptfeind, den König von Dänemark, Christian IV., der an der Spitze der niedersächsischen Kreisstände stand und schon von Tilly bei Lutter am Barenberge aufs Haupt geschlagen war, und jagte ihn vor sich her. Demüthig bat dieser um Frieden, erhielt aber eine verächtliche Antwort, und binnen wenigen Tagen hatte Friedland Schleswig und Jütland mit seinen Soldaten überschwemmt, und Christian mußte froh sein, daß er ihm nicht nach seinen Inseln folgen konnte. Hätte Wallenstein nur Schiffe gehabt! So blickte er ihm nur wüthend nach, und soll vor Zorn gar glühende Kugeln ins Meer haben feuern lassen. Das alles geschah durch ihn allein, während der alte Tilly in einem Winkel von Deutschland ihm zusehen mußte. Und wie fürchterlich hausten

die Wallensteiner! Wohin sie kamen, gingen Städte und Dörfer in Rauch auf, nachdem sie ausgeplündert waren; die Menschen wurden zu Tode gemartert oder dem Hungertode preisgegeben, und selbst Weiber und Kinder nicht verschont. Es war eine Rotte wilder Thiere, die in eine Schafherde einbrachen. Wallenstein selbst war streng und rauh, billigte aber diese Ausschweifungen nicht, ja er bestrafte zuweilen die Uebelthäter hart. Allein er war bei der damaligen Art der Kriegführung nicht im-stande, dem bösen Willen der Befehlshaber zu wehren, so oft er ihnen auch strenge Mannszucht anempfahl. Er war eine lange, hagere Gestalt, mit stolz umherblickenden, kleinen, aber feurigen und durchdringenden Augen, immer ernst, kalt, finster, geheimnißvoll und argwöhnisch. Seine Gesichtsfarbe war gelblich, seine Stirn hoch und majestätisch, seine Nase gebogen und stumpf, Kinn und Lippen waren mit starkem Schnauz- und Knebelbart bedeckt. Er lachte nie. Selbst sein Anzug hatte etwas Sonderbares: ein Reiterkoller von Elenshaut, rothe Beinkleider, darüber eine rothe Leibbinde und ein Mantel von Scharlach; auf dem Kopfe, mit kurz abgeschnittenem röthlichen Haare, das seitwärts in einige Locken herabfiel, ein hoch aufgestutzter weißer runder Hut, mit herabhängender rother Feder, und an den Füßen große Stulpstiefeln. Wenn die so aufgeputzte hagere Gestalt durch die Gassen des Lagers schritt, sahen alle Soldaten mit geheimem Grausen ihm nach; denn sie hielten ihn für gefroren, d. i. hieb- und stichfest. Streng hielt er auf seine Befehle: die kleinste Verletzung derselben wurde augenblicklich am Leben gestraft. „Laßt die Bestie hängen!“ rief er dann und augenblicklich wurde der Befehl vollzogen. Gegen seine Unterthanen war er in den ersten Jahren väterlich, sorgte für den Wohlstand derselben und legte Schulen an; aber in den letzteren Jahren, als seine Stimmung durch die Umtriebe seiner Gegner gereizt war, streng und hart, und als sie ihn einmal gebeten hatten, ihnen die aufgelegten Abgaben zu erlassen, schrieb er: „Euer Entschuldigungen seynd lauter verlogen und unwahrhaftig; sucht, so lieb euch euer Seelen Seligkeit ist, mich bei der Nasen nicht umzuziehen; denn so wahr Gott lebt! ihr werdet mirs mit euren Köpfen zahlen müssen, wo ihr mir die Quote nicht alle Monat liefern werdet.“ Und als einmal in Reichenberg in Böhmen ein katholischer Priester ermordet war, wollte er die Stadt verbrennen und alle Einwohner mit dem Schwert umbringen lassen, und wurde nur durch die dringenden Bitten des Magistrats andern

Sinnes. Sein Stolz stieg mit seinem Reichthum und seiner äußern Würde, die um diese Zeit einen neuen Zuwachs erhielt, indem ihm der Kaiser auch das Herzogthum Sagan verlieh, um ihn für viele gemachte Vorschüsse zu entschädigen.

Jetzt war nun wieder der Krieg beendigt und auf deutschem Boden kein Feind mehr. Dennoch vermehrte Wallenstein sein Heer und brachte es endlich bis zu 160,000 Mann, und doch wurden immer noch mehr angeworben. Um Sold war er dabei nie verlegen; denn alle deutsche Lande standen ihm offen und alle mußten ihm, gleichviel ob sie Freund oder Feind waren, Brandschatzungen und Lieferungen geben, so viel er ihrer nur besetzen konnte, und recht muthwillig verdarben seine Soldaten alles, was sie selbst nicht verzehren oder sonst gebrauchen konnten. Kein Mensch konnte begreifen, wozu Wallenstein seine große Macht noch vermehre. Die Fürsten fürchteten, er möchte entweder den Kaiser oder sich selbst zum unumschränkten Herrn von Deutschland machen wollen. Wallenstein ließ sie sprechen; er hatte unter den kaiserlichen Räthen viele Freunde, die beim Kaiser zu seinem Vortheil sprachen, und endlich gar demselben vorstellten, Wallenstein habe sich so große Verdienste erworben, daß er eine ausgezeichnete Belohnung erhalten müsse. Aber wo diese hernehmen? Da schlug Wallenstein selbst vor, daß man ihm Mecklenburg geben möchte. Die Herzöge dieses Landes waren ja Bundesgenossen Christians gewesen; unter diesem Vorwande konnte man sich ja ihres Landes bemächtigen, obgleich Wallenstein ihnen beim Einrücken in Mecklenburg mehrmals versichert hatte, er komme als ihr Freund und Befreier. Die armen Männer wurden in die Acht gethan, und Wallenstein befahl seinen Generalen, ihnen ihr Land wegzunehmen. Vergebens baten die treuen Landstände, man möchte ihnen ihre guten Landesherren doch nicht nehmen, ohne ihre Entschuldigungen anzuhören. Wallenstein zog ein und jagte sie fort. Dafür wurde er zum Herzoge von Mecklenburg, dann zum Reichsfürsten und zuletzt gar zum „General des oceanischen und baltischen Meeres" ernannt. Denn Wallensteins weit aussehende Pläne wollten dem Kaiser die Herrschaft der Ostsee verschaffen, weshalb er auch ganz ernstlich an der Errichtung einer Flotte in diesen Gewässern dachte. Dazu war ihm aber Stralsund, damals eine starke Festung und bedeutende Handelsstadt besonders gelegen, und er hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, sie zu haben. Schon hatte sie die ihr aufgelegte Summe regelmäßig bezahlt; jetzt sollte sie noch kaiserliche

Besatzung einnehmen. Dessen weigerte sie sich aber geradezu. Einer der Rathsherren, ein muthiger Mann, ging selbst nach Prag, wo Wallenstein damals war, und machte Vorstellungen. Wallenstein emfing ihn, umgeben von seinen Hofleuten, mit königlicher Pracht und gab ihm den ungnädigen Bescheid: er habe bereits Befehl gegeben, daß noch 15 Regimenter vor Stralsund rücken sollten; er selbst werde dahin aufbrechen und nicht eher zurückweichen, bis die Stadt kaiserliche Besatzung eingenommen habe. Dabei strich er mit der Hand über den Tisch und rief mit drohender Stimme: „So werde ich es mit der Stadt machen, daß nichts davon übrig bleiben soll, und wenn auch 100,000 Mann, ja ich selbst, dabei untergehen sollte.“ Der Rathsherr reiste auch nach Wien, erhielt Audienz beim Kaiser und wußte ihn so zu rühren, daß er ihm einen schriftlichen Befehl an Wallenstein mitgab, Stralsund in Ruhe zu lassen. In Prenzlau holte er diesen ein und zeigte ihm den kaiserlichen Befehl. Vergebens! „Und wenn die Stadt mit Ketten an den Himmel gebunden wäre,“ rief Wallenstein mit funkelndem Blick, „sie müßte doch herunter.“ Jetzt kam Wallenstein selbst vor die Stadt, die von der See her von den Schweden fleißig unterstützt wurde. Man erzählte ihm, der König von Schweden würde bald selbst kommen. „Ich werde ihn mit Ruthen nach Hause peitschen!“ rief er und ließ sogleich stürmen. Aber die wackern Bürger hatten Hülfe aus Schweden und Dänemark erhalten und wehrten sich so tapfer, daß Wallenstein nach kurzem persönlichen Verweilen vor der Stadt die Belagerung aufheben mußte. Zehn Wochen hatte dieselbe gedauert und 12,000 Mann der besten Truppen waren dem kühnen und hingebenden Widerstande der Stralsunder zum Opfer gefallen.

Mit Dänemark schloß jetzt Wallenstein plötzlich (1629) einen Frieden in Lübeck, und zwar so, daß Christian auch nicht ein Dorf verlor. Das ging ganz natürlich zu; Wallenstein wollte ungestört Mecklenburg beherrschen können; dazu mußte er aber mit jenem Nachbar Frieden haben, der dagegen ihn als Herzog von Mecklenburg anerkannte und seine Bundesgenossen, die vertriebenen Herzöge, die doch erst um seinetwillen zu den Waffen gegriffen hatten, aufopferte! Ein schlimmes Beispiel von Fürstentreue! — Nun aber gingen doch die Soldaten wieder auseinander? — O nein! der Kaiser machte jetzt, durch seinen Beichtvater, den Jesuiten Lämmermann, dazu angeregt, ein Gesetz bekannt, daß kein Reformirter im Lande geduldet werde, daß die Lutheraner alle seit

dem Passauer Vertrage eingezogene Güter den Katholiken zurückgeben, und daß jeder katholische Fürst das Recht haben solle, seine evangelischen Unterthanen zu seiner Religion anzuhalten. Nun hatte er doch wieder einen Vorwand, das ungeheure Heer beisammen zu lassen, um nämlich das Gesetz — man nannte es das Restitutionsedict — in Ausübung bringen zu lassen. Wie erschraken aber die evangelischen Fürsten! Jetzt erst sahen sie, aber zu spät, ein, daß es, wenn sie gleich anfangs zusammengehalten hätten, nicht so weit gekommen wäre. Zwei Erzbisthümer, 12 Bisthümer und eine zahllose Menge Stifter, Klöster und Kirchen sollten herausgegeben werden. Alle Vorstellungen der Reichsstände fruchteten nichts; an bewaffneten Widerstand dachte bloß die Stadt Magdeburg, welche jetzt einen katholischen Erzbischof aus dem östreichischen Hause aufnehmen sollte.

5. Wallensteins Entsetzung. Aber nicht allein das Restitutionsedict schlug die Gemüther nieder; auch die zuchtlose Wirthschaft der Wallensteiner, unter welcher Protestanten und Katholiken gleich sehr litten, erregte allgemeine Unzufriedenheit, und alle Fürsten wünschten Frieden. Zwölf Jahre hatte nun schon der Krieg gedauert, und grenzenloses Elend war schon hier und da dadurch angerichtet worden. Daher baten alle den Kaiser, doch eine Zusammenkunft der Fürsten auszuschreiben. Das geschah denn auch, und sie kamen 1630 in Regensburg zu einem Reichstage zusammen. Aber was mußte Ferdinand hier hören! Von allen Seiten schrie man auf ihn ein und führte die bittersten Klagen über Wallenstein. Selbst der eigene Bruder des Kaisers sagte: „Ew. Majestät glauben nicht, wie das Volk auf den Durchzügen haust. Es kann nicht ohne allen Schaden abgehen. Aber das Brennen, das Mißhandeln der Weiber und Kinder, das Todtschlagen, das Nasen- und Ohrenabschneiden und noch andere Martern — das kann der Offizier wohl hindern. Ich weiß es wohl, daß man Ew. Majestät solche Sache ausreden will; aber mir, Ihrem getreuesten Bruder, könnet Sie so viel wohl glauben. Die Offiziere füllen ihre Beutel mit dem Schweiße und Blute der armen Leute an und ich könnte mehrere nennen, die vor kurzer Zeit noch in einer unansehnlichen Gestalt erschienen, jetzt aber 3—400,000 Gulden baares Geld besitzen. Die Summen nahmen sie nicht dem Feinde ab, sondern sie erpreßten sie von den armen Unterthanen der katholischen Fürsten.“ Noch kläglicher waren die Berichte der pommerschen Abgeordneten! Ihr Herzog Bogislav habe die Soldaten als

Freunde aufgenommen, dafür würden seine Unterthanen von ihnen bis aufs Blut gepeinigt. Nur allein Stettin hatte man 10 Millionen abgepreßt. Man nähme den armen Leuten die Hemden vom Leibe. Viele überreichten statt des Geldes, welches sie nicht aufbringen konnten, den Offizieren ihre ganze fahrende Habe mit Thränen in den Augen. Die Auspfänder schätzten einen Zug Ochsen nicht höher als zwei Thaler und dafür müßten ihn die Bauern hingeben. Das Kriegsvolk behandle die Unterthanen mit grausamen Schlägen, verbrenne und verheere alles im Lande, beraube die Kirchen, hindere den Gottesdienst und werfe die Leichname den Hunden zur Speise vor. Jeder Rittmeister lebe in Pommern fürstlicher als Bogislav. Ganze Bezirke von sechs und mehreren Meilen wären in Einöden verwandelt u. s. w. Als die Stadt Stargard klagte, sie könnte die geforderte Summe nicht erschwingen, schrieb der General an den dortigen Hauptmann: „Damit Stargard sich zu beklagen desto mehr Ursache haben möge, so befehlen wir hiermit dem Herrn Hauptmann ernstlich, sich auf der Stelle alles dasjenige, was Stargard entrichten soll, zahlen zu lassen, und sollten sich die Stargarder auch bis aufs Hemd ausziehen müssen.“ Aehnliche Klagen ergingen auch von andern Fürsten, und alle baten, besonders Maximilian von Baiern, daß der übermüthige Wallenstein abgesetzt würde.

Diesen vereinigten Klagen und Bitten konnte der menschlichfühlende Kaiser nicht widerstehen, so sehr auch Wallensteins Freunde am Hofe ihn zu entschuldigen suchten. Aber er fürchtete sich vor Wallenstein. Endlich unterschrieb er mit schwerem Herzen das Absetzungsdecret. Nur war die Frage, ob Wallenstein auch gehorchen würde? Und wenn er sich weigerte, womit wollte ihn der Kaiser zwingen? Zwei alte Freunde Wallensteins (Graf Werdenberg und Freiherr Questenberg) wurden an ihn nach Memmingen, wohin er, um in der Nähe zu sein, gegangen war, abgeschickt, ihn vorzubereiten. Er empfing sie freundlich und sagte ihnen, er wisse schon, warum sie kämen; denn sein Vetter hätte ihn schon von allem unterrichtet. Dann las er ihnen eine astrologische Schrift vor. „Ihr Herren,“ sagte er, „hieraus könnt ihr sehen, daß ich euern Auftrag gewußt habe. Dem Kaiser lege ich keine Schuld bei; aber es thut mir wehe, daß Ihro Majestät sich meiner so wenig angenommen haben. Ich will aber Gehorsam leisten.“ — Wie froh waren die Abgeordneten, wie froh der Kaiser, wie froh endlich alle Fürsten. — Dann ging Wallenstein auf seine Güter und wählte besonders

Prag und Gitschin zu seiner Residenz. Aus den Sternen glaubte er zu lesen, daß er noch zu etwas Höherem bestimmt wäre. Inzwischen machte man weniger Umstände mit ihm und nahm ihm auch noch Mecklenburg wieder ab.

6. Gustav Adolph, König von Schweden.*) An Wallensteins Stelle erhielt der alte Tilly die Oberbefehlshaberstelle über die Truppen der Liga und des Kaisers; denn schon stand ein neuer Feind auf, Gustav Adolph, König von Schweden. Die Nachricht davon erhielt der Kaiser noch in Regensburg. Da haben wir halt ä Feindel mehr," sagte er zu Tilly. Dieser aber hatte

*) Was seit Gustav Wasa's Tode (1560) in Schweden geschehen war, muß hier übersichtlich nachgeholt werden. Gustav hinterließ drei Söhne: Erich XIV., Johann III. und Karl IX. Erich XIV. (1560—68) war seinem Vater gefolgt. Er zeigte aber eine so große Heftigkeit des Gemüths, daß man keinen Augenblick vor den wildesten Ausbrüchen seiner Wuth sicher war. Selbst Hinrichtungen wurden von ihm befohlen, denen bald die bitterste Reue folgte, so daß man ihn zuletzt für wahnsinnig halten mußte, weil keiner mehr vor seinem Zorn sicher war. Seine Brüder sperrten ihn daher ein und Johann III., der nun den Thron bestieg (1568—92), ließ ihn endlich gar vergiften! Dieser Johann war ein charakterloser Fürst. Seine Frau, Katharina Jagelona, beredete ihn zur Annahme des katholischen Glaubens, der vielleicht nirgends so verhaßt ist wie in Schweden. Sobald der Papst diese Nachricht von schönen Aussichten für die Ausbreitung des Papismus erhielt, sandte er heimlich Jesuiten ins Land, vor allen aber den schlauen Ketzerbekehrer Possevino, der es denn auch bald dahin brachte, daß der König zum großen Verdruß der Schweden öffentlich den evangelischen Glauben abschwor und seinen Sohn Sigismund in der katholischen Lehre unterrichten ließ. Nachdem aber Katharina gestorben war und er ein schwedisches Fräulein geheirathet hatte, trat er wieder zum lutherischen Glauben zurück und ängstigte sich mit Gewissensunruhe. Indessen war der Prinz Sigismund von den Polen zum König gewählt. Da nun Johann gestorben war, wurde zwar Sigismund als König von Schweden anerkannt, aber erst nachdem er versprochen hatte, daß hier nur die reine evangelische Lehre gelehrt werden solle. Dennoch waren die Schweden mit ihm sehr unzufrieden, weil er nach Polen zurückgegangen war und den katholischen Glauben bekannte. Zu wiederholten Malen verlangten die Schweden die Rückkehr Sigismunds, und da er nicht kam, entsetzten sie ihn und erkannten Karl IX. (1604—11) als König an. Jener protestirte; aber Karl behauptete sich, ein rauher, strenger aber kräftiger Mann.

Nach ihm bestieg sein großer Sohn, Gustav Adolph, 17 Jahre alt, den schwedischen Thron, und da sein Vetter Sigismund von Polen seine Ansprüche nicht aufgeben wollte, so mußte er mit Polen einen Krieg führen, in welchem er Livland und einen Theil der ostpreußischen (damals polnischen) Küste gewann. Zur richtigern Würdigung dieser Kriege Schwedens mit Polen muß man sich daran erinnern, daß das erstere durch den Besitz Finnlands und Esthlands damals die Ostseeküste größtentheils umfaßte und dem polnischen Reiche benachbart war.

richtigere Begriffe von dem Schwedenkönige, und als die kaiserlichen Höflinge diesen einen Schneekönig nannten, den wohl der nördliche Frost zusammenhalte, der aber bald schmelzen würde, wenn er sich dem Süden näherte, sprach er ernsthaft: „Der König von Schweden ist ein Feind von eben so großer Klugheit als Tapferkeit, in der Blüthe der Jahre (37 Jahre alt), kräftig und abgehärtet. Er hat, was das Furchtbarste ist, im Kriege gelernt zu siegen und durch Siege den Krieg zu führen. Die Stände seines Reichs fügen sich jedesmal zuvorkommend seinem gewaltigen Willen; seine Hülfsmittel sind nicht gering und seine Anstalten sehr zweckmäßig. Durch seine persönliche Ueberlegenheit hat er sein aus vielen Völkerschaften zusammengesetztes Heer zu einer einzigen Nation gemacht, die er durch blinden Gehorsam, so leicht wie ein Roß mit dem Zügel, regiert. Das ist ein Spieler, gegen welchen nur nicht verloren zu haben, schon ein großer Gewinn ist."

Gustav Adolph war unstreitig der größte Mann seiner Zeit. Der Kaiser hatte ihn vielfach beleidigt. Er hatte seinem Feinde, dem Könige Sigismund von Polen, Unterstützung gegeben und wollte ihn nicht als König von Schweden anerkennen. Besonders aber rührte den guten König der Druck, unter dem die Protestanten in Deutschland seufzten. Er selbst bekannte sich zu Luthers Lehre, ohne starr an den Glaubenssätzen zu hängen, und konnte es nicht übers Herz bringen, seine Glaubensgenossen so leiden zu sehen. Als alles zur Ueberfahrt nach Deutschland fertig war, versammelte er die vier Stände des Reichs. Es war am 20. Mai 1630, als er unter sie trat, um ihnen ein feierliches Lebewohl zu sagen. Hier nahm er sein einziges Kind, sein vierjähriges Töchterchen Christina, auf den Arm, zeigte sie den Ständen als ihre künftige Königin und ließ sie schwören, ihr treu zu dienen. Die ganze Versammlung war gerührt und zerfloß in Thränen. Auch er selbst war bewegt und mußte sich erst sammeln, ehe er seine Abschiedsrede sprach. „Nicht leichtsinnigerweise," so sprach er, „stürze ich mich und euch in diesen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge ist der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten aufs grausamste beleidigt; er hat meine Feinde unterstützt; er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub und streckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hülfe an, und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben. Ich kenne die Gefahren,

denen mein Leben ausgesetzt sein wird; nie habe ich sie gemieden und schwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet; aber ich werde doch endlich sterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutze des Himmels. Seid gerecht, seid gewissenhaft, wandelt unsträflich, so werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen. — An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerst. Gott erleuchte und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreich stets das Beste zu rathen. — Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Fahrt fort, euch als würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu beweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub stürzte. — Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und zur Eintracht. Seid selbst das Muster der Tugend, die ihr predigt, und mißbraucht nie eure Herrschaft über die Herzen meines Volkes. — Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich den Segen des Himmels, eurem Fleiße eine erfreuende Ernte, Fülle euern Scheuern, Ueberfluß an allen Gütern des Lebens. — Für euch alle, Abwesende und Gegenwärtige, schicke ich aufrichtige Wünsche zum Himmel. Ich sage euch allen mein zärtliches Lebewohl; ich sage es vielleicht auf ewig!" Dabei rannen dem König die Thränen aus den Augen, und in der Versammlung hörte man nichts als Schluchzen und Seufzen.

Mit einem kleinen, aber auserlesenen Heere (15,000 Mann), welches aus Liebe für ihn bereit war, sein Leben hinzugeben, schiffte er sich ein und landete an der pommerschen Küste, an der Mündung der Peene.*) Es war den 24. Juni, also gerade hundert Jahre nach der Uebergabe der Augsburgischen Confession (25. Juni). Der König war der erste, der ans Land stieg. Sogleich kniete er, vor den Augen des ganzen Heeres, auf deutscher Erde nieder, dankte Gott mit lauter Stimme für die glückliche Ueberfahrt und bat um seinen ferneren Segen. Allen umstehenden Offizieren standen dabei die Thränen in den Augen. Der König sah es. „Weinet nicht," sprach er, „meine Freunde, sondern betet fleißig! Je mehr ihr betet, desto mehr werdet ihr siegen. Oft gebetet ist halb gesiegt. Der beste Christ ist immer der beste Soldat!" Es ist ein recht rührender Contrast, das so ganz entgegengesetzte Benehmen der Soldaten im wallensteinschen und der im schwedischen Lager zu sehen.

*) Nicht auf der kleinen Insel Ruden, was neuere Untersuchungen erwiesen haben.

Während dort alle edlere Gefühle des Menschen abgelegt waren und die Laster aller Art ungescheut getrieben wurden, keiner nach Gott fragte, ließ Gustav jedes Regiment täglich zum Morgen- und Abendgottesdienst einen Kreis um seinen Feldprediger schließen und unter freiem Himmel seine Andacht halten. Gotteslästerung, Raub, Spiel und Zweikämpfe waren streng verboten. In allen Tugenden ging Gustav selbst den Seinigen als Muster voran. Seine reine lebendige Gottesfurcht gab ihm in den schwierigsten Lagen Muth und Besonnenheit, und seine Soldaten hatten das feste Vertrauen, daß sie unter einem so frommen und verständigen König siegen müßten. Gleich dem gemeinsten Soldaten trug er jedes Ungemach des Krieges. In dem größten Gewirre der Schlacht achtete er auf jede Bewegung; nur verleitete ihn sein kühner Muth oft, sich in die furchtbarste Gefahr zu stürzen, wodurch er auch nachmals den Tod fand.

Man sollte meinen, daß sich die evangelischen Stände Deutschlands über einen solchen Helfer in der Noth wohl gefreut und geeilt hätten, ihm mit Rath und That beizustehen. Aber gerade das Gegentheil. Sie faßten unter dem Vorgange des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen in Leipzig einmüthig den Entschluß, sich nichts mit Gustav zu thun zu machen, — damit der Kaiser nicht zürnen möchte; indessen wollten sie ein Heer aufbringen, um sich dem Restitutionsedict so lange wie möglich zu widersetzen. Gustav trieb indessen die kaiserlichen Truppen in Pommern vor sich her; denn viele der Wallensteiner waren entlassen worden; aber noch beim Abzuge verübten diese fühllosen Menschen unter Torquato Conti die empörendsten Grausamkeiten an den wehrlosen Bewohnern, die ihnen doch so lange Quartier gegeben hatten.*)

*) Am ärgsten ging es in Pasewalk zu. „Schon ausgezehrt durch die lange Einquartierung und so verödet durch die grausamste Hungersnoth, daß kaum noch der dritte Theil der Häuser bewohnt war, erhielt die Stadt von dem kaiserlichen Oberst Götze Befehl, noch 18,000 Thaler zu zahlen. Auf die Vorstellung der Unmöglichkeit erfolgte der Befehl zur Plünderung. Wie hungrige Wölfe stürzten die Soldaten in die Häuser; jede Frage wurde mit Säbelhieben begleitet, jeder Bissen Brots mit Blut bespritzt. Männern und Weibern rissen sie die Kleider vom Leibe, und wer sich rührte, ward niedergestoßen. Der Bürgermeister, einige Rathsherren und die vornehmsten Bürger wurden krumm geschlossen, nach Garz geführt und hier mußten sie hungernd drei Tage und drei Nächte in regnigem Winterwetter auf kalter Erde unter freiem Himmel liegen. Beim Abzuge aus Pasewalk zündeten die Barbaren die Häuser an, spießten die mutterlos auf den Straßen umherirrenden Kinder auf ihre Piken und schleuderten sie jubelnd in die Flammen.

Dann wandte sich Gustav an den Herzog Bogislav, einen überaus peinlichen, ängstlichen Mann, und verlangte, daß er ihm Stettin einräume; das sei zu seiner Sicherheit durchaus nöthig. Aber davon wollte der Herzog nichts hören. Er kam selbst in Gustavs Lager und war außer sich vor Angst. Auf der einen Seite war Gustav mit einem schlagfertigen Heere und auf der andern die Furcht vor des Kaisers Zorn. „Ach!“ rief er aus, als Gustav anfing, ungeduldig zu werden, „soll ich denn in meinem Alter noch erleben, daß ich geächtet, mein Land verwüstet und einem andern gegeben und meine Residenz von Grund aus zerstört werde!“ — Gustav suchte ihn zu beruhigen und rief endlich: „Eilet, eilet, lieber Vetter; hier ist Schnelligkeit nöthig, und glaubt mir, nicht jeder Zauderer ist ein Fabius.“ — „Nun, in Gottes Namen!“ rief Bogislav halb in Verzweiflung aus, und die Schweden zogen ein.

Nicht besser ging es Gustav mit seinem Schwager, dem Kurfürsten von Brandenburg, Georg Wilhelm, einem höchst unentschlossenen Manne. Als ihm Gustav ein Bündniß anbot, wollte er sich in nichts einlassen. „Was würde der Kaiser sagen?“ meinte er. Und doch hatte Gustav so große Eile; denn schon hatte die Stadt Magdeburg, die von Tilly hart belagert wurde, ihn flehentlich gebeten, ihr zu Hülfe zu kommen. „Drei Wochen haltet euch nur noch!“ ließ er ihr zurücksagen; „dann hoffe ich euch Hülfe zu bringen.“ Einstweilen schickte er ihr einen erfahrenen General, Falkenberg, zum Commandanten. Darum brannte dem König der Boden unter den Füßen. Aber eher konnte er nicht vorwärtsgehen, bis er sich den Rücken gedeckt hatte, und er ließ daher den Kurfürsten auffordern, ihn Spandau und Küstrin besetzen zu lassen; er gab sein Ehrenwort, sie ihm zurückzugeben, sobald Magdeburg entsetzt sei. Aber der schwache Mann konnte sich zu nichts entschließen, selbst nicht, als Gustav mit ihm in Berlin eine persönliche Zusammenkunft hielt. Bei einem Schmause, welchen Georg Wilhelm dem König zu Ehren anstellte, war jener so verdrießlich, daß er kaum ein Wort sprach. „Das wundert mich nicht,“ sagte Gustav; „denn meine Forderung ist von großen Folgen. Aber ich verlange es ja nicht für mich, sondern für den Kurfürsten, für das Wohl seines Landes und seiner Unterthanen, ja für das Wohl für ganz Europa.“ Dann wandte er sich an den Herzog von Mecklenburg und rief so laut, daß alle es hören konnten: „Ich gehe jetzt nach Magdeburg, um es zu entsetzen, nicht

für meinen Vortheil, sondern für den der Protestanten. Will mich niemand unterstützen, so kehre ich auf der Stelle um. Ich mache mich frei von dem allen, was daraus entstehen kann; ich biete dem Kaiser einen Vergleich an und gehe nach Stockholm zurück. Ich weiß, der Kaiser wird sehr gern einen solchen Vergleich schließen, wie ich ihn will. Aber ihr Protestanten habt es einst vor Gott zu verantworten, daß ihr für das Evangelium nichts habt thun wollen. Ist Magdeburg verloren und bin ich nach Schweden zurückgegangen, so mögt ihr zusehen, wie ihr fertig werdet." — Das half. Der Kurfürst räumte ihm Spandau ein, und nun wollte Gustav rasch bei Wittenberg über die Elbe gehen und Magdeburg zu Hülfe kommen. Aber Wittenberg gehörte damals dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg, einem kleinlich denkenden, dem Biertrunk ergebenen Manne, und dieser schlug ihm den Durchmarsch rund ab; denn seine Bierfässer waren ihm, wie man laut sagte, lieber als das Wohl seiner Glaubensgenossen. Kaum konnte Gustav seinen Unwillen zurückhalten. „Mögen denn diese Menschen zu Grunde gehen, weil sie es so haben wollen! Ich aber werde nach Pommern zurückgehen und da warten, bis sie am Abgrunde stehen und mich zur Hülfe rufen müssen. Lieber Himmel! wie kann man doch das Haus seines Nachbars brennen sehen und nicht eilen, das Feuer zu löschen? Das ist mir unbegreiflich! Soll also diese unglückliche Stadt zu Grunde gehen und mit ihr vielleicht der geringe Ueberrest von deutscher Freiheit!" Während noch die Couriere hin- und hergingen und Gustav ängstlich auf die Bewilligung des Durchmarsches harrte, kam die entsetzliche Nachricht, daß Magdeburg erobert sei.

7. Die Zerstörung Magdeburgs, 1631. Magdeburg hatte sich den kaiserlichen Befehlen widersetzt und keine Soldaten einnehmen wollen; Ursache genug, es in die Acht zu thun. Tilly wurde beauftragt, es zu belagern und zu züchtigen. Schon seit dem December 1630 war die Stadt eingeschlossen worden und wurde von den Kaiserlichen lebhaft beschossen. Mehrmals schon hatte Tilly sie aufgefordert, sich zu ergeben; aber täglich hofften die Einwohner auf die versprochene Ankunft Gustavs und beschlossen, sich aufs äußerste zu wehren. Jetzt war es schon Mai 1631. Noch einmal schickte Tilly einen Trompeter in die Stadt und warnte sie; aber Falkenberg hielt diesen drei Tage lang in der Stadt zurück, um Zeit zu gewinnen. Indessen machte Tilly alle Anstalten, die Mauern mit Sturm zu nehmen, ehe Gustav heran-

käme. Noch am 19. Mai Vormittags ließ er ein fürchterliches Feuer gegen die Stadt machen. Bomben, Granaten und glühende Kugeln fielen wie ein Regen über die Häuser. Aber des Nachmittags ließ das Feuern plötzlich nach, selbst die Kanonen wurden aus den Batterien zurückgeführt und das bestärkte die Magdeburger in der Hoffnung, die Schweden müßten in der Nähe sein. Eben so ruhig verging die Nacht und gegen Morgen um 5 Uhr gingen die ermüdeten Soldaten und Bürger, die seit Monaten schon nicht recht ausgeschlafen hatten, in ihre Häuser, um einige Stunden lang der Ruhe zu pflegen.

Am Tage vorher war in einem Kriegsrathe, den Tilly halten ließ, der Sturm beschlossen worden und die Rollen vertheilt. Die Leitern lagen bereit. Um 5 Uhr Morgens — es war der 20. Mai — erwarteten die Soldaten das Zeichen. Aber an diesem Morgen hielt Tilly noch einen Kriegsrath und dies verzögerte den Sturm bis 7 Uhr. Jetzt wurden alle Kanonen gelöst und von allen Seiten stürzten die Kaiserlichen auf die Wälle los. Die meisten Soldaten und Bürger waren zu Hause in tiefem Schlafe; die wenigen, welche Wache standen, wurden schnell überwältigt und der Wall war erstiegen. Der schwedische Commandant Falkenberg war eben auf dem Rathhause, um den kaiserlichen Trompeter abzufertigen, als er den Kanonendonner hörte. Er eilte den Eindringenden entgegen und wurde erschossen. Indessen waren die Wälle bereits erstürmt; die Thore wurden eingeschlagen und es erhob sich in der Stadt ein fürchterlicher Tumult. Die Trommler schlugen Lärm, in den Straßen wurde geschossen und alles schrie aus voller Kehle: „Der Feind ist da!“ Von allen Seiten läuteten die Glocken Sturm. Ueberall fuhren die armen Bürger aus dem Schlaf auf, ohne erst recht zu wissen, was es gäbe. Manche stürzten auf die Straßen und wurden von den Kaiserlichen, die schon bei hellen Haufen eindrangen, niedergestochen. Andere verriegelten ihre Häuser und Fensterladen und brachten ihre Frauen und Kinder und ihre besten Habseligkeiten in Sicherheit. Welch ein Tag des Schreckens und Grausens! Welch fürchterlicher Wechsel der freudigen Erwartung und des Entsetzens! Vor wenigen Minuten noch warteten sie auf die nahe Ankunft der Schweden, und jetzt drangen die Feinde mit wüthendem Mordgeschrei durch die Straßen. Alles, was diese auf den Gassen fanden, wurde ohne Barmherzigkeit niedergesäbelt; wenige Bürger wagten Widerstand zu leisten und deckten bald mit ihren blutenden Körpern die Straßen.

Gegen Mittag waren die Kaiserlichen im Besitz aller Theile der Stadt.

Die armen Bürger erwarteten nun mit Zittern in ihren Häusern, was ihr Schicksal sein würde. Tilly hatte den Soldaten die Stadt zur Plünderung übergeben. Jetzt stürzten sie, vorzüglich die Wallonen, welche Graf Pappenheim commandirte, auf die Häuser los. Die Thüren waren bald eingeschlagen und nun eröffneten sich Scenen, welche in ihrer ganzen Gräßlichkeit zu schreiben keine Feder vermag. Mit dem Rufe: „Jesus Maria?“ drangen sie in die Wohnungen ein; die Bewohner wurden entweder gleich niedergehauen oder erst gemartert, um die verborgenen Schätze anzuzeigen. Väter wurden vor den Augen ihrer Kinder erstochen, Frauen in den Armen ihrer Männer erwürgt und Kinder an der Wand zerschmettert. Nicht einmal die schwachen Mädchen wurden verschont. Manche stürzten sich vor Angst von den oberen Fenstern herab, oder suchten in den Wellen der Elbe Rettung. In einer Kirche wurden 53 Frauen, die sich dorthin geflüchtet hatten, aufgefunden, ihnen die Hände auf den Rücken gebunden und dann die Köpfe abgeschlagen. Jetzt brachen auch die Kroaten, die wildesten und räuberischsten unter allen, in die Stadt und hielten eine fürchterliche Nachlese. Man sah, wie diese Unmenschen kleine Kinder, die auf den Gassen herumliefen und nach ihren Müttern schrien, bei den Beinen ergriffen und in die brennende Glut warfen; denn bereits war Feuer an die Häuser gelegt und schon brannten ganze Straßen. Andere spießten die Kinder auf und ließen sie langsam braten. Doch genug von diesen entsetzlichen Unthaten, vor denen die Menschheit schaudert! Ein heftiger Sturm peitschte das Feuer bald zu einem großen Flammenmeere; die Flammen flogen schnell von Straße zu Straße und in 10 Stunden war von einer der schönsten und reichsten Städte Deutschlands nichts mehr übrig als die Domkirche, ein Kloster und eine Reihe ärmlicher Fischerhäuser. Alles Uebrige lag in Asche und Graus. Als nun ganze Straßen in Flammen standen und die Luft glühte, mußten sich die Bürger eiligst zurückziehen. Welch ein Gedränge durch die Trümmer und Leichen und durch das strömende Blut! Einige menschlich fühlende Offiziere waren während der ärgsten Plünderung vor das Thor geeilt, wo Tilly hielt und dem Brande zusah, und baten ihn, doch dem Blutvergießen Einhalt zu thun. „Kommt in einer Stunde wieder,“ antwortete er; „ich werde dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Arbeit auch etwas

haben.“ — Es ist merkwürdig, daß seit diesem Schreckenstage Tilly kein Glück mehr gehabt hat. Bis dahin hatte er nie eine Schlacht verloren, obwohl sein Körper ganz mit Narben bedeckt war; aber von nun an war es aus mit ihm; das Glück wandte ihm den Rücken zu. Wer erkennt nicht auch hierin die gerechte Vergeltung der Vorsehung! Alle die Hände, die am 20. Mai 1631 so vieles unschuldige Blut vergossen, sind längst im Grabe vermodert; aber wie mag jetzt noch den Seelen dieser fühllosen Menschen im Lande der Vergeltung zu Muthe sein! Lange haben nun die an jenem Tage gemordeten Bürger sich ausgeängstigt und ausgelitten; aber ihr Blut klagt noch ihre Mörder an.

Sobald sich die Wuth des Brandes nur etwas gelegt hatte, kehrten die Soldaten zurück, um unter den rauchenden Trümmern nach Schätzen zu wühlen. Manche fanden viel; denn das meiste war in die Keller gerettet; aber viele erstickten auch durch den Dampf. Ehe Tilly seinen Einzug halten konnte, war es nöthig, die Straßen aufzuräumen und die unzähligen Leichen wegzuschaffen. Dies hielt einen ganzen Tag auf, und es wurden allein 6440 in die Elbe geworfen, die ungerechnet, welche begraben, und die welche in ihren Verstecken verbrannt oder erstickt wurden. Ein Zeitgenosse giebt die Todten auf 40,000 an! Unter den Todten fand man noch lebendige Kinder, welche neben ihren todten Müttern lagen, oder unter ihren ermordeten Vätern und Brüdern; andere liefen in den Straßen umher und riefen nach ihren Eltern, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, und wußten nicht zu sagen, wem sie angehörten. Nur 400 Bürger, die reichsten, waren dem Blutbade entgangen. Nicht aus Menschlichkeit hatte man sie geschont, sondern weil man von ihnen ein großes Lösegeld zu erpressen hoffte. Aber dies erhielt man nicht; denn wenige Tage nachher entstand — man weiß nicht wodurch — ein Feuer im kaiserlichen Lager und dabei entsprangen nicht nur jene Gefangenen, sondern es verbrannte auch die in Magdeburg geraubte Beute. Wer erkennt nicht hierin die göttliche Gerechtigkeit?

Erst am dritten Tage hielt der schreckliche Tilly seinen Einzug. Man meldete ihm, daß sich im Dome 100 Einwohner befänden, die sich dorthin gerettet und seit drei Tagen nichts gegessen hätten. Er schenkte ihnen das Leben und befahl, daß man Brot unter sie austheile. Dann begab er sich selbst in diese Kirche und ließ das Tedeum singen. Auch ritt er durch die Straßen zwischen den noch dampfenden Schutthaufen, und es schien ein leises Gefühl von

Mitleiden in seiner Seele aufzutauchen. Aber der Eindruck war nur gering; denn er schrieb an den Kaiser mit Wonnegefühl: „Seit dem Untergange von Troja und Jerusalem ist kein ähnlicher Sieg erfochten worden.“ — Auch pflegte er nachmals mit grausamem Spotte das Blutbad die Magdeburgische Hochzeit zu nennen.*)

---

*) Wir haben noch einige Erzählungen von solchen Einwohnern übrig, die sich gerettet haben. Die kürzeste davon mag hier des Beispiels wegen stehen: „Als unser Schullehrer am 20. Mai Morgens seinen Unterricht geendigt hatte und mit seinen Schülern, zu denen ich gehörte, betete, entstand ein Geschrei in der Straße: die Stadt sei erobert. Flintenschüsse bestätigten die Wahrheit dieser Aussage, noch mehr das Sturmgeläute. Sogleich lies uns der Lehrer auseinander gehen. Er empfahl uns dem Schutze Gottes und sagte, daß wir uns wahrscheinlich erst im Himmel wiedersehen würden. In einem Augenblicke machten wir uns alle davon, der eine hierhin, der andere dorthin. Ich erreichte den breiten Weg (die Hauptstraße, die durch die ganze Stadt führt) und sah der Stadtwage gegenüber, neben der Hauptwache, einen Haufen Soldaten, den Säbel in der Hand. Neben ihnen lagen viele andere Soldaten auf der Erde todt ausgestreckt. Dieser Anblick machte mich schaudern. Ich lief aus allen Kräften und schlug die Pelikanstraße ein, in der Hoffnung, das Haus meines Vaters erreichen zu können. Aber kaum hatte ich in dieser Absicht einige Schritte gethan, als ich mich mitten unter einem andern Haufen Soldaten befand, die eben einen Menschen niederstießen, den ich sich in seinem Blute wälzen sah. Dieser Anblick erschütterte mich mit solcher Gewalt, daß ich nicht weiter laufen konnte. Ich flüchtete mich indessen in ein Haus, dem Wirthshause zum Pelikan gegenüber. Hier stieß ich auf einen alten Mann, der mir sagte: „Liebes Kind, was suchst du hier? Rette dich lieber, ehe du den Soldaten in die Hände fällst.“ Ich wollte eben seinem Rathe folgen, aber dazu hatte ich keine Zeit mehr; denn ein Haufe Kroaten drang in das Haus ein, als ich es eben verlassen wollte. Sie schwangen den Säbel über den alten Mann und forderten Alles, was er habe. Ungesäumt öffnete ihnen dieser einen Kasten voll Gold, Silber und Kleinodien. Sie fielen darüber her, steckten ein, so viel in ihre Taschen ging, das Uebrige thaten sie in einen Korb. Dann schossen sie den alten Mann nieder. Ich schlich mich geschwind fort und suchte mich hinter einige alte Kisten zu verstecken. Indem ich so überall herumkroch, erblickte ich eine sehr schöne junge Dame, die mich dringend bat, fortzugehen, um sie nicht zu verrathen. Ich gehorchte ihr; ehe ich aber noch wußte, wohin ich mich wenden sollte, hielten mich die Kroaten fest und einer von ihnen schrie: „Halt, du Hundejunge! da nimm den Korb und trag ihn vor mir her!“ Ich griff schnell zu und begleitete sie überall, wohin sie gingen. Sie stiegen in mehrere Keller und beraubten Männer und Frauen ohne Erbarmen. Als wir aus dem einen Keller wieder heraufstiegen, sahen wir mit Entsetzen, daß das Feuer schon das Haus ergriffen habe. Wir drangen mitten durch die Flammen und machten uns geschwind davon. Wahrscheinlich sind alle Die, welche noch im Hause waren, darin umgekommen. Seit dem Tage habe ich meinen Vater und meine Mutter nie wiedergesehen!“

Wie viele Herzen mögen in jenen wenigen Stunden angstvoll geschlagen haben!

8. **Die Schlacht bei Leipzig**, 7. Sept. 1631. Gustav Adolph hatte nun, weil ihm Johann Georg den Durchzug durch Sachsen nicht erlauben wollte, einen Umweg durch die Altmark machen müssen. Bei der Gelegenheit machte er sich die Freude, die durch Wallenstein vertriebenen Herzöge von Mecklenburg wieder einzusetzen. Wie dankbar blickten die Mecklenburger zu ihm hinauf! Er führte die Herzöge selbst nach ihrer Residenz Güstrow zurück, wo sie unter dem Jauchzen des Volkes ihren Einzug hielten, und als auf dem Markte mehrere Fässer Wein dem Volke überlassen wurden, befahl er, daß jede Mutter, die einen Säugling hätte, diesen herzutragen und ihm von dem Wein zu trinken geben sollte, damit noch die Kindeskinder dieses Einzuges der vertriebenen Fürsten gedenken möchten. Als er nach Tangermünde an der Elbe kam, stellte man ihm die dort gemachten kaiserlichen Gefangenen vor. Sie fielen vor ihm auf die Kniee nieder, falteten die Hände und baten um Gnade. Gustav sah sie streng an und sprach: „Steht auf! so muß man keinen Menschen verehren; ich bin nicht Gott. Werft euch vor dem höchsten Wesen nieder und dankt ihm, daß ich euch das Leben schenke. Ihr habt euch hier im Lande als Räuber aufgeführt. Wenn ihr die Stärkeren waret, habt ihr meinen Schweden kein Quartier gegeben; ihr habt sie grausamer behandelt, als es die Türken gethan haben würden. Ihr hättet alle den Tod verdient; aber ich begnadige euch. Geht, lebt und dankt Gott für meine Milde!“

Tilly konnte sich in dem ausgeplünderten Niedersachsen nicht mehr halten. Dagegen warf er sein Auge auf das Kurfürstenthum Sachsen, welches bis jetzt am wenigsten gelitten hatte, und verlangte vom Kurfürsten, daß er seine Soldaten zu ihm stoßen ließe und die verlangten Lieferungen hergäbe. Johann Georg machte Umstände. Da schickte Tilly gleich seine Vortruppen ins Land, die damit anfingen, einige Städte auszuplündern. Und das war nur das Vorspiel; denn nun rückte Tilly mit dem eigentlichen Heerhaufen erst auf Leipzig los, beschoß es mit Bomben und nahm es ein. Der Kurfürst wußte sich vor Angst und Schrecken nicht zu lassen. Wie bereute er jetzt, nicht das Bündniß mit den Schweden angenommen zu haben! „Vielleicht ist es noch Zeit,“

Welches Jammergeschrei mag ausgestoßen, welche Schmerzen gefühlt worden sein, von denen die Geschichte nichts weiß! Alles wurde durch den ungeheuern Brand wie mit einem Schleier bedeckt.

dachte er. Geschwind schickte er einen Gesandten an Gustav Adolph, und ließ ihn flehentlich bitten, ihm doch eilends zu Hülfe zu kommen. Gustav war damals in Brandenburg. Er freute sich heimlich über die Verlegenheit des unklugen Kurfürsten und antwortete ganz kalt: „Es thut mir leid, daß der Kurfürst sich in Noth befindet; aber er ist selbst schuld, und hätte er mir geglaubt, so würde er nicht in der Verlegenheit sein und Magdeburg noch stehen. Jetzt sucht er mich nur, weil ihn die Noth zwingt." — Da der Gesandte fortfuhr zu bitten, so rief er endlich: „Gut! ich verlange, daß mir der Kurfürst Wittenberg einräume, daß er seinen ältesten Sohn als Geisel schicke, daß er meinen Soldaten eine dreimonatliche Löhnung gebe und alle seine schlechten Rathgeber mir ausliefere. Will er das nicht, so mag er sehen, wie er fertig wird." Als Johann Georg dies hörte, rief er ungeduldig: „Mein Gott! nicht nur Wittenberg, sondern ganz Sachsen soll ihm offen stehen; ich will mich und meine ganze Familie ihm zu Geiseln geben. Kehrt geschwind zu ihm zurück und sagt ihm: er solle mit mir gewiß zufrieden sein!" — Gustav war gerührt über die Angst des schwachen Mannes und großmüthig genug, jene Bedingungen, bis auf die eines einmonatlichen Soldes für sein Heer, fallen zu lassen und nichts zu verlangen, als daß die Sachsen zu ihm stoßen und seinen Befehlen gehorchen sollten.

Und nun ging er schnell auf Tilly los. In der Ebene nördlich von Leipzig, beim Dorfe Breitenfeld, trafen sie am 7. September 1631 aufeinander. Gustav hatte die Sachsen auf den linken Flügel gestellt; gegen sie stürmte Tilly selbst heran, überwältigte sie und trieb sie in die Flucht. Auch der Kurfürst galoppirte fort und machte erst nach mehreren Stunden in Eilenburg Halt, um sich durch einen Trunk Bier zu stärken. Aber die Schweden? — Die hielten desto wackerer aus. Siebenmal sprengte Pappenheim mit der Reiterei gegen sie, und siebenmal wurde er zurückgeschlagen. Sie standen wie die Mauern, und endlich brachte der brave General Gustav Horn die Kaiserlichen ganz in Verwirrung. Zum ersten Male wurde hier Tilly geschlagen, und zwar vollkommen. Fast wäre er gefangen genommen oder getödtet worden. Ein Rittmeister in schwedischen Diensten, wegen seiner Größe der lange Fritz genannt, wollte ihn lebendig oder todt haben, und griff den alten General wüthend an. Schon hatte dieser drei Schüsse und einen Lanzenstich erhalten; schon schlug der lange Fritz mit einer umgekehrten Pistole auf ihn los, faßte

ihn beim Kragen und forderte ihn auf, sich zu ergeben; da kam noch zu rechter Zeit ein Offizier zu Hülfe und zerschmetterte dem Schweden den Kopf. Die Niederlage Tilly's war so groß, daß er zwei Tage darauf kaum 600 Mann beisammen hatte.

Der Kurfürst kam den Tag nach der Schlacht wieder zum Vorschein, und Gustav war edel genug, ihn durch keinen Vorwurf zu kränken. Sie hielten nun in Halle Kriegsrath und verabredeten, ins Herz von Deutschland zu dringen; Johann Georg eroberte Böhmen und Gustav zog nach dem Rhein, wo ihm alle Städte freundlich die Thore öffneten, und im nächsten Jahre nach Baiern, von wo er den Kurfürsten Maximilian verjagte. Bei dieser Gelegenheit kam Tilly ums Leben. Er wollte den Schweden bei Rain den Uebergang über den Lech wehren, erhielt aber einen Schuß ins rechte Knie und wurde nach Ingolstadt gebracht, wo er starb. An ihm verlor der Kaiser einen großen General.

9. Wallenstein tritt wieder auf. Wallenstein hatte indessen meist in Gitschin, zuweilen auch in Prag, still, aber mit mehr als kaiserlicher Pracht gelebt. Sein Astrolog Zenno (oder Seni) redete ihm täglich vor, daß er noch über alle Feinde triumphiren und zu einem unabhängigen Fürsten emporsteigen werde. Dies und das Gefühl seines Werthes machte den Herzog von Friedland stolz. In Prag sieht man noch den prachtvollen Palast, den er sich erbaut hatte. In einem hochgewölbten Festsaale ließ er sich von berühmten Künstlern malen, wie er auf einem Wagen, von vier Sonnenrossen gezogen, im Triumph einherfährt. Besonders schön ist eine Säulenhalle in grandiosem Style, mit den prächtigsten Frescobildern ausgemalt, von welcher sich eine freie Aussicht in den Park eröffnet. Eintausendundzweiundsiebzig Pferde standen in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen. Hundert Schüsseln wurden täglich auf seine Tafel gesetzt, wenn er allein speiste. Sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern warteten ihm auf. Sie waren in hellblauen Sammet, mit Gold und rother Seide besetzt, gekleidet. Eine Leibwache von 50 Mann, mit Hellebarden versehen und eben so wie die Pagen, nur gröber gekleidet, stand in seinem Schloßhofe und bewachte die Zugänge zu seinen Zimmern. Aehnliche Livreen trug seine zahlreiche Dienerschaft. Die Zahl der bei ihm angestellten Oberhofmeister, Stallmeister, Kammerherren, Mundschenken, Vorschneider, Küchendiener (64 Köpfe), Stallknechte und Silberdiener belief sich auf 899 Köpfe. Er gefiel sich recht darin, einen ungeheuern Aufwand zu treiben, während

der Kaiser Ferdinand oft nicht wußte, wo er das Geld hernehmen sollte. Sechzehn Kammerherren, von denen vier den täglichen Dienst und jeder seinen eigenen Pagen und Bedienten hatte, waren seiner Winke gewärtig, und Virtuosen aller Art verherrlichten seinen Hof. Auf Reisen folgten ihm sechs Kutschen mit seinem Gefolge, im Kriege gar 100 vier- und sechsspännige Wagen. Er selbst war mäßig und nüchtern und schalt denjenigen des Lebens unwürdig, der nur für seinen Magen lebte. Wenn aber gezecht wurde, so ging es wild her und man trank dann aus Hüten. Er sprach nur wenig, lachte selten, war finster, mürrisch, eigensinnig, ungeduldig und mißtrauisch, erlaubte aber bei der Tafel Frohsinn und Scherz. Wegen der Gicht ging er langsam und auf einen Stock gestützt; mißtrauisch warf er bei jedem Schritte die Augen umher. Sein thätiger Geist ruhte nie; daher mußte eine Todtenstille um ihn her sein. Weit um sein Quartier her waren Posten aufgestellt, welche jeden warnen mußten, stark aufzutreten, und das Bellen der Hunde, das Rasseln der Wagen, jedes laute Wort, selbst das Klingen der Sporen war ihm verhaßt. Sein Stolz verlangte die tiefste Ehrerbietung von jedermann, selbst von dem Vornehmsten, und es machte ihm ein Vergnügen, deutsche Fürsten recht geringschätzig zu behandeln. In allem, was er that, wich er von der Handlungsweise anderer Menschen ab und sah gern, wenn er das bei andern auch fand. Einst hatte ein Hauptmann, der auf der Wache stand, ihn nicht bemerkt und sollte Schläge bekommen. Aber er widersetzte sich, gab seinem Pferde die Sporen und drohte, den zu erschießen, der sich ihm nähern würde; er wolle lieber mit Ehren sterben, als mit Schande leben. „Brav!" rief Friedland, „du mußt vielen Muth haben, daß du dich meinen Befehlen zu widersetzen wagst." Und er schenkte ihm 2000 Thaler. — Ein gemeiner Soldat zeichnete sich einmal so aus, daß Wallenstein ihn zum Hauptmann ernannte. Aber der Mensch bedankte sich nicht einmal dafür. Darüber war Wallenstein nicht nur nicht böse, sondern er gab ihm obendrein ein bedeutendes Geschenk. „Daß er mir nicht gedankt hat," sprach er, „ist die größte Lobrede auf mich; es beweist, daß ich das Verdienst und nicht die Person belohne. Es ist nicht nöthig, Dank zu sagen, wenn man keine Gefälligkeiten erhalten hat." Was ihm zum Ruhme anzurechnen ist, war, daß er nie auf Empfehlungen, sondern blos auf Verdienste sah. Einmal kam ein Fremder in sein Lager und brachte ein kaiserliches Patent mit, daß Wallenstein den Ueberbringer zum

Befehlshaber des ersten erledigten Reiterregiments machen sollte. So etwas war ihm sehr zuwider. Er lud den Fremden und viele Obersten zu Tische. „Hört!“ sprach er, „einer von euch muß sterben.“ Da alle erschraken, fuhr er spöttisch fort: „Ja, ja! der fremde Herr ist gekommen, eines von euern Regimentern zu erhaschen. Lege sich doch einer von euch geschwind ihm zu Gefallen ins Grab!“ In allen seinen Handlungen war er freigebig; Knickerei war ihm ganz fremd; jeder kleine Dienst wurde reichlich vergolten. Bei den Soldaten suchte er das Ehrgefühl zu wecken: ein Reiter, der sich seinen Küraß hatte nehmen lassen, wurde vor der Fronte des ganzen Regiments für infam erklärt, und ein Offizier, der, zum Zweikampf aufgefordert, sich nicht gestellt hatte, fortgejagt. Tapferkeit belohnte er königlich. Nach einem blutigen Gefechte ließ er über 20,000 Thaler unter die verwundeten Offiziere und Soldaten austheilen. Eine kühne That war seines Lobes gewiß; er pflegte dann die Hand liebkosend auf das Haupt oder die Schulter des Tapfern zu legen. Neugierig war er über die Maßen. Kundschafter hielt er an allen Höfen, besonders in Wien, die ihm berichten mußten, was die Leute von ihm sprächen. Nur einer besaß sein Vertrauen ganz: Zenno, sein Astrolog. Nichts unternahm er, ohne ihn erst um Rath zu fragen, weil er glaubte, daß Zenno in den Sternen die künftigen Ereignisse lesen könne.

Wallenstein stand auch nach seiner Absetzung mit Kaiser Ferdinand in gutem Verhältnisse. Sie unterhielten mit einander einen Briefwechsel; Ferdinand fragte ihn über die wichtigsten Angelegenheiten um seine Meinung und bezeigte ihm überall sein besonderes Vertrauen. Unter anderm mußte Wallenstein auf Ferdinands Befehl sich Mühe geben, den Kurfürsten von Sachsen vom Vordringen nach Prag abzuhalten und ihn vom schwedischen Bündnisse abzuziehen, und da das nicht gelang, so ertheilte er den kaiserlichen Generalen seinen Rath, wie sie den vordringenden Feind aufhalten könnten.

Indessen erhielten die Angelegenheiten des Kaisers eine immer schlimmere Wendung; die Sachsen standen in Prag, Tilly war todt und Gustav Adolph war bis an den Rhein und von da nach Baiern vorgedrungen, Ferdinand berief seine Räthe und fragte, was in solcher Noth zu thun sei. Die geistliche Partei rieth, den Sohn des Kaisers zum Feldherrn zu ernennen; da dieser aber keine Kriegserfahrung hatte, so drangen Wallensteins Freunde durch, daß diesem der Oberbefehl wieder übertragen werden sollte.

Nun fragte es sich, ob er, der Tiefgekränkte, den Antrag annehmen würde. Zuerst wurde Freiherr von Questenberg zu ihm geschickt; aber Wallenstein gab ihm eine entschieden verneinende Antwort: er sei krank, leide an Podagra. Der Kaiser war darüber sehr bestürzt und schrieb ihm nun einen eigenhändigen Brief: die Gefahr werde täglich größer und er setze das Vertrauen in ihn, daß er ihn in dieser Noth nicht verlassen werde. Wallenstein entschloß sich nun, des Kaisers nähere Anträge zu vernehmen, und es wurde dazu eine Zusammenkunft mit dem Fürsten von Eggenberg, des Kaisers vertrautestem Rath, in Znaim veranstaltet. Hier lehnte er zwar die Oberfeldherrnwürde noch einmal ab, erklärte sich aber bereit, dem Kaiser binnen drei Monaten 40—50,000 Mann aufzustellen; diese möge dann Ferdinand übergeben, wem er wolle.

Jetzt ließ Wallenstein die Lärmtrommel rühren, und da zeigte sich bald, was sein Name vermochte. Von allen Seiten strömten Soldaten herbei, die der wohlbekannten Hoffnungsfahne folgen wollten, und ehe die drei Monate verflossen waren, stand das Heer in Mähren gerüstet da. Aber wer sollte es nun anführen? Nur der, welcher sie zusammengerufen hatte, konnte sie auch beisammen erhalten. Jetzt wurde abermals Eggenberg zu Wallenstein geschickt und dieser gebeten, das Generalat auf sich zu nehmen. Er erklärte sich nach hartnäckiger, ernstlicher Weigerung dazu endlich bereit, aber nur unter freilich sehr harten Bedingungen: daß der Kaiser sich alles Commandos enthalten und ihm allein dasselbe übertragen, ihm ein östreichisches Erbland als künftige Belohnung zusichern, ferner ihm die Vollmacht geben solle, Confiscationen, Bestrafungen und Begnadigungen ohne alles Einreden des Kaisers vorzunehmen; ferner verlangte er bei einem einstigen Frieden Mecklenburg zurück, und für den Krieg alle nöthigen Geldmittel. Daß der Kaiser diese Bedingungen, die allerdings schwer zu erfüllen waren, einging, beweist seine große Noth, und daher ist auch wohl zu glauben, daß schon in diesen Bedingungen der Keim zu dem Zwiespalte lag, welcher später zu Wallensteins Ermordung führte.

Zuvörderst ging er auf die Sachsen, die noch in Böhmen standen, los, nahm ihnen Prag weg und trieb sie über das Erzgebirge nach Sachsen zurück. Schon wollte er ihnen dahin nachfolgen, als ihn die dringenden Bitten Maximilians zurückriefen, welchem Gustav Adolph München weggenommen hatte. Dieser zeigte sich hier, in der Hauptstadt seines Feindes, sehr edelmüthig.

Als ihm die Magistratspersonen entgegenzogen und ihn um Verschonung der Stadt baten, antwortete er ihnen: „Ihr habt es gut gemacht; eure Unterwerfung entwaffnet mich. Mit Recht hätte ich an eurer Stadt Magdeburgs Unglück rächen können; aber fürchtet nichts, und seid eurer Güter, eurer Familien und eurer Religion wegen unbesorgt! Gehet in Frieden! Mein Wort gilt mehr als alle Capitulationen von der Welt!“

Jedermann war nun neugierig, wer von den beiden großen Feldherren, Gustav oder Wallenstein, der Sieger sein würde. Bei Nürnberg trafen sie zuerst zusammen. Fast zwei Monate lagen sie hier einander gegenüber und beobachteten einander. Endlich machte Gustav einen Angriff auf die Kaiserlichen; aber diese blieben wohlweislich auf den Höhen bei Fürth hinter ihren Verschanzungen und schlugen die Schweden zurück. Dann brach Gustav auf und wandte sich wieder nach Baiern. Auch Wallenstein zog bald ab, aber nicht hinter den Schweden her, sondern nach Sachsen, wohin er seine Untergenerale, Gallas und Holk, vorausgeschickt hatte. Flehentlich bat der geängstigte Kurfürst von Sachsen den König um Hülfe. Gustav dachte zu edel, um den zweideutigen Bundesgenossen im Stiche zu lassen; er machte sich geschwind auf und zog in Gewaltmärschen seinem Verbündeten zu Hülfe.

10. Die Schlacht bei Lützen, 6. (16.) November 1632. Als Gustav am 1. November Naumburg an der Saale erreichte, strömte das Volk aus der ganzen Gegend schaarenweise herbei, den großen König anzustaunen. Freudengeschrei empfing ihn; anbetend fiel alles vor ihm auf die Kniee nieder; man stritt sich um die Gunst, die Scheide seines Schwertes, den Saum seines Kleides zu berühren. Den bescheidenen Helden empörte dies. „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gott macht?“ sagte er zu seinen Begleitern. „Unsere Sachen stehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses Gaukelspiel strafen und diesem thörichten Haufen meine schwache, sterbliche Menschheit früh genug offenbaren.“ Hier bei Naumburg ließ er sein Heer lagern; denn er erwartete noch Verstärkung, und dies verleitete Wallenstein, der indeß Leipzig eingenommen hatte und jetzt einige Meilen von Naumburg hinter Weißenfels stand, zu dem Glauben, daß der König für dies Jahr nichts mehr unternehmen wolle. Daher entsendete er den General Pappenheim mit einigen Regimentern zunächst gegen Halle und weiter nach dem Rhein hin.

Kaum aber hatte Gustav Adolph den Abzug Pappenheims vernommen, so verließ er plötzlich sein Lager bei Naumburg und eilte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. Bis Naumburg war ihm seine Gemahlin nachgefolgt. Hier nahm er von ihr Abschied. „Gott sei mit dir!“ sprach er; „sollten wir uns auch in dieser Welt nicht wiedersehen, so sehen wir uns doch im künftigen ewigen Leben gewiß wieder.“ Wirklich hat sie ihn auch erst im Sarge wiedergesehen. Schnell rückte er gegen Weißenfels vor, von wo aus sich das Gerücht seiner Ankunft schnell bis zum Feinde verbreitete und den Herzog von Friedland in die höchste Verwunderung setzte. Aber es galt jetzt einen schnellen Entschluß. Obgleich Wallensteins Heer jetzt schwächer war, so konnte er doch hoffen, sich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten, der sich erst fünf Meilen weit, bis Halle, entfernt hatte. Schnell flogen Eilboten ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog sich Wallenstein in die weite Ebene von Lützen, wo er in voller Schlachtordnung den König erwartete.

Drei Kanonenschüsse, welche Graf Colloredo von dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die friedländischen Vortruppen unter dem Kroatengeneral Isolani zusammen, die auf dem Wege gelegenen Dörfer zu besetzen. Dies hinderte die Schweden nicht, bis in die Ebene von Lützen vorzudringen, indem sie unter beständigem Fechten die Kroaten vor sich hertrieben. Beide Heere kehrten hier der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abende vor der Schlacht zum großen Nachtheile seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, so daß der Uebergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben, und auf dem Windmühlenhügel eine noch stärkere von 17 großen Kanonen vor, das Flintenfeuer aus den Gräben zu unterstützen. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war alles zum Empfange des Feindes bereit.

Noch an eben diesem Abende erschien Gustav Adolph auf der gegenüberliegenden Ebene und stellte seine Völker zum Treffen. Einem deutschen Helden, dem Herzoge Bernhard von Weimar,

übergab er den linken Flügel, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an. Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, indem der König mit Bernhard und General Kniphausen die Nacht in seinem Wagen zubrachte. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das der folgende Tag dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten mußte. Finsterniß bedeckte noch die schweigende Ebene, in welcher die beiden Heere den anbrechenden Tag erwarteten. Endlich erschien der entscheidende Morgen; aber ein dichter Nebel lag noch auf dem weiten Felde und verbarg die zum Kampf auf Tod und Leben einander gegenüberstehenden Heere. Wallenstein, der gerade am Podagra litt, versammelte am frühen Morgen vor seinem Wagen seine Generale und theilte ihnen die Anordnungen der Schlacht mit. Dann stieg er auf kurze Zeit zu Pferde, mußte aber bald wieder absteigen und ließ sich nun in einer Sänfte zu den entfernter stehenden Regimentern tragen. Er gab das Losungswort: „Jesus Maria."

Gustav Adolph durchschritt noch während des Nebels die Reihen der Seinen, ordnete das Gebet, das knieend verrichtet wurde, und ließ das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott," und das von ihm selbst gedichtete: „Verzage nicht, du Häuflein klein," von dem ganzen Heere absingen. Sodann bestieg er sein weißes Leibroß, blos mit einem ledernen Koller und einem Tuchrocke bekleidet — den Küraß, den man ihm umlegen wollte, wies er mit den Worten zurück: „Gott ist mein Harnisch!" — ritt erst vor die Fronte der schwedischen Regimenter und ermahnte sie zur Tapferkeit; dann that er dasselbe bei den deutschen Truppen. Er gab die Losung: „Gott mit uns!" wie bei Leipzig, und als nun — gegen 11 Uhr — der Nebel sich zu zertheilen anfing und der Feind sichtbar wurde, rief der König: „Nun wollen wir daran; das walte der liebe Gott! Herr Jesus, hilf! wir streiten heute zu deines heiligen Namens Ehre!" Zugleich sah man Lützen in Flammen stehen, welches Wallenstein hatte anzünden lassen, damit seine rechte Seite nicht überflügelt würde.

Während der Kanonendonner auf dem schwedischen linken Flügel, den Herzog Bernhard von Weimar befehligte, die Schlacht eröffnete, setzte sich der König, der die Anführung des rechten Flügels übernommen hatte, an die Spitze des Reiterregiments Steenbock und führte es zum Einhauen vor. Zugleich rückte die ganze schwedische Linie vor. Die Schweden wurden, so

wie sie sich der Landstraße näherten, von einem heftigen Flintenfeuer der in den Gräben liegenden feindlichen Musketiere und von dem Feuer der an den Windmühlen stehenden Kanonen empfangen. Der König ist der Erste, der mit seiner Reiterei über die Gräben setzt; er zerstreut die leichtberittenen Polen und Kroaten, deren unordentliche Flucht auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mittheilt. Eben so unwiderstehlich dringen die Fußregimenter des rechten Flügels zu den Gräben vor, vertreiben daraus die Feinde mit der Kolbe und Partisane, stürmen die Batterie vor der feindlichen Mitte, erobern die hier aufgestellten sieben Kanonen und bringen Unordnung in die dichten Haufen des Fußvolks. Aber der Ungestüm des Angriffs hat die schwedischen Brigaden auseinander gebracht; die geschlossenen Linien sind aufgelöst. Dies benutzen die kaiserlichen Reiterhaufen im Centrum; sie eilen den fliehenden Fußregimentern zu Hülfe, werfen sich auf die Schweden, halten sie auf, nehmen ihnen die bereits eroberten Kanonen wieder ab und treiben sie über die Gräben wieder zurück, während die Batterien an den Windmühlen ihre Kugeln unter die weichenden Schweden schleudern.

Diese Verwirrung wird dem Könige hinterbracht, als er eben im Vordringen begriffen ist. Er übergiebt sogleich dem General Horn die Führung des rechten Flügels, um die errungenen Vortheile zu verfolgen, und eilt an der Spitze der finnländischen Kürassiere nach dem linken Flügel, der Unordnung abzuhelfen. Sein edles Roß überspringt pfeilschnell die Gräben; er eilt, da die Reiter nicht so schnell nachfolgen können, ihnen voraus, nur vom Herzoge Franz Albert von Lauenburg, einem Pagen und einem Stallmeister begleitet, gerade nach der Gegend, wo sein Fußvolk am meisten bedrängt ist, und indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nahe an dasselbe. Auf diesem Wege erhält er einen Schuß in den linken Arm. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahergesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: „Der König blutet; der König ist erschossen!“ breitet unter die Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts! Folgt mir!“ ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber überwältigt vom Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Getümmel zu schaffen. Indem der Letztere auf einem Umwege mit dem König umkehrt, erhält dieser durch einen

heransprengenden kaiserlichen Oberstlieutenant (? von Falkenberg) einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder," ruft er mit sterbender Stimme; „suche du nur dein Leben zu retten!" Der König sank vom Pferde, der Herzog floh, von den beiden Reitknechten des Königs lag der eine todt, der andere verwundet am Boden. Der Page Leubelfing mühte sich, dem Könige, der die Hände nach ihm ausstreckte, aufzuhelfen. Er vermochte es nicht, drei feindliche Reiter sprengten heran, einer schoß den König durch den Kopf, die andern tödteten ihn vollends, und dann plünderten sie ihn aus.*) Das Getümmel der Schlacht geht über den Leichnam des Königs hinweg. Bald entdeckte sein ledig fliehendes, in Blut gebadetes Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend drang sie herbei, dem gierigen Feinde die ehrwürdige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durcheilt schnell das ganze schwedische Heer. Aber anstatt den Muth dieser tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Herzog Bernhard beschließt Erneuerung der Schlacht und durchreitet die schwedischen Reihen. „Ihr Schweden, ihr Finnen und ihr Deutschen," ruft er, „euer und unser Verfechter der Freiheit ist todt. Für mich ist das Leben kein Leben mehr, wenn ich seinen Tod nicht rächen soll. Wohlan denn! Greift unverzagt den Feind an, und wer beweisen will, daß er den König lieb gehabt, der thue es jetzt!" Mit Löwengrimm werfen sich die schwedischen Regimenter zum zweiten Male auf den Feind; die Gräben werden wieder übersprungen, die feindlichen Kanonen genommen, ein Pulverwagen im Rücken der Kaiserlichen fliegt in die Luft, der Feind wird in Verwirrung gebracht und das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick, — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit seiner Schaar; alle erhaltenen Vortheile sind verloren; eine neue Schlacht fängt an.

*) August von Leubelfing, der Sohn eines Nürnberger Patriciers, starb einige Tage nach der Schlacht in Naumburg an seinen Wunden. Auf seinem Sterbebette hat er erzählt, was bei dem Tode des Königs sich zugetragen. Lange hat man geglaubt, Gustav Adolph sei durch Meuchelmord gefallen, und der Verdacht traf besonders den Herzog von Lauenburg. Diese frühere Meinung wird jetzt als unrichtig angenommen.

Der Befehl, welcher ihn nach Lützen zurückrief, hatte ihn in Halle erreicht. Ohne sein zerstreutes Fußvolk zu erwarten, ließ er acht Regimenter Reiterei aufsitzen und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelte er die flüchtigen Völker wieder und führte sie aufs neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muthe bricht er fürchterlich in die schwedischen Schaaren des rechten Flügels, die, ermattet vom Siege, dieser Fluth von Feinden endlich unterliegen, und schnell benutzt Wallenstein den günstigen Augenblick, das Treffen zu erneuern. Die dichtgeschlossenen schwedischen Bataillone werden unter einem mörderischen Gefecht durch den Generallieutenant Piccolomini und Graf Terczka (sprich Tersika) über die Gräben zurückgetrieben. Wallenstein selbst sah man mitten unter dem feindlichen Kugelregen mit kühner Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blicke. Um und neben ihm stürzten seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wurde von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützten heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen war. Nicht so glücklich war Pappenheim. Die glühende Begierde, dem Könige selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edeln Feind am wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte gewünscht, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen; aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims Brust und gewaltsam mußten ihn die Seinigen aus dem Gewühle tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß Gustav getödtet sei. Als man ihm die Wahrheit des Gerichts bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht. „So hinterbringe man dem Herzog von Friedland,“ rief er aus, „daß ich hoffnungslos darniederliege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist.“ — Mit Pappenheim schwand das Glück der Kaiserlichen vom Schlachtfeld. Kaum vermißten ihn die Truppen, als sie alles verloren gaben und in schimpflicher Flucht das Weite suchten. Die Schweden setzten zum dritten Male über die Gräben. Eben neigte sich die Sonne zum

Untergange. In einem wüthenden Kampfe trafen die wenigen standhaften Regimenter Friedlands auf die Schweden. Auch diesem Gefechte machte endlich Nacht und Nebel ein Ende. Pappenheim starb schon am folgenden Tage in Leipzig an seinen Wunden. Daß die Schweden einen glänzenden Sieg erfochten haben, gestand der Herzog von Friedland schon dadurch zu, daß er sein ganzes Gepäck und Geschütz auf dem Schlachtfelde stehen ließ und in Eile nach Leipzig floh, wohin ihm der kleine Rest seines zerstreuten Heeres folgte. Dann ging es weiter nach Böhmen.

Erst nach der Schlacht empfand man bei ruhiger Ueberlegung im schwedischen Lager die ganze Größe des Verlustes. Er, der sie in den Streit hinausgeführt hat, ist nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er, auf dem eroberten Schlachtfelde, inmitten der Tausende der Gefallenen. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckte man endlich da, wo seit 1832 ihm ein Denkmal errichtet worden ist, den königlichen Leichnam. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Hufen der Pferde zertreten und durch Plünderung seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht und dort seiner wehklagenden Gemahlin überliefert. Von dem betäubenden Schlage noch besinnungslos standen hier die Anführer in stummer Erstarrung um seine Bahre. Die Leiche wurde nach Stockholm gebracht. Als dem Kaiser Ferdinand II. der blutige Koller Gustavs überbracht wurde, benahm er sich sehr anständig und christlich, denn über das Unglück eines Feindes zu triumphiren, verräth eine sehr niedrige Seele. Er und seine Gemahlin sahen das blutige Kleid mit Rührung an. Ihm traten die Thränen in die Augen. „Gern," rief er, hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede geworden wäre!" — In Spanien dagegen wurden Freudenfeste gefeiert.

Aber wie ertrug Wallensteins Stolz den Schimpf der Niederlage? — Sich selbst maß er die Schuld natürlich nicht bei, sondern der Feigheit einiger Offiziere, und er hielt in Prag ein fürchterliches Kriegsgericht. Eilf Offiziere, zum Theil aus den vornehmsten Familien, wurden hier auf dem Platze vor dem Rathhause geköpft, andere gehängt, sieben Degen vom Scharfrichter unter dem Galgen zerbrochen und die Namen von 40 Abwesenden an den Galgen geschlagen.

Gustav Adolph hinterließ nur ein Töchterchen, Christina.

Sie wurde Königin von Schweden, doch so, daß einige Reichsräthe für sie regierten, bis sie erwachsen war. Des Vaters Geist ruhte nicht auf ihr. Sie beging eine Menge Thorheiten und lieferte wieder ein lebendiges Beispiel, wie traurig es ist, wenn ein Weib aus ihrer Bestimmung heraustritt. Christina war eine Art von gelehrter Frau, und das machte sie zur Regierung ungeschickt. Sie legte endlich (1654) die Regierung nieder, wurde katholisch und ist in Rom, unzufrieden mit sich und der ganzen Welt (1689), 60 Jahre alt, gestorben. — Nach Gustav Adolphs Tode führten seine Generale den Krieg fort. An der Spitze der Geschäfte stand der kluge Kanzler Axel Oxenstierna. Aber freilich vermißte man den alles leitenden Geist des Königs; denn so weise auch der Kanzler war, so fehlte ihm doch das königliche Ansehen, und jeder General that, was er wollte. Viel ließe sich noch von den in diesem Kriege vorgefallenen Schlachten und Thaten erzählen; aber der Raum erlaubt es nicht.

11. Wallensteins Tod, 25. Februar 1634. Wallenstein setzte den Krieg fort und zwar im Ganzen zum Vortheil des Kaisers; doch vermied er jede Gelegenheit, große Schlachten zu liefern; vielleicht machte ihn auch seine zunehmende Kränklichkeit weniger unternehmend. Er pflog Unterhandlungen mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und sogar mit Oxenstierna. Er ließ den gefangenen Grafen Thurn frei und statt die Schweden aus Baiern zu vertreiben, bezog er Winterquartiere in den kaiserlichen Erblanden. Wenn wir sein ganzes Benehmen erwägen, so scheint er damals geschwankt zu haben, ob er dem Kaiser treu bleiben, oder sich mit den Schweden und Franzosen verständigen sollte, um das ihm verhaßte Königshaus von Spanien zu demüthigen, wohl auch um sich die böhmische Königskrone zu gewinnen. Denn die Stellung, welche ihm bei der Uebernahme des Commandos eingeräumt worden war, erzeugte in ihm die verwegensten Pläne; der Möglichkeit einer abermaligen Absetzung wollte er in jeder Weise entgegentreten; in der Tiefe seiner Seele lebte der Wunsch, keinen Herrn mehr über sich zu haben. So machte er da und dort Anknüpfungen, um seine Pläne zu sichern; aber es fehlte seiner Handlungsweise nach allen Seiten hin an Offenheit und Einfachheit. Seine Feinde am kaiserlichen Hofe, namentlich die Geistlichen und die spanische Partei, benutzten alles, was ihm schaden konnte, sprachen über die zu große Macht, welche ihm der Kaiser verliehen habe, und äußerten sogar die Vermuthung, daß

er wohl mit den Feinden einverstanden sei. Diese Ränke kränkten den ehrgeizigen Mann, und er sprach davon, den Oberbefehl niederzulegen.

Sobald sich die Nachricht davon im Lager verbreitete, geriethen die Offiziere in große Bestürzung, weniger vielleicht aus Anhänglichkeit an seine Person, als aus Eigennutz. Denn der Kaiser war ihnen vielen rückständigen Sold schuldig, und da Wallenstein sie angeworben und für die Zahlung gutgesagt hatte, so fürchteten sie, sie würden, wenn Wallenstein erst abgedankt hätte, gar nichts vom Kaiser erhalten. Als ihnen daher der Herzog durch den Feldmarschall Illo sagen ließ, er sei wegen der Unbilden, welche er vom kaiserlichen Hofe erfahren, und wegen seiner Krankheit entschlossen, das Generalat niederzulegen, so entstand unter den Obersten der Regimenter eine allgemeine Bewegung. Sie ließen ihn an sein ihnen verpfändetes Wort erinnern und versprachen ihrerseits dagegen, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihm auszuharren. Dann schickten sie deshalb eine besondere Deputation an ihn, auf deren bewegliche Vorstellung er ihnen die Versicherung gab, er wolle noch eine Zeit lang das Commando behalten, sie aber sollten sich verpflichten, bei ihm auszuhalten. Denn das Wichtigste für ihn war, sich der Treue seines Heeres, namentlich der höheren Offiziere, zu versichern.

Wallenstein hatte damals sein Hauptquartier in Pilsen, und hier war daher der größte Theil der höheren Offiziere beisammen. Illo und Wallensteins Schwager, Graf Terczka, veranstalteten ein großes Bankett und legten hier den versammelten Obersten eine von ihnen aufgesetzte Schrift vor — ob auf des Herzogs Betrieb und mit seinem Vorwissen, ist nicht gewiß, doch wahrscheinlich —, in welcher die Obersten sich anheischig machten, bei dem Herzoge „ehrbar und getreu auszuhalten, so lange er in Seiner kaiserlichen Majestät Diensten verbleiben, oder diese zu ihrer Dienste Beförderung ihn gebrauchen werde, und auf keinerlei Weise sich von ihm separiren zu lassen.“ *) Allein unter den Obersten waren mehrere, die zu der spanischen, dem Herzoge feindlichen Partei gehörten, und da die Herren weidlich getrunken hatten, so daß manche kaum ihrer Sinne mächtig waren, so erhob sich bei der Tafel ein heftiger Streit, indem einige zu unter-

*) Es wird aber auch behauptet, daß in dem Revers ein Vorbehalt auf die Dauer des Oberbefehls nicht eingeflochten gewesen sei.

schreiben sich weigerten, die andern sie aber deshalb ausschalten; ja, es fehlte wenig, daß es zum Blutvergießen gekommen wäre; denn einige zogen den Degen und bedrohten die Weigernden damit, so daß die Unterzeichnung endlich vor sich ging. Dem Herzoge war diese Uneinigkeit unangenehm und er äußerte, daß er jedem, der da glaube, daß etwas gegen den Kaiser im Werke sei, zurückzutreten erlaube. Dieser selbst, als er von der Sache erfuhr, legte ihr eine erhebliche Bedeutung nicht bei.

Dennoch benutzten seine Feinde jene Versammlung in Pilsen, um ihn zu stürzen. Graf Octavio Piccolomini, ein falscher Italiener, Oberst in kaiserlichen Diensten, genoß Wallensteins vorzügliches Vertrauen, weil dieser aus den Sternen zu wissen glaubte, daß der Graf sein Freund sei. Dieser Mann nun hatte zwar jenen Revers mit unterschrieben, wurde aber doch zum Verräther. Er schickte im Verein mit einigen andern gegen Wallenstein feindlich gesinnten Männern einen Boten insgeheim nach Wien, gab dem Kaiser einen übertriebenen Bericht von jener Versammlung, erzählte, Wallenstein habe bereits die Schweden zu Hülfe gerufen, und fügte hinzu, es sei kein anderes Mittel übrig, als „den Scorpion auf der Wunde, die er gemacht habe, zu vernichten." Zugleich erschien auch General Aldringen, der in Pilsen nicht mit unterschrieben hatte, in Wien und berichtete gleichfalls zu Ungunsten des Herzogs; auch Kurfürst Maximilian von Baiern schickte einen Gesandten nach Wien, der gegen Wallenstein Ränke schmieden mußte, und nun bestürmte die spanische Partei, zu der auch diejenigen Generale und Obersten sich schlugen, die bei der Fortsetzung des Krieges ihre Rechnung fanden, den Kaiser. Der spanische Gesandte drängte zu einer Entscheidung; es sei nothwendig, den Wallenstein auf eine oder andere Art unschädlich zu machen. Ferdinand, ein schwacher Mann, ließ sich bereden, ein an alle Generale, Obersten und andere kaiserliche Offiziere gerichtetes Patent (24. Januar 1634) zu unterzeichnen, daß er sich genöthigt sehe, eine Veränderung im Obercommando vorzunehmen, und daß er es dem General Gallas übertrage; zugleich machte er denen, die in Pilsen unterschrieben hätten, bekannt, daß er ihnen verzeihe, mit Ausnahme Wallensteins, Illo's und Terzkas. Dieses Patent wurde heimlich erlassen, so daß also Wallenstein nicht einmal Gelegenheit hatte, sich zu rechtfertigen. Es wurde dem General Gallas zugeschickt, mit dem Befehle: „sich des Friedländers zu bemächtigen und ihn mit seinen vornehmsten Anhängern, dem Illo und Terzka,

in gefänglichen Verhaft und an einen solchen sichern Ort bringen, allda er gehört werden möge." Allein die Absicht, sich durch einen Handstreich Wallensteins in Pilsen zu bemächtigen, erwies sich unausführbar.

Eine Anmuthung zu äußerster Gewalt war noch nicht ausgesprochen. Es ist überhaupt schwerlich anzunehmen, daß ein Befehl zur Ermordung Wallensteins vom Kaiser selbst ausgegangen sei; aber den Gegnern hat er ihn preisgegeben, und diese zogen seinen Tod seiner Gefangennehmung vor. Alle Dankbarkeit gegen den Feldherrn, der das Haus Oestreich gegen dessen gewaltigsten Feind vertheidigt hatte, wurde unterdrückt, und mehr noch! — der Kaiser betheiligte sich persönlich an den Bemühungen, den Herzog von Friedland zu täuschen. — War es nicht ein arges Verfahren, daß der Kaiser auch nach jener Achtserklärung mit Wallenstein im freundlichsten Briefwechsel blieb, ihn seinen lieben Oheim nannte, ihm Beweise von Vertrauen gab, ihn noch immer als Oberfeldherrn betrachtete und ihm versicherte, daß er ihm mit kaiserlicher Huld gewogen bleibe. So reichte also der Kaiser dem Feldherrn die eine Hand mit der Versicherung seiner Gunst, während er mit der andern ihn seinen Feinden überliefern half. Wallenstein ahnte anfangs von der gegen ihn gemachten Verschwörung nichts; er schenkte seinem Verräther Piccolomini noch immer sein Vertrauen und da er selbst krank lag, so führte Trczka den Briefwechsel mit Gallas, der sich auch nichts merken ließ, daß er bereits an seiner Stelle zum Oberfeldherrn ernannt war. Dagegen zog er heimlich die dem Feldherrn feindlichen Generale, Piccolomini, Aldringen — fast lauter Italiener — in die Verschwörung, verschwieg aber das erhaltene kaiserliche Patent noch den übrigen Offizieren. Nur seinen Vertrauten theilte er es mit und befahl ihnen, keinen Befehl mehr von Wallenstein anzunehmen.

Indessen war es nicht möglich gewesen, die Sache so geheim zu halten, daß der Herzog nicht endlich von der gegen ihn gesponnenen Verschwörung etwas erfahren hätte. Er setzte darauf, noch in Pilsen, gemeinschaftlich mit den hier aufs neue versammelten Obersten eine feierliche Erklärung auf: „daß es keinem von ihnen in den Sinn gekommen sei, wider des Kaisers Majestät das Geringste zu gedenken, noch irgend eine Machination anzustellen." Sie hätten sich dadurch bloß verbindlich machen wollen, Feldherr und Oberste, treu und redlich bis auf den letzten Blutstropfen bei einander zu halten und sich nicht trennen zu lassen. Zugleich

befahl Wallenstein den Obersten, nur seine, des Illo und Treczka Befehle zu befolgen.

Aber jetzt kam jene Maßregel zu spät; der Stab war bereits unwiderruflich über den Herzog von Friedland gebrochen. Schon zwei Tage (18. Februar) vor jener Erklärung Wallensteins und der Obersten hatte Ferdinand, den die Feinde des Herzogs ganz gegen denselben eingenommen hatten, ein zweites Patent ausgehen lassen, in welchem er sagte, er habe nun gewisse Nachricht erlangt, daß der Herzog ihn, den Kaiser, von Land und Leuten zu treiben und sich dieselben anzueignen, ja den Kaiser und sein ganzes Haus auszurotten Willens gewesen sei. Dies Patent schickte er an eine Menge Generale und Commandanten und befahl zugleich, die Güter des Herzogs und Treczkas einzuziehen. Allein auch jetzt noch wurde Wallenstein weder vor Gericht gestellt, noch ihm seine Absetzung und die Achtserklärung bekannt gemacht, als wenn der Kaiser sich geschämt hätte, ihm diesen Beweis von Ungerechtigkeit selbst mitzutheilen.

Mit Schrecken gewahrte nun Wallenstein, daß sich vor ihm ein Abgrund rettungslos öffnete. Er war insgeheim geächtet, ohne daß man ihn gehört hatte; er hatte mit seinem Kaiser nicht gebrochen und war doch von ihm für einen Landesverräther erklärt worden. Jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, als den äußersten Schritt zu thun, den er im Fall der Noth vorbehalten hatte: sich den Feinden des Kaisers, den Schweden, in die Arme zu werfen. Er ließ den Herzog Bernhard von Weimar, der in Regensburg stand, bitten, sich an die böhmische Grenze, wo möglich nach Eger zu ziehen, damit er sich zu ihm retten könnte. Aber Bernhard traute den Worten Wallensteins nicht recht und glaubte, daß ein „Schelmstreich" dahinterstecke. Auch Oxenstierna rieth dem Bernhard ab, die schwedischen Truppen mit denen Wallensteins zu verbinden. So erntete dieser jetzt den Lohn, daß er früherhin nicht offen mit andern verfahren war. Eben so vergebens wandte sich der geängstete Feldherr an den Markgrafen von Baireuth und an die französischen Generale. Zugleich zog sich ein Oberst nach dem andern von ihm zurück; nur Feldmarschall Illo und die Grafen Treczka und Kinsky blieben ihm getreu, weil auch sie geächtet waren, und suchten eifrig, aber vergebens, den Beistand der Schweden, Sachsen und Franzosen nach. Wallenstein selbst hoffte noch immer, daß der Kaiser von der Verschwörung gegen ihn nichts wisse, oder wenigstens von den Verschworenen getäuscht sei. Darum

schickte er nacheinander zwei vertraute Offiziere an Ferdinand nach Wien, die diesem versichern sollten, daß der Herzog nie gegen ihn etwas im Sinne gehabt habe, und daß er bereit sei, das Obercommando jedem andern, den der Kaiser bestimmen würde, zu übergeben. Aber Piccolomini fing beide unterwegs auf und setzte sie fest, so daß der Kaiser die Angst seines verfolgten Feldherrn nicht erfuhr.

Als nun Wallenstein sah, daß alle seine Nähe wie die eines Verpesteten flohen und nur wenige Compagnien Reiter bei ihm aushielten, hielt er sich in Pilsen nicht mehr sicher und zog sich mit den wenigen Getreuen nach Eger, um der sächsischen und fränkischen Grenze nahe zu sein, von wo er noch immer Beistand in der höchsten Noth hoffte. Auch rechnete er ganz auf die Treue des Commandanten von Eger, Oberst Gordon, eines Schottländers, den er erst vor kurzem zum Obersten erhoben hatte. Um Wallenstein waren außer Illo, Terzka und Kinsky auch der Rittmeister Neumann, der bei ihm die Dienste eines Secretairs versah, und Oberst Buttler, der 200 Reiter befehligte; dieser war ein niedrigdenkender Irländer, der heimlich von Piccolomini die Weisung erhalten hatte, den Herzog lebendig oder todt zu überliefern.

Am 24. Februar, Nachmittags 4 Uhr, kam Wallenstein in Eger an. Er war krank und wurde in einer Sänfte von zwei Pferden getragen. Wohl mochte er nicht ahnen, daß er nicht wieder herauskommen würde. Er nahm sein Quartier in der Amtswohnung des Bürgermeisters auf dem Markte; Terzka und Kinsky mit ihren Frauen wohnten in dem Eckhause daneben. Buttler ließ die Hälfte seiner Dragoner draußen vor der Stadt, die andern nahm er mit hinein.

Gordon und der unter diesem stehende Oberstwachtmeister Lesli hatte anfangs gegen Wallenstein nichts Böses im Sinne; denn als sie nebst Buttler ihm nach seiner Ankunft ihre Aufwartung machten, und er ihnen ohne Rückhalt mittheilte, zu welchem äußersten Schritte es mit ihm gekommen sei, antwortete Lesli: er wäre bereit, wenn der Herzog ihn seines dem Kaiser geleisteten Eides entbinden könnte, mit seinen Landsleuten bei ihm, dem sie so viele gute Tage verdankten, treu auszuhalten. Aber auf dem Heimwege nahm der heimtückische Buttler sie auf die Seite und zeigte ihnen die kaiserlichen Befehle vor. Diese änderten ihre Gesinnungen sogleich. Anfangs waren sie der Meinung, die Geächteten in ihren Wohnungen

zu überfallen und sie gefangen zu nehmen; aber die Besorgniß, daß dann die Nähe des schwedischen Heeres alles wieder vereiteln könnte, dazu auch die Aussicht auf die reiche Beute, die sie im Hause des Herzogs zu finden hofften, bewog sie zu dem Entschlusse, ihn und seine Genossen zu ermorden; Buttler versicherte, daß der Mord gutgeheißen werden würde. Das Nähere besprachen sie in der folgenden Nacht auf Gordons Zimmer. Alle drei fielen auf die Kniee nieder und schwuren mit gezogenen Degen, am andern Abend die schwarze That zu vollziehen. Nur über die Art waren sie noch unschlüssig. Endlich erbot sich Gordon, den Illo, Terzka, Kinsky und Neumann zu sich in die Citadelle zu einem Abendschmause einzuladen. Dabei sollten sie ermordet werden. Der Herzog selbst hatte die Einladung abgelehnt, weil er krank, auch wohl zu stolz war, um bei seinen Untergebenen zu speisen. Jene vier versprachen zu kommen. Abends um 5 Uhr ließen die Verschworenen den Oberstwachtmeister Geraldino kommen und theilten ihm ihren Vorsatz mit. Dieser verwegene und wilde Mensch schlug gleich ein und versprach zum Morde sechs sichere Soldaten zu stellen. Auch traten gleich fünf andere Hauptleute: Deveroux, Brown, Macdonald, Birch und Pestalutz, alles Ausländer, bei; denn uns Deutschen ist Meuchelmord verhaßt. Alle fünf hatten in der folgenden Nacht die Wache. Kaum waren sie weg, so erschienen um 6 Uhr die vier Geladenen. Man setzte sich zu Tische und war fröhlich. Mit jedem frisch geleerten Becher wurden die Zungen mehr gelöst. Auf den Kaiser und seine Räthe wurde wacker geschimpft; den Herzog aber ließen sie hoch leben.

Indessen hatten zwei Hauptleute das Thor der Citadelle besetzt und ließen niemand aus oder ein. Nur Geraldino wurde hindurchgelassen, und führte 30 Dragoner, lauter Irländer, in das Schloß. Mit sechs derselben nahm er selbst seinen Posten in einem Nebenzimmer des Saales; in einem andern stand Deveroux mit 24 Dragonern. Jetzt wurde der Nachtisch aufgetragen; die Bedienten entfernten sich; man rief sie in ein abgelegenes Zimmer, um dort zu essen, und schloß sie ein. Jetzt, um 8 Uhr, winkte Lesli. Die Saalthüre flog auf und Geraldino trat, eine Partisane in der Hand, mit seinen Dragonern ein. Auf seinen Ruf: „Es lebe das Haus Oestreich!" stürzte auch Deveroux von der andern Seite herein und schrie: „Holla! wer ist gut kaiserlich?" Gordon, Buttler und Lesli riefen: „Es lebe Ferdinand!" nahmen jeder ein Licht und machten den Soldaten Platz. Diese drangen nun vor,

warfen den Tisch um und hieben ein. Kinsky fiel sogleich; auch Illo wurde durch den Rücken gestochen, als er seinen Degen von der Wand herablangen wollte; nur dem Treczka war's gelungen, seinen Degen zu erreichen; er stellte sich wie ein wüthender Eber in eine Ecke des Saals, nannte Gordon einen feigen, schändlichen Verräther, hieb zwei Dragoner nieder, und da ihn sein Koller von Elenshaut eine Weile schützte, so rissen die Soldaten es ihm auf und erstachen ihn mit Dolchen. Das Blut floß in Strömen und auf dem Boden sah man in scheußlichem Vereine Flaschen, Blut, Confect und andere Speisen. Neumann entwischte verwundet in das untere Geschoß; da er aber die Losung nicht wußte, stießen ihn hier die Dragoner nieder. Die Bedienten hörten das Geschrei ihrer Herren und wollten zu Hülfe eilen. Einige sprangen aus dem Fenster; aber die Armen wurden gleich niedergemacht. Die Leichen ließ man liegen und Gordon verschloß den Saal.

Während dieses Blutbades war es in der Stadt ganz ruhig. Der Herzog saß mit Zenno und sprach über die kommenden Ereignisse. Es war eine dunkle, unfreundliche, stürmische Nacht, der Wind heulte und der Regen schlug an die Fenster. Wallenstein legte sich ermüdet früh zu Bette.*) Gordon, Buttler und Lesli aber waren noch in der Citadelle und hielten noch einmal über des Herzogs Tod Rath, der endlich auch nochmals beschlossen wurde. Nun begab sich Lesli nach der Stadt auf die Hauptwache, wo Macdonald das Commando führte, und befahl den Soldaten, sich nicht zu rühren, was da auch sich ereignen möchte. Dann öffnete er das Stadtthor, ließ zwei Compagnien Dragoner unter einem schottischen und irländischen Hauptmanne in die Stadt; diese sollten die Gassen besetzen und keinen Bürger und keinen Soldaten aus den Häusern lassen. Jetzt eilte Lesli wieder in die Citadelle und berichtete, daß in der Stadt die tiefste Ruhe herrsche. „Gut!“ sagte Buttler, „nun wollen wir den Hauptstreich thun.“ Er, Lesli, Geraldino und Deveroux gingen gegen Mitternacht mit 30 Dragonern in die Stadt; aber indem sie über die Zugbrücke gingen, entwischte ein Bedienter Treczka's. Obgleich zwei Schüsse auf ihn gethan wurden, entkam er doch und meldete den Gräfinnen Treczka

---

*) Ich denke einen langen Schlaf zu thun:
Denn dieser letzten Tage Qual war groß.
Sorgt, daß sie nicht zu zeitig mich erwecken.
Wallensteins Tod von Schiller.

und Kinsky das traurige Ende ihrer Männer. Jene Schüsse hatten die Hauptwache in Bewegung gebracht. Lesli fand sie unter dem Gewehre; er beruhigte sie, und befahl ihr, wieder in die Wachtstube zu gehen, ließ sie nochmals dem Kaiser schwören und blieb auch bei ihr, um jede Bewegung zu verhindern, so wie Gordon in der Citadelle als Wächter zurückgeblieben war. Sein Gewissen mochte es ihm unmöglich machen, am Morde seines Wohlthäters Antheil zu nehmen.

Jetzt gingen Buttler, Geraldino und Deveroux mit den Dragonern gerade auf die Wohnung Wallensteins zu. Als sie an die Thüre kamen, hörten sie in dem Hause daneben das herzzerschneidende Jammern der Gräfinnen Kinsky und Treczka über den Tod ihrer Männer, und Buttler besorgte, der Herzog möchte dadurch aufgeweckt werden. Er blieb unten bei der Wache, die ohne Widerstand Deveroux und die Dragoner einließ. Geraldino hatte die Hinterthüre besetzt. Deveroux stürmte mit den Dragonern, alle mit Hellebarden bewaffnet, die Treppe hinauf. Zwei Kammerdiener im Vorsaale fragten um die Ursache der so späten Erscheinung und baten, den Herzog nicht im Schlafe zu stören. Der Herzog wachte von dem Lärme auf, sprang im bloßen Hemde aus dem Bette und da er in dem Augenblicke das Geschrei der Gräfinnen im Nachbarhause hörte, fragte er die vor dem Hause stehende Schildwache, was es gäbe? Aber in demselben Augenblicke rannten die Dragoner, die mit heftigen Drohungen den Schlüssel zu des Herzogs Gemach vergebens verlangt hatten, die Thüre auf. Deveroux stürzte mit wüthendem Gesicht ins Zimmer und schrie: „Bist du der Schelm, der das kaiserliche Volk zum Feinde überführen und ihrer kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Du mußt jetzt sterben!“ — Wallenstein hob seine Arme gen Himmel und sprach kein Wort; Deveroux aber stieß ihm die Hellebarde in die Brust, mit solcher Gewalt, daß sie durch und durch ging. Ohne Laut fiel der mächtige Friedland zu Boden und wälzte sich in seinem Blute. Er war 50 Jahre alt. Einer der Dragoner packte den Leichnam und wollte ihn aus dem Fenster werfen, aber Deveroux litt es nicht. Indessen kamen Buttler und Lesli herauf, nahmen die Schlüssel zu sich und bemächtigten sich des Geldes und der Kostbarkeiten, während das Blut des Gemordeten noch rauchte. Man wickelte die Leiche in einen vom Tische heruntergenommenen Teppich und ließ sie auf Lesli's Wagen nach der Cidatelle zu den andern vier Leichen bringen. Hier lag

Wallensteins Körper den ganzen folgenden Tag über im Hofe. An diesem Tage berief Gordon alle in Eger befindlichen Offiziere in die Citadelle, erzählte ihnen die Begebenheit der vergangenen Nacht, zeigte die kaiserlichen Befehle vor und ließ die Offiziere und die Bürger dem Kaiser aufs neue schwören. Keine Hand rührte sich, Friedlands Tod zu rächen. Er hatte von seinem Vermögen drei Millionen Thaler auf die Soldaten verwendet; aber diese Quelle war jetzt verstopft, und gemüthlos und gleichgültig starrten die rohen Soldaten seinen Leichnam an.

Die Herzogin von Friedland war trostlos bei der Nachricht des Geschehenen. Sie bat den Kaiser nur um die Gnade, seinen Körper in der von ihm gestifteten Karthause unweit Gitschin in Böhmen beisetzen zu dürfen. Es wurde ihr erst nach zwei Jahren gewährt; sie behielt die Herrschaft Neuschloß in Böhmen als Wittwensitz. Die übrigen Güter wurden eingezogen. Gallas erhielt die Herrschaft Friedland. Das Gewissen des Kaisers mochte ihm Vorwürfe machen; denn er ließ für die fünf Ermordeten 3000 Seelenmessen lesen! Aber auch die Mörder wurden reichlich belohnt; Buttler und Lesli wurden in den Grafenstand erhoben; jeder Soldat, welcher mit bei dem Morde gewesen war, empfing 20,000 Gulden. Viele Offiziere aber, die mit Friedland in näheren Verhältnissen gewesen waren, besonders evangelische, ein Graf Schafgotsch und andere wurden enthauptet.*) Dann ließ der Kaiser, um die am Herzog verübte Mordthat vor den Augen der Menschen zu rechtfertigen, eine Schrift aufsetzen, in welcher behauptet wird, daß Wallenstein seit lange mit den Schweden und andern Feinden des Kaisers im Verständnis gewesen sei, das kaiserliche Heer zu den Schweden habe überführen, sich zum König von Böhmen machen und den Kaiser mit seinem Hause ausrotten wollen, ob man gleich in des Herzogs Papieren keine sicheren Beweise darüber fand.

12. **Die letzten Jahre des dreißigjährigen Krieges und der westphälische Friede.** Nach Wallensteins Tod erhielt das Obercommando des kaiserlichen Heeres der älteste Sohn des Kaisers, der Erzherzog Ferdinand, dem der erfahrene General

*) Wallenstein hinterließ eine einzige Tochter, welche Maria Elisabeth hieß (nicht aber Thekla) und nachmals an einen Grafen von Kaunitz vermählt wurde. Einen Max Piccolomini gab es nicht; aber Max von Wallenstein war Friedlands Vetter, nicht Neffe, wozu Schiller in „Wallensteins Tod“ ihn macht. Sein zartes Verhältniß zu Wallensteins Tochter und sein tragisches Ende sind nur Erfindungen des trefflichen Dichters.

Gallas als Rathgeber beigegeben wurde. Zu diesem Heere stieß auch ein spanisches Heer, geführt von dem Infanten Fernando, einem Sohne König Philipp III. Das nun den Feinden überlegene vereinigte Heer ging auf die Schweden los und suchte Nördlingen wegzunehmen, das sich diesen besonders treu gezeigt hatte. Herzog Bernhard von Weimar eilte daher herbei und verlangte eine Schlacht, während der mit ihm verbundene erfahrene General Gustav Horn davon abrieth, weil sie auf mehr Verstärkung warten müßten. Aber Bernhard bestand darauf. „Wir müssen schlagen," rief er; „ich habe der bedrängten Stadt Hülfe versprochen und ich muß mein fürstliches Wort halten." Dies führte zur Schlacht bei Nördlingen (6. Sept. 1634). Sie fiel für die Schweden sehr unglücklich aus; sie erlitten eine vollständige Niederlage. Bernhard wurde von den Kroaten hart gedrängt und verwundet und rettete sich nur dadurch, daß er ein frisches Pferd bestieg und davonjagte. Der brave Horn fiel den Kaiserlichen in die Hände. Zwar wurde er vom Infanten edelmüthig behandelt; als er in das Zelt desselben geführt wurde, ging ihm Fernando entgegen, umarmte ihn und sprach: „Das Glück hat uns diesmal zu Siegern über einen großen Helden gemacht. Lassen Sie mich von Ihnen lernen, wie ich künftig so lange Meister des Glücks bleiben und im Unglücke so groß werden kann wie Sie." Dennoch wurde Horn bis ins achte Jahr ziemlich eng gefangen gehalten.

Oxenstierna, der die schwedischen Angelegenheiten leitete, war nun den Kaiserlichen nicht mehr allein gewachsen und mußte sich nach fremder Hülfe umsehen. Schon früher hatte der König von Frankreich, Ludwig XIII. (1610—43), oder vielmehr dessen staatskluger Minister, der Cardinal Herzog von Richelieu, den Schweden Hülfe angeboten, nicht etwa aus Neigung für den bedrückten evangelischen Glauben, sondern um das Haus Oestreich zu schwächen; aber lange widerstanden Oxenstierna und die evangelischen Fürsten, weil sie die Tücke und die Habsucht der Franzosen kannten. Doch jetzt mußte man das französische Bündniß annehmen und dafür einige deutsche Besitzungen auf dem linken Rheinufer abtreten.

Eine zweite traurige Folge der Nördlinger Schlacht war der Abfall des Kurfürsten von Sachsen Johann Georg vom schwedischen Bündnisse. Er wurde den Schweden und den evangelischen Ständen untreu, indem er 1635 einen Frieden in Prag mit dem Kaiser schloß, der ihm dafür die Lausitz abtrat. Leider folgten

mehrere evangelische Fürsten, unter andern auch Brandenburg, dem Beispiele Sachsens und vertrugen sich mit dem Kaiser, so daß die Schweden fast allein standen. Um so ehrenvoller, daß die schwedischen Generale dennoch den Kampf bestanden und siegreich daraus hervorgingen. Hier nur einige der glänzendsten Waffenthaten.

Einer der fähigsten schwedischen Generale war Banér. Die Sachsen unter Baudissin, einem Schweden, der in sächsische Dienste übergetreten war, und die Kaiserlichen unter Hatzfeld glaubten ihn zu vernichten, indem sie ihn von der Ostsee abgeschnitten hatten. Schnell ging Banér auf sie los; er fand sie bei Wittstock in der sandigen Priegnitz und erfocht (24. Sept. 1636) einen glänzenden Sieg. Seine Unterfeldherren Stalhantsch und Torstenson hatten ihm wacker geholfen. Die Feinde waren nicht nur geschlagen, sondern hatten alles Geschütz und Gepäck verloren; auch das Silberservice des Kurfürsten war in die Hände der Schweden gefallen. Nachdem Banér nun die gewonnenen Siegeszeichen hatte aufstellen lassen, ließ er die Generale zusammenkommen und zeichnete Torstenson besonders aus, und da dieser jede Danksagung ablehnte und meinte, Banér habe den Sieg entschieden, rief dieser: „Nein, Torstenson, Sie sind ein großer Mann, und wenn ich nicht mehr bin, werden Sie noch Schwedens Schutz und Rettung sein! Ich bin ein alter Kerl und werde wohl keinen solchen Ritt mehr thun. Wenn ihr mich zur Ruhe gebracht habt, so pflanzt eine dieser Standarten auf mein Grab und preist dabei Gott für das, was er heute an Schweden und an mir altem Graubart gethan hat.“ Zuletzt ließ er Wein bringen und credenzte ihnen denselben aus den erbeuteten sächsischen Silberpokalen. — Fünf Jahre darauf (1641) starb Banér in Halberstadt, man sagt an Gift, welches ein französischer Mönch ihm auf Befehl des neidischen Richelieu beigebracht hatte.

Ein ähnlicher Held war der junge Herzog Bernhard von Weimar, der treue Kampfgenosse Gustav Adolphs. Als er im Winter 1637—38 die Festung Rheinfelden (im Canton Aargau) belagerte, zog der kaiserliche General Johann von Werth herbei und zwang ihn zum Rückzuge. Aber nach wenigen Tagen kehrte Bernhard zurück, warf sich unvermuthet auf die Feinde, sprengte das Heer auseinander, und Johann von Werth wurde mit mehrern Generalen gefangen (3. März 1638). Dann belagerte er die Festung (Alt-)Breisach am Rhein (im Badenschen). Die Soldaten und Bürger vertheidigten sich zwar sehr tapfer; aber

endlich wurde die Hungersnoth so groß, daß viele vor Hunger starben, andere den Kalk von den Wänden kratzten und Leichen verzehrten, und eine Ratte einen Gulden, ein Ei einen Thaler und ein Hundeviertel sieben Gulden kostete. Man vermißte sogar acht Kinder, die vermuthlich von den Hungerleidenden verzehrt worden waren. Endlich übergab der Commandant die entvölkerte Stadt (19. Dec. 1638) und als nun die ausgehungerten Bürger und Soldaten aus den Thoren strömten, sich der langentbehrten Freiheit zu erfreuen, ließ der edle Herzog Brot und Suppe unter sie austheilen. Man erzählt, ein Soldat habe sich ihm gegenübergesetzt, ihn immer angesehen, und da man ihn gefragt, warum er nicht esse, die Antwort gegeben: er könne sich an dem großen und frommen Helden nicht satt sehen. — Dieser Bernhard starb schon sieben Monate darauf, erst 35 Jahre alt, in Neuenburg am Rhein (4 Meilen nördlich von Basel), man glaubt an Gift, welches Richelieu ihm habe reichen lassen. Denn nachdem er mit diesem, der durchaus verlangte, daß Breisach den Franzosen überliefert werden solle, einen heftigen Streit gehabt, erkrankte er plötzlich; es zeigten sich schwarze Flecken auf seinem Körper und er selbst war der Meinung, daß der Cardinal ihn habe vergiften lassen. Als er seinen Tod nahe fühlte, ließ er seinen Waffengefährten, General Rosen, an sein Bett kommen, sprach ein frommes Gebet und sagte: „Mein treuer Freund in Noth und Gefahr, fasse du meinen letzten Pulsschlag auf; du weißt, was er sagt. Dein Arm hat mir im Streite wider die Feinde redlich geholfen; lege ihn unter mein Haupt, damit ich zuletzt noch darauf ruhe!“

Nicht lange vorher war Kaiser Ferdinand II. gestorben (1637), und die Kurfürsten wählten seinen vorerwähnten Sohn zum Kaiser, der sich Ferdinand III. nannte und von 1637—1657 regiert hat, kein ausgezeichneter, aber ein im ganzen lobenswerther Mann.

Unter den großen schwedischen Feldherrn ist noch zu nennen Leonhard Torstenson, der nach Banérs Tode den Oberbefehl des schwedischen Heeres erhielt. In der Natur dieses Mannes war ein merkwürdiger Gegensatz. Während sein Körper durch Gichtschmerzen so mitgenommen wurde, daß er selten zu Pferde steigen, nicht ohne Krücke gehen konnte und sich in einer Sänfte tragen lassen mußte, arbeitete in seinem Kopfe ein so lebendiger, kräftiger Geist, daß er seinen Feinden mehr als jeder andere zu thun machte und mehr als einmal mit beispielloser

Schnelligkeit Deutschland von einem Ende bis zum andern, von Oestreich bis Dänemark, durchzog. Auf demselben Felde bei Breitenfeld unweit Leipzig, auf welchem 11 Jahre früher Gustav Adolph den schönen Sieg über Tilly erfochten, gewann auch er eine große Schlacht (2. Nov. 1642) gegen Piccolomini und Erzherzog Leopold. Noch entscheidender war ein zweiter Sieg über die Kaiserlichen unter Hatzfeld und Götz bei Jenkau oder Jankowitz in Böhmen, südlich von Prag (1645). Schon streiften seine leichten Truppen bis Wien, während von Osten her der Fürst Ragoczy von Siebenbürgen zum Schutze der evangelischen Ungarn heranzog, mit den Schweden gemeinschaftlich Wien anzugreifen. Der geängstigte Kaiser wurde nur dadurch gerettet, daß die Festung Brünn die Schweden aufhielt und Ragoczy sich mit Torstenson veruneinigte. Indessen hatte die Krankheit dieses Feldherrn so zugenommen, daß er den Oberbefehl niederlegen mußte. General Wrangel trat an seine Stelle, aber das Geschick Torstensons fehlte ihm.

Schon gleich nach dem prager Frieden hatte man angefangen, über einen allgemeinen Frieden zu unterhandeln. Aber es hält ja oft schon schwer, daß sich zwei Feinde vertragen, wie viel schwerer bei einem Streite, in welchen so viele Fürsten verwickelt waren, von denen jeder einen Vortheil bei dem Frieden für seine Kriegsopfer haben wollte. Daher ist es kein Wunder, daß man 12 ganzer Jahre verhandelte, ehe man zum Schluß kommen konnte, besonders da die Franzosen, die mit zum Frieden hatten zugezogen werden müssen, die Verhandlungen aufhielten und meisterhaft verwirrten. Endlich — endlich wurde der lang ersehnte Friede in Münster und Osnabrück in Westphalen unterzeichnet; man nennt ihn daher den westphälischen Frieden. Das Wichtigste darin war, daß der Augsburger Religionsfriede bestätigt und auch auf die Reformirten ausgedehnt, den Evangelischen also freie Religionsübung eingeräumt wurde. Indeß wurde die freie Religionsübung nicht ganz unbedingt zugestanden. Die Zustände sollten so wieder hergestellt werden, wie sie im Jahre 1624 gewesen waren. Man nannte dies das Normaljahr. Für den Besitzstand der geistlichen Güter sollte der erste Januar jenes Jahres, für die freie Religionsübung das ganze Jahr entscheidend sein. Wo 1624 die Religionsübung einer Confession nicht stattgefunden hatte, kam es auf den Landesherrn an, ob er sie nun bewilligen, oder Auswanderung verlangen wollte. Nur Hausandacht war den Aus-

geschlossenen gesetzlich vorbehalten. Und für die östreichischen Erbländer galt nicht einmal das Normaljahr.*)

In politischer Beziehung sollte in Deutschland zwar die Oberhoheit des Kaisers und des Reiches fortbestehen, aber sämmtliche Reichsstände erhielten das Recht der Landeshoheit; sie durften unter sich und mit Auswärtigen Bündnisse schließen. Die Niederlande und die Schweiz wurden als unabhängige Staaten anerkannt. Schweden bekam Vorpommern, die Insel Rügen und einen Theil des jetzigen Königreichs Hannover (die Bisthümer Bremen und Verden); Frankreich: den Elsaß**) und die Bestätigung des Besitzes von Metz, Toul und Verdun; Brandenburg: Hinterpommern, das Erzbisthum Magdeburg und die Bisthümer Minden, Halberstadt und Camin. Die Rheinpfalz wurde dem Sohn Friedrichs V. zurückgegeben und für ihn eine achte Kurwürde errichtet, die Oberpfalz dagegen an den Kurfürsten von Baiern abgetreten.

Da nun der furchtbare dreißigjährige Krieg vorüber war, so hätte man glauben sollen, daß auch der Papst darüber seine Freude hätte bezeigen müssen. Aber im Gegentheil erließ der heilige Vater der Gläubigen eine Bulle: „Daß er aus apostolischer Machtvollkommenheit diesen Frieden verdamme, vernichte und aufhebe.“ Und noch heute hat bei jeder Gelegenheit der Papst den westphälischen Frieden verdammt. Papst Urban VII. hatte kurz vorher die berüchtigte Gründonnerstagsbulle (die am Gründonnerstag öffentlich verlesen wird) erneuert. Darin verflucht der Papst noch jetzt in jedem Jahre alle Lutheraner, Calvinisten und Zwinglianer, desgleichen alle ihre Beschützer und alle, welche ihm nicht Gehorsam leisten.

100. Sitten jener Zeit.

Es ist nicht möglich, hier eine umständliche Schilderung des traurigen Zustandes des deutschen Reiches nach dem dreißigjährigen Kriege zu geben. Viele Städte und Dörfer waren nicht

*) In Schlesien behielten nur die evangelischen Herzoge und die Stadt Breslau freie evangelische Religionsübung; in jeder der drei Städte Schweidnitz, Jauer und Glogau durften die Evangelischen eine Kirche erbauen, jedoch außerhalb der Stadtmauern. Diese drei Kirchen heißen daher Friedenskirchen.

**) Für die Reichsstadt Straßburg aber und noch zehn andere Reichsstädte dieses Landes wurde die Verbindung mit dem deutschen Reiche und Reichsfreiheit vorbehalten.

nur abgebrannt und ausgeplündert, sondern von manchen war jede Spur ganz verschwunden. Es gab Gegenden, wo meilenweit kein Haus, kein Mensch zu sehen war. Von vielen Familien waren alle Glieder ausgestorben; der Vermögenszustand war bei den Menschen ganz zerrüttet und — was das Schlimmste war — die Sittlichkeit war äußerst verdorben worden. In der Entwickelung des Anbaues und der Gewerbe, in Handel und Verkehr ist Deutschland in Folge dieses furchtbaren Krieges sehr lange Zeit hinter andern Nationen zurückgeblieben.

Oft hört man die gute alte Zeit rühmen, und über unsere so verdorbene Zeit klagen. Daran thut man Unrecht, und mit rührender Freude lernt man aus der Geschichte, daß die Menschheit mehr im Fortschreiten begriffen ist. Auch der Luxus war in früheren Zeiten oft noch ärger als in den unsrigen, nur daß er jetzt mit besserm Geschmack verbunden ist. Einige Beispiele werden dies beweisen.

In einer Kleiderordnung aus Regensburg aus dem Jahre 1485 heißt es: „Die Mannspersonen sollen nicht längere Spitzen an den Schuhen tragen, als zwei Fingersglieder lang.“ Dann kommen auch die ausgeschnittenen Koller und Halstücher der Frauen vor, die sie in kurzer Zeit „ganz über alle Maßen aufgebracht hätten,“ und wird ihnen das Ausschneiden vorn bis zwei Querfinger über dem Halsgrüblein und hinten vom Halsknöchlein vier Zoll herab untersagt. Töchter, so lange sie nicht verheirathet sind, dürfen gar keine Ringe tragen. Keine sollte über acht Röcke haben, gute und böse, und zu ihren geflügelten Röcken dürfen nur drei Paar Aermel, von Sammet, Damascat oder anderer Seide gehören. Ein Perlenrock, oder sammetne und gestickte Mäntel oder Koller mußten versteuert werden, und doch durfte keine sie auf dem Gebiete der Stadt tragen.

Aber auch im 16. und 17. Jahrhunderte wurde mit Kleidern viel Unsinn getrieben. „Der Kleidung und des Geschmucks,“ klagt ein Schriftsteller aus der Zeit Karls V., „ist kein Maß, zu aller Leichtfertigkeit zugerichtet, daß man vor Fürwitz schier nicht mehr weiß, was man anthun, oder wie man reden, gehen oder einhertreten soll. Alle Tage steht ein neuer Fund auf.“ Nicht nur Frauen und Jungfrauen vom Stande, sondern auch Bürgerfrauen trugen sich zu Anfange des 17. Jahrhunderts auf italienische und burgundische Art, mit lang entblößtem Halse, und die meisten vom Adel, wozu sich auch die Doctorfrauen rechneten, hatten sich die

Hüften mit ungeheuern Wülsten (dem sogenannten Speck) umgeben. Kaum 30 Jahre, nachdem Elisabeth von England die ersten seidenen Strümpfe getragen hatte, trugen schon die Frauen der braunschweigischen Amtleute dieselben. Mit Mützen, Armbändern und Halsketten wurde ein entsetzlicher Aufwand getrieben, und die Männer machten es nicht besser als die Frauen. Der gemeine Bürger trug sich wie ein Handwerker, dieser wie ein fürstlicher Diener, und gar mancher Bauer war mit inländischem Tuche nicht mehr zufrieden. Daher mußten in den meisten Städten Kleiderordnungen gegeben werden, die den übertriebenen Luxus einschränkten. Die Ketten der Ritter sollten nicht über 400 Goldgulden werth sein. Adelige Frauen sollten nicht mehr als vier seidene Kleider haben und tragen dürfen, nämlich eins von Sammet, die übrigen drei von Damast oder anderm seidenen Zeuge, jedoch ohne Perlen, Gold und Silber, und wenn sie dieselben verbrämen wollten, so möchten sie es thun mit Perlen, Silber oder Silberstoff, aber nur oben herum und nicht über eine halbe Viertelelle breit. Auch sollten sie zwar goldene Hauben tragen dürfen, aber nicht über 40 Gulden an Werth. In der sächsischen Kleiderordnung von 1612 wurde den Frauen der Doctoren erlaubt zu tragen: goldene Ketten, doch nicht über 200 Gulden werth, goldene Armbänder und Ringe, silberne und vergoldete Leibgürtel, auch Messerscheiden nach ihrem Vermögen, Röcke von Atlas, Damast u. dgl. Aber ganz sammetne Kleider wurden ihnen verboten. Auch sollten sie sich der ausländischen Tracht, besonders der großen Eisen und Wülste unter den Röcken und der langentblößten Hälse enthalten. Unter den verbotenen Sachen waren auch kleine silberne oder goldene Degen, die sie in den Haaren trugen. Ein großer Luxus wurde im 16. Jahrhundert mit den ungeheuern Pluderhosen getrieben, welche die Niederländer erfunden hatten, um ihren Tuchfabriken recht vielen Absatz zu verschaffen. Sie gingen vom Gürtel bis auf die Knöchel und waren so weit und in so viele Falten und Fältchen gelegt, daß zu manchem Paare 130 Ellen gebraucht wurden, und mancher Edelmann sich dadurch zu Grunde richtete, indem ein Paar mehr kostete, als manches Dorf Einkünfte gab.

So wie mit den Kleidern, so war es auch mit dem Essen und Trinken, besonders bei Hochzeiten und Kindtaufen, nicht nur bei Fürsten und Herren, sondern auch bei den mittleren und niederen Ständen, und es mußten Gesetze dagegen publicirt werden. In der Hochzeitsordnung der Stadt Minden wurde verordnet,

daß bei einer großen Hochzeit nicht mehr als 24 Tische, jeder zu 10 Personen, und bei einer kleinen nur 14 Tische sein sollten. Der Schmaus sollte nicht über drei Stunden dauern. In Sachsen war man strenger. Da durften die Edelleute höchstens 8 Tische setzen und außer dem Nachtische nur 12 Gerichte geben. Bei bürgerlichen Hochzeiten sollte der Magistrat die Anzahl der Gäste bestimmen, und nur 5 Gerichte wurden erlaubt. Auch war damals noch die pöbelhafte Gewohnheit, seine Gäste möglichst trunken zu machen, und der Wirth glaubte seine Sache am besten gemacht zu haben, von welchem die Gäste taumelnd nach Hause gingen. Dergleichen Roheiten hörten nach dem westphälischen Frieden nach und nach auf. Viel trugen dazu die Reisen bei, welche die Deutschen in fremde Länder jetzt mehr als sonst unternahmen, viel auch die besseren Unterrichtsanstalten, besonders des Mittelstandes, und endlich gewiß auch viel der jetzt häufigere Verkehr mit den feineren und geschliffeneren Franzosen. Der französische Hof war die Schule der feinen Sitten. Kamen nun Deutsche dorthin, so schämten sie sich ihrer Plumpheit; sie nahmen die feineren Sitten an und brachten diese mit nach Deutschland zurück, wo sie bald Nachahmer fanden. Auch wurde jetzt den Frauen, die sonst nur auf das Haus angewiesen waren, mehr der Zutritt zu den Gesellschaften der Männer gestattet, und ihre Gegenwart zwang diese, sich anständiger zu betragen und das übermäßige Trinken zu vermeiden. Die niederen Stände aber wurden fleißiger, weil sie nur dadurch den verlorenen Wohlstand wieder erlangen konnten, und zugleich auch nüchterner, bedenklicher und sittlicher. Das war zwar alles schön und gut, aber die guten Deutschen haben von jeher die Sucht gehabt, nicht nur das Gute, sondern auch das Böse und Thörichte, was sie bei den Ausländern sahen, nachzuahmen, und das geschah nach dem dreißigjährigen Kriege ganz besonders mit dem, was in Frankreich Mode war. Mit den feineren Sitten nahmen die Deutschen auch die französische Geschwätzigkeit und Flüchtigkeit an. Die Vornehmen meinten, ihre Kinder könnten nicht anders als durch Französinnen erzogen werden, und statt Verstand und Herz derselben auszubilden, wurde zu einer guten Erziehung nur Geläufigkeit in der französischen Sprache verlangt*) und Geist und

*) Giebt es doch noch, namentlich unter dem Landadel, viele, die dies glauben und zur Hauptbedingung bei der Wahl einer Erzieherin nicht sowohl Kenntnis in der deutschen Sprache und in den einem Mädchen nöthigen Wissen-

Herz der deutschen Kinder wurde durch die fremde Erzieherin schon früh verdreht. Besonders kam nun ein ganzes Heer von Moden über den Rhein. Die einfache deutsche Kleidung, die zwar oft kostbar, aber der Mode nur wenig unterworfen war, wurde nun verachtet; die Männer ließen sich Fracks machen, wie man sie in Paris trug; Westen mit Schößen, Schuhe mit großen Schnallen; das eigene Haar schnitten sie sich ab, um große Perrücken, die fast den halben Rücken bedeckten, aufzusetzen, streuten Puder und klebten Pomade hinein. Noch ärger trieben es die Frauen. Zum Hohn alles guten Geschmacks trugen sie Kleider mit ungeheuern Reifröcken, schnürten den Leib in feste Schnürbrüste, die ihnen jede Bewegung, ja jeden Athemzug erschwerten, hatten Schuhe mit silbernen Schnäbeln und hohen Absätzen wie Stelzen, mit denen sie keinen Schritt sicher thun konnten, und hinter ihnen her zog eine lange, lange Schleppe nach, die bei ganz Vornehmen von Kindern nachgetragen wurde. Das Haar wurde hoch aufgebunden, mit Puder und Pomade reichlich beschmiert, Wülste wurden dazwischengelegt, damit es recht hoch hinaufreiche, unzählige Nadeln zur Befestigung des künstlichen Gebäudes hineingesteckt, und oben darauf klebte oft noch ein winziges Hütchen. Wollte eine so aufputzte Figur durch eine Thüre gehen, so mußte sie sich nicht nur tief bücken, sondern auch noch den Körper seitwärts biegen, weil sonst die Reifröcke jeden Durchweg unmöglich machten. Diese albernen und geschmacklosen Moden wechselten zwar schnell ab, je nachdem die Pariser es wollten, aber die neue war oft noch thörichter als die vorige, und so blieb es bis auf die neue Zeit, wo endlich seit der französischen Revolution die Deutschen aus ihrem Traume erwachten und zu ihrer Beschämung sahen, daß nicht alles, was aus Frankreich komme, vorzuziehen sei.*)

Die Narrheit, alles Französische schön zu finden, erstreckte sich auch auf die Sprache. Die Vornehmen hielten es für eine Schande, deutsch zu sprechen, und besonders in den adeligen Familien, von

---

schaften machen, als Fertigkeit im Französischsprechen. Auch nöthig, aber nicht das Nöthigste und Wesentliche.

*) Der Verfasser erinnerte sich noch aus seinen Kinderjahren, daß die Damen täglich eine Stunde unter den Händen des Friseurs saßen, und daß manche, welche sich alle Wochen nur einmal künstlich frisiren ließen, die ganze erste Nacht nach dem Frisiren aufrecht sitzend zubrachten, damit sie noch den folgenden Tag mit der schönen Frisur paradiren und einen Kaffeebesuch machen konnten.

denen vielleicht keine Frankreich je gesehen hatte, war es Sitte, sich in französischer Sprache zu unterhalten, und wer dies nicht konnte, bediente sich wenigstens einzelner französischer Wörter. Dadurch geschah es denn, daß eine Anzahl von fremden Ausdrücken in unsere Sprache kam, von denen wir uns erst in der neuesten Zeit, aber noch nicht völlig losgemacht haben. Die Männer ließen sich Monsieur nennen; die Frauen bildeten sich ein, sie wären vornehmer, wenn sie Madame hießen, und die Mädchen wollten nicht mehr Jungfrauen, sondern Mademoiselle heißen, und selbst jetzt noch wird es mancher schwer, statt Oncle, Tante, Cousin und Cousine, Oheim, Base, Vetter und Muhme zu sagen, ohne zu bedenken, daß es für uns Deutsche eine Schande sei, fremde Ausdrücke zu borgen, da wir doch unsere eigenen haben.

Nach diesem allen brauchen wir also wahrlich nicht die alte Zeit wieder herbeizuwünschen. Jede Zeit hat ihre Vorzüge, jede ihre Gebrechen; im Ganzen aber ist der Fortschritt zum Bessern nicht zu verkennen.

101. Karl I. und Cromwell.

Jacob I., der schwache Sohn der unglücklichen Maria Stuart, starb 1625, und hinterließ einen Sohn, Karl I., dem es nicht viel besser gehen sollte, als seiner Großmutter. Er war ein Mann von vielem guten Willen, aber ohne hinlängliche Talente, ein unruhiges Volk zu regieren; er überließ sich daher seinen Ministern, dem Herzog von Buckingham,*) dann dem Grafen von Strafford, und die Fehlgriffe, welche besonders der erstere machte, wurden alle dem armen Könige beigemessen und so der Haß gegen ihn immer größer. Mit dem Parlamente gerieth er bald in heftigen Streit. Er setzte etwas darein, ihm in allen Dingen zu widersprechen; Karl wollte, so riethen ihm die Minister, auch nicht nachgeben, und so wurde die Spannung immer gefährlicher. Zwei Parlamente nacheinander löste Karl auf; ein drittes aber 1628 erneuerte alle Beschwerden der früheren und setzte durch die be-

*) Buckingham, von niedrigem Stande, nur durch seine Schönheit und Gewandtheit so hoch gestiegen, wurde 1628 in Portsmuth, als er eben das Commando der Flotte, die das von Richelieu belagerte la Rochelle entsetzen sollte, übernehmen wollte, von einem puritanischen Schwärmer, dem ehemaligen Offizier Felton, mit einem Messer erstochen, weil ihn dieser für die Ursache alles über England gekommenen Unglücks hielt.

rühmte petition of rights die königliche Bestätigung aller bisherigen Freiheiten der Nation durch.

Damit hatte die Opposition festen Boden gewonnen, von welchem aus sie gegen die inconstitutionellen Forderungen des Königs gesetzlichen Widerstand erhob, wie z. B. Hamp den gegen die Auflage des Schiffsgeldes. Karl beschloß deshalb, lieber ganz ohne Parlament zu regieren. Er löste es auch wirklich auf und regierte 11 Jahre lang ohne dasselbe. Es ging auch so ziemlich, weil er gerade einen trefflichen Minister (Graf Strafford) hatte und keinen kostspieligen Krieg zu führen brauchte; denn in England war schon damals die Einrichtung, daß der König keine neuen Abgaben vom Volke verlangen durfte, die das Parlament nicht bewilligt hatte. Aber es war, als wenn der König recht darauf ausginge, sich um die Liebe seiner Unterthanen zu bringen. Bisher hatten die Engländer und Schotten Gott mit echt evangelischer Einfachheit verehrt. Aber Karl war dem katholischen Gottesdienst weit mehr geneigt, weil er eine katholische Gemahlin hatte, Henriette Maria, Tochter Heinrichs IV., und als ihm ein unverständiger Erzbischof (Laud) den Vorschlag machte, eine neue Liturgie einzuführen, welche in Annäherung an die katholischen Gebräuche die Sinnlichkeit mehr beschäftigte und mehr Ceremonien enthielte, so gab er dazu gleich seine Einwilligung. Darüber entstand nun eine gewaltige Bewegung im Reiche; denn nichts läßt sich der Mensch weniger nehmen, als das Recht seines Glaubens. Ueberhaupt war damals die Sekte der Reformirten in beiden Reichen besonders stark, und mit großem Abscheu erklärten sie sich gegen alle Neuerungen, welche die Einfachheit des Gottesdienstes zerstörten. Sie nannten sich Puritaner, d. i. Freunde der Reinheit der Kirche. Dennoch setzte Karl seinen Willen in England durch und entfremdete sich dadurch vollends alle Gemüther. — Nun sollte die neue Liturgie auch in Schottland eingeführt werden. Aber gleich bei dem ersten Versuche wurde der Bischof vom Volke in Edinburg beinahe gesteinigt, und da der König dennoch auf der Einführung bestand, so verfaßten alle puritanischen Schotten eine Schrift, den Covenant (1638), in welcher sie erklärten, sie würden nimmermehr ihre väterliche Religion sich nehmen lassen. Sie gingen noch weiter: sie warben Truppen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Karl erschrak; er hatte kein Geld und nur ein schlechtes Heer, und mußte also nachgeben. Aber bald schämte er sich wegen dieser Nachgiebigkeit. Er beschloß, Gewalt zu brauchen, und um

das dazu nöthige Geld zu bekommen, rief er nothgedrungen das Parlament wieder zusammen, das lange Parlament genannt, weil es von 1640—48 beisammenblieb. Lange hatten sich die Volkshäupter auf eine solche Gelegenheit gefreut, den König zu kränken und alle seine noch übrigen Vorrechte zu beschneiden. Jedes Parlamentsmitglied kam mit dem festen Willen, ihm nichts zu bewilligen, sondern die ganze Verfassung zu ändern. Gleich das erste war, daß des Königs verdienter Minister und jener Erzbischof (Laud) angeklagt wurden. Sie wurden in den Tower geworfen und trotz aller Gegenvorstellungen des Königs öffentlich hingerichtet.*) „Vielleicht,“ dachte er, „werden die Schotten nachgiebiger sein!“ Er reiste nach Edinburg und hielt auch hier ein Parlament, aber mit eben so wenigem Erfolge. Hier sowohl als von den Kanzeln herab wurden ihm die bittersten Wahrheiten gesagt, und ohne etwas ausgerichtet zu haben, kehrte er verdrießlich nach London zurück. Hier versuchte er noch einmal, Ernst gegen das Parlament zu zeigen, indem er die Verhaftung von fünf Parlamentsmitgliedern verlangte; aber dazu war es jetzt zu spät; seine Achtung hatte er längst verloren und man that gerade das Gegentheil von dem, was er wollte. Kaum wußte der gedemüthigte König mehr, was er thun sollte. Da rieth man ihm, nach den nördlichen Provinzen zu gehen, wo er noch die meisten Freunde hatte. Er ging nach York und wurde gut aufgenommen. Das machte ihm Muth. Er versammelte seine Anhänger um sich und erklärte die Parlamentsmitglieder in London für Verräther. Nun war ein Bürgerkrieg nicht mehr zu vermeiden. Beide Theile warben Truppen, und so entstand ein Krieg, der vier Jahre währte und in den sich die Schotten zuletzt auch mischten, natürlich als Gegner des Königs.

In diesem Kriege nun zeichnete sich der berühmte Oliver Cromwell aus, von dem hier erst einiges zu sagen ist. Er war der Sohn wenig bemittelter Aeltern und brachte sein weniges Vermögen durch sein wüstes Jugendleben vollends durch. Plötzlich aber ging mit ihm eine völlige Veränderung vor, wie bei ausschweifenden

---

*) Graf Strafford war ein anerkannt braver Mann, aber die Parteihäupter hatten sich einmal entschlossen, ihn zu stürzen. Als er auf dem Blutgerüste stand sprach er zu den Umstehenden: „Nun trete ich meinen Tod an. Ein Hieb wird meine Gattin zur Wittwe, meine geliebten Kinder zu Waisen machen und mich von allen meinen Freunden trennen. Aber Gott sei mit euch allen! Ich danke Gott, daß ich den Tod nicht fürchte, sondern mein Haupt jetzt eben so freudig niederlegen kann, als ich es jeden Abend aufs Ruhekissen gelegt.“

Menschen sonst nicht selten im Alter geschieht. Er wurde ernsthaft, schloß sich an die strengsten Puritaner an, lebte ordentlich und erbot sich, alle im Spiel gewonnenen Summen zurück zu bezahlen. Von nun an war sein Haus der Sammelplatz aller eifrigen Geistlichen seiner Partei; aber seine Freigebigkeit gegen sie brachte ihn in Schulden. Er suchte sich durch eine kleine Pachtung zu retten, sank aber immer tiefer in Schulden, weil er, anstatt die Hände zu rühren, Morgens und Abends stundenlang auf den Knieen lag und seine Einbildungskraft mit Erscheinungen und Offenbarungen nährte. So nahm seine Schwärmerei von Tage zu Tage zu und sein Vermögen immer mehr und mehr ab. Schon wollte er nach Amerika auswandern, als der Hof die Abfahrt verbot. Endlich wurde er zum Parlamentsmitglied gewählt. Aber nichts verrieth hier den Mann, der sich nachher so auszeichnete. Er war groß, aber unbehülflich, hatte weder Anstand noch Sitten, kleidete sich nachlässig und hatte eine gemeine, undeutliche und verwirrte Sprache. Als aber der Bürgerkrieg ausbrach, zeigte sich bald sein großes Talent. Er warb ein Regiment aus Pachterssöhnen an und theilte ihnen bald seine Schwärmerei mit, die bekanntlich bei schlecht unterrichteten Leuten ansteckend ist. Er war zugleich ihr Prediger und ihr Anführer, und sein und der Seinigen wilder Enthusiasmus verrichtete Wunderdinge. Bald sahen alle auf ihn, und ganz England sprach von dem Pachter Cromwell mit Begeisterung. Man wählte ihn zum Anführer des ganzen Heeres. Aber zugleich wurde er auch das Haupt einer neuen religiösen und politischen Sekte, der Independenten. Er und seine Anhänger behaupteten, alle Menschen müßten gleich sein und daher weder ein König noch der Adel herrschen; jeder könne glauben, was er wolle; aber keine Obrigkeit müsse sich um die Kirche bekümmern, und jede Gemeinde habe das Recht, ihre Prediger selbst zu erwählen und einzusetzen; jeder könne ein Geistlicher werden u. s. w. Fast das ganze Heer wurde nach und nach von diesen Freiheitsgrundsätzen angesteckt, und die Seele des Ganzen war Cromwell.

Ist einmal ein Heer von einem großen Gedanken begeistert, gleichviel, ob er richtig oder falsch ist, so ist ihm nicht leicht zu widerstehen. So auch hier. Der König, so glücklich auch im ersten Kriegsjahre sein Vetter, Prinz Ruppert von der Pfalz, gefochten hatte, und sein Anhang wurden fast überall geschlagen; auf der einen Seite hatte er die Schotten, auf der andern die Independenten zu bekämpfen. Die entscheidendste Niederlage erlitt er bei

Naseby, in der Mitte Englands (1645), wo ihn Cromwell völlig schlug. Da entschloß er sich kurz, den Schotten sich in die Arme zu werfen, denn er wußte, daß sie mit den Independenten gespannt waren.

In einer dunkeln Nacht ritt er, nur von zwei Personen begleitet, von Oxford ins schottische Lager. Anfangs wußten die Schotten nicht recht, wie sie sich gegen ihn benehmen sollten, und nahmen ihn mit vieler Ehrerbietung auf. Aber sie gaben ihm zugleich eine Wache, unter dem Vorwande, ihn zu ehren, eigentlich aber, damit er ihnen nicht entwische. Nachdem sie ihn eine Weile mit sich herumgeschleppt hatten, lieferten sie ihn für eine Geldsumme an das Parlament aus, und dieses schloß ihn in ein festes Schloß (Holmby) ein. Da saß nun der unglückliche König einsam, getrennt von allen seinen treuen Dienern, und hatte Zeit, über sein unkluges Betragen nachzudenken. Aber plötzlich öffneten sich die Thüren seines Gefängnisses. Ein ehemaliger Schneider, jetzt Offizier in dem Heere der Independenten, erschien mit einigen hundert Reitern und entführte ihn ins Lager, nicht etwa, um ihn wieder auf den Thron zu setzen, sondern um nun dem Parlamente Gesetze vorschreiben zu können. Die Independenten, d. h. die Männer, welche weder in politischer noch religiöser Hinsicht irgend eine Autorität anerkannten, sondern nur den „Eingebungen des Geistes" folgten, zogen geschwind nach London und schüchterten das Parlament so ein, daß von nun an nur sie herrschten, oder eigentlich Cromwell durch sie. Karl I. war auf ein Schloß in der Nähe von London (Hamptoncourt) gebracht. Von hier gelang es ihm, zu entspringen; er wurde aber bald wieder eingefangen, und Cromwell faßte nun den Entschluß, ihm den Proceß machen zu lassen. Zu dem Ende wurden alle Gemäßigte aus dem Unterhause gewaltsam ausgetrieben, ihre Stellen von den wüthendsten Independenten eingenommen, und diese Leute setzten fest, daß Karl Stuart — so nannte man den König — gerichtet werden sollte, weil er Krieg gegen das Parlament erregt habe. Das Oberhaus verwarf zwar einstimmig diesen abscheulichen Beschluß; aber daran kehrten sich jene nicht, und die Verordnung wurde als unwiderruflich angenommen. Cromwell spielte dabei eine recht heuchlerische Rolle. Er trat auf und sprach: „Hätte jemand von euch aus eigenem Triebe vorgeschlagen, den König zur Strafe zu ziehen, so würde ich ihn für den größten Verräther gehalten haben. Aber da jetzt die göttliche Vorsehung aus euch spricht, so will ich Gott bitten, daß er

eure Anschläge segne. Ich selbst wollte noch neulich eine Fürbitte einlegen für des Königs Wiedereinsetzung; aber da fühlte ich, daß meine Zunge mir am Gaumen kleben blieb, und daraus sah ich, daß Gott ihn verworfen habe.“ Nun wurden die 133 Richter festgesetzt; aber nur 70 fanden sich ein.

Karl zeigte in seinem Unglücke weit mehr Größe der Seele, als auf dem Throne. Er vertheidigte sich mit vieler Klarheit und Fassung. Dreimal wurde er verhört; dann sprachen die Richter das Todesurtheil. Mehrere auswärtige Mächte verwandten sich für ihn; vergebens! Vier Männer traten vor die Richter und erklärten, sie wären die Rathgeber des Königs gewesen; wenn jemand also Strafe verdiente, so wären sie es; sie wollten gern für ihren König bluten. Aber sie wurden abgewiesen. Das Volk war tief erschüttert; aber es wurde durch die Soldaten im Zaum gehalten, und so regte sich keine Hand für den unglücklichen Monarchen. Es waren ihm drei Tage Frist gegeben, sich zum Tode zu bereiten. Er benutzte sie zu religiösen Handlungen und zu Unterredungen mit seinen Kindern. Nur zwei derselben, eine Tochter und ein Sohn, waren noch in England; sie erhielten die Erlaubniß, ihn zu besuchen; seine Frau und die anderen Kinder waren schon nach Frankreich geflüchtet. Karl unterhielt sich mit ihnen wehmüthig, trug der Prinzessin seine letzten Grüße an seine Frau auf und entließ sie mit herzlichen Ermahnungen. In den zwei folgenden Nächten schlief er so ruhig wie immer, obgleich unter seinen Fenstern die Zimmerleute das Blutgerüst aufschlugen. Am Morgen seines letzten Tages — es war der 30. Januar 1649 — stand er früh auf, ließ sich sorgfältig ankleiden und hielt mit seinem Freunde, dem Bischofe Juxon, seine Andacht. Die Hinrichtung wurde auf dem Platze vor seinem Schlosse Whitehall (Hweithahl) vollzogen, um desto stärker zu bezeichnen, daß es der König sei, den das Volk richte. Der ganze Platz war dicht mit Menschen besäet, die ihre tiefe Betrübniß nicht verbargen. Karl hatte durch sein sanftes Betragen während seiner Gefangenschaft die Herzen aller, die ihm nahe kamen, für sich eingenommen. Jetzt trat er heraus aus dem einen Fenster seines Palastes, von wo man eine Brücke bis zum Blutgerüste angebracht hatte. Er sprach nur mit den Umstehenden einige Worte. Er sterbe unschuldig an seinem Volke, erkenne aber die Gerechtigkeit der göttlichen Vorsehung; denn er habe den Tod darum verdient, weil er in die Hinrichtung seines unschuldigen Ministers gewilligt habe. Er vergebe allen seinen Feinden gern.

Als er nun den Kopf auf den Block legen wollte, sprach der Bischof Juxon: „Sire, Ihr habt nur noch einen Schritt zu thun, der zwar schmerzlich und schwer, aber doch nur sehr kurz ist. Er versetzt Euch schnell von der Erde in den Himmel und dort werdet Ihr zu Eurer großen Freude die Krone der Herrlichkeit finden.“ — „Ja!“ antwortete Karl gefaßt, „ich gehe von einer vergänglichen Krone zu einer unvergänglichen über, dahin, wo kein Kummer wohnt!“ Mit diesen Worten legte er sein Haupt nieder, und mit einem Hiebe wurde es vom Körper getrennt. Der Scharfrichter war — so ist es in England gewöhnlich — verlarvt; ein anderer, auch mit einer Larve, hob das blutströmende Haupt bei den Haaren auf, zeigte es dem Volke und rief laut: „Dies ist der Kopf eines Verräthers!“

Cromwell wohnte in einem Fenster, dem Blutgerüste gegenüber, auf ein seidenes Polster gestützt, der Hinrichtung bei, ohne Bewegung. Das Volk aber brach aus in ohnmächtige Thränen und Wehklagen, und die Nachricht von dem öffentlich verübten Morde machte überall in England einen unbeschreiblichen Eindruck. Nur die Independenten frohlockten, vertilgten alles, was an den königlichen Namen erinnern konnte, und wollten, um die königliche Würde zu erniedrigen, die kleine Prinzessin zu einer Buttermacherin in die Lehre geben. Aber dazu kam es nicht! Das gute Kind betrübte sich so über den Tod seines Vaters, daß es bald nach ihm starb. Ihr kleiner Bruder wurde nach Frankreich gesandt.

Die Schotten erhoben sich für Karl II., den Sohn des hingerichteten Königs, aber Cromwell besiegte sie in den Schlachten bei Dunbar und bei Worcester. Darauf wurde er zum Protector (1653—58) ernannt und herrschte mit weit größerer Strenge über England und Schottland, als Karl. Gern hätte er sich auch König nennen lassen, aber das wagte er nicht; denn mehr als einmal wurden Verschwörungen gegen sein Leben entdeckt. Glücklich war er nicht auf seiner Höhe. Unaufhörlich wurde er von Gewissensbissen beunruhigt und immer fürchtete er, von seinen Feinden ermordet zu werden. Mit Unruhe sah er jedes unbekannte Gesicht stier an. Wenn er nach seinem Lustschlosse reiste, verbarg er den Tag und die Stunde der Abreise. Zahlreiche Garden umgaben seinen Wagen. Niemand wußte, in welcher Kammer er schlief, und oftmals veränderte er seine Schlafstelle mehrmals in der Nacht. Selbst unter den Mitgliedern seiner Familie hatte er Gegner. Von unaufhörlichen Aufregungen, Sorgen und Seelen-

leiden gepeinigt starb Cromwell im Palaste zu Whitehall, 1658.*) Gleichwohl reichte der kurze Zeitraum seiner Herrschaft hin, um die Grundlage zu Englands politischer Macht und Größe zu geben. Namentlich sicherte er den Engländern durch die Navigationsacte, welche allen fremden Nationen die Einfuhr von Waaren verbot, die nicht Producte ihrer eigenen Länder waren, den Vortheil, Europa mit den Waaren Indiens und Amerikas zu versehen, ein Vortheil, welchen er den Holländern entriß. Sein Sohn, Richard Cromwell, wurde zwar nach ihm auch Protector; aber sein sanftes, weiches Gemüth war für einen solchen Platz nicht gemacht. Er legte seine Würde bald nieder. Wer sollte nun regieren? Anfangs ergriff wieder das Parlament die Regierung; aber zu ihm hatte das Volk kein Zutrauen. Da entschloß sich ein alter würdiger General, Georg Monk, den stillen Wünschen des Volkes eine Stimme zu geben. Er ging mit seinen Soldaten, die ihn wie einen Vater liebten, nach London, ließ ein besseres Parlament wählen und gab heimlich dem ältesten Sohne Karls I., der gerade in Holland lebte, einen Wink. Nachdem das Parlament, welches aus lauter gemäßigten Männern bestand, 14 Tage lang sich mit Berathschlagungen beschäftigt hatte, wie man nun die vielen Mißbräuche abschaffen und eine neue Regierung einrichten wollte, meldete am 1. Mai 1660 der Präsident, daß ein Abgesandter des Prinzen Karl draußen stände. Bei dieser Nachricht erhob das ganze Parlament ein lautes Freudengeschrei, als wenn es nur auf solchen Antrag gewartet hätte. Der Gesandte mußte gleich hereinkommen und seinen Auftrag sagen. Er überreichte einen Brief, der mit Begierde gelesen, schnell abgedruckt und im ganzen Reiche verbreitet wurde, damit alle an dem fröhlichen Ereignisse Theil nähmen. In diesem Briefe versprach Karl, der nun als König Karl II. (1660—85) genannt wurde, allen Verzeihung für die Vergangenheit, Gewissensfreiheit u. s. w., wenn sie ihn zum Könige machen wollten. Das wurde mit Freuden angenommen und sogleich eine feierliche Gesandtschaft angeordnet, die ihm ein Geschenk bringen und ihn nach England herüberholen sollte. Bisher hatte man in Frankreich und in den Niederlanden den König etwas über die Achsel angesehen. Nun aber beeiferte

*) Sein Staatssecretair war der berühmte Dichter Milton, der unter anderm „Das verlorene Paradies" dichtete, in seinem Alter blind und doch voll Feuer und Geisteskraft.

man sich, ihm Ehre zu erweisen. Auf einer schönen Flotte fuhr er über nach England, wurde mit Frohlocken empfangen, umarmte dankbar den ehrlichen Monk und versprach seinen Unterthanen eine väterliche Regierung. Aber er hat sein Wort schlecht gehalten. Obwohl er wegen seines heitern, leutseligen Wesens beim Volke beliebt war, hat er doch durch Verschwendung, Leichtsinn und Mangel an Ehrgefühl, worin er so weit ging, daß er von Ludwig XIV. heimlich Jahrgelder annahm, das königliche Ansehen herabgesetzt. Unter ihm sind die Parteinamen der Tories und Whigs aufgekommen. Jener Name bezeichnet die Anhänger aristokratisch-monarchischer Regierungsgrundsätze, dieser die Freunde der auf dem Volksrechte ruhenden Staatsleitung.*)

102. Ludwig XIV., 1643—1715.

Nach dem guten Heinrich IV. hatte sein kraftloser Sohn, Ludwig XIII., über Frankreich regiert, eigentlich freilich nicht regiert, sondern er war nur König gewesen. Regiert hatten erst seine Mutter Maria von Medicis und späterhin der äußerst kluge und gewandte Cardinal von Richelieu, der die gesunkene königliche Macht wieder herstellte, den Uebermuth der Großen demüthigte, aber auch die Reformirten aufs neue verfolgte. Nach mancherlei ihnen angethanen Kränkungen verlangte er von ihnen, daß sie den letzten der ihnen früher bewilligten Sicherheitsplätze, la Rochelle, aufgeben sollten, und da sie sich dessen weigerten, ließ er die Stadt belagern. Er selbst stellte sich an die Spitze der Armee und leitete persönlich die Belagerung. Mit einer an die Römerkriege erinnernden Kraft und Ausdauer führte er einen Damm weit ins Meer hinein, um der Stadt jede Zufuhr und Unterstützung von England abzuschneiden. Sie widerstand 14 Monate und öffnete erst (1629) die Thore, nachdem über 20,000 Mann vor Hunger darin umgekommen waren. Die Reformirten wurden zwar fernerhin geduldet, aber ohne Sicherheitsplätze. Als Richelieu 1642 starb, empfahl er dem Könige zum Minister einen schlauen Italiener, den er sich herangezogen hatte, den Cardinal

*) Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sich aus den Whigs die Partei der Radicalen ausgeschieden, weil sie mit gemäßigten Reformen nicht zufrieden war. Eine andere Partei, die Chartisten d. h. Anhänger einer sogenannten Volkscharte, verfolgt mehr sociale als politische Ziele.

Mazarin [gest. 1661].*) Der König nahm diesen auch an, starb aber bald darauf (1643). Der neue König, Ludwig XIV. (1643—1715), stand erst im fünften Jahre. Zur Regentin wurde daher seine Mutter, Anna von Oestreich, eine Spanierin, erklärt; im Grunde aber leitete Mazarin alles. Die Folge davon waren Parteien, in die sich die Großen des Reichs theilten, und da die Franzosen überhaupt zu Ränken geneigt sind, so fehlte es während der ganzen Minderjährigkeit des Königs nicht daran. Mit 14 Jahren wurde er mündig! Aber was ließ sich von einem so jungen Monarchen erwarten? Die Unruhen wurden immer ärger (Unruhen der Fronde). Zuletzt brach ein förmlicher Krieg aus, wobei einige Große es mit dem Minister hielten, andere (Prinz von Condé) ihn wüthend bekämpften. Selbst in den Straßen von Paris wurde einmal eine Schlacht geliefert und Bürgerblut vergossen (1652). Aber der Cardinal blieb Sieger und sein feierlicher Einzug in Paris bewies, daß das absolute Königthum mit Hülfe der Militärgewalt gesiegt hatte.

---

*) Richelieu war wie ein zweiter König im Lande — urtheilt Ranke. Schon beim Jahre 1629 schildert man ihn, wie eine sollicitirende und diensteifrige Menge sein Haus erfüllt, die Thüren seiner Gemächer belagert; wie sie ihn ferner, wenn er etwa in seiner Sänfte herumgetragen wird, mit Ehrfurcht begrüßt, der eine niederkniet, der andere ihm eine Bittschrift überreicht, ein dritter sein Kleid zu küssen sucht; jeder preist sich glücklich, der sich eines gnädigen Blickes von ihm rühmen kann. Denn die Summe der Geschäfte lag schon damals in seinen Händen. Er hatte sich die höchsten Würden, deren ein Unterthan fähig ist, übertragen lassen; aber noch höher stellte ihn, daß er damit den Purpur der Cardinäle verband; der vornehmste Prinz von Geburt, Condé, ließ ihm den Vorrang. Seitdem war er nun noch um vieles mächtiger und vor allem furchtbarer geworden. In tiefer Zurückgezogenheit lebte er in Rues, in einem von den Nordwinden einigermaßen geschützten Park, wo man mitten in dem revolutionären Ruin doch noch einige Spuren kunstfertiger Menschenhände bemerkt, einige Reste der Wasserkünste, die aus Italien zuerst hierher verpflanzt worden sein sollen. Wenig zugänglich — die fremden Gesandten mußten etwas Wesentliches vorzutragen haben, wenn sie ihn sprechen wollten —, war er der eigentliche Mittelpunkt der Staatsgeschäfte. Der König kam oft von St. Germain zum Staatsrath herüber. Fuhr Richelieu selbst hinüber, so war er von einer Leibwache umgeben, welche auf seinen Namen verpflichtet und von ihm besoldet war; denn auch in dem Hause des Königs wollte er nichts von seinen Feinden zu fürchten haben; eine ganze Anzahl junger Edelleute aus den vornehmsten Häusern, die sich ihm angeschlossen, versahen den persönlichen Dienst bei ihm; er hatte eine Schule für sie errichtet. In Paris besaß er den kleinen Luxembourg und baute das Palais royal, was damals in großen Schriftzügen die Aufschrift „Palais Cardinal" trug, so wie das Palais Richelieu.

Noch sechs Jahre (bis 1661) genoß Mazarin eines Ansehns, wie es kaum Richelieu genossen hatte; die Prinzen beugten sich vor ihm und suchten seine Verwandtschaft, und die Mitglieder des Parlaments fügten sich ohne Widerrede den höhern Weisungen, seitdem Ludwig im Jagdanzuge und mit der Reitgerte vor ihnen erschienen war und drohend Gehorsam verlangt hatte. Nunmehr konnte Ludwig XIV. den Grundsatz geltend machen: „Der Staat bin ich!“ (L'état c'est moi.)

Zunächst nun führte Ludwig eine recht glorreiche Regierung; denn Handel und Fabriken hoben sich unter dem trefflichen Minister Colbert, und eine Menge von Gelehrten und schönen Geistern bauten die Wissenschaften mit vielem Erfolge an. Der König besaß eine stattliche und würdevolle Persönlichkeit; man beugte sich vor der Hoheit seiner Erscheinung. Sein Urtheil war geübt, das Richtige rasch zu finden; seine Ausdauer und sein Wille waren unbeugsam. Seinen Hof und seine Regierung zur ersten in Europa zu machen, war das Ziel seines Stolzes, und er hat es erreicht. Zu keiner Zeit war Frankreich so reich an guten Köpfen und trefflichen Schriftstellern, als unter ihm, und seine Regierung wird das goldene Zeitalter der Wissenschaften und Künste für Frankreich (le siècle de Louis XIV.) genannt. Ueberhaupt hatte er darin rechtes Glück, daß er tüchtige Männer zu Generalen und Ministern fand, die durch ihre Thaten zugleich seine Regierung verherrlichten. Er selbst bekümmerte sich, besonders in seiner Jugend, nicht viel um die Regierung, aber er wußte die Männer zu finden, welche seine Pläne ausführten. Er selbst genoß das Leben; seine Prachtliebe, die glänzenden Hoffeste, dazu die kostspieligen Kriege haben unermeßliche Summen verschlungen und eine ungeheure Schuldenlast herbeigeführt, was Frankreich 100 Jahre später schwer hat büßen müssen. Ungeachtet dieser Vergnügungssucht wurde er doch von seinen Beamten meist gut bedient, weil sie nie sicher vor ihm waren. Wenn es ihm einmal einfiel, so sah und fragte er nach allem, und wehe dem, der dann saumselig oder treulos befunden wurde. Das Geringste war, daß er weggejagt wurde; viele aber wurden in die Bastille gesetzt, eine Art von Festung in Paris, zugleich aber auch ein scheußliches Gefängniß, aus welchem die armen Gefangenen manchmal zeitlebens nicht erlöst wurden.

Einem so mächtigen Monarchen fehlt es nie an Schmeichlern. Kein Wunder, daß Ludwig XIV. ganze Legionen hatte, die ihn in Prosa und in Versen über alle andern Könige erhoben, die je

geglänzt haben. Solches Lob fiel bei ihm auf keinen unfruchtbaren Boden. Er wurde endlich davon so eingenommen, daß er sich wirklich für einen ganz ausgezeichneten Menschen und für besser und mächtiger als alle übrige Könige Europas hielt. Die Schmeichler pflegte er königlich zu belohnen; natürlich wurde ihre Zahl immer größer und zugleich bekam sein Stolz immer neue Nahrung. Wurde einmal einem seiner Gesandten im Auslande nicht so viel Ehrerbietung erwiesen, wie er verlangte, so war er höchst ungehalten, drohte mit Krieg und ruhte nicht eher, bis man sich vor ihm gedemüthigt hatte.

Zugleich war Ludwig sehr ländersüchtig. Außerdem, daß er am dreißigjährigen Kriege Antheil nahm, hat er noch vier blutige Kriege geführt, in denen sich vor andern die Marschälle Condé und Turenne auszeichneten, bald mit den Spaniern, bald mit den Niederländern, bald mit den Deutschen, und keinen Frieden schloß er, ohne daß ihm nicht ein Land abgetreten werden mußte. Selbst die Menge seiner Feinde machte ihn nie verlegen; denn er besaß eine besondere Kunst, dieselben unter sich zu veruneinigen, und zuletzt schloß er mit ihnen einzeln Frieden. Der, welcher bis zuletzt wartete, sich mit ihm zu vertragen, kam immer am schlimmsten weg; denn er mußte sich jede Bedingung gefallen lassen. In diesen Kriegen wurde nun kein Menschenblut geschont, und war schon der König gegen Menschenglück und Elend ziemlich gleichgültig, so waren es die meisten seiner Minister und Generale noch mehr. Nur ein Beispiel davon mag hier stehen, weil es unser deutsches Vaterland betraf. Im Jahre 1689 wurde ein neuer Feldzug zwischen den Deutschen und Franzosen eröffnet, dessen Veranlassung recht kleinlich und unbedeutend war. König Lugwig ließ sich nämlich im großen Park von Versailles ein Schloß bauen, Klein-Trianon. Einst kam er heraus, um nach dem Bau zu sehen, und da er gerade übler Laune war, so schalt er seinen Kriegsminister Louvois, der zugleich die Aufsicht über den Bau führte, heftig aus, weil ihm ein Fenster nicht ebenmäßig genug erschien. Louvois, ärgerlich über den Schimpf, wandte sich nachher zu einem Vertrauten und sprach: „Ich sehe wohl, es ist Zeit, daß wir dem Könige wieder außerhalb zu thun geben, damit er sich nicht um jeden Ziegelstein bekümmere.“ Nun gab er sich Mühe, den König zu einem Kriege zu bereden, und das gelang ihm auch. Um zu verhindern, daß die Deutschen durch den Elsaß in Frankreich einfielen, befahl er, daß die ganze Gegend, die man damals die Nieder-

pfalz nannte, von Heidelberg bis in die Gegend von Mainz, völlig zur Wüste gemacht werden sollte. Mit der Gegend um Heidelberg wurde schon im Januar angefangen. Die französischen Reiter fielen in die Dörfer ein, plünderten sie aus und steckten sie an. Die Einwohner hatten ihnen nicht den geringsten Anlaß zu Klagen gegeben, hatten pünktlich alle Forderungen der Franzosen befriedigt. Nun wurde ihnen ohne Ursache alles genommen und sie dem Mangel preisgegeben, ja viele von ihnen, die einiges zu retten suchten, jämmerlich gemißhandelt. Dann fielen die Mordbrenner über Heidelberg selbst her, plünderten das kurfürstliche Schloß, sprengten es in die Luft — die Ruinen stehen noch — und zündeten die Stadt an, die noch zum Theil gerettet wurde. Noch schlimmer ging es der schönen Stadt Mannheim. Die Einwohner hatten den ganzen Winter hindurch die Franzosen nach Kräften gut gepflegt, ihnen Quartier gegeben und alles gethan, was sie nur verlangt. Dennoch wurden jetzt die Häuser theils abgetragen, theils gesprengt, theils angezündet. Die Einwohner liefen ängstlich herbei, baten, flehten, weinten. Vergebens. „Der König will es so!“ rief er ihnen zu. Sie mußten sehen, wie ihre ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt wurde. In Thränen gebadet wollten sie nun fortziehen zu ihren entfernten Freunden; aber mit Säbelhieben wurden sie zurückgejagt; nur auf das französische Gebiet durften sie sich flüchten. Dasselbe Schicksal traf alle übrigen Städte der Gegend, der Dörfer zu geschweigen. Endlich kamen auch die alten Städte Worms und Speier an die Reihe, die ungefähr so von den Franzosen behandelt wurden, wie einst Karthago von den Römern behandelt worden war. Als sie sich den Franzosen ergeben hatten, war ihnen feierlich versprochen worden, daß sie nur einige Hundert Mann einnehmen, und dafür Vergütung bekommen sollten. Aber es wurde nicht gehalten. Sie mußten nicht nur sechsmal so viel einnehmen, sondern die Entschädigung wurde ihnen auch entzogen. Im Februar wurden die Festungswerke beider Städte gesprengt und die Bürger gezwungen, dabei zu helfen. Die Zeughäuser wurden erbrochen und das Geschütz — es gehörte alles den Bürgern selbst — theils nach Frankreich geführt, theils in den Rhein versenkt. Nun mußten die Einwohner einen Theil ihrer Vorräthe von Lebensmitteln für die Magazine einiger benachbarten Festungen hergeben, und nachdem sie alle diese Forderungen der Franzosen sieben Monate lang mit beispielloser Geduld erfüllt und jedem Winke der feindlichen Gene-

rale gehorcht hatten, — wurde ihnen angekündigt, der König wolle, daß beide Städte verbrannt würden; doch sollte den Einwohnern erlaubt sein, das Ihrige nach den benachbarten französischen Städten zu retten. Auf den Knieen baten die zitternden Bürger um Milderung; sie hätten ja nichts verbrochen. Aber das half nichts; das einzige, was man ihnen bewilligte und als große Menschlichkeit anrechnete, war, daß man ihnen einige Hundert Wagen zum Transport lieferte. Als sie aber ihre Sachen aufpacken wollten, hieß es: „Nein! erst eure Lebensmittel!“ — und als diese aufgeladen waren, fuhren die Franzosen mit den Wagen davon nach ihren Festungen. Auch hatte man den Bürgern versprochen, daß die Domkirchen in beiden Städten verschont bleiben sollten, und daher brachten sie ihre kostbaren Habseligkeiten dahin zur Bewahrung. Endlich hieß es: „Nun ziehet aus! der Brand soll anfangen!“ Da verließen in Speier am zweiten Pfingsttage Tausende von Männern, Weibern, Kindern, Greisen, die theuern Wohnungen, jeder mit dem bepackt, was ihm am liebsten war, und suchten Obdach in den benachbarten, ihnen aber fremden Orten, während die französischen Soldaten in die verlassenen Häuser einbrachen und alles Zurückgelassene ausplünderten. Jetzt wurde Speier auf ein gegebenes Zeichen angezündet und brannte binnen zwei Tagen ganz nieder; was von Mauern stehen blieb, wurde durch Hebeisen der Erde gleich gemacht. Der Dom wurde ausgeplündert. Man riß selbst die Kaisergrüfte vor dem Kreuzaltare auf, durchwühlte die Särge Kaiser Albrechts I. und der Kaiserin Beatrix, Friedrich Barbarossa's Frau, und ließ die Särge der fränkischen Kaiser nur darum ungestört, weil sie tiefer lagen und man in jenen nichts von Bedeutung gefunden hatte. Worms hatte einen Tag später dasselbe Schicksal und brannte in einem Nachmittage nieder. Der Dom blieb zwar stehen, aber alle Kostbarkeiten wurden weggenommen, die Gräber und Särge durchwühlt und die Leichen mit Hohngelächter umgeworfen. Einige Offiziere, die durch den Anblick aller dieser Schändlichkeiten gerührt wurden, fragten einen Oberbefehlshaber, was denn die armen Bewohner verbrochen hätten? „Der König will es!“ war die Antwort, und zugleich wies er ihnen eine Liste von 1200 Städten und Dörfern, die noch verbrannt werden sollten. Indessen zur Ehre des Königs sei es gesagt, daß sein Name, wie das Königen oft geschieht, hierbei gemißbraucht wurde. Er wußte die Grausamkeiten nicht in ihrem ganzen Umfange, und als er sie mehrere Monate später erfuhr,

schalt er den Minister so aus, daß man es durch mehrere Zimmer hören konnte und Louvois bald darauf vor Aerger starb. Ludwig freilich war selbst an allen diesen Greueln dadurch schuld, daß er aus bloßer Ländergier Kriege anfing.

Noch bei einer andern Gelegenheit wurde einige Jahre früher (1685) des Königs Schwachheit gemißbraucht. Seit dem guten Heinrich IV., der das Edict von Nantes gegeben, hatten die Reformirten in Frankreich gleiche Rechte mit den Katholiken. Aber das war nur so lange er lebte. Schon Richelieu und nachher Mazarin hatten sie bei jeder Gelegenheit gedrückt, und doch bestanden gerade die fleißigsten Einwohner, die ganz in der Stille lebten, aus Reformirten; man rechnete ihrer gegen zwei Millionen in Frankreich. Jetzt aber drangen einige unduldsame Höflinge, vorzüglich sein Beichtvater, der Pater la Chaise, in den König, doch nicht zu dulden, daß manche seiner Unterthanen einen andern Glauben haben wollten, als er selbst. Sie stellten ihm vor, welches Verdienst er sich für den Himmel erwürbe, wenn er diese verirrten Schafe zur wahren, alleinseligmachenden Kirche zurückführte, und so wurde er endlich überredet und gab zu der Aufhebung des Edicts von Nantes seine Einwilligung. Zuerst wurde den Reformirten des Königs Wille angekündigt, daß sie gleich katholisch werden sollten. Wenn die armen Leute betheuerten, sie wären bereit, für den König Gut und Blut zu lassen, aber ihr Gewissen gehöre Gott allein an, dann rückten Dragoner ein, die von Mönchen geführt wurden. Sie besetzten die Ausgänge des Orts, drangen mit dem Säbel in der Faust ein und riefen: „Sterbt, sterbt, oder werdet katholisch!“ Dann quartierten sie sich bei den Reformirten ein, ließen keinen von ihnen aus dem Hause, zehrten alle Lebensmittel auf und betrachteten alles, was sie im Hause fanden, als ihr Eigenthum. Zuletzt mißhandelten sie die Einwohner aufs empörendste. Die Kinder wurden den Müttern entrissen, die geistlichen Bücher durch den Henker verbrannt, den Weibern, die reformirte Lieder sangen, die Haare abgeschnitten, die Geistlichen, die ihre Gemeinden nicht verlassen wollten, gerädert, Greise an den Altar geschleppt und gezwungen, das heilige Abendmahl auf katholische Weise zu nehmen, die Leichen der Gestorbenen wieder ausgegraben, mit Füßen getreten und auf den Anger geworfen. Die Schandthaten wurden nicht nur an Bürgern und Bauern verübt, sondern der Religionshaß wüthete vorzüglich auch gegen die Edelleute. — Der König erfuhr wieder von dem

allen das wenigste. Aber der schändliche Louvois war es, der die Befehle dazu gegeben hatte. Gern wären nun die Unglücklichen ausgewandert, aber die Grenzen wurden besetzt und niemand sollte hinausgelassen werden. Dennoch entkamen binnen drei Jahren an 50,000 der fleißigsten und geschicktesten Familien. Dadurch litt Frankreich einen unersetzlichen Schaden. Alle benachbarte evangelische Länder nahmen sie mit Freuden auf; in England, in den Niederlanden, besonders auch im Brandenburgischen, ließ sich eine Menge von ihnen nieder und nun brauchte man nicht erst aus Frankreich die französischen Waaren zu holen. Hüte, Strümpfe, Tressen, seidene Zeuge wurden nun im eigenen Lande von den fleißigen Colonisten gemacht und noch jetzt sind viele unserer geschicktesten Seidenfärber die Nachkommen jener Ausgewanderten (réfugiés).

Eine Folge jener schändlichen Religionsverfolgungen war der Aufstand der Camisards*) 1702. Dies waren stille und fromme Landleute, die in den Cevennen im südlichen Frankreich lebten und die Lehre des Peter Waldus (s. Bd. 2, S. 138) beibehalten hatten. Bisher hatte man sie gewähren lassen, als sich plötzlich jetzt die Verfolgung auch auf sie erstreckte. Da ihnen aber ihr Glaube über alles galt, so vertheidigten sie ihn mit den Waffen in der Hand und schlugen die gegen sie ausgesendeten Heerhaufen zurück. Dieser Krieg währte drei Jahre und wurde mit großer Grausamkeit von beiden Seiten geführt; denn die ersten gefangenen Camisards wurden gehängt, gerädert oder verbrannt, und daher ging es den königlichen Soldaten, die in ihre Hände fielen, nicht besser, bis endlich der König durch größere Milde die meisten zur Niederlegung der Waffen brachte. Die übrigen wurden dann durch Strenge und Gewalt unterworfen, nachdem an 100,000 in den Gefechten gefallen und an 10,000 durch Henkershand umgekommen waren!

Vielen Einfluß auf des Königs Entschluß, das Edict von Nantes aufzuheben, hatte eine Frau, die durch ihre sonderbaren Schicksale sowohl, als durch ihren großen Verstand sehr berühmt geworden ist, die Frau von Maintenon. Sie wurde in einem Gefängnisse geboren, in welchem ihre Aeltern wegen Schulden saßen. Ihr Vater war ein Herr von Aubigné. Als ein dreijähriges Mädchen kam sie nach Amerika. Auf der Reise dahin

*) Camisards, d. i. Bauern mit leinenen Kitteln.

wurde das Kind sterbenskrank, und da es kein Lebenszeichen mehr von sich gab, hielt der harte Bootsmann es schon in seinen Händen, um es über Bord zu werfen. Die Mutter bittet noch um den letzten Kuß, fühlt dabei das Herz des Kindes noch schlagen und erhält es am Leben. Nach der Landung hatte das Kindermädchen sie am Ufer aus Nachlässigkeit liegen lassen. Die Mutter eilt sogleich, von Angst getrieben, zurück und sieht mit Entsetzen die Kleine von giftigen Schlangen umringt. Sie vergißt ihre eigene Erhaltung, springt heldenmüthig hinzu und entreißt sie glücklich dem nahen Verderben. Ihre Mutter hatte überhaupt eine erhabene Seele, welche durch nichts erschüttert werden konnte. Als eine Feuersbrunst in Amerika ihr Haus verzehrte und die Tochter weinte, sagte sie, während sie gelassen in die Flammen sah: „Ueber den Verlust eines Hauses muß man nicht weinen." Diesen Muth hatte die Tochter von der Mutter geerbt. Als sie im 12. Jahre nach ihrer Heimath zurückgekehrt war, wurde sie von einer wohlhabenden Frau unterstützt, die ihr die Grundsätze der reformirten Kirche beibrachte. Daher weigerte sie sich einst, ihre Mutter in die Messe zu begleiten, und als sie darauf bestand, kehrte sie dem Altar den Rücken zu. Dafür erhielt sie eine Ohrfeige. Sie aber hielt auch den andern Backen hin und rief: „Schlagen Sie zu, liebe Mutter; es ist schön, der Religion wegen zu leiden." Da sie blutarm war, so mußte sie froh sein, daß sich eine reiche und stolze Dame, Madame de Neuillant, ihrer annahm. Bei ihr mußte sie das Hühnervieh warten. Sie pflegte darüber in späteren Jahren zu scherzen, indem sie sagte: „Ich fing früh an, Aufseherin zu werden; in meiner Jugend war ich es über Truthühner, und nun im Alter bin ich es über Prinzen geworden." Ueberhaupt hatte sie es hier so schlecht, daß sie das Mitleid eines in der Nähe wohnenden Dichters, Scarron, erregte. Er that ihr den Vorschlag, ob sie in ein Kloster wolle, dann sei er bereit, das dazu nöthige Geld ihr zu geben; oder ob sie Lust habe, ihn zu heirathen. Er war aber klein, häßlich, verwachsen und fast an allen Gliedern gelähmt. Dennoch nahm sie seine Hand an, um nur aus dem verhaßten Hause zu kommen. Es war ein sehr unähnliches Paar. So häßlich und alt er war, so angenehm und jung war sie, erst 16 Jahre alt. Aber sie lebte recht glücklich mit ihm und betrachtete ihn als ihren besten Freund, dem sie Dankbarkeit schuldig sei. Sein Haus war der Sammelplatz fast aller schönen Geister der Hauptstadt und wenn diese seinen geistreichen Gesprächen zuhörten, so bewunderten

sie auch die Bescheidenheit und die Liebenswürdigkeit seiner jungen Frau, welche sich so leicht in ihre unpassende Lage fand und sich so allgemein in Achtung zu setzen wußte, daß ein Höfling einst von ihr sagte, er würde es eher wagen, der Königin eine Unanständigkeit zu sagen als ihr. Ihr Geist bildete sich indessen schnell aus, theils durch Scarrons Gespräche, theils durch das Lesen geistreicher Bücher. Endlich starb Scarron nach einer neunjährigen Ehe. Ein Marquis bot ihr seine Hand an; aber sie kannte ihn als einen albernen Gecken und schlug ihn also aus. Jetzt ging es ihr eine Zeit lang recht ärmlich; sie bat um eine Pension, aber es gelang ihr nicht sie zu erhalten, und sie wollte daher schon nach Portugal als Erzieherin gehen, als Frau von Montespan, eine schöne, aber herrschsüchtige Frau, die damals viel bei Hofe galt, ihr zuredete zu bleiben, und ihr die gewünschte Pension verschaffte. Zugleich erhielt sie einige Pflegekinder des Königs zur Erziehung, weil man sie als eine höchst sittsame und verständige Person kannte. Sie zog sich aber möglichst zurück und es betrübte sie sehr, zu sehen, daß der König sie nicht leiden konnte; denn er hielt sie für eine Heuchlerin. Zuweilen mußte sie über die Erziehung ihrer Pflegebefohlenen an den König schreiben, und ihre Briefe waren so schön und voll guter Gedanken, daß Ludwig immer mehr für sie eingenommen wurde. Oft ließ er den kleinen Prinzen zu sich kommen und freute sich über seine verständigen Antworten. „Du bist ein recht vernünftiges Kind," sagte er ihm einmal. „Das muß ich wohl sein," antwortete der Knabe schnell; „ich habe ja eine Gouvernante, die der Verstand selbst ist." — Das freute den König. „Geh!" sprach er, „und sage ihr, daß du ihr 100,000 Francs (25,000 Thaler) für deine Zuckerplätzchen gäbest!" — Für dieses Geld kaufte sie sich die Herrschaft Maintenon, von der sie nun den Namen annahm. Je öfter der König mit ihr zusammenkam, desto lieber gewann er sie. Sie war weder schön noch jung, Eigenschaften, die ohne Vorzüge des Geistes und der Bildung nie auf die Länge andere fesseln können; aber ihre Unterhaltung war so verständig, daß der König ihr stundenlang mit Vergnügen zuhörte. Je mehr ihm sein Gewissen jetzt bei herannahendem Alter wegen seiner früheren Vergehungen Vorwürfe machte, desto mehr sehnte er sich nach jemand, gegen den er seine Sorgen und Gewissensbisse ausschütten und von dem er beruhigt werden könnte. Madame von Maintenon war gerade eine solche Frau, wie er sie suchte. Sie wußte ihm so viele religiöse Trostgründe zu sagen, daß er von ihr

jedesmal beruhigter und, was noch mehr sagen will, gebesserter wegging, weil sie nach und nach sein Herz vom Leichtsinne zur Religion zurückzuführen verstand. Zuletzt wurde ihm die Frau so unentbehrlich, daß er sie gar zu heirathen beschloß, denn er war damals Wittwer. Louvois lebte noch; ihm eröffnete der König seinen Plan. „Ist es möglich!" rief dieser ganz erschrocken aus, „der größte König auf der Erde will sich so erniedrigen, die Wittwe Scarron zu heirathen?" Er warf sich vor ihm auf die Kniee und beschwor ihn, diesen Schritt nicht zu thun. „Sind Sie närrisch?" fragte der König empfindlich; „stehen Sie auf!" Alles, was Louvois erlangte, war, daß Ludwig versprach, die Trauung in der Stille vollziehen zu lassen. Auch wurde sie nicht Königin genannt, obgleich jedermann wußte, daß sie des Königs Frau war und auch königliche Ehre genoß. Er war damals 48, sie 50 Jahre. Täglich besuchte sie der König einige Male, und arbeitete mit seinen Ministern gewöhnlich in ihrem Zimmer. Dann that sie, als wenn sie auf nichts achtete; aber sie hörte sorgfältig zu und ohne ihren Rath geschah nichts. Glücklich fühlte sie sich, trotz ihres großen Einflusses, nicht. In ihren Briefen klagt sie oft über die glänzende Sklaverei. „Welche Marter," sagte sie einst zu einer Freundin, „einen Mann unterhalten zu müssen, welcher der Unterhaltung nicht fähig ist!"

Was der Frau von Maintenon vorzüglich zum Ruhme gereicht, ist die große Wohlthätigkeit, die sie ausübte. Für sich selbst brauchte sie wenig und schlug oft große Summen aus, welche Ludwig ihr anbot; aber sie theilte mit vollen Händen Gaben an Unglückliche aus. Von jeher war sie eine große Freundin von Kindern gewesen. Kaum war sie zum Besitze ihrer großen Macht gelangt, als sie auch schon daran dachte, diese Lieblingsbeschäftigung wieder vorzunehmen. Sie stellte dem Könige vor, wie viel arme Fräuleins lebten, die nicht wüßten, wovon sie leben sollten und ganz ohne Erziehung und Unterricht aufwüchsen, und bat ihn, eine solche Erziehungsanstalt zu stiften. Der König willigte gleich ein. In St. Cyr, einem Dorfe unweit Versailles, wo damals der König wohnte, wurde ein prächtiges Haus dazu gebaut und die Anstalt wahrhaft königlich ausgestattet. Sie selbst entwarf die ganze Einrichtung. Zweihundertundfünfzig arme Fräuleins wurden hier von 36 Nonnen bis ins 20. Jahr unterrichtet und erzogen, und wenn sie nachher heiratheten, erhielten sie noch eine Ausstattung von 2000 Thalern. Ihre glücklichsten Stunden brachte sie hier im Kreise dieser jungen Mädchen zu, die mit großer Liebe und Dank-

barkeit an ihr hingen. Wie viel Gutes mag hier nicht gestiftet worden sein! — Darüber wollen wir auch gern die Flecken übersehen, die auf ihrem Andenken lasten; denn einestheils war sie es besonders, die dem König zuredete, das Edict von Nantes aufzuheben, anderntheils betrug sie sich undankbar gegen den König in seinen letzten Stunden, indem sie ihn, als sein Ende herannahte, verließ. — Indessen entschuldigte sie ihre Entfernung damit, daß sie unmöglich ihn sterben sehen könne. — Sie starb vier Jahre nach ihm, 84 Jahre alt. Kurz vor ihrem Tode sagte sie zu dem Herzoge von Noailles: „Leben Sie wohl, lieber Herzog! In wenigen Stunden werde ich viele Dinge erfahren!"

103. Der spanische Erbfolgekrieg, 1701—14. Marlborough und Eugen.

Eine Demüthigung erfuhr der stolze Ludwig gegen Ende seiner Regierung, die man ihm fast gönnen möchte. Der König von Spanien, Karl II., starb 1700, ohne Erben zu hinterlassen. Auf diesen Fall hatten Frankreich und Oestreich, welche die nächsten Verwandten waren, schon längst Verabredung getroffen, daß ein östreichischer Prinz König werden und Frankreich einige spanische Länder zur Entschädigung haben sollte. Am Hofe in Madrid hatte aber die schlaue und gewandte Politik Ludwigs XIV. später bedeutenden Einfluß gewonnen. Und siehe da! jetzt fand sich ein Testament des Königs Karl, durch welches dem Philipp von Anjou, einem Enkel Ludwigs XIV., die ganze spanische Monarchie vermacht war. Ludwig hatte nämlich den schwachen Karl in seinen letzten Tagen so einzunehmen gewußt, daß er ihm zu Gefallen dies Testament entworfen hatte. Der heuchlerische Ludwig that anfangs sehr überrascht und meinte, er wolle sich erst noch besinnen, ob sein Enkel die Erbschaft annehmen dürfe; aber er war endlich der erste, der ihm dazu Glück wünschte, und Oestreich sagte ihm geradezu, daß er das Testament erschlichen habe. Da nun der deutsche Kaiser sich diesen neuen Länderraub nicht gefallen lassen wollte, so entstand ein 13jähriger Krieg daraus, den man den spanischen Erbfolgekrieg nennt. Einige der besten Feldherren Ludwigs XIV. waren bereits todt; ihre Stellen wurden zum Theil durch unfähige Männer besetzt, weil die Maintenon ihnen wohlwollte, und so ging alles verkehrt; die gewöhnliche Folge, wenn sich Frauen in Dinge mischen, die sie nicht verstehen. Dazu kam, daß Ludwigs Feinde

damals zwei ganz ausgezeichnete Feldherren hatten, die Engländer den liebenswürdigen Herzog von Marlborough (sprich Malbro) und die Oestreicher den bescheidenen Prinzen Eugen von Savoyen. Wäre Marlborough blos ein großer General gewesen, so wäre es hinlänglich, nur seinen Namen zu merken. Aber seine und seiner Gattin Geschichte liefert wieder ein recht auffallendes Beispiel, wie schnell sich das glänzendste Glück ändern und wie wenig man auf die Gunst der Menschen bauen kann.

Den Anfang seines Glücks verdankte Marlborough seiner Schönheit und seinem Anstande, durch welche er die Aufmerksamkeit König Jacobs II. (1685—88) auf sich zog. Allgemein nannte man ihn den schönen Engländer, und Jacob überhäufte ihn mit Ehre und Ansehen. Dieser König, der zweite Sohn des unglücklichen Karl I., strebte danach, die katholische Kirche zur herrschenden in England zu machen und das Parlament zu schwächen; dadurch brachte er sich um das Vertrauen seiner Unterthanen und wurde endlich von seinem eigenen Schwiegersohne, Wilhelm III. von Oranien (1688), vertrieben. Nun bestieg Wilhelm und seine Gemahlin Maria den englischen Thron. Die letztere hatte eine Schwester, die Prinzessin Anna. Diese faßte für die liebenswürdige und lebhafte Lady Marlborough eine zärtliche Freundschaft. Sie führten einen vertrauten Briefwechsel, und damit dieser desto ungestörter geführt werden könnte, nahmen beide andere Namen an. Anna nannte sich Morlay und die Lady — Freimund. Als sich späterhin Anna mit ihrer Schwester, der Königin Maria, und mit dem Könige Wilhelm veruneinigte, fielen auch Marlborough und seine Frau bei den beiden letztern in Ungnade, und Marlborough wurde gar vom Hofe verwiesen. Das schmerzte die Lady tief; sie warf sich vor ihrer Gebieterin nieder und beschwor sie, ihr zu erlauben sich von ihr zu trennen, da sie die Ursache des Unfriedens zwischen beiden Schwestern zu sein schiene. Anna hob sie gerührt auf, schloß sie zärtlich in ihre Arme und betheuerte, blos in ihrer Gesellschaft Trost zu finden. Ja, sie verließ, um nur ihre Freundin nicht zu missen, lieber London, und begab sich nach einem Landhause. In einem Billet an die Lady schrieb sie: „Ich schmachte nach einer Nachricht, wie meine theure Freimund nach Hause gekommen, und weil sich eine so gute Gelegenheit zu vertrauten Mittheilungen darbietet, so muß sie mir erlauben, ihr zu erklären, daß diese, wenn sie jemals die Grausamkeit begeht, ihre treue Morlay zu verlassen, allen Lebensfreuden entsagen werde.

Im vollsten Ernste, wenn je der Tag unserer Trennung eintritt, so habe ich keinen glücklichen Augenblick mehr, und dann, schwöre ich Ihnen, will ich mich verschließen und kein lebendes Wesen mehr vor mir sehen." Bald darauf schloß sie einen andern Brief mit folgenden Worten: „Die Grausamen können über mich verfügen, was sie wollen, nichts wird mir empfindlich fallen, so lange mir nicht der Trost geraubt ist, meine liebe Freimund zu sehen. Ich betheure, ich will mit dieser Herzensfreundin bei Wasser und Brot zwischen vier Mauern leben, ohne zu murren; denn so lange Sie unverändert mir zugethan bleiben, giebt es für mich keine wahre Kränkung. Wer sollte nach solchen Versicherungen nicht glauben, daß die Freundschaft ewig gewährt haben würde? — Erst als die Königin Maria gestorben war, söhnte sich Wilhelm wieder mit seiner Schwägerin aus.

Als nun der spanische Erbfolgekrieg ausgebrochen war, wurde Marlborough nach dem festen Lande geschickt, um an der Spitze der Engländer und Holländer die Franzosen anzugreifen, während Prinz Eugen in Italien dasselbe that. Dieser Eugen gehörte zu den seltensten Männern. Im Felde that es ihm keiner an Ruhm zuvor; er war unerschöpflich in Auffindung von Hülfsmitteln, den Feind zu schwächen; während er, keine Furcht kennend, jeder Gefahr Trotz bot, blieb er zugleich mitten im Schlachtgewühl so ruhig und besonnen, als an seinem Studirtische, und gab es keinen Krieg, so diente er seinem Kaiser durch seine Talente als Staatsmann. Was ihm aber die größte Ehre machte, war, daß seine großen Tugenden durch kein Laster, keine fehlerhafte Leidenschaft befleckt wurde. Er wurde nur von einer Leidenschaft bewegt: überall, wo er konnte, Gutes zu stiften, und darauf wandte er seine ganze Thätigkeit und seine ganze Zeit. — Sein Vater war ein Graf von Soissons und stammte aus dem Hause Savoyen. Seine Erziehung erhielt er in Frankreich, wo sein Vater Statthalter der Champagne war. Wegen seiner Kleinheit und Schwächlichkeit wurde er zum geistlichen Stande bestimmt; aber dazu hatte er keine Lust, und immer lag ihm das Soldatenwesen im Sinn. Als er erwachsen war, bat er Ludwig XIV. um ein Regiment; der aber klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und rieth ihm, doch nicht an so etwas zu denken. Das kränkte ihn; er verließ Frankreich und bot dem Kaiser Leopold I., Ferdinands III. Sohn (1657—1705), seine Dienste an. Diese wurden freudig angenommen, und schon im ersten Feldzuge zeichnete er sich so aus,

daß ihm der Kaiser ein Regiment anvertraute. Als Louvois von seinen Thaten hörte, sagte er ärgerlich: „Gut, der soll gewiß nie wieder in sein Vaterland zurückkommen!“ Eugen, der dies erfuhr, äußerte: „Ganz gewiß werde ich, ihm zum Trotz, zurückkommen“; und wirklich stand er wenige Jahre darauf mit einem kaiserlichen Heere in Frankreich. — In keinem Kriege hat Eugen solche Lorbeeren gepflückt, wie im spanischen Erbfolgekriege. Wo er und Marlborough mit den übermüthigen Franzosen zusammentrafen, wurden diese entschieden aus dem Felde geschlagen und immer mehr in die Enge getrieben.

Von Eugens Thaten kann hier nicht umständlich geredet werden; wohl mag aber einiges über Marlborough stehen, weil es dem Herzen wohlthut zu sehen, daß ein so großer Feldherr und Staatsmann, der so leicht in dem Gewirre seiner Geschäfte und Sorgen das Gefühl für die zarten Lebensverhältnisse verliert, ein guter Vater und zärtlicher Ehegatte war. Recht rührend sind die Briefe, die er an seine Frau schrieb, und die alle die innigste Anhänglichkeit an sie und an seine Kinder verrathen. In einem derselben, den er noch vor Ausbruch des Kriegs bald nach der Geburt seiner zweiten Tochter schrieb, heißt es: „Du kannst Dir kaum vorstellen, wie viel Freude ich mit den Kindern habe. Es ist niemand bei ihnen als die Wärterin; da hängen sie mit solcher Zärtlichkeit an mir, daß sie, wenn ich nach Hause komme, immer mit mir sein wollen, mich mit ihren Aermchen umschlingen und unablässig liebkosen. Das ältere Töchterchen hängt sich an meinen Arm und will mit Gewalt ihrer guten Mutter schreiben; ich kann daher wegen des kleinen Wesens nicht weiter, sondern bitte Dich nur noch, mich stets so zu lieben, wie ich Dich liebe; dann sind wir beide glücklich. — Nachschrift: Ich küsse Dir die Hände, meine theure Mama! Dein Jettchen.“

Die ersten Jahre des Kriegs stand Marlborough in Belgien, Eugen in Italien. Am schlimmsten erging es aber den Franzosen, nachdem sich beide große Feldherren vereinigt hatten. In Mindelheim, einem Städtchen in Schwaben, trafen sie 1704 zusammen. Mit Bewunderung betrachtete einer den andern, und als Marlborough dem Prinzen die wirklich ausgesucht schöne englische Reiterei vorführte, sagte dieser: „Ich habe viel von der Reiterei der Engländer gehört, nun finde ich, daß sie die schönste ist, die ich je gesehen habe. Mit Geld, an dem in England kein Mangel ist, kann man leicht tüchtigen Stoff für Kleider und Rüstung her-

beischaffen; aber das, was mir aus den Blicken dieser wackern Krieger entgegenblitzt, läßt sich nicht erkaufen und verbürgt den Sieg." — Mit derselben Feinheit antwortete Marlborough: „Meine Truppen haben sich stets für die gemeinsame Sache beseelt bewiesen; allein Euer Durchlaucht Gegenwart haucht ihnen jenen Feuergeist ein, den Sie mit Wohlgefallen in ihren Augen lesen."

Die Folge ihrer Vereinigung war ein glänzender Sieg, den beide (1704) bei Höchstädt in Baiern, nahe am linken Ufer der Donau, über die Franzosen erfochten, wobei der französische Marschall Tallard gefangen wurde. Aber mehr Ehre noch als der Sieg machte beiden die Menschenfreundlichkeit, mit welcher sie die Besiegten behandelten. Sie besuchten den gefangenen Marschall, der gebeugt, niedergeschlagen und verwundet dasaß. Theilnehmend fragte ihn Marlborough: „Was kann ich Ihnen anbieten, um Ihre bedauernswürdige Lage erträglicher zu machen?" Tallard lehnte alle Anerbietungen dankbar ab und äußerte nur Verlangen nach seinem eigenen, bequem eingerichteten Wagen. Sogleich wurde ein Trompeter danach ins feindliche Lager geschickt. Auch die innige Eintracht beider verbündeter Feldherren ist eine seltene Erscheinung; beide waren in gegenseitiger Lobeserhebung unerschöpflich.

Mitten im Gedränge der Kriegsbegebenheiten gedachte Marlborough mit inniger Liebe seiner daheimgebliebenen Frau. Am Tage nach der Schlacht schrieb er ihr: „Ich bin noch so erhitzt, nachdem ich gestern 17 Stunden hindurch nicht vom Pferde gekommen, daß ich noch keinem meiner Freunde schreiben kann. Ich bin über das Vollbrachte so entzückt, daß ich meinen Brief nicht endigen kann, ohne in einer Anwandlung von Eitelkeit dir zuzurufen, meine theuerste Seele, daß seit Menschengedenken kein so vollständiger Sieg erfochten worden wie der gestrige, und da ich deine innige Liebe für mich kenne, so bin ich überzeugt, du erfreust dich über das Geschehene eben sehr in Rücksicht meiner, als wegen des Vortheils der dem Allgemeinen zufließt." Wie menschenfreundlich Marlborough gegen seine Feinde dachte, sieht man aus folgendem Briefe an seine Frau. Der Kurfürst von Baiern hielt es nämlich mit den Franzosen und mußte, nachdem er bei Höchstädt zugleich mit den Franzosen geschlagen worden war, sein Land und seine Familie im Stiche lassen. „Die arme Kurfürstin," schreibt Marlborough, „hatte fünf ihrer Kinder mitgenommen, um ihrem Gemahle nachzureisen; aber er hat sie wieder nach München zurückgeschickt. Diesen Morgen brachte mir ein Trompeter ein

Schreiben von ihm, nebst einem offenen Einschluß an die Kurfürstin. Ich fühlte mein Herz gepreßt bei der Betrachtung, wie grausam es sein muß, auf diese Weise von denen getrennt zu sein, die man liebt. Ich beförderte den Brief sogleich an die Kurfürstin durch einen meiner eigenen Trompeter mit der Versicherung, daß ihre Antwort sorgfältig bestellt werden sollte. Es thut mir wohl, solche Linderungen zu verschaffen, durch welche meinen Dienstpflichten nicht zu nahe getreten wird."

Zwei Jahre darauf (1706) erfocht er wieder einen herrlichen Sieg über die Franzosen bei Ramillies, einem Dorfe in Belgien, zwischen Brüssel und Löwen. Als er hier im Schlachtgewühle über einen Graben setzte, stürzte sein Pferd. Schnell eilte ein Adjutant herbei, ihm das seinige anzubieten. Aber indem ihm ein Oberst den Steigbügel hält und Marlborough sich in den Sattel schwingt, reißt eine Kanonenkugel jenem den Kopf weg. In solcher Gefahr befand er sich nicht selten. Nach der Schlacht schrieb er an seine Frau: „In meinem letzten Schreiben, theuerste Seele, erwähnte ich dir nichts von meinem Vorhaben, den Feind zu einer Schlacht zu zwingen. Ich kenne deine Besorgnisse und wollte sie dir diesmal ersparen. Nun kann ich dir die freudige Botschaft geben, daß wir am gestrigen Sonntage gefochten haben, und daß es dem Allmächtigen gefallen hat, uns einen glänzenden Sieg zu verleihen."

In demselben Jahre (1706) gewann Eugen eine glänzende Schlacht bei Turin. Dem Herzoge von Savoyen nämlich, seinem Verwandten, hatten die Franzosen sein ganzes Land weggenommen, und nun belagerten sie Turin, die letzte Stadt, die ihm noch übrig war. Es war wenig Aussicht für ihn vorhanden, sie zu retten; denn die französische Belagerungsarmee war sehr bedeutend. Da eilte Eugen, der bei Verona, also 50 Meilen davon stand, herbei, setzte zu aller Erstaunen über die vielen Flüsse und Kanäle der Po-Ebene und erschien vor den französischen Linien. Ungesäumt griff er den General Marsin an, und obgleich der Kampf sehr blutig war, war doch in zwei Stunden alles gethan. Am meisten zeichneten sich beim Sturm auf die französischen Schanzen die Preußen unter dem Fürsten von Dessau und die Gothaer aus. Eine unermeßliche Menge von Kriegsvorräthen und Kanonen fiel den Siegern in die Hände, und der König von Frankreich mußte versprechen, während des ganzen Krieges kein Heer wieder nach Italien zu schicken.

Man hat oft behauptet, daß Mädchenfreundschaft sehr veränderlich sei; die Königin Anna — denn seit 1702 war sie an Wilhelms Stelle Königin geworden — und die Herzogin von Marlborough haben ein Beispiel davon gegeben. Die letztere hatte sich seit einiger Zeit in die Regierungsangelegenheiten gemischt und mit der Königin oft in einem Tone gesprochen, der sehr vermessen war, dennoch aber von der Königin mit großer Demuth und Freundlichkeit aufgenommen wurde. Oft hatte die Herzogin die Empfindliche gespielt, hatte sich bei Hofe selten sehen lassen und statt ihrer ein armes, ihr verwandtes Fräulein, Abigail (Aebbigehl) Hill, eingeführt, um die Königin zu unterhalten, indem sie glaubte, jene würde nie vergessen, daß sie ihr allein diese Versorgung verdanke. Allein die Hill, die bald darauf einen Herrn Masham (sprich Meschäm) heirathete, war undankbar genug, die Herzogin aus der Gunst der Königin zu verdrängen. Eine heftige Scene, in welcher die Herzogin ihr in Gegenwart der Königin ihre Undankbarkeit vorwarf, trug nicht dazu bei, Anna mit ihr auszusöhnen. Kaum wurde bei Hofe dies Mißverständniß bemerkt, als alle, die bisher dem Hause Marlborough seinen großen Einfluß beneidet hatten, sich vereinigten, die Königin noch mehr gegen die Herzogin einzunehmen. Jedes ihrer Worte wurde übel gedeutet, und wenn sie mit Anna zusammenkam, war die Unterhaltung geschraubt, und beide waren froh, wenn sie beendigt war. Marlboroughs Herz litt dabei unbeschreiblich, da er seine Frau so unaussprechlich liebte, und alle Triumphe, die er im Felde über die Franzosen erfocht, konnten ihn für den Verlust des inneren Friedens nicht entschädigen. Er sehnte sich nach einem ruhigen, ungestörten Familienleben. Die Herzogin kam nur noch selten nach Hofe; ihr Briefwechsel dauerte zwar fort, aber in einem beißenden spöttischen Tone. Die Empfindlichkeit der Königin wurde von der schlauen Masham zu wüthendem Hasse angeblasen. Vergebens suchte sich die Herzogin mit der Königin zu verständigen; der Versuch fiel so übel aus, daß es zum völligen Bruche kam. Nach einem sehr heftigen Wortwechsel kamen sie persönlich nicht wieder zusammen, und auch der schriftliche Umgang hörte bald ganz auf. Wie vielen Kummer hätte die Herzogin sich und ihrem Gatten ersparen können, wäre sie nicht so herrschsüchtig gewesen und hätte sie sich nicht in Dinge gemischt, die nicht zum Wirkungskreise einer Frau gehören!

Seit Jacobs II. Regierung gab es, wie wir schon bemerkt haben, in England zwei Parteien: die Tories und die Whigs.

Bald war die eine, bald die andere am Staatsruder. Marlborough gehörte zu den Whigs, die mit ihm zugleich damals alle einflußreichen Aemter inne hatten. Das änderte sich nun mit einem Male. Die Whigpartei wurde gestürzt. Alle Freunde Marlboroughs wurden von ihren Aemtern entfernt und diese seinen entschiedenen Feinden, den Tories, gegeben. Um jeder Unternehmung willen mußte er, der bisher der Schrecken der Franzosen gewesen war, erst bei Hofe anfragen, und ehe die Antwort eintraf, war oft der günstige Zeitpunkt vorüber. Er mußte oft die bittersten Kränkungen erfahren. Die bitterste war die, daß seiner Frau ihre Hofämter abgenommen wurden. Zwar suchte sie durch einen demüthigen Brief den Schimpf abzuwenden; aber die Königin antwortete: „Das ist zu spät; an meinem Entschlusse ist nichts mehr zu ändern." Selbst eine fußfällige Bitte des Herzogs erweichte die Königin nicht. Aber nun zeigte die Herzogin, daß der Mensch das Unglück leichter ertrage als das Glück. Als Marlborough ihr die Nachricht von dem entschiedenen Willen der Königin brachte, daß sie binnen zwei Tagen die goldenen Schlüssel als Oberhofmeisterin abgeben solle, und hinzusetzte, nun wolle er sogleich den Oberbefehl niederlegen, richtete sie sein Gemüth auf, ließ die Schlüssel der Königin sogleich überantworten und stellte ihm vor, daß höhere Pflichten ihn an das Vaterland als an sie ketteten. Aber auch er wurde von Anna undankbar behandelt. Kaum glaubte sie ihn entbehren zu können, als sie ihm seine Entlassung ankündigen ließ. Damit waren seine Feinde noch nicht zufrieden; sie klagten ihn an, öffentliche Gelder unterschlagen zu haben. Ob er sich gleich zu rechtfertigen wußte, so blieb er doch in Ungnade, bis Anna starb.

Indessen waren die französischen Heere überall geschlagen worden. Ludwig wußte zuletzt gar keinen Rath mehr. Alle Kassen waren leer, die gedrückten Unterthanen konnten nichts mehr schaffen, weil der Krieg allen Handel und alle Fabriken zerstört hatte, und und doch mußte Ludwig gewöhnlich fünf Heere auf einmal halten. Da blieb ihm zuletzt nichts übrig — o wie schwer mußte das nicht seinem Stolze werden! — als (schon 1707) seine Feinde um Frieden zu bitten. Er hoffte den Niederländern am leichtesten beikommen zu können, und wendete sich zuerst an sie. Aber sie antworteten ihm wie ehrliche Männer: sie könnten für sich allein keinen Frieden schließen, erst müßten sie ihre Bundesgenossen fragen; und diese machten so hohe Bedingungen, daß Ludwig noch einmal das Kriegs-

glück zu versuchen beschloß. Aber mit jedem Jahre wurde die Noth größer; er mußte immer wieder um Frieden bitten. Wie triumphirten nicht seine Feinde! Sie trieben ihre Forderungen immer höher, und zu ihrem Erstaunen willigte Ludwig in alles. Er war bereit, nicht nur auf die ganze spanische Monarchie für sich und seinen Enkel zu verzichten, sondern selbst alle früher eroberten Provinzen wieder herauszugeben. Hiermit hätten seine Feinde wohl zufrieden sein können. Aber Uebermuth thut niemals gut. Ihre Schadenfreude wurde bald empfindlich bestraft. Sie verlangten nämlich endlich gar noch, er solle seine Heere mit den ihrigen vereinigen, um seinen Enkel mit Gewalt aus Spanien zu vertreiben. „Nein!" rief er unwillig aus, „soll ich einmal durchaus Krieg führen, so will ich ihn doch lieber für als gegen die Meinigen führen!" Damit wurden die Unterhandlungen abgebrochen. Bald darauf gelang es ihm, sich mit Anna von England zu vertragen, und nun waren die übrigen nicht mehr stark genug, ihm zu widerstehen, und mußten zuletzt einen Frieden machen, wie er ihn wollte. Der Friede wurde in Utrecht 1713, in Rastatt und in Baden im Aargau 1714 geschlossen. Ludwig verlor nicht nur nichts, sondern setzte es wirklich durch, daß sein Enkel König von Spanien blieb. Oestreich wurde dagegen nur durch einige Ländereien entschädigt, zu denen auch die bis dahin spanischen Niederlande gehörten, die nun die östreichischen genannt wurden.

Im Jahre 1715 starb endlich Ludwig XIV. mit dem traurigen Bewußtsein, durch Habsucht sein sonst so blühendes Reich heruntergebracht und seine Unterthanen unglücklich gemacht zu haben. Daher folgte ihm auch keine Thräne nach; im Gegentheil verfolgte das Volk seinen Leichenwagen mit empörenden Schmähreden.

Anna von England starb ein Jahr früher (1714), und da sie keine Kinder hatte, so wurde der Kurfürst von Hannover zum Könige von England erwählt und hieß als solcher Georg I. (1714—27).*) Dieser setzte den ungerecht verkannten Marlborough sogleich wieder in seine hohen Würden ein. Aber dies entschädigte den Herzog nicht für seinen häuslichen Kummer. Es starb ihm seine dritte Tochter im 26., und bald darauf auch seine Lieblingstochter, die zweite, im 29. Jahre, die an den Grafen von Sunder-

*) Die Mutter Georg's I., Sophie Kurfürstin von Hannover und Erbin von Britannien war eine Tochter jener englischen Königstochter Elisabeth, welche an den unglücklichen Friedrich von der Pfalz vermählt war.

land verheirathet war und sich durch die seltensten Vorzüge des Geistes und Körpers auszeichnete. Obgleich ihr Gatte voll Launen, reizbar und aufbrausend war, so liebte sie ihn doch innig und wußte seinen Hang zur Verschwendung und zum Spiel im Zaume zu halten. Von ihrem frommen Sinn mag das Gebet zeugen, welches sie täglich betete, während ihr Gatte als Gesandter sich in Wien befand: „Gnädiger, barmherziger Gott! der du der Beherrscher aller Wesen und die Hoffnung aller bist, sie mögen an den Enden der Erde, oder im ungemessenen Raume der weiten See sich aufhalten, o höre mein Gebet! Ich flehe nun zu dir für den, der nach dir mir das Theuerste ist. O Herr, zu allen Zeiten und an allen Orten segne, erhalte und bewahre ihn sowohl an Leib als an Seele vor allen Widerwärtigkeiten, die ihm zustoßen können. In allen Gefahren und unter allen Versuchungen sei du stets sein allmächtiger Beschützer bis zum Ende seiner Tage; besonders bitte ich dich jetzt, ihn in deine Obsorge zu nehmen, damit auf dem Wege, den er wandelt, ihn kein Uebel befalle, sondern er stets unter deinem Schutze geschirmt bleibe vor allen Gefahren und wieder in Frieden heimkehre. O du, der du über Winde und Wogen gebietest und dem sie alle gehorchen, gieb, daß sie ihm bei der Hinreise und bei der Heimkehr günstig seien, damit er sicher in den Hafen einfahre, nach welchem sein Ziel geht. O Herr, in dessen Händen der Athemzug jedes Menschenkindes liegt, bewahre diesen mir so theuern Mann gesund und unversehrt, damit kein Unheil von innen, keine Gewalt von außen ihm Schmerz oder Unbilden zufüge, und wenn er fern von mir ist, so sei deine beseligende Allgegenwart und dein Schirm seine getreue Obhut. O dreimal geheiligter Herr, insbesondere bitte ich dich um seinetwillen für alle, die er zurückläßt, damit ihnen kein Unheil hier widerfahre, das ihn im fremden Lande in Kummer und Betrübniß stürzen könnte. Möge durch deinen allergnädigsten Willen seine Verhandlung im Auslande mit gutem Gelingen gesegnet sein, und gieb, daß ich für diese neuerliche Gnade deinen Namen unabläßig preise. Verzeihe, daß wir zusammen in Liebe und Frieden leben, bis der Tod uns auf längere Zeit trennt. Alles dieses bitte ich dich in der Demuth meiner Seele im Namen und aus Liebe Jesu, meines Heilandes. Amen! O gebenedeiter Gott! Amen! Amen!"

Nach den schmerzlichen Verlusten seiner Töchter lebte Marlborough abwechselnd in London und auf seinen Gütern, am liebsten im Schooße seiner Familie, und starb endlich 1722.

Eugen war darin glücklicher, daß er sich fast ohne Unterbrechung in der Gunst seiner Monarchen erhielt und von Allen hochgeschätzt wurde. Er starb 1736.

104. Leopold I., 1657—1705. — Joseph I., 1705—1711. — Karl VI., 1711—1740.

Wir haben oben beim dreißigjährigen Kriege gesehen, daß Ferdinand II. 1637 gestorben war. Sein Sohn Ferdinand III., ein wackerer und nicht so unduldsamer Mann wie sein Vater, war diesem gefolgt. Das wichtigste Ereigniß unter seiner Regierung war der westphälische Friede, von dem wir bereits gesprochen haben. Ihm folgte (1657) sein Sohn Leopold I., ein stolzer und träger Herr, dem die Ruhe über alles ging; und doch sind wenige Regierungen so unruhevoll gewesen als die seinige: bald mußte er mit den Franzosen, bald mit den mächtig andringenden Türken Krieg führen. Er selbst aber nahm keinen großen Theil daran und überließ die Sorge lieber seinen Günstlingen.

Wenn sonst ein Kaiser mit den deutschen Fürsten etwas zu besprechen hatte, so berief er einen Reichstag. Das geschah auch unter Leopold 1663, welcher sie nach Regensburg berief, um sie zu bewegen, ein Heer gegen die Türken aufzustellen. Aber sie kamen nicht selbst, sondern schickten Gesandte, und da so viel zu berathschlagen war und der Stoff sich immer mehr häufte, so wurde endlich beschlossen, daß von nun an ein fortdauernder Reichstag in Regensburg sein sollte. So ist es auch bis zum Jahre 1806, wo das deutsche Reich aufgelöst wurde, geblieben.

Daß der ländersüchtige Ludwig XIV. mehrere Kriege mit seinen Nachbarn, also zum Theil auch mit Deutschland, angefangen habe, ist schon erzählt worden. Immer kamen die Deutschen dabei zu kurz, theils weil es an der gehörigen Einigkeit und dem gegenseitigen Vertrauen fehlte, theils weil sie sich die Franzosen jederzeit zuvorkommen ließen; denn während die Deutschen noch in Regensburg überlegten, hatten die Franzosen bereits gehandelt.

Dringender war für Leopold selbst und seine Erbländer der wilde Andrang der Türken. Mehrmals waren sie schon in Ungarn zurückgeschlagen worden, als sie 1683 ihren Anfall mit größerer Kraft als vorher erneuerten und bis Wien vordrangen. Die unzufriedenen Ungern unter Graf Emmerich von Tökeli schlugen sich zu ihnen, Leopold mußte eilig seine Residenz verlassen, und

wer fliehen konnte, floh ihm nach. Der kriegerische Großvezier Kara Mustapha, gesandt von Sultan Muhamed IV., umlagerte Wien mit 200,000 Mann und bestürmte es mit solchem Ungestüme, daß die Mauern wankten und die Hoffnung der Belagerten täglich mehr sank. Schon lagen die Türken zwei Monate vor der Stadt, und einmal waren die Stürmenden schon bis auf den Wall vorgedrungen. Fast täglich flogen Minen auf, durch welche die Wälle Lücken bekamen. Endlich bemerkten die hartbedrängten Wiener unter den Türken eine Bewegung, die ihnen eine Annäherung des Entsatzes zu verrathen schien. Der tapfere Commandant Stahremberg schickte in dunkler Nacht einen kühnen Reiter, der durch die Donau schwamm, dem kaiserlichen Heerführer, Karl von Lothringen, entgegen, mit den wenigen angstvollen Worten: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr, ja keine Zeit verlieren!“ Zugleich ließ er, wie die Wiener schon bisher jede Nacht, aber ohne ein Zeichen der Erkennung zu erhalten, gethan hatten, als Zeichen höchster Noth vom Stephansthurme ein Bündel Raketen in die tiefe Finsterniß emporsteigen. Ein feuriger Busch Raketen, die in der Ferne auf dem Kahlenberge in die Luft sich erhoben, diente den Wienern zur Antwort, daß man das Zeichen bemerkt und verstanden habe. Mit dem ersten Strahle der Morgensonne des 11. September zeigte sich ihnen auf der Höhe des Kahlenberges das errettende Heer. Alles, was noch gehen konnte, eilte auf die Böden der Häuser, auf Thürme und Wälle, um sich an dem seit neun Wochen bang ersehnten Anblicke zu weiden, und nun in die Kirchen, um Gott für die nahe Rettung zu danken. Der Prinz von Lothringen, der Kurfürst von Sachsen, vor allen aber der ritterliche Johann Sobieski, König von Polen, eilten herbei, der bedrängten Stadt zu Hülfe. Jetzt stiegen die Heerschaaren die Höhen hinab und warfen sich auf die Janitscharen, die, Kara Mustapha in ihrer Mitte, nur Schritt vor Schritt zurückwichen. Den ganzen Tag wurde hier gestritten; immer näher rückten die Befreier an die Stadt, die, in Angst und Wonne, den ganzen Tag vom türkischen Lager aus bestürmt wurde. Erst am Abend gelangten die Retter bis zu den Vorstädten: Wien war befreit; die Türken ergriff Angst und Schrecken; sie warfen sich, alles zurücklassend, in die schleunigste Flucht. Die Beute war unermeßlich. Am Abend schrieb Sobieski im Zelte des Großveziers an seine geliebte Frau: „Es ist unmöglich, den Luxus zu beschreiben, der in den Zelten des Veziers herrscht: Bäder, Gärtchen, Springbrunnen, Kaninchenhügel und Papageien. Was meine Beute be-

trifft, so ist sie nicht aufzuzählen, unter anderm ein Gürtel von Diamanten, zwei mit Diamanten besetzte Uhren, fünf Köcher mit Rubinen, Saphiren und Perlen, die schönsten Zobel von der Welt und tausend Kleinigkeiten." Am andern Tage hielt Sobieski mit dem Kaiser und den andern Fürsten seinen Einzug in Wien. Das Volk jubelte, aber sah nur auf den tapfern König, nicht auf den schwachen Kaiser, der in der Stunde der Noth sein Volk im Stiche gelassen hatte. Mit Inbrunst stimmte Sobieski in der Augustinerkirche das „Herr Gott, dich loben wir" an, und dankbar sang ihm das gerührte Volk nach, während alle Glocken jubelnd drein tönten. Kara Mustapha wurde auf des Sultans Befehl enthauptet; aber leider hatten die Türken 6000 Männer, 11,000 Frauen, 14,000 Mädchen und 50,000 Knaben aus Oestreich in die Sklaverei geschleppt, von denen nur 600 auf dem Schlachtfelde gerettet wurden. — Seitdem sind die Türken nicht wieder nach Deutschland gekommen. Ueberhaupt hörten sie auf, für Europa ein Gegenstand des Schreckens zu sein, seitdem Prinz Eugen ihnen einige schwere Niederlagen in Ungarn beigebracht hatte.

Der tapfere Sobieski starb 1696,*) und sogleich begann unter den nie einigen Polen das Ränkespiel über die Königswahl. Zwei Bewerber, ein französischer Prinz (von Conti) und Kurfürst August von Sachsen, boten den Polen Geld über Geld; endlich siegte **August**, mit dem Beinamen: der Starke. Er hat von 1697—1733 regiert. Um König von Polen zu werden, mußte er sich zur römischen Kirche bekennen. Das that er auch ohne viel Bedenken. Zur Beruhigung seiner Sachsen erklärte er, daß er nie katholische Minister annehmen wolle. Beide Länder hat er aufs gewissenloseste regiert; unbekümmert um das Wohl seiner Unterthanen, sann er nur auf die Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Prunksucht und vergeudete das ihnen abgepreßte Geld durch Jagden, Schwelgereien und andere Ergötzlichkeiten.

Während des spanischen Erbfolgekriegs starb der unfähige

*) König Sobiesky, 1674—1696, war ein ausgezeichneter Kriegsmann, aber als Regent ließ er es nicht selten an der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit fehlen, welche in dem Parteigewirr zur Behauptung des königlichen Ansehns nothwendig war. Er machte sich Gegner durch auffallende Begünstigung seiner Anhänger und war zu nachgiebig gegen die Habsucht und die Ränke seiner Gemahlin, der Tochter eines französischen Marquis, welche an den französischen Umtrieben in Polen so leidenschaftlich sich betheiligte, daß sie sogar die Wahl ihres Sohnes zum Nachfolger des Vaters verhindern half.

Kaiser 1705 und machte seinem Sohne Joseph I. Platz. Dieser war einsichtsvoll und wohldenkend, und hätte gewiß für Deutschland mehr gethan, hätte ihn nicht der spanische Erbfolgekrieg so sehr beschäftigt. Er hat dessen Ende nicht erlebt; denn er starb schon 1711, erst 33 Jahre alt. Da er keine Söhne hatte, so folgte ihm sein Bruder Karl VI., der jenem Kriege im Frieden von Rastatt 1714 ein Ende machte. Den Geist Josephs I. besaß er zwar nicht, aber er hat für seine Erbländer recht treu gesorgt und den durch die vielen Kriege zerrütteten Wohlstand wieder zu heben gesucht. Nur für Deutschland hat er so gut wie nichts gethan. Er hat bis 1740 regiert. Von seiner Tochter und Nachfolgerin, Maria Theresia, wird unten mehr die Rede sein.

105. Peters des Großen Jugendjahre und erste Regierungszeit.

Vor der glorreichen Regierung Peters des Großen war das russische Reich wenig zu den europäischen Ländern gerechnet worden. Kaum wußte man in Europa von dem Volke der Russen oder den Moskowitern; selten einmal hatte ein europäischer Fürst eine Gesandtschaft nach Kiew oder Moskau geschickt. Erst seit dem Einbruch der Türken in Europa hatte man hier angefangen, an eine Mitwirkung der Russen bei den Kämpfen gegen den Halbmond zu denken. In Sprache und Sitten, Kleidung und Lebensweise, in Staatsverwaltung und Religion hielten sich die Russen von den Culturzuständen der europäischen Völker getrennt; nur im Kriegswesen war unter den letzten Vorgängern Peters eine Annäherung an europäische Einrichtungen versucht worden. Da trat in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts Czar Peter mit den großen Entschlüssen auf, die Macht Rußlands bis an das schwarze Meer und die Ostsee auszudehnen, den Anschluß seines Reiches an die europäischen Staaten einzuleiten und sein Volk der europäischen Bildung zugänglich zu machen. Wenn auch damit zunächst nur eine äußerliche Veränderung erreicht wurde und wenn auch die frühere Roheit nicht sogleich verschwand, so hat doch Czar Peter bewirkt, daß seit ihm die Russen unter die europäischen Völker eingetreten sind. Er verdient daher gleich Karl dem Großen, gleich Alfred von England einen Platz in der Reihe der culturbringenden Fürsten, deren sich die Vorsehung bedient, um den Grund zur Entwickelung und zum Emporsteigen ganzer Völker zu legen.

Das Haus Rurik war nach mehr als 700jähriger Dauer 1598 mit Feodor Iwanowitsch erloschen; ein russischer Edelmann, Boris Godunow, der schon unter Feodor die Regierung geleitet hatte, wurde zum Herrscher erwählt.*) Gegen ihn trat der angeblich

---

*) Wir tragen hier eine kurze Uebersicht der Geschichte des russischen Reiches unter dem Hause Rurik nach.

Slavische und finnische Völkerschaften von der Ostküste des baltischen Meeres zur oberen Wolga hin hatten 862 eine Normannenschaar, die Waräger, als ihre Herren in das Land gerufen, um dadurch die Beendigung innerer Zerwürfnisse herbeizuführen. Die Waräger, für welche hier der Name Russen aufkam, erschienen unter der Führung von drei Brüdern, Rurik, Sineus und Truwor. Rurik wurde nach dem Tode seiner Brüder der einzige Gebieter des neugestifteten Reiches; er hatte seinen Herscherfitz in Nowgorod am Ilmensee aufgeschlagen. Sein Nachfolger machte Kiew zur Residenz. Siegreiche Kriege erweiterten das Reich nach Osten und Süden; mit kühnen Seefahrten über das schwarze Meer und in den Bosporus bis vor die Mauern von Constantinopel wurde das oströmische Reich geschreckt und gebrandschatzt. Der Enkel Ruriks, Swätoslaw, überschritt mit Heeresmacht die Donau und drang bis Adrianopel vor. Wladimir der Große, 980—1015 vermählte sich mit der griechischen Prinzessin Anna, einer Schwester der Theophania, welche die Gemahlin des deutschen Kaisers Otto II. war; er nahm das Christenthum an und führte dasselbe auch in seinem Volke ein, 984. Es geschah dies im Anschluß an die griechische, nicht an die römische Kirche, ein Umstand, welcher viel dazu beitrug, daß Rußland den abendländischen Völkern so lange fremd blieb. Sein großes Verdienst, christlicher Gesittung in Rußland Eingang verschafft zu haben, schmälerte er unabsichtlich dadurch, daß er bei seinem Tode das Reich unter seine Söhne theilte, deren einer, der Großfürst von Kiew, die Oberherrlichkeit verwalten und den Zusammenhang der Theile erhalten sollte. Bruderkriege, Parteiungen und die Einmischung der Nachbarn, besonders der Polen, waren jahrhundertelang die verderblichen Folgen dieser Theilungen; das Volk litt unter den räuberischen Einfällen der Grenzvölker, die Macht des Reiches verfiel. Während dieser traurigen Zeiten wurde um 1150 Moskau gegründet. Kiew verlor an Bedeutung, und die Stadt Wladimir kam als Fürstensitz ansehnlich empor, doch auch nur vorübergehend; Nowgorod aber als eine fast selbständige Handelsrepublik und im Besitz eines weiten Gebietes erlangte große Macht und war eines der bedeutendsten Mitglieder der Hansa.

Als 1237 die verwüstenden Schwärme der Mongolen aus Asien hereinbrachen fehlte in Rußland die Kraft, sich der wilden Feinde zu erwehren. Die goldene Horde der Mongolen gründete in den Gebieten der unteren Wolga das Reich von Kaptschak und hielt die russischen Fürsten und Großfürsten über 200 Jahre lang in Tributpflicht. Noch in der ersten Zeit dieser mongolischen Herrschaft erwarb sich der Großfürst Alexander Newsky, 1252—1263, durch einen Sieg an der Newa über die Schweden einen gefeierten Namen. Sein Enkel, Johann Kalita 1328—1340, begann mit Klugheit und Ausdauer die Kraft des Reiches wieder zu heben. Moskau wurde Hauptstadt, und auch der Sitz des Metropoliten wurde von Kiew hierher verlegt. Wenn auch der erste Versuch, das Mongolenjoch abzuschütteln, trotz eines großen Sieges über dieselben am Don 1380

noch vorhandene Bruder des letzten Czaren, Demetrius, auf; er sei den von Boris gegen ihn ausgesendeten Mörderhänden entgangen und mache nun Anspruch auf den ihm gehörenden Thron. Der Betrüger, ein ehemaliger Mönch, Namens Otrepjew, erlangte den Beistand des Polenkönigs, und auch unter den Bojaren fand er Anhang. Boris wurde besiegt, und nach dessen plötzlichem Tode zog der falsche Demetrius 1605 in Moskau ein. Seine Herrschaft aber dauerte nur ein Jahr. Eine Verschwörung gegen ihn brach aus und in dem Tumulte wurde er vom Volke erschlagen. Nun brach eine schreckliche Verwirrung herein. Es fanden sich neue Abenteurer, welche die Rolle des Demetrius weiter spielen wollten; Bürgerkrieg und fremde Waffengewalt zerrütteten das Land, denn die Wuth der Parteien hatte die Polen und Schweden gegen einander zu Hilfe gerufen; bis Moskau drangen die Polen vor und besetzten den Kreml. Das Reich war nahe am Zerfall. Da rief ein geringer Mann aus dem Volke, Kosma Minin, seine Landsleute zur Rettung des Vaterlandes auf; sein Ruf fand begeisterte Aufnahme. Die Polen wurden zum Abzuge gezwungen, der Bürgerkrieg erlosch allmählich und den wieder hergestellten Thron bestieg 1613 Michael Feodorowitsch Romanow, durch seine Mutter mit dem alten Herrscherhause verwandt. Er regierte bis 1645, sein Sohn und Nachfolger Alexei bis 1676. Diese ersten Romanows

---

nicht sofort zum Ziele führte, so hatten doch die Russen ihr Selbstvertrauen wiedergewonnen und die Großfürsten von Moskau sorgten ausdauernd für die Stärkung des Reiches durch Förderung der Reichseinheit. Endlich brach Iwan Wasiljewitsch, 1462—1505, das Joch der unter einander uneinig gewordenen Mongolen, 1480. Vorher schon hatte er der Selbständigkeit der russischen Theilfürsten ein Ende gemacht; auch das reiche und mächtige Nowgorod hatte er unterworfen. Iwan nahm den Titel Czar von Großrußland an und den zweiköpfigen Adler des untergegangenen oströmischen Reiches in das Reichswappen auf. Seine Gemahlin Sophie war eine Nichte des letzten griechischen Kaisers, welcher mit seiner Hauptstadt dem Ansturm der Türken erlegen war (siehe Band II. S. 273). Sie förderte, so weit es ihr möglich war, die Anknüpfung Rußlands mit dem westlichen Europa. Iwan Wasiljewitsch II., wegen seiner wilden Gemüthsart der Schreckliche genannt, vergrößerte das Reich nach Osten hin durch die Eroberung der aus dem zertrümmerten Mongolenreiche noch übrigen Königreiche Kasan und Astrachan; mit der Unterwerfung Sibiriens wurde durch den kühnen Kosakenhäuptling Jermak ein Anfang gemacht; weniger erfolgreich waren Iwan II. Kriegszüge gegen die Polen. Sein Sohn Feodor, 1584—1598, war der letzte Czar aus dem Hause Rurik, welches mit ihm ausstarb. Ein jüngerer Bruder dieses Feodor, Demetrius, war noch als Knabe auf Anstiften des Boris Godunow, Feodors Günstling, ermordet worden.

haben kräftig und einsichtsvoll den Grund zu dem unterwürfigen Vertrauen und dem hingebenden Gehorsam gelegt, welchen das russische Volk seinem Herrscher entgegenbringt: was Gott und der Czar will, das geschehe! Sie haben mit Zuziehung europäischer Kriegsleute angefangen, die Heeresverfassung zu bessern; die an Polen verloren gegangenen Gebiete von Smolensk und Kiew wurden zurückerworben, und die Kosaken unterwarfen sich dem russischen Scepter.

Eine besondere Erwähnung verdienen die kirchlichen Verhältnisse. Schon durch Boris Godunow war der Metropolit von Moskau zum Patriarchen erhoben und die russische Kirche dadurch völlig selbständig geworden. Unter Alexei hatte der Patriarch eine Reinigung des Cultus von eingeschlichenen Irrthümern und eine Zurückführung der religiösen Vorschriften auf die altgriechische Kirchenlehre vorgenommen. Ein Theil des Volkes aber wollte die bisher gewohnten Formeln und Gebräuche nicht aufgeben und es bildete sich eine Partei der Altgläubigen oder Roskolniken.

Nach Alexei's Tode folgte ihm sein ältester Sohn Feodor, der jedoch schon 1682 kinderlos starb. Die Erben des Thrones waren Iwan, der gebrechliche und geistesschwache zweite Sohn Alexei's, neben welchem seine ränkevolle Schwester Sophia stand, und Peter, der zehnjährige Sohn Alexei's aus dessen zweiter Ehe mit Natalia Naryschkin. Unter diesen Verhältnissen waren Unruhen zu befürchten, und sie blieben nicht aus. Zwar riefen die russischen Großen den jungen Peter zum Czaren aus; aber Sophia, die ihn und seine Mutter Natalia bis auf den Tod haßte, wiegelte die Strjelzü oder Strjelitzen — so nannte man die regelmäßigen Soldaten — auf, und diese erregten einen furchtbaren Aufruhr, weil Sophia ausgesprengt hatte, daß Iwan durch die Familie der Natalia ermordet sei. Mit wüthendem Geschrei wälzte sich die Schaar nach dem Palaste (Kreml in Moskau), um Iwans vermeintlichen Tod zu rächen, und selbst als dieser sich zeigte, hörte der Tumult nicht auf. Die meisten Brüder und Verwandten und Räthe Nataliens wurden grausam ermordet. Den Leibarzt ermordeten sie, weil sie bei ihm getrocknete Meerpolypen und eine Schlangenhaut gefunden hatten und ihn daher für einen Zauberer hielten. Dann riefen sie Iwan zum Czaren aus. Er erschien und stammelte: „Ich will euer Czar sein; aber laßt doch meinen lieben Bruder Peter mit mir regieren!“ Das ließen sie sich gefallen, doch sollte Sophia die Regentschaft führen.

Aber die Unzufriedenheit unter den Strelitzen dauerte fort; zwei ihrer Vorgesetzten, die beiden Fürsten Chowanski, zeigten auch der Regentin gegenüber selbstsüchtige Pläne im Sinne der altrussischen Partei. Der Hof zog sich in das feste Kloster Troizki, ein neun Meilen von Moskau gelegener Wallfahrtsort, zurück. Hierher wurden die beiden Chowanski gerufen und, als sie der Aufforderung folgten, sogleich ergriffen und mit ihrer Begleitung getödtet. Nun stürmten die Strelitzen heran, um den Tod ihrer Anführer und Kameraden zu rächen. Peter hatte sich mit seiner Mutter in die Kirche geflüchtet; hier am Altare, heißt es, bedrohte ihn ein Strelitz mit gezücktem Messer. Ein andrer riß den Wüthenden zurück und rief ihm zu: „Nicht hier am Altare, Bruder! Er wird uns nicht entgehen!“ In diesen gefahrvollen Augenblicken erschien der bewaffnete Adel der Umgegend zum Schutze des Hofes. Die Strelitzen gaben ihre Rachegedanken auf und lieferten selbst die Anstifter der Meuterei zur Bestrafung aus. Dreißig der Hauptschuldigen wurden hingerichtet, die übrigen entlassen. *)

Von nun an wurde die Regentin in ihrer Leitung des Reiches durch die Strelitzen nicht mehr gestört; ihr Rathgeber war der Fürst Wassily Galizyn. Von dem schwachsinnigen Iwan hatte ihr Ehrgeiz nichts zu besorgen; der noch unmündige Peter wuchs unter der Aufsicht seiner Mutter Natalia und des Fürsten Boris Galizyn in Preobraschenskoi, einem Dorfe und Lustschlosse bei Moskau, kraftvoll heran. Von einer lebhaften Wißbegierde gedrängt schloß sich der junge, talentvolle Czar am liebsten an einen Ausländer, Lefort aus Genf, an, der von seinen Aeltern für den Kaufmannstand bestimmt gewesen, aber seiner Neigung zum Militär folgend in französische, holländische und zuletzt russische Kriegsdienste getreten war. Lefort, ein Mann voll ausgebreiteter Kenntnisse und weltmännischer Erfahrung, die er mit Geschick zu verwerthen wußte, war dem jungen Czar bekannt geworden und hatte sich bald dessen ganze Zuneigung erworben. Stundenlang saß oft Peter und

*) Unter den Verurtheilten waren drei Brüder. Ihre alte Mutter bat fußfällig um ihre Begnadigung. Peter bewilligte ihr einen, der ihr der liebste sei. Sie wählte den jüngsten. Als sie aber mit ihm aus dem Gefängnisse ging, fiel er über die Schwelle und beschädigte sich so, daß er auf der Stelle starb. Peter hielt dies für einen Wink des Himmels, und that vor einem Crucifix das Gelübde, keinen Verbrecher mehr der verdienten Strafe zu entziehen.

horchte auf seine Erzählung. Einmal hatte er ihm auch von der Art, wie in andern Ländern die Soldaten exercirt würden, erzählt. „Das willst du auch versuchen!“ dachte Peter und geschwind errichtete er im Dorfe Preobraschenskoi bei Moskau eine Compagnie von 50 Knaben seines Alters, die er Poteschni (Spielkameraden) nannte und von Lefort, den er zum Hauptmann der kleinen Schaar machte, exerciren ließ. Er selbst diente als Gemeiner und erklärte, daß nur Verdienst, nie Geburt zu Auszeichnung berechtigte. *) Die jungen Adligen hielten es für eine Ehre, ein Poteschni zu sein, und bald hatte er so viele Rekruten, daß ein Theil in das benachbarte Dorf Semenow verlegt werden mußte. Aus dieser Preobraschenskischen und Semenowskischen Schaar entstanden die beiden gleichnamigen, heute noch bestehenden Garderegimenter. Sophia, deren Ehrgeiz so weit ging, daß sie sich Beherrscherin Rußlands nennen ließ, hatte anfänglich das vermeintliche Spielwerk dieser kriegerischen Uebungen ruhig angesehen; ja, es war ihr lieb, daß Peter, wie es ihr schien, in der Zügellosigkeit aufwuchs. Aber bald merkte sie, wie gefährlich ihr seine Poteschni werden könnten; sie mußte es erleben, daß Peter ihre Anmaßungen nicht länger dulden wollte. Er war nun 17 Jahre alt und bereits vermählt, mit Eudoxia Lapuchin, der Tochter eines alten und reichen Bojarengeschlechtes. Seine äußere Erscheinung war imponirend; von Stirn und Auge leuchtete Würde, Kraft und Entschlossenheit. Sophia mußte einsehen, daß sie werde wählen müssen zwischen der Entsagung auf Macht und Herrschaft und zwischen dem Entschluß, ihre Stellung mit Gewalt zu behaupten. Sie entschied sich für das letztere. Es wurde beschlossen, den jungen Czaren und seinen Anhang auszurotten; die Strelitzen sollten die Ausführung des Planes übernehmen. Allein Peter erhielt in der verhängnißvollen Stunde eine Warnung, er floh wieder nach dem schützenden Troizki und rief seine Poteschni und seine Freunde zum Beistande herbei. Sie kamen, vor allen Lefort und noch ein ausländischer Befehlshaber, Gordon, mit ihren Truppen. Die Strelitzen wagten den Angriff nicht. Sophia mußte sich unterwerfen

*) Diesen Grundsatz hatte Peter zeitlebens, und dies allein schon wäre hinlänglich, die Richtigkeit seines Verstandes zu beweisen. Auch in späteren Jahren diente Peter einmal einen ganzen Monat lang als gemeiner Soldat und aß nichts als die vorgeschriebene Portion Grütze, Brot u. s. w. „Nun weiß ich doch,“ sagte er, „daß der Soldat dabei bestehen kann.“

und wurde in ein Kloster bei Moskau verwiesen, wo sie unter dem Namen Susanna den Schleier nahm. Iwan behielt den Czarentitel, an der Regierung hatte er keinen Antheil mehr; er starb 1696. Peter war nun alleiniger Czar und Selbstherrscher. Am 9. September 1689 hielt er seinen feierlichen Einzug in den Kreml.

Rasch ging er nun an die Durchführung der von den ersten Romanows eingeleiteten Umwandlung Rußlands zu einem europäischen Staate. Einst ging er, 19 Jahre alt, in einem Dorfe bei Moskau durch einen Speicher, in welchem altes Hausgeräth aufbewahrt wurde. Da fiel ihm ein Boot in die Augen. „Warum ist das anders gebaut," fragte er gleich, „als die Schiffe, die ich auf der Moskwa sehe?". — „Es ist ein englisches Boot," antwortete man ihm, „und sowohl zum Rudern als zum Segeln zu gebrauchen." — „Das möchte ich sehen," rief Peter; „ist denn niemand da, der es regieren könnte?" — Man sagte ihm, vielleicht verstände es ein alter holländischer Tischler, Karsten Brand, der ehemals Schiffszimmermann gewesen sei. Er wurde gerufen, setzte das Boot wieder in Stand und fuhr dann vor den Augen des erstaunten Czaren den Strom hinab und hinauf. Nun trat Peter selbst ans Steuer und das Wasser war von jetzt an sein Element. Bald war ihm der Fluß, bald ein großer Teich zu enge; das Schiff mußte in einen See gebracht werden. Diesem Schiffe folgten bald mehrere, die der alte Brand ihm bauen mußte. „Könnte ich doch nur einmal ein Seeschiff sehen!" rief Peter sehnsüchtig aus. Rußland hatte aber damals noch kein Land an der Ostsee und am schwarzen Meere: das weiße Meer war das einzige, wo Peter seine Sehnsucht stillen konnte; dorthin reiste er. Er kam nach Archangel. Wie schlug ihm das Herz, als das weite Meer mit vielen holländischen Schiffen vor seinen trunkenen Blicken dalag! In der Tracht eines holländischen Schiffers befuhr er selbst die See und munterte die Holländer auf, recht bald wieder zu kommen. Als er zum zweiten Male in Archangel war, überfiel ihn mitten auf dem Meere ein Sturm. Die Gefahr war so groß, daß alle Schiffer beteten und ihr Ende erwarteten. Nur Peter war unerschrocken, sah auf den Steuermann und wollte diesem Vorschriften geben, wie er lenken müsse. Dieser aber wurde ungeduldig. „Geh mir vom Leibe!" fuhr er den Czar an; „ich muß wissen, wie man steuern soll; ich weiß das besser als du!" Und wirklich brachte er auch das Schiff glücklich an das Ufer. Hier aber fiel er vor dem Czar auf die Kniee und bat ihn wegen seiner Grobheit um Verzeihung.

„Hier ist nichts zu verzeihen," sagte Peter, hob ihn auf und küßte ihn dreimal auf die Stirne; „aber Dank bin ich dir schuldig, daß du uns gerettet hast. Auch für die Antwort, die du mir gegeben, danke ich dir!"

Einen solchen Mann, sollte man glauben, müßten seine Unterthanen vergöttert haben. Aber es gab der Unzufriedenen genug, vorzüglich unter den Strelitzen, die es ihm nicht vergeben konnten, daß er die Poteschni ihnen vorzog und deutsche Offiziere kommen ließ. Eines Abends war Peter in Preobraschenskoi bei seinem Lieblinge Lefort, der ihn mit vielen andern zu Gaste geladen hatte. Eben wollte man sich zur Tafel setzen, da wurde der Czar herausgerufen. Es waren zwei Strelitzen-Offiziere, die ihn allein zu sprechen verlangten. Sie warfen sich vor ihm nieder und sprachen: sie brächten ihm ihre Köpfe dar, die sie verwirkt hätten. Sie gehörten zu einer großen Verschwörung; ihr Gewissen triebe sie her, es ihm anzuzeigen. In der nächsten Nacht wollten die Verschworenen Feuer anlegen, und wenn dann der Czar herbeieilte, ihn im Gedränge ermorden. Jetzt säßen sie im Hause des Staatsraths Sokownin versammelt. Es war gerade 8 Uhr. Peter ließ die beiden verwahren und schickte einen schriftlichen Befehl an einen Hauptmann seiner Garde (Trubetzkoi), gegen 11 Uhr das bezeichnete Haus zu umgeben und alle, die darin wären, gefangen zu nehmen. Dann ging er ruhig zur Gesellschaft, als wenn nichts vorgefallen wäre. Aber um 10 Uhr stand er auf. „Laßt euch nicht stören," sprach er, „ein kleines Geschäft ruft mich auf einen Augenblick ab." Von einem Adjutanten begleitet, setzte er sich in den Wagen und fuhr nach Sokownins Hause. Er wunderte sich, die Wache nicht zu finden. „Vielleicht sind sie schon im Hause," dachte er und trat in den Saal. Da saßen die Verschworenen noch alle. Erschrocken standen sie auf. „Ei, guten Abend!" sagte Peter; „ich fuhr vorbei und sah hier helles Licht. Da vermuthete ich muntere Gesellschaft; ich komme, mit euch ein Gläschen zu trinken." — „Viel Ehre!" antwortete der Wirth. Alle setzten sich wieder; es wurde fleißig eingeschenkt und der Czar that wacker Bescheid. Jetzt winkte ein Strelitz dem Sokownin und flüsterte ihm zu: „Nun ist es Zeit, Bruder!" — „Noch nicht!" antwortete dieser leise. „Für mich aber ist es Zeit!" schrie Peter mit funkelndem Blicke, indem er aufsprang, daß die Gläser klirrten, und dem Sokownin mit der Faust ins Gesicht schlug. „Fort! bindet die Hunde!" — Zu seinem Glücke trat in demselben Augenblicke

der Gardehauptmann herein, hinter ihm seine Soldaten. Die Verschworenen verloren den Muth, fielen auf die Kniee und baten um Gnade. Nachdem sie gebunden waren, gab Peter dem Hauptmann eine Ohrfeige, weil er, wie er glaubte, eine Stunde zu spät gekommen war. Da dieser sich aber durch Vorzeigung des schriftlichen Befehls auswies, entschuldigte der Czar seine Hitze, küßte ihn auf die Stirn und erklärte ihn für einen braven Offizier. Wie staunten Lefort und seine Gäste, als er zurückkam und erzählte, was indessen geschehen war! Viele der Schuldigen wurden hingerichtet.

Je mehr ihm Lefort von fremden Ländern erzählte, desto begieriger wurde er, sie selbst zu sehen. Im Jahre 1697 rüstete er eine große Gesandtschaft aus, die von Lefort angeführt wurde, wohl aus 300 Personen bestand und durch einen großen Theil von Europa reisen sollte. Er selbst wollte sie begleiten; aber weil er ein großer Feind von allen Umständen war und gern alles ungestört sehen wollte, so ging er unter dem Titel eines Obercommandeurs mit, und er hatte ausdrücklich seinen Leuten befohlen, zu thun, als wenn er nicht der Czar sei. Zunächst ging es über Riga nach Königsberg, wo der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III., die Gesandtschaft in feierlicher Audienz empfing. Peter war auch dabei und wollte unbekannt bleiben. Aber das war vergebens. Alle Hofleute erkannten ihn gleich an seiner hohen Gestalt, seinen blitzenden Augen, die er überall umherwarf, und an der Mühe, die er sich gab, nicht erkannt zu werden, indem er sich oft seine Mütze vor das Gesicht hielt. Insgeheim besuchte er auch den Kurfürsten allein, der sich alle Mühe gab, ihn mit Schmausereien, Opern u. s. w. zu unterhalten. Einmal hatte er zu viel getrunken und bekam mit Lefort Streit. Wüthend fiel er ihn an und befahl ihm, den Säbel zu ziehen. „Das sei fern," sagte der verständige Lefort; „lieber will ich von den Händen meines Herrn sterben!" Mit Mühe wurde der Czar zurückgehalten. Am folgenden Morgen bereuete er seine Uebereilung. „Ich will mein Volk gesitteter machen," rief er schmerzlich aus, „und noch vermag ich's nicht, mich selbst zu zähmen!" — Mit großer Wißbegier besuchte er die Handwerker und Künstler, besonders die Bernsteindrechsler. Dann ging es über Berlin, Magdeburg und Hannover nach den Niederlanden. Ueberall fand man ihn sehr liebenswürdig, obgleich seine Sitten, besonders bei Tische, etwas roh waren. Am hannoverschen Hofe wunderte er sich, daß nicht alle Damen Roth und Weiß auflegten; das sei

in Rußland allgemein, und eine alte tüchtig geschminkte Hofdame gefiel daher den Russen am besten. Nachdem er mit den Damen, die nach damaliger Sitte steif geschnürt waren, getanzt hatte, wandte er sich an Lefort und sagte mit Verwunderung: „Wie teufelsharte Knochen haben doch die deutschen Frauen!“ Einst rief er einer ihm auf der Straße begegnenden Dame ein donnerndes „Halt!“ zu. Erschrocken bleibt sie stehen. Er greift nach der Uhr, die sie um den Hals hängen hat, öffnet sie, besieht das Werk und ließ die bestürzte Dame nun ihren Weg ruhig fortsetzen. In Berlin ärgerte er sich über die große Allongenperücke, ein Prachtstück für 300 Thaler, die der Hofmarschall trug. Er riß sie ihm vom Kopfe und warf sie in einen Winkel.

Nun kam er nach Amsterdam. Auf diese Stadt hatte er sich am meisten gefreut; denn für die Holländer hatte er eine große Vorliebe. Um unerkannt zu bleiben, kam er 14 Tage früher als die Gesandtschaft. Aber man erkannte ihn doch, und der Magistrat bot ihm eine schöne Wohnung an. Er aber wählte ein ganz kleines Haus und legte die Kleidung eines holländischen Schiffszimmermanns an. Er wohnte eines Tages der Sitzung der Generalstaaten bei. Da er aber sah, daß aller Blicke auf ihn gerichtet waren, sprang er auf und rannte stürmisch aus dem Saale. Am meisten lag ihm daran, hier das Schiffbauen zu lernen. Amsterdam gegenüber lag das Dorf Zaandam, wo 700 Windmühlen stehen und großer Schiffbau getrieben wird. Dahin begab er sich bald. Auf der Ueberfahrt sah er ein Fischerboot. Er erkannte in dem Fischer einen alten Bekannten, den er einst in Rußland gesehen hatte. Treuherzig schüttelte er ihm die Hand. „Höre! ich will bei dir wohnen!“ rief er. Der Mann entschuldigte sich; er hätte nur eine Hütte mit einer Stube und Kammer. Das half alles nichts, der Fischer mußte mit seiner Frau in die Kammer ziehen und Peter nahm die Stube ein. Das Haus steht noch. Nun ging er mit leinenen Beinkleidern und kurzer rother Frieswéste ans Arbeiten. Man wußte wohl, wer er eigentlich sei; aber er konnte nicht leiden, wenn man es merken ließ. Man nannte ihn Peter Baas; er ließ sich einschreiben als Peter Michaelow; als solcher kam er alle Morgen, mit dem Beile in der Hand, auf die Schiffswerfte, zimmerte wie ein gemeiner Arbeiter, fragte nach allem und versuchte alles. Selbst in der Schmiede arbeitete er mit, und seine Kammerherren mußten die Kohlen zulangen. Wie verwünschten diese den sonderbaren Geschmack ihres Czars, der sie

nöthigte, ihre zarten Hände zu verderben. Peter dagegen zeigte gern die harte Haut seiner Hände, weil sie ein Beweis seiner Arbeitsamkeit war. Doch führte ihn sein Streben, Vorurtheile zu bekämpfen, oft bis zur rohesten Härte. Einer seiner Höflinge mußte, ob ihm gleich die Hände davon bluteten, ein Tau drehen, und andere zwang er, als sie auf der Anatomie vor einem Leichnam zurückschauderten, die Sehnen mit den Zähnen abzulösen. Recht in den Tod zuwider war es ihm aber, wenn ihn die Leute wie ein Wunderthier angafften. Manchmal standen sie in dicken Haufen vor seiner Thüre, wenn sie wußten, daß er ausgehen würde. Dann kam er entweder wohl gar nicht, oder es setzte tüchtige Püffe rechts und links. Nach einer siebenwöchentlichen Arbeit kehrte er nach Amsterdam zurück, und statt mit Zerstreuungen die Zeit zu tödten, suchte er Gelehrte, Künstler und Handwerker auf, bei denen er etwas lernen konnte, nahm auch viele davon in seine Dienste und schickte sie nach Rußland. Dasselbe that er in England, wohin er nun reiste. Selbst Rattenfänger nahm er in seinen Dienst, und als Ratten und Mäuse auf den russischen Schiffen überhand nahmen, ließ er eine ganze Schiffsladung holländischer Katzen nach Rußland kommen. Einen großen Genuß verschaffte ihm in England König Wilhelm, indem er vor ihm eine Seeschlacht aufführen ließ. „Wäre ich nicht zum Czaren des russischen Reichs geboren," rief er einmal aus, „so möchte ich ein englischer Admiral sein!" Drei Monate blieb er da. Als er auf der Rückreise wieder über Holland ging und ihn hier bei einer seiner Wasserfahrten auf der Zuyder-See (sprich Seuder-See) ein Sturm überfiel, war er allein ganz unerschrocken. „Habt ihr denn je gehört," sagte er zu den bebenden Schiffern, „daß ein russischer Czar in Holland auf der See ertrunken sei?" — Nun ging es über Dresden nach Wien, wo es ihm sehr gefiel; und eben wollte er nach Italien gehen, als er die Nachricht erhielt, die Strelitzen hätten sich schon wieder empört.

Wie ein ergrimmter Löwe fuhr er auf und eilte schnell nach Rußland zurück. Auf der Reise durch Polen besuchte er den König dieses Landes, den starken August II., dem es ein Leichtes war, ein Dutzend zinnerne Teller wie ein Papier zusammen zu rollen. Auch dem Czaren gab August eine Probe seiner Stärke, indem er mit einem schönen Säbel einem polnischen Ochsen den Kopf mit einem Hiebe abschlug. „Schenkt mir den Säbel," sagte Peter; „er ist mir nöthig, um das Haupt des Empörungsdrachen

vom Rumpfe zu trennen.“ Der König reichte ihm den Säbel mit den Worten: „Tod den Türken und Tataren! Leben und Gnade den Unterthanen!“ eine Aeußerung, die seiner Menschlichkeit Ehre macht. Peter fand den Aufruhr schon gedämpft; alle Gefängnisse waren voll. Kaum bezwang sich Peter, seine Schwester Sophia nicht zu mißhandeln; denn sie hatte vermuthlich wieder ihre Hand im Spiele gehabt. Darum wurde sie noch enger eingesperrt; vor dem Kloster, in welchem sie wohnte, wurde eine lange Reihe Galgen aufgerichtet und an diesen gegen 150 Empörer aufgeknüpft; unmittelbar vor dem Fenster der Zelle Sophia's hingen drei der Schuldigsten. Schrecklich war diesmal die Strafe der Uebelthäter; einen ganzen Monat lang floß ihr Blut auf dem Richtplatze bei Moskau. Selbst Peters Gemahlin, Eudoxia Lapuchin, wurde, weil sie den Neuerungen des Czaren abhold war, verstoßen und in ein Kloster geschickt.

Um diese Zeit starb sein Freund Lefort. „Nun habe ich keinen treuen Diener mehr!“ rief Peter mit Thränen aus. „Auf ihn allein konnte ich mich verlassen.“ Er küßte den theuern Leichnam und badete ihn mit seinen Thränen. Seine Stelle ersetzte späterhin Menschikow. Die Nachrichten über dessen Herkunft sind verschieden. ‚Es heißt, er sei ein Pastetenbäckerjunge gewesen und habe Pasteten auf den Straßen herumgetragen. Einst kam er so auch in die Küche eines vornehmen Russen, der den Czar zu Tische geladen hatte. Da bemerkte er, daß der Wirth in ein Lieblingsgericht des Czaren ein Pulver that. Menschikow schöpfte Verdacht, ging auf die Gasse und wartete, bis der Czar kam. Dieser bemerkte ihn und sagte: „Gieb mir deinen Korb zum Kaufe.“ — „Den Korb,“ antwortete der Junge, „darf ich nicht ohne meines Herrn Erlaubniß hingeben. Indeß, da Euch doch alles zugehört, so nehmt ihn immerhin.“ — Die Antwort gefiel Petern; er befahl ihm, zu folgen und ihn bei Tische zu bedienen. Als nun das verdächtige Gericht kam, rief der Knabe den Czar bei Seite und sagte ihm, was er gesehen habe. Peter verlangte, daß der Wirth zuerst davon essen sollte, und da dieser bestürzt es ablehnte, setzte er einem Hunde davon vor, der bald darauf starb. Seit dieser Zeit genoß Menschikow das Vertrauen des Czaren und half ihm auch treulich bei der Ausführung seiner Verbesserungsplane.

Das Ausland hatte dem Czaren so gefallen, daß er nichts sehnlicher wünschte, als seine Russen danach zu bilden. Mit dem

Aeußern fing er an und verbot die lange Nationalkleidung. Nur Geistliche und Bauern durften sie tragen. Wer zu ihm kommen wollte, mußte in ausländischer Tracht erscheinen; dazu ließ er ein Muster über jedes Stadtthor hängen, und wer noch mit einem langen Kleide durchs Thor ging, mußte entweder einen Zoll bezahlen, oder unter dem Thore niederknieen und sich gefallen lassen, daß ihm der Rock so weit, wie er beim Knieen auf der Erde schleppte, abgeschnitten wurde. In kurzer Zeit waren die langen Röcke verschwunden. — Eben so ging es den langen Bärten. Wer einen solchen behalten wollte, mußte ein Geistlicher oder Bauer sein, oder — jährlich 100 Rubel bezahlen. — Auch die Frauen wurden nun umgewandelt. Bisher hatten die Unglücklichen ein trauriges Leben geführt; sie wurden für unwürdig gehalten, in der Gesellschaft der Männer zu erscheinen, und lebten eingeschlossen in ihren Gemächern. Aber Peter wollte, sie sollten sein wie die Frauen, die er im Auslande gesehen hatte, und befahl, daß alle in ausländischer Tracht gekleideten Frauen in allen Gesellschaften erscheinen dürften. Dadurch wurden die Ausbrüche der Roheit der Männer mehr zurückgehalten und nach und nach ein besserer Ton eingeführt. Auch verbot er, daß irgend eine Ehe ohne freie Bestimmung des jungen Paares geschlossen würde und daß sich beide wenigstens sechs Wochen lang vor der Hochzeit sehen dürften. Bisher hatten die Aeltern die Kinder vermählt und die Brautleute hatten sich am Hochzeitstage zum ersten Male gesehen. — Auch Schulen wurden angelegt, Buchdruckereien errichtet und viele gute Werke des Auslandes ins Russische übersetzt; die Einwanderung geschickter Werkleute, Künstler, Aerzte aus den Culturländern Europa's wurde begünstigt, Handelsverbindungen angeknüpft und der Verkehr durch Anlegung von Landstraßen und Kanälen befördert. Freilich schüttelte mancher über diese neuen Dinge den Kopf, und die Abneigung des russischen Volkes gegen alles Fremdländische erschwerte die Absichten des Czaren, aber Peter ging mit dem unerschütterlichen Pflichtgefühle, welches ihn beseelte, unbeirrt und fest auf seinem Wege weiter. Die Landesverwaltung und die Finanzen wurden geordnet; an die Stelle des früheren Bojarenhofes trat als oberste Reichsbehörde ein vom Kaiser ernannter Senat. Das Patriarchat, die höchste fast uneingeschränkte geistliche Würde, ließ Peter längere Zeit unbesetzt; dann hob er sie auf und setzte den hochheiligen Synod ein, dessen Mitglieder ihm zu Treue und Gehorsam verpflichtet waren. Das Heerwesen rich-

tete er nach Auflösung der Strelitzen ganz nach europäischem Vorbilde ein, ebenso eifrig erstrebte er die Gründung einer russischen Seemacht. Schon 1697 hatte er Asow eingenommen und sich damit den Zugang zu dem schwarzen Meere eröffnet; wie er seine Macht bis an die Küste der Ostsee ausdehnte, soll in den nächsten Abschnitten erzählt werden.

106. Karl XII., König von Schweden, 1697—1718.

Karl XII. war ein Urenkel der Schwester Gustav Adolphs, die an einen Pfalzgrafen von Zweibrücken vermählt gewesen war. Als sein Vater starb, war er noch nicht 15 Jahre alt. Daher verwaltete anfangs seine Großmutter, eine verständige Frau, die Regierung. Aber die Schweden wollten nicht gern unter der Herrschaft einer Frau stehen und übertrugen daher bald dem jungen Karl die Regierung. Er zeichnete sich als Knabe durch nichts aus, und man hielt ihn allgemein für einen sehr mittelmäßigen Kopf.

Schweden hatte damals einen viel größern Umfang als jetzt. Auch Finnland, Ingermannland (wo jetzt Petersburg liegt), Esthland und Lievland gehörten den Schweden. Darüber waren aber die Nachbarn längst eifersüchtig gewesen und hatten nur auf eine Gelegenheit gewartet, über Schweden herzufallen und ihm die Federn auszurupfen. Jetzt glaubten sie, sei die Gelegenheit gekommen. Peter der Große, August II. von Polen und Friedrich IV. von Dänemark schlossen ganz insgeheim einen Bund, und wirklich merkte auch Karl nichts davon. Plötzlich brachen die Dänen in Holstein ein, welches damals einem Schwager des Königs von Schweden gehörte, während sich August auf Lievland warf. Als Karl dies erfuhr, sprach er: „Es ist wunderlich, daß meine beiden Vettern Krieg haben wollen. Es mag also darum sein. Wir haben eine gerechte Sache; Gott wird uns wohl helfen. Ich will die Sache erst mit dem einen abthun und hiernächst kann ich alle Zeit mit dem andern sprechen.“ Seit der Zeit hatte er keinen Sinn mehr für Hoffeste. Man sah ihn sich lebhaft mit den alten Generalen seines Vaters und Großvaters unterhalten und ein ganz neuer Geist war in ihn gefahren.

Alles war nun gespannt, was Karl thun würde. Sein Feuergeist wollte die Sache schnell entschieden wissen und darum beschloß er, auf Seeland zu landen und dem Könige von Dänemark einen solchen Schrecken einzujagen, daß er Frieden machen müßte. Ge-

sagt, gethan! Karl fuhr selbst mit einem ausgesuchten Heere über den Sund. Schon standen die Dänen am Ufer, um ihn zurückzutreiben. Aber ungeachtet des Kugelregens sprang er aus dem Schiffe ins Wasser, welches ihm bis an die Arme reichte, den Degen in der Hand, und so stürmte er gegen die Dänen an, hinter sich seine Soldaten, welche die Gewehre hoch über dem Wasser emporhielten. Als die Kugeln um ihn herumflogen, fragte er seine Begleiter, was das für ein Pfeifen wäre. „Sire! das sind die Flintenkugeln.“ — „So?“ sagte Karl, „das soll künftig meine Lieblingsmusik sein!“ — Die Dänen verloren den Muth, solchen Feinden zu widerstehen, und warfen sich in die Flucht. Nun ging es rasch auf Kopenhagen zu. Karl hielt die schönste Mannszucht; jedes Plündern war bei Todesstrafe verboten. Dafür aber nahmen ihn die braven seeländischen Bauern freundlich auf. „Gott segne Ew. Majestät,“ sprachen sie; „wir wissen wohl, daß Ihr uns kein Leid thun werdet; Ihr seid ja der frommen Ulrike Sohn.“ *) Wie schön, wenn der Segen unserer Aeltern auf uns ruht! — Und als Karl nachher wieder zurückkehrte, sagten ihm die ehrlichen Leute mit Thränen Lebewohl. Der König Friedrich aber war über die plötzliche Erscheinung der Schweden so bestürzt, daß er demüthig um Frieden (in Travendal in Holstein) bat. Karl gewährte ihn gern; denn er hatte mehr zu thun. Das geschah 1700.

Nun ging es rasch wieder zu Schiffe. Karl fuhr über die Ostsee nach Lievland, landete und eilte der Stadt Narwa in Esthland zu Hülfe, die von den Russen belagert wurde. Hier kam es zu einer Schlacht, 8000 Schweden gegen fast 80,000 Russen, die sich noch obendrein verschanzt hatten. Aber der Wind trieb die fallenden Schneeflocken den Russen gerade ins Gesicht, und dies machte es den Schweden möglich, unbemerkt sich zu nähern. In einer Viertelstunde war die Schlacht entschieden und die Russen in voller Flucht nach einer einzigen Brücke. Endlich brach diese ein und alle, die auf ihr waren, stürzten mit Angstgeschrei zum unfehlbaren Tode hinab. Den Nachgebliebenen war nun jeder Weg der Rettung verschlossen; sie vertheidigten sich hinter einer Reihe von Wagen. Das Schießen hörte Karl am andern Ende des Schlachtfeldes. Er jagte herbei. Unterwegs hielt ein Morast ihn auf; er wollte durchsetzen, sein Pferd fiel aber so tief hinein, daß

*) Seine Mutter war eine dänische Prinzessin, Schwester des Königs von Dänemark.

er nur mit Hülfe eines herzueilenden Knechtes herausgezogen werden konnte. Ein Stiefel und sein Degen blieb im Sumpfe, aber unverweilt, nur an dem einen Fuße bestiefelt, so warf er sich auf ein anderes Pferd und jagte fort, und nun wurden die Russen bald unterworfen. Peter selbst war nicht dabei gewesen; denn ein großer Feldherr war er nicht. Als ihm die Niederlage gemeldet wurde, sagte er ruhig: „Ich weiß wohl, die Schweden werden uns noch manchmal schlagen; aber wir lernen durch sie. Die Zeit wird kommen, wo wir über sie siegen werden.“ Und in sein Tagebuch schrieb er: „Da wir dieses Unglück, oder vielmehr dies Glück erlebt hatten, machte uns die Noth emsig, arbeitsam und erfahren.“ Ein schöner, eines großen Fürsten würdiger Gedanke, das Unglück so zu benutzen, daß es zum Glück werde!

Jetzt ging es gegen den dritten Feind, gegen August II., und Karl erklärte laut, er wollte nicht eher ruhen, bis er ihn abgesetzt hätte und einen anderen König von Polen sähe. August hatte nicht erwartet, daß Karl ihm so geschwind über den Hals kommen würde; denn sonst pflegte man nur im Sommer Krieg zu führen und im Winter zu ruhen. Karl aber war gegen alle Witterung abgehärtet; nicht einmal einen Pelz pflegte er im Winter zu tragen. In seiner Verlegenheit schickte August die Gräfin von Königsmark, eine Frau von ausgezeichneter Schönheit, die bei ihm viel galt, an Karl ab. Sie sollte unter dem Vorwande, sich für einen Verwandten zu verwenden, bei ihm Audienz suchen und ihn dann überreden, mit August Frieden zu machen. Aber darin hatte sich dieser verrechnet. Karl konnte die Frauen nicht leiden, ist auch nie verheirathet gewesen, und sobald er hörte, die Gräfin sei gekommen, ihn zu sprechen, wandte er sich unwillig ab und mochte sie nicht einmal sehen. Eine Frau, die sich in Männergeschäfte mischt, war ihm vollends ein Gräuel. Eben so fruchtlos waren andere Gesandtschaften. Karl wollte diesen seinen Feind, den er mehr haßte als die andern, durchaus verderben, erreichte ihn auch bald, schlug ihn (1702) bei Klissow im südlichen Polen, nahm ihm fast ganz Polen und und zwang die Einwohner, so sehr sie auch widerstrebten, einen andern König zu wählen. Dies war Stanislaus Lesczinski, ein Mann von schönem Wuchs und bescheidenen Sitten, erst 27 Jahre alt. August war nach Sachsen geflohen; dies Land gehörte ihm auch. Aber auch selbst da suchte Karl ihn auf. Sein Marsch ging durch Schlesien. Bei Steinau ritt er, ohne die Vollendung der Brücke abzuwarten, durch die

Oder, so stark sie auch fluthete, und wurde am andern Ufer von einer Menge gemeiner Leute umringt, die ihn flehentlich baten, sich doch ihrer gegen die katholischen Mitbürger anzunehmen. Die evangelischen Schlesier wurden damals, trotz der Versicherung des Kaisers bei dem westphälischen Frieden, auf alle Weise von den Katholischen bedrückt. Ein alter grauköpfiger Schuhmacher drängte sich vor allen heran, faßte dem Pferde in die Zügel und sagte: „Gnädiger Herr! Gott sei und bleibe mit Ihnen. Aber lassen Sie sich doch durch unsere Thränen erweichen und denken Sie nicht allein an sich selbst, sondern auch an uns arme Leute und an unsern unterdrückten Glauben im Lande.“ Der König sagte wohl zehnmal: „Ja! Ja!“ Aber der Schuster ließ ihn nicht eher los, bis er ihm die Hand darauf gab. Karl hielt auch sein Wort. Er setzte es bald darauf beim Kaiser Joseph durch, daß in der Altranstädter Convention den Evangelischen in Schlesien Aufhebung der religiösen Bedrückungen und Herausgabe der in einigen Landestheilen seit dem westphälischen Frieden widerrechtlich weggenommenen Kirchen zugesichert wurde, ja daß sogar sechs neue Kirchen erbaut werden durften, welche man Gnadenkirchen nannte (in Freistadt, Sagan, Hirschberg, Landshut, Militsch und Teschen).

Karl brach nun (1706) in Sachsen ein und ließ bekannt machen, daß jeder ruhig in seinem Lande bleiben könne; niemandem solle etwas geschehen. So rückte er bis Altranstädt vor, einem Orte nicht weit von Lützen. Gleich den folgenden Tag ritt er nach dieser Stadt, um das Schlachtfeld zu besehen, wo sein großer Ahnherr vor 74 Jahren so ruhmvoll gefallen war. Mit Rührung betrachtete er die Stelle, wo ihn der Tod ereilt hatte, und sprach: „Wir haben allezeit gesucht, so wie König Gustav Adolph zu leben; vielleicht thut uns Gott die Gnade, und läßt uns auch auf die Art, wie ihn, sterben.“ Ob sein Wunsch erfüllt ward, wird die Folge lehren. — Dann wurde den schwedischen Soldaten vorgeschrieben, wie sie sich gegen die Einwohner zu verhalten hätten. Was sie verlangten, sollten sie baar bezahlen und sich aller Mißhandlungen bei Todesstrafe gänzlich enthalten. Auf diese Befehle wurde auch strenge gehalten. In einem Dorfe nahmen zwei Soldaten vom Leibregimente einem Bauer eine Schale mit dicker Milch und schlugen den Jungen, der sie daran hindern wollte. Karl ritt gerade vorbei und hörte den Lärm, erkundigte sich nach der Ursache und ließ beide loosen, wer von ihnen sterben sollte. Das Urtheil wurde auf der Stelle vollzogen. — Einige Tage darauf hatte ein Dragoner

wider Willen seines Wirthes ein Huhn geschlachtet. Auf die Klage des Bauern wurde der Schuldige augenblicklich gehängt. Solche strenge Gerechtigkeit hielt die Soldaten in Ordnung und die Sachsen, denen die Großältern die entsetzlichen Gräuelthaten der Wallensteiner erzählt und die jetzt Aehnliches gefürchtet hatten, konnten sich gar nicht darein finden, den Feind im Lande zu haben und doch ruhiger als im Frieden zu leben.*) — August übrigens verlor nun ganz den Muth und eilte, mit Karl Frieden (Friede von Altranstädt 1706) abzuschließen, und da dieser darauf bestand, daß August der polnischen Krone entsagen müßte, so that er es mit schwerem Herzen. Dann stattete August dem Könige von Schweden einen Besuch ab und beide sprachen miteinander wie die besten Freunde. Auch erhielt Karl hier einen Besuch vom Herzoge von Marlborough. Wie mochten beide sich freuen, einander kennen zu lernen! Von beider Ruhm war Europa voll. Hier sahen sie sich zum ersten und zum letzten Male.

Erst nach einem Jahre ging Karl aus Sachsen zurück. Als er wieder durch Schlesien kam, drängten sich die evangelischen Schlesier von allen Seiten herzu, ihn zu sehen. Das Landvolk fiel auf die Kniee nieder und dankte ihm mit Thränen für die Religionsfreiheit, die er ihnen verschafft hatte, und die Betstunden, die er täglich zwei- bis dreimal halten ließ, wirkten oft auf die Gemüther selbst der Kinder, so daß man noch geraume Zeit nachher bis nach Oberschlesien hinein Kinder von 5—14 Jahren Morgens und Abends sich auf dem Felde versammeln sah, um gemeinsame Lieder anzustimmen.

Einen Feind hatte nun Karl noch, den Czar Peter. Gegen ihn machte er sich auf und beschloß, ihm in Moskau einen Besuch zu machen. Peter hatte indessen, während Karl in Polen und Sachsen umhergezogen war, von den Ländern am finnischen Meerbusen Besitz genommen. Es war längst sein sehnlicher Wunsch gewesen, einen Punkt an diesem Meere zu haben, um auf der Ostsee seine Flotten schwimmen zu sehen. Kaum war daher die

*) Woher mochte wohl der große Contrast kommen zwischen einem schwedischen Lager und einem Lager Wallensteins, Tilly's und Consorten? — Nur allein daher, daß die schwedischen gekrönten Feldherren Religion im Herzen hatten und durch tägliche Morgen- und Abendbetstunden den Gedanken an den allgegenwärtigen Gott auch unter den Soldaten nicht erlöschen ließen. Auch im Kriegslager also zeigt sich der große Segen eines von den Gefühlen der Religion bewegten Gemüths.

schwedische Armee bei ihm vorbeigefluthet, so machte er sich gleich darüber her, oben in Ingermannland eine neue Stadt zu bauen. St. Petersburg wurde sie genannt und sollte die Hauptstadt seines Reichs werden. Wenn Peter einmal etwas unternahm, dann wurde es auch mit allem Eifer betrieben, und so wurden auch jetzt viele Tausend Bauern, wovon manche 2—300 Meilen weit her waren, zusammengetrieben, und mußten graben und schanzen. Aber zum Unglück war weder für hinlängliche Lebensmittel noch für Handwerkszeug gesorgt. Da fehlte es an Schaufeln, Hacken und Brettern, und Schubkarren kannten die Russen noch gar nicht einmal. Zwanzigtausend mußten täglich arbeiten und die Erde in den Schößen ihrer Röcke herbeitragen. Viele Tausend Menschen gingen dabei zu Grunde, der Bau aber machte reißende Fortschritte. Nachdem binnen vier Monaten die Wälle und Gräben vollendet waren, ging es an den Häuserbau. Freilich waren es nur hölzerne Hütten; wer sollte darin wohnen? — Da ließ sich der Fürst Menschikow hier nieder, und schon seine vielen Hofbedienten nahmen viele Häuser ein. Auch blieben manche der Arbeiter, die sehr weit nach Hause hatten, lieber gleich hier und bauten sich an. Zufällig kam ein holländisches Schiff mit reicher Ladung an. Peter war darüber so erfreut, daß er ihm entgegenfuhr und es selbst in den Hafen lootsete. Dann gab er dem Schiffer ein Gastmahl. Wie wunderte sich der Mann, als er hörte, der mit am Tische saß und den er bisher für einen Lootsen gehalten hatte, sei der Czar! Wie geschwind flog seine Mütze vom Kopfe herunter! Peter kaufte ihm einen großen Theil seiner Ladung ab; bald war das Schiff leer, und der Schiffer wurde obendrein reich beschenkt entlassen. Vergnügt kam er nach Holland zurück und bald mehrten sich die Schiffe im Hafen von Petersburg, die alle eben so freundlich aufgenommen wurden. Das lockte wieder viele Kaufleute hin und so wurde die Stadt immer größer. Freilich mußten sich auch viele russische Große da niederlassen, weil der Czar es so haben wollte. Das geschah 1703.

Ein recht schöner Zug muß noch hier von Peter erzählt werden, ein Gegenstück zu Tilly's Betragen in Magdeburg. Die Stadt Narwa, dieselbe, wo Karl die große Schlacht gewonnen hatte, wurde vom Czar wieder belagert. Sie war schwach; aber der schwedische Commandant wollte sie durchaus nicht übergeben. Da ließ Peter zur Mittagszeit, als die Schweden tafelten, stürmen und gewann die Festung. Vorher aber hatte er streng verboten,

die Einwohner auszuplündern oder zu mißhandeln. Daher ritt er in den Straßen selbst umher und sah auf Ordnung. Aber die Russen waren rohe Menschen und es fielen doch viele Gewaltthätigkeiten vor. Er strafte die Uebelthäter streng und stieß viele mit eigener Hand nieder, die er über dem Plündern ertappte. Dann ließ er den schwedischen Commandanten vor sich führen. „Du bist," sprach er zornig und gab ihm einen Backenstreich, „allein schuld an dem vergossenen Blute. Hülflos, wie du warst, hättest du dich längst ergeben sollen. Sieh diesen Degen! Er ist roth, nicht vom Schwedenblute; vom Russenblute ist er roth. Deine unbesonnene Hartnäckigkeit gab die armen Einwohner dem Verderben preis. Ich habe den Ausschweifungen meiner Soldaten gewehrt und die Einwohner gerettet, so weit ich's vermocht." Und Peter war nur ein roher Russe; aber er hatte Religion im Herzen.

Nun wieder zu Karl. Mitten im Winter zog er unter den unsäglichsten Beschwerden durch Polen und Litthauen, Länder, durch die man selbst im Sommer ungern reist. Dazu kam, daß die Russen nicht Stand hielten, sondern beim Rückzuge ihre eigenen Dörfer verbrannten und das ganze Land vollends zur Wüste machten. Dennoch ging Karl immer vorwärts, und jedermann glaubte, er würde nach Moskau vordringen. Plötzlich aber wandte er sich südlich und senkte sich in die weiten Steppen der Ukraine (sprich Ukra=ine) hinab. Hiermit ging Karls Unglücksstern auf. Die Ursache dieses Entschlusses war, daß der alte 70jährige Kosackenhetman Mazeppa ihm vorspiegelte, in der Ukraine, wo damals die Kosacken wohnten, wären Lebensmittel, an denen es jetzt den Schweden so sehr fehlte, in Ueberfluß und seine Kosacken bereit, mit den Schweden gemeinschaftliche Sache zu machen. Das war aber nicht wahr. Mazeppa war ein ehrgeiziger Mann und hoffte sich durch die Hülfe der Schweden zum unabhängigen Herrn zu machen. Karl, den alles Ungewöhnliche schnell einnahm, folgte seinem Rathe und führte dadurch namenloses Elend für sich und sein Heer herbei.

In der Ukraine fand Karl alles anders, als er es sich gedacht hatte. Ueberall war drückender Mangel an Lebensmitteln. Die Kosacken weigerten sich, zu den Schweden überzugehen und blieben den Russen treu; nur wenige folgten dem treulosen Mazeppa. Karl hatte einen seiner besten Generale, Löwenhaupt, befehligt, ihm einen großen Vorrath von Lebensmitteln und Pulver aus

Kurland zuzuführen; endlich kam er auch bei ihm an; aber — die Vorräthe hatten ihm der Czar und Menschikow unterwegs am Dnepr abgenommen und ihm in einer blutigen Schlacht Tausende von Soldaten verwundet und getödtet, und die paar Tausend, die er mitbrachte, vermehrten nur die Zahl der Hungernden. Nun fiel noch gar der Winter ein, und zwar mit solcher Strenge, wie man erlebt zu haben sich nicht erinnerte. Tausende erkrankten und starben. Was sollten die armen Schweden, entblößt von aller Bequemlichkeit, nun anfangen? Die Generale riethen, schnell umzukehren und sich durchzuschlagen. Aber dazu war der eigensinnige Karl nicht zu bewegen; das sähe ja einer Flucht ähnlich, meinte er; er könne nur vorwärts gehen. So kam man zur Stadt Pultawa und belagerte sie. Schon war die russische Besatzung bis aufs äußerste gebracht, da rückte Peter schnell heran, um durch eine Schlacht die Entscheidung herbeizuführen. Alles deutete darauf hin, daß die Schweden verlieren würden. Die Russen zählten an 80,000 Mann, die Schweden kaum 20,000. Dazu kam, daß Karl einige Tage vor der Schlacht einen Schuß in den Fuß erhielt, der ihm einige Zehen zerschmetterte und er also nicht reiten, daher auch selbst nicht befehligen konnte.

Am 8. Juli 1709 begann die verhängnißvolle Schlacht. Karl war selbst zugegen. Er saß auf einer Sänfte, die von zwei Pferden getragen wurde, und sein Adlerblick schweifte auf dem ganzen Schlachtfelde umher. So ging es in den dicksten Kugelregen! Plötzlich stürzte das eine Pferd, von einer Kugel getroffen, zu Boden und die ihn begleitenden Gardisten mußten ihn nun weiter tragen. Aber auch dies dauerte nicht lange. Eine Stückkugel zerschmetterte die eine Stange seines Tragbrettes und er mußte sich nun mit seinem dickumwundenen Fuße zu Pferde setzen. Auch Czar Peter schonte sich nicht: eine Kugel war ihm durch den Hut gegangen, eine andere hatte ihm seinen Sattelknopf zerschmettert. Aber reiche Entschädigung erhielt er durch den herrlichen Sieg, den er erfocht. Ein schwedisches Regiment nach dem andern mußte sich ergeben, und endlich begann eine allgemeine Flucht. Karl selbst warf sich mit Mazeppa in einen Wagen und eilte davon. Peter behandelte die gefangenen Generale mit großer Achtung. Sie mußten an seiner Tafel mit ihm speisen, und als ein russischer Offizier von Karl verächtlich sprach, warf er ihm einen ernsten Blick zu und sagte: „Bin ich nicht auch ein König, und wer bürgte mir dafür, daß nicht Karls Schicksal das meinige würde?“

Mit dem Ueberreste seines Heeres kam Karl am folgenden Tage an den Dnjepr. Mit Mühe überredete ihn Löwenhaupt, sich schleunig hinüber zu retten, und kaum war er auch mit nur 169 Mann, meist Offizieren, nicht ohne Gefahr drüben, so erschienen die Russen und nahmen vor seinen Augen Löwenhaupt mit fast dem ganzen schwedischen Heere gefangen. Was nun zu thun? — Zurück konnte und wollte Karl nicht. Da beschloß er denn, nach der Türkei zu gehen. Ein sonderbarer Entschluß! Aber gerade das Sonderbare zog ihn an. Er fand zwischen dem Dnjepr und Bog eine ungeheuere Einöde, mit Gras und niedrigem Gesträuch bewachsen, weit und breit keine Spur von Menschen, nicht einmal ein Fußsteig war zu sehen. In tiefer Stille setzten die Schweden ihren Weg fort. Jeder war mit der Vergangenheit und Zukunft beschäftigt. Dabei war nichts zu essen da. Die Kosacken jagten sich Rebhühner und wilde Schafe, die Schweden aßen bittere Mandeln und wilde Kirschen, und tranken Wasser aus einem faulen Moraste dazu. Nach zwei Tagen erreichte man den Bog. Jenseits fing das türkische Reich an. Karl sandte einen General hinüber, dem nächsten Pascha in Oczakow seine Ankunft zu melden. Dieser aber wollte erst in Konstantinopel anfragen; bis dahin wären alle Schweden verhungert, oder von den nacheilenden Russen gefangen worden. Zum Glück brachten Kaufleute Lebensmittel ins Lager und viele Schweden drängten sich mit Gewalt über den Fluß. Die übrigen wurden richtig von den Russen gefangen. Indessen hatte der Pascha von Bender, Jussuf Pascha, der von des Königs Thaten ganz bezaubert war, seine Annäherung erfahren, schickte ihm gleich Boten entgegen und bereitete ihm einen glänzenden Empfang. Zum Glück für Karl war der damalige Sultan, Achmet III., ein großmüthiger Mann, der sogleich Befehl ertheilte, für die Schweden bei der Stadt Bender ein Lager zu errichten, und sie unter seinen Schutz nahm.

Hier im Lager traf Karl die Nachricht, daß seine um ein Jahr ältere geliebte Schwester, Wittwe des Herzogs von Holstein, der in der Schlacht bei Klissow gefallen war, gestorben sei. Man hatte ihm, um ihn zu schonen, diesen Verlust lange verschwiegen, bis er ihn durch Zufall erfuhr. „Ach, meine Schwester!“ rief er aus: „Ach, meine Schwester!“ Ein Augenzeuge sagt: „Wie sehr ihm diese Nachricht zu Herzen ging, ist kaum zu beschreiben. Jedermann hatte geglaubt, sein Heldenleben hätte alle seine Gefühle abgestumpft, da er weder Zorn, noch Begierde, noch Freude, noch

Sorge zu äußern pflegte, und selbst über seine Wunde und über das Unglück bei Pultawa nicht die geringste Gemüthsverstimmung zeigte; aber dieser Verlust rührte sein Herz so sehr, daß Augen, Hände und Sprache die tiefste Traurigkeit verriethen und er lange in diesem Zustande blieb." An seine jüngere Schwester schrieb er bald darauf: „Meine einzige Hoffnung ist, daß meine Herzensschwester sich bei fester Gesundheit befinden möge. Unser Herr erhalte sie ferner und mache mich einst so glücklich, sie noch einmal zu sehen. Diese Hoffnung macht mir das Leben noch einigermaßen werth, seit ich die Betrübniß erduldet habe, die ich nicht zu überleben glaubte. Denn mit frohem Muthe würde ich alles ertragen haben, wenn ich nur so glücklich gewesen wäre, von uns drei Geschwistern der erste zu sein, der sein ihm abgestecktes Ziel erreicht hätte. Nun hoffe ich wenigstens nicht so unglücklich zu sein, der letzte von uns zu werden."

Bis so weit war Karl gekommen; aber was sollte nun weiter geschehen? — Ohne Heer sich durch Polen oder Deutschland nach Schweden zurückzuschleichen, war für den stolzen Mann ein entsetzlicher Gedanke. „Wie?" dachte er, „wenn du den Sultan zu einem Kriege gegen Rußland bewegen könntest?" — Und nun bot er alles dazu auf. Anfangs hatte Achmet keine Ohren dafür; aber Karl brachte es dahin, daß zwei Veziere, die vom Kriege abriethen, abgesetzt wurden, und selbst die Mutter des Sultans wurde bestochen. „Wann willst du," fragte sie ihren Sohn, „endlich meinem Löwen beistehen, daß er den Czar verschlinge?" — Achmet ernannte einen neuen Großvezier, Baltadschi Mehemet, und befahl ihm: „Führe das Heer gegen die Russen!" — „Gut," sagte Mehemet, „mein Schwert in der einen und den König an der andern Hand, will ich ihn an der Spitze von 200,000 Mann nach Moskau führen!" — Im Geiste sah sich Karl schon in Moskau, und beinahe wäre es auch so weit gekommen.

Czar Peter hatte indessen in Moskau einen herrlichen Triumph gehalten. Durch sieben Triumphpforten zog er ein. Hinter ihm her wurden nicht nur die gemeinen schwedischen Gefangenen, sondern selbst die berühmten Generale Karls geführt; ein großer Verstoß gegen das Zartgefühl, mit dem man jeden Unglücklichen behandeln muß.*) Auch sah man unter der Beute den zerschossenen Trag-

*) Ein Augenzeuge erzählt: „Am dritten Tage nach unserer Ankunft in Moskau war der Triumphzug mit allen schwedischen Gefangenen. Der Marsch

sessel Karls, das redendste Bild der gebrechlichen Heldengröße und der zertrümmerten Schwedenmacht.*) Nun brach der Czar selbst mit dem Heere auf und nahm seine Frau, Katharina I. oder Kathinka, mit sich. Von dieser berühmten Frau hier nur einiges. Ihr Vater war ein lithauischer Bauer und sie also eine Leibeigene. Da die Aeltern ihr früh starben, so nahm der Küster des Dorfs sie zu sich. Hier sah sie der Probst Gluck bei einer Durchreise und nahm sie aus Mitleiden zu sich ins Haus, wo sie die Kinder anziehen und die Zimmer reinigen mußte. Hier blieb sie bis ins 18. Jahr; da sie aber blutarm war, so nahm sie die Hand eines schwedischen Dragoners an, der sie heirathete. Einige Tage darauf mußte Johann, so hieß ihr Mann, schon fort zum Heere, und als die Russen das Schloß Marienburg einnahmen, wurde sie mit den übrigen Einwohnern als Sklavin fortgeführt und fiel dem General Scheremetjew zu, der sie an Menschikow abtreten mußte. Als einst Czar Peter bei ihm speiste und Kathinka mit Tischgeräthen durch

---

ging durch einige Triumphbogen, welche verziert waren mit anspielenden Bildern und Devisen zur Ehre der Sieger und zur Verhöhnung der Besiegten. Unter anderm sah man einen Löwen, der, gefesselt an seinen vier Füßen mit eisernen Ketten, von einem Russen geführt wurde. Diese Zeichnung fand den vorzüglichsten Beifall bei den Russen, und unter ihnen auch bei einem Holländer, der einen schwedischen Lieutenant höhnisch fragte, ob er wohl sähe, wie die Russen dem schwedischen Löwen mitgespielt hätten, und was er davon dächte. — „Das sehe ich freilich," erwiderte der Schwede; „aber das freut mich doch, daß das königliche Thier wenigstens noch etwas frei und ungefesselt hat." — Neugierig fragte der Holländer, was das denn wäre, und erhielt zur Antwort: „Der Schwanz, mit welchem er die Russen noch auf den Mund schlagen kann," worauf ihn der Holländer beschämt verließ.

Die armen Gefangenen wurden nach Sibirien, nach Tobolsk und andern Orten geführt und mußten durch Handarbeiten und Künste ihr Leben fristen. Nach dem Frieden wurden sie zwar losgelassen, aber von 20,000 waren kaum noch 600 übrig.

*) Um jene Zeit erhielt Peter eine wichtige Erinnerung an seine Jugendzeit und zeigte zugleich sein herrliches Gedächtniß. Er musterte einige Hundert neuangekommene Matrosen. Plötzlich sprang er beim Anblicke des einen einige Schritte vor Entsetzen zurück, und befahl, den Menschen zu ergreifen. Dieser sank auf seine Kniee nieder und schrie: „Gnade! Gnade! Ja, ich bin des Todes schuldig!" Alle sahen sich voll Erstaunen an. „Bist du nicht", rief Peter, „der Strjelitz, der mir, als ich ein Knabe war, vor dem Altare das Mordmesser in die Kehle stoßen wollte?" — Der Matrose gestand alles und erzählte, wie er bisher in Sibirien gelebt, wie ihn aber sein Gewissen wieder hierher getrieben habe. Peter wurde durch das Geständniß gerührt und schenkte ihm das Leben, befahl aber, daß er sich nie wieder vor ihm blicken lassen sollte.

das Zimmer ging, fiel ihre Schönheit ihm so auf, daß er sie gleich zu sich nahm. Er ließ ihr anständige Kleidung machen, gab ihr Dienerschaft und sorgte für ihre Ausbildung. Weniger durch ihre Schönheit als durch ihr sehr einnehmendes, sanftes Betragen wußte sie sich sein ganzes Vertrauen zu verschaffen, bis er sie endlich gar zu seiner Gemahlin erhob.*) Sie begleitete ihn auch jetzt in den Krieg. — Die Russen fielen unter Scheremetjew in die Moldau ein und zogen längs dem Pruth hinab. Plötzlich sahen sie sich beim Dorfe Falczin von allen Seiten von ungeheuern Schwärmen von Türken und Tataren eingeschlossen. Sie konnten weder vor- noch rückwärts und alle Lebensmittel waren ausgegangen. Der Großvezier vernichtete in einer dreitägigen Schlacht 40,000 Russen. Peter sah den Augenblick sich nähern, wo er mit allen den Seinigen verhungern oder sich den Feinden ergeben müßte. Er schrieb an den russischen Senat einen Brief, in welchem er seine Lage schilderte und gestand, daß er ohne besondere göttliche Hülfe nichts erwarten könne als den Tod oder Gefangenschaft. Aber der Mensch muß nie verzweifeln. Strengt er seinen Verstand im Unglück an, so zeigt ihm auch Gott gewiß einen Ausweg. So auch hier. Peter schloß sich mißmuthig in sein Zelt ein; kaum Kathinka wagte vor ihm zu erscheinen, so übellaunig war er. Aber sie eben half ihm. Sie wußte, wie leicht die türkischen Großen sich bestechen lassen, und schickte einen Friedensboten an den Großvezier mit ihrem Juwelenkästchen und einer guten Summe Geldes ab. Das wirkte. Die Augen Mehemets wurden von den glänzenden Steinen so geblendet, daß er die hoffnungslose Lage der Russen nicht mehr sah — und mit Peter so schnell einen Frieden schloß, daß Karl ihn nicht mehr zu hindern im Stande war. Auf die erste Nachricht davon warf sich Karl auf sein Pferd, jagte 15 Meilen weit in einem Ritt bis ins türkische Lager und bot Himmel und Hölle auf, den Vezier zu bewegen, daß er den Frieden bräche. „Vertraue mir," sprach er, „20,000 deiner Janitscharen, und ich liefere dir den Czar noch

*) Der alte Gluck war damals schon todt, aber seine Wittwe und deren Kinder lebten in Moskau in Armuth. Kathinka ließ sie gleich nach Petersburg kommen, machte den Sohn zum Kammerjunker, die eine Tochter zur Ehrendame und verheirathete die beiden andern an Offiziere, und als der ehemalige Hauslehrer des Gluck'schen Hauses sich ihr einst vorstellen ließ, erkannte sie ihn gleich, nahm ihn sehr freundlich auf und setzte ihm eine Pension aus. Ihren ersten Mann sah sie nie wieder; er wurde wenige Jahre nach ihrer Trennung im Kriege erschossen.

in deine Hände." — Aber Mehemet blieb dabei: „Der Friede ist geschlossen und er muß bestehen." — Wüthend vor Zorn verließ Karl ohne Abschied das Zelt des Veziers und verklagte ihn beim Sultan. Dieser setzte ihn ab und verwies ihn; im folgenden Jahre schon starb er. Was hatte er nun von seiner Treulosigkeit? Der Friede mit Rußland wurde nicht umgestoßen.

Keiner hatte sich mehr über Karls Niederlage bei Pultawa gefreut als — August II. Auf die erste Nachricht davon erklärte er den mit Karl in Altranstädt geschlossenen Frieden für erzwungen, kehrte nach Polen zurück, verband sich wieder mit dem Czaren und verjagte bald seinen Gegner Stanislaus Lesczinsky vom polnischen Throne. Auch Friedrich IV. von Dänemark erklärte den Schweden wieder den Krieg. Alle drei fielen nun über die schwedischen Provinzen her, und wären die braven Schweden nicht so tapfer gewesen, so hätte Karl jetzt sein ganzes Land verloren. Karl saß indessen ruhig in seinem Lager bei Bender und entwarf Riesenpläne, von denen kein einziger ausgeführt wurde. Vergebens ließ der Reichsrath ihn bitten, zurückzukommen. Karl antwortete: „Wenn der Reichsrath eines Präsidenten bedarf, so werde ich ihm einen meiner Stiefeln schicken." Seine Lage wurde von Tag zu Tage schwieriger. Zu seinen drei Feinden gesellten sich noch drei: Preußen, England und Holland. Alle seine Mühe, den Sultan zu einem neuen Kriege gegen Rußland zu bewegen, war vergeblich. Dagegen widerstand Achmet allen Aufforderungen des Czars, ihn auszuliefern. Endlich bot Peter fünf Millionen für den König. Aber Achmet antwortete: Peter sei durch nichts in der Welt im Stande, ihn zu einem so großen Verbrechen gegen die Gastfreundschaft zu bewegen; ein türkischer Kaiser habe eine noblere Seele. Zuletzt aber ließ Achmet Karln geradezu merken, sein langer Aufenthalt sei ihm lästig, er möge doch endlich an die Abreise denken. Aber Karl war so erbittert auf ihn, daß er alle ihm erwiesene Gastfreundschaft vergaß und gerade ihm zum Aerger bleiben wollte. Endlich drohte man ihm mit Gewalt, und da Karl immer hartnäckiger wurde und sich mit seiner Handvoll Schweden — es waren jetzt 196 Mann — in Vertheidigungsstand setzte, so befahl der Sultan dem Jussuf Pascha, sich Karls todt oder lebendig zu bemächtigen.

Mit Thränen in den Augen zog der Pascha die Janitscharen zusammen. Die Kanonen donnerten; seine Verschanzungen wurden erstiegen. Da beschloß Karl, sich in seinem hölzernen Hause bis aufs äußerste zu vertheidigen. Er hieb sich durch 40 Janitscharen,

die ihn umringten, bis zur Hausthüre durch. Hier raffte er einige Soldaten, Offiziere und Knechte, 50 an der Zahl, zusammen, trieb die Janitscharen, die sein Haus schon plünderten, heraus und verrammelte es. Er wehrte sich sieben Stunden lang. Eine Menge todter und verwundeter Türken lagen schon umher. Da gelang es den Janitscharen endlich, das Dach in Brand zu setzen. Nun erst, als schon die brennenden Sparren auf den König herabfielen, entschloß er sich, das Haus zu verlassen. In der einen Hand ein Pistol, in der andern den Degen, brach er heraus, um sich nach einem benachbarten Hause zu flüchten, verwickelte sich aber mit den Sporen und fiel zu Boden. Schnell drangen die Türken herzu und ergriffen ihn. Man brachte ihn nun nach einer andern türkischen Stadt (Demotika), wo er kürzer gehalten wurde. Dennoch blieb er noch über anderthalb Jahr. — Endlich — endlich, nachdem er über fünf Jahre in der Türkei gewesen, erklärte er, er wolle abreisen. Der Sultan benahm sich, trotz Karls Rücksichtslosigkeit sehr edel. Er machte ihm noch zum Abschiede große Geschenke und ließ ihn mit allen seinen Leuten bis an die Grenze von einem zahlreichen Ehrengefolge begleiten. Karl that, als wenn das alles so sein müßte. Der Zug ging durch Siebenbürgen und Ungarn. Dem Könige wurde jedoch bei der langsamen Reise bald die Zeit lang; er beschloß die Reise schneller und auf einem Umwege durch Deutschland zu machen, setzte sich mit dem Generaladjutant von Rosen und dem Oberstlieutenant Düring zu Pferde, ließ sich einen Paß geben, in welchem er sich für einen schwedischen Hauptmann Karl Frisch ausgab, machte sich durch eine große schwarze Perrücke, einen Hut mit goldenen Tressen und einen braunen Reiserock unkenntlich, und nun ging die Reise mit seiner gewöhnlichen Ungeduld vorwärts. Er reiste über Wien, Regensburg, Nürnberg, Würzburg, Hanau, Kassel, Braunschweig, Güstrow und Stralsund. In 14 Tagen legte er 286 Meilen zurück und Düring blieb einmal von den starken Ritten unterwegs für todt liegen; Rosen aber hatte schon in den ersten Tagen zurückbleiben müssen. Endlich langte Karl in der Nacht um 1 Uhr vor Stralsund an. Die Schildwache, ja selbst der wachthabende Offizier wollten ihn nicht einlassen, weil es Nacht sei; aber er versicherte, sie wären Boten, die sehr dringende Briefe brächten, worauf der Commandant sie einzulassen befahl. Seine Füße waren von den starken Ritten so angeschwollen, daß er die Stiefeln mußte herunterschneiden lassen. Welche Freude war es für die Ein-

wohner, als sie am Morgen hörten, ihr König sei wieder da! und als er in der Stadt umherritt, jauchzte ihm alles entgegen.

Nach dieser Zeit lebte Karl noch vier Jahre und schlug sich auch während dieser Zeit mit seinen Feinden herum, so daß er seit seinem 15. Jahre nicht zur Ruhe gekommen ist. Im Jahre 1718 unternahm er die Belagerung einer kleinen Festung auf der Grenze zwischen Norwegen und Schweden, Friedrichshall. Es war schon Ende Novembers; die Soldaten litten sehr von der Kälte; daher betrieb er die Belagerung mit vielem Eifer und sah täglich der Arbeit in den Laufgräben zu. Am 11. December, es war ein Sonntag, wohnte er noch nach seiner Gewohnheit des Vor- und Nachmittags dem Gottesdienste bei. Am Abend ging er in Begleitung des Ingenieurs Megret und des Adjutanten Siquier, beide Franzosen, nach den Laufgräben, stützte sich mit beiden Armen auf die Brustwehr und sah den Arbeiten zu. Die beiden Offiziere, die nicht weit davon standen, wunderten sich endlich, daß der König so lange bleibe, und glaubten schon, er sei eingeschlafen. Endlich gingen sie hin und fanden ihn — todt. Eine Kugel hatte ihn in der rechten Schläfe getroffen und war an der linken Seite des Kopfes wieder hinausgedrungen; es ist sehr zweifelhaft, daß diese Kugel aus der Festung gekommen sein konnte. Man hat behauptet, jene beiden Franzosen hätten ihn ermordet, und es ist wahr, daß Siquier vier Jahre darauf im Wahnsinne sich den Mörder des Königs nannte. Aber man glaubt ja doch sonst den Aussagen eines Wahnsinnigen nicht und der Verdacht ist keineswegs erwiesen. Daß seine Soldaten ihn aufrichtig betrauerten und mit zahllosen Thränen ihn zu Grabe trugen, braucht nicht erst gesagt zu werden. Seine Unterthanen dagegen gewannen durch seinen Tod; denn bald darauf wurde Friede geschlossen, in welchem freilich die Schweden manche schöne Provinz abtreten mußten. Karl war bei seinem Tode erst 36 Jahre alt.

Karl hatte großen Verstand, einen Muth, der an Verwegenheit grenzte, und einen so festen, eisernen Willen, daß vor ihm alle Hindernisse schwanden. Seine Haupttugenden waren Wohlwollen und Redlichkeit. Aber weil er gegen sich selbst streng war, so ließ er auch in seinen Forderungen an andere nichts nach. Fand er Hindernisse und Schwierigkeiten, so verdoppelten sich nur seine Kräfte. Um ihn zu überwinden, mußte man im Stande sein, seinen Willen zu brechen, beugen ließ er sich nicht. Dieser Eigensinn war sein Unglück. Er hatte ihn schon in seiner Jugend ge-

zeigt, und fiel ihm da ein, zu behaupten, daß der Hofmaler eine Meerkatze sei, so war nichts im Stande, ihn davon abzubringen. Pferde zu bändigen und Bären zu jagen war seine Hauptlust; einmal zwang er sein Pferd, mit ihm über einen Holzhaufen zu klettern. Sonst war er ein sehr achtungswerther Mensch, voll Gottesfurcht, frommer Ergebung, frohen und unerschütterlichen Muthes, strenger Gerechtigkeit und durchaus unbefleckten Wandels vor Gott und den Menschen. — Auch hatte er ein angenehmes Aeußere. Er war groß und schlank gewachsen, von gerader Haltung, bräunlicher Gesichtsfarbe, und seine blauen Augen strahlten mit großer Lebendigkeit. Sein Anzug unterschied ihn leicht von andern.*) Sein Rock war von blauem Tuche mit übergoldeten Messingknöpfen, seine Unterkleider strohgelb, seine Haare kurz abgeschnitten und in die Höhe gekämmt; die Stulpen seiner Handschuhe reichten bis an die Ellenbogen. Seine Stiefeln gingen weit über die Kniee hinauf und waren unten mit eisernen Sporen versehen. Um den Leib geschnallt trug er ein einfaches Degengehenk; der Degen selbst war sehr lang und mit vergoldetem Messinggriff. Seinen kleinen dreieckigen Hut trug er, sobald er vom Pferde gestiegen war, in der Hand. Er sprach wenig, aber mit Verstand und mit großer Bestimmtheit; auf sein Wort konnte man sich jederzeit verlassen.

Nach Karls XII. Tode eilte der neue König, Friedrich I., der mit Karls Schwester vermählt und ein hessischer Prinz war, Schweden den ersehnten Frieden zu geben. An England (Georg I.) mußte er die Herzogthümer Bremen und Verden, an Preußen Vorpommern zwischen Oder und Peene und an Rußland (Frieden von Nystadt 1721) Lievland, Esthland und Ingermannland abtreten; allerdings große Verluste, an denen Karls Unklugheit schuld war. Von dieser Zeit an sank die Macht und Bedeutung Schwedens wieder herab.

---

*) Die Einfachheit seiner Kleidung ging bisweilen bis zur Vernachlässigung der Sauberkeit. Als er einmal in Schweden bei einem Superintendenten im Quartier lag, erschrak die Frau über seine schmutzige Wäsche. Sie legte ihm aus Gutmüthigkeit ein Dutzend feiner Hemden ihres Mannes in seinen Schlitten; er aber warf sie wieder heraus, indem er sprach, er wolle kein Gepäck. Er trank nur Wasser und war oft mit Commißbrod zufrieden.

107. Peters des Großen letzte Regierungsjahre. — Katharina I. — Peter II. — Anna Iwanowna.

So lange der große Czar lebte, hörte er nicht auf, neue Einrichtungen zu machen, Mißbräuche abzuschaffen und an der Bildung seines Volks kräftig zu arbeiten. Um neue Ideen dazu zu sammeln, reiste er gern in andere Länder. Einmal zog er auch nach Pyrmont ins Bad. Der Graf von Waldeck bewirthete ihn ganz prächtig und fragte ihn zuletzt, wie ihm sein Schloß gefalle. „Recht gut!" antwortete Peter, „es hat nur einen großen Fehler: die Küche ist zu groß angelegt." — Im Jahre 1716 machte er in Begleitung seiner Gemahlin Katharina eine größere Reise, auf der er auch sein geliebtes Holland wieder besuchte. Hier wurde er mit einer feierlichen Rede empfangen. Der Redner hatte in den pomphaftesten Ausdrücken gesprochen. „Ich danke Ihnen," antwortete Peter; „aber ich habe Sie nicht verstanden. Mein Holländisch lernte ich beim Schiffbau in Zaandam; doch diese Sprache lernte ich nicht." Auch jetzt strich er fleißig auf den Schiffswerften umher und besuchte alle Sehenswürdigkeiten. Stundenlang sah er den Malern in ihren Werkstätten zu. Dann reiste er nach Paris. Ludwig XIV. war kurz vorher gestorben. Sein Urenkel, Ludwig XV. (1715—74), ein siebenjähriges Kind, war jetzt König. Als dieser königliche Knabe Petern besuchte, nahm ihn dieser ohne Weiteres auf die Arme, küßte ihn und sprach: „Ich wünsche, Sire, daß Sie wohl aufwachsen und einst löblich regieren mögen! Vielleicht können wir mit der Zeit einander nützlich sein." Wie mochten die Franzosen über diese Verachtung aller Etiquette die Nasen rümpfen! — In Paris fand Peters Wißbegierde noch mehr Nahrung als in Holland. Aus einer Anstalt eilte er zur andern, besuchte die Fabriken, die Gelehrten und Künstler, und machte bei den letzteren große Bestellungen. Als er in die Kirche kam, in welcher der kluge Richelieu begraben lag, umarmte er dessen Bildsäule und rief: „Großer Mann, dir würde ich die Hälfte meiner Staaten gegeben haben, um die andere Hälfte von dir regieren zu lernen." Seine Spazierfahrten führten ihn auch nach St. Cyr, wo Frau von Maintenon in Ruhe lebte. Sie war unpäßlich und verbat sich anfangs den Besuch. Aber Peter bestand darauf. „Ich muß," sagte er, „der Frau meine Hochachtung erweisen, die es so gut mit dem Könige und dem Reiche gemeint, und wenn sie

gegen die Hugenotten sich ungerecht erwiesen, nur aus Einfalt und Aberglauben gefehlt hat.“ Er trat in ihr Zimmer, zog leise die Vorhänge ihres Bettes auf, setzte sich zu ihren Füßen aufs Bette und fragte nach ihrem Befinden. „Mein Alter ist meine Krankheit,“ antwortete sie mit schwacher Stimme. Peter sagte ihr, das Bewußtsein, die Wohlthäterin Frankreichs gewesen zu sein und der tägliche Anblick der Schaar von Mädchen, die ihr noch jetzt ihr Glück verdankten, müsse ihr jene Krankheit gewiß erleichtern. Höchst vergnügt kehrte Peter über Holland und Norddeutschland nach Rußland zurück.

Hier aber wartete seiner ein trauriges Geschäft: die Bestrafung seines älteren Sohnes, Alexei, dessen Mutter, Eudoxia Lapuchin, die verstoßene Gemahlin Peters war. Auf die Erziehung des Prinzen war die rechte Sorgfalt nicht verwendet worden; wohl mochte der Widerwille Peter's gegen die Mutter sich auch dem Sohne fühlbar machen, um so mehr, da Alexei auch seinerseits bei jeder Gelegenheit zeigte, wie sehr ihm die Verbesserungen seines Vaters zuwider waren. Der Prinz fühlte sich zurückgesetzt und schloß sich an Leute an, welche gleichfalls den Neuerungen abgeneigt seinen Widerwillen und Widerstand nährten. Es trat Mißstimmung und Entfremdung zwischen Vater und Sohn ein. Alexei war ohne hervorragende Fähigkeiten, den Wünschen des Vaters gab er kein Gehör, er gab sich unwürdigen Gewohnheiten hin und ging auf ein Interesse an den Bestrebungen und Zielen für eine bessere Zukunft nicht ein. Peter versuchte, durch die Vermählung seines Sohnes mit der liebenswürdigen Prinzessin Charlotte Christine Sophie von Braunschweig, deren Schwester die Gemahlin des Kaisers Karl VI. war, einen das schroffe Verhältniß mildernden Einfluß zu gewinnen; auch diese Hoffnung wurde vereitelt. Alexei vernachlässigte seine Gemahlin, weil sie ihm aufgezwungen worden sei; er behandelte sie geringschätzig, auch dann noch als sie ihm eine Tochter und einen Sohn gegeben hatte. Sie erlag 1715 nach einer nur vierjährigen Ehe diesen Kränkungen und ihrem Grame. Mit gerechter Sorge blickte Peter in die Zeit nach seinem Tode; die ganze Mühe und der Erfolg seines Lebens mußten verloren sein, wenn Alexei mit seiner bisherigen Sinnesart das Reich erben sollte. Alle Bitten und Warnungen blieben fruchtlos. Vor Antritt der zweiten größeren Reise, 1716, forderte der Czar seinen Sohn auf, entweder ein des Thronfolgers würdiges Verhalten zu beobachten, oder in's Kloster zu gehen. Alexei bat,

Mönch werden zu dürfen. Als aber der Czar in der Ferne weilte, entwich Alexei zu Kaiser Karl VI., mit der Absicht, Zuflucht in einem neapolitanischen Kloster zu suchen. Auf Befehl des Czaren begaben sich zwei russische Edelleute nach Wien, um den Flüchtling zurückzuholen. Alexei kam. Er wurde 1718 vor ein besonders eingesetztes Gericht gestellt, welches ihn wegen der Umtriebe gegen seinen Vater und wegen seiner Flucht zum Tode verurtheilte.*) Die Verkündigung dieses Urtheils machte einen so furchtbaren Eindruck auf den unglücklichen Prinzen, daß er in seinem Gefängniß tödtlich erkrankte. Dringend verlangte er, seinen Vater zu sprechen. Katharina redete Petern zu, ihm die Bitte zu bewilligen. Er fand ihn sehr krank. Mit thränenden Augen und gefalteten Händen bekannte Alexei wiederholt: „Ich habe mich schwer an Gott und meinem Vater versündigt. Ich bin unwerth des Lebens und hoffe nicht, von der Krankheit zu genesen. Nur flehe ich Euch an, vor meinem Ende den Fluch, den Ihr auf mich gelegt, von mir zu nehmen und meine Verbrechen zu verzeihen, mir den Vatersegen zu ertheilen und für meine Seele beten zu lassen." Alle Anwesende waren tief gerührt, der Czar aber mächtig erschüttert. Als er sich etwas gefaßt hatte, gab er ihm seinen Segen, verzieh alles Vergangene und schied von ihm in tiefer Bewegung. — Gegen Abend nahmen die Beängstigungen des Kranken zu; er begehrte dringend, noch einmal den Vater zu sprechen. Schwer entschloß sich Peter dazu, aber noch auf dem Wege erhielt er die Nachricht, daß Alexei eben verschieden sei. Dieser plötzliche Tod veranlaßte, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, das Gerücht, Alexei sei im Gefängniß enthauptet oder durch Gift aus der Welt geschafft worden. Dies ist unerwiesen geblieben; die Vollstreckung des Todesurtheils würde, wenn sie hätte eintreten müssen, ohne Zweifel nicht aufgehalten worden sein. Die Mitschuldigen bei den Umtrieben Alexei's wurden schwer bestraft, einige mit Verbannung, andre wurden hingerichtet. Auch Eudoxia, die Mutter Alexei's, wurde in die Untersuchung verwickelt und ihre klösterliche Einsperrung verschärft. Einige Jahre darauf, 1722, erließ Peter ein Gesetz, welches dem jedesmaligen Beherrscher Rußlands die Macht gab, seinen Nachfolger zu ernennen.

---

*) Dem Czaren war 1715 von Katharina ein Sohn geboren worden, Peter, welcher 1718 zum Erbprinzen ernannt wurde. Er starb aber schon 1719.

Auf diese traurigen Ereignisse folgte ein fröhlicheres, der zu Nystadt in Finnland 1721 mit Schweden geschlossene Friede, in welchem Liefland, Esthland, Ingermannland und ein Theil von Carelien an Rußland abgetreten wurde. Mit diesem Frieden hatte Czar Peter eine der Hauptabsichten seines Lebens, das Gebiet des Reiches bis an die Küste der Ostsee auszudehnen, erreicht und gesichert. Die ersten russischen Staatsbehörden beschlossen, bei dieser Gelegenheit die großen Verdienste ihres Czars dadurch anzuerkennen, daß sie ihn baten, den Titel eines Vaters des Vaterlandes, eines Kaisers aller Reußen und des Großen anzunehmen. Nach einigen Umständen willigte er ein, und zu seinem Ruhme muß man sagen, daß er dieser Titel würdig war. — Seit der Zeit nahmen jedoch seine Kräfte sichtlich ab. Seine ungeheuere Thätigkeit, die vielen drückenden Sorgen und Kümmernisse und zum Theil auch seine heftigen Leidenschaften untergruben vor der Zeit seine Lebenskräfte. Er ging in den letzten Jahren wenig mehr aus, las viel, und nur die Drechselbank verschaffte ihm dann und wann Erholung. Zu dieser Kränklichkeit kam noch eine heftige Erkältung. Er sah eines Abends ein Boot in Gefahr, unterzugehen. Ohne an sich zu denken, steuerte er schnell an den gefährlichen Ort, sprang selbst bis an die Brust ins Wasser und half das Boot wieder flott machen. Bald darauf fiel er in seine letzte Krankheit, wobei er große Schmerzen litt. Als ihn die Geistlichen dabei auf Jesus, als das große Trostmittel aller Leidenden, hinwiesen, sprach er mit erheitertem Gesicht: „Ja, dies ist das einzige, was meinen Durst stillt, das einzige, was mich erquickt!“ Die treue Katharina verließ ihn keinen Augenblick. In Schmerz versunken, hingen ihre Blicke nur an dem Sterbenden, der schon sprach- und besinnungslos dalag. Da meldete man ihr, daß im Vorzimmer die vornehmsten Beamten sie wegen der Thronfolge zu sprechen verlangten. „Ich bin jetzt keiner Ueberlegung fähig,“ antwortete sie. Endlich ging sie. „Ich nehme die Krone an,“ sprach sie; „aber nur um sie dem Großfürsten (Peter II., des Alexei Sohn) zu bewahren, bis zu dem Augenblicke, da es dem Himmel gefällt, mich mit dem zu vereinigen, der bald, ach! nicht mehr sein wird.“ Bald darauf verschied Peter in Katharina's Armen. Sie warf sich auf ihre Kniee und betete: „Herr, öffne dein Paradies und nimm diese schöne Seele zu dir!“ — Er starb den 25. Januar 1725.

Peter hinterließ keinen Sohn, aber zwei Töchter. Die ältere,

Anna Petrowna, war an den Herzog von Holstein-Gottorp vermählt, die jüngere dagegen, Elisabeth, unverheirathet. Wer ihm auf den Thron nachfolgen sollte, war um so schwieriger, da er einen Nachfolger nicht ernannt hatte. Das nächste Recht auf den Thron hatte Peters Enkel, der Sohn Alexei's, Peter Alexiewitsch, allein durch Menschikow's großen Einfluß wurde die kaiserliche Wittwe,

Katharina I. (1725—27) auf den Thron gehoben, unter deren Namen der ehrgeizige Menschikow selbst die Zügel der Regierung führte. Als sie schon 1727 starb, bestieg

Peter II. Alexiewitsch (1727—30) den Thron, ein zwölfjähriger Knabe, dessen Leitung wieder der allmächtige Menschikow übernahm. Der Ehrgeiz dieses Mannes ging so weit, sogar den russischen Thron an seine Familie bringen zu wollen. Er verlobte den jungen Kaiser mit seiner Tochter und hatte die Absicht, seinen Sohn mit der Schwester des Kaisers zu vermählen. Aber dies war der höchste Gipfel seines Glücks. In der Freude, es so weit gebracht zu haben, merkte er nicht, daß sich schon der Abgrund vor ihm öffnete. Unter den russischen Großen, welche Menschikows Größe mit Verdruß betrachteten, war vorzüglich das alte Haus der Dolgorucki. Der junge Iwan Dolgorucki, den der Kaiser liebte und der ihn daher auf die Jagd zu begleiten pflegte, nahm die Gelegenheit, mit Peter allein zu sein, wahr, ihn auf den ungezähmten Ehrgeiz des Fürsten aufmerksam zu machen; er stellte dem Kaiser vor, wie schimpflich es sei, sich von einem Manne so abhängig zu machen, der sogar seine Augen auf den Thron geworfen hätte. Peter wurde nachdenklich und nahm sich vor, sich von der Herrschaft Menschikows loszumachen, sobald die erste Veranlassung sich zeigen würde. Diese blieb nicht lange aus. Der Kaiser schickte einst eine Summe Geldes an seine Schwester zum Geschenk. Menschikow begegnete dem dazu abgeschickten Edelmanne und fragte ihn: wohin? Als er es erfahren hatte, befahl er, das Geld in sein Zimmer zu tragen. „Der Kaiser ist noch zu jung," setzte er hinzu, „als daß er wissen sollte, wie man das Geld anwenden müsse. Ich werde mit ihm darüber sprechen." Als nach einigen Tagen der Kaiser durch seine Schwester erfuhr, daß sie nichts erhalten habe, gerieth er in großen Zorn. Er fragte den Edelmann und ließ dann Menschikow rufen: „Wie kannst du die Kühnheit haben, den Mann an der Vollziehung meines Befehls zu hindern?" Vergebens suchte ihn der erschrockene Fürst zu beruhigen. „Ich

will machen," rief Peter mit dem Fuße stampfend, „daß du wissen sollst, daß ich Kaiser bin und daß ich Gehorsam verlange!" Bald darauf gelang es Menschikows Feinden, den Kaiser ganz gegen ihn einzunehmen; es wurde ihm Arrest angekündigt, und er endlich verurtheilt, sein ganzes übriges Leben in Beresow, einem Städtchen in Sibirien, zuzubringen. Seine Frau, die sich blind geweint hatte, starb auf der Reise. Auch seine Tochter, die er zur Kaiserin bestimmt hatte, tödtete bald der Gram. Er selbst verfiel in Trübsinn und starb schon zwei Jahre nach seiner Verbannung (1729). Indessen hatten die Dolgorucki sich alles Einflusses auf den jungen Kaiser bemächtigt und ihn bewogen, eine Schwester seines Günstlings Iwan zu seiner künftigen Gemahlin zu erwählen. Aber auch sie erreichten ihren Zweck nicht — Peter starb schon 1730 an den Blattern.

Mit Peter war der Mannsstamm der Romanow's ausgestorben. Außer den vorerwähnten beiden Töchtern Peters des Großen gab es am russischen Hofe noch zwei zur Thronfolge berechtigte Prinzessinen: die Töchter Iwans, des schwachsinnigen Stiefbruders Peters des Großen. Die ältere, Katharina, war vermählt mit dem Herzoge von Mecklenburg-Schwerin und eignete sich als Gemahlin eines auswärtigen Fürsten nicht wohl zur Thronfolge. Die jüngere dagegen, Anna Iwanowna, Wittwe des Herzogs von Kurland, schien dazu am besten geeignet und wurde auch von dem Senate und den russischen Großen zur Kaiserin gewählt.

Anna Iwanowna (1730—40) bestieg zwar den russischen Thron, mußte aber zugleich eine sie sehr beschränkende Wahlcapitulation unterschreiben. Sie that es ohne Bedenken, entschlossen, diese Schranke ihrer Selbstständigkeit zu zerbrechen, sobald die Umstände es ihr erlauben würden. Nachdem sie die Garde für sich gewonnen und unter dem niedern Adel eine starke Partei zusammengebracht hatte, beschloß sie zu handeln. Besonders bediente sie sich dabei des Rathes zweier wichtiger Männer, beide geborene Deutsche: des Vicekanzlers Ostermann, eines Predigersohnes aus Westphalen, und des Feldmarschalls Münnich, Sohn eines ostfriesischen Deichinspectors aus Oldenburg. Als sie in der dritten Woche nach ihrer Thronbesteigung nach Moskau zur Krönung kam, überreichten ihr 600 Edelleute, an deren Spitze drei russische Fürsten standen, eine Bittschrift des Inhalts, daß das Volk die Wiederherstellung der unumschränkten Regierung wünsche. Anna stellte sich erstaunt;

sie habe geglaubt, sagte sie, daß jene Beschränkung der Wunsch des Volkes gewesen sei, überhäufte den Fürsten Dolgorucki, der die Wahlcapitulation aufgesetzt hatte, mit Vorwürfen und riß die Schrift in Stücke. Das größte Vertrauen der Kaiserin in Staatsgeschäften genoß von nun an Graf Ostermann. Die Dolgorucki's dagegen fielen in Ungnade, weil sie bei Peters II. Tode die Absicht gehabt hatten, dieses Kaisers Braut auf den Thron zu erheben, was Anna ihnen nicht vergessen konnte. Sie wurden sämmtlich verwiesen, und da sie acht Jahre später ihren frühern Einfluß wieder zu gewinnen suchten, gab man ihnen mehrere nicht erwiesene Verbrechen schuld, und bestrafte sie hart. Jener Günstling Peters, Iwan, wurde gerädert, die andern gleichfalls am Leben oder durch Verbannung nach Sibirien bestraft. Dagegen erhob die Kaiserin zu ihrem Günstlinge einen jungen Mann, Ernst Johann von Biron, welcher schon in Kurland bei ihr Hofcavalier gewesen war. Wahrscheinlich der Abkömmling eines nach Polen gekommenen Zweiges der französischen Familie Biron, zeichnete er sich durch Energie des Willens und Gewandtheit aus und wurde von einem unaufhaltsamen Ehrgeize getrieben. Anna hielt ihn sehr hoch und verschaffte ihm späterhin das Herzogthum Kurland. Er war es, nach dessen Willen die Dolgorucki's jene grausamen Strafen erlitten.

Die Regierung Anna's ist vorzüglich ausgezeichnet durch einen Krieg, den sie 1736—39 mit den Türken führte und in welchem Münnich sein großes Feldherrntalent durch mehrere glänzende Siege zeigte, die aber freilich mit ungeheuerm Menschenverluste erkauft wurden. Anna starb (1740) ohne Kinder, wodurch abermals die Frage, wer den Thron besteigen sollte, Unruhen erzeugte.

Dritte Periode.

Von Friedrichs des Großen Thronbesteigung bis zum Anfange der französischen Revolution, 1740—1789.

---

108. Friedrich der Große und seine Vorfahren.

Zwei Jahre nachdem Johann Huß in Kostnitz den Märtyrertod erlitten hatte, belehnte Kaiser Sigismund den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich I., aus dem Hause Hohenzollern, mit dem Kurfürstenthum Brandenburg, 1417. Seit dieser Zeit sitzt dieses Fürstengeschlecht auf dem brandenburgischen, jetzt preußischen Throne. Es giebt wohl kaum ein Regentenhaus, von dem man, wie von diesem, rühmen könnte, daß es wohl einige schwache, aber keinen einzigen böswilligen Fürsten gehabt habe. Die wichtigsten Ereignisse der Fürsten dieses Hauses mögen hier nach der Zeitfolge stehen.

Joachim II. (1535—71) führte die Reformation in den brandenburgischen Ländern ein, und mit Freudigkeit bekannten sich seine Unterthanen zu der lutherischen Lehre (1539). Ferner erlangte er vom Könige von Polen, Sigismund, daß dieser ihm die Mitbelehnung des Herzogthums Preußen (Ostpreußen) ertheilte. Der Großmeister des deutschen Ordens in Preußen, Albrecht von Brandenburg, war nämlich im Jahre 1525 zur lutherischen Kirche übergetreten und hatte das bisherige Ordensland Preußen in ein erbliches Herzogthum verwandelt, doch so, daß sein Land noch immer ein Lehen von Polen blieb. Wenn nun Albrechts Haus ausstarb, so wäre Preußen an Polen zurückgefallen. Darum suchte und erlangte Joachim, als ein naher Anverwandter des

Herzogs Albrecht, die Mitbelehnung Preußens, damit dies Land im Falle des Aussterbens der regierenden Linie, wie nachher auch geschehen ist, an Brandenburg falle. Eben so folgenreich war auch der Erbvertrag, den er mit dem Herzoge von Wohlau, Brieg und Liegnitz schloß; denn durch das spätere Aussterben dieses schlesischen Fürstenhauses erhielt Brandenburg das Erbrecht, das Friedrich der Große geltend machte. (Nach Joachim II. folgten die beiden unbedeutenden Regierungen des herrischen Johann Georg 1571—98 und des gutmüthigen Joachim Friedrich 1598—1608.)

Johann Sigismund (1608—19) war ein Urenkel Joachims II.. Seine Regierung ist wegen der Erwerbung Preußens und einiger Besitzungen in den Rheinlanden merkwürdig. Gleich im Anfange seiner Regierung brachte er es beim Könige von Polen, Sigismund, dahin, daß er die förmliche Belehnung von Preußen erhielt, damit er nach dem Tode des damals zwar noch lebenden, aber blödsinnigen Herzogs (Albrecht Friedrich) ohne Schwierigkeit die Regierung von Preußen antreten könnte. Dies geschah auch später (1618).

Die Erwerbung der Rheinlande erfolgte in Folge des Jülich-Clevischen Erbfolgestreites. Es war nämlich der letzte Herzog von Jülich, Cleve und Berg 1609 ohne Kinder gestorben. Die nächsten Verwandten waren Johann Sigismund von Brandenburg und Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg. Schon drohte zwischen beiden ein Krieg auszubrechen, da schlossen sie vernünftigerweise einen Vergleich in Dortmund, nach welchem sie sich in Güte einigen wollten, damit ihnen nicht andere Bewerber zuvorkommen möchten. Zugleich wurde eine Heirath zwischen der Tochter des Kurfürsten und dem Pfalzgrafen verabredet. Als aber beide in Düsseldorf sich darüber besprachen, veruneinigten sie sich über das Heirathsgut, und Johann Sigismund gerieth endlich in solchen Zorn, daß er dem Pfalzgrafen eine Ohrfeige gab. Wolfgang Wilhelm verließ Düsseldorf drohend, verband sich mit der katholischen Liga, trat ihr zu Gefallen zur katholischen Kirche über und rief sogar die Spanier ins Land. Der Kurfürst dagegen bat die Holländer um Hülfe und nahm den reformirten Glauben an. Jetzt schien ein Krieg unvermeidlich; aber nachdem der Zorn verraucht war, gaben beide den Vorstellungen Englands, Frankreichs und der Union nach, und einigten sich 1614 im Vertrage zu Xanten (unweit Wesel) vorläufig dahin, daß Cleve, Mark und Ravensberg an Brandenburg, Jülich, Berg und Ravenstein dagegen an

Pfalz-Neuburg fielen. Seinen Abschluß erhielt dieser Erbfolgestreit erst im Jahre 1666. Den Sohn Johann Sigismunds,

Georg Wilhelm (1619—40), haben wir im dreißigjährigen Kriege keine rühmliche Rolle spielen sehen. Desto wichtiger war die Regierung seines Sohnes

Friedrich Wilhelm, des großen Kurfürsten (1640—88), der recht eigentlich den Grund zu Preußens jetziger Macht gelegt hat. Einen großen Antheil an seinem Kriegsruhme hat Derfflinger, der vom Schneidergesellen und Musketier bis zum Feldmarschall emporstieg. Von den Kriegsthaten des Kurfürsten nur einiges. Am dreißigjährigen Kriege nahm er nur wenig Theil; aber durch den westphälischen Frieden erhielten die brandenburgischen Länder einen großen Zuwachs, indem das Erzbisthum Magdeburg, die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin nebst Hinterpommern an Brandenburg fielen. Oben ist erzählt, daß Christina von Schweden ihre Regierung 1654 niedergelegt habe. Der Sohn einer Schwester Gustav Adolphs, also ihr Vetter, der Pfalzgraf Karl X. Gustav, wurde König (1654—60), und da der damalige König von Polen, Johann Casimir, ein Sohn Sigismunds, dagegen protestirte, so bekriegte ihn der kampflustige schwedische König. Friedrich Wilhelm nahm halbgezwungen an dem Kriege für Schweden Antheil und zog mit seinen Brandenburgern selbst nach Polen. Vor Warschau kam es 1656 zu einer dreitägigen blutigen Schlacht, in welcher die Schweden und Brandenburger Sieger blieben und Friedrich Wilhelm Beweise seines großen Muthes gab. Nachdem aber die Schweden gegen Dänemark gezogen waren, machte sich der Kurfürst, der sie nicht zu mächtig werden lassen wollte, von ihnen los und schloß mit Johann Casimir den Vertrag in Wehlau in Ostpreußen 1657, in welchem dieser der Lehnshoheit über Preußen entsagte und dieses ein unabhängiges Herzogthum wurde. Im Frieden zu Oliva, welcher 1660 den Krieg zwischen Schweden und Polen beendigte, wurde der Wehlauer Vertrag bestätigt.

Ferner nahm Friedrich Wilhelm Theil an dem gemeinsamen Kriege gegen Ludwig XIV., der sich mit dem Frieden von Nimwegen 1678 endigte, und da er am Rhein den Franzosen wacker zusetzte, so bewog der König von Frankreich den König von Schweden (Karl XI.), von Pommern aus in die Mark Brandenburg einzufallen, um den Kurfürsten von den Franzosen abzuziehen. Aber dieser wankte in der Treue gegen seine Bundesgenossen, die

Holländer, nicht. „Ich beklage," so schrieb er an seinen Statthalter, „meine lieben Brandenburger; aber ich hoffe, daß sie dadurch für die Zukunft in ruhigern Zustand versetzt werden sollen. Es vermeinen zwar die Schweden, daß sie mich zwingen wollen, von der Partei meiner Alliirten abzutreten; sie irren sich aber hierin sehr. Ich vertraue meiner gerechten Sache. Gott hat mich so oft gnädig aus mancher Gefahr wunderbar errettet. Ich vertraue ihm, er werde es auch jetzt thun. Wenn meine Leute sich werden etwas erholt haben, will ich mit der Reiterei bald bei euch sein." Er verließ den Rhein und eilte in Geschwindmärschen herbei, ohne daß die Schweden die geringste Kunde davon hatten. Plötzlich — im Juni 1675 fielen mitten in der Nacht die Brandenburger in Rathenow ein, wo der schwedische Heerführer Wrangel sein Hauptquartier hatte, sprengten die Schweden auseinander und nahmen Wrangel gefangen. Friedrich Wilhelm drängte den Zurückweichenden mit Ungestüm nach. Er erreichte sie (28. Juni 1675) beim Städtchen Fehrbellin in der Mark und schlug sie so, daß sie mit Zurücklassung des Gepäckes und der Kanonen nach Vorpommern zurückflohen. Der Kurfürst war mitten im heftigsten Kampfgewühl gewesen; nur mit Mühe hatten ihn die Seinigen aus der schwedischen Reiterei herausgehauen. Nach schon entschiedener Schlacht, bei dem Rückzuge der Schweden auf Fehrbellin, war des Kurfürsten Stallmeister, Emanuel von Froben, an seiner Seite von einer feindlichen Kanonenkugel getödtet worden.*) Dieser Sieg über die Schweden, damals die gefürchtetsten Krieger im Norden Europa's, erwarb den Brandenburgern und ihrem kühnen Feldherrn allgemeine Bewunderung; der Tag von Fehrbellin eröffnet die glorreiche Reihe der Ehrentage des preußischen Heeres.

Auch für das Innere seines Reichs hatte der große Kurfürst viel gethan. Er führte die Post ein und nahm 20—30,000 Fran-

*) Sage und Lied haben den Tod Frobens verherrlichend ausgeschmückt. Der Kurfürst, so wird erzählt, hielt auf einem Schimmel den schwedischen Geschützen gegenüber, nachdenklich die Feinde beobachtend. Die Schweden mochten wohl den Kurfürsten erkannt haben und feuerten heftig nach ihm hin. Eine Kanonenkugel um die andere schlug neben dem Schimmel ein, daß der Sand aufspritzte. Das Pferd wurde unruhig, der Kurfürst merkte nichts. Da fühlte ein treuer Diener, der Stallmeister Froben, die Gefahr des Herrn. „Erlaube," sprach er, „daß ich den Schimmel etwas beruhige; besteige unterdeß mein Pferd!" — Der Tausch geschieht; Froben reitet zur Seite. Und wieder krachen die Kanonen, der Schimmel steigt hoch empor und Roß und Reiter getroffen stürzen zu Boden.

zosen (réfugiés), die wegen der Religionsverfolgungen unter Ludwig XIV. (1685) hatten auswandern müssen, auf, meist in Berlin. Es waren meist geschickte Fabrikanten, die nun diejenigen Waaren, die man bisher hatte aus Frankreich holen müssen, im Lande verfertigten, besonders Strümpfe, Hüte und Seidenzeuge. Ferner ließ Friedrich Wilhelm die Dorotheenstadt bauen, die von seiner zweiten Gemahlin, die zur Lindenallee den ersten Baum gepflanzt hat, den Namen führt. Seiner ersten Gemahlin, Henriette Luise von Oranien, Enkelin des Befreiers der Niederlande, hatte er in dem nach ihr genannten Städtchen Oranienburg ein Schloß gebaut. Diese Fürstin, ebenso ausgezeichnet durch Einsicht und Sorglichkeit für ihren Gemahl, wie durch Sanftmuth und Frömmigkeit, war die Dichterin des Kirchenliedes: „Jesus meine Zuversicht.“

Sein Sohn und Nachfolger war Friedrich III. (1688—1714), ein Mann von ganz anderer Art. Von schwächlichem Körper, war er auch geistig nicht hervorragend; er war ganz und gar von Eitelkeit beherrscht. Doch zierten ihn aufrichtige Frömmigkeit und Wohlwollen; für die deutsche Sache gegen Ludwigs XIV. Uebermuth brachte er bereitwillig große Opfer. Der Titel eines Kurfürsten war ihm zu niedrig, und er ruhte nicht eher, bis der Kaiser darein willigte, daß er sich König in Preußen nenne.*). In Königsberg wurde am 18. Januar 1701 die Krönung mit übermäßiger Pracht vollzogen. Viele Leute lächelten über die Eitelkeit des Mannes und die Unterthanen seufzten hier und da über die neuen Lasten, und doch war Friedrichs That nicht ohne Vortheile für Preußens zukünftiges Ansehen. Als König nannte er sich Friedrich I. Seine treffliche, geistvolle Gemahlin Sophie Charlotte zog ländliche Zurückgezogenheit dem steifen Prunke des Hofes vor, und lebte daher gern in dem ihr vom Könige geschenkten Charlottenburg, wo sich ein Kreis gebildeter und gelehrter Männer um sie versammelte. In Berlin baute der König die Friedrichsstadt und das schöne Zeughaus. Der Papst protestirte gegen die preußische Königswürde: „eine solche That sei den päpstlichen Verordnungen entgegen, für den päpstlichen Stuhl beleidigend und gereiche zur Verachtung der (römischen) Kirche.“ Ein Jahr vorher, ehe Friedrich starb, hatte er noch die Freude, daß ihm ein Enkel geboren wurde, der nachmalige große Friedrich.

---

*) Erst nach der Wiedervereinigung Westpreußens mit Ostpreußen 1772 erhielt der Titel „König von Preußen“ seine volle Bedeutung.

Friedrichs I. Sohn, Friedrich Wilhelm I., folgte 1713 und starb 1740. Welch ein sonderbarer Mann! Die Ordnung, Sparsamkeit und Thätigkeit selbst, aber tyrannisch und jähzornig in hohem Grade. Das Erste, was er nach seiner Thronbesteigung that, war, daß er die vielen unnützen Hofleute abschaffte, in allen Stücken Ersparungen vornahm und davon die Schulden bezahlte. Kein Bürger konnte mäßiger leben, als der König. Er begnügte sich mit Hausmannskost und seine Uniform war oft abgetragen genug. Zwar spotteten manche über ihn, aber daraus machte er sich nichts; denn er hielt es wohl für eine Schande, Schulden zu haben, nicht aber, wirthlich zu leben. Bald waren auch wirklich die vielen Schulden seines Vaters bezahlt, und nun legte er zurück, damit sein Nachfolger einen Schatz vorfände. Dabei war er den ganzen Tag thätig; kein Beamter war sicher, daß er nicht selbst nachsah, und wehe dem, der seinen Zorn rege machte! Bei dem geringsten Widerspruche hieß es: „Räsonnir' Er nicht!“ und war man nun nicht still, so setzte es Faustschläge, Stockprügel und Fußtritte, und vor diesen Mißhandlungen waren selbst seine Gemahlin und Kinder nicht sicher. Des Abends erholte er sich mit einigen gleichgesinnten Generalen im sogenannten Tabakscollegium. Da wurde dermaßen Tabak geraucht, daß man vor Qualm kaum die Lichter brennen sah; die Unterhaltung war dabei nicht die feinste und der König erlaubte sich selbst oft die gröbsten Späße. Seine Hauptliebhaberei waren große Soldaten. Seine Garde bestand fast aus lauter Riesen, und als sein Nachfolger sie später größtentheils verabschiedete, haben sich wirklich die größten davon als Riesen für Geld sehen lassen. Wo er nur von einem großen „Kerl“ hörte, da mußte er ihn haben und hätte er ihn sollen mit Gewalt entführen lassen. Wollte ihm ein anderer Fürst eine rechte Freude machen, so schickte er ihm einige recht große Leute. Einmal ließ er einem besonders langen Bauerkerle, der aber etwas schiefe Beine hatte, diese zerbrechen und dann gerade heilen, um ihn zur Garde brauchen zu können, und einen andern Riesen kaufte er für 5000 Reichsthaler. Aber er hatte diese Riesen nur zur Spielerei, nicht zum Kriegführen, ließ sich daher auch nur selten und höchst ungern in einen Krieg ein, und wenn er Hülfstruppen stellen mußte, schärfte er dem Fürsten Leopold von Dessau, der sie anführte, ein, sie ja zu schonen. Dieser Fürst, den man den alten Dessauer zu nennen pflegte, war ein Mann ganz nach Friedrich Wilhelms Sinn; rauh wie der König, ein Feind aller Wissen-

schaften und ein tüchtiger Soldat. Kein Heer war so trefflich exercirt als das preußische. Die Gelehrten konnte Friedrich Wilhelm durchaus nicht leiden. Er pflegte sie Tintenklecksser zu nennen, und wo er konnte, hängte er ihnen etwas an; aber freilich waren auch die damaligen Gelehrten steife Pedanten. Das waren seine schwachen Seiten. Aber auf der andern Seite verdiente er alle Achtung. Sein Hof blieb unberührt von dem aus Frankreich herüber kommenden Sittenverderben anderer deutscher Höfe jener Zeit; sein Familienleben war ein Vorbild der Treue und des strengsten Pflichtgefühles. Er war ein nach seiner Weise frommer Mann und hat viele treffliche Anstalten gestiftet. Das Cadettenhaus in Berlin, das große Waisenhaus für Soldatenkinder in Potsdam und die berliner Charité hat er gegründet. Potsdam, bis dahin ein von Sümpfen umgebenes Dorf, verdankt ihm recht eigentlich seine Entstehung. Auch nahm er fremde Colonisten, die anderwärts der Religion wegen vertrieben waren,*) mit Vergnügen in sein Land auf und machte außerdem eine Menge guter Einrichtungen, die zum Theil noch bestehen. Zu bedauern ist, daß er den großen Geist seines ältesten Sohnes erst spät zu würdigen verstand und daher den armen Fritz entsetzlich hart behandelte.

Friedrich der Große — das war dieser Sohn — wurde 1712 geboren. Gleich nach der Geburt wurde er einer sehr würdigen Frau, einer Französin, übergeben. Sie war die Wittwe eines französischen Obersten von Rocoulles und in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich ausgewandert. Schon seinen Vater, Friedrich Wilhelm I., hatte sie bis ins siebente Jahr erzogen; eben so lange behielt sie den Kronprinzen Friedrich und wußte sich seine Achtung für ihr ganzes Leben zu erwerben. Daß man dem Prinzen eine französische Erziehung gab, war nach

*) Die evangelischen Gemeinden, die in Salzburg lebten, hatten den Erzbischof, Freiherrn von Firmian, flehentlich um freie Religionsübung gebeten. Aber er versagte ihnen sogar häuslichen Gottesdienst und verbot ihnen zugleich die Auswanderung. Er ließ die, welche nicht katholisch werden wollten, ins Gefängniß werfen und nahm ihnen die Kinder, die nun in katholische Schulen gesteckt wurden. Vergebens verwandten sich mehrere Fürsten, an die sich die Salzburger gewandt hatten, für sie; Firmian antwortete ihnen nicht einmal. Endlich bewirkten die Fürsten doch so viel, daß er ihnen die Auswanderung erlaubte. Sie verließen mit schwerem Herzen das geliebte Vaterland 1731, die wenigen Habseligkeiten tragend, die sie fortbringen konnten; alles Uebrige mußten sie zurücklassen. So verlor Salzburg mehr als 20,000 fleißige Unterthanen.

dem Geiste jener Zeit. Dann erhielt er männliche Aufseher, den General von Finkenstein und den Oberst von Kalkreuth. Die Leitung seines Unterrichts übergab man einem Franzosen, aber einem sehr braven Manne, Duhan de Jandun, der in das junge Herz seines Zöglings eine hohe Achtung für Tugend pflanzte. Auch andere Lehrer mußten den heranwachsenden Knaben unterrichten; nur der Unterricht in der Religion war höchst mittelmäßig, und dies war die Ursache, daß Friedrich auch nachmals nicht so warm für Religion eingenommen war, als man ihm wohl hätte wünschen mögen.

Nicht leicht hat wohl jemand eine so harte Jugend wie Friedrich gehabt, obgleich sein Vater ihn anfangs zärtlich liebte. Er zeigte als Knabe und Jüngling großen Hang zu allen stillen und sanften Beschäftigungen. Lesen war sein Hauptvergnügen; aber ob ihn gleich der König im 13. Jahre zum Hauptmann ernannt hatte, so waren ihm doch alle Kriegsübungen zuwider. Kaum merkte dies der Vater, so bezeigte er seinen lebhaften Unwillen, und da dies nichts änderte, so fing er an, den ihm so ungleichen Sohn förmlich zu hassen.*) Sogar als Friedrich schon erwachsen war, wurde er noch vom Vater nicht nur wacker geschimpft, sondern selbst bei den Haaren herumgezogen und mit Füßen getreten. „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet," pflegte er zu sagen; „er macht sich nichts aus den Soldaten, und wird mir meine ganze Arbeit verderben." Dazu kam noch, daß der häusliche Friede zwischen dem Könige und der Königin zuweilen gestört war, was jederzeit auf die Kinder vom unglücklichsten Einflusse ist. Es gab damals zwei Parteien am Hofe; eine, die sich an Oestreich und den Kaiser hielt, an ihrer Spitze der König, und eine englisch-hannöversche, welcher die Königin als eine geborene Prinzessin von

*) Eines Tages war der geschickte Flötenspieler Quanz, der am dresdener Hofe lebte und mit der Erlaubniß der Königin jährlich zweimal nach Berlin zum Unterrichte des Kronprinzen kommen durfte, bei demselben. Beide spielten Flöte; Friedrich hatte die Uniform ausgezogen und dafür einen goldstoffenen Schlafrock und einen Haarbeutel angelegt. Plötzlich hörten sie den König kommen. Quanz sprang mit Noten und Flöten in ein zum Ofenheizen bestimmtes Kämmerchen, und der Prinz warf schnell den Schlafrock ab und fuhr in die Uniform. Dennoch mußte er vom Könige eine scharfe Strafpredigt anhören, weil der Haarbeutel bemerkt wurde; der Schlafrock wurde ins Feuer geworfen, und die vorgefundenen Bücher dem Buchhändler zurückgeschickt. Erst nach einer Stunde war der geängstigte Quanz erlöst.

Hannover zugethan war. Sie wollte nun gerne, daß ihr Fritz eine englische Prinzessin heirathen sollte, und dazu war er auch geneigt; der König aber konnte seinen Schwager, den König Georg den II. von England, nicht leiden und war deshalb gegen die Verbindung. Der östreichische Gesandte Graf Seckendorf, unterstützt von dem General von Grumbkow und dem Fürsten Leopold, unterhielten und verstärkten diese Abneigung. Das vermehrte nun noch den Haß des Vaters gegen den Sohn, der zwar so liebenswürdig war, daß ihn jedermann mit Wohlgefallen ansah, aber doch nicht alles vermied, was den Vater reizte. So sah er ernst, wenn der Vater scherzte; er tadelte die Härte gegen die Soldaten, verachtete die Jagd als rohen Zeitvertreib und bespöttelte das, was dem Vater Vergnügen machte. Oft kam es zwischen dem Könige und seiner Gemahlin zu den lebhaftesten Streitigkeiten darüber. Einmal ließ der König verlauten: „Ihr Sohn ist ein ungerathener Junge, ein Taugenichts, dem ich eher die Peitsche werde geben lassen, als ihn verheirathen. Er ist mir ein Gräuel. Aber ich will ihn schon in Ordnung bringen." Der arme Friedrich führte das traurigste Leben von der Welt. Er hatte nicht die mindeste Erholung. Musik, Lesen und Lernen war ihm streng untersagt. Niemand wagte mit ihm zu sprechen, ja, er unterstand sich kaum, seine Mutter dann und wann zu besuchen. Sein Vater nannte ihn zuletzt nicht anders als den Spitzbuben Fritz und zwang ihn und seine älteste Tochter, alles das zu essen, was ihnen zuwider war; ja, oft bekamen sie nicht satt zu essen, und als sich einmal seine jüngere Tochter darüber beklagte, gerieth er gegen seinen Fritz in Wuth, überhäufte ihn mit Schimpfworten und warf ihm einen Teller an den Kopf. Die Gicht, an welcher er litt, machte ihn noch verdrießlicher, und wenn seine beiden ältesten Kinder zufällig seinem Polsterstuhle zu nahe kamen, so waren sie sicher, Stöße mit der Krücke zu bekommen. Kein Wunder, daß sich beide vor ihm fürchteten und ihm überall aus dem Wege gingen. Auch wenn er gesund war, ließ er seinen Zorn gegen sie aus, und nur, wenn er auf der Jagd war, wagten sie zum Vorschein zu kommen und ihre Mutter zu besuchen. Einmal waren sie auch da, als der König sich plötzlich dem Zimmer näherte. Sie hatten nur gerade so viel Zeit, daß der Prinz in einen Schrank und die Prinzessin unter das Bett sich verkroch. Unglücklicherweise war der Köuig sehr müde von der Jagd, legte sich aufs Bette und schlief zwei ganze Stunden, und so lange mußten auch die beiden

Unglücklichen in ihrer unbequemen Lage aushalten. Eines Tages trat der Kronprinz in seines Vaters Zimmer. Kaum erblickte ihn dieser, als er auf ihn lossprang, ihn beim Kragen faßte und ihn wüthend mit dem spanischen Rohre so lange prügelte, bis ihm die Kräfte ausgingen. Solcher Behandlung sah sich der Prinz fast bei jedem Zusammentreffen ausgesetzt; statt der Liebkosungen, die andere Söhne von ihren Aeltern erhalten, bekam er Faustschläge und Stockprügel, besonders seitdem der Vater erfahren hatte, daß er einige Tausend Thaler Schulden gemacht. Einmal warf der König ihn zu Boden, schleppte ihn bei den Haaren zum Fenster, schlang die Gardinenschnur um seinen Hals und hätte ihn im Zorne erwürgt, wäre nicht auf das Geschrei des Prinzen ein treuer Kammerdiener herbeigekommen und hätte ihn aus der Hand des Wüthenden gerettet.

Diese fortdauernden Mißhandlungen erbitterten den Kronprinzen so, daß er endlich darauf dachte, sich durch die Flucht dem grausamen Vater zu entziehen. Auf einer Reise, die er 1730 mit seinem Vater machte, sollte der Plan ausgeführt werden. Zwischen Heidelberg und Heilbronn wollte er entfliehen. Schon war er im Begriff, auf das dazu bestimmte Pferd zu steigen, als mehrere Generale, die genau über seine Schritte wachten, dazu kamen und ihn zurückführten. Alles wurde dem Könige gemeldet, der, weil der Beweis fehlte, dazu schwieg, bis er einen Brief erhielt, welchen der Kronprinz an seinen Freund, Herrn von Katt in Berlin, geschrieben und in welchem er ihm erzählt hatte, er werde in zwei Tagen entfliehen, und hoffe ihn im Haag zu treffen, von wo sie nach England gehen wollten. Unglücklicherweise war aber dieser Brief an einen andern Katt gekommen, der ihn sogleich dem Könige zusendete. Dieser befahl dem Obersten von Waldow und von Rochow, genau auf den Kronprinzen Acht zu geben. Von Frankfurt bis Wesel ging die Reise zu Wasser. Sobald der König in die dazu bestimmte Jacht trat und seinen Sohn erblickte, fiel er über ihn her, faßte ihn bei den Haaren und hätte ihn erwürgt, wäre nicht der Oberst von Waldow zu Hülfe geeilt. Der Degen wurde ihm nun abgefordert und er als Gefangener behandelt. Dennoch gab er die Hoffnung, zu entfliehen, noch nicht auf. Als er nach Geldern kam, bat er seinen Aufseher flehentlich, ihm doch zu erlauben, eine Nacht in Wesel zubringen zu dürfen. Das wurde ihm erlaubt. So kam er bis an die Schiffbrücke, die über den Rhein führt. Hier bat er, aus dem Wagen aussteigen und zu

Fuße in die Stadt gehen zu dürfen, damit ihn niemand erkenne. „Immerhin!“ antworteten seine Begleiter. Aber kaum sah er sich frei, als er eiligst davonlief, um die nicht sehr entfernte Grenze zu erreichen. Eine in der Nähe befindliche Wache hielt ihn bald auf und brachte ihn in Sicherheit. Als er vor den König gebracht wurde, fuhr ihn dieser wüthend an, warum er habe desertiren wollen? „Weil,“ antwortete er, „Sie mich nicht als Sohn, sondern als einen niederen Sklaven behandelt haben.“ Hier zog der König den Degen und hätte ihn durchbohrt, wäre ihm nicht ein Offizier in die Arme gefallen.

Nun wurde eine förmliche Untersuchung gegen den Kronprinzen eingeleitet, und ein Kriegsgericht niedergesetzt. Mit größter Vorsicht war der Kronprinz nach dem Städtchen Mittenwalde bei Berlin und nach wenigen Tagen von dort nach Küstrin gebracht worden. Der König hoffte, daß die Richter ihn zum Tode verurtheilen würden, so aufgebracht war er. Er nannte ihn nicht anders als den Delinquenten oder den entlaufenen Oberstlieutenant Fritz. Niemand als seine nächsten Umgebungen wagten ihm zu nahe zu kommen; er wollte durchaus Blut fließen sehen. Der unglückliche Katt war indessen auch eiligst in Berlin festgenommen worden und wurde vom Kriegsgerichte zwar nur zu mehrjähriger Festungsarbeit, vom Könige aber zur Enthauptung verurtheilt, so viel Fürsprache auch von allen Seiten für ihn eingelegt wurde, da er ja nichts gethan und nur um die Entweichung gewußt hatte. Ueber den Kronprinzen ein Urtheil zu fällen, erklärte sich das Kriegsgericht nicht für befugt, da es ihnen als Unterthanen nicht zukomme, über Vorfälle in der königlichen Familie zu richten. Die Vorstellungen mehrerer angesehenen Generale und selbst auswärtiger Fürsten retteten ihn vor der ihm angedrohten Todesstrafe.*)

*) General Buddenbrock, ein Liebling des alten Königs, riß sich die Weste auf und rief heldenmüthig: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf!“ — Frau von Kamecke, die Oberhofmeisterin der Königin, wagte, während alle vor den Wuthausbrüchen des Königs zitterten, ihm zu sagen: „Sie haben sich bis jetzt etwas darauf zu gute gethan, ein gerechter und gottesfürchtiger Fürst zu sein, und Gott hat sie mit Wohlthaten überhäuft; aber wehe Ihnen, wenn Sie von Gottes heiligen Geboten abgehen. Fürchten Sie seine Gerechtigkeit. Fassen Sie sich! Ihr erster Zorn ist verzeihlich, aber er wird zum Verbrechen, wenn Sie ihn nicht zu überwinden suchen.“ Diese muthigen Worte einer Frau machten großen Eindruck auf den König. „Sie sind sehr kühn,“ sagte er, „daß Sie gegen mich eine solche Sprache führen, aber ich nehme es nicht übel. Ihre

In Küstrin sperrte man den Kronprinzen in ein kleines Stübchen ein und erlaubte ihm nicht einmal, anders als zum Essen Licht zu brennen. Man gab ihm nur hölzerne Schemel; das Essen wurde ihm, weil Gabel und Messer ihm versagt waren, geschnitten gereicht. Zum Lesen erhielt er nichts als eine Bibel und einige Andachtsbücher. Das Härteste aber war, daß der König ausdrücklich befahl, er solle der Hinrichtung seines Freundes Katt zusehen. Dieser wurde unter starker Bewachung nach Küstrin gebracht und hier augenblicklich auf das Blutgerüst geführt, welches vor dem Fenster des Kronprinzen aufgeschlagen war. Jetzt rollte die verschlossene Gardine des Zimmers hinauf, er sah plötzlich das schwarz ausgeschlagene Gerüst, und wurde gezwungen, ans Fenster zu treten. Als er Katt erblickte, wollte er sich aus dem Fenster stürzen, und als man dies verhinderte, bat er flehentlich, die Hinrichtung aufzuschieben; er wolle an den König schreiben und für den Preis der Begnadigung seines Freundes seinem Rechte auf die Thronfolge entsagen. Das dürfe man nicht, antwortete man ihm, der König sei unerbittlich. „O mein liebster Katt," rief er nun, „wie unglücklich bin ich! Ich bin schuld an Ihrem Tode! Wollte Gott, ich stände an Ihrem Platze!" — „Ach, gnädiger Herr," antwortete Katt, „wenn ich tausend Leben hätte, so würde ich sie alle gern für Sie hingeben!" In dem Augenblicke fiel er auf die Knie nieder und rief: „Mein Gott, ich gebe meinen Geist in deine Hände!" und sogleich fiel sein Kopf zu Boden. Er war erst 22 Jahre alt. Der Kronprinz hatte hiervon nichts mehr gesehen. Ohnmächtig war er umgesunken und auf sein Bett gelegt worden. Als er wieder zu sich kam, war er in einer schrecklichen Stimmung. Bald weinte er, bald starrte er in dumpfer Betäubung vor sich hin und wollte durchaus sterben, und nur der Gedanke an seine Mutter und an seine geliebte Schwester konnte ihn bewegen, sich etwas zu schonen. Sehr wohlthätig für sein verstörtes Gemüth war der Besuch eines Feldpredigers, Müller, der den unglücklichen Katt zum Tode bereitet hatte und nun kam, um die letzten Grüße desselben dem Prinzen zu überbringen. Katt ließ ihm sagen, er möge sich ja durch die letzten Ereignisse zur Buße führen lassen, seinem Vater sich unterwerfen und nicht denen folgen, die seinen Leidenschaften schmeichelten, sondern die, welche ihm die Wahrheit

Absichten sind gut; Sie sprechen freimüthig zu mir und das vermehrt meine Achtung für Sie. Beruhigen Sie meine Frau!"

sagten, für seine besten Freunde halten. Mit dem braven Prediger unterhielt sich der Prinz gern, ließ ihn oft zu sich kommen, und es gelang jenem nach und nach, sein Gemüth den Gefühlen der Religion zu öffnen und es dadurch zu beruhigen. Auch bewog er er ihn, dem Könige einen ehrfurchtsvollen Brief zu schreiben, und obgleich dieser von ihm noch nichts wissen wollte, so entließ er ihn doch bald aus seinem Gefängnisse, befahl aber, er solle nicht aus der Festung gehen und als unterster Kriegsrath (so viel als jetzt Regierungsrath) dort arbeiten. Dadurch lernte Friedrich den Gang der Geschäfte kennen, was ihm nachmals als König von großem Nutzen war. In den Nebenstunden studirte er seine Lieblingswissenschaften, besonders Geschichte; aber freilich nur insgeheim: denn der König hatte das streng verboten.

Alle diese erduldeten Leiden dienten dazu, sein Herz zu veredeln, ihn zum Nachdenken über sich selbst zu gewöhnen, und den Vorsatz in ihm zur Reife zu bringen, für die Zukunft überlegter zu handeln, und so wurde auch für ihn das Unglück eine treffliche Schule der Tugend. Nach einem Jahre erhielt er die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren, bei Gelegenheit der Vermählung der ältesten Prinzessin Friederike mit dem Erbprinzen von Baireuth. Die Königin wußte von seiner Begnadigung so wenig, als die Prinzessin; um so angenehmer war die Ueberraschung.*)

---

*) Die Prinzessin erzählt in ihren hinterlassenen Denkwürdigkeiten selbst diesen Vorfall mit folgenden Worten: „Ich tanzte sehr gern. Mitten in einer Menuet unterbrach mich der Minister von Grumkow: „„Mein Gott,““ sagte er, „„es scheint, daß Sie von der Tarantel gestochen sind; sehen Sie nicht die Fremden, die eben angekommen sind?““ Ich blieb schnell stehen, sah mich nach allen Seiten um und erblickte endlich einen jungen, grau gekleideten Mann, der mir ganz unbekannt war. „„Umarmen Sie doch den Kronprinzen,““ sagte jener; „„da steht er vor ihnen.““ Alles Blut stockte mir vor Freude. „„O Himmel! mein Bruder!““ rief ich laut. „„Aber ich sehe ihn ja nicht. Wo ist er denn? Zeigen Sie mir ihn ums Himmels willen.““ Grumkow führte mich zu ihm. Erst als ich ihm näher kam, erkannte ich ihn, aber mit Mühe. Er war sehr stark geworden, auch sein Gesicht hatte sich geändert. Ich fiel ihm um den Hals, und war so ergriffen, daß ich nur einzelne Worte hervorbrachte. Ich weinte, ich lachte wie unsinnig. In meinem Leben habe ich keine so lebhafte Freude empfunden. Nach den ersten Aufwallungen der Freude warf ich mich dem Könige zu Füßen. „„Bist du nun zufrieden?““ sagte er; „„du siehst, daß ich dir Wort gehalten habe.““ Ich nahm meinen Bruder bei der Hand und bat den König, ihm seine Liebe wieder zu schenken. Diese Scene war so rührend, daß die ganze Versammlung bis zu Thränen bewegt wurde.“

Von diesem Tage begann für den Kronprinzen eine glücklichere Zeit. Noch einmal hielt der König ihm sein Vergehen ernsthaft vor, sagte ihm aber auch zugleich, daß dies das letzte Mal sei und daß er nun das Vergangene vergessen und vergeben wolle. Er hielt auch Wort; es schien, als ob mit dem letzten Sturme seine Heftigkeit sich ausgetobt hätte. Auch that Friedrich alles mögliche, seinem Vater seinen guten Willen zu zeigen. Kein Regiment war so gut exercirt wie das seinige; denn er wußte wohl, daß nichts den König so sehr erfreuen könnte als dies. Aus seinem Garten und seiner Speisekammer schickte er fleißig frühen Spargel, Weintrauben, Melonen, Kibitzeier, Pasteten, Enten, Truthähne und Tauben in die königliche Küche und ließ in der ganzen Welt Soldaten von seltener Größe für die Garde aufsuchen. Das war aber keine Heuchelei; bei jeder Gelegenheit, auch nachmals, zeigte er eine hohe Ehrfurcht für das Andenken seines Vaters, der allerdings auch viele Verdienste hatte, und er sprach auch in der Folge nie von den Schwächen, sondern nur von den Tugenden desselben; ein herrlicher Zug aus dem Charakter Friedrichs des Großen! — Seit seiner Begnadigung lebte er in Ruppin, wo sein Regiment stand, oder auf dem nahe gelegenen Lustschlosse Rheinsberg in Gesellschaft ähnlich gesinnter Freunde. Es ist erfreulich, zu sehen, wie zärtlich der alte König in der letzten Zeit seines Lebens ihn liebte, und wie diese Zärtlichkeit zunahm, je mehr der Vater sich dem Tode näherte. Als Friedrich einmal gefährlich krank war, hörte man den König schmerzvoll ausrufen: „Ach, soll ich meinen Sohn verlieren!“ Eben so groß war das Vertrauen des Königs auf den Kronprinzen.“ In den letzten Jahren seines Lebens erfuhr der König trotz seiner langen, treuen Anhänglichkeit an den Kaiser mancherlei Kränkungen und Zurücksetzungen von demselben. Einst, als er seinen Unmuth aussprach, zeigte er auf den Kronprinzen mit den Worten: „da steht einer, der mich rächen wird.“ Ein ander Mal, nachdem er sich mit dem Prinzen lange freundlich unterhalten hatte, wandte er sich an die Umstehenden mit einem freudestrahlenden Gesichte: „Thut mir Gott nicht viele Gnade, daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben hat?“ Er nannte ihn nicht anders als Fritzchen, und dieser vergoß viele Thränen bei der letzten Krankheit seines Vaters und versicherte, gern einen Arm für die Verlängerung des Lebens desselben hingeben zu wollen. Wie gehorsam er gegen seinen Vater war, beweist auch, daß er sich mit einer braunschwei-

gischen Prinzessin, Elisabeth Christine, vermählte, die dieser für ihn ausgesucht hatte. Aus eigener Neigung heirathete er sie nicht, so schön, liebenswürdig und geistreich sie auch war. Der Gedanke, daß sie ihm aufgedrungen war, scheint sie ihm zuwider gemacht zu haben, so daß er nur so lange, wie sein Vater lebte, mit ihr zusammen wohnte. Er versicherte oft, er kenne keine Frauensperson, die mehr Achtung verdiene als seine Frau; er erwies ihr die größte Aufmerksamkeit, auch späterhin als König; aber er vermied sie geflissentlich. Sie lebte im Winter auf dem königlichen Schlosse in Berlin, im Sommer auf dem Schlosse Schönhausen eine Meile von Berlin, während er in und bei Potsdam sich aufhielt, und nie hat sie seinen Lieblingsaufenthalt, sein Schloß Sanssouci, gesehen, weil er sie nie dahin einlud, und sie es für zudringlich hielt, in seiner Abwesenheit hinzukommen. Er besuchte sie jährlich an ihrem Geburtstage. Dann machte er ihr einen steifen Glückwünschungsbesuch in Schuhen und seidenen Strümpfen. Auch aß er etwa jährlich viermal Sonntags mit seinen Brüdern bei ihr. Wie viel reine Freuden hat der große Mann doch durch dies unglückliche Verhältniß entbehrt!" *)

Friedrich II. oder der Große, auch der Einzige genannt, wurde König, als sein Vater 1740 starb, und hat den preußischen Thron bis 1786, also 46 Jahre lang, geziert. Von dem Augenblicke an war seine ganze Aufmerksamkeit auf die Regierung gerichtet. „Die Zeiten der Possen seien nun vorüber," meinte er. Jeder Unterthan erhielt die Erlaubniß, sich selbst an ihn zu wenden, und alle Sachen von Wichtigkeit mußten ihm vorgelegt werden. Seine Cabinetssecretäre mußten täglich alle eingehenden Schreiben und Vorstellungen ordnen und ihm uneröffnet auf seinen Schreibtisch legen. Hier las er sie allein durch und schrieb mit einigen Worten die Antwort an den Rand. So brachte er täglich die ersten Morgenstunden zu, und noch denselben Tag mußten die Secretaire die Antworten aufsetzen und abschicken. Kein Festtag, keine Reise, keine Krankheit des Königs machte darin eine Aenderung. Dabei verstand er die Kunst, die geschicktesten Leute zu

*) Sie war eine äußerst brave Frau, die ihr Leben ganz der Frömmigkeit, der Mildthätigkeit und dem Fleiße geweiht hatte. Von den ihr jährlich ausgesetzten 41,000 Thalern verwendete sie 24,000 für Hülfsbedürftige. Sie hatte eine auserwählte Bibliothek; Gellert war ihr Lieblingsschriftsteller, und gern hatte sie Gelehrte an ihrer Tafel.

seinen Beamten herauszufinden, und selten betrog er sich darin. — Zu dieser ungemeinen Thätigkeit kam ein ganz ausgezeichneter Verstand und der feste Wille, sein Volk recht glücklich zu machen. Was ließ sich nicht bei einer so seltenen Vereinigung von großen Talenten und gutem Herzen erwarten! Und glücklicherweise haben diese Erwartungen nicht betrogen. Er war von mittlerer Statur und wohlgebautem Körper, hatte eine etwas lange, aber wohlgestaltete Nase, nicht zu große, aber schöne, blaue, feurige Augen, und so durchdringend, daß keiner, auch wer das beste Gewissen hatte, im Stande war, sie lange anzusehen, wenn des Königs Blick ihn fixirte. In ihnen malten sich die oft schnell abwechselnden Gemüthsbewegungen des großen Mannes; gleichgültig sah er fast nie aus. Sein Anstand war, vorzüglich in den jüngeren und männlichen Jahren, überaus edel, sein Gang durchaus nicht steif, eher etwas nachlässig, aber schnell und voll Würde; im höheren Alter saß er etwas gekrümmt und nachlässig zu Pferde.

Gleich seine ersten Verordnungen zeigten von großer Weisheit und erwarben ihm das Vertrauen seiner neuen Unterthanen. Er behielt alles Gute, was sein Vater eingerichtet hatte, bei und änderte nur solche Dinge, welche seinen Unterthanen eine Last waren. So entließ er die meisten riesenhaften Gardisten, die dem Staate so große Summen kosteten, erklärte, daß er in Religionssachen die größte Duldung beweisen werde, und unterstützte, da gerade große Theuerung war, die Nothleidenden aus seinen Magazinen.

Noch war er keine fünf Monate König, als die Nachricht einlief, daß der deutsche Kaiser, Karl VI., gestorben sei. Dieser Fürst hatte keinen Sohn, und war daher schon lange vor seinem Tode besorgt gewesen, ob auch die europäischen Könige wohl seine einzige Tochter, Maria Theresia, als Erbin seiner Länder anerkennen würden. Daher hatte er eine Schrift aufgesetzt, die er die pragmatische Sanction nannte, und in welcher dieser seiner Tochter alle seine Erbländer nach seinem Tode zugesprochen wurden. Diese Schrift ließ er von allen mit ihm befreundeten Königen unterschreiben, und um sie dahin zu bringen, ließ er es sich manches Opfer kosten. Nun erst war er ruhig und dachte, jetzt könnte es seiner Tochter nicht fehlen. Aber kaum war er todt, so zeigte sich, wie vergänglich auch die sichersten menschlichen Einrichtungen sind. Alle Fürsten, die irgend einen scheinbaren Anspruch auf eine östreichische Provinz hatten, kamen jetzt damit hervor; denn

sie glaubten der jungen Prinzessin leicht alles abdringen zu können. Maria Theresia war damals 23 Jahre alt, und erst seit vier Jahren an den Herzog Franz von Lothringen*), den sie über alles liebte, vermählt; eine Frau von großer Einsicht, vieler Entschlossenheit und einem schönen Gemüth. Jetzt sollte sie gleich eine harte Probe ihrer Standhaftigkeit aushalten. Auch Friedrichs Vater hatte die pragmatische Sanction unterschrieben; aber Friedrich glaubte nicht nöthig zu haben, sich an etwas zu binden, was er nicht selbst versprochen hatte, war auch überdies von Karl VI. einmal hintergangen worden. Den jetzigen günstig scheinenden Augenblick wollte er nicht vorbeigehen lassen, seine Ansprüche auf einige schlesische Fürstenthümer geltend zu machen, und ließ also in aller Eile rüsten, aber mit solcher Stille, daß fast niemand außer ihm wußte, was er eigentlich im Schilde führte. Er nahm an allen Wintervergnügungen Theil, als wenn er nichts wichtigeres vorhabe. Plötzlich aber reiste er im December 1740 von Berlin ab, stellte sich an die Spitze seines Heeres und führte dies schnurstracks auf die schlesische Grenze los. Zugleich ließ er die Königin von Ungarn — dies war Maria Theresia — bitten, ihm gutwillig die verlangten Fürstenthümer abzutreten; dann wolle er ihr auch gegen alle übrigen Feinde beistehen und dafür sorgen, daß ihr Mann zum deutschen Kaiser gewählt würde. Die Antwort fiel, wie er es erwartet hatte, verneinend aus, und so rückten denn die preußischen Regimenter in Schlesien ein.

Bald fanden sich aber noch mehr Feinde ein, die alle von der bedrängten Lage der Königin von Ungarn Vortheil ziehen wollten. Die Könige von Spanien und Frankreich (Philipp V. von Anjou, Ludwig XV.), und die Kurfürsten von Sachsen und Baiern erklärten ihr auch den Krieg und fielen in ihre Länder ein. Um sie recht zu kränken und die Kaiserwürde dem östreichischen Hause zu entziehen, wählte man den Kurfürsten von Baiern unter dem Namen

*) Dieser Herzog Franz von Lothringen hatte sein Erbland gegen den Besitz des Großherzogthums Toscana abgetreten. Es war nämlich nach dem Tode August II. von Polen ein Erbfolgestreit ausgebrochen zwischen August von Sachsen, dem Sohne des verstorbenen Königs, und Stanislaus Lesczinski, der schon zu Karl XII. von Schweden Zeit einmal König von Polen gewesen. An diesem polnischen Erbfolgekrieg 1733—35 betheiligten sich Rußland, Oestreich, Frankreich und Spanien. August III. behielt mit russischer und östreichischer Hülfe die Oberhand. Lesczinski führte den Königstitel weiter und erhielt Lothringen, welches nach seinem Tode 1766 an Frankreich fiel.

Karl VII. zum Kaiser; aber er hat ihr nicht viel zu thun gemacht und ist auch schon drei Jahre darauf (1745) gestorben. Ganze acht Jahre mußte Maria Theresia sich mit ihren Feinden herumschlagen, und zuletzt ging sie ehrenvoll aus diesem Kampfe hervor. Er dauerte von 1741—48, wo der Friede von Aachen geschlossen wurde, und wird der Oestreichische Erbfolgekrieg genannt. Von diesem allgemeineren Kriege sind die beiden, welche Friedrich mit Maria Theresia führte, nur Theile, und werden die beiden schlesischen Kriege genannt. Von den Vorfällen dieser Kriege wollen wir nur einige Hauptbegebenheiten erwähnen.

Erster schlesischer Krieg (1740—42). Ohne Schwierigkeit hatte Friedrich Schlesien eingenommen. Die damals schon in Oestreich herrschende unglückliche Sitte, die vornehmsten Generale an die Spitze zu stellen und die fähigeren ihnen unterzuordnen, erleichterte dem König sein Unternehmen. Neipperg und Prinz Karl von Lothringen waren keine Generale, welche die preußische Armee schlagen konnten. Die Fehler des Feindes und die Erfahrung seines Schwerin verschafften Friedrich den ersten Sieg bei Mollwitz bei Brieg (10. April 1741). Obwohl dieselbe mehr durch die Tapferkeit der preußischen Soldaten und durch die geschickten Anordnungen des Feldmarschalls Schwerin, als durch die Geschicklichkeit des Königs, dem es an Erfahrung noch ganz fehlte, gewonnen ward, machte dieser erste Sieg doch Friedrichs Namen in ganz Europa berühmt, und man faßte große Hoffnungen von einem jungen Fürsten, der gleich so kräftig auftrat. Indessen fielen auch die andern Mächte über Maria Theresia her und beeilten sich, mit Friedrich ein Bündniß zu schließen. In Schlesien war dieser von den Evangelischen mit Entzücken, von den Katholischen mit Mißtrauen aufgenommen worden. In Breslau trat sogar ein Club katholischer Damen zusammen, die miteinander rathschlagten, wie man die Stadt, die für neutral erklärt war, den Oestreichern in die Hände spielen könnte; Mönche und katholische Geistliche machten die Zwischenträger. Aber sie wußten nicht, daß Friedrich auch seine heimlichen Anhängerinnen darunter hatte, die ihn von allen Ränken unterrichteten. Er beschloß daher, den Oestreichern zuvorzukommen und die Stadt zu besetzen. Er sammelte bei der Stadt einige Regimenter und verlangte den Durchmarsch über die Oderbrücke, und als ihm dies bewilligt wurde, besetzten die Truppen plötzlich alle Thore, und Breslau war in seinen Händen.

Die Lage Maria Theresia's war in der That sehr peinlich;

man hätte sich nicht wundern können, wenn sie, eine schwache Frau, den Muth verloren hätte. Aber sie zeigte einen männlichen Geist und bewies, daß jedes Unglück durch standhafte Ausdauer endlich zu überwinden ist. Als die feindlichen Heere unter dem Kurfürsten von Baiern nur noch wenige Tagemärsche von Wien entfernt standen und alle Kostbarkeiten des Hofes schon nach Preßburg geschafft wurden, berief sie die ungarischen Stände, die ihr mit großer Ergebenheit anhingen, nach Preßburg und trat in Trauerkleidern mitten unter sie, die ungarische Krone auf dem Haupte, das königliche Schwert an der Seite. Majestätisch schritt sie durch den Saal und stieg zum Throne hinan. In lateinischer Sprache hielt sie eine Rede voll Feuer, in welcher sie ihnen ihre bedrängte Lage vorstellte. „Verlassen von allen vorigen Freunden," so schloß sie, „habe ich keine andere Zuflucht, als zu eurer Treue. Ich werfe mich in eure Arme und erwarte schleunige Hülfe." Diese Worte und die Thränen, die ihr dabei in die Augen traten, rissen die graubärtigen Magnaten zur Begeisterung hin. Sie schwangen die Säbel und riefen mit nassen Augen: „Leben und Blut! Wir wollen sterben für unsere Königin Maria Theresia!" — Sechs Tage darauf ereignete sich eine noch rührendere Scene, als die Abgeordneten der Ungern sich vor ihrem Throne einfanden, um den Schwur des Gemahls der Königin zu empfangen. Franz rief dabei aus: „Mein Blut und mein Leben für die Königin und das Königreich Ungarn!" Da nahm Maria Theresia ihren Sohn Joseph, einen zarten Säugling, auf den Arm, zeigte ihn der Versammlung, und alle riefen abermals freudebegeistert: „Wir wollen sterben für unsere Königin Maria Theresia!" Die Ungern haben auch Wort gehalten und ihrem treuen Beistande verdankte Maria Theresia vorzüglich ihre Errettung aus der großen Bedrängniß. Keiner ihrer Feinde machte ihr aber so viel zu thun als Friedrich II., und er behauptete Schlesien, trotz aller Anstrengungen, ihn hinauszutreiben. Vorher hatte er bei Czaslau oder Chotusitz in Böhmen einen Sieg über sie erfochten (1742). Zuletzt schloß sie im dritten Jahre des Krieges Frieden mit ihm in Breslau,*) in welchem sie ihm fast ganz Schlesien, so weit es jetzt noch preußisch ist, überließ und nur froh war, diesen gefährlichen Feind los zu sein.

*) Der Präliminarfriede wurde in Breslau, der eigentliche Friede in Berlin abgeschlossen (Juli 1742).

Zweiter schlesischer Krieg (1744—45). Aber Friedrich blieb nicht lange müßiger Zuschauer. In Sachsen und Polen regierte damals (1733—63) August III., des starken August Sohn, ein äußerst träger, allen Regierungsgeschäften höchst abgeneigter Herr. Diese Sorge hatte der Graf von Brühl übernommen, ein Mann von großen Talenten für den gesellschaftlichen Umgang, sehr feinen Sitten, aber ohne gute Grundsätze, im höchsten Grade verschwenderisch und stolz. Er besaß ganz das Vertrauen seines Herrn und wurde von diesem mit Ehren und Reichthümern überhäuft.*) Dieser Brühl und Friedrich waren bittere Feinde. Daher machte Sachsen bald Frieden mit Oestreich, und schloß endlich gar ein Bündniß mit dieser Macht. Brühl versprach, nicht eher sollten die Sachsen die Waffen niederlegen, bis Maria Theresia Schlesien wieder erobert habe und der König von Preußen noch weiter beschränkt sein würde. Das erfuhr Friedrich bald wieder und kündigte geschwind der Maria Theresia Krieg von neuem an. Auch diesmal verrichteten die preußischen Helden herrliche Thaten. Nur eine mag hier stehen, um den Geist zu zeigen, der in dem trefflichen Heere herrschte. Im Jahre 1745 stand der König bei Frankenstein, der Markgraf Karl von Schwedt aber mit einer andern preußischen Abtheilung bei Jägerndorf und Troppau. Zwischen beide hatte sich das östreichische Heer gezogen. Friedrich sah ein, wie dringend nöthig es sei, den Markgrafen zu sich heranzuziehen; aber wie ihm den Befehl dazu hinterbringen? Denn die Oestreicher hatten so genau alle Wege besetzt, daß auch nicht ein Spion sich durchschleichen konnte. Da erhielt General von Ziethen, einer der ausgezeichnetsten Husarengenerale, den Befehl, alles daran zu wagen, mit seinem Regimente bis zum Markgrafen hindurchzudringen. Er sollte, setzte der König hinzu, den Befehl seinem ganzen Regimente bekannt machen, damit, wenn auch nur ein einziger Husar durchkäme, der Markgraf vom Willen des Königs unterrichtet würde. Aber Ziethen bedachte, daß es grausam wäre, seine braven Husaren aufzuopfern und entwarf einen andern Plan. Seine Leute waren an ihren rothen Dolmans bei den Oestreichern bekannt genug; aber

*) Seine Verschwendung ging so weit, daß er keinen Rock zweimal anzog, und ungeachtet dessen hinterließ er bei seinem Tode ein Vermögen von mehr als anderthalb Millionen Thaler. Als der Nachfolger des Kurfürsten eine Untersuchung über seine Verwaltung anstellen ließ, fand sich, daß er über sechstehalb Millionen Thaler unterschlagen und veruntreut hatte.

seit einiger Zeit trugen sie blaue Pelze und andere Mützen als vorher, ungefähr wie auch ein östreichisches Regiment. Darauf baute er seinen Plan. Er wollte sich durchzuschleichen suchen. Als er dem östreichischen Lager nahe kam, zogen gerade mehrere Regimenter von Neustadt, welches sie vergebens angegriffen hatten, wieder ins Lager zurück. Ziethen schloß sich an, indem er seinen Leuten streng befahl, ganz ruhig wie im Frieden zu reiten, und weder zu schießen, noch den Säbel zu ziehen. Er selbst zog die Tabackspfeife heraus, wie im tiefen Frieden. Voraus schickte er einige geborene Ungern, die in ihrer Landessprache die Feldwachen, auf welche sie stießen, freundlich begrüßen sollten. Auch durch ein feindliches Dragonerregiment ritten sie ungestört hindurch, und so befand sich Ziethen bald mitten unter den Feinden. Es war ein schöner, heller Tag. Er konnte das ganze Feld übersehen, welches mit Oestreichern bedeckt war. Die einen thaten dies, die andern jenes. Je näher man dem Lager kam, desto größer wurde die Gefahr, und Ziethen ließ seine Husaren näher zusammenrücken, um sich im Nothfall durchschlagen zu können. Dennoch merkten die Oestreicher nichts, ja ein feindlicher Oberst kam ganz treuherzig zu Ziethen geritten, bot ihm freundlich einen guten Tag und erzählte ihm, daß sein Regiment auch bald nachkommen würde. Aber wie vom Donner wurde er gerührt, als Ziethen seinen Husaren zurief: „Nehmt ihn gefangen! es ist ein Oestreicher!“ Eine Strecke marschirten die Husaren noch ganz ruhig, mitten durch die Oestreicher durch. Nun aber wandte sich der Weg, und Ziethen schwenkte sich jetzt plötzlich, um bei dem Lager vorbeizuziehen. Da erkannte man ihn: „Ziethen! Ziethen! Preußen! Preußen!“ rief man nun auf allen Seiten. Alles gerieth in Bewegung, und obgleich die Husaren sich in starken Trab setzten, so holte man sie doch ein. Aber Ziethen ließ einhauen und schlug sich mit geringem Verluste glücklich durch. Aehnliche Thaten verrichteten auch die andern Generale, und selbst die Feinde hatten vor den Preußen Achtung.

Eine Hauptschlacht gewann der König in diesem Kriege bei Hohenfriedberg in Schlesien, unweit Striegau (4. Juni 1745). Binnen fünf Stunden war der an Zahl überlegene Feind geschlagen. Die unerschrockenen Preußen auf dem rechten Flügel waren wider Vermuthen des Feindes durch Wasser und Morast gewatet und hatten den Feind mit dem Bajonnete angegriffen; dadurch war der Sieg entschieden worden. Besonders schlimm ging es den Sachsen, die in diesem Kriege auf der Seite der

Oestreicher fochten. Daher hatten die preußischen Soldaten ein Auge auf sie und hieben sie hier jämmerlich zusammen. Die Preußen hielten sich hier so brav, daß ein Dragonerregiment allein 66 Fahnen erbeutete. Einen zweiten Sieg erfocht der König bei Sorr in Böhmen an der schlesischen Grenze (30. Sept. 1745.)

Der Krieg wurde endlich durch die Schlacht bei Kesselsdorf, unweit Dresden entschieden. Hier war zwar Friedrich nicht gegenwärtig, aber der alte Fürst von Dessau hatte mit den preußischen Grenadieren die mit Eis und Schnee bedeckten Anhöhen, auf denen der Feind stand, so glücklich erstürmt, daß er einen glänzenden Sieg erfocht.*) Am folgenden Tage traf auch Friedrich auf dem Schlachtfelde ein und umarmte dankbar den glücklichen Sieger. Ungehindert hielt er nun seinen Einzug in Dresden, wo er mit zuvorkommender Höflichkeit und Schonung die zurückgebliebenen sächsischen Prinzen und Prinzessinnen behandelte. Gleich darauf baten Maria Theresia und August III. um Frieden, der auch schon nach wenigen Tagen in Dresden unterzeichnet wurde. Friedrich behielt Schlesien, so weit es ihm schon im breslauer Frieden zuerkannt war, aber reicher an Achtung in den Augen des gesammten Europa. In Berlin wurde Friedrich bei seiner Rückkehr von den Einwohnern mit Entzücken empfangen, und als er durch die doppelten Reihen der Bürgercompagnien fuhr, sang man Lieder

*) Dieser Fürst wurde gewöhnlich der alte Dessauer oder der alte Schnurrbart genannt. Er war wegen seiner Grobheit und Roheit berüchtigt; nichts war ihm verhaßter als Höflichkeit. Konnte er einem Gelehrten oder Geschäftsmanne einen Streich spielen, so that er es mit Vergnügen. Eines Morgens fuhr er durch die Straßen von Magdeburg und sah einen Regierungsrath im seidenen Schlafrocke und Pantoffeln am Fenster stehen und seine Tasse Kaffee trinken. Geschwind befahl er dem Kutscher, still zu halten, und ließ den Rath ersuchen gleich und wie er wäre an den Wagen zu kommen. Der Mann erschien mit vielen Complimenten und fragte, was Ihro Durchlaucht beföhlen. Der Fürst winkte, er solle auf den Wagentritt steigen, dann packte er ihn, zog ihn zu sich in den Wagen und befahl dem Kutscher zuzufahren. Erst eine Stunde von der Stadt ließ er halten und deutete dem bestürzten Rathe an, er könne nun wieder nach Hause gehen. So mußte der arme Mann am hellen Tage zu seiner großen Beschämung im Schlafrocke und Pantoffeln durch die Straßen der volkreichen Stadt nach Hause wandern. Ein andermal begegnete er auf einem Spazierritte bei Halle einem Unbekannten. „Wer ist Er?" fuhr der Fürst ihn an. „Ein Tanzmeister, Ihro Durchlaucht." — „So? Kann er gut tanzen? Nun, da komme er mit!" So führte er ihn auf ein umgepflügtes Ackerfeld und befahl ihm, eine Menuet zu tanzen, hieb ihm auch dann und wann mit der Peitsche um die Beine. Solche Streiche kamen nicht selten vor.

auf ihn ab, in denen er zum ersten Male der Große genannt wurde.

Bald nach dem Frieden wurde dicht vor einem Thore Potsdams das Schloß Sanssouci vollendet, welches sich Friedrich in einfachem Style hatte bauen lassen, um hier, was auch der Name andeutete, so sorgenfrei als möglich zu leben. Es steht auf einer Anhöhe, und breite Terrassen führen in den Garten hinab. Hier verlebte er seine glücklichsten Stunden, wenn es ihm auch nicht gelungen sein mag, sich völlig aller Sorgen zu entschlagen; wie war dies auch bei seiner Thätigkeit möglich? In Sanssouci hatte er die Freude, den berühmten Dichter Voltaire (geb. 1694, gest. 1778) bei sich zu sehen und drei Jahre lang bei sich zu bewirthen. Aber so groß auch die Vorliebe, die Friedrich für ihn hatte, war, so erkannte er doch bald den niedrigen Sinn dieses so geistreichen Mannes; er ist nachmals von demselben mit dem schwärzesten Undank behandelt worden! — „Guter Gott!" schrieb er einst an einen Freund über Voltaire, „wie kann doch so viel Genie mit solcher Verdorbenheit des Gemüths verbunden sein!" Und ihm selbst schrieb er einmal: „Ihr Herz ist hundertmal abscheulicher, als ihr Geist schön ist."

Dergleichen traurige Erfahrungen machten den König mißtrauisch gegen die Menschen, und er schloß sich daher späterhin lieber an die harmlose Thierwelt an. Er hielt sich immer eine Anzahl Windhunde, die beständig um ihn sein mußten und die er mit großer Zärtlichkeit liebte. Selbst wenn er reiste, wurden sie ihm oft in einer sechsspännigen Kutsche nachgefahren, und als einmal einer dieser Lieblinge in seiner Abwesenheit starb, durfte er nicht eher begraben werden, bis er selbst bei der Beerdigung zugegen sein konnte. Im Garten von Sanssouci wurden ihnen Denkmäler gesetzt, welche die Namen der Gestorbenen bezeichneten.

109. Scenen aus dem siebenjährigen Kriege.

Nach einer elfjährigen Ruhe wurde Friedrich genöthigt, wieder einen Krieg anzufangen, der sieben Jahre dauerte, einen großen Theil von Deutschland verwüstete und ihn mehrmals an den Rand des Verderbens brachte, den er aber dennoch endlich mit großem Ruhme endigte. Er dauerte von 1756—63. Maria Theresia, nun Kaiserin, seitdem ihr Gemahl, Franz von Lothringen, 1745 nach Karls VII. Tode unter dem Namen Franz I. zum deutschen

Kaiser (1745—65) gewählt worden war, konnte immer noch nicht Schlesien vergessen. August III. von Polen schloß sich schnell an sie an, weil sein Minister Brühl fortfuhr, Friedrichs bitterer Feind zu sein, und die Kaiserin von Rußland, Elisabeth, eine Tochter Peters des Großen, war gegen Friedrich wegen seiner herben Spottreden erbittert. Zu diesem Bunde gesellte sich auch Ludwig XV., König von Frankreich, Adolph Friedrich, König von Schweden, und der größte Theil der deutschen Fürsten. Mit allen diesen Feinden sollte Friedrich fertig werden. Sie waren auch ihres Sieges schon so gewiß, daß sie bereits verabredet hatten, wie sie sich in seine Staaten theilen wollten. Dazu kam, daß er fast allein dastand. Nur der König von England, Georg II. (1727—60), gab ihm einige Hülfstruppen; ebenso die Herzoge von Braunschweig und Gotha und der Landgraf von Hessen-Kassel; aber was waren diese wenigen gegen seine zahllosen Feinde! Zum Glück war Friedrich unerschöpflich in Hülfsmitteln und wurde von der Tapferkeit seiner Preußen herrlich unterstützt. Es fehlt hier an Raum, mehr als einige Scenen aus den vielen Ereignissen dieses merkwürdigen Krieges zu erzählen.

Durch einen treulosen Schreiber in Dresden, Namens Menzel, erfuhr Friedrich, daß Rußland, Oestreich, Sachsen u. s. w. ihn im folgenden Jahre anfallen wollten, und er erhielt durch ihn die Abschriften ihrer Verträge. Er beschloß ihnen zuvorzukommen — und schnell rüstete er sich, um in Böhmen einzufallen. Ehe es sich seine Feinde versahen, stand er schon an der sächsischen Grenze und verlangte freien Durchmarsch. Da der König von Polen ihm diesen verweigerte, so nahm er von ganz Sachsen Besitz, und August III. und Brühl mußten eiligst die Flucht ergreifen. Friedrich hielt seinen Einzug in Dresden, benahm sich aber hier mit musterhafter Mäßigung. Alles Privateigenthum des Königs ließ er unangetastet, und als er die Bildergalerie besuchte, bat er den Aufseher um die Erlaubniß, eines der Gemälde copiren lassen zu dürfen.

1. Schlachten bei Prag und Kollin (6. Mai und 18. Juni 1757). Nachdem Friedrich in Böhmen bei Lowositz an der Elbe ein östreichisches Heer (1. October 1756) geschlagen und vor den Augen des erschrockenen Königs von Polen, der auf den Königstein geflüchtet war, das ganze sächsische Heer gefangen genommen hatte, brach er im folgenden Jahre (1757) nach Böhmen auf. Bei Prag trafen alle Heerhaufen zusammen, und noch an

demselben Tage befahl er, den zahlreichen Feind, der unter Prinz Karl von Lothringen die Anhöhen um die Stadt besetzt hatte, anzugreifen. Aber gleich die ersten preußischen Regimenter wurden zurückgeworfen, und vor den furchtbaren feindlichen Kanonen war es nicht möglich durchzudringen. Ganze Rotten lagen schon reihenweise auf dem Schlachtfelde todt da, und die Soldaten wollten nicht vorwärts. Da sprang im entscheidenden Augenblicke der alte Feldmarschall Schwerin vom Pferde, ergriff selbst eine Fahne und führte mit den Worten: „Heran! heran! meine Kinder!" die Preußen gegen die donnernden Kanonen an. Aber bald fiel er, von vier Kugeln zugleich durchbohrt, todt nieder. Ein anderer General (Manteuffel) hob die blutige Fahne auf und warf glücklich den Feind in die Flucht. Es war ein herrlicher, aber sehr blutiger Sieg: 16,500 Preußen waren todt oder verwundet; aber die Oestreicher hatten noch mehr, 24,000 Mann verloren.

Gern hätte nun Friedrich geschwind Prag eingenommen. Aber als er noch davor lag und es mit Bomben ängstigte, langte bei ihm die Nachricht an, daß ein neues Heer Oestreicher unter Feldmarschall Daun bereits im Anmarsche wäre. Er ging ihm entgegen und traf bei Kollin, südöstlich von Prag, auf ihn. So gut auch der König seine Maßregeln genommen hatte, so mißlang ihm doch in dieser Schlacht alles. Zuletzt riß eine solche Verwirrung ein, daß er dem Feinde das Schlachtfeld überlassen mußte. Die erste Schlacht, die Friedrich verlor! 8000 Mann seiner besten Infanteristen lagen auf dem Wahlplatze. Kein Wunder, daß der König tief niedergeschlagen war! Denn woher wollte er, wenn das so fortging, endlich noch Soldaten genug bekommen.

Ganz mit seinem Unglücke beschäftigt, fand man ihn am Abende nach der Schlacht im Städtchen Nimburg, auf einer Brunnenröhre in tiefen Betrachtungen sitzend, mit dem Stocke Figuren in den Sand malend, und so vertieft, daß er nicht hörte und sah. Endlich fuhr er auf, wischte sich die Falten von seiner Stirne weg und nahm wieder eine heitere Miene an. „Kinder!" sagte er zum Ueberreste seiner Garde, die an diesem Tage besonders gelitten hatte, „ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt! Aber nur Geduld! ich werde schon alles wieder gut machen." —

An die Eroberung von Prag war nun nicht weiter zu denken. Die Belagerung wurde sogleich aufgehoben und das ganze Heer zog sich nach der Lausitz bis in die Gegend von Görlitz zurück. Daun zog den Preußen nach und lagerte sich ihnen gegenüber,

ohne daß einer den andern anzugreifen wagte.*) So lag man zwei Monate; da riß dem Könige die Geduld und er brach mit einem Theile seines Heeres auf, um auf einem andern Schauplatze aufzutreten.

2. Schlacht bei Roßbach (5. November 1757). Während sich Friedrich bei Prag und Kollin mit den Oestreichern herumgeschlagen hatte, waren die Russen verheerend in Preußen eingebrochen und die Franzosen vom Rheine her bis nach Sachsen bereits vorgedrungen. Dem konnte Friedrich unmöglich ruhig zusehen. Er ließ den Herzog von Bevern bei Görlitz mit einem Theile des Heeres zurück; mit dem andern marschirte er schnell nach Sachsen, die Fortschritte der Franzosen aufzuhalten. Mit diesen hatten sich noch die deutschen Reichstruppen vereinigt, eine rechte Musterkarte von verschiedenen Soldaten. Sie waren aus den Beiträgen der einzelnen deutschen Fürsten zusammengesetzt und da mancher nur einige Mann zu stellen hatte, so gab es Regimenter, die aus 10 bis 12 verschiedenen Contingenten bestanden, von denen jedes andere Waffen und andere Uniform trug. Gleich das erste Zusammentreffen mit den Franzosen war für die Preußen sehr ehrenvoll. Ein Prinz von Soubise, ein weichlicher, einfältiger General, hatte sich mit 8000 Franzosen in Gotha eingelegt, um sich dort recht zu pflegen. Die Herzogin von Gotha aber, eine große Verehrerin Friedrichs, ließ diesen aufforden,**) die sorglosen Franzosen zu überfallen. Der König schickte seinen General Seydlitz mit 1500 Reitern hin. Soubise ahnte davon nichts und hatte sich gerade ein köstliches Mittagessen auf dem Schlosse bereiten lassen. Eben setzte er sich mit seinen Offizieren zur Tafel; schon wurden die dampfenden Pasteten aufgetragen — da erschollen die Trompeten der preußischen Dragoner. Wie fuhren die Franzosen von ihren Stühlen auf! Flugs warfen sie sich auf die Pferde und jagten mit verhängtem Zügel zum Thore hinaus. Seydlitz schickte

*) Auf diesem Rückzuge wurde Friedrichs ältester Bruder, August Wilhelm, von den Oestreichern scharf gedrängt, indem er sich mit einem Theil des preußischen Heeres über Zittau zurückzog. Der König war mit den von seinem Bruder genommenen Maßregeln unzufrieden, überhäufte ihn im Lager von Bautzen unverdienterweise mit heftigen Vorwürfen und wies ihn fort. Der Prinz begab sich hinweg, und grämte sich über die Ungnade des Königs so, daß er ein Jahr später todt war.

**) Es geschah dies durch einen treuen Bauer, der das Zettelchen der Herzogin in seinen hohlen Backenzahn steckte und so damit sicher ins preußische Lager gelangte.

ihnen einige Hundert Reiter nach und setzte sich lachend mit seinen Offizieren an dieselbe Tafel zu demselben Schmause, der für die Feinde bestellt gewesen war. Bei dieser Gelegenheit fielen den Preußen zwar nur wenige Soldaten in die Hände, aber desto mehr Kammerdiener, Köche, Friseurs, Komödianten u. s. w. und ganze Kisten mit wohlriechenden Wassern und Pomaden; eine Menge Pudermäntel, Schlafröcke, Sonnenschirme, Papageien und dergleichen wurden erbeutet.

Mehrere Wochen darauf traf Friedrich auf die Franzosen und die Reichstruppen bei dem Dorfe Roßbach, nicht weit von Weißenfels. Den Feind anzugreifen, war mißlich; denn die Franzosen hatten dreimal mehr Soldaten als die Preußen. Dennoch wurde eine Schlacht beschlossen. Soubise war seines Sieges so gewiß, daß er fürchtete, der König, den er nicht anders als den Markgrafen von Brandenburg nannte, möchte ihm entwischen. Er ließ daher am 5. November seine Soldaten sich in Bewegung setzen, um die Preußen von beiden Seiten einzuschließen. Mit schallender Kriegsmusik zogen die Franzosen bei den Preußen vorbei und fragten hönisch, ob das etwa die potsdamsche Wachtparade sei? Friedrich, der sich auf die Schnelligkeit seiner Leute verlassen konnte, ließ diese ganz ruhig im Lager stehen und befahl, da es eben Mittag war, daß die Soldaten ungestört ihr Mittagsessen verzehren sollten. Die Franzosen, die das aus der Ferne mit ansahen, trauten kaum ihren Augen und dachten, das geschähe nur aus dumpfer Verzweiflung. Jetzt schlug es zwei Uhr. Nun hieß es: Zelte abgebrochen! In Reih und Glied gestellt! Im Hui waren die Preußen mit allem fertig und standen zum Staunen der Franzosen schlagfertig da. Jetzt donnerten die Kanonen, und da zugleich Seydlitz hinter einer Hügelreihe, wo er sich mit seinen Reitern versteckt hatte, vorgesprengt kam und den Franzosen in die Seite fiel, — so war an kein Halten mehr zu denken. Die Reichstruppen liefen schon bei den ersten Kanonenschüssen davon und warfen alles, was sie am Laufen hinderte, Flinten, Tornister, Patrontaschen, Seitengewehr u. s. w. weg. Die Franzosen hielten etwa ein dreimaliges Feuer aus; dann stürzten auch sie in wilder Unordnung davon und stellten sich in einen unordentlichen Haufen. In diesen hieben einige preußische Reiterregimenter ein und richteten eine gräßliche Verwirrung an. In der ersten Hitze wurden viele Franzosen niedergestochen; da sie aber die Waffen wegwarfen und demüthig um Gnade flehten, so nahm man sie gefangen.

Indessen war es zum großen Glücke der geschlagenen Feinde schon dunkel geworden; dies rettete den Ueberrest. Ein leichterer Sieg ist wohl nie erfochten worden. Nur sieben preußische Bataillone waren ins Gefecht gekommen; die andern hatten nur zuzusehen gebraucht. Die Franzosen hatten 10,000 Mann verloren, und darunter waren allein 7000 Gefangene. Friedrich schickte den Fliehenden einige Reiterhaufen nach, die noch einige Tausend einholten. Die Furcht vor den Preußen war so groß, daß viele in die Saale sprangen, um den verfolgenden Husaren zu entgehen, und ganze Haufen sich einzelnen Reitern ergaben. Zwei Dragoner nahmen unter anderm über 100 Mann auf einmal gefangen, und die zu Fuß fliehenden Reiter warfen ihre Kürasse und großen Reiterstiefeln weg, um nur recht geschwind fortzukommen, so daß die ganze Straße bis Erfurt damit wie besäet war. Ueberhaupt war die Beute der Preußen sehr groß; unter anderm fielen ihnen eine Menge Ludwigkreuze in die Hände, mit denen sich nun die preußischen Husaren schmückten. Die Begierde, die großsprecherischen Franzosen zu züchtigen, war in dem preußischen Heere so groß gewesen, daß selbst ein Feldprediger mit in den Feind eingehauen hatte. In ganz Europa gönnte man den Franzosen die erhaltene Züchtigung; denn nichts bringt mehr auf, als sich von Menschen ohne Verdienst verachtet zu sehen. Selbst die Bundesgenossen der Franzosen freuten sich über die Demüthigung derselben. Ein merkwürdiges Beispiel von dieser Volksstimmung zeigte sich auf dem Schlachtfelde von Roßbach. Ein preußischer Reiter war im Begriff, einen französischen gefangen zu nehmen. In dem Augenblicke, wo er Hand anlegen will, erblickt er hinter sich einen östreichischen Kürassier, der den Degen über seinem Kopfe schwingt. „Bruder Deutscher!“ ruft ihm der Preuße zu; „laß mir den Franzosen!“ — „Nimm ihn hin!“ antwortete der Oestreicher und jagte davon.

Zwei Tage nach der Schlacht war von den Franzosen und den Reichstruppen keine Spur mehr in Sachsen und den anstoßenden Provinzen zu sehen. Auf der Flucht wurden viele noch von den erbitterten Bauern eingefangen. Die, welche entkamen, eilten dem Rheine zu, und manche machten erst Halt, nachdem sie diesen Fluß erreicht hatten.

Der König dankte allen Truppen für den erfochtenen Sieg, insbesondere der Reiterei und ihrem heldenmüthigen Führer Seydlitz, welcher, 33 Jahre alt, mit dem Schwarzen Adler-

orden decorirt und zum General-Lieutenant befördert ward. Selbst die gefangenen Franzosen sagten von dem jungen Helden: „que ce garçon était né général.“

Der Tag von Roßbach aber war nicht blos ein glänzender Ehrentag für Preußen: ganz Deutschland nahm den Sieg, als einen deutschen, für sich in Anspruch und stimmte in die Loblieder auf den König ein und sang mit populärer Genugthuung:

Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.

3. Schlacht bei Leuthen (5. December 1757). Mit den Franzosen war Friedrich nun fürs erste fertig; jetzt mußte er sich wieder gegen die Oestreicher wenden. Diese hatten während seiner Abwesenheit das preußische Heer bei Moys in der Gegend von Görlitz angegriffen, und dabei hatte General von Winterfeld, Friedrichs Liebling, sein Leben verloren. Noch beim letzten Abschiede hatte der König gezeigt, wie lieb er ihn hatte. Friedrich war vom Pferde gestiegen, hatte ihn umarmt und gesagt: „Bald hätte ich vergessen, Ihm seine Instruction zu geben. Nur diese weiß ich für Ihn: erhalte Er sich mir.“ — Wie schmerzte ihn nun die Nachricht von seinem Tode. Aber bald traf ihn ein neuer Verlust. Der Herzog von Bevern, der das preußische Heer von Görlitz nach Breslau geführt hatte, wurde bei dieser Stadt zwei Wochen nach der Schlacht bei Roßbach von den Oestreichern geschlagen, er selbst gefangen genommen und Breslau fiel den Oestreichern in die Hände. Das waren große Verluste für Friedrich. Schlesien schien jetzt für ihn so gut wie verloren; dazu war der Winter vor der Thüre. Aber in des Königs Seele stand der Entschluß fest, Schlesien noch in diesem Jahre zu befreien. In 12 Tagen marschirte er von Leipzig bis an die Oder, um den dreimal überlegenen Feind, der in der Gegend von Breslau stand, anzugreifen. Vor der Schlacht rief er seine Generale zusammen und hielt an sie eine kurze, aber kraftvolle Rede, welche die Gemüther derselben mit feuriger Kampfbegier erfüllte. Nachdem er ihnen seine Lage geschildert hatte, fuhr er fort: „Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kriegskunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl (von Lothringen) angreifen, wo ich sie finde. Es ist nicht die Frage nach der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres Postens;

das alles, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen zu überwinden wissen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich auch jetzt Ihres Namens würdig beweisen. Ist aber einer unter Ihnen, der sich fürchtet, die letzte Gefahr mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten." That je eine Rede Wunder, so war es diese. Einige alte Generale traten vor und versprachen dem Könige im Namen aller, zu siegen oder zu sterben; alle waren tief gerührt; einigen stürzten die Thränen aus den Augen. „Leben Sie nun wohl, meine Herren!" rief ihnen der König nach; „in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder." — Die Begeisterung der Generale theilte sich bald auch den gemeinen Soldaten mit. Friedrich ging selbst umher, sprach freundlich mit ihnen und richtete ihren Muth so auf, daß sie kaum den Befehl zur Schlacht erwarten konnten.

Am 5. December traf der König die Feinde bei dem Dorfe Leuthen, zwei Meilen von Breslau, auf der Straße nach Neumarkt, in einer meilenlangen Linie aufgestellt. Um 1 Uhr griffen die Preußen an und um 5 Uhr war der vollkommenste Sieg bereits erfochten. Die Oestreicher waren in unordentlichem Rückzuge über Lissa, um die böhmische Grenze zu erreichen. Es war ein herrlicher Sieg, und bewunderungswürdig hatten sich die wackern Preußen gehalten. Ein Dragonerregiment nahm auf einmal zwei ganze feindliche Infanterieregimenter mit allen Offizieren, Fahnen und Kanonen gefangen. Von dem schönen Geiste der Preußen in dieser Schlacht nur einige Züge. Ein General stieß auf dem Schlachtfeld auf einen preußischen Grenadier, dem beide Beine abgeschossen waren, der auf der Erde lag und so, in seinem Blute schwimmend, ganz ruhig Tabak rauchte. Erstaunt rief ihm der General zu: „Kriegskamerad, wie ist es möglich, daß Ihr in Euerm schrecklichen Zustande noch ruhig Tabak rauchen könnt? Ihr seid ja dem Tode nahe!" — Der Grenadier nahm seine Pfeife aus dem Munde und sagte kaltblütig: „Was ist daran gelegen? Sterbe ich doch für meinen König!" — Einem andern preußischen Grenadier wurde beim Aufmarsch ein Bein abgeschossen. Er raffte sich von der Erde auf, stützte sich auf sein Gewehr wie auf eine Krücke und schleppte sich so zu einem Platze, wo die übrigen Regimenter vorbei mußten. — Hier rief er den Soldaten mit lauter Stimme

zu: „Brüder, fechtet wie brave Preußen! Siegt oder sterbt für euern König!" Mit solchen Soldaten ließ sich freilich etwas ausrichten.

Als die Schlacht vorbei war, legten sich die ermüdeten Preußen mit dem unaussprechlich süßen Gefühle, gesiegt zu haben, auf die kalte Erde nieder. Da fing ein Soldat an, laut und langsam das schöne Lied anzustimmen: Nun danket alle Gott!*) Gleich stimmte die Feldmusik ein, und in einer Minute sang das ganze Heer das Lied andächtig mit. Es läßt sich nichts Feierlicheres und Rührenderes denken, als diese Scene. Mehr als 20,000 Männer, die den Tag über den Tod in so manchen Gestalten gesehen hatten und nun noch lebten, die gestern noch über die Zukunft besorgt waren, und nun eben einen so herrlichen Sieg erfochten hatten, sangen in der schauerlichen Stille der Nacht dem Höchsten ein Loblied. Mit welchen Empfindungen der Rührung und des Dankes mußten sie die Worte singen: Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen; der große Dinge thut an uns und allen Enden! — Alle fühlten sich durch diesen Gesang so gestärkt, daß sie gleich wieder den Feinden hätten entgegengehen mögen.

Noch einen köstlichen Streich führte Friedrich denselben Abend aus. Der Marktflecken Lissa liegt etwa eine Stunde seitwärts von Leuthen. Dahin hatten sich viele Feinde zurückgezogen. Es lag aber dem Könige daran, noch diesen Abend die dortige Brücke über das schweidnitzer Wasser zu besetzen und zu wissen, wie weit der Feind zurückgegangen sei. Er ritt daher mit seinem Gefolge auf Lissa zu, und nahm nur zwei Kanonen und den General Ziethen mit 12 Husaren mit. Diese mußten voranreiten, um die Gegend auszuspähen, und zwei Bataillons erhielten Befehl, von weitem nachzufolgen. So kam der König nach Lissa. Er ritt in die Gassen hinein, wo alles still war. Nur in den Häusern war viel Licht. Als er auf dem geräumigen Platze vor dem Schlosse anlangte, sah man aus den Häusern mehrere Oestreicher mit Stroh kommen, die von den preußischen Husaren schnell ergriffen wurden. Während der König noch mit den Gefangenen sprach, hatten die Feinde die Preußen entdeckt und machten Lärm. Die Oestreicher gaben aus allen Häusern Feuer, die Preußen schossen mit Kanonen und Flinten; es entstand ein entsetzlicher Lärm: Alles schrie und

*) Gedichtet von Martin Rinkhart 1644 in fester Zuversicht auf den nahen Abschluß des westphälischen Friedens.

commandirte durcheinander. Aber der König sagte ganz gelassen: „Messieurs, folgen Sie mir! ich weiß hier Bescheid.“ Sogleich ritt er links über die Brücke, welche nach dem Schlosse führt. Vor der Schloßthüre stieg er ab. Eben kamen viele östreichische Generale und andere Offiziere, die durch das Schießen aufgeschreckt waren, mit Lichtern in der Hand, die Treppe heruntergestürzt, um sich auf ihre Pferde zu werfen und davonzujagen. Da stießen sie auf den König, den sie sogleich erkannten, und ein allgemeines Ah! war das einzige, was sie im ersten Augenblick vorbringen konnten. Er aber sagte ganz ruhig: „Bon soir, Messieurs! Gewiß haben Sie mich hier nicht vermuthet. Kann man hier auch noch mit unterkommen?“ — Friedrich war hier in keiner geringen Gefahr. Die feindlichen Offiziere brauchten nur zuzugreifen, so war er gefangen. Aber der Schrecken, den sein alles durchbohrender Blick ihnen einjagte, war so groß, daß sie in demüthiger Stellung ihm hinausleuchteten und sich ihm zu Gefangenen ergaben. Zu Friedrichs Glück hatten indessen seine nachfolgenden Grenadiere den Ort eingenommen; sonst konnte die Sache doch noch sehr schlimm für den König ablaufen.

4. Schlacht bei Zorndorf, 25. August 1758. Vergebens hatte Friedrich den folgenden Sommer hindurch gesucht, den Oestreichern, die immer seine Hauptfeinde blieben, einen bedeutenden Vortheil abzugewinnen. Er war in Mähren eingefallen, hatte Olmütz vergebens belagert und war nur mit Mühe über Böhmen nach Schlesien zurückgekehrt. Jetzt stand er in einem festen Lager bei Landshut in Schlesien, als die Nachricht einlief, die Russen, unter General Fermor, hätten nicht nur ganz Preußen schon weggenommen, sondern auch Küstrin grausam eingeäschert. Geschwind brach Friedrich mit einem kleinen Theile seines Heeres auf, der Mark zu Hülfe zu kommen, indem er General Keith in Schlesien zurückließ. Bei der drückendsten Hitze machten die Preußen die angestrengtesten Märsche; denn sie brannten vor Begierde, an den wilden Russen die Verwüstung ihres Vaterlandes zu rächen. Noch sahen sie die Schutthaufen und rauchenden Aschenhügel der muthwillig zerstörten Städte und Dörfer. Als Friedrich in die Nähe von Küstrin kam, brachten seine Husaren 12 gefangene Kosacken ein, die ersten, die er sah. Es waren zerlumpte Menschen mit wilden Mienen. Lange betrachtete er sie sehr ernsthaft, dann sprach er zu einem neben ihm stehenden Offizier: „Sehe Er hier, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!“ — So erbittert

hatte man den König noch nicht gesehen, als jetzt, wo ihn der Anblick der vielen Schutthaufen, der verwüsteten Felder und der zahllosen, umherirrenden Flüchtlinge tief rührte. Er gab den strengen Befehl, keinem Russen mehr Pardon zu geben; er wollte das ganze Heer vernichtet haben.

Jetzt näherten sich beide Heere einander. „Die Preußen geben keinen Pardon!“ sagte ein Russe dem andern. „Gut!“ antwortete jeder; „wir auch nicht!“ Am 25. August trafen beide bei dem Dorfe Zorndorf, einige Meilen von Küstrin, aufeinander und eine der blutigsten Schlachten des Krieges begann.*) Indem die Preußen aufmarschirten, spielten die Hautboisten das Lied: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht.“ Die Russen geriethen bald in Verwirrung, und nun brachen die preußischen Reiter in ihre ungeordneten Glieder ein und hieben ohne Barmherzigkeit alles nieder, was nur ihr Schwert erreichen konnte. Am meisten that sich hier wieder Seydlitz hervor; bald sah man ihn hier, bald dort, alles vor sich niederwerfend und in die dichtesten Haufen eindringend. Die Preußen richteten ein gräßliches Blutbad an. Aber solchen Feind hatten sie auch nie vor sich gehabt. Wenn auch schon die Linien der Russen in Verwirrung aufgelöst waren, so blieben doch die einzelnen wie Bildsäulen unbeweglich stehen, sobald sie ihre Patronen verschossen hatten, und ließen sich, wie fühllos, ruhig niederstoßen. So sah man ganze Reihen leblos auf der Erde liegen. Andere fielen über das Gepäck her, plünderten die Marketenderwagen und betranken sich in dem dort gefundenen Branntwein. Zwar ließen ihre Offiziere den Fässern den Boden aus-

*) Als Friedrich vor der Schlacht bei Zorndorf Anstalt machte, über die Oder zu setzen, versammelte sich eine Menge Menschen um ihn und klagte über die durch die Russen erlittenen Grausamkeiten. „Nun, seid nur ruhig, Kinder;“ sagte er zu ihnen; „wir wollen sie schon kriegen!“ Auch eine Bauerfrau kam hier zu ihm und fragte ihn: „Ew. Majestät, was macht denn mein Mann, der Unteroffizier Bindar, bei dem und dem Regimente?“ — „Ich kenne ihn wohl!“ antwortete Friedrich gütig; „er ist Gottlob; noch gesund.“ — „Na, grüßen Sie ihn mir doch viel tausendmal,“ sprach sie weiter und überreichte dabei dem Könige einen Brotkuchen, den sie für „ihren lieben König“ gebacken habe. Friedrich nahm das Geschenk der guten Frau freundlich an.

In der Nacht vor der Schlacht ruhte er nur einige Stunden auf einem Lehnstuhle in einer Mühle (der Stuhl wird noch als theure Reliquie aufbewahrt). Als er am Morgen aus dem Hause unter die ihn erwartenden Generale und Adjutanten trat, grüßte er sie freundlich und sprach: „Guten Morgen, Messieurs! Ich gratulire! Die Schlacht ist gewonnen.“

schlagen; aber das half wenig; denn die Soldaten warfen sich nun der Länge nach auf den Boden, um den köstlichen Nektar noch aus dem Staube aufzuschlürfen.

Nachdem sich beide Theile ganz verschossen hatten, stießen sie mit Kolben, Bajonneten und Säbeln wüthend aufeinander los, und die Erbitterung war so groß, daß selbst Schwerverwundete noch darauf dachten, die nahe liegenden Feinde zu ermorden. So fand man einen tödtlich verwundeten Russen, der auf einem sterbenden Preußen lag und ihn noch mit seinen Zähnen zerfleischte; und der Preuße mußte sich, weil er schon zum Widerstande zu schwach war, ruhig den Zwang gefallen lassen, bis seine Kameraden kamen und den Unmenschen niederstießen. Zwölf Stunden dauerte das Morden, bis die Nacht einbrach und beide Theile gänzlich erschöpft waren. Man zählte bei beiden Heeren an 29,000 Todte und Verwundete. Der russische Feldherr führte sein Heer nach Polen und Preußen zurück.

5. Ueberfall bei Hochkirch, 14. October 1758. Nach der Schlacht bei Zorndorf war Friedrich nach Sachsen gegangen, um Dresden zu Hülfe zu kommen, welches Prinz Heinrich, des Königs Bruder, gegen die Oestreicher vertheidigte. Dann machte er sich nach Schlesien wieder auf, wo die Feinde freies Spiel hatten. So kam er hinter Bautzen und lagerte sich beim Dorfe Hochkirch. Ihm gegenüber stand Feldmarschall Daun mit den Oestreichern, nur einen Kanonenschuß weit; dennoch hielt sich Friedrich hier ganz sicher, weil er Dauns Vorsichtigkeit kannte und dieser ihn noch nie angegriffen hatte. Friedrichs Stellung war so gefährlich, daß Feldmarschall Keith gegen ihn äußerte: „Wenn uns die Oestreicher in diesem Lager ruhig lassen, so verdienen sie gehängt zu werden.“ — „Wir müssen hoffen,“ antwortete Friedrich, „daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten.“ Dennoch beschloß er, in der Nacht vom 14. bis zum 15. October das Lager zu verändern.

Aber so lange wartete Daun nicht. In der Nacht vom 13. zum 14. October setzte sich sein ganzes Heer in Bewegung und näherte sich von vorn, von der Seite und von hinten dem preußischen Lager, wo tiefe Ruhe herrschte; denn Friedrich hatte seinen Soldaten befohlen, sich schlafen zu legen, um sich zu dem bevorstehenden Aufbruche zu stärken. Dennoch hatten einige preußische Husaren die Bewegungen der Feinde bemerkt und benachrichtigten den König; aber dieser war so weit entfernt einen Ueberfall zu

ahnen, daß er nur auf die dringenden Bitten der Generale Seydlitz und Zieten einigen Regimentern Befehl gab, aufzustehen und die Pferde zu satteln. Da aber bis gegen Morgen alles ruhig blieb, so wurde der Befehl wieder aufgehoben und die Soldaten überließen sich unbesorgt dem Schlafe.

Jetzt schlug es auf dem Kirchthurme von Hochkirch 5 Uhr. Noch war es dunkel. Da erschienen die ersten Feinde vor dem preußischen Lager. Es waren einzelne Haufen Oestreicher, die sich bei den preußischen Vorposten für Ueberläufer ausgaben. Aber bald kamen ihrer so viele, daß sie sich der Vorposten bemächtigen konnten. Das ganze östreichische Heer folgte und rückte nun von allen Seiten ins preußische Lager ein. Schnell wurden die Kanonen weggenommen und gegen die Zelte gerichtet, in denen die schlaftrunkenen Preußen in wildem Schrecken auffuhren. Die Verwirrung unter den armen Preußen war grenzenlos. Mehrere Hundert wurden in ihren Zelten getödtet, noch ehe sie die Augen öffnen konnten. Die übrigen sprangen halbnackend auf und griffen nach ihren Gewehren; aber die wenigsten konnten in dem allgemeinen Wirrwarr die ihrigen finden und nahmen die, welche ihnen zuerst in die Hände fielen. Das ganze Heer wäre durchaus verloren gewesen, hätte nicht die treffliche Kriegszucht die meisten gerettet. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn jeder davongelaufen wäre und sich gerettet hätte, so gut er konnte. Aber keineswegs! — Sobald das Geschrei: „Der Feind ist da!“ wie ein Lauffeuer durchs Lager flog, stürzte alles aus den Zelten und in wenigen Augenblicken standen mehrere Regimenter in Reihe und Glied da. Diese warfen sich dem Feinde entgegen, und wo sie auf ihn stießen, warfen sie ihn mit dem gewohnten Muthe zurück. Anfangs konnte man sich in der Dunkelheit nicht erkennen; die Preußen tappten nach den Bärmützen der Oestreicher und diese nach den Blechmützen der preußischen Grenadiere. Als aber der Tag anbrach, lag ein dicker Nebel auf beiden Heeren, der durch den Pulverdampf noch vermehrt wurde. Seydlitz flog mit der Reiterei wie ein kühner Adler umher und hieb fürchterlich ein, wo er nur auf den Feind traf.

Bald stand das Dorf Hochkirch in hellen Flammen und die düstere Lohe erleuchtete das blutige Schlachtfeld. Auf die Behauptung des Dorfes kam alles an; daher wurde hier am heftigsten gestritten. Die wenigen Preußen, die es vertheidigten, wurden bald überwältigt, und so oft auch neue Regimenter anrückten, es

wieder einzunehmen, so blieben doch zuletzt die Kaiserlichen im Besitz. In allen Gassen des Dorfes lagen Haufen von Todten und Sterbenden. Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, stürzte nieder und starb ohne einen Laut. Fünf Stunden dauerte das Gefecht: da gab Friedrich den Befehl zum Rückzuge, der auch von dem ermatteten Feinde nicht gestört wurde. Aber in welch trauriger Verfassung befand sich das preußische Heer! Fast alles Gepäck, fast alle Kanonen waren verloren, die meisten Generale verwundet; selbst der König, der im stärksten Feuer gewesen und dem ein Pferd unter dem Leibe erschossen war, hatte eine, obwohl leichte Verwundung, und es hatte wenig gefehlt, daß er gefangen worden wäre. Schon war er von Feinden umringt gewesen und nur durch die Tapferkeit seiner ihn begleitenden Husaren wurde er gerettet. Die niedergeschlagenen Soldaten blickten nun auf ihn, und da sie sahen, daß er ein heiteres Gesicht machte, schöpften sie neuen Muth und meinten, Fritz — so pflegten sie ihn zu nennen — werde schon den Schaden wieder gut machen. Dies Vertrauen war es eben, was das preußische Heer so stark machte. So beklommen es auch wohl dem Könige um das Herz sein mochte, so bezwang er sich doch und stellte sich heiter, als wenn der Verlust nicht viel zu bedeuten habe. Er scherzte selbst schon einige Stunden darauf über den Unfall und sagte zu einem seiner Generale: „Mein lieber Goltz, man hat uns nicht gut geweckt!" — Der General antwortete: „Man pflegt diejenigen im Schlafe zu stören, die man am Tage nicht sprechen kann." — „Er hat Recht!" sagte Friedrich; „aber ich werde den Herren, die uns so geweckt haben, am hellen Tage ihre Unhöflichkeit verweisen!"

Die Oestreicher glaubten nun Schlesien ganz sicher zu haben, und Daun ließ daher die Festung Neiße belagern. Aber Friedrich war unerschöpflich in Auffindung von Hülfsmitteln. Er schaffte die fehlenden Kriegsbedürfnisse schnell herbei und sprach voll Vertrauen, als er sah, daß Daun ihn nicht verfolgte: „Daun hat uns aus dem Schach gelassen; das Spiel ist noch nicht verloren. Wir wollen uns einige Tage erholen und dann aufbrechen, Neiße zu befreien." Das geschah auch wirklich. Elf Tage nach der Schlacht hatte er schon die Feinde umgangen, war in vollem Marsche nach Schlesien und Neiße war gerettet.*)

*) Der Hauptmann von Archenholz erzählt in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges folgenden schönen Zug einer edeln deutschen Frau, der hier

6. Schlacht bei Kunersdorf, 12. August 1759. So viele große Thaten die Preußen auch verrichteten, so wurde doch des Königs Lage mit jedem Jahre mißlicher. Woher sollte er zuletzt noch Menschen, Geld und Kriegsvorräthe nehmen? Und kein Wunder war es, wenn dem Könige manchmal wegen des Ausganges ganz bange wurde. Im Jahre 1759 standen Friedrich und Daun wieder in der Gegend von Landshut und beobachteten einander mehrere Monate lang, ohne daß einer den andern anzugreifen wagte. Zu Ende des Juli aber erhielt Friedrich die betrübende Nachricht, daß die Russen unter Soltikow wieder in die Neumark eingefallen wären, ein gegen sie ausgesandtes preußisches Heer geschlagen und die Absicht hätten, sich mit den Oestreichern unter Laudon zu vereinigen. Geschwind beschloß er, selbst nach

---

zur Nachahmung eine Stelle verdient. Der Commandant von Neiße, General Treskow, hatte ein Gut nahe bei der Stadt. Auf diesem befand sich seine Frau, als die Oestreicher die Belagerung anfingen. Diese hielten es für das Sicherste und Geschwindeste, sich durch eine Verrätherei der Stadt zu bemächtigen. Treskow war kurz vorher Kriegsgefangener gewesen. Man hatte ihm in Oestreich mit vieler Achtung begegnet und die Gemahlin, die um das Schicksal ihres Mannes zu versüßen, selbst nach Oestreich reiste, war mit ausgezeichneter Höflichkeit am kaiserlichen Hofe behandelt worden. Die Erinnerung an die Güte der Kaiserin mußte noch in frischem Andenken sein. Hierauf wurde ein Entwurf gegründet. Ein kaiserlicher Offizier stattete der Generalin einen Besuch ab und brachte ihr Schutzbriefe vom östreichischen Feldherrn. Er wurde wie ein Wohlthäter empfangen und behandelt. Bei der Tafel, ohne Zeugen, kommt zuletzt das Gespräch auf die Kaiserin. Die Generalin kann mit Maria Theresiens Lobe nicht fertig werden. Jetzt glaubt der Offizier seinen Antrag machen zu müssen. Er verspricht ihr große Summen, Würden und ein unverbrüchliches Geheimniß, wenn sie ihren Mann bewegen wollte, die Festung den Kaiserlichen in die Hände zu spielen. Frau von Treskow wird aufs innigste bewegt. Kaum faßte sie sich so lange, bis alles vorgetragen ist. Nun springt sie auf, ringt wehmüthig die Hände und bejammert die ihr widerfahrene Erniedrigung, wobei sie wiederholt ausruft: „Ist es möglich? Mir einen solchen Antrag?“ Alle Beruhigungsgründe des Offiziers waren bei der tiefgekränkten Dame fruchtlos. Sie erklärt nun aufs bestimmteste, von den ihr ertheilten Schutzbriefen keinen Gebrauch machen, sondern lieber mit den Belagerten alle Unruhen und Gefahren und allen Mangel theilen zu wollen. Ihr Gut, das einzige Eigenthum ihrer Familie, gab sie dabei großmüthig preis. „Wir sind arm,“ sagte sie; „dies ist unser alles. Durch die Ehre gezwungen, überlasse ich es Ihren Händen. Wollen Sie sich rächen, so thun Sie es.“ Vergebens warf sich der durch diesen Edelmuth äußerst gerührte Offizier zu ihren Füßen und beschwor sie, ihren Vorsatz aufzugeben. Sie verzieh ihm die Beleidigung, wollte aber durchaus nicht länger in der Gewalt der Feinde Preußens sein. Noch in derselben Nacht fuhr sie ab. Der Offizier begleitete sie bis an die ersten Festungswerke und verließ sie dann voll Bewunderung.

der Mark zu eilen. Er ließ sein Heer bei Landshut stehen und reiste, nur von einer kleinen Bedeckung von Husaren begleitet, ab. An der Grenze der Mark traf er das geschlagene Heer und stellte sich an dessen Spitze, um die Sachen wo möglich wieder gut zu machen. Er fand die vereinigten Russen und Oestreicher eine Meile von Frankfurt an der Oder, bei dem Dorfe Kunersdorf, aufgestellt und griff sie sogleich an. Zuerst wandte er sich gegen den linken russischen Flügel, und ob hier gleich 100 Kanonen ein fürchterliches Feuer auf die anrückenden Preußen machten und ganze Rotten niedergeworfen wurden, so erstiegen doch endlich die übriggebliebenen mit gefälltem Bajonnete die Batterien, und die geschlagenen Russen suchten ihr Heil in einer verwirrten Flucht. Wie freute sich Friedrich über die gewonnene Schlacht! Er sandte Couriere nach Berlin und Schlesien ab, die herrliche Nachricht zu überbringen.

Aber nie hat sich das Schlachtenglück so schnell und schrecklich gewandt als bei Kunersdorf. Noch standen die Oestreicher und die Russen des rechten Flügels unangegriffen und ließen sich durch die Flucht jener Russen nicht irre machen. Dagegen waren die Preußen von der drückenden Hitze des Tages und der schweren Kriegsarbeit so ermattet, daß sie sich kaum fortschleppen konnten. Seydlitz und andere Generale riethen dringend, die Schlacht jetzt abzubrechen und den Soldaten einige Ruhe zu gönnen; aber Friedrich befahl den Angriff. Die Reiterei sprengte auf die Oestreicher an, aber Roß und Mann wurden von dem Kartätschenhagel zu Boden gestreckt. Auch der Grenadiere angestrengteste Versuche, die Anhöhen zu erstürmen, waren fruchtlos. Wenige erreichten die steilen Hügel, und wer sich hinaufarbeitete, fand hier seinen Tod oder wurde in den Abgrund zurückgestürzt. Tausende von Todten und Verwundeten deckten bereits das Schlachtfeld; aber noch immer nicht gab Friedrich die Hoffnung auf. Er selbst setzte sich der größten Todesgefahr aus. Seine Uniform wurde von mehreren Kugeln durchlöchert, zwei Pferde ihm unter dem Leibe getödtet und er selbst leicht verwundet. Hätte nicht die Vorsehung sichtlich über ihn gewacht, so hätte er hier seinen Tod gefunden. Eine Kugel traf seinen Leib, wurde aber glücklicherweise durch ein goldenes Etui, welches er in der Westentasche hatte, aufgehalten. Man bat ihn aufs dringendste, sich von diesem so gefährlichen Platze wegzubegeben. „Nein!“ antwortete er; „wir müssen alles versuchen, um die Schlacht zu gewinnen, und ich muß hier, so gut wie ihr, meine Schuldigkeit thun.“

Zuletzt geriethen die Preußen in allgemeine Verwirrung. Diesen Augenblick benutzte Laudon und fiel den abgematteten Leuten in die Seite und in den Rücken. Ein panischer Schrecken ergriff alle. Sie liefen, ohne mehr auf den Ruf ihrer Führer zu hören, auseinander und ließen, außer den früher eroberten, 165 Kanonen stehen. Friedrich war wie vernichtet. Er blieb unter den letzten auf dem Schlachtfelde. Fast wäre er gefangen worden, und er wurde nur durch den Muth des Rittmeisters von Prittwitz gerettet, der mit seinen 100 Husaren mehreren Tausenden von Feinden die Spitze bot, die den König zu umringen schon Anstalt machten.

Welch ein Unfall! Der König schickte einen Courier nach Berlin und befahl der königlichen Familie, sich schleunig zu entfernen. Eben war noch die ganze Stadt im Freudentaumel über die empfangene Siegesnachricht, und nun mit einem Male die Schreckensbotschaft: Alles sei verloren; er sei außer Stande, die Stadt zu schützen; jeder möge sich retten, so gut er könne! Die Soldaten hatten sich vom Schlachtfelde aus so zerstreut, daß der König am Abende nur 3000 von 40,000 beisammen hatte. Er mußte die Nacht in einem Dorfe auf einem Strohlager in einer durch die Kosacken zerstörten, allen Winden offenstehenden Bauernhütte zubringen. Um ihn herum lagen auf der bloßen Erde seine Adjutanten und schliefen nach der sauern Arbeit des Tages. Nur sein Auge floh der Schlaf. Wirklich war auch seine Lage sehr mißlich. Der Weg nach Berlin, ja die ganze preußische Monarchie stand jetzt den Feinden offen, und er wäre gewiß verloren gewesen, wenn seine Feinde einig gewesen wären. Aber auch hier zeigte sich wieder, daß man auch im größten Unglücke nie verzagen müsse. Daun verlangte von Soltikow, nun schnell nach Berlin zu marschiren; dieser aber antwortete: „Ich habe nun zwei Schlachten gewonnen und warte jetzt auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen; denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin ganz allein agiren sollen. Ich habe für mein Theil genug gethan." Statt vorwärts zu gehen, ging er nun nach Polen zurück, und Friedrich war gerettet. Doch war dies Jahr 1759 auch in anderer Hinsicht ein für Friedrich unglückliches; denn Dresden fiel bald nach der Schlacht bei Kunersdorf den Oestreichern in die Hände, weil Friedrich dem braven Commandanten Schmettau in der ersten Bestürzung über die verlorene Schlacht befohlen hatte, es nicht aufs äußerste kommen zu lassen, und endlich wurde bei Maxen, einem

Dorfe unweit Dresden, durch Friedrichs eigene Schuld ein Heerhaufen von 11,000 Mann von den Oestreichern zu Kriegsgefangenen gemacht. Dennoch behauptete sich Friedrich den Winter hindurch in Sachsen.

7. **Treffen bei Liegnitz**, 15. August, und **Schlacht bei Torgau**, 3. November 1760. Das Jahr 1760 ließ sich für den König von Preußen sehr unglücklich an. Während er noch in Sachsen stand, wurde sein General **Fouqué**, den er mit einem kleinen Heere bei Landshut zum Schutze Schlesiens zurückgelassen hatte, von Laudon durch große Uebermacht angegriffen und nach einer äußerst tapfern Gegenwehr, wobei die Reiterei sich durchschlug, mit dem Fußvolke gefangen genommen. Wenig fehlte, daß Fouqué selbst getödtet wurde. Am Kopfe gefährlich verwundet, stürzte er zu Boden; ein östreichischer Reiter, der ihn nicht kennen mochte, wollte ihm eben den Kopf spalten, als sein treuer Reitknecht **Trautschke** sich auf ihn warf und mit seinem Leibe so lange die Hiebe auffing, bis ein herbeieilender feindlicher Offizier zu Hülfe eilte. Glücklicherweise wurde der brave Diener wieder hergestellt und dankbar belohnt. — Bald nach diesem Unfalle erlitt Friedrich einen andern. Die wichtige Festung **Glatz** fiel in feindliche Hände. Friedrich hatte bis dahin Dresden belagert, aber die Nachricht vom Verluste von Glatz bewog ihn, gleich aufzubrechen und nach Schlesien zu eilen, ehe die Kaiserlichen es ihm wegnähmen. Er war in der übelsten Laune von der Welt; seit einem Jahre hatte ihn Unglück auf Unglück betroffen, und nichts ärgerte ihn mehr, als daß er so viele Leute und Zeit vergeblich vor Dresden verloren hatte. Daher hatte er auch einem seiner besten Regimenter, welches sich nach seiner Meinung bei einem Ausfalle der Feinde nicht lange genug gewehrt hatte, die Seitengewehre und den Offizieren desselben die Huttressen genommen, eine Strafe, welche die unschuldigen Leute tief demüthigte.

Der Marsch nach Schlesien ging mit reißender Geschwindigkeit. Es war große Eile nöthig, weil Laudon mit 50,000 Mann **Breslau** belagerte, und darin waren nur 3000 Mann Preußen, die noch obendrein 19,000 östreichische Kriegsgefangene zu bewachen hatten. Aber die Preußen waren von der Garde und hatten einen General an ihrer Spitze, der allein ein Heer werth war. Dies war der General **Tauenzien**, der auf Laudons Drohungen, die Stadt aus 45 Mörsern zu beschießen, wenn sie sich nicht ergäbe, die feste Antwort gab: er würde den Feind auf den Wällen er-

warten, wenn auch die Häuser in Asche verwandelt werden sollten. Obgleich nun Laudon die Stadt beschießen ließ, so wehrte sich doch Tauenzien so lange, bis Friedrich zu Hülfe kam und die Kaiserlichen vertrieb. *)

Bis Liegnitz war Friedrich, immer von den Oestreichern unter Daun begleitet, gekommen und sah sich hier fast von allen Seiten von den Kaiserlichen eingeschlossen. Er war hier in einer mißlichen Lage; denn er hatte nur noch auf drei Tage Brot bei sich und mußte daher entweder nach Breslau oder Schweidnitz, wo er seine Vorräthe hatte, und doch hatten ihm dahin die Feinde den Weg verlegt. Dazu kam, daß er am 14. August Abends erfuhr, daß man mit Tagesanbruch sein kleines Heer von vier Seiten zugleich angreifen wollte. Er verließ daher, sobald es dunkel geworden war, sein Lager, befahl aber, daß die Wachtfeuer sorgfältig von den Bauern unterhalten würden, damit die Feinde seinen Abzug nicht merkten, und stellte seine Truppen auf einer Anhöhe in größter Stille in Schlachtordnung. Eben hatte er sich, in seinen weißen Feldmantel gehüllt, auf die Erde zur Ruhe gelegt, als ein auf Kundschaft gesandter Husarenoffizier ihm die Nachricht brachte, daß der Feind mit Macht heranrücke. Es war Laudon, der den einen Flügel der Preußen angreifen sollte, und plötzlich zu seinem Erstaunen das ganze preußische Heer schlagfertig vor sich sah. Das Treffen begann, und nach zwei Stunden, um 5 Uhr Morgens, war Laudon schon mit Verlust von 82 Kanonen völlig geschlagen. In diesem Treffen hatte sich das Regiment, das vor Dresden in des Königs Ungnade gefallen war, ganz vorzüglich ausgezeichnet. Als nun Friedrich die Linie herunterritt, trat der Flügelmann hervor und bat ihn um die Zurückgabe der Seitengewehre. „Ja Kinder!“ sprach er vergnügt, „ihr sollt sie wieder haben!“

Friedrich hatte nicht lange Zeit, sich über diesen Sieg zu freuen; denn seine Feinde schämten sich, mit ihren großen Heeren das ganze Jahr über nichts Großes gethan zu haben, und machten sich auf, Berlin zu überfallen. Es glückte ihnen auch wirklich, bis dahin vorzudringen und die unbefestigte Stadt einzunehmen. Zum Glück war der russische Befehlshaber, General Totleben, ein gutdenkender Mann, der die Stadt möglichst schonte. Desto

---

*) Mit Recht ist daher auch sein Andenken in Breslau durch ein Denkmal erhalten worden, welches ihm auf dem Tauenzienplatze aus Marmor errichtet ist.

härter verfuhr der östreichische General Lascy, der seine Soldaten ungescheut rauben ließ, was sie wollten. Die Wildheit der Oestreicher ging so weit, daß sie die königlichen Kutschen zerschlugen und selbst Hospitäler, Kirchen und Gräber beraubten. Nicht besser verfuhren die Sachsen mit dem Schlosse in Charlottenburg, wo sie Spiegel, Porzellan, Tapeten, Bildsäulen und Gemälde muthwillig zerstörten. Aber plötzlich hieß es: „Friedrich kommt! — Wie ein Gewitter rauschte er aus Schlesien herbei, und hurtig verließen die Feinde seine Residenz. Auf dieser Flucht begingen sie noch empörende Gräuel, wie sie nicht ärger von den Wallensteinern verübt worden waren.

Sobald der König die nichtswürdigen Rotten verjagt hatte, wandte er sich nach Sachsen, wohin sich der lauernde Daun auch schon wieder gezogen hatte und das er durchaus behaupten wollte. In der Absicht bezog er auf den Anhöhen bei Torgau am linken Elbufer ein festes Lager. Aber so spät es auch schon im Jahre war, so war doch Friedrich entschlossen, ihm das Land nicht so ruhig zu lassen. Am 3. November Nachmittags griff Friedrich die Oestreicher von der einen Seite an, während Zieten von der andern Seite gegen sie anrückte. Als der König aus dem Walde kam, der vor dem Feinde lag, empfing ihn ein so fürchterliches Feuer aus 200 auf einem Punkte stehenden Kanonen, daß die ältesten Offiziere so etwas nie gehört zu haben versicherten und ganze Rotten weggerafft wurden. Binnen wenigen Augenblicken lagen 5500 der besten preußischen Grenadiere todt oder verwundet da, und so oft auch neue Regimenter vorgeführt wurden, so hatten sie doch kein besseres Schicksal. Darüber brach die Nacht ein; erschöpft blieben die Preußen stehen, wo sie gerade standen; Friedrich selbst war verwundet (nur sein Sammtrock und sein Pelz hatten seine Brust geschützt), und die Schlacht schien verloren. Daun schickte Couriere mit der Siegesnachricht nach Wien, und von blasenden Postillons eingeholt, verkündigten sie dem jubelnden Volke den Sieg von Torgau. Aber zu früh! Das Kriegsglück änderte sich plötzlich. Zieten war nach hartem Kampfe so glücklich gewesen, die Anhöhen auf der andern Seite zu ersteigen und sich darauf zu behaupten, ohne daß Friedrich etwas davon wußte. Daun hielt es für mißlich, am fogenden Tage einen neuen Angriff abzuwarten, und zog während der Nacht in größter Stille über die Elbe. Eine schreckliche Nacht! Preußen und Oestreicher irrten durcheinander im Walde umher, ohne sich zu ihren Abtheilungen

zurechtfinden zu können. Einigen Haufen glückte es, Wachtfeuer anzuzünden, und bei diesen fanden sich sowohl Preußen als Kaiserliche ein, die — sonderbar genug — miteinander ausmachten, sich in der Nacht friedlich zu vertragen und sich am andern Morgen dem zu ergeben, der Sieger geblieben wäre. Die armen Menschen waren durch Kälte, Hunger und schwere Blutarbeit bis auf den Tod ermüdet; manche hatten kein Brot, andere kein Wasser, und noch andere liefen vor Kälte wie unsinnig umher. Am bedauernswürdigsten waren aber die Verwundeten, die von Kälte erstarrt, die rauhe Novembernacht auf der feuchten Erde liegend zubringen mußten, ohne Verband, Labsal und Nahrung, und sehnlichst den Tod herbeiwünschten. Unmenschen von Knechten, Weibern und Soldaten vermehrten noch diese Martern, indem sie auf dem Schlachtfelde umherstreiften und den armen Verwundeten ihre wenigen Habseligkeiten nahmen, ja ihnen selbst die Kleider und das Hemde abrissen und gegen die jammernden Klagen der Unglücklichen taub blieben.

Der König brachte die schaurige Nacht unter sehr trüben Gedanken in der Kirche eines nahen Dorfes (Elsnig) zu. Hier ließ er sich seine Wunden verbinden; dann setzte er sich auf die unterste Stufe des Altars und fertigte beim Scheine einer düstern Lampe die nöthigen Befehle zum morgen zu erneuernden Angriffe ab. Die Nacht wurde ihm und allen unendlich lang; er sehnte sich, die endliche Entscheidung des blutigen Kampfes herbeizuführen. Dann und wann mußten seine Leute draußen zusehen, ob es denn immer noch nicht dämmere. Ueberall hörte man Aechzen und Todesröcheln; alle Häuser und Scheunen lagen voll Schwerverwundeter, die zum Theil noch nicht einmal verbunden waren. Gegen Morgen trat Zieten in die Kirche, um dem König die Nachricht von dem erfochtenen Siege zu bringen. Ehe er aber noch zu Worte kommen konnte, überhäufte ihn Friedrich mit Vorwürfen über seinen verspäteten Angriff. Zieten schwieg ehrerbietig, bis Friedrich ausgescholten hatte; dann aber sprach er mit wenigen Worten seine gründliche Rechtfertigung aus: „Ew. Majestät, der Feind ist geschlagen; er zieht sich zurück.“ Nie hatte der König eine herrlichere Musik gehört, als diese Worte. Er hatte sich für besiegt gehalten und erfuhr nun plötzlich, daß er Sieger sei. Von Freude überwältigt, fiel er seinem braven General um den Hals und einige Minuten lang konnten beide vor Rührung kein Wort hervorbringen. Endlich eilte Zieten sehr beruhigt zu seinen Husaren zurück. „Hört,

Burschen!“ rief er jubelnd aus, als er die Linie herunterritt; „unser König hat die Schlacht gewonnen und der Feind ist völlig geschlagen. Es lebe unser großer König!“ — „Ja, ja!“ antworteten sie, „unser König Fritz soll leben, und unser Vater Zieten, unser Husarenkönig auch!“ — Als der König am Morgen über das Schlachtfeld ritt und den Verwundeten seine Theilnahme bezeigte, riefen ihm schwer verwundete Offiziere und Gemeine zu: „Wir freuen uns und danken Gott, daß Ew. Majestät leben!“ Ein durch den Leib geschossener, dem Tode sehr naher Grenadier sagte: „Nun will ich gern sterben, da ich nur weiß, daß wir gesiegt haben und daß unser König lebt!“ — Den Winter blieb Friedrich in Sachsen, wo Leipzig sein Hauptquartier war. Umringt von den Gefahren der nächsten Zukunft und durch eine Menge Geschäfte beschwert, widmete er dennoch hier manche Stunde den geistigen Erholungen und den Wissenschaften. Seine Abneigung gegen die deutschen Gelehrten ist bekannt, aber der berühmte Professor Gellert, den er damals zu sich rufen ließ, erhielt seinen Beifall. Friedrich nannte ihn „den vernünftigsten aller deutschen Gelehrten.“

8. Friede von Hubertsburg, 1763. Das Jahr 1761 eröffnete sich unter traurigen Aussichten für den König von Preußen. Seine besten Soldaten waren todt oder gefangen; die großen Verluste wieder zu ersetzen, war unmöglich; die Engländer weigerten sich, ihn fernerhin mit Geld zu unterstützen, und alle seine Staaten waren gänzlich erschöpft. Das arme Sachsen mußte also herhalten und die Noth die Härte entschuldigen, mit welcher man seine letzten Kräfte auspreßte. Friedrich wandte sich diesmal nach Schlesien, und hier stellten sich ihm gleich so zahlreiche russische und östreichische Heere entgegen, daß er es für eine Tollheit hielt, eine Schlacht gegen sie zu wagen. Er bezog daher ein Lager bei Bunzelwitz, eine Meile von Schweidnitz, und befestigte es so, daß die überlegenen Feinde es nicht anzugreifen wagten. Wirklich war auch Friedrich so vorsichtig und wachsam, daß sie ihn wenigstens nicht überraschen konnten; am Tage ließ er das Heer ruhen und schlafen; aber jeden Abend wurden die Zelte abgebrochen und die Soldaten in Schlachtordnung gestellt, als wenn der Feind in Anmarsch wäre. Erst mit der Morgendämmerung gingen alle wieder auseinander. Diese Einförmigkeit machte die Soldaten mißmuthig, mehr aber als sie alle war es der König. Ihm schienen die Aussichten in die Zukunft die trübsten zu sein. Was für ein Ende sollte das alles

noch nehmen? Sein Heer wurde von Jahr zu Jahr schwächer, seine Feinde dagegen zahlreicher. Oft saß er sorgenvoll in seinem Zelte oder suchte auch wohl Trost bei seinem Freunde Zieten, der die Hoffnung, daß alles noch einen guten Ausgang haben werde, nie aufgab. Als Zieten einst dies wieder fest behauptete, fragte Friedrich schmerzlich lächelnd, ob er ihm endlich einen Bundesgenossen verschafft habe? „Nein!" antwortete der General; „nur den bisherigen, da oben, der verläßt uns gewiß nicht." — „Ach!" sagte der König, „der thut keine Wunder mehr." — „Deren braucht's auch nicht," erwiederte Zieten gläubig; „er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken."

Hier im Lager von Bunzelwitz lag Friedrich bis in den September; da zogen die Russen, weil sich ihr Anführer, Butturlin, mit Laudon nicht vertragen konnte, endlich ab, und nun schöpfte er neuen Muth. „Er hat damals doch Recht gehabt," rief er Zieten zu; „Sein Alliirter hat Wort gehalten!" Vor Laudon fürchtete er sich so sehr nicht und wandte sich nun nach Strehlen, wo er unfern der Stadt sein Hauptquartier nahm. Hier fehlte wenig, daß er nicht durch die Verrätherei eines dortigen Gutsbesitzers, Baron von Warkotsch, gefangen genommen worden wäre. Schon hatte dieser mit den Oestreichern Abrede genommen, den unbesorgten König in seiner Wohnung zu überfallen und gefangen fortzuführen, als durch die Gewissenhaftigkeit des Jägers Kappel, der den Zwischenträger machen mußte und einem evangelischen Prediger, Gerlach, sein Bedenken mittheilte, das schwarze Vorhaben noch zur rechten Zeit entdeckt wurde. Der Verräther entging zwar durch die Flucht seiner verdienten Strafe, nicht aber der Verachtung aller Gutdenkenden. Auf sein dringendes Anhalten gab ihm Maria Theresia ein kleines Almosen, wollte ihn aber selbst nicht sehen, und ließ ihn nachdrücklich bedeuten, sich gleich fortzumachen. Er irrte noch lange verachtet in Ungarn umher und starb in Raab. Kappel erhielt durch den König eine kleine Versorgung, Gerlach eine gute Pfarre bei Brieg.

Für das durch die Vorsehung vom Könige glücklich abgewandte Unglück betrafen ihn in diesem Jahre zwei wirkliche Unfälle: die Festungen Colberg in Pommern und Schweidnitz in Schlesien fielen in die Hände seiner Feinde, und so sah er diese von Jahr zu Jahr mehr Land gewinnen. Hätte der sonst so große König festern Glauben an eine alles leitende Vorsehung gehabt, so würde er mit mehr Ruhe dem Ausgange entgegengesehen haben; denn

bald bestätigte sich auch bei ihm die Erfahrung, daß bei Thätigkeit und Ausdauer in der größten Noth die Hülfe nahe ist. Im Januar 1762 brachte ein Courier dem schon ganz verzweifelten Könige, der diesmal in Breslau sein Winterquartier hatte, die wichtige Nachricht, daß die Kaiserin von Rußland, Elisabeth, am 5. Januar gestorben sei. Ihr Nachfolger war Peter III., der eben so innig den großen König liebte und verehrte, als seine Vorgängerin ihn gehaßt hatte. Seine erste Regentenhandlung war, daß er seine Heere aus den preußischen Provinzen zurückrief und einen Waffenstillstand einging. Bald folgte ein förmlicher Friede und diesem ein Bündniß. Eins der russischen Heere focht nun an der Seite der Preußen, denen es bisher feindlich gegenübergestanden hatte. Welch eine Wandlung! Die Kaiserlichen trauten ihren Augen nicht, als mit einem Male die Russen sich von ihnen trennten und zu den Preußen sich gesellten. Wer war froher als Friedrich! Geschwind nahm er die Belagerung von Schweidnitz vor. Aber ehe er dies konnte, mußte er die Oestreicher von den eine Meile davon liegenden Anhöhen von Burkersdorf vertreiben, von wo aus sie die Belagerung hindern konnten. Eben wollte er angreifen, und hatte schon deshalb mit dem General Czernitschew, der die russischen Hülfsvölker führte, Verabredung getroffen, als ein zweiter Courier ankam und die Trauerpost brachte, Kaiser Peter sei durch seine Gemahlin entthront worden, und die neue Kaiserin, Katharina II., befehle dem General Czernitschew, augenblicklich das preußische Heer zu verlassen. Friedrich erschrak; aber er wußte sich mit großer Geschicklichkeit zu helfen. Er stellte Czernitschew vor, er müsse noch einige Tage verziehen, bis die nöthigen Anstalten zur Verpflegung des russischen Heerhaufens auf dem Marsche gemacht wären, und bat ihn, bis dahin vor jedermann den erhaltenen Befehl zu verschweigen. Das versprach der General, und nun griff Friedrich die Kaiserlichen bei Burkersdorf (zwischen Schweidnitz und Reichenbach) unverzüglich an. Zwar durften die Russen nicht mitfechten; aber da Daun dies nicht wußte, so war er genöthigt, einen Theil seines Heeres den Russen gegenüberzustellen. Friedrich erfocht hier am 20. Juli einen schönen Sieg; aber erst im October gelang es ihm, Schweidnitz mit Sturm einzunehmen.

Durch diesen Regentenwechsel in Rußland wurde plötzlich das erst kürzlich mit Preußen geschlossene Freundschaftsbündniß zerstört. Das Volk und der Senat wünschten den Krieg, und glaubten mit

Katharina, daß Friedrich II. Petern die verhaßten Neuerungen und die üble Behandlung seiner Frau angerathen hätte. Daher wurde Czernitschew von dem preußischen Heere zurückgerufen, und es wurden die nöthigen Befehle zur Erneuerung des Krieges gegeben. Aber schon nach einigen Wochen änderte sich die Stimmung wieder. Als man nämlich die hinterlassenen Briefschaften des Kaisers untersuchte, fand man auch die Briefe Friedrichs, und zu ihrem Erstaunen sah Katharina daraus, daß dieser dem verblendeten Kaiser eifrig seine unklugen Neuerungen widerrathen und ihn beschworen habe, seine Gemahlin wenigstens mit äußerer Hochachtung zu behandeln. Sie wurde dadurch bis zu Thränen gerührt und bestätigte den Frieden.

Durch die sieben Feldzüge gegen die Preußen hatten Friedrichs Feinde endlich die Ueberzeugung bekommen, daß es doch nicht so leicht sei, ihn zu unterdrücken, als sie wohl anfangs geglaubt hatten. Schweden war dem Beispiele Rußlands gefolgt und hatte Frieden geschlossen, und die andern Feinde hatten auch den Krieg herzlich satt. Die Hoffnung, Schlesien zu erobern, war von Maria Theresia ganz aufgegeben worden und ihre Kassen wurden immer leerer. Die Franzosen waren bisher von dem Herzoge von Braunschweig, einem der größten Generale seiner Zeit, in Westphalen und am Rhein mit Glück bekämpft worden, und konnten die Kosten zur Fortsetzung des Kriegs auch nicht mehr aufbringen. Es näherten sich daher die kriegführenden Mächte, und nach kurzen Unterhandlungen wurde am 15. Februar 1763 durch den Frieden von Hubertusburg, einem Jagdschlosse zwischen Meißen und Leipzig, einer der merkwürdigsten Kriege beendigt. Friedrich behielt alle seine Länder, wie er sie vor dem Kriege besessen hatte, also auch Schlesien. Preußen aber gehörte von nun an unter die europäischen Großmächte.

110. Friedrichs des Großen fernere Regierung und Tod.

Die Staaten Friedrichs und alle die andern Länder, welche der Schauplatz des Krieges gewesen waren, befanden sich im kläglichsten Zustande. Ganze Kreise waren verwüstet und Handel und Wandel in Verfall gerathen. Ganz Hinterpommern und ein Theil der Mark waren verödet; Westphalen, Schlesien und Preußen befanden sich in keinem viel bessern Zustande, und Sachsen war ganz ausgesogen. Hier und da fand man gar keine Menschen mehr,

in andern Gegenden fehlte es wenigstens an Männern, so daß Weiber das Feld bestellen mußten. Manche Striche waren so darniedergetreten, daß man keine Spur von je angebautem Acker bemerken konnte. Ein Offizier schrieb, er sei durch sieben hessische Dörfer geritten und habe darin nur einen einzigen Menschen gefunden, und in den preußischen Staaten rechnete man an 30,000 Menschen, die durch die Russen und Franzosen wehrlos ums Leben gekommen waren.*) Wie viel war da nicht wieder gut zu machen! Wie viel wieder aufzubauen und zu vergüten!

Nicht leicht hat ein Fürst so viel Fleiß auf die Emporbringung seines Landes gewandt als Friedrich. Es würde zu weit führen, alle seine trefflichen Einrichtungen aufzuzählen; hier nur einiges davon. Vor allem sorgte er dafür, den Ackerbau wieder emporzubringen. Das für den folgenden Feldzug aufgeschüttete Korn ließ er unter die verarmten Bauern vertheilen und gab ihnen auch die zum Dienst jetzt unnöthigen Artilleriepferde zurück. Sodann erließ er nicht nur den meisten heruntergekommenen Provinzen die Abgaben auf mehrere Jahre, sondern theilte von seinen Privatersparnissen selbst bedeutende Summen aus. Besonders wandte er viel darauf, unbebaute und morastige Gegenden urbar zu machen. Solche waren sonst an der Oder und an der Warthe in der Mark. Er ließ hier Gräben und Kanäle anlegen, Dämme aufwerfen, und als alles endlich vollendet war und er von einem Damme des Oderbruchs die nun blühende Gegend übersah, rief er freudig aus: „Ich habe eine Provinz gewonnen!" Den Gutsbesitzern gab er ansehnliche Summen, entweder als Geschenk, oder als Darlehn ohne Zinsen, um damit ihre Güter zu verbessern. Für die Bauern hatte er eine große Vorliebe; er sprach gern mit ihnen und bestrafte jede willkürliche Bedrückung dieser Leute, die er erfuhr, mit Strenge. Wenn wohlfeile Zeiten waren, ließ er Getreide aufkaufen und in Magazinen aufschütten, und diese öffnete er, wenn Mißwachs eintrat. Dies war in den Jahren 1771 und 1772 der Fall. Die Jahre vorher waren so fruchtbringend gewesen, daß die Bauern an manchen Orten das Korn zum Theil auf dem Felde hatten umkommen lassen, weil sie die Menge nicht zu lassen wußten, und doch trat nun eine solche Noth ein, daß man allein in Sachsen 150,000 Menschen zählte, die durch Hunger

*) Man kann annehmen, daß der siebenjährige Krieg über eine Million Menschen das Leben gekostet hat, wovon etwa 700,000 auf Deutschland kommen. Welch ungeheure Menschenverluste!

und daraus entstandene Seuchen ihr Leben verloren. Eine nützliche Warnung, auch im größten Ueberflusse mit unsern Vorräthen nicht verschwenderisch umzugehen; denn solcher Uebermuth bleibt nie unbestraft. Jetzt ließ Friedrich seine Magazine öffnen und verkaufte sein Korn zu billigen Preisen. Daher kam es, daß in Preußen kein Mensch durch Hunger umkam. Aber er that noch mehr. Er theilte seine Vorräthe auch dem benachbarten Sachsen mit und wurde so der Wohlthäter und Erhalter seiner Nachbarn. Mit Freude zog er fremde Colonisten in sein Land; im Magdeburgischen allein ließen sich 2000 neue Familien nieder. Städte, welche im Kriege abgebrannt waren, erhielten Summen zum Wiederaufbau, z. B. Landshut 200,000 Thaler, Striegau, Halle und Halberstadt jede 40,000 Thaler, und in Oberschlesien wurden 213 neue Dörfer angelegt. Jährlich pflegte er in verschiedenen Provinzen Musterungen vorzunehmen. Bei der Gelegenheit erkundigte er sich genau nach allem, was ihm auffiel. So schnell auch sein Reisewagen über die Landstraße hinflog, so mußten doch die Landräthe und Dorfschulzen nebenher reiten und ihm über alles, was er wissen wollte, Auskunft geben, und wehe dem, den er auf einer Gewissenlosigkeit oder Nachlässigkeit ertappte!

Ein Mann, welcher ihn genau kannte, schildert Friedrichs Charakter mit folgenden Worten: „Wahrheit, Offenheit, Biederkeit, eine natürliche Neigung, in allen Fällen gerecht und edel zu handeln, feuriger Trieb, sich in allem, was brav und gut war, auszuzeichnen und die Achtung der Menschen von einigem Werthe zu verdienen, waren von früher Jugend an die Grundzüge seines Charakters. Verstellung und Schleichwege waren ihm sehr zuwider und er hatte eine große Abneigung gegen allen Trug, Schein, Lüge und affectirtes Wesen. Er liebte in allen Dingen das Gerade und Einfache, Bestimmtheit in den Ideen, Kürze und Klarheit in dem Vortrage anderer, und er strebte, diese Tugenden selbst zu haben. Wortschwall, weitschweifige Reden, äußerer Prunk und unnütze Ceremonien waren ihm sehr zuwider." Hart, grausam und rachsüchtig war Friedrich nie, so leicht er auch auffahren konnte. Auch bei großen Vergehungen hat er nie harte Strafen ausgeübt, eher zu große Gelindigkeit bewiesen. Einem Kammerhusaren, der eingestehen mußte, die ihm anvertraute Privatkasse fast ganz ausgeleert zu haben, gab er das wenige, was noch darin war, noch dazu und entließ ihn dann mit den Worten: „Nun lauf, daß du aus dem Lande kommst; sonst hängen sie dich."

Sein liebstes Vergnügen war, mit geistvollen Männern sich zu unterhalten und mit den Wissenschaften sich zu beschäftigen. Er hat 38 verschiedene Werke hinterlassen, die man noch jetzt mit Vergnügen und Belehrung liest. Sie sind aber in französischer Sprache geschrieben, welche der große König leider der deutschen vorzog. Auch die deutschen Gelehrten achtete er wenig; sie waren ihm zu schwerfällig und geschmacklos. Im allgemeinen war dies zu seiner Zeit wohl der Fall; allein selbst da, als die Literatur durch Lessing, Herder, Wieland, Goethe und bald auch durch Schiller, einen großartigen Aufschwung nahm, mußte sie Friedrichs Anerkennung entbehren. Musik hörte und trieb er gern. Auf der Flöte spielte er meisterhaft. Alle Abende war bei ihm Concert, in welchem er selbst spielte und zu dem er immer mit sehr guter Laune kam. Außerdem spielte er oft für sich allein, besonders Morgens, wo er manchmal stundenlang zwischen seinen Geschäften, auf der Flöte phantasirend, im Zimmer auf- und abging. Dabei dachte er aber nicht an das, was er spielte, sondern die wichtigsten Sachen wurden dabei überlegt. Gewiß hat die Musik einen sehr großen Einfluß auf sein Gemüth gehabt. Sie stimmte seine Gefühle zur Sanftmuth und Milde, und diesen trefflichen Einfluß äußert sie gewiß auf alle, die besonders sanfte und rührende Melodien lieben. Nichts beruhigt, nächst der Religion, den Kummer der Seele und die Stürme der Leidenschaften mehr als Musik. Auch bei Friedrich zeigte sich das recht deutlich; denn als er seit seinem 67. Jahre aufhörte, sich viel damit zu beschäftigen, wurde er reizbarer, empfindlicher und mißtrauischer.

Vorzüglich war bei ihm die große Ordnung in seiner Lebensweise und die fortwährende Thätigkeit zu bewundern. Was Müßiggang und Langeweile waren, wußte er gar nicht. Er stand früh auf; im Sommer zu der Zeit seiner Reisen, schon um 2 Uhr, und ging dann gleich an seine Arbeiten. Entweder saß er allein an seinem Arbeitstische, oder die Cabinetssecretaire statteten ihm über die Tages vorher eingegangenen Sachen Bericht ab. Dann ging es auf die Parade, die er nie versäumte. Nach derselben ritt er spazieren, ertheilte Audienzen, schrieb Briefe oder las. Schlag 12 Uhr, seltener um 1 Uhr, ging er zur Tafel, wobei er immer in der besten Laune war; denn hier hatte er immer Männer von Verstand und Kenntnissen bei sich, mit denen er sich französisch unterhielt. Meist sprach er selbst. Nach Tische unterschrieb er die Schriften, die indessen seine Räthe und Secretaire ausgearbeitet

hatten, worauf er spazieren ging, las, sich vorlesen ließ, oder sich mit Gelehrten unterhielt. Um 6 Uhr ging das Concert an; nach demselben speiste er zu Abend und ging regelmäßig um 9 Uhr zur Ruhe. So war ein Tag wie alle, und diese Ordnung setzte ihn in den Stand, so viel zu thun.

Eine Regierungshandlung des großen Friedrich hat viel Mißbilligung gefunden, weil sie mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit, die er immer anerkannt hatte, im Widerspruch zu stehen scheint, nämlich die Theilung Polens. Doch betheiligte sich Friedrich an derselben besonders deshalb, weil sie doch nicht zu vermeiden war. Polen hatte zwar einen König, war aber dennoch eine Republik; denn der König wurde durch den Reichstag eingeschränkt, und auf diesem ging es immer so unruhig zu, daß der polnische Reichstag zum Sprichworte geworden ist, wenn man von einer recht tollen Verwirrung reden will. Nachdem (1763) der schwache König August III., der auch Kurfürst von Sachsen war und, wie schon erzählt ist, ganz von seinem Minister Brühl beherrscht wurde, gestorben war, erhob sich die Kaiserin Katharina und erklärte den Polen, sie sollten den polnischen Magnaten Stanislaus Poniatowski zum Könige wählen. Dieser Mann war sonst als polnischer Gesandter in Petersburg gewesen und Katharina hatte viel auf ihn gehalten. Da die Polen fragten, wie sie darauf komme, ihnen Vorschriften zu machen, ließ sie 10,000 Russen in Polen einrücken, und — Stanislaus wurde gewählt. Von nun an durften die Polen nichts unternehmen, worein nicht Katharina geredet hätte, und ihr Gesandter in Warschau, Fürst Repnin, benahm sich so herrisch, als wenn er König von Polen wäre. Dies Benehmen der Kaiserin brachte die benachbarten Fürsten auf; aber sie nahmen sich der Polen nicht thätig an. Friedrich schwieg dazu, weil er erst kurz vorher mit Katharina ein Freundschaftsbündniß geschlossen hatte.

Stanislaus war ein gebildeter Mann, aber nicht fähig, ein so unruhiges Volk zu regieren und den Anmaßungen Katharina's kräftig entgegenzutreten. An wohlmeinenden Männern fehlte es unter dem höhern polnischen Adel nicht, die wohl einsahen, daß die ganze Verfassung nichts taugte. Namentlich wollten die beiden Oheime des Königs, die Brüder Czartoriski (sprich Tschartorinski), die Macht des Königs erweitern und die des Adels beschränken. Aber an solcher Verbesserung lag Katharina nichts; ihr Vortheil war, wenn die schlechte Verfassung erhalten würde; darum verbot

sie jede Veränderung und es rückten wieder russische Soldaten ein, die dem Befehle Nachdruck gaben. Von nun an mischte sie sich in alle polnische Verhältnisse. Die Dissidenten, d. i. die nichtkatholischen christlichen Einwohner verlangten vom Reichstage gleiche Rechte mit den Katholiken und wandten sich, da die unduldsame katholische Partei sie zurückwies, an Katharina. Diese forderte, daß das Verlangen der Dissidenten erfüllt werde, und da die Katholiken zu widersprechen fortfuhren, wurden die Häupter der katholischen Partei, welche zugleich die nationale war, auf Befehl des russischen Gesandten nach Sibirien geschickt und der Reichstag auseinander gejagt. Nur ein Ausschuß blieb zurück, welchem Repnin mitten unter russischen Bajonneten ein Toleranzedict für die Dissidenten dictirte. Bei dem allen zeigte sich Stanislaus ohne alle Kraft. Da traten einige kräftigere Polen, tief ergriffen von der Schmach des Vaterlandes, zu einer Conföderation in Bar (in Podolien) zusammen (1767), namentlich Krasinski, Pulawski, Potocki (sprich Pototski), Radzivil u. A., griffen gegen die Russen zu den Waffen und erklärten den schwachen König für abgesetzt. Aber die Conföderation war zu schwach, und blieb gegen die Russen im Nachtheil, die den König aufrecht erhielten.

In Oestreich lebte zwar immer noch die Kaiserin Maria Theresia; sie hatte aber seit 1765 ihren Sohn Joseph II. zum Mitregenten angenommen, welchen die Kurfürsten auch schon zum deutschen Kaiser gewählt hatten. Dieser Joseph war nun ein junger, ehrgeiziger Mann, der eine Gelegenheit wünschte, Krieg anzufangen, um darin Ruhm zu erwerben. Die Fortschritte Rußlands in Polen und auch gegen die Türken ärgerten ihn sehr, und er näherte sich deswegen dem Könige von Preußen. Lange hatte er gewünscht, den großen König einmal von Angesicht zu sehen, und bat ihn daher um die Erlaubniß, ihn bei Gelegenheit einer Reise, die Friedrich durch Schlesien machte, besuchen zu dürfen. Der König hatte nichts dagegen, und so kamen sie (1769) in Neiße zusammen. Sie unterhielten sich hier mit offener Herzlichkeit und sagten einander um die Wette Artigkeiten. „Nun sehe ich," sprach Joseph, „meine Wünsche erfüllt, da ich die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen." — „Ich sehe diesen Tag," antwortete Friedrich, „als den schönsten meines Lebens an; denn er wird die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen sind." Joseph versicherte, er denke nicht mehr an Schlesien. Im folgenden Jahre machte ihm Friedrich einen Gegen-

besuch in Mährisch-Neustadt, und auch hier schieden sie als die besten Freunde. Gern hätte Joseph den König beredet, mit ihm gemeinschaftlich über das mächtige Rußland herzufallen; aber Friedrich erklärte fest, er würde seiner Bundesgenossin die Treue nicht brechen. Da nun Joseph nicht allein mit Rußland anbinden wollte, ließ er ein Heer in Polen einrücken und ohne weiteres ein Stück davon besetzen. Die nun doppelt angegriffenen Polen schrien über Gewalt, aber vergebens. Gerade um die Zeit war Friedrichs Bruder, der Prinz Heinrich, zum Besuche in Petersburg. Gegen den äußerte Katharina, Polen schiene ihr ein Land, wo man sich nur zu bücken brauche, um etwas zu nehmen. Wenn Oestreich sich ein Stück zueigne, so hätten ja die Nachbarn das Recht, ein Gleiches zu thun. Diese Rede fing der Prinz schnell auf und entwarf einen Plan, nach welchem Rußland, Oestreich und Preußen sich jedes einen Theil des unglücklichen Reichs zueignen sollte. Friedrich erkannte, wie vortheilhaft für ihn eine solche Erwerbung sein würde, und trat gern bei. Mehr Umstände machte die fromme Maria Theresia, die solche Ungerechtigkeit vor ihrem Gewissen nicht glaubte verantworten zu können; aber ihr Sohn und ihr Minister Fürst Kaunitz überredeten sie endlich, den Theilungsact zu unterschreiben. Das geschah 1772. Preußen sollte das jetzige Westpreußen erhalten, wodurch Ostpreußen erst mit den übrigen preußischen Ländern in Verbindung gesetzt wurde; Oestreich Galizien und Rußland die jetzigen Gouvernements Polozk und Mohilew. Als man den Polen ihr Schicksal bekannt machte, erschraken sie entsetzlich und versuchten zu widersprechen; aber die Drohung der drei theilenden Mächte, daß sie ganz Polen unter sich theilen würden, wenn sie nicht gleich sich unterwürfen, brachte sie bald zum Schweigen.

Das unglückliche Polen war seit der Zeit der Schauplatz eines verheerenden Bürgerkrieges, bis seinem Dasein ein gänzliches Ende gemacht wurde. Die Nation hatte im Jahre 1788 abermals einen Versuch gemacht, das russische Joch abzuwerfen, da in diesem Jahre Rußland in einen Krieg mit der Türkei verwickelt war und Preußen Hoffnung auf ein Bündniß machte. Am 15. März 1790 wurde wirklich ein solches abgeschlossen und der Reichstag schickte sich an, durch eine Reihe von Reformen dem Reiche zu jener Ordnung im Innern zu verhelfen, welche ihm für die Folge auch die nöthige Kraft gegen die äußern Feinde geben sollte.

Am 2. Mai 1791 ward ein Constitutionsentwurf vorgelegt, welcher das Wahlreich Polen in ein Erbreich verwandeln und der

alten Adelswirthschaft ein Ende machen sollte. Rußland protestirte, Preußen ermuthigte und der polnische Leichtsinn verdarb alles. Vom russischen Gelde erkaufte Edelleute bildeten eine Conföderation zu Targowicz, welche der neuen Constituirung entgegentrat und die Hülfe Rußlands in Anspruch nahm und erhielt. Preußen nahm jetzt seine früheren Versprechungen zurück und schloß einen Vertrag mit Rußland über eine neue Theilung Polens. Zu Anfange des Jahres 1793 erschien eine von Katharina und Friedrich Wilhelm II. unterzeichnete Erklärung, daß beide Mächte es wegen der in Polen herrschenden Parteiungen für nöthig hielten, dies Reich in engere Grenzen einzuschließen. Vergebens weigerten sich die Mitglieder des Reichstags, zu unterzeichnen; die russischen Bajonnete und Kanonen erzwangen bald Unterwerfung. Der Antheil, welchen Preußen erhielt, wurde Südpreußen genannt.

Noch einmal erhob sich nun das Volk zur Erringung seiner alten Freiheit. Der edle Kosciusko sammelte ein Heer, die Russen wurden zurückgeschlagen und die russische Besatzung in Warschau vom erbitterten Volke ermordet (17. April 1794). Die Polen jauchzten; aber die Freude dauerte nicht lange. Ein preußisches Heer erschien, und ein noch größeres russisches führte der furchtbare Suwarow herbei. Kosciusko wurde von den Russen geschlagen bei Macziewice, südlich von Warschau. Als er verwundet vom Pferde stürzte, rief er voll Schmerz: „Nun ist es mit Polen aus!“ Er hatte recht geahnt; denn Suwarow zog nun gegen Warschau, um die Ermordung der Russen zu rächen. Die Bürger brachen schnell die Weichselbrücke ab, durch welche die Stadt mit dem gegenüberliegenden Praga verbunden ist. Am 4. November 1794 ließ Suwarow Praga erstürmen; in einer Stunde waren die Russen darin und verübten hier die scheußlichsten Handlungen der wildesten Barbarei. Mehr als 12,000 Einwohner, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts, wurden von den wilden Siegern niedergehauen oder erstochen, oder im Flusse ertränkt, oder in ihren Wohnungen verbrannt. Das Mord- und Jammergeschrei tönte bis nach Warschau hinüber und wurde von den erschrockenen Bürgern mit Entsetzen vernommen. Sie eilten daher, mit Suwarow einen Vertrag abzuschließen, nach welchem sie sich unterwarfen. Freilich hatten die Polen die Rache der Russen gereizt; denn die Warschauer hatten 2300 Russen, meist wehrlos, ermordet. Das noch übrige Polen wurde nun unter Rußland, Oestreich und Preußen getheilt, und das Reich hörte also

1795 auf. Der schwache König Stanislaus wurde nach Rußland geführt, wo er nach einigen Jahren starb.

An diesen beiden letzten Theilungen, welche nur des Zusammenhangs wegen hier miterzählt sind, war indessen Friedrich unschuldig. Sie geschahen erst nach seinem Tode von seinem Nachfolger. Von Friedrich nur noch einige Worte. Nach dem siebenjährigen Kriege hat er nur noch einen, aber unbedeutenden Krieg geführt, und zwar gegen Kaiser Joseph II., weil sich dieser eines Theiles von Baiern bemächtigen und Friedrich diese Vergrößerung Oestreichs nicht zugeben wollte. Man nennt diesen Krieg, welcher nur aus einem Hin- und Herziehen der Heere mit kleinen Scharmützeln bestand, — er war 1778 — den baierischen Erbfolge- oder einjährigen Krieg; denn er dauerte nur ein Jahr, weil Maria Theresia durchaus Frieden wollte, so sehr auch der unruhige Joseph den Krieg wünschte. Dieser Friede wurde 1779 in Teschen geschlossen.

Friedrich ward indessen bei herannahendem Alter immer hinfälliger. Die vielen Regierungssorgen, die angreifenden Mühseligkeiten während des siebenjährigen Krieges hatten seinen Körper geschwächt, und oft litt er durch Gichtanfälle, welche die Aerzte besorgt machten. Seit den letzten zehn Jahren konnte er im Winter manchmal Wochen lang das Zimmer nicht verlassen. Als er im Jahre vor seinem Tode in Schlesien die gewöhnliche Musterung abhielt, war er sechs Stunden lang einem heftigen und kalten Regen ausgesetzt. Davon bekam er ein Fieber, und seit der Zeit wurde er nie wieder ganz gesund. Endlich zeigten sich die Spuren der Wassersucht, so daß er nicht mehr im Bette liegen konnte, sondern die letzten sechs Monate auf seinem Lehnsessel sitzend zubringen mußte. Da ihm sein Leibarzt offen erklärte: er halte die Krankheit für unheilbar, so ließ er den berühmten hannoverschen Leibarzt Zimmermann nach Sanssouci kommen, erhielt aber auch von diesem keinen Trost. „Die alten müssen den jungen Leuten Platz machen, damit jede Generation ihren Platz finde," schrieb Friedrich II. an seine Schwester, die Herzogin von Braunschweig. So groß auch seine Schmerzen waren, so klagte er doch selten und war in der Regel still und heiter. Bis zwei Tage vor seinem Tode betrieb er seine Geschäfte nach wie vor. Als er am 16. August 1786 Mittags aus einem betäubenden Schlummer erwachte, fragte er zum ersten Male in seinem Leben nicht nach seinen Arbeiten, und dies hielten die Aerzte für ein untrügliches

Zeichen des nahen Todes. Um 9 Uhr Abends trat ein fortdauernder Husten mit starkem Röcheln ein, der das Athemholen immer mehr erschwerte, und am 17. August Morgens um 2 Uhr 20 Minuten stand die Maschine des außerordentlichen Geistes still. Sein Leben hatte über 74, seine Regierung über 46 Jahre gewährt. Sein Körper liegt in der Garnisonkirche zu Potsdam in demselben Gewölbe unter der Kanzel, wo auch sein Vater beigesetzt ist. Friedrichs Unterthanen betrauerten ihn wie einen Vater, und selbst die, welche im Leben seine Feinde gewesen waren, empfingen die Nachricht von seinem Tode mit Rührung. So der alte Fürst Kaunitz, der berühmte Minister der Maria Theresia: „Wann wird, sprach er, „ein solcher König das Diadem wieder zieren?“

Da Friedrich keine Kinder hinterließ, so folgte seines ältesten verstorbenen Bruders Sohn, Friedrich Wilhelm II., auf welchen wieder (1797) Friedrich Wilhelm III. gefolgt ist.

111. Entstehung des nordamerikanischen Freistaats.

Zu der Zeit, wo Cortez Mexico eroberte und Pizarro Peru einnahm, war der Theil von Nordamerika, der nun der Freistaat heißt, wo jetzt Hunderte von blühenden Städten liegen, und an 40 Millionen Menschen wohnen, noch ganz unbekannt und nur von Wilden bewohnt. Erst unter der Königin Elisabeth von England gründete (1585) der berühmte Seefahrer Walter Raleigh (sprich Reli) die erste Niederlassung auf jener Küste und nannte die Gegend Virginien. Aber die ersten Anbauer wurden theils ein Opfer der Beschwerden, theils von den Wilden erschlagen, und der kleine Ueberrest ließ sich von Francis Drake wieder nach England übersetzen. Doch unternahmen einzelne Schiffe neue Reisen nach Nordamerika und trieben einen äußerst einträglichen Pelzhandel mit den Eingeborenen, während die Franzosen aus demselben Grunde nach Canada segelten und dort Niederlassungen gründeten. Aber die Ungewohnheit des Klimas und verheerende Seuchen rafften die meisten englischen Colonisten immer wieder weg, und zuletzt schickte man Diebe und Straßenräuber hin, die man in England nicht zum Tode verurtheilen wollte, wodurch die Sitten der Colonisten natürlich vergiftet wurden.

Zu jener Zeit aber bildete sich in England die Religionsgemeinschaft, welche noch jetzt dort die herrschende ist, die Hochkirche. Sie hatte viele Gebräuche des katholischen Gottesdienstes

beibehalten, und das war manchen ein Gräuel, die da meinten, man müsse die christliche Kirche ganz von diesen Gebräuchen reinigen, die Jesus nicht angeordnet habe; diese Leute hießen Puritaner. Da sie aber von der herrschenden Kirche verfolgt wurden, so wanderten viele aus und wandten sich nach Amerika, indem sie es vorzogen, Wälder zu lichten und Wüsteneien urbar zu machen, als ihren Glauben aufzugeben. Ihnen folgten bald andere, welche theils den Unruhen der Revolutionszeit unter Karl I. entgehen, theils die Freiheit ihres Glaubens nach den Wäldern Amerikas retten wollten: Katholiken, Quäker*) und andere. Unsäglich waren die Mühseligkeiten, welche die Armen im Kampfe mit dem Klima, den wilden Menschen und Thieren und mit dem dichtbewaldeten Boden auszustehen hatten; aber so viele ihrer auch starben, so kamen doch immer neue Ansiedler, so daß das Land immer bevölkerter wurde und nach und nach Städte entstanden. Die ersten Colonisten hatten sich in Virginien niedergelassen, die späteren bauten sich nördlicher an und nannten das Land Neu-England. Doch wollten anfangs die Colonien nicht recht gedeihen.

Erst nach dem Protector Cromwell nahm der Anbau sichtbar zu. Es vermehrten sich die Ankömmlinge so schnell, daß mehrere Provinzen angebaut wurden: Neuyork, Neujersey, Carolina, Rhode-Island (sprich Rhodeiländ), Connecticut (sprich Cannecticot) und Massachusetts (sprich Mässätschusetts), und unter den neuen Ansiedlern waren viele geschickte Fabrikanten, die ihre Kunstfertigkeit dem neuen Vaterlande zuwandten. Da England von dem Handel mit diesen Colonien vielen Vortheil hatte, so ertheilten die Könige jenes Landes den Provinzen von Neu-England große Freiheiten. Namentlich erhielten sie das wichtige Recht, sich selbst Abgaben auflegen zu können und nach ihren eigenen Gesetzen zu leben, und es wurde ihnen versprochen, mit den Engländern völlig gleiche Rechte zu behalten, als wenn sie in England geblieben wären. Anfangs hatten sich die verschiedenen Glaubensgenossen auch in Neu-England verfolgt; endlich aber sahen sie ein, daß das ihrem eigenen Vortheile zuwider wäre, und ein schöner Geist der Duldung

*) Eine um 1650 in England entstande Sekte. Sie behaupten die Fortdauer göttlicher Eingebungen und Offenbarungen, welche sie über das Ansehen der Bibel stellen. Sie selbst nennen sich „Freunde". Ihr Gottesdienst ist höchst einfach; eigentliche Geistliche haben sie nicht; wer sich berufen fühlt, tritt als Prediger auf. Ihre Versammlungssäle sind ohne allen Schmuck, ja selbst ohne Altar und Kanzel.

trat an die Stelle der Unduldsamkeit. Es ließen sich daher nun Menschen von allen Religionsparteien dort nieder, meist thätige Kaufleute, geschickte Handwerker und fleißige Ackerbauer und kein Jahr verging, wo nicht mehrere Schiffe mit Colonisten angekommen wären. Eine der merkwürdigsten dieser Niederlassungen ist die von dem edlen Quäker William Penn gegründete, nach ihm Pennsylvanien genannte Colonie. Selbst aus Süddeutschland wanderten 1709 ganze Gemeinden mit ihren Pfarrern nach der neuen Welt, um dort ihr Glück zu versuchen, und Jahr für Jahr pflegten 20—24 Schiffe mit Deutschen nach Amerika zu gehen. Binnen 150 Jahren stieg die Einwohnerzahl bis auf drei Millionen, die eine Küstenstrecke von 300 Meilen einnahmen und bis 60 Meilen tief bis in das Innere des Landes eingedrungen waren.

Je blühender diese englischen Colonien wurden, desto neidischer wurden die Franzosen darauf, die sich, wie gesagt, nördlicher, jenseits des Lorenzflusses, in Canada angesiedelt hatten. Sie errichteten nicht nur Festungen auf dem Gebiete von Neu-England, sondern wollten auch nicht dulden, daß sich englische Colonisten am Flusse Ohio (sprich Oheio) ansiedelten, da doch diese Gegend bisher niemandem gehört hatte. Die Colonisten brauchten Gewalt und schickten den nachher so berühmt gewordenen, damals 21jährigen Obersten Washington (sprich Wäschington) mit einigen Hundert Mann ab, eine von den Franzosen am Ohio errichtete Festung zu zerstören. Washington wurde zwar geschlagen und gefangen und seine ganze Mannschaft aufgerieben, aber es gab die Unternehmung Veranlassung zu einem siebenjährigen Seekriege zwischen Frankreich und England von 1755—62, an welchem auch Spanien Antheil nahm und in welchem England so viele Siege erfocht und Eroberungen machte, daß es seit der Zeit übermächtiger zur See wurde als je vorher. An den Erfolgen dieses Krieges hatte einer der berühmtesten englischen Minister, der ältere Pitt, später zum Lord Chatam ernannt, durch kräftige und weise Leitung einen bedeutenden Antheil. In dem zu Paris geschlossenen Frieden mußte Frankreich an England Canada und Neufundland abtreten und allen Ansprüchen auf den Ohio entsagen.

So vortheilhaft auch dieser Krieg für England ausgefallen war, so hatte er doch diesem Lande große Summen gekostet und die hohe Schuldenmasse desselben war dadurch vermehrt worden. Dies nahm es zum Vorwande, zu verlangen, daß seine Colonien in Amerika um derentwillen doch eigentlich der Krieg geführt worden

war, die Kosten ihrer Vertheidigung und Verwaltung selbst aufbrächten. Dabei vergaßen die Engländer (Lord Granville), welch großen Gewinn sie aus dem Handel mit ihren amerikanischen Colonien zogen. Diese würden auch der Forderung sich wohl unterworfen haben, hätte nicht England die unweisesten Maßregeln dazu ergriffen und willkürliche Abgaben ihnen aufgelegt. „Nein!" erwiderten die Amerikaner, „wir sind ja nicht eure Unterthanen, sondern eure Mitbürger. So wie ihr Engländer keinen Schilling Abgaben bezahlt, den nicht eure Abgeordneten im Parlamente bewilligt haben, so lassen wir uns keine Schatzung gefallen, die ihr uns ohne unsern Willen auflegt. Oder laßt auch unsere Abgeordneten zu eurem Parlamente zu, damit sie da unsere Rechte vertreten." Diese Forderungen waren ganz billig, aber England war taub dagegen, weil es glaubte, von Amerika nichts zu fürchten zu haben. Die ersten Abgaben, die England den Amerikanern 1764 auflegte, wurden, obgleich mit Murren, ertragen; als aber 1765 eine Verordnung erschien, daß alle kaufmännische und gerichtliche Verhandlungen in Amerika auf Stempelpapier geschrieben werden müßten (die Stempelacte), entstand eine allgemeine Unzufriedenheit; denn täglich kamen bei diesen handeltreibenden Leuten dergleichen Verschreibungen vor. Man druckte diese Verordnung auf Papier mit schwarzem Rande, darüber einen Todtenkopf, und mit der Inschrift: „Thorheit Englands und Untergang Amerikas!" Mit diesen Worten wurde sie in den Straßen von Neuyork ausgerufen. Aber dabei blieb es nicht. Der Widerstand gegen die verhaßte Maßregel zeigte sich in allen Ständen. An dem Tage, wo die Acte eingeführt werden sollte, wurde in mehreren Städten, wie zu einem Leichenbegängnisse, mit den Glocken geläutet und in der einen Stadt wurde gar ein förmlicher Leichenzug gehalten. Voran schritten zwei Männer mit gedämpften Trommeln; dann kam ein Sarg, auf welchem mit großen Buchstaben das Wort Freiheit stand. Auf dem Begräbnißplatze hielt einer der gestorbenen Freiheit eine Leichenrede und beklagte ihren frühen durch England herbeigeführten Tod. Nach beendigter Rede hieß es, man verspüre bei der Todtgeglaubten noch einiges Leben. Sogleich hieß es, die Freiheit lebe noch, und der Sarg erhielt die Aufschrift; „Die wiederaufgelebte Freiheit!" Die Glocken wurden nun schneller und fröhlich geläutet und ein allgemeines Freudengeschrei angestimmt. Alles ging hier mit Ruhe und Anstand zu. Aber nicht überall ging es so. Hier und da wurden die Verkäufer des Stempel-

papiers gemißhandelt, und lieber brachten die Amerikaner gar keine gerichtliche Klage an, lieber machten sie die Handelsgeschäfte mündlich ab, ehe sie sich des Stempelpapiers bedienten. Der Handel mit England litt dabei besonders, und die Gährung wurde immer bedenklicher. Unter diesen Umständen hielten es die englischen Minister doch für das Klügste, die Verordnung wegen des Stempelpapiers wieder aufzuheben (1766), setzten aber gleich hinzu: sie gäben dabei ihr Recht, die Amerikaner zu besteuern, nicht auf.

Im folgenden Jahre (1767) erschien auch schon eine neue Acte, nach welcher für das Einbringen von Thee, Glas, Papier und Bleiweiß aus England von den Amerikanern eine Abgabe bezahlt werden sollte. Diesmal waren die englischen Minister fest entschlossen, nicht nachzugeben; aber eben so fest beschlossen auch die Amerikaner, sich nicht zu fügen. In Boston traten die Kaufleute zusammen, und faßten den Beschluß, außer einigen unentbehrlichen Waaren keine aus England einzuführen, und namentlich sich ohne die vier besteuerten Artikel zu behelfen, bis der Zoll aufgehoben sein würde. Diesem Beschlusse traten auch die andern Städte bei, und mit großer Selbstüberwindung blieben sie bei ihrem Vorsatze; eben so aber auch die Engländer, und als die Zollbeamten einst ein mit Wein beladenes Schiff wegen unrichtiger Angabe einem Kaufmanne in Boston wegnahmen, entstand ein gewaltiger Auflauf, bei welchem die Zöllner mißhandelt wurden, und mit Mühe der Ermordung entgingen. Statt durch Milde die aufgebrachten Gemüther zu beruhigen, vermehrten die Minister die Unzufriedenheit, indem sie einige Regimenter und mehrere bewaffnete Schiffe nach Nordamerika sandten, um die Zollbeamten in Ausübung ihres Amtes zu beschützen, und endlich gar befahlen, daß alle eines Verbrechens beschuldigte Amerikaner nach England zum Verhör geschleppt werden sollten. Jetzt waren die Gemüther aufs äußerste bewegt, und es fehlte nur an einer kleinen Veranlassung, um den Unwillen zum Ausbruch zu bringen.

In England hatten indessen die Kaufleute, die bisher nach Amerika gehandelt hatten, sehr gelitten, weil der Handel dahin ganz darniederlag, und sie brachten es durch ihre Klage dahin, daß die Minister jene Zölle 1770 aufhoben. Nur auf den Thee setzten sie eine kleine Abgabe, 2 Pence (1½ Groschen) vom Pfunde. Das hätten die Amerikaner leicht geben können, hätten sie nicht dadurch den Engländern das Recht, sie zu besteuern, eingeräumt. Sie vereinigten sich also, keinen Thee von den Engländern zu

kaufen, und behalfen sich mit dem, welcher auf Schleichwegen eingeführt wurde. Vielleicht würde indessen zuletzt der Eifer der Widersetzlichkeit erkaltet sein, hätten nicht die vielen Reibungen zwischen den englischen Soldaten und den Einwohnern die Erbitterung nicht allein unterhalten, sondern täglich vermehrt. Es kam selbst zu blutigen Schlägereien, wobei drei Bürger erschossen und mehrere verwundet wurden. Das hieß Oel ins Feuer gießen. Die Leichen wurden als Märtyrer der Freiheit feierlich beerdigt und ihr Todestag zu einem jährlichen Trauerfeste bestimmt.

Durch die Festigkeit der Amerikaner, keinen Thee von England zu kaufen, hatte sich indessen die Waare in den Speichern der englisch-ostindischen Compagnie so aufgehäuft, daß diese nicht wußte, wohin sie damit sollte. Theils um der Gesellschaft Absatz zu verschaffen, theis um die Amerikaner durch große Wohlfeilheit zum Kaufe anzulocken, gab England die sogenannte Theeacte (1773), nach welcher jene Compagnie keinen Ausfuhrzoll mehr an England zu bezahlen hatte, und also nun den Thee spottwohlfeil in Amerika verkaufen konnte. Aber die Amerikaner waren auf ihrer Hut. Sie betrachteten die Unternehmung als einen Plan, sie zu überlisten, und waren entschlossen, auf alle Weise die Ausschiffung zu hindern. Lieber wollten sie theuern Thee trinken, als etwas zu der Gelingung der verhaßten Theeacte beitragen. Mehrere Theeschiffe kehrten daher unverrichteter Sache wieder nach England zurück. In Boston aber bestiegen am 18. Dezember 1773 17 Leute, die sich, um nicht leicht erkannt zu werden, als Mohawk- (sprich Mohauk-) Indianer verkleidet hatten, die noch im Hafen liegenden Theeschiffe, schlugen 342 Kisten auf und schütteten 18,000 Pfund während einiger Stunden unter dem Beifallsgeschrei des Volks in das Meer. In England nahm man diese eigenmächtige Handlung sehr übel auf, und es wurden alsbald Schiffe geschickt, zur Strafe den Hafen von Boston ganz zu sperren. Aber die Amerikaner standen alle für einen Mann. Sie bildeten 1774 aus den Abgeordneten der einzelnen Provinzen eine Versammlung oder einen Congreß, der in Philadelphia, welches dadurch die Hauptstadt des ganzen Landes wurde, zusammentrat und die Angelegenheiten des Bundes leitete. Hier wurde beschlossen, vom 1. Dezember 1774 an gar keine Waaren mehr weder aus England noch aus den englisch-ostindischen Inseln zu kaufen, und vom 10. September 1775 an keine von Amerika mehr an die Engländer zu verkaufen. So war also eine völlige Handelstrennung

zwischen beiden Ländern ausgesprochen und die Widersetzlichkeit wurde immer größer. England schickte Soldaten nach Amerika und die Amerikaner rüsteten sich. Am 18. April 1775 wurde durch den Ueberfall bei Lexington das erste Blut vergossen und dadurch ein Krieg begonnen, der unter manchem Wechsel des Glücks fast acht Jahre währte und sich mit der Freiwerdung der Amerikaner endigte. Der Raum erlaubt nicht, die vielen interessanten Vorfälle dieses Krieges zu erzählen. Obgleich den Amerikanern so viele Umstände entgegen waren und es ihnen ganz und gar an Kriegsübung und Kriegsvorräthen fehlte, so wußten sie doch diese Mängel durch große Anstrengung zu ersetzen; denn der Gedanke, für ihre Unabhängigkeit zu kämpfen, ließ ihren Muth nicht sinken. Zwei Männern aber verdankten sie vornehmlich den endlichen Sieg über ihre Unterdrücker: dem schon erwähnten Georg Washington (gest. 1799) und Benjamin Franklin (sprich Fränklin) (gest. 1790). Ersterer leitete als Oberfeldherr den ganzen Krieg; letzterer belebte durch Volksschriften den Patriotismus seiner Landsleute, und war ihnen in verschiedenen Aemtern, besonders als Gesandter in Frankreich nützlich. Dieser Mann zeigte recht durch sein Beispiel, wie weit es der Mensch durch vernünftig angelegten Fleiß, durch Sparsamkeit und Rechtschaffenheit bringen könne; denn er, ein armer Buchdrucker, brachte es durch diese beiden Eigenschaften und durch Verstand bis zum angesehensten und vielleicht reichsten Manne im nordamerikanischen Freistaate.

Der nordamerikanische Freiheitskrieg (von 1775—83) wurde übrigens nicht allein in Amerika geführt, sondern auch auf den europäischen Meeren; denn Frankreich sowohl als Spanien nahmen sich der bedrängten Amerikaner an und erklärten England den Krieg. Die merkwürdigste Begebenheit während desselben in Europa war die Belagerung von Gibraltar durch die Spanier und Franzosen 1782. Diese Festung gehörte seit 1704 den Engländern, und jetzt wurde von Seiten jener Mächte alles aufgeboten, sich ihrer wieder zu bemächtigen. Die Franzosen erfanden dazu eine eigene Art von Schiffen, welche sie schwimmende Batterien nannten. Dies waren runde Kanonenböte, die mit einem doppelten Boden bedeckt waren, zwischen dem sich Sandsäcke befanden, kurz so fest gebaut, daß man gar nicht glaubte, daß sie zerstört werden könnten. Die vereinigte Flotte eröffnete nun ein furchtbares Feuer. Aber die Kugeln waren unwirksam, weil alle Werke Gibraltars in Felsen gesprengt sind. Dabei war der englische Commandant,

Elliot, ein Mann, der sich nicht muthlos machen ließ. Er ließ oben Kugeln glühend machen, und es währte nicht lange, so fingen die schwimmenden Batterien Feuer, und die darin befindlichen Menschen geriethen dadurch in solche Noth, daß sie, um nicht zu verbrennen, ihre Rettung bei ihren Feinden suchen mußten. Die Belagerung wurde aufgehoben, die vielen auf die Anstalten dazu verwandten Kosten waren verloren, und Gibraltar blieb den Engländern und gehört ihnen noch heute.

Schon im Anfange des Krieges, am 4. Juni 1776, mitten unter den mißlichsten Umständen, hatte der Congreß die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Colonien erklärt, und im Frieden von Paris (1783) mußte England nothgedrungen dieselbe anerkennen. Seitdem giebt es einen nordamerikanischen Freistaat, der anfangs nur aus 13 Staaten bestand, jetzt aber deren schon nahe an 40 zählt*) und vom atlantischen bis zum stillen Ocean reicht.

112. Iwan. Elisabeth. Peter III. Katharina II. — Maria Theresia. Joseph II.

Noch ist zu berichten, welche Veränderungen in Rußland nach dem Tode der Kaiserin Anna Iwanowna (1740) sich zugetragen hatten. Es lebte damals noch die zweite Tochter Peters des Großen, Elisabeth, 30 Jahre alt. Auch hatte ihre ältere Schwester, Anna Petrowna, die Herzogin von Holstein-Gottorp, einen Sohn hinterlassen, den 12jährigen Peter, der späterhin unter dem Namen Peter III. Kaiser geworden ist. Aber die Nachkommenschaft Peters des Großen wurde abermals übergangen, indem man der des älteren Bruders, des schwachsinnigen Iwan den Vorzug gab. Anna Iwanowna hatte zwar keine Kinder hinterlassen, aber ihre ältere, an den Herzog von Mecklenburg vermählte Schwester Katharina hatte eine Tochter, Prinzessin Anna, welche (1739) an den Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig verheirathet worden war. Diese hatte zwei Monate vor dem Tode der Kaiserin einen Prinzen (Iwan) geboren, und dieser war es, welchen die einflußreichen Großen zum Kaiser bestimmten. Der ehrgeizige Biron brachte es trotz vieler Feinde und Neider dahin, daß die übrigen an der

*) Gegenwärtig 1 District (Columbia), 38 Staaten, 10 Territorien.

Spitze der Geschäfte stehenden Großen theils aus Furcht, theils in der Hoffnung, Vortheile dadurch zu erlangen, einwilligten, ihm die Verwaltung des Reichs während der Minderjährigkeit des kaiserlichen Kindes zu überlassen. Eine Schrift, welche diese Bestimmungen enthielt, wurde der sterbenden Kaiserin vorgelegt und von ihr unterzeichnet.

Durch die Ernennung des Herzogs von Kurland (Biron) zum Reichsverweser fühlte sich niemand mehr gekränkt, als Anton Ulrich und dessen Gemahlin Anna, die obendrein von Biron geringschätzig behandelt wurde. Auch Münnich, der den Herzog nur in der Hoffnung, Vortheil davon zu erlangen, unterstützt hatte und sich getäuscht sah, dachte daran, ihn wieder zu stürzen. Er näherte sich dem Prinzen und der Prinzessin von Braunschweig, theilte ihnen seine Absicht mit und erhielt von ihnen die Versicherung, daß sie alle seine Maßregeln billigen würden. Indessen fuhr er fort, dem Reichsverweser seine Achtung zu bezeigen, so daß dieser sonst so mißtrauische Mann von ihm nichts Böses ahnte. Selbst an dem Tage vor der Ausführung des Plans befand sich Münnich bis spät am Abend bei dem Herzog Biron. Noch in derselben Nacht begab er sich in den Winterpalast zu der Prinzessin Anna und ihrem Gemahl, theilte ihnen seinen Plan mit, gewann die hier befindliche Wache und ließ den Herzog, der im Sommerpalaste wohnte, durch einen Offizier verhaften. Biron wollte Widerstand leisten, wurde aber bald übermannt und vorläufig nach der Festung Schlüsselburg gebracht, späterhin aber mit vielen seiner Anhänger nach Sibirien verbannt, nachdem er noch nicht einen vollen Monat lang Reichsverweser gewesen war. Prinzessin Anna erklärte sich nun zur Reichsverweserin und wurde ohne Schwierigkeit allgemein anerkannt (1740).

Das gute Vernehmen zwischen Anna von Braunschweig und Münnich währte nicht lange. Dieser ehrgeizige Mann hatte Biron gestürzt, in der Hoffnung, unter dem Namen der Reichsverweserin zu regieren. Aber er sah sich bald getäuscht; nicht einmal Generalissimus wurde er, wie er gewiß erwartet hatte, sondern mußte sich mit dem Namen eines ersten Ministers begnügen, während Anton Ulrich sich jene Würde beilegte. Darüber kam es bald zu Spannungen zwischen ihm und dem Prinzen Anton Ulrich; in einem Anfalle von Unmuth verlangte er seinen Abschied, in der Voraussetzung, daß man ihn nicht würde entbehren können, aber er erhielt ihn ohne weiteres, weil Biron in seinem Verhöre die Prin-

zessin vor Münnich als einem sehr gefährlichen Manne hatte warnen lassen. Dieser zog sich nun vom Hofe zurück.

Die Prinzessin Elisabeth hatte indessen in scheinbarer Freundschaft mit der Reichsverweserin gelebt und schien allen Ansprüchen auf die Krone entsagt zu haben. Sobald sie aber hörte, daß der von allen, auch von ihr, gefürchtete Münnich ins Privatleben getreten sei, ließ sie sich von ihren Anhängern bereden, 1741 eine Thronveränderung vorzubereiten. So besuchte sie öfters die Kasernen der Garde, sprach freundlich mit den Soldaten, erlaubte manchem derselben hinten auf ihren Schlitten zu treten, wenn sie in den Straßen umherfuhr, und das gefiel. Ihr vorzüglichster Rathgeber war dabei ihr Wundarzt, L'Estocq, ein Hannoveraner. Dieser hatte gehört, daß die Prinzessin Anna bereits Verdacht schöpfte, kam also eines Morgens zu Elisabeth und überreichte ihr eine Karte, auf deren einer Seite er sie mit der Krone auf dem Haupte, auf der andern aber mit einem Nonnenschleier abgebildet hatte, und dabei Rad und Galgen für ihre Anhänger. Er drang in sie, ja nicht länger zu säumen, das erstere zu wählen, weil sonst das letztere unfehlbar ihr Loos sein würde. Sie, obgleich von Natur träge, willigte endlich ein und begab sich des Nachts (24.—25. Nov.) mit ihm und dem Kammerjunker Woronzow in die Kaserne der Preobraschenskischen Gardegrenadiere. Hier brachte sie einen Theil der Soldaten gleich auf ihre Seite und ließ dann durch Woronzow und L'Estocq mit Hülfe der Soldaten den Prinzen und die Prinzessin von Braunschweig nebst dem kleinen 1 ½jährigen Kaiser Iwan im Winterpalaste verhaften, nachdem dieser nur ein Jahr und einen Monat den Thron besessen hatte. Auch Münnich, Ostermann und andere hohe Staatsbeamte wurden gefangen gesetzt. Am andern Morgen beschied sie den Senat und die höchsten Beamten zu sich, theilte ihnen das in der Nacht geschehene mit und wurde von ihnen anerkannt. Das Volk vernahm das Ereigniß mit stiller Trauer und erst nach und nach fand es sich in die Veränderung.

Elisabeth (1741—62) eilte, alle jene Gefangene zu verurtheilen, obgleich sie kein anderes Verbrechen begangen hatten, als der Prinzessin Anna treu gedient zu haben. Münnich wurde zur Viertheilung, Ostermann zum Rade, noch andere zur Enthauptung verurtheilt; doch wurde allen das Leben geschenkt; Ostermann erfuhr dies erst, als er schon das Haupt auf den Block gelegt hatte. Alle wurden nach Sibirien geschickt. Münnich be-

gegnete auf der Reise dahin in der Vorstadt von Kasan dem aus Sibirien zurückgerufenen Biron; sie starrten sich an, ohne zu grüßen, und fuhren still aneinander vorüber. Münnich mußte dasselbe Häuschen beziehen, welches für Biron nach seiner Zeichnung gebaut worden war. Welch sonderbarer Glückswechsel! — Der arme, kleine Iwan, der unwissend, was mit ihm geschah, in das Hurrah der Garden, welche in der Nacht seiner Thronentsetzung vor dem Winterpalaste die neue Kaiserin hoch leben ließen, durch kindisches Geschrei eingestimmt hatte, wurde seinen Aeltern entrissen und in Schlüsselburg eingesperrt, wo er genau bewacht wurde; der wachhabende Offizier hatte den Befehl, ihn augenblicklich zu durchbohren, wenn ein Versuch zu seiner Befreiung gemacht würde. Der Prinz und die Prinzessin von Braunschweig wurden nach Sibirien verwiesen, und da sie sich durch gegenseitige Liebe ihr hartes Loos zu versüßen suchten, war Elisabeth grausam genug, sie voneinander für immer zu trennen. Anna wurde in die Gegend von Archangel gebracht, wo sie nach fünf Jahren gestorben ist; auch ihr Gatte ist bis an seinen Tod (1775) in Sibirien geblieben. Zwar erhielt er von Katharina II. die Erlaubniß zur Rückkehr; aber er zog vor, in seiner Einsamkeit zu bleiben. Ostermann starb nach sechs Jahren in Beresow; Münnich dagegen wurde nach 21 Jahren (1762) von Peter III. zurückgerufen, in alle seine Würden wieder eingesetzt und starb 1767. L'Estocq ist von seiner Gebieterin mit Undank belohnt worden. Er wurde von seinen Feinden verleumdet und, nachdem er geknutet worden, auch nach Sibirien verwiesen, bis er nach 14 Jahren die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt.

Während Elisabeths Regierung sind einige der von Peter dem Großen gegebenen Anregungen weiter fortgeführt worden. Die Hauptstadt Petersburg gewann als der immer mehr bevorzugte Aufenthalt der russischen Großen an Glanz und Ansehen; Moskau erhielt eine Universität. Ein kurzer Krieg mit Schweden im Anfange dieser Regierung endete mit einem wiederum günstigen Friedensschlusse, denn Rußland gewann ein Stück von Finnland und das Versprechen der Erwählung des verwandten Prinzen Adolph Friedrich von Holstein-Gottorp auf den schwedischen Thron. (Er gelangte dazu 1751.) Wie unter Elisabeth Rußland am siebenjährigen Kriege gegen Friedrich den Großen theilnahm und hier zum ersten Male die russischen Truppen an die Seite europäischer Heere traten, ist schon erzählt worden.

Die Regierungsgeschäfte überließ Elisabeth ihren Günstlingen;

insgeheim war sie mit einem Grafen Alexei Rasumowski vermählt, der früher Chorsänger gewesen und von der Kaiserin zu hohen Ehrenstellen erhoben worden war. Da sie keine Nachkommenschaft hatte, so erklärte sie bald nach ihrer Thronbesteigung ihren Neffen, Karl Peter Ulrich, den Sohn ihrer älteren Schwester Anna und des Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, zum Großfürsten und Thronfolger und vermählte ihn mit Katharina, Prinzessin von Anhalt-Zerbst, auf welche Friedrich der Große aufmerksam gemacht hatte, denn ihr Vater stand als General in der preußischen Armee. Dieser Thronfolger bestieg, als Elisabeth am 5. Januar 1762 starb, als Kaiser Peter III. den Thron. Er bezeichnete seinen Regierungsantritt durch Milde, indem er die meisten unter Anna und Elisabeth nach Sibirien verwiesenen Staatsbeamten, unter ihnen Lestocq und den alten Münnich, zurückrief. Er wollte sich selbst die Freude machen, die beiden alten Feinde, Münnich und Biron, zu versöhnen. Als beide vor ihm zum ersten Male erschienen, befahl er, drei Gläser Wein zu bringen, reichte jedem eins, nahm selbst das dritte und trank es ihnen zu. In diesem Augenblicke wurde er abgerufen. Beide Feinde standen eine Zeit lang mit den Gläsern in der Hand, starr und sprachlos einander gegenüber; endlich setzte jeder sein Glas hin und kehrte dem andern den Rücken zu.

Peter verstand nicht, sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben. Schon seine deutsche Abkunft, noch mehr der Vorzug, den er seiner holsteinischen Garde vor der russischen gab, seine geringe Achtung vor der Geistlichkeit und den Ceremonien der griechischen Kirche, und seine Vorliebe für den damals in Rußland nicht beliebten König von Preußen machten ihn verhaßt. Er liebte Friedrich den Großen so, daß er nicht nur, wie schon gesagt, sogleich Frieden und Bündniß mit ihm schloß, sondern auch dem russischen Militair einen preußischen Zuschnitt geben wollte. Er sprang einmal von der Tafel auf, warf sich, mit dem Weinglase in der Hand, vor dem Bildnisse des Königs nieder und rief: „Mein Bruder, wir werden miteinander die Welt erobern!“ und da er außerdem rücksichtslos die russischen Gewohnheiten hintansetzte und lächerlich machte und eine Menge anderer Thorheiten beging, so wandten sich die Russen immer mehr von ihm ab und seiner Gemahlin zu, mit welcher er nicht in gutem Einvernehmen lebte, die es aber besser verstand, sich dem russischen Wesen anzuschmiegen und sich Anhänger zu erwerben. Um Katharina bildete sich nun eine Partei, die täglich

an Zahl und Gewicht zunahm, und da das Gerücht ging, daß der Kaiser seine Gemahlin in ein Kloster sperren wollte, so glaubte sie, ihm zuvorkommen zu müssen. Durch ihre Freundin, die Fürstin Daschkow, brachte sie mehrere russische Große: die beiden Orlow, Offiziere in der Garde, den Grafen Panin, die vornehmsten Geistlichen und viele andere auf ihre Seite, und alle versprachen ihr Beistand. Um auf das Volk zu wirken, zeigte sie sich oft mit trauriger Miene und Thränen in den Augen. Endlich war alles verabredet unter ihren Vertrauten; man wartete nur auf die Abreise des Kaisers, der gegen Dänemark zu Felde ziehen wollte — als die unbesonnene Schwatzhaftigkeit eines der Mitwissenden alle in Gefahr brachte. Nur das schleunige Handeln konnte die Kaiserin und die Verschworenen retten. Die letzteren holten am 9. Juli 1752 schnell die Kaiserin aus Peterhof, wo sie sich aufhielt, nach Petersburg. Hier eilte sie gleich nach den Kasernen der Garde, redete zu den Soldaten: der Kaiser wolle sie und ihren Sohn (Paul) tödten lassen; die Mörder wären schon unterwegs; sie werfe sich der Garde in die Arme. Alle schworen für ihre Vertheidigung zu sterben. Der Haufe wurde immer größer, auch mehrere angesehene Russen eilten herbei; die Soldaten griffen zu den Waffen, und bald sah sich Katharina an der Spitze von 10,000 Soldaten, die ihr zu folgen bereit waren. Alles dies war vollendet binnen wenigen Nachmittagsstunden. Jetzt eilte sie nach dem Schlosse, zeigte ihren Sohn den jauchzenden Soldaten, legte die Uniform der Garde an und setzte sich zu Pferde, um die Regimenter gegen den Kaiser anzuführen. Bald erschien ein Manifest, in welchem sie erklärte, daß sie nach dem Wunsche ihrer Völker und um das Vaterland vom Untergange zu retten, als Kaiserin Katharina II. den Thron besteige.

Peter befand sich in Oranienbaum*) und fuhr an demselben Tage nach Peterhof, um da seinen Namenstag zu feiern. Hier fand er schon alles in Bestürzung wegen der Entweichung der Kaiserin nach Petersburg, und bald kamen auch die Nachrichten aus Petersburg, welche den Aufstand der Garden und des Volks dem erschrockenen Kaiser meldeten. Er gab in der größten Bestürzung eine Menge widersprechender Befehle, nicht wissend, welche Maßregeln er ergreifen sollte. Der alte Münnich rieth, der Kaiser solle

*) Etwa sechs Stunden von Petersburg liegt am finnischen Meerbusen das Lustschloß Peterhof; zwei Stunden weiter Oranienbaum.

nach der gegenüberliegenden Insel und Festung Kronstadt segeln, deren Garnison sich noch nicht entschieden hatte, und sich der dortigen Flotte bemächtigen. Während Peter noch schwankte und dadurch Zeit verlor, kam die Nachricht, die Kaiserin sei in Anmarsch mit 20,000 Soldaten. In Hast schiffte sich Peter mit seinem Gefolge nach Kronstadt ein. Hier hatte sich indessen alles geändert; die Soldaten waren für die Kaiserin in Eid und Pflicht genommen, und als die Jacht, auf welcher der Kaiser sich befand, anlegen wollte, rief die Schildwache: „Wer da!“ — „Der Kaiser!“ antwortete man vom Schiffe. „Es giebt keinen Kaiser mehr!“ — Bei diesem Rufe springt Peter vor, schlägt seinen Mantel auf, um seinen Ordensstern sehen zu lassen, und ruft: „Ich bin es selbst! Kennt ihr mich nicht?“ Aber die Wache hält ihm die Bajonnete entgegen und droht Feuer zu geben, wenn er sich nicht augenblicklich entferne. „Fort mit dem Schiff! Hoch lebe Katharina!“ schreit die an der Küste stehende Menge. Peter sinkt in die Arme seiner Begleiter und sagt weinend: „Die Verschwörung ist allgemein; seit dem ersten Tage meiner Regierung habe ich es so kommen sehen!“ Die Barke blieb während der Nacht auf der See.

Katharina war mit ihren Regimentern die Nacht zwischen Petersburg und Peterhof geblieben. Indessen zeigte sich der unglückliche Kaiser ganz rathlos; noch einmal verlangte er Münnichs Rath. Dieser meinte, noch sei nichts verloren; er solle nach Preußen fliehen zu seinem dort stehenden Heere und mit demselben zurückkehren; aber Peter konnte sich auch nicht dazu entschließen, sondern befahl, ihn bei Oranienbaum ans Land zu setzen, um mit Katharina zu unterhandeln. Er ließ sie bitten, ihn nach Holstein zu entlassen. Statt der Antwort sandte sie eine Entsagungsacte, die er zu unterzeichnen habe. Er unterschrieb ohne Weigerung und wurde zu Wagen nach Peterhof, von hier nach einem Landgute, sechs Stunden von Petersburg, geführt. Aber die Anhänger der Kaiserin hielten den Tod des entthronten Fürsten zur Sicherung ihrer Pläne für nothwendig. Alexei Orlow begab sich mit einigen andern Verschworenen zu dem Gefangenen und unter ihren Händen endete er am 17. Juli sein Leben. Von Katharina ist der Befehl zu dieser schrecklichen That nicht ausgegangen, aber daß sie straflos bleiben würden, haben die Männer, welche sie vollbrachten, wohl gewußt. Am andern Tage wurde bekannt gemacht, daß der gewesene Kaiser an einem Anfalle von Kolik, an welcher er bisweilen litt, gestorben sei.

Katharina II., 1762—1796, oder wie sie vor ihrer Vermählung hieß, Sophie Auguste Friederike, war 1729 in Stettin geboren, wo ihr Vater, der Fürst von Anhalt-Zerbst, preußischer General und Gouverneur war. Hier verlebte sie, als eine unbedeutende und arme Prinzessin, ihre Jugendjahre in großer Stille und hatte, wie einst Elisabeth von England, Zeit, ihre schönen Talente auszubilden. Durch Friedrich II. wurde sie, wie schon gesagt, mit dem Großfürsten Peter vermählt und nahm nun den griechischen Glauben und den Namen Katharina an. Nachdem sie den Thron als Selbstherrscherin bestiegen und alle, welche ihr dabei zur Seite gestanden, mit Reichthümern und Ehrenstellen freigebig belohnt hatte, entfaltete die Kaiserin in den inneren, wie in den äußeren Angelegenheiten eine umsichtige und erfolgreiche Thätigkeit. Sie hat das Werk Peters des Großen vollendet, indem sich unter ihr Rußland zur europäischen Großmacht erhob. Mit Friedrich dem Großen schloß sie ein Freundschaftsbündniß; von ihrer Mitwirkung bei den Theilungen Polens ist in Abschnitt 110 erzählt worden.

Zweimal machte man den Versuch, Katharina vom Throne zu stürzen, aber beide Male vergeblich. Es lebte nämlich bei ihrer Thronbesteigung noch jener Iwan, welchen Elisabeth 1741 entthront und in Schlüsselburg eingesperrt hatte. Seine hohe Geburt war sein Unglück; denn der arme Prinz hatte seitdem nie wieder die Freiheit genossen. Jetzt war Iwan, als Katharina Kaiserin wurde, 23 Jahre alt und kannte niemanden weiter als die Offiziere seiner Wache, die den strengsten Befehl erhalten hatten, ihn sogleich zu tödten, sobald jemand den Versuch machen sollte, ihn zu befreien. Dies geschah auch wirklich 1764. Ein bei der Besatzung von Schlüsselburg stehender Lieutenant, Namens Mirowitsch, drang mit 38 Soldaten bis zu seinem Kerker vor. Jetzt, glaubten die Offiziere seiner Wache, sei der Augenblick gekommen, ihn tödten zu müssen, und erstachen den unglücklichen Prinzen.

Den zweiten Aufstand erregte 1773 ein gemeiner donischer Kosack, Emeljan Pugatschew. Er hatte im siebenjährigen Kriege und gegen die Türken als Soldat gedient und war dann nach Uralsk zu den uralskischen Kosacken gekommen, die erst kurz vorher wegen eines Aufruhrs streng bestraft worden und daher noch sehr unzufrieden waren. Wegen frecher, aufrührerischer Reden wurde er festgenommen und nach Kasan geführt, und sollte hier eben bestraft werden, als es ihm gelang, zu entwischen. Er kam zu den

Kosacken am Jaik zurück und entwarf den Plan zu einem neuen Aufstande. Er gab sich für Kaiser Peter III. aus; die Nachricht von seinem Tode sei falsch, er sei damals entkommen und wolle nun an der Spitze der Kosacken in Rußland vordringen, alles niederwerfen, überall neue Beamte einsetzen und die Krone seinem Sohne Paul übertragen. Die Kosacken glaubten ihm; sie geriethen in Bewegung; sein Anhang mehrte sich von Tage zu Tage. Er bemächtigte sich mehrerer kleinen Festungen, schlug die gegen ihn gesandten Heerhaufen und wurde wirklich von den unwissenden Umwohnern des Flusses Ural für den Kaiser gehalten. Ueberall, wohin die wilden Aufrührer kamen, wurde fürchterlich gehaust, Kasan erstürmt und verbrannt, und eine Menge Menschen niedergehauen oder hingerichtet. Der Aufruhr verbreitete sich immer weiter; 20,000 Mann gehorchten bereits Pugatschews Befehlen. Endlich, nachdem die Empörung länger als ein Jahr gewährt hatte, gelang es dem Oberst Michelsohn, die Rebellen entscheidend zu schlagen. Mit nur 30 Kosacken floh Pugatschew über die Wolga, irrte in der Steppe umher und wurde von allen Seiten umstellt. Seine Begleiter, die seine Sache verloren sahen, beschlossen, durch seine Auslieferung sich die Verzeihung der Kaiserin zu erwerben. Als er eines Tages, in Nachdenken vertieft, in seinem Zelte saß, drangen sie ein und umringten ihn. „Wir sind dir lange genug gefolgt," sprach einer; „jetzt ist die Reihe an dir, uns zu folgen." Sie banden ihn und führten ihn nach Uralsk. Von hier ließ ihn Suwarow, der herbeigeeilt war, nach Moskau abführen, wo er anderthalb Jahr nach dem Beginn des Aufruhrs (1775) mit mehreren seiner Genossen hingerichtet wurde.

Seitdem ist die Herrschaft Katharina's ungestört geblieben, wohl aber mag sie im Besitz und Genuß der größten irdischen Herrlichkeit noch gar manchesmal, von Sorgen und Erinnerungen bewegt, mit wehmüthiger Sehnsucht an die glücklichen Jugendtage in Stettin zurückgedacht haben.

Mit den Türken wurden unter der Regierung Katharina II. zwei blutige Kriege geführt, von 1768—74, und von 1787—91. Im ersten Kriege hatte sie die unter dem türkischen Joche seufzenden Griechen durch lockende Versprechungen zur Empörung gegen ihre Zwinger gereizt. Aber so glücklich auch die Russen fast überall gegen die Türken waren, so wenig wurden die Griechen unterstützt und endlich von den Türken ganz in die Enge getrieben. Jetzt metzelten die Türken schonungslos unter den armen Menschen, die

vergebens die Russen um Hülfe flehten. „Nehmt uns nur wenigstens mit euch!“ baten sie das russische Hülfsheer, als es aus Navarino in Morea abzog, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Aber der russische Befehlshaber Alexei Orlow ließ die Thore vor ihnen schließen und segelte dann ab. Nun ging das Gemetzel erst recht an; in Tripolizza wurden allein 3000 niedergemacht, und wenig fehlte, daß nicht der Befehl gegeben wurde, alle Griechen im ganzen türkischen Reiche ums Leben zu bringen.

Von den Siegen der Russen in der Moldau soll hier nicht erzählt werden, wohl aber von dem großen Seesiege bei Skio (1770). Die russischen Admirale Elphinstone und Spiritow trafen bei der Insel Skio im Archipel auf den Kapudan-Pascha, den Befehlshaber der türkischen Flotte. Eine fürchterliche Schlacht! Endlich ergriff das Feuer das türkische Admiralschiff; es flog mit entsetzlichem Krachen in die Luft und riß das russische mit in die Höhe. Eine Menge von Menschen verloren dabei das Leben; nur Spiritow und der Pascha kamen von dem unfreiwilligen Fluge glücklich zurück. Die geschlagenen türkischen Schiffe retteten sich in die Bai von Tschesme an der kleinasiatischen Küste. Sogleich legte sich Elphinstone davor und ließ durch einen englischen Seeoffizier, Dugdale (sprich Dockdähl), während der Nacht die türkische Flotte vermittelst eines Branders anzünden. Sie brannte fünf Stunden lang — ein furchtbar-schöner Anblick! Weithin waren See und Land erleuchtet, und das Krachen der einzeln auffliegenden Schiffe hörte man bis nach Athen. — Elphinstone segelte darauf, um der Kaiserin sein Wort zu lösen, mit seinem Schiffe keck durch die Meerenge der Dardanellen, unbekümmert um die rechts und links auf ihn abgesendeten Kanonenkugeln, warf die Anker Angesichts des Seraï in Constantinopel, ließ seine Trompeter einen Tusch blasen, trank vor den Augen der erstaunten Türken eine Tasse Thee und fuhr endlich zurück, wie er gekommen war. — Der Krieg wurde beendigt durch den Frieden von Kutschuk Kainardschi, bei Silistria an der Donau (1774).

Den zweiten Krieg unternahm Katharina in der Hoffnung, die Türken aus Europa zu verjagen. Daran dachte sie in allem Ernste und hatte auch deshalb über das Thor der am Schwarzen Meere erbauten Stadt Cherson die Ueberschrift setzen lassen: „Weg nach Byzanz!“ Sie hatte dies Reich ihrem zweiten Enkel bestimmt und daher ihn Constantin taufen lassen. Wer weiß auch, ob es ihr nicht endlich gelungen wäre, wenn nicht England und Friedrich

der Große Einspruch gethan hätten. Diese wollten die unverhältnißmäßige Vergrößerung Rußlands nicht zugeben und drohten, den Türken beizustehen, wenn sie nicht gleich Friede machte. So ungern sie dies auch that, so mußte sie doch nachgeben, den Frieden von Jassy (1792) unterzeichnen und mit einer kleinen Vergrößerung zwischen Bug und Dniester zufrieden sein. Die Herrschaft über die Krim, welche Rußland errungen hatte, blieb anerkannt.

Katharina hatte die Schwachheit, die wir auch von Elisabeth von England erzählt haben, daß sie stets einen der russischen Großen als Günstling vorzüglich auszeichnete. Keiner unter diesen hat aber eine größere Macht erhalten und tiefer auf Rußlands Schicksal eingewirkt, als Fürst Potemkin. Er stammte aus einer herabgekommenen Adelsfamilie und hatte als Wachtmeister der kaiserlichen Garde zu Pferde an der Entthronung Peters III. Theil genommen. Bald zog er die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich, als er gleich nach ihrer Thronbesteigung sie in Uniform durch die Glieder der Garde reiten sah, an ihrem Degen keine Quaste bemerkte, und ihr die seinige knieend darreichte; er stieg nun schnell von Stufe zu Stufe, bis er von 1768 an ihr erklärter Günstling war. Er wurde in den Grafenstand, vom deutschen Kaiser in den Fürstenstand erhoben; er wurde Feldmarschall und ein Zeit lang war er der die ganze Regierung leitende Minister. Seine Macht war so unbeschränkt, daß er sich alles erlauben konnte, und Katharina selbst mit empörendem Uebermuthe behandelte. Eine Zeit lang wohnte er im kaiserlichen Palaste, und da war es nichts seltenes, daß er im Schlafrocke, mit fliegenden Haaren und mit bloßen Füßen in ihr Zimmer kam. Daß sie solche zuweilen ganz maßlose Kühnheit geduldet habe, scheint unglaublich; aber er war ihr unentbehrlich geworden. Sie wußte wohl, daß viele Große ihr gram waren, und hätte sich Potemkin zu ihnen geschlagen, so hätte das für sie sehr gefährlich werden können, während auf der andern Seite der Schrecken, mit welchem er das ganze Reich erfüllte, jeden Gedanken an Aufruhr niederschlug. Manchmal mag sie im Stillen über die Tyrannei geseufzt haben, aber sie fand in der Unbezwinglichkeit seines Wesens und in der Energie seiner Handlungsweise eine Stütze ihres Thrones. Größe der Seele fehlte ihm gänzlich; er kannte nichts höheres als äußeren Glanz, nach dem er daher gierig haschte. Dabei war es ihm eine Freude, jeden andern persönlichen Vorzug gewaltsam niederzudrücken, vor-

züglich die Großen des Reichs, ja wohl auch die fremden Gesandten mit Geringschätzung zu behandeln und sie stets fühlen zu lassen, daß er der Alleinmächtige sei. Selbst der Kaiserin widersprach er oft und setzte ihren Wünschen wohl gar seinen Trotz entgegen. Seine Geldgier, wie seine Verschwendung waren grenzenlos; wie freigebig auch die Kaiserin ihn mit Reichthum überhäufte,*) so trug er doch kein Bedenken, auch Staatsgelder zu verschleudern, oder einen Gläubiger, anstatt ihn zu bezahlen, nach Sibirien zu schicken. Einmal versuchten seine Feinde, ihn zu stürzen, aber ohne Erfolg. Katharina hatte ihn nämlich zum Statthalter über die Halbinsel Krim oder Taurien gemacht und ihm eingeschärft, dieses fruchtbare Land recht blühend zu machen! Er hatte sich auch dazu große Summen geben lassen, diese aber für sich verwendet. Seine Feinde redeten daher der Kaiserin zu, eine Reise dahin zu unternehmen (1787), indem sie hofften, seine Betrügereien sollten dadurch an den Tag kommen. Aber er wußte sich auf eine sinnreiche Art zu helfen. Als Katharina sich mit großem Gefolge näherte, trieb er Menschen bis auf 40 Meilen weit herbei, ließ sie gut kleiden und stellte sie hier und da am Wege auf; sie mußten pflügen und säen, oder Holz fällen u. s. w., um die Kaiserin zu überreden, daß das Land trefflich bevölkert und wohlhabend sei. Auch Herden wurden herbeigetrieben und mußten mehrmals vor der Kaiserin paradiren; denn des Nachts ließ er die Thiere auf Wagen weiter schaffen, damit sie am andern Tage noch einmal auftreten könnten. Ja, selbst schön gebaute Dörfer waren in der Nähe der Landstraßen zu sehen; aber ein Glück für ihn war es, daß die Kaiserin nicht auf den Einfall kam, sie besehen zu wollen; denn sie bestanden nur aus Bretterwänden, die bemalt waren. Auch zeigte ihr Potemkin reiche Magazine; aber die Kornsäcke waren mit Sand angefüllt. So gewissenlos wurde Katharina getäuscht, und während er sie so frech betrog, erschöpfte sie sich in Lobeserhebungen und Danksagungen, daß er ihre Be-

---

*) Außer den ungeheuern Einkünften von seinen Gütern und Aemtern erhielt er von Katharina große Geschenke, z. B. regelmäßig jährlich 100,000 Rubel Zulage, an seinem Namens- und Geburtstag 100,000 Rubel, einen Degen für 60,000 Rubel, einmal statt des Ostereies den Alexander-Newsky-Orden mit den kostbarsten Diamanten, ein andermal bei Ueberbringung einer Siegesnachricht 100,000 Rubel und einen Lorbeerkranz von Brillanten und Smaragden, der auf 150,000 Rubel berechnet wurde u. s. w. Ja, er konnte so viel Geld aus den kaiserlichen Kassen erheben, wie er wollte.

fehle treu ausgeführt habe. In der Stadt Cherson, wohin auch der Kaiser Joseph II. kam, um mit der Kaiserin sich zu besprechen, fand sie eine zahlreiche, für diese Tage dahin beschiedene Bevölkerung und den Hafen wimmelnd von Schiffen, die auf Potemkins Befehl herbeigesegelt waren. Statt daß seine Feinde ihren Zweck erreichten, setzte ihn diese Reise noch fester in ihrer Gunst. Darin hat er sich auch bis an seinen Tod, der ihn 1791 plötzlich traf, erhalten.*) Katharina lebte fünf Jahre länger, bis 1796, und hinterließ den Ruhm, viele nützliche Anstalten für ihr großes Reich entworfen und ausgeführt zu haben. So wenig auch alle ihre Handlungen zu entschuldigen sind, so war sie doch eine große Frau. Sie suchte so viel sie vermochte, selbst zu sehen, und arbeitete unabläſſig mit ihren Ministern. Im Kreise ihrer Familie war sie die liebenswürdigste und sanfteste Mutter von der Welt, und erzog ihre Enkel und Enkelinnen, die sich durch hohe Liebenswürdigkeit auszeichneten, so sorgfältig, als wenn sie gar keine andere Lebensaufgabe gehabt hätte. Obgleich nicht von großer Gestalt, war ihre persönliche Erscheinung doch voll Majestät; ihr Antlitz und der Blick ihrer blauen Augen trugen den Ausdruck der Freundlichkeit. Man hat sie nicht unpassend die Semiramis des Nordens genannt. Noch jetzt steht ihr Andenken in Rußland im Segen.

Selten kommen große Frauen auf Thronen vor, weil es an sich der weiblichen Bestimmung entgegen ist, über Länder und Völker zu gebieten. Um so merkwürdiger ist es, daß zu gleicher Zeit zwei so große Kaiserinnen herrschten. Maria Theresia (1740—80) ist schon oft von uns erwähnt worden, und hier nur einiges über ihren Charakter und ihre Regierungsart nachzuholen. Seit ihrem 19. Jahre war sie mit Franz von Lothringen, Großherzog von Toskana, vermählt, und führte mit ihm eine überaus glückliche Ehe; denn sie hatten sich von Kindheit auf gekannt und sich aus wahrer Neigung geheirathet. Bald nach dem Antritt ihrer Regierung hatte ihn Maria Theresia zum Mitregenten in den östreichischen Ländern angenommen, und noch während des östreichischen Erbfolgekrieges war er unter dem Namen Franz I. zum deutschen Kaiser gewählt worden, 1745—1765. Er war ein guter, braver Mann, der aber freilich nicht die Fähigkeiten zum Regieren

*) Potemkin wurde auf einer Reise von dem Herannahen des Todes überfallen. Man breitete schnell einen Teppich auf den Boden an der Landstraße, und hier verschied der Fürst in den Armen seiner Nichte, der Gräfin Branitzka.

hatte, die sie besaß. Sie hatte das Unglück, ihn schon 1765, nach einer neunundzwanzigjährigen musterhaften Ehe, zu verlieren, und war so betrübt, daß nur die Aussicht auf eine einstige Wiedervereinigung sie aufzurichten vermochte. Gleich darauf nahm sie ihren ältesten Sohn, Joseph, zum Mitregenten an, behielt sich aber die Oberherrschaft vor und übergab ihm nur einige Zweige der Regierung. Von allen wichtigen Geschäften unterrichtete sie sich selbst und war überhaupt ausnehmend thätig. Bis in ihre letzten Jahre stand sie im Sommer jeden Morgen um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr auf und ging, sobald sie ihre Andacht verrichtet hatte, an ihre Geschäfte, welchen sie fast den ganzen Tag widmete. „Wenn," sagte sie in einem ihrer letzten Augenblicke, „während meiner Regierung einige tadelnswerthe Dinge begangen sind, so ist es wider meinen Willen geschehen; ich habe immer das Gute gewollt." Ohne Noth fing sie keinen Krieg an. Zu dem Erbfolgekrieg wurde sie durch die Angriffe ihrer Feinde genöthigt. Der Verlust von Schlesien im Frieden von Breslau schmerzte sie tief, und sie konnte seitdem keinen Schlesier ohne Thränen ansehen. Daher ist ihr sehr zu verzeihen, daß sie sich zu dem siebenjährigen Kriege hinreißen ließ. An der Theilung Polens nahm sie nur mit Widerwillen Theil, weil ihr Sohn Joseph darauf bestand. Als Kaunitz und Joseph in sie drangen, schrieb sie an jenen folgenden Brief: „Als alle meine Länder angefochten wurden, und gar nit mehr wußte, wo ruhig hingehen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beystand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreiend wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstigt mich befunten, und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst, waß wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stuck von Pohlen oder von der Moldau und Walachey unser ehr und reputattion in schanz schlagen. Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur; darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen." (Kaunitz, geboren 1711 in Wien, starb 1794.) Sie verstand es, edle Hoheit mit Milde und Gutmüthigkeit zu verbinden. Es war ihr eine Sache des Herzens, frohe und glückliche Menschen um sich zu sehen. Die Abgaben milderte sie so viel als möglich, schaffte die Tortur ab und suchte besonders die Lage des Landmanns zu verbessern. Gegen die Armen war sie überaus mildthätig und wendete jährlich bedeutende

Summen auf, sie zu unterstützen. *) Dafür wurde sie aber auch von ihren Unterthanen wie eine Mutter geliebt, und als sie starb (1780), war die Betrübniß allgemein.

Joseph II., deutscher Kaiser von 1765—90, wurde nun Alleinherrscher der östreichischen Staaten. Er war ein Mann von Kraft und Talenten, und hatte durch Reisen seine Kenntnisse ausgebildet; denn er reiste nicht, wie die Fürsten gewöhnlich reisen, sondern im strengsten Incognito, und verbat sich alle Festlichkeiten. Er komme nicht, pflegte er zu sagen, um zu tanzen, sondern um zu lernen. Ueberall sah er merkwürdige Anstalten, Fabriken und Sammlungen an, und was er für nützlich erkannte, führte er auch in seinen Ländern ein. Ueberhaupt hat es gewiß nie einen Fürsten gegeben, der es besser mit seinen Unterthanen meinte und einen ernstlichern Willen, sie glücklich zu machen, gehabt hätte. Um so mehr ist es zu bedauern, daß er gar zu hastig bei seinen Verbesserungsplanen verfuhr und nicht immer untersuchte, ob sie auch ausführbar waren. Daher kam es, daß dieser so brave und liebenswürdige Kaiser von den meisten seiner Unterthanen nicht nach Verdienst geschätzt wurde, und daß mit seinem Tode fast alle seine Einrichtungen wieder eingingen. So verbot er (1784) alle fremde Luxusartikel, namentlich alle fremde Weine. Nur die Leute, deren Gesundheit den Gebrauch derselben nöthig machte, erhielten die Erlaubniß, sie für sich einzuführen, aber gegen eine hohe Abgabe. Wer das Gesetz übertrat, wurde ohne Ansehen der Person schwer bestraft; so ließ er mehrere Male eine Menge fremder

---

*) Eines Tages durchblickte sie die Rechnungen des Hospitals und die Kosten der Medicamente. „Lieber van Swieten," sagte sie zu dem berühmten Arzte, der die Aufsicht über diese Anstalt führte, „die Medicinen kosten aber ganz entsetzlich viel Geld; kann Er denn nicht hin und wieder wohlfeilere anschaffen und brauchen?" — Van Swieten antwortete: „Ew. Majestät haben zu befehlen; wie es dann aber mit den armen Kranken stehen wird, weiß ich nicht." — „Nein, nein, lieber van Swieten," sprach die Kaiserin, „es war nicht so gemeint; ich dachte nur so. Wende Er nur die Medicinen so an, wie vorher, und sollte es nicht zureichen, so gebe ich noch von meinem Nadelgelde dazu."

Kurz vorher, ehe sie ihren Geist aufgab, lag sie in einer Art von Reizlosigkeit mit geschlossenen Augen. Eine der umherstehenden Frauen antwortete auf eine Frage über das Befinden der Kaiserin: „Ihre Majestät scheinen zu schlafen." — „Nein," erwiderte sie, „ich könnte wohl schlafen, wenn ich wollte; aber ich fühle, meine Stunde kommt, und sie soll mich nicht im Schlafe überfallen. Wachend will ich meiner Auflösung entgegengehen." Eine eben so einfache als erhabene Aeußerung!

Taschenuhren, welche hatten sollen eingeschwärzt werden, öffentlich zertrümmern, und ein ander Mal für mehr als 15,000 Gulden Waaren öffentlich verbrennen.

Bisher hatte niemand eine Schrift dürfen drucken lassen, ohne daß sie censirt wurde, und dabei war alles unterdrückt worden, was irgend auf die Regierung Bezug hatte. Diese Beschränkung hob Joseph sogleich auf und erklärte ausdrücklich: „Beurtheilungen, wenn sie keine Schmähschriften sind, sie mögen den Landesfürsten oder den Untersten betreffen, sind nicht zu verbieten!" Den Lutheranern und Reformirten erlaubte er freie Uebung ihrer Religion und die Erbauung von Bethäusern; auch versprach er ihnen Beförderungen zu Aemtern ohne Rücksicht auf ihren Glauben. Die Leibeigenschaft der Bauern wurde ganz aufgehoben. Schon in den ersten Monaten seiner Regierung schritt er dazu, die große Menge von Klöstern zu vermindern und die darin unthätig lebenden Menschen der Welt wiederzugeben. Zuerst verbot er den Mönchen und Nonnen jeden Zusammenhang mit auswärtigen Ordenshäusern und die Geldsendungen nach Rom; dann sollte kein päpstlicher Befehl eher gelten, bis der Kaiser ihn bestätigt habe; zuletzt ließ er von 1443 Mönchs- und 602 Nonnenklöstern nur 700 bestehen und entließ 36,000 Mönche und Nonnen mit einer kleinen Pension, worin freilich einige Härte lag, weil manche derselben schon alt und der Arbeit entwöhnt waren. Der Papst Pius VI. konnte dergleichen nicht mit gleichgültigen Augen ansehen und beschloß (1782) selbst nach Wien zu reisen, um den Kaiser auf andere Gedanken zu bringen. Aber da kannte er ihn schlecht. Nicht nachzugeben, war Joseph fest entschlossen. Uebrigens erwies er dem Papste die größte äußere Ehre. Er reiste ihm sechs Meilen weit entgegen, nahm ihn in seinen Wagen und führte ihn selbst, unter Zulauf einer ungeheuern Volksmenge, welcher Pius VI. links und rechts den Segen ertheilte, in Wien ein. Hier wurde dem Papste in der Hofburg eine Wohnung angewiesen, damit man ihn immer unter den Augen behielte. Allen Geistlichen war streng verboten, sich mit irgend einem Gesuche an den Papst zu wenden. Nur eine Thüre führte zu den Zimmern des Papstes, und diese wurde Tag und Nacht von den kaiserlichen Bedienten scharf bewacht, daß niemand ohne Erlaubniß des Kaisers sich zu ihm schleichen konnte. Selbst wenn er ausging, wurde er von zahlreichen kaiserlichen Hofbedienten begleitet, und als er bei einer Unterredung mit Joseph von dessen Neuerungen zu sprechen anfing, brach dieser gleich

ab und meinte, er möge die Unterhandlung ihren beiderseitigen Räthen überlassen. Alles, was Pius erreichen konnte, war, daß Joseph in einigen unbedeutenden Stücken nachgab, und so reiste er nach einem Monate nach Rom zurück. Ein Jahr darauf machte ihm Joseph einen Gegenbesuch.

Die Todesstrafe schaffte Joseph ganz ab und führte dagegen Zwangsarbeiten ein, die zum Theil härter als der Tod waren. Da er bemerkt hatte, daß unter seiner Mutter Regierung oft Leute vornehmen Standes, wenn sie Verbrechen begangen hatten, ohne Strafe wegkamen, oder doch nur heimlich oder mild bestraft wurden, so befahl er, daß in Zukunft jeder, wie er es verdiente, ohne Ansehen der Person bestraft werden sollte. Eben so streng gerecht verfuhr er bei Besetzung von Aemtern. Sonst waren die meisten hohen Beamten durch Fürsprache, selbst von Damen befördert worden; jetzt aber verlangte Joseph Verdienste und Geschicklichkeit, und das Einmischen der Frauen war ihm erst recht ein Gräuel.*) Eben so streng war er aber gegen sich selbst.

---

*) An die Gemahlin eines Landgrafen von Fürstenberg, der bisher Gouverneur von Böhmen gewesen war, sich aber nicht dazu schickte, schrieb er, nachdem sie sich für ihren Gatten verwandt hatte: „Madame, Ihr Herr Gemahl ist des Heiligen römischen Reichs Fürst von Fürstenberg und einer der angesehensten Männer des Reichs, aber Gouverneur von Böhmen bleibt er nicht länger. Daß ich meine Ursachen dazu habe, können Sie sich leicht vorstellen. Bei mir steht Jeder an seinem Platze. Ihrem Sohne habe ich einen Rang bei meinem Heere zugedacht, den ich sonst nur Prinzen aus souverainen Häusern verleihe. Ueberhaupt muß ich Ihnen noch sagen, Madame, daß es künftig in Oestreich nicht mehr so sein kann, wie es einst gewesen, daß ich keine princes étrangers an meinem Hofe dulde, und daß jetzt mancher Edelmann ein Lieutenant wird, dessen Ahnen den Marschallsstab und die Anführung großer Heere gehabt. Ihrem Gemahl machen Sie zugleich die Erinnerung, daß ich künftig in Staatssachen seine directe Zuschrift verlange. Ich habe nicht in Gewohnheit, über die Angelegenheiten meines Reiches mit — Damen zu correspondiren." — Noch schlimmer kam eine andere Dame weg, die ihn für ihren Sohn um eine Compagnie bat. „Madame," schrieb er, „ich sehe die Verbindlichkeiten eines Monarchen gar nicht ein, daß er einem seiner Unterthanen eine Stelle verleihen sollte, weil er ein Edelmann von Geburt ist. Sagen Sie nicht: Ihr verstorbener Gemahl wäre ein verdienter General und ein Cavalier von einem angesehenen Hause gewesen? Und Sie versprachen sich von meiner Gnade für Ihre Familie eine Compagnie unter meinen Fußvölkern für Ihren zweiten Sohn, der so eben von seinen Reisen gekommen? — Madame, man kann der Sohn eines Generals sein, ohne die geringste Anlage zum Offizier zu haben, ein Cavalier von guter Familie sein, ohne andere Verdienste zu haben, als die, daß man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden sei. Ich kenne Ihren Sohn, und ich kenne, was zum

Als er alle fremde Weine verbot, schenkte er seinen ganzen Weinvorrath an das Krankenhospital, und erlaubte auf seiner Tafel nur östreichische und ungarische. Vom Morgen bis an den Abend arbeitete er mit seinen Räthen, und suchte so viel wie möglich selbst zu sehen. Jeder seiner Unterthanen hatte Zutritt zu ihm. Den ganzen Vormittag konnte man ihn sprechen. Stets war der Gang zu seinem Arbeitszimmer mit Leuten, die etwas anzubringen hatten, besetzt, und alle Stunden ging er hinaus, um die Bittschriften anzunehmen.

So gut nun es auch der wackere Joseph mit seinen Unterthanen meinte, so wurden doch seine Absichten von den meisten verkannt; ja viele arbeiteten ihm recht absichtlich entgegen, und statt geliebt zu werden, wie er es so sehr verdiente, erntete er nur Undank. So war es in seinen deutschen Staaten, noch mehr aber in Ungarn und in den östreichischen Niederlanden. Ungarn war ein besonderes Königreich und hatte seine eigenen Gesetze und Freiheiten; auch wurden die Gerichtsverhandlungen in lateinischer Sprache geführt. Aber Joseph wollte, daß alle seine Länder nur ein Ganzes ausmachen sollten, und befahl daher, daß künftig in Ungarn die deutsche die allgemeine Landessprache sein sollte. Wer binnen drei Jahren sie nicht verstände, sollte kein Amt mehr erhalten. Außerdem wurde die ganze Einrichtung des Landes verändert, so daß die Gährung in diesem Lande, dessen Einwohner an ihrer nationalen Selbständigkeit hingen, immer größer wurde.

Aber schlimmer noch ging es in den Niederlanden, dem jetzigen Belgien. Hier machte er mehrere sehr nützliche Einrichtungen, die besonders einen bessern Unterricht der Geistlichen bezweckten. Aber gerade darüber waren die hohen Geistlichen recht aufgebracht und reizten das schon über die Neuerung unzufriedene Volk noch mehr auf, so daß ein förmlicher Aufruhr ausbrach (1788). Jetzt gab zwar Joseph nach, aber nun war es zu spät. Mit Gewalt

---

Soldaten gehört. Demnach finde ich, daß Ihr Sohn keinen Charakter zum Kriegsmanne habe und daß er zu sehr mit seiner Geburt beschäftigt ist, um sich solche Dienste von ihm zu versprechen, auf die sein Vaterland einst stolz sein könnte. Weswegen ich Sie bedaure, Madame, ist, daß Ihr Sohn weder zum Offizier, noch zum Staatsmanne, noch zum Priester tauge, kurz gesagt, daß er nichts als ein Edelmann und das von ganzer Seele ist. Danken Sie es Ihrem günstigen Schicksale, daß, indem es Ihrem Sohne alle Talente versagt, es ihn zugleich in den Besitz ansehnlicher Güter versetzt hat, die ihn dafür hinlänglich entschädigen und die ihm zugleich meine ganze Gnade entbehrlich machen."

konnte er nicht viel ausrichten, da seine Heere gerade gegen die Türken fochten, und zu seinem großen Schmerze mußte er erleben, wie sich seine Niederlande für unabhängig erklärten (1790). Dies fehlte nur noch, um seine von so mancherlei Leiden der Seele geschwächte Gesundheit ganz aufzureiben. Das Gefühl, überall seine besten Arbeiten verkannt zu sehen und Haß statt Liebe zu ernten, schlug ihn ganz darnieder. Dazu kam der unglückliche Feldzug gegen die Türken, die er mit Katharina von Rußland zugleich bekriegte und gegen die er selbst auszog. Die unerträgliche Hitze und die großen Anstrengungen machten, daß das kaiserliche Heer in einem Jahre 112,000 Kranke hatte, von denen 33,000 starben. Joseph selbst kehrte im December 1788 krank nach Wien zurück, lange vorher ehe der Friede von Szistowa (1791) zu Stande kam. Seit der Zeit wurde er nicht wieder gesund. Im Februar 1790 wurde er so schwach, daß man täglich seinen Tod erwartete. Drei Tage vor seinem Tode hatte er den Kummer, daß die Frau seines Neffen, des nachherigen Kaisers Franz, starb. Er hatte sie vorzüglich geschätzt. „Sorget," befahl er, „daß die Leiche aus der Hofkapelle bald in die Gruft komme, damit für meine eigene Leiche Platz werde." Dann schrieb er einige Briefe an seine vertrautesten Minister und nahm von ihnen Abschied. *) Dennoch arbeitete er bis den letzten Tag vor seinem Tode. Am Morgen des 20. Februar 1790 entschlief er. Durch seinen Tod entging er einer sehr unruhigen Zeit, welche durch die französische Revolution für Europa schon angebrochen war.

---

*) Er pflegte in gesunden Tagen des Abends eine auserlesene Gesellschaft von Männern und Frauen um sich zu haben, oder abwechselnd bei ihnen sich einzufinden. An diese Damen schrieb er eigenhändig: „Mein Ende naht heran. Es ist Zeit, Ihnen noch durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte und Freundschaft zu bezeigen, die Sie mir während so vieler Jahre, welche wir miteinander zugebracht haben, zu erweisen die Gewogenheit hatten. Haben Sie die Güte, sich meiner in Ihrem Gebete zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorsehung, in Ansehung meiner, nicht genug mit Dank erkennen, so daß ich mit völliger Ergebung meine letzte Stunde erwarte. Leben Sie wohl! Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können. Sie beweist meinen Zustand."

Ende des dritten Theiles.

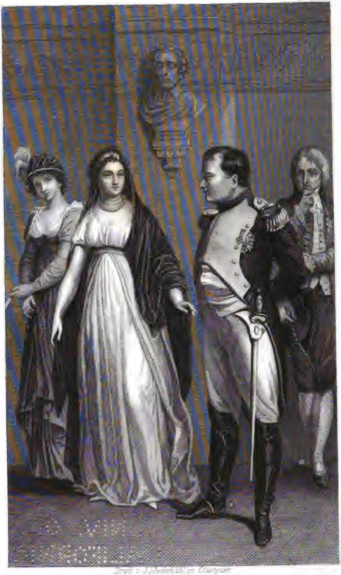
Friedrich Nösselt's
Weltgeschichte
für Töchterschulen
und
zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen.

Sechszehnte Auflage,
berichtigt und bis auf die Gegenwart fortgesetzt
von
Friedrich Kurts,
Rector in Brieg.

Vierter Theil.
Mit Stahlstichen.

Stuttgart.
Verlag von Albert Heitz.
1880.

Druck von G. Lemppenau in Stuttgart.



KÖNIGIN LOUISE VON PREUSSEN UND NAPOLEON I

Digitized by Google

Lehrbuch
der
Weltgeschichte
für
Töchterschulen
und
zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen

Von

FRIEDRICH NOESSELT.

Vierter Theil.

Sechzehnte verbesserte und stark vermehrte Auflage
Herausgegeben von Friedrich Kurts

Mit Stahlstichen.

STUTTGART

Verlag von Albert Heitz

Druck v. J. Niederbühl in Stuttgart

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Neueste Geschichte.

Erste Periode.

Von dem Anfange der französischen Revolution bis zum Sturze des ersten französischen Kaiserreiches, 1789—1815.

		Seite
113.	Ausbruch der französischen Revolution	1
114.	Gefangennehmung des Königs, am 10. August 1792	17
115.	Schreckenszeit in Frankreich	23
116.	Fortgang der Revolution	47
117.	Krieg der zweiten Coalition. Bonaparte in Aegypten und Syrien	57
118.	Bonaparte als Consul. Friedensschlüsse von Luneville und von Amiens	63
119.	Neue Schritte Bonaparte's zur unumschränkten Herrschaft	69
120.	Krieg Oestreichs und Rußlands gegen Frankreich, 1805. — Rheinbund, 1806	72
121.	Krieg Preußens und Rußlands gegen Frankreich, 1806—7. — Eroberung Portugals, 1807, und Spaniens, 1808	74
122.	Krieg Oestreichs gegen Frankreich, 1809. — Fernere Schritte Napoleons zur Alleinherrschaft von Europa	79
123.	Krieg Rußlands gegen Frankreich, 1812	84
124.	Krieg der Verbündeten gegen Frankreich, 1813 und 1814	90
125.	Wiener Congreß. — Wiedererscheinen Napoleons, 1815. — Bezwingung desselben durch die Schlacht bei Belle-Alliance	109

Zweite Periode.

Von der Stiftung der heiligen Allianz bis zur Februarrevolution, 1815—1848.

126.	Der heilige Bund. — Deutschland und Europa bis zum Congreß von Verona, 1824	119
127.	Die Befreiung Griechenlands	132
128.	England und Frankreich bis zur Julirevolution	137
129.	Die Julirevolution, 1830	142
130.	Die Revolution in Belgien, 1830	151
131.	Die Revolution in Polen, 1830	156
132.	Die Wirkungen der Julirevolution in Deutschland und Italien	162
133.	Die Regierung Ludwig Philipps, 1830—48	166
134.	Spanien und Portugal. — Großbritannien seit der Julirevolution	177
135.	Preußen und Deutschland; Rußland, Italien und die Schweiz	184

Dritte Periode.

Von den großen staatlichen Umwälzungen in Europa bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches, 1848—1871.

		Seite
136.	Die Februarrevolution in Frankreich	200
137.	Die Märzrevolution in Deutschland und ihre nächsten Folgen	208
138.	Die Revolution in Italien und Ungarn	223
139.	Die Verfassungskämpfe in Deutschland, 1849	230
140.	Die preußische Unionspolitik und die Wiederherstellung des Bundestags, 1850—51	237
141.	Oestreich unter der Regierung des Kaisers Franz Joseph	244
142.	Frankreich unter Ludwig Napoleon; Rußland und England	246
143.	Der orientalische Krieg	251
144.	Der Tod des Kaisers Nikolaus I.	266
145.	Die diplomatischen Verhandlungen	267
146.	Der Sundzoll und die Neuenburger Angelegenheit	272
147.	Asien.	275
148.	Die Entwickelung der politischen und Culturverhältnisse Amerikas	286
149.	Europa nach dem Pariser Frieden	301
150.	Der italienische Krieg	304
151.	Der Kampf um Neapel und Sicilien	315
152.	Europa während und nach dem italienischen Kriege. Rußland. Preußen und Deutschland. Oestreich. Spanien.	323
153.	Der deutsch-dänische Krieg	346
154.	Der preußisch-östreichische Krieg	352
155.	Der Feldzug der Mainarmee. Der Krieg in Italien	369
156.	Der norddeutsche Bund. Die süddeutschen Staaten	373
157.	Begebenheiten in den Jahren 1866—1870	380
158.	Das ökumenische Concil in Rom und das Ende des Kirchenstaats	400
159.	Der deutsch-französische Krieg. Von Weißenburg bis Paris	406
160.	Der deutsch-französische Krieg. Die Kämpfe gegen die Republik bis zum Frieden	420
161.	Die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches	431
162.	Der Culturkampf in Deutschland, der Schweiz und Italien	435
163.	Der russisch-türkische Krieg 1877/78. Der Friede zu Berlin	450
164.	Begebenheiten in den Jahren 1871 bis 1876	467
	Zeittafel	481

Erklärung des Titelblattes.

1.	Die drei Monarchen nach der Völkerschlacht bei Leipzig	103
2.	Papst Pius IX.	197
3.	Kaiser Wilhelm I. von Deutschland	334. 338
4.	König Ludwig II. von Baiern	408. 433
5.	Fürst von Bismarck	431

Neueste Geschichte.

1789—1880.

Erste Periode.

Von dem Anfange der französischen Revolution bis zum Sturze des ersten französischen Kaiserreichs, (1789—1815).

113. Ausbruch der französischen Revolution.

Wie große Begebenheiten die Geschichte auch enthält, so zeigt sie doch kein größeres und gewaltigeres Ereigniß auf, als die französische Revolution, durch welche die älteste Monarchie Europas umgestürzt und fast alle benachbarte Staaten in Mitleidenschaft gezogen wurden! Wenn es auch anfangs schien, als betreffe sie nur Frankreich, so haben sich doch ihre Folgen über einen großen Theil der Erde ausgebreitet und auch auf die Zustände unsres deutschen Vaterlandes bedeutend eingewirkt.

Die Ursachen dieser großen Staatsumwälzung Frankreichs liegen meist in der früheren Zeit. Ludwig XIV., welcher mehr als 70 Jahre regierte (1643—1715), hatte durch seine vielen Eroberungskriege und seine Verschwendung das Land in große Schulden gestürzt. Diese wurden unter seinem Urenkel und Nachfolger Ludwig XV. (1715—74), einem höchst leichtsinnigen und unthätigen Könige, noch bedeutend vermehrt; denn er überließ die Regierung seinen Ministern und ließ sich von nichtswürdigen Weibern leiten. Eine derselben, die Marquise von Pompadour,

plünderte das Reich 20 Jahre lang, und eine andere, die schändliche Dubarry, kostete Frankreich in fünf Jahren 45 Millionen Thaler. Ja, der König trieb sogar einen schändlichen Wucher mit Korn, setzte einen hohen Preis fest, unter welchem es nicht verkauft werden durfte, und bezahlte die Beamten in Papiergeld statt mit baarem Gelde. Die Verzweiflung der ärmeren Classen wurde immer größer. Endlich starb er (1774), nachdem er 59 Jahre lang König geheißen hatte. Sein Enkel, Ludwig XVI., folgte ihm; der Beiname des Ersehnten, den ihm das Volk gab, zeigte genug, wie freudig man von ihm einen bessern Zustand erwartete. Hätte es in seinem Willen gelegen, so wären die Franzosen unter ihm auch recht glücklich geworden; denn er meinte es mit seinen Unterthanen gut und hatte alle Tugenden, die einen Privatmann verehrungswürdig machen. Aber er war nicht fest genug in seinen Entschlüssen und zu nachgiebig gegen die, welche ihn umgaben. Dazu kam, daß selbst ein recht großer König schwerlich im Stande gewesen wäre, den Umsturz der bisherigen Verfassung Frankreichs aufzuhalten. Ueberall, nur etwa Paris, Versailles und einige See- und Handelsstädte ausgenommen, war bitterer Mangel. Die Bauern wurden nicht viel besser als Leibeigene gehalten, der Landadel lebte in Dürftigkeit, die niederen Geistlichen hatten kaum das kärglichste Brot, während der Hofadel und die hohe Geistlichkeit in Paris und Versailles das Mark des Landes verschwendeten und nur ihrem Vergnügen lebten. Ganz abgesondert von diesen Ständen hatte sich indessen der Mittelstand (tiers état), das Bürgerthum, durch Wohlhabenheit und vielgestaltige Thätigkeit zu größerer Bedeutung emporgehoben. Bei ihm waren die meisten Kenntnisse, die meisten Talente und die wahrste Bildung zu finden. Mehrere gelesene Schriftsteller, neuerlich besonders Voltaire und Rousseau,*) hatten die Ver-

*) Von Voltaire ist schon oben gesprochen worden. Er war der geistreichste französische Dichter des 18. Jahrhunderts, voll Witz und Laune, aber von einem bösen Herzen und selbst äußerlich ein häßlicher Mann, dessen Gesicht mit dem einer Meerkatze einige Aehnlichkeit hatte. Ueber Religion dachte und sprach er sehr leichtfertig; ja, er meinte sogar: ein aufgeklärter Mensch müsse keine Religion haben, sie sei bloß für den Pöbel da. Er starb 1778 in Paris in hohem Alter, bewundert wegen seines Geistes, aber verachtet wegen seiner Irreligiosität. Ein noch originellerer Mann war

Jean Jacques Rousseau, ein Genfer von Geburt, der Sohn eines Uhrmachers. Auch er sollte Uhrmacher werden, entlief aber seinem Lehrherrn

dorbenheit der höheren Stände aufgedeckt, und gelehrt, daß auch das Volk von Natur gewisse Rechte habe, die man ihm nur durch

---

und vermiethete sich in Turin als Bedienter. Durch Zufall verrieth er hier seine durch eigenen Fleiß erlangte Bildung. Bei der Tafel war einmal die Rede von gelehrten Dingen; der junge Bediente gab, zu großer Verwunderung seines Herrn, sein Wort dazu, und nun erkannte man erst seinen seltenen Geist. Zugleich bildete sich hier in ihm der entschiedene Haß gegen die Ungleichheit der Stände, der ihn sein ganzes Leben hindurch beseelt hat. Er verließ Turin, und fand bei einer reichen Frau auf dem Lande ein Unterkommen. Mad. Warrens — so hieß sie — hielt ihn frei und verschaffte ihm Gelegenheit, durch fleißiges Lesen seine Kenntnisse zu vermehren und seine große Gelehrsamkeit auszubilden. Wir können nicht alle seine Schicksale erzählen. Bald war er hier, bald dort. Ueberall zeigte er Widerwillen gegen die Menschen, besonders die höheren Stände; er hätte sich am liebsten von allen Menschen abgesondert und gefiel sich in den auffallendsten Behauptungen. So suchte er einmal zu beweisen, daß alles Elend unter den Menschen von den Wissenschaften und Künsten herrührte, und daß es nicht eher in der Welt besser werden würde, bis die Menschen in den Zustand der Natur zurückkehrten und wie die wilden Thiere in den Wäldern lebten. Ja, er meinte, der ursprüngliche Gang der Menschen sei der auf allen Vieren. Alles das zog ihm vielen Spott zu, der ihn immer mehr verstimmte. Er hatte sich auf der kleinen Petersinsel im Bielersee niedergelassen, um hier die ganze übrige Welt zu vergessen. Als man ihn aber auch von dort wegwies, glaubte er, die ganze Menschheit hätte sich wider ihn verschworen. Dabei war er der genügsamste und gutmüthigste Mensch von der Welt. Einmal klagte er einem Freunde, er könne seine Stube gar nicht verlassen; denn eine Schwalbe hätte sich in dem Winkel seines Fensters ihr Nest gebaut, und da müsse er immer zu Hause sein, um das Fenster zu öffnen, wenn sie hinaus- oder hereinfliegen wollte. Ein andermal fand ihn ein Freund heftig im Zimmer auf- und abgehend, mit Stolz seinen Hausrath betrachend und ihm entgegenrufend: „Das alles ist mein!" Dies alles bestand bloß in einem Bette, einem einfachen Tische, einigen Strohstühlen und einem Schreibtischchen. „Hat Ihnen das nicht auch schon früher gehört?" fragte ihn der Freund. „Nein!" antwortete Rousseau; „denn ich habe erst heute dem Meubelshändler die ganze Schuld bezahlt." Während er in seinem Alter in Paris lebte, ernährte er sich vom Notenabschreiben, konnte aber sehr böse werden, wenn man ihm mehr geben wollte, als er verlangte. Die Pompadour schickte ihm einst, um ihn sich zu verbinden, 100 Louisd'or für einige abgeschriebene Noten, erhielt jene aber zurück mit folgendem Billet:

Madame,

Ich glaubte im ersten Augenblicke, es sei ein Irrthum Ihres Beauftragten, der mir 100 Louisd'or für die Abschriften einhändigen wollte, welche mit 12 Francs bezahlt sind. Er hat mich indessen aus dem Irrthume gerissen; erlauben Sie, daß ich auch Sie meinerseits von einem Irrthume befreie. Meine Ersparnisse haben mich in den Stand gesetzt, mir ein Einkommen von — 540 Francs, nach allem Abzuge, zu sichern. Meine Arbeit trägt mir jährlich eine beinahe gleiche Summe ein; ich habe also einen bedeutenden Ueberschuß, den ich, so gut wie möglich, anwende, obgleich ich eben

Tyrannei nehmen könnte. Diese natürlichen Menschenrechte hatten erst kürzlich die Nordamerikaner geltend gemacht, ein verlockendes Beispiel für das französische Volk, welches lebhaften Antheil daran genommen hatte und nun von dem Gedanken bewegt war, bei erster Gelegenheit ein gleiches zu thun.

Diese Gelegenheit kam auch bald; denn der Hof lebte in seiner Sicherheit und seinem Leichtsinne so ungestört fort, als könnte es nicht anders werden. So tugendhaft und genügsam auch der König mitten unter diesen Wüstlingen war, so ließ er doch das Sündenleben der Höflinge zu. Auch sein älterer Bruder, der Graf von Provence, zog sich gern zurück. Desto vergnügungssüchtiger war der Graf von Artois, des Königs jüngerer Bruder, ein leichtsinniger, ausschweifender Mensch, durch den sich die sonst vom Volke so hochgeehrte Königin, Maria Antoinette, eine Tochter Maria Theresia's, auch zum Leichtsinne hinreißen ließ, so daß sie bald nicht nur alle Achtung verlor, sondern selbst der Gegenstand des allgemeinen Hasses wurde. Dazu trug vorzüglich viel bei einer der verworfensten Menschen, die je gelebt haben, der Herzog von Orleans, ein Seitenverwandter des Königs.*) Dieser Mensch besaß einen ungeheuern Reichthum, den er nur zur Schwelgerei und zu bösen Thaten verwendete. Er haßte den König, weil ihm dieser auf dem Wege zum Throne entgegenstand, und noch glühender die Königin, welche ihren Abscheu vor ihm nicht zu verbergen vermochte. Während er gleichgültig schien, kochte in seinem Innern die Rache, und er fing damit an, die gute, aber unbesonnene Königin zu verleumden. So zogen sich also von allen Seiten gegen den sorglosen Hof Gewitter zusammen.

Die großen, durch Ludwig XIV. und XV. entstandenen

nicht Almosen ertheile. — Wenn wider Vermuthen Alter und Schwächlichkeit meine Kräfte unzulänglich machen sollten, so habe ich einen Freund.

Paris, den 18. August 1762. Rousseau.

Von Menschenhaß und Mißtrauen gequält, starb er 1778 in Ermenonville bei Paris.

Beide Männer hatten in ihren viel gelesenen Schriften auf die Mißbräuche der Gewalt, auf die Ungerechtigkeiten der Gerichte, auf die Herrschaft der Vorurtheile und auf die widerrechtlichen Unterdrückungen der niederen Stände in Frankreich aufmerksam gemacht und dadurch eine Gährung in den Gemüthern hervorgebracht, zugleich aber durch ihre Lehre von den ursprünglichen Rechten der Menschen allen Glauben an höhere Autorität überhaupt untergraben.

*) Vater des nachherigen Königs Ludwig Philipp.

Schulden Frankreichs wurden durch den amerikanischen Freiheitskrieg, an welchem Frankreich zuletzt Theil nahm, und durch die schlechte Wirthschaft bei Hofe noch vermehrt. Im Jahre 1786 war es, wo der Finanzminister Calonne dem Könige die trostlose Eröffnung machte, daß nicht nur die Ausgabe die Einnahme bedeutend übersteige, sondern daß man auch durch Anleihen den Ausfall nicht mehr decken könne. Er rieth daher, die Notabeln zu versammeln. Darunter verstand man angesehene Männer aus dem hohen Adel und aus den Staatsbeamten. Sie wurden 1787 versammelt; der Minister erklärte, daß die Ausgaben schon um 140 Millionen Francs die Einnahmen überstiegen, die Notabeln dagegen klagten über die Verschwendung des Ministers, wußten sich aber auch nicht zu rathen und zu helfen und — gingen unverrichteter Sache auseinander. Ein neuer Minister (Brienne, Erzbischof von Toulouse) konnte eben so wenig Hülfe schaffen. Die Gährung wurde unter dem Volke immer ärger, da die neuen Abgaben, die der Minister vorschlug, mit Widerwillen aufgenommen wurden. Um das Volk zu beruhigen, versprach der König, die Reichsstände, die seit 1614 nicht versammelt gewesen waren, zusammenzurufen. Das Volk frohlockte darüber, noch mehr aber, als der König, dem allgemeinen Wunsche zufolge, den Genfer Necker zum Minister machte. Dieser Mann hatte sich durch Arbeitsamkeit und kluge Unternehmungen vom Handlungsdiener schon 1780 bis zum Minister emporgeschwungen und sich das Zutrauen des Volks erworben, war aber bald wieder entlassen worden. Jetzt bei der allgemeinen Noth nahm man zu ihm wieder seine Zuflucht; er nahm die Stelle an und erneuerte das Versprechen einer Versammlung der Reichsstände. Diese Aussicht setzte alle Köpfe Frankreichs in Bewegung; denn jeder hoffte, dadurch würde ein neuer, besserer Zustand herbeigeführt werden. Nur war die Frage, welche Rechte der so weit vorgeschrittene dritte Stand haben und wie die drei Stände stimmen sollten. Der Adel und die Geistlichkeit verlangten, jeder Stand sollte nur eine Stimme haben. „Nein!" erwiederte der Bürgerstand, „wir müssen nach Köpfen stimmen; denn sonst werden wir von euch, die ihr gewiß gegen uns zusammenhalten werdet, überstimmt." Der Bürgerstand war entschlossen, nicht nachzugeben, und jeder meinte, jetzt sei die Zeit da, die Volksrechte zur Anerkennung zu bringen. Ein Heer von Flugschriften erschien und bereitete die Gemüther vor auf die großen Veränderungen, die da

kommen würden; am meisten zündete die des Abbé Sièyes, welche den Titel führte: „Was ist der dritte Stand?“

Am 5. Mai 1789 wurde der Reichstag feierlich in Versailles eröffnet. Zwölfhundert Abgeordnete, die Hälfte aus dem tiers état, waren dazu erschienen, alle mit dem Auftrage, der gegenwärtigen Noth des Landes abzuhelfen, die Mißbräuche abzuschaffen und eine freie Verfassung zu fordern. Die Besseren wollten weiter nichts als das; andere aber wollten den Thron zertrümmern; was dann geschehen sollte, wußten sie zum Theil selbst noch nicht; der schändliche Orleans dachte sich dann der Herrschaft zu bemächtigen. Gleich bei der ersten Versammlung entstand Uneinigkeit. Der Bürgerstand verlangte, daß sich alle drei Stände vereinigten; aber dazu waren der Adel und die Geistlichkeit zu stolz und wollten für sich bleiben. Da aber der Landadel und die niedere Geistlichkeit auf den Hofadel und die vornehmen Prälaten eifersüchtig waren, so schlossen sie sich an den Bürgerstand an, und dieser erklärte sich endlich am 17. Juni 1789 unter allgemeinem Jubel des Volks zu einer Nationalversammlung, auf den Rath eines überaus schlauen Mannes, des Abbé Sièyes. Die beiden andern Stände baten den König, das nicht zuzugeben. Ludwig hielt daher (23. Juni) eine feierliche Versammlung, bewilligte darin zwar dem Volke viele Erleichterungen, befahl aber auch, daß jeder Stand sich für sich versammele und alle gleich auseinander gehen sollten. Der Adel und viele Geistliche verließen den Saal mit dem Könige, die Gemeinen aber blieben, und als der König ihnen durch den Marquis von Dreux-Brezé noch einmal befehlen ließ, gleich auseinander zu gehen, faßten sie auf eine kühne Erklärung des Grafen Mirabeau einmüthig den Entschluß, zu bleiben, und erklärten ihre Personen für unverletzlich. Jetzt Gewalt zu gebrauchen, schien dem König zu mißlich. Dadurch aber, daß er den Ungehorsam duldete, zeigte er seine Schwäche, und von nun an ging die Nationalversammlung, ohne den König zu fragen, ihren eigenen Weg. Die meisten Geistlichen und einige vom Adel, unter ihnen Orleans, hatten sich schon mit den Gemeinen vereinigt. Der König aber hatte so sehr alle Zuversicht auf seine Macht verloren, daß er nun selbst dem noch übrigen Theile des Adels und der Geistlichkeit befahl, sich auch mit der Versammlung der Gemeinen zu vereinigen. So sah also die Nationalversammlung, was sie vermochte, und um die königliche Gewalt war es nun geschehen.

An allen diesen Ereignissen in Versailles hatte das Volk in Paris lebhaften Antheil genommen und war in großer Bewegung. Ludwig hielt es daher für gerathen, ein Heer von 30,000 Mann in der Nähe zusammenzubringen, um Ordnung zu erhalten. Aber bösgesinnte Menschen, vorzüglich Orleans, sprengten aus, der König wolle Paris zerstören und die Einwohner aushungern lassen. So albern auch diese Besorgnisse waren, so wurden sie doch von dem aufgeregten Pöbel begierig aufgefaßt, und als nun der König noch dazu Necker entließ, der vom ganzen Hofe als der Urheber aller dieser Verlegenheit, in der man sich befand, gehalten wurde, entstand in Paris am 12. Juli 1789 eine fürchterliche Bewegung, die mehrere Tage anhielt und am 14. Juli am gräßlichsten war. Camille Desmoulins, einer der wüthendsten Demagogen, rief das Volk zu den Waffen. Der wildeste, blut- und beutegierigste Pöbel, von Orleans durch Geld und Branntwein zu Unordnungen angefeuert, wurde durch wüthende Volksredner noch mehr erhitzt. Man steckte eine aus Blau, Roth und Weiß zusammengesetzte Cocarde auf. Die Soldaten thaten nichts, die Ordnung zu erhalten. Sie waren längst durch Orleans und andere gewonnen worden und erklärten, sie würden auf ihre Mitbürger nicht schießen. Der Pöbel bemächtigte sich der in den Zeughäusern befindlichen Gewehre, stürmte nach der Bastille, eroberte und zerstörte sie und ermordete in der ersten Wuth den ganz unschuldigen Commandanten und die 115 Invaliden, welche die Wache darin hatten. Die Nachricht von diesen Gräueln kam nach Versailles und setzte den König und den bessern Theil der Nationalversammlung in Schrecken. Der König selbst begab sich mitten in die Versammlung, ohne allen Pomp, wie ein Vater in den Kreis seiner Familie, erklärte, er habe bereits befohlen, daß die Truppen von Paris entfernt und Necker zurückgerufen würde. Die Versammlung möchte doch dies den Parisern bekannt machen. Jubelnd nahm die Versammlung diese Erklärung auf und schickte gleich eine Gesandtschaft nach Paris. Der Pöbel gerieth durch diese Nachrichten aus dem Zustande der Wildheit in den der ausgelassensten Freude, und dieselben Menschen, die kurz vorher vor Wuth und Mordlust schäumten, eilten nun in die Kirche Notredame, um ein Tedeum zu singen! Einige meinten, warum der König nicht selbst nach Paris komme? Eher könne man nicht wissen, ob er es ehrlich mit dem Volke meine. Kaum hörte dies Ludwig, so fuhr er auch, am 17. Juli, in einem einfachen Wagen, von dem größten Theile der

Nationalversammlung zu Fuß begleitet, nach Paris. Schon unterwegs begleitete den Wagen ein fürchterliches Gewühl, aber kein Freudenruf für den König ließ sich vernehmen. Seinen Wagen umdrängte ein mit Gewehren, Säbeln, Piken, Messern und Dolchen bewaffneter Haufe Menschen mit den verdächtigsten Mienen. Keinen Augenblick war der König vor Meuchelmord sicher. Zitternd stieg er am Rathhause aus, wo ihm der Maire (Bürgermeister) Bailly die blau-weiß-rothe Cocarde (das Abzeichen der Revolution) überreichte, und erst als er gutmüthig sie aufsteckte, schrie das Volk: „Hoch lebe der König!“ Am Abend kehrte er nach Versailles zurück, mit der traurigen Ueberzeugung, daß es mit der Majestät des Thrones vorbei sei. Jetzt schon entfernten sich viele vom Hofe, selbst der Graf von Artois, weil sie den blutigen Gang der Revolution ahnten, und wandten sich meist nach Koblenz.

Dem Beispiele von Paris folgte bald das Land. Nichtswürdige Menschen in der Hauptstadt verbreiteten die Nachrichten von den hier geschehenen Bewegungen mit Uebertreibungen schnell durch ganz Frankreich. Ueberall wurden die Köpfe aufgeregt, überall hieß es: die alte Ordnung sei zu Ende, die Freiheit sei geboren. Die Sturmglocken wurden geläutet, die Bauern griffen zu den ersten besten Waffen, zogen gegen die Schlösser ihrer Gutsherren, plünderten sie aus, verbrannten sie und ermordeten die Besitzer oder zwangen sie zur Flucht. Plötzlich sah man alle Bande des Gehorsams aufgelöst. Das war nun zwar nicht die Absicht der Nationalversammlung, die größtentheils aus wohldenkenden Männern bestand, aber keiner hatte Erfahrung genug, um ein so wichtiges Werk, wie die Umformung einer Verfassung, zu leiten, und daher trug die Versammlung durch ihre unüberlegten Beschlüsse zur Auflösung aller Ordnung von Woche zu Woche mehr bei. Die Absichten eines Theils der Versammlung mögen ehrenwerth gewesen sein; aber bei solcher Umformung eines Staatsgebäudes reicht der gute Wille nicht hin. So hatte die Versammlung gleich zu Anfang eine Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, die der neuen Verfassung zum Grunde liegen sollte, bekannt gemacht. Aber das Volk, welches in so langer Unwissenheit gehalten worden war und nach dem schweren Druck nun die Freiheit nicht ertragen konnte, verstand das falsch und meinte, jetzt brauche man der Obrigkeit überhaupt nicht mehr zu gehorchen. Ferner wurden der Adel und alle Vorrechte desselben plötzlich aufgehoben; eben so der Zehnten, den die Bauern bisher den Landgeistlichen hatten

geben müssen. Wovon sollten diese Leute nun leben? Ferner wurde beschlossen, daß alle Bürger frei und gleich sein sollten. Dadurch wurden alle bürgerlichen Verhältnisse aufgelöst, und das Volk glaubte, sich jetzt alles erlauben, und die, welche bis dahin durch Rang und Reichthum hervorgeragt hatten, als seine Unterdrücker bestrafen zu können. Daher kam es vor, daß reiche und angesehene Männer, als Volksfeinde verhaßt, auf der Straße vom Pöbel aufgegriffen und ohne weiteres an die vor dem Rathhause stehenden Laternenpfähle gehängt wurden.

Für viele Freiheitsmänner verfuhr die Nationalversammlung doch noch zu langsam. Es wurde der Plan entworfen, den König für immer nach Paris zu bringen, um ihm durch Drohungen alles abtrotzen zu können. Orleans und sein Anhang schlossen sich an diese Partei an, weil sie hofften, bei der Gelegenheit den König, die Königin und die ganze Familie beseitigen zu können. Schon am 4. October 1789 war ganz Paris in Bewegung. Es hieß, der König und die Aristokraten (so nannte man die Hofpartei) wollten Paris aushungern. Wirklich war auch gerade Brotmangel in Paris, aber nicht durch Schuld des Königs, sondern des Herzogs von Orleans selbst, der die dahin bestimmten Kornwagen durch seine Leute aufhalten ließ, um das Volk desto leichter in Wuth setzen zu können. Zugleich theilte er Geld, Waffen und starke Getränke unter den Pöbel aus. Am 5. October Morgens sammelte sich auf dem Greveplatz (vor dem Rathhause) eine Menge Weiber aller Art, geputzt oder zerlumpt, mit Aexten, Spießen, Säbeln und dergleichen versehen. Unter ihnen spielten die Fischweiber die Hauptrolle. Auch Meuchelmörder in Weiberkleidern sah man unter ihnen. Nachdem sie einen furchtbaren Lärm gemacht hatten, brachen sie, unter Anführung eines gewissen Maillard, eines Lumpenkerls, tobend auf, um nach Versailles zu ziehen. Eine Schweizerschildwache, die ihnen den Weg durch den königlichen Garten der Tuilerien verwehren wollte, wurde niedergeworfen und von einem der wüthenden Weiber durchstochen. Kaum waren sie fort, so sammelte sich ein zweiter Haufe, aus bewaffneten Bürgern und ehemaligen Gardisten bestehend, die durchaus von ihrem Commandanten, Lafayette, einem rechtschaffenen und die Freiheit über alles liebenden, aber unklaren und eiteln Manne nach Versailles geführt zu werden begehrten. Nach langem Weigern setzte er sich an ihre Spitze und führte den wilden Haufen von 40,000 Menschen nach Versailles ab. Der König ahnte von dem

allen nichts und war unbesorgt auf die Jagd gegangen. Eilig rief man ihn bei der ersten Nachricht zurück. Die Weiber verlangten vor die Nationalversammlung geführt zu werden. Maillard und 12 Weiber wurden eingelassen, verlangten Brot für Paris und wurden nur dadurch beruhigt, daß man ihnen Hülfe versprach. Dann zerstreuten sich die Weiber, betranken sich und suchten die Soldaten vom Könige abwendig zu machen. Jetzt rieth man dem Könige, ungesäumt zu fliehen und ein Land zu verlassen, wo er seines Lebens nicht mehr sicher war. Aber er blieb unbewegt; gerade jetzt, meinte er, sei er seinem verirrten Volke am nöthigsten. Auch die Königin erklärte, den König nicht verlassen zu wollen. O, wären sie doch geflohen! — Erst gegen Mitternacht kam Lafayette mit dem großen Haufen an. Er hatte diese Menschen schwören lassen, dem Könige treu zu bleiben und vor der Wohnung desselben Achtung zu hegen. Auch blieb anfangs alles ruhig, und um 12 Uhr des Nachts meldete Lafayette dem Könige, er könne sich ruhig schlafen legen; er stehe für die Erhaltung der Ruhe.

Aber um 5 Uhr des folgenden Morgens (6. October 1789) begann der Aufruhr durch die Straßen von Versailles furchtbar zu heulen. Drei Haufen Weiber und Meuchelmörder drangen nach dem Schlosse. Es gelang ihnen, durch ein Seitenthor, wo treulose Soldaten die Wache hatten, einzudringen, und nun stürmten sie, unter den gräßlichsten Verwünschungen, nach dem Zimmer der Königin. Die adeligen Gardes du Corps, welche an diesen Tagen die einzigen Treuen waren, suchten vergebens die Rotte aufzuhalten. Sie wurden ermordet, wo man sie fand. Die Königin wurde eiligst geweckt, und hatte kaum Zeit, sich ein Nachtkleid umzuwerfen und nach dem Zimmer des Königs zu flüchten, als schon die Mörder vor der Thüre anlangten, sie aufsprengten und wüthend nach ihrem Bette zustürzten, in welchem sie die Unglückliche zu finden hofften. Vor Wuth, daß sie ihnen entkommen war, durchbohrten sie ihr Bette und eilten mit schrecklichem Gebrülle nach des Königs Zimmer. Hier aber wurden sie von den pariser Bürgersoldaten aufgehalten und zuletzt aus dem Schlosse getrieben. Ihre Wuth wandte sich nun gegen die Gardes du Corps, die auf dem Schloßhofe vor den Augen des Königs ermordet wurden. Ein scheußlicher Mensch, mit einer hohen Mütze und einem langen Barte, that sich darin vor allen andern hervor. Er ging mit aufgestreiften Aermeln umher und hackte den Ermor-

deten, noch ehe sie ganz todt waren, die Köpfe ab, die der Pöbel nachher auf Stangen umhertrug.*)

Vergebens gab sich Lafayette alle mögliche Mühe, dem Morden Einhalt zu thun, doch gelang es ihm, durch die Hülfe der Grenadiere einige Gardes du Corps zu retten. Der König selbst entschloß sich, von einem Balcone herab den Pöbel um Erbarmen für sie zu bitten. „Hoch lebe der König!" schrie der ganze Haufe, der noch vor einer Stunde der Königin das Herz aus dem Leibe zu reißen geschworen hatte. Die gefangenen Gardes du Corps wurden unter die Fenster des Königs getragen und umarmt. Dann verlangte der Pöbel auch die Königin zu sehen. Sie erschien unter Herzklopfen auf dem Balcone, ihren vierjährigen Sohn an der einen und ihre zehnjährige Tochter (nachmals Herzogin von

*) Gegenüber diesen Scheußlichkeiten fehlte es nicht an einigen edeln Handlungen. Als die Mörder zuerst gegen das Zimmer der Königin vordrangen, hielt sie im Vorzimmer ein treuer Garde du Corps, Miomandre de St. Marie, auf. Da er sah, daß aller Widerstand vergebens sei, beschloß er, wenigstens die Königin zu retten. Er verriegelte die Thüre und rief der Kammerfrau der Königin, die noch schlief, durchs Schlüsselloch zu: „Um Gotteswillen, retten Sie die Königin! Man will sie ermorden! Ich bin allein gegen 2000 Tiger!" In dem Augenblicke sprengten die Mörder die Thüre des Vorzimmers auf und stürzten hinein. Einige stachen mit Piken nach dem treuen Miomandre. Einer aber, der mit einer Flinte bewaffnet war, rief den Uebrigen zu: „Zurück! Zurück!" faßte das Gewehr verkehrt, schwang es und schlug mit der Kolbe den braven Mann vor den Kopf, daß das Schloß weit ins Gehirn drang. Die Vorsehung fügte es, daß seine edle Aufopferung nicht ohne Erfolg war. Die Kammerfrau hatte dadurch Zeit gehabt, das Zimmer zu verriegeln, und während die Mörder in ein Nebenzimmer eindrangen, um einige Gardes du Corps zu verfolgen, erhielt die Königin Zeit, zu entkommen.

Vier Gardes du Corps eilten nach dem Schlosse, der königlichen Familie beizustehen. Ein Haufe Mörder umringte sie unterwegs. Einer wird zuerst ergriffen und unter dem Geschrei: „Hängt ihn! Hängt ihn! Haut ihn nieder!" stößt und schlägt man ihn zu Boden. Man schlingt ihm einen Strick um den Hals und schleift ihn fort. Er will sich aufraffen, erhält aber einen Schlag mit einer Keule, daß er die Besinnung verliert. Jetzt tritt das Ungeheuer mit dem Barte zu ihm heran, um ihm den Kopf abzuhacken. Da drängt sich ein Grenadier von der pariser Bürgergarde hindurch, fällt dem Kopfabhacker in den Arm und ruft: „Erst müßt ihr mich ermorden, ihr Ungeheuer, ehe ich zugebe, daß ihr diesen Mann eurer Wuth aufopfert!" Keiner wagt', dem braven Grenadier zu widerstehen. Er aber trägt den blutenden Garde du Corps mit Hülfe eines Kameraden aus dem Gewühle nach einem sichern Orte. — Der zweite von jenen vieren wurde nur dadurch gerettet, daß ein Theil der Mörder ihn hängen, der andere ihn aber köpfen wollte. Während des Zankens retteten ihn zwei Grenadiere. Auch der dritte wurde gerettet: nur der vierte wurde niedergeschossen.

Angoulême) an der andern Hand. „Fort mit den Kindern!" schrie der Haufe. Die Königin gehorchte und stand nun allein da. Ein Kerl legte schon auf sie an; sie aber blieb unbewegt, und keiner wagte, von der stillen Majestät der muthigen Frau bezwungen, auf sie abzudrücken. Noch einmal wollte man den König sehen. Er kam. „Pardon! Pardon für meine Leibwache!" rief er. „Ja! ja! Pardon!" antwortete das Volk. Ein zerlumpter Kerl, den Hut auf dem Kopfe, schrie ihm zu: „Wir verlangen, daß Sie nach Paris kommen." — „Ja," schrieen alle, „der König soll nach Paris!" Kaum vermochte der unglückliche Monarch, von so heftigen Gefühlen ergriffen, zu antworten. „Meine Kinder!" sprach er endlich, „ihr verlangt mich nach Paris? Ich will gehen; aber nicht anders als in Begleitung meiner Frau und Kinder!" — Freudetrunken antwortete der Pöbel: „Hoch lebe der König!" Auch die Königin versuchte zu sprechen; aber sie vermochte kein Wort hervorzubringen. Lafayette sprach in ihrem Namen: „Die Königin ist sehr betrübt über das, was sie sieht. Sie ist hintergangen worden; sie verspricht, sich nicht mehr hintergehen zu lassen und das Volk zu lieben." Zum Beweise der Zustimmung hob sie ihre Arme zweimal gen Himmel und Thränen rollten über ihre Wangen herab.

Um 1 Uhr brach der König nach Paris auf. Alles Gräßliche, was nur Schauder und Entsetzen erregen konnte, begleitete diese Reise. Der König, seine Schwester Elisabeth, die Königin, beide Kinder und der Graf von Provence saßen im Wagen, der langsam daherfuhr. Vor ihm her trug man auf Stangen die blutigen Köpfe der getödteten Gardes du Corps; neben ihm her gingen die scheußlichsten Weiber, die bald grinsend nach der unglücklichen Familie hinblickten, bald drohend die Fäuste ballten oder Lästerungen gegen die Königin ausstießen. „Seht da!" riefen sie oft, „seht den Bäcker, die Bäckersfrau und den Bäckerjungen!" Dies sagten sie in Beziehung auf die Brotnoth, welcher der König abzuhelfen versprochen hatte. Keinen Augenblick war die erlauchte Familie vor der Ermordung sicher; aber die Vorsehung wachte über ihr. Nach sechs bangen Stunden traf in der Dunkelheit der Wagen vor dem Rathhause in Paris ein, wo Bailly, der Maire, den „schönen Tag" pries, der den König seiner Hauptstadt wiedergegeben habe. Man wies ihm nun das Schloß der Tuilerien zur Wohnung an, wo aber nichts zum Empfange des Hofes in Bereitschaft war, so daß die königliche Familie die erste Nacht auf ge-

borgten Betten schlafen mußte. Vierzehn Tage darauf verlegte auch die Nationalversammlung ihren Sitz nach Paris.*) Ueber die Gräuel in Versailles wurde zwar eine Untersuchung angestellt, aber nichts weiter ermittelt, als daß auf Orleans und Graf Mirabeau schwerer Verdacht haftete. Orleans ging auf einige Zeit nach England, um sich dem allgemeinen Hasse zu entziehen.

Von nun an hatte der bedauernswürdige König keinen Willen mehr und war nur als Gefangener der Pariser Volksführer zu betrachten. Nicht besser war es mit der Nationalversammlung. Ueber 300 Deputirte weigerten sich, nach Paris zu gehen, und verließen die Versammlung, die nun, durch den Schutz des Pöbels kühn gemacht, eine alte Einrichtung nach der andern aufhob, ohne zu bedenken, daß man leichter einreißt als aufbaut. Die Güter der Geistlichkeit wurden eingezogen, die Klöster aufgehoben, das ganze Reich in 83 Departements getheilt, ein Papiergeld eingeführt (die Assignaten) und dem Könige seine Domänen genommen. Zu dem allen gab der König gezwungen seine Einwilligung, und er und die Königin gaben sich die ersinnlichste Mühe, die Liebe des Volks zu gewinnen. Aber vergebens! alles, was der König that, wurde für Heuchelei gehalten, und der Haß gegen ihn blieb.

Als der Jahrestag der Zerstörung der Bastille sich näherte, beschloß die Nationalversammlung, ihn als Nationalfest feierlich zu begehen. Orleans war dazu aus England zurückgekehrt. Das Märzfeld, eine große, in der Vorstadt liegende Ebene, wurde dazu bestimmt. Menschen aus allen Ständen halfen karren und schaufeln, den Platz zum Feste einzurichten; selbst der König legte einmal Hand an. Am Tage selbst, am 14. Juli 1790, erschienen in der Mitte von Hunderttausenden von Zuschauern Abgeordnete aller Stände und Städte. Auf der einen Seite sah man einen Triumphbogen als Eingang, auf der andern eine Galerie, auf welcher die Nationalversammlung und der König saßen; in der Mitte stand der Altar des Vaterlandes. Mit Feierlichkeit schwuren die Bürgersoldaten, die Nationalversammlung, der König und zuletzt die ganze Nation Gehorsam den Gesetzen, und unter Kanonendonner und dem Läuten aller Glocken umarmten sich alle in trunkener Freude als Brüder. Als die Königin den Dauphin auf

*) Ihre Sitzungen hielt sie in der ehemaligen königlichen Reitbahn auf der nördlichen Terrasse des Tuileriengartens.

den Arm nahm und dem Volke zeigte, war allgemeiner Jubel. Ein Band schien nun alle Franzosen zu umschlingen. Es war eine feierliche, herzerhebende Scene. Wer hätte nun nicht glauben sollen, daß ein neuer, schöner Morgen für Frankreich aufgegangen sei? Aber damit war den Orleans und ihren Gesinnungsgenossen nicht gedient, und die guten Wirkungen des gutgemeinten Festes wurden bald vereitelt.

Die Nationalversammlung fuhr fort, das Gebäude der alten Verfassung einzureißen. Der Adel mit allen seinen Abzeichen wurde auf den Antrag des Herzogs von Noailles aufgehoben; jeder Franzose sollte den andern gleich sein und alle den Namen Bürger führen; die Geistlichkeit sollte eidlich versprechen, der neuen Verfassung treu zu sein. Auch dem Könige wurde ein Theil seiner Macht nach dem andern genommen; er war jetzt in den Händen der kühnen Volkshäupter und wurde nicht weiter geschont. Nur Mirabeau hätte helfen können; auch zeigte er sich wirklich geneigt; aber sein früher Tod machte auch diese Aussicht zunichte. Wie tief seine Macht gesunken sei, erfuhr der König zu seinem Schrecken am 18. April 1791. An diesem Tage wollte er sich nach dem Schlosse von St. Cloud begeben, um dort, wie gewöhnlich, mit den Seinigen die Osterfeiertage zuzubringen und das heilige Abendmahl zu genießen. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der König flüchten wolle. Dies benutzten der Herzog von Orleans und seine Anhänger dazu, die Majestät des Königs mit Füßen zu treten. Alle Rollen dabei wurden den Tag vorher ausgetheilt. Um 11 Uhr Vormittags stieg der König mit seiner Familie in seinen vor den Tuilerien haltenden Wagen. Lafayette sollte ihn mit einer Abtheilung Reiterei der Bürgermiliz begleiten. In dem Augenblicke stürzte mit lautem Geschrei der Pöbel herzu und erklärte, er werde nicht zugeben, daß der König abreise; denn er wolle nur entfliehen. Lafayette befahl den Soldaten, den Pöbel auseinander zu treiben und dem Wagen Platz zu verschaffen; aber die Soldaten verweigerten ihm den Gehorsam. Er gerieth außer sich vor Wuth; der Bürgermeister eilte herbei und ermahnte das Volk zur Ruhe. Vergebens! Der König drohte und bat, die Königin weinte, aber der Pöbel und die Soldaten blieben bei ihrer Weigerung. Zwei Stunden vergingen über dem Hin- und Herreden; endlich blieb dem Könige nichts übrig als auszusteigen. „Man will also nicht zugeben, daß ich reise," sprach er; „gut, so bleibe ich denn, weil ich muß!" — Er beschwerte sich folgenden

Tages bei der Nationalversammlung, ohne daß die Verbrecher bestraft wurden; Lafayette aber legte seine Stelle nieder; er wollte nicht Soldaten anführen, die ihrem Generale ungehorsam wären. Erst auf vieles Bitten und nachdem die Soldaten ihm unbedingten Gehorsam zugeschworen hatten, übernahm er seine Stelle wieder.

Um diese Zeit bildete sich eine besondere, bald sehr mächtige Partei in der Nationalversammlung, die Jacobiner. Es war nämlich gewöhnlich, daß solche Deputirte, die sich näher kannten, sich vor der Versammlung in einzelnen Zusammenkünften miteinander über das, was nachher verhandelt werden sollte, besprachen. Solche Zusammenkünfte nannte man Clubs. Kein Club war aber so zahlreich besucht, als der, in welchem sich die Deputirten von Bretagne versammelten. Als gescheidte Männer bekannt, schloß man sich gern an sie an, und endlich wurde der Club für ein Privathaus zu zahlreich. Da versammelten sie sich in der Kirche des aufgehobenen Jacobinerklosters, von welchem sie den Namen erhielten. Nach und nach gingen die ärgsten Feuerköpfe zu den Jacobinern über; selbst die Orleanssche Partei schlich sich ein, und so ging seit 1791 alle Mäßigung in diesem Club verloren. Die wildesten Köpfe, welche Zerstörung aller Ordnung zum Zwecke hatten, trennten sich nun von den Gemäßigteren und nannten sich Cordeliers, weil sie sich in der Kirche der vormaligen Cordeliers (Barfüßer) versammelten. Hier wurden nochmals die abscheulichen Pläne zum Umsturze des Thrones und zur Ermordung des Königs entworfen.

So sehr auch Ludwig bisher alle Vorschläge seiner Anhänger, durch eine Flucht nach Montmedy sich der drückenden Lage, in der er sich befand, zu entziehen, von sich gewiesen hatte, so gab er doch jetzt seine Einwilligung dazu. Die Nacht vom 20. zum 21. Juni 1791 wurde dazu bestimmt, und der schwedische Gesandte, Graf Axel Fersen, leitete die Vorbereitungen. Nur wenige treue Edelleute wurden von dem Plane unterrichtet und einem sichern Generale (Marquis von Bouillé) Befehl gegeben, auf der Landstraße, auf welcher der König reisen wollte, Abtheilungen von Reitern aufzustellen, um dem königlichen Wagen von Station zu Station zu folgen. Die Flucht sollte nach einer der Festungen an der deutschen Grenze gehen. Nach Mitternacht, als es im Schlosse ganz still geworden war, stieg der König, die Königin mit ihren Kindern, Elisabeth und einige Hofdamen in zwei Miethwagen und fuhren bis vor die Stadt, wo bereits zwei schwer-

bepackte Reisewagen auf sie warteten. Die treuen Edelleute setzten sich, als Couriere und Bediente verkleidet, auf den Bock und nun ging es vorwärts. Anfangs glückte die Flucht. Abends langten sie in St.-Menehould (sprich St. Menu) an und wurden, ohne erkannt zu werden, mit frischen Pferden versehen. Aber gleich nach ihrer Abfahrt machte ein ehemaliger Dragoner, dem das viele Gepäck auf dem vordersten Wagen aufgefallen war, die Nationalgarde aufmerksam, daß man die Wagen, ohne nach den Päßen zu fragen, habe abreisen lassen, und daß wohl die königliche Familie darin gewesen sein könne. Der dortige Postmeister Drouet, ein schlechtdenkender Mensch und wilder Revolutionair, wurde stutzig. Er setzte sich zu Pferde, jagte auf Umwegen den Wagen vor und traf vor ihnen in Varennes ein, wo er gleich die Bürgerschaft zusammentrommeln ließ. Es wurde Sturm geläutet; die benachbarten Dorfschaften eilten herbei und eine ungeheure Volksmasse wehrte dem König die Abreise. Der Maire der Stadt, der Lichtzieher Sausse, nöthigte den König, in seinem Hause abzusteigen. Anfangs leugnete Ludwig, daß er der König sei, bis mehrere Personen ihn bestimmt erkannten. „Ja!“ rief er endlich, „es ist in der That euer König und Vater, der in seinen eigenen Provinzen einen Zufluchtsort suchen muß. Die Beleidigungen, die ich und meine Familie in Paris erduldet haben, und die Unmöglichkeit, in welche man mich gesetzt hat, meinem Volke Gutes zu thun, haben mich gezwungen, Paris zu verlassen. Sie wünschen meine Befehle zu vernehmen? So eilen Sie, meine Herren, daß man meine Wagen anspanne, damit ich meine Reise nach Montmedy fortsetzen kann.“ Anfangs willigte Sausse in die Abreise; aber der Volkshaufe, der von Minute zu Minute wuchs, widersetzte sich, und der König verbot ausdrücklich, daß die indessen angekommenen Reiter Gewalt brauchen sollten. Er wollte nicht, daß man Bürgerblut vergieße. Nach mehreren Stunden des Hin- und Herredens trafen drei von der Nationalversammlung abgeschickte Commissarien ein, mit einem Befehle derselben, den unglücklichen König nach Paris zurückzuführen. Das wurde auch sogleich ausgeführt. Eine Rotte von 15—20,000 Menschen begleitete die königlichen Wagen bis Paris und fügte dem Könige unterwegs unzählige Beschimpfungen zu; ja, wenig fehlte, daß nicht der König beim Aussteigen aus dem Wagen in Paris vom Pöbel gemißhandelt worden wäre. Der Graf von Provence war glücklicher gewesen und auf einem andern Wege entkommen.

Die verunglückte Flucht brachte den armen König um das letzte Ansehen, und die Cordeliers und Jacobiner drangen schon jetzt darauf, ihn (Monsieur Louis Bourbon, wie sie ihn geringschätzig nannten) abzusetzen. Diesmal wurden sie noch von den Gemäßigteren (den Feuillants), an deren Spitze Lafayette stand, überstimmt, die nun aus dem Jacobinerclub austraten, weil sie sich schämten, mit den wilden Revolutionsmännern zusammenzusitzen. Es wurden nun strenge Maßregeln zur Bewachung der königlichen Familie getroffen. Die Königin durfte die Thüre ihres Schlafzimmers nicht mehr zumachen, damit der wachthabende Offizier sie beständig vor Augen habe. Als der König sie einst zumachte, öffnete der Offizier sie sogleich wieder und sagte kalt: „Sie machen sich eine unnütze Mühe, wenn Sie die Thüre schließen."

Indessen war die neue Verfassung beendigt. Sie wurde dem Könige vorgelegt und von ihm genehmigt. Sie enthielt wohl manches gute, aber auch viel neue Grundsätze, von denen man noch nicht wußte, ob sie würden ausgeführt werden können, und das verderblichste war, daß man darin ganz deutlich den Grundsatz ausgesprochen hatte, das Volk allein habe das Recht, unumschränkt zu gebieten und dem Könige nur so viel Macht einzuräumen, wie es wolle. Als der König aus der Nationalversammlung nach Hause kam, sah er leichenblaß aus, so daß die Königin einen Schrei des Entsetzens ausstieß. Er warf sich aufs Sopha, bedeckte die Augen mit dem Taschentuche und rief schmerzlich aus: „Es ist alles verloren!" Die Königin kniete vor ihm nieder und suchte ihn vergebens zu beruhigen.

Die unglückliche Lage des Königs erweckte jetzt überall in Europa Mitleiden. Alle Könige nahmen warmen Antheil an seinen Leiden, und wünschten ihn daraus zu befreien. Ihr wohlmeinender Eifer wurde theils durch die Bitte der ausgewanderten Prinzen und anderer vom Adel und der Geistlichkeit, theils durch die Eingriffe der Franzosen in das Eigenthum deutscher Fürsten noch mehr angefeuert; denn alle die Besitzungen, welche deutsche Fürsten im Elsaß und Lothringen hatten, waren von der Nationalversammlung eingezogen worden.

114. Gefangennehmung des Königs, am 10. August 1792.

Im September 1791 ging die Nationalversammlung auseinander, und an ihre Stelle trat eine zweite, aus 747 Mitgliedern

bestehend. Jene nannte man die constituirende, weil sie Frankreich eine Constitution (Verfassung) gab, diese die gesetzgebende, weil ihr in Verbindung mit dem Könige das Recht zustand, Gesetze zu geben. Die Mitglieder der neuen Versammlung waren fast durchaus Feinde des Königs, junge, feurige Männer, aber ohne alle Welterfahrung. Sie sollten nun das neue Schiff durch alle Klippen des stürmischen Meeres steuern! Unter ihnen saßen auch viele der wildesten Jacobiner, die recht darauf ausgingen, den König zu erniedrigen und alle Ordnung aufzulösen, und dann die Gewalt an sich zu reißen! Alle Aemter in Paris wurden mit wüthenden Jacobinern besetzt. Unter ihnen zeichneten sich jetzt schon durch Wildheit aus: Robespierre, Marat, Danton, Manuel, Pethion und andere Schreckensmänner. An Parteien fehlte es auch in dieser Versammlung nicht, die sich grenzenlos haßten und angriffen; nur im Hasse gegen den König trafen sie zusammen, obgleich Ludwig alles mögliche that, seinen Unterthanen seinen guten Willen zu zeigen. So erließ er ein Schreiben an seine ausgewanderten Brüder und an die andern vielen Ausgewanderten, worin er sie bat, zurückzukehren. Natürlich kamen diese aber nicht, denn sie waren froh, ein Land verlassen zu haben, wo alle Ordnung aufgelöst war, und wußten auch, daß der König sie nur zurückrief, weil die Nationalversammlung es haben wollte. Darauf wurden alle Güter der Ausgewanderten eingezogen und, wie es hieß, zum Besten der Nation verkauft. — Als zur Feier der Annahme der neuen Verfassung viele Festlichkeiten veranstaltet wurden, besuchte der König das Theater mit seiner Familie. Es kamen in dem Stücke die Worte vor: „Ach! wie sehr liebe ich meine Gebieterin!“ und die Schauspielerin, welche sie sprach, wandte sich dabei mit einer tiefen Verbeugung gegen die Königin. Sogleich erhoben die Jacobiner ein wüthendes Geschrei: „Es giebt keine Gebieterin, keine Gebieter! Hoch lebe die Freiheit!“ Es entstand im Parterre eine wüthende Schlägerei, und die Wache mußte geholt werden. Der König aber verließ mit seiner Familie das Haus in tiefster Bestürzung.

Indessen zog sich über Frankreich das Ungewitter eines Krieges zusammen. Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen hatten den ausgewanderten französischen Prinzen versprochen, ihnen beizustehen, und besonders war der edeldenkende Gustav III., König von Schweden, gegen die Franzosen aufgebracht. Schon hatte man verabredet, daß Gustav die verbündeten Heere

anführen sollte, als er (am 16. März 1792) auf einem Maskenballe in Stockholm von einem schwedischen Edelmanne, Ankarström, aus Privathaß ermordet wurde.

Die Nachricht von seinem Tode wurde in Frankreich von den Jacobinern mit Frohlocken aufgenommen, denn sie scheuten sich nicht, unverhohlen den Königsmord gutzuheißen. Viele von ihnen wünschten jetzt Krieg, damit die Verwirrung in Frankreich noch größer würde, und da sie wußten, daß sich Kaiser Franz (1792 bis 1835), Leopolds Sohn, gegen Frankreich rüstete, so wollten sie ihm zuvorkommen. Ludwig, der alles, was sie wollten, thun mußte, sprach demnach am 20. April die Kriegserklärung gegen Oestreich aus. Damit wurde eine Reihe von blutigen Kriegen eröffnet, welche mit wenigen Unterbrechungen bis zum Jahre 1815, also über 23 Jahre gedauert und ganz Deutschland zerfleischt haben. Wer mag die Summe von Menschenglück berechnen, welches in diesen Kriegen untergegangen ist; wer bestimmen, wie viele Familien ihr Vermögen oder ihre Söhne dabei eingebüßt haben.

Die Jacobiner arbeiteten indessen rüstig daran, den König zu stürzen. Nach der neuen Verfassung galt kein Gesetz, bis es der König bestätigt hatte. Jetzt hatte die Nationalversammlung beschlossen, daß bei Paris ein Lager von 20,000 Mann schlechten Gesindels zusammengezogen und daß alle die Priester, welchen ihr Gewissen verbot, die Verfassung zu beschwören, aus dem Lande gejagt werden sollten. Diesen Beschlüssen versagte der König seine Zustimmung. Die Jacobiner beschlossen nun, ihm dieselbe durch einen Aufstand des Pöbels abzunöthigen. Pethion und andere theilten unter den Pöbel der berüchtigtsten Vorstädte 60,000 Piken aus. Alle trugen eine rothe, lang herunterhängende spitze Mütze, die man die Jacobiner- oder Freiheitsmütze nannte, durch welche sich die blutgierigsten Freiheitsmänner unterschieden. Am 20. Juni 1792 drang ein Haufe von 40,000 Menschen aus dem niedrigsten Pöbel, unter Anführung des Bierbrauers Santerre, mit tobendem Geschrei auf die Tuilerien los und stürzte die Treppe hinauf, gerade nach des Königs Zimmer. Sie hieben die Flügelthüren auf und drangen ein. Der König und die Königin hatten nur sechs Schweizer als Wache bei sich. Er trat den Bösewichtern entgegen, die, von der Majestät seiner Würde wie betroffen, unentschlossen stehen blieben. Aber neue Massen drangen nach, überhäuften beide Majestäten mit Schimpf und Hohn, setzten dem Könige eine Jacobinermütze auf und verlangten drohend den Kopf der Königin.

Andere forderten die Bestätigung jener Beschlüsse der Nationalversammlung. Aber wie groß auch die Todesgefahr für den König war, so blieb er doch unbeweglich, und als die Anstifter des Tumults sich von seiner Standhaftigkeit überzeugten, erschien Santerre und führte den Pöbel ab. Auch Pethion kam und entließ die Rotte, indem er sie lobte wegen der „Weisheit und Würde," mit welcher sie dem Könige ihr Begehren überbracht hätten.

Diesmal also war der Streich mißlungen; aber das machte die Jacobiner nicht muthlos. Sie, namentlich Pethion, verschrieben jetzt aus Marseille, Brest und andern Städten des südlichen Frankreichs einen Haufen der nichtswürdigsten Menschen, Galeerensklaven, Lastträger, Banditen, Henkersknechte, alle ausgemachte Bösewichter, die nun unter dem Namen der Föderirten nach Paris kamen, um zu rauben und zu plündern und den Jacobinern zu jedem Verbrechen zu Gebote zu stehen. Am 30. Juli 1792 hielten sie ihren Einzug. Jetzt war es bei den Cordeliers (den wüthendsten Jacobinern) beschlossen, den König durch Gefängniß oder Ermordung auf die Seite zu schaffen. Auch Pethion war dafür, aber er war in hohem Grade furchtsam und besorgte daher, wenn durch ihn der Aufruhr geleitet würde und mißlänge, so könnte es ihm den Kopf kosten. Darum wollte er lieber der Nationalversammlung eine Bittschrift überreichen, unterschrieben von 46 Bezirken von Paris, in welcher die Absetzung des Königs und die Anklage gegen Lafayette verlangt wurde. Dieser war Befehlshaber des Heeres, welches an der Grenze der Niederlande stand, und hatte sich mit edlem Unwillen gegen die nichtswürdige Behandlung des Königs erklärt. Darum sollte er gestürzt werden. Aber die meisten Stimmen sprachen ihn am 8. August los, wofür die Deputirten beim Weggehen von dem draußen stehenden Pöbel beschimpft wurden. Dies machte sie scheu, sich über die noch schwierigere Frage, den König betreffend, zu erklären, und sie ließen daher für jetzt die Sache ruhen. Die Cordeliers stifteten darum nun einen Volksaufstand an, um dennoch ihren Zweck zu erreichen.

Am Abend des 9. August wurde die Sturmglocke geläutet. Der Aufruhr wälzte sich von den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau, wo das schlechteste Gesindel wohnte, nach den Quartieren der Föderirten, die sich mit jenen vereinigten. Von da stürmten sie nach den Tuilerien. Hier war man nicht unvorbereitet. Die Schweizersoldaten waren zur Gegenwehr entschlossen, und viele Bürgergarden waren zugegen, die das Schloß zu ver-

theidigen beschlossen hatten. Selbst der feige Pethion war da und gab sich das Ansehen, als wache er über die Erhaltung der Ordnung. Aber das war nur Schein; denn er hatte dafür gesorgt, daß alle Vertheidigungsanstalten unnütz wären. Am Morgen des 10. August 1792 wurde das Schloß von dem bewaffneten Pöbel angegriffen. Jetzt verschwand Pethion und ließ sich von seinen Freunden arretiren, damit er für nichts verantwortlich zu sein brauchte, und als nun die Gefahr am größten war, fand sich niemand, der Befehle geben konnte; denn Pethion war nicht da, und den Befehlshaber der Nationalgarde, einen wohlgesinnten und zur Vertheidigung entschlossenen Mann, hatte man aufs Rathhaus gelockt und ihn dort ermordet. Dennoch wäre gewiß der feige Pöbel von den braven Schweizern zurückgeschlagen worden, hätte nicht der König alles Schießen ausdrücklich untersagt. Jetzt erschien Röderer, eine Magistratsperson, und stellte dem Könige vor, die Gefahr übersteige alle Vorstellung; der König und alle die Seinigen würden unfehlbar ermordet werden, wenn er sich nicht in den Saal der Nationalversammlung rettete, welche in einem Pavillon des Tuileriengartens ihre Sitzung hielt. Dagegen erklärte sich die Königin mit Heftigkeit, weil sie glaubte, man wolle nur den König von seinen treuen Vertheidigern trennen. Da trat Röderer mit funkelnden Augen vor sie hin. „Madame,“ sprach er, „die Augenblicke sind kostbar. Zaudern Sie noch eine Minute, noch eine Secunde, so ist es unmöglich, für das Leben des Königs, für das Ihrige und das Ihrer Kinder zu stehen.“ Diese Worte machten Eindruck. „Nun gut!“ rief die Königin mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes, „so müssen wir denn auch noch dies letzte Opfer bringen!“

So zogen der König, die Königin, Madame Elisabeth und beide Kinder durch die lange Reihe von Zimmern zum Schlosse, welches sie nie wieder gesehen haben, hinaus nach dem Saale der Nationalversammlung. Vor der Thüre desselben versperrte ein Pöbelhaufen ihnen den Weg und hielt sie über eine Viertelstunde auf. Von allen Seiten schrie man auf sie ein: „Wir wollen keinen Tyrannen mehr! Bringt sie um! Bringt sie um!“ Ein gräßlich aussehender Kerl drängte sich ganz nahe an den König und sagte ihm die schrecklichsten Drohungen ins Gesicht. Endlich ließ man sie ein. Der König setzte sich auf einen Stuhl neben den Präsidenten und sprach: „Meine Herren, ich komme hierher, um Frankreich ein großes Verbrechen zu ersparen. Ich habe geglaubt, daß

ich nirgends sicherer sein könne, als unter den Stellvertretern der Nation." Bald aber erhob sich ein wildes Geschrei: der König solle sich auf die Bank der Minister setzen. Er that es; aber auch hier, hieß es nun, dürfe er nicht bleiben; er solle in die Loge eines Zeitungsschreibers gehen. Hierhin begab er sich mit seiner Familie und mußte nun zuhören, wie die Versammlung über seine Absetzung berathschlagte.

Nachdem der König die Tuilerien verlassen hatte, ließ die Bürgerwache den Pöbel ungehindert eindringen. Anfangs gaben die Schweizer Feuer, wurden aber bald überwältigt und nun ermordet, wo man sie fand. Das Schloß wurde erobert und geplündert. Der Mord wälzte sich von Straße zu Straße. Wer als Freund des Königs und der Ordnung bekannt war, wurde in Stücke zerrissen, und noch in den folgenden Tagen mordete man die Schweizer, die sich am ersten Tage versteckt hatten.

Die Nationalversammlung, aus der aber fast alle Gutgesinnte aus Furcht vor Dolchen und aus Betrübniß über die Tyrannei der Jacobiner weggeblieben, sprach nun die Absetzung des Königs aus, und es wurde bestimmt, daß in der jetzigen Gefahr des Vaterlandes ein Nationalconvent zusammengerufen werden sollte. Nachdem die königliche Familie drei Tage lang im Hause der Versammlung bewacht worden war und die Nächte auf der Erde schlafend hatte zubringen müssen, wurde sie ihrer treuen Diener beraubt und nach einem alten Gefängnisse gebracht, welches einst den Tempelherren gehörte und davon noch der Tempel hieß. Frankreich war nun eine Republik.

Als die Nachricht von diesen Ereignissen nach dem Heere kam, war Lafayette gleich entschlossen, mit seinen Soldaten nach Paris zu eilen, um den gefangenen König zu befreien; denn eine freie Verfassung hatte er wohl gewünscht, nicht aber eine völlige Auflösung aller Ordnung. Nicht aber so dachten seine Soldaten. Sie weigerten sich, ihm zu gehorchen. Nun blieb ihm nichts anderes übrig, als entweder auf dem Blutgerüste zu sterben, oder die Flucht zu ergreifen. Er wählte das letztere und wollte über Holland nach Amerika gehen, wurde aber von den östreichischen Soldaten aufgefangen und mußte mehrere Jahre in verschiedenen deutschen Festungen gefangen sitzen. Zwar gelang es ihm, aus Olmütz zu entkommen; aber er wurde wieder aufgefangen, und erst 1797 gab ihn die östreichische Regierung frei. Er kehrte in sein Vaterland zurück und lebte daselbst bis zu seinem spätern Wiederauftreten in der Zurückgezogenheit.

115. Schreckenszeit in Frankreich.

In den folgenden Tagen nach der Gefangennehmung des guten Königs wurde von den Jacobinern eine solche Menge von Edelleuten, Geistlichen, Magistratspersonen und Gelehrten gefangen gesetzt, daß die gewöhnlichen Gefängnisse nicht mehr zureichten. Damit aber noch nicht zufrieden, beschloß die Versammlung auf Dantons*) Vorschlag, alle Häuser in Paris genau durchsuchen zu lassen, ob sich verdächtige Menschen darin befänden. Das war ein Geschäft für den unmenschlichen Robespierre. Die Thore wurden geschlossen, der Generalmarsch geschlagen, alle Straßen mit Wachen besetzt und nun befohlen, daß jeder bei Todesstrafe von 6 Uhr an zu Hause sein müßte. Das war eine fürchterliche Nacht! In der ganzen Stadt herrschte Todtenstille, die nur durch den Tritt der Wachen und durch das Wimmern und Wehklagen der Familien, denen man geliebte Personen entriß, unterbrochen wurde. Dann wurde ein Blutrath niedergesetzt, die armen Gefangenen zu verur-

*) Dieser Danton gehörte zu den größten Bösewichtern, welche die Revolution ausgebrütet hat. Er war ein Mann von kolossalem Körperbau, sein Antlitz von afrikanischem Typus und durch die Blattern entstellt, aber eben dieses Schreckhafte seiner Erscheinung, die Gewalt seiner Stimme und die Kühnheit seiner Rede machten ihn zu einem der ungestümsten Führer der Revolution — und doch war er noch nicht der ärgste. Marat und Robespierre machten ihm diesen Rang streitig; denn so empfindungslos sonst sein Herz war, so besaß er doch eine zärtliche Liebe für seine Mutter und seine Frau, und war seinen Freunden unverbrüchlich treu. Mit kaltem Blute konnte er Todesurtheile sprechen; aber als seine Frau aus Gram über seine Mordsucht starb, war er nahe daran, sich vor Kummer das Leben zu nehmen.

Marat war ein häßliches Geschöpf, ein wahrer Orang-Utang von Gestalt, von verworfenen Sitten. Früherhin war er Arzt beim Grafen von Artois gewesen, jetzt aber einer der wildesten Cordeliers. Durch pöbelhafte Aufführung und schmutzigen Anzug suchte er dem gemeinen Volke zu gefallen. Im Convente erschien er gewöhnlich mit einem schmutzigen Schnupftuche, statt des Hutes um den Kopf gebunden. In seinen Flugschriften predigte er unaufhörlich Aufruhr, Raub und Mord.

Robespierre im Gegentheil hielt auf Sauberkeit und Sorgfalt in seiner Kleidung, aber seine glanzlosen Augen und seine lauernde Physiognomie gaben ihm etwas Unheimliches und Abstoßendes. Ihn verzehrte das Feuer eines unersättlichen Ehrgeizes; was ihm da im Wege stand, räumte er mit Arglist oder mit Gewaltthat hinweg. Seine Sprache war schwerfällig und ging in der Hitze des Zornes in eine Art Geheul über; seine Talente waren gering, sein Geist ohne Muth und Kraft; und doch hat dies Ungeheuer ein Jahr lang Frankreich mit eisernem Scepter beherrscht.

theilen. Die Hinrichtungen geschahen durch eine besondere Maschine, die Guillotine. Sie war der Maschine ähnlich, mit welcher man bei uns Pfähle einzurammen pflegt. An dem herabfallenden Klotze war ein scharfes Beil, welches dem untenliegenden Unglücklichen in einem Augenblicke den Kopf abschnitt. So konnte man in einer Stunde eine Menge ums Leben bringen. Eine entsetzliche Arbeit! — Da das Volk, an solche Mordscenen noch nicht genug gewöhnt, zu murren anfing, so beschlossen die Jacobiner, die Unglücklichen mit einem Streiche, ohne förmlichen Proceß ermorden zu lassen. Der Pöbel wurde aufgereizt, die Gefängnisse zu stürmen. Gedungene Mörder zogen mit Säbeln, Keulen und Piken aus, um die Ermordung zu vollziehen. Vor jedem Gefängnisse saß ein nichtswürdiger Mensch (einer unter diesen war der berüchtigte Maillard) mit der Liste der darin sitzenden Gefangenen. Diese wurden herausgeschleppt und von den bereitstehenden Mördern niedergehauen, während andere die Leichen fortschleppten.*) Diese

---

*) Unter den Schreckensscenen jener Tage hier nur zur Probe eine. Die liebenswürdige Prinzessin von Lamballe war, weil sie eine Freundin der Königin, auch ins Gefängniß gesetzt worden. Beim Ausbruche der Revolution war sie glücklich über die Grenze gekommen. Aber als ihr die Königin eine Locke ihrer, durch den täglichen Kummer schneeweiß gewordenen Haare — obgleich sie erst 36 Jahr alt war — in einen Ring gefaßt, geschickt hatte, mit der Devise: „Durch das Unglück gebleicht," so war sie sogleich, wider den Rath der Königin nach Paris zurückgekehrt, um mit ihr jedes Schicksal zu theilen. Am 3. September wurde sie hinausgeschleppt, um, wie man ihr sagte, in ein anderes Gefängniß, in die Abtei, gebracht zu werden. Das hieß aber so viel, als daß sie ermordet werden sollte. Man fragte sie, ob sie der Freiheit und Gleichheit Treue, dem Könige und der Königin aber Haß zuschwören wolle. „Das erste will ich gern schwören," antwortete sie, „das letzte aber vermag ich nicht; denn mein Herz widerspricht einem solchen Eide." — „Bringt Madame nach der Abtei!" rief der Richter den Mördern zu. Zwei Kerle ergriffen sie und führten sie über geschlachtete Menschen hinweg, während ein dritter durch einen Keulenschlag sie zu Boden streckte. Dann hieb man ihr den Kopf ab, steckte ihn auf eine Pike und schleifte den blutenden Körper durch die Straßen. Ein scheußlicher Kerl ging voran; er trug ihr Herz, hatte sich ihre Eingeweide um den Arm gewunden und rühmte sich nachher, ihr Herz aufgegessen zu haben. Den Kopf aber trug der Pöbel nach dem Tempel; die Gefangenwärter befahlen dem Könige und der Königin ans Fenster zu treten. Der Munizipalbeamte indeß, welcher die Wache im Zimmer hatte, schloß das Fenster und ließ die Vorhänge herab, so daß man nichts sehen konnte. Auf die Frage des Königs, was draußen vorging, erwiderte ein junger Offizier: „Nun, weil Sie es denn wissen wollen — man will Ihnen den Kopf der Frau von Lamballe zeigen." Bei dieser Nachricht war die Königin von Entsetzen ergriffen; es war dies der einzige Moment,

Ermordungen währten vom 2. bis zum 7. September, und man rechnet 7000 Menschen, die dabei umkamen.

Indessen wurden die Mitglieder zu der neuen (dritten) Versammlung gewählt, die man den Nationalconvent nannte. Natürlich wurden fast lauter Demokraten (Freunde der Volksherrschaft) gewählt, und die blutgierigsten darunter, Robespierre, Marat, Danton, Orleans, Pethion, Collot d'Herbois und andere Ungeheuer fehlten nicht. Am 21. September 1792 wurde der Convent eröffnet, nachdem die Nationalversammlung auseinandergegangen war. Das erste, was er that, war, daß er die königliche Würde „für ewige Zeiten" abschaffte, worauf der Pöbel alles, was an den königlichen Namen erinnern konnte, Bildsäulen, Namenszüge, selbst Benennungen mancher Brücken, Straßen und Plätze vertilgte. Sogar die ehrwürdigen königlichen Gräber von St. Denys wurden abgebrochen, die Gebeine der Könige herausgerissen und in zwei große gemeinschaftliche Gruben geworfen. Selbst eine neue Zeitrechnung wurde eingeführt. Man zählte nach Jahren der Republik, und zwar vom 21. September 1792 an. Statt in Wochen

---

wo sie ihre gewohnte Standhaftigkeit verließ. (So erzählt die Herzogin von Angoulême in ihrem Récit sur la captivité de la famille royale au Temple).

Rührend ist, wie eine gute Tochter sich um die Befreiung ihres Vaters bemühte. Ein ehrwürdiger Greis, Cazotte mit Namen, sonst ein angesehener Beamter war auch ins Gefängniß geschleppt worden. Am 2. September wurde er vor Maillard geführt, der ihn den Mördern überlieferte. In diesem Augenblicke sprang seine Tochter, Elisabeth Cazotte, herbei, warf sich ihrem Vater um den Hals und rief: „Erbarmen! Erbarmen!" Ihr sollt meinen Vater nicht tödten, ehe ihr mich nicht umgebracht habt!" Ihre Tugend und Schönheit rührte selbst die Mörder; das Volk schrie: „Gnade! Gnade!" und die Mörder ließen ihn los. Elisabeth führte unter dem Jubelgeschrei des Volks ihren alten Vater fort. Das Volk rief: „Wer sind deine Feinde? Nenne sie uns, damit wir dich an ihnen rächen." — „Ach!" antwortete Cazotte, „wie sollte ich Feinde haben? Ich habe nie jemanden etwas zu leide gethan." — So kehrte er nach Hause zurück; sobald aber Pethion seine Befreiung erfuhr, ließ er ihn wieder verhaften, denn Cazotte hatte einst in einem Briefe an den König Pethion so geschildert, wie er war. Seine Tochter folgte ihm nach dem Gefängnisse, wurde aber trotz der flehentlichsten Bitten nicht eingelassen. Man verurtheilte ihn zum Tode. Indessen bot Elisabeth alles auf, ihn zu befreien. Sie brachte einige Haufen Frauenzimmer zusammen, die ihre Bitten unterstützen sollten. Vergebens! die Helfershelfer Pethions und Robespierre's ergriffen sie und sperrten sie so lange ein, bis der Kopf ihres Vaters unter der Guillotine gefallen war. Cazotte ging mit der größten Ruhe zum Tode, ließ sich eine Locke von seinem weißen Haare abschneiden und bat, sie seiner geliebten Tochter zu geben. Nur der Gedanke an ihren Schmerz machte ihm den Tod schwer.

theilte man das Jahr in Decaden, jede von 10 Tagen. Uebrigens fehlten auch im Convente Parteiungen nicht. Die Mehrzahl gehörte zu der Partei der gemäßigten Republikaner. Diese wurden Girondisten genannt, weil die Deputirten des Departements der Gironde die Hauptsprecher waren. Die andere Partei waren die Cordeliers, von denen wieder die Jacobiner beherrscht wurden; und waren auch die Girondisten die zahlreichste Partei, so wußten doch bald die Cordeliers dadurch die Herrschaft zu gewinnen, daß sie weit unverschämter und kühner waren und die Galerien der Zuschauer mit ihren Anhängern anfüllten. Alles, was sie vorschlugen, wurde von diesen beklatscht; hingegen die Meinungen der Girondisten wurden ausgezischt und kaum ließ man sie vor Lärmen, Zischen, Pfeifen und Pochen zu Worte kommen. So war Frankreich im Innern in Zwiespalt, während von außen der Krieg tobte.

Der Krieg mit Oestreich hatte bereits zu Anfange des Jahres 1792 begonnen. Auch die Könige von Preußen und Sardinien nahmen Theil, und die französischen Ausgewanderten, vom Prinzen von Condé angeführt, schlossen sich an. Anfangs machten die Preußen reißende Fortschritte. Sie drangen in die Champagne ein. Hier aber überfiel sie feuchtes Wetter, die Soldaten litten an der Ruhr, starben haufenweise, und ein geschickter französischer General, Dumouriez, hielt ihre Fortschritte auf. Von nun an folgte Verlust auf Verlust. Man hatte geglaubt, die französischen Soldaten, meist junge Bursche und ohne alle Kriegskenntniß, würden mit leichter Mühe besiegt werden können. Jetzt sah man voll Erstaunen, wie diese Leute überall siegten. Singend gingen sie in den fürchterlichsten Kugelregen; mit der kältesten Todesverachtung griffen sie die Stellungen ihrer Feinde an, welche diese für unüberwindlich gehalten hatten, und war ein Regiment dieser jungen Freiheitsschwärmer aufgerieben, so stand gleich wieder ein neues da. An Leuten fehlte es ihnen nicht; denn alle Landstraßen waren mit jungen Leuten bedeckt, die frohlockend nach der Grenze zogen, um, wie sie sagten, ihre Freiheit gegen die Tyrannen zu vertheidigen. General Custine nahm Mainz und Frankfurt ein und Dumouriez besiegte bei Jemappes am 5. und 6. November 1792 die Oestreicher in einer Hauptschlacht, worauf die östreichischen Niederlande, welche so schon Joseph II. den Gehorsam aufgesagt hatten, die Franzosen mit Entzücken aufnahmen. Das Glück macht leicht übermüthig; so auch die Franzosen. In ihrem Leichtsinne sprachen sie der ganzen Welt Hohn. Während sie den Völkern Freiheit und

alles mögliche Glück versprachen, schmähten sie auf alle Könige, und hatten es gar kein Hehl, daß sie nächstens alle Throne umzustürzen gedächten.

Ihren eigenen König hätten sie jetzt gleich hingerichtet, wenn sich nicht die Girondisten widersetzt hätten. Des unglücklichen Ludwigs Zustand war wirklich recht bejammernswerth. Aller seiner treuen Diener beraubt, einen einzigen Kammerdiener ausgenommen, war er fast immer von den verworfensten Menschen umgeben, die sich eine Freude daraus machten, ihn zu verhöhnen und sein Herz noch mehr zu zerreißen. Die ersten Wochen ließ man die königliche Familie beisammen, aber beständig von Aufpassern beobachtet, damit die Armen nicht einmal den Trost hätten, sich durch vertrauliche Gespräche aufzurichten. Alle Tage bekamen sie andere Wächter, weil es ja möglich gewesen wäre, daß sich darunter ein fühlendes Herz gefunden hätte, welches durch den Anblick des schuldlos erduldeten Elends erweicht worden wäre. Am 29. September wurde dem Könige auch der Trost, die Seinigen, die ihm im Unglück doppelt theuer waren, jeden Augenblick zu sehen, geraubt. Mitten in der Nacht wurde er aus dem Bette geholt, in ein enges, mit eisernen Gittern versehenes Gemach, fern von seiner Familie, gebracht, und ihm nur erlaubt, beim Frühstück, Mittag- und Abendessen die Seinigen auf kurze Zeit zu sehen. Der Convent stritt sich indessen über sein künftiges Schicksal. Die Jacobiner wollten ihn ohne Umstände hingerichtet haben. „Nein!“ sagten die Girondisten, „man muß ja selbst jeden Verbrecher hören.“ — „Gut!“ antworteten jene, „dann soll der Convent ihn verhören und richten.“ Und dabei blieb es, obgleich viele sehr richtig bemerkten, daß ja darin eine schreiende Ungerechtigkeit liege, daß Kläger und Richter in einer Person vereinigt wären. Die Zeit brachte der König meist damit hin, daß er seinen kleinen Sohn unterrichtete, so lange er ihn noch bei sich hatte. Die Frauen beschäftigten sich mit Nähen, ob man ihnen gleich alle Scheeren und andere schneidende Instrumente weggenommen hatte, damit sie sich nicht ums Leben brächten. Einmal besserte die Prinzessin Elisabeth, die sich durch stilles Dulden und Frömmigkeit besonders auszeichnete, an dem Rocke des Königs etwas aus und riß den Faden mit den Zähnen entzwei. „Wie ist es doch,“ rief der König, „jetzt so ganz anders als sonst! Auf deinem hübschen Landsitze zu Montreuil mangelte dir nichts.“ — „Ach! mein Bruder,“ antwortete die sanfte Prinzessin, „wie kann ich irgend einen Mangel fühlen, wenn ich deine Unglücks-

fälle theile!“ So wissen sich fromme Gemüther in jede Lage zu finden.

Am 11. November 1792 hielt Ludwig eben sein Morgengebet, als er den Generalmarsch schlagen hörte. Dies und das Getümmel auf den Straßen machte ihn stutzig; er fürchtete, daß schon sein Todestag gekommen sei. Bis Mittag war er in dieser peinigenden Ungewißheit. Jetzt trat der Maire (Chambon) ein und las ihm den Beschluß vor, daß Ludwig Capet vor die Schranken des Convents gebracht werden sollte, um die ihm vorzulegenden Fragen zu beantworten.“ — „Capet?“ erwiederte der König; „das ist nicht mein Name, wohl aber der Name eines meiner frühern Vorfahren. Aber diese Benennung steht wohl in Verbindung mit der Behandlung, die ich seit einigen Monaten zu erdulden habe.“ Nach diesen Worten stieg er mit dem Maire in den Wagen und trat eine Stunde darauf vor die Schranken. Da stand nun der gute König, sonst Herrscher eines der mächtigsten Reiche Europas, erzogen in Glanz und Ueberfluß, vor einer Versammlung seiner Unterthanen, die mit Hohn und Uebermuth auf ihn herabblickten. In einem einfachen braunen Oberrock, mit unfrisirten Haaren, den Hut in der Hand, mußte er stehen, während seine Kläger und Richter mit bedecktem Haupte saßen. Endlich setzte man ihm einen Stuhl hin. Die Anklage beschuldigte ihn der Verrätherei und der Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates; er beantwortete sie Punkt für Punkt mit solcher Ruhe und Klarheit, daß selbst seine erbittertsten Feinde ihm ihre Achtung nicht versagen konnten und er unbedingt losgesprochen worden wäre, wenn man nicht seinen Tod bereits fest beschlossen gehabt hätte. Keinen Augenblick verließ ihn der königliche Anstand und die stille Majestät, die in seinem Wesen lag, und schon seine Miene zeigte deutlich das Bewußtsein der Unschuld. Während seiner Abwesenheit war bis an den Abend seine Familie außer sich vor Bekümmerniß über sein Schicksal gewesen. Sie wußte nicht, warum er abgeführt sei, und betrauerte mehrere Stunden schon seinen Tod, als endlich eine mitleidige Seele ihnen erzählte, daß er unbeschädigt wiederkehren würde. Das geschah zwar, aber von nun an durfte er auch die Seinigen nicht mehr sehen.

Der König hatte um einen gerichtlichen Vertheidiger gebeten. Die Girondisten setzten es durch, daß ihm einer bewilligt wurde. Er wählte sich den Rechtsgelehrten Tronchet, der sogleich, um seinem König diesen gefährlichen Dienst zu erweisen, von seinem

ruhigen Landsitze nach der Stadt eilte. Freiwillig bot sich auch der 78jährige ehrwürdige Herr von Malesherbes dazu an, und beide nahmen noch einen jüngern Gehülfen, den Advocaten Desèze, dazu. Am 26. December wurden sie vor dem Convente gehört. Malesherbes war zu gerührt, um zu sprechen; nur Desèze las die lange Vertheidigung ab, zu welcher der König mit derselben Ruhe und Würde, wie das erste Mal, nur wenige Worte fügte. Als sie abgetreten waren, erhob sich wieder ein wüthender Kampf zwischen den Parteien im Convent. Die Maratisten wollten den König gleich verurtheilt wissen; die Girondisten widersprachen. So währte der Streit über die Art und Weise der Verurtheilung bis zum 17. Januar 1793. Die Jacobiner hatten auf jeden Fall den Pöbel bewaffnet, der drohend den Versammlungssaal umgab; Kanonen wurden aufgefahren und die ganze Volksmasse war in Bewegung. Nur die Freunde des armen verlassenen Königs zogen sich in ihre Häuser zurück; ihr bloßer Anblick hätte sie in Todesgefahr gebracht. Es war von jeher üblich gewesen, daß, um einen Verbrecher zum Tode zu verurtheilen, zwei Drittel der Richter dafür stimmen mußten; sonst wurde ihm eine gelindere Strafe bestimmt. Aber die Maratisten konnten trotz aller Drohungsmittel nicht darauf rechnen, daß zwei Drittel der Conventsmitglieder für den Tod stimmen würden, und setzten daher durch, daß eine bloße Stimmenmehrheit auch hier entscheiden sollte. Auf jeden Fall hatten sie ihre Maßregeln so genommen, daß ihnen der König nicht entgehen konnte; denn wenn er losgesprochen wurde, so sollten die dazu bestellten Mörder in den Tempel dringen und die ganze Familie ums Leben bringen. Dazu kam es aber nicht; das Todesurtheil wurde ausgesprochen, freilich mit nur einer einzigen Stimme Mehrheit, denn von den 721 Mitgliedern der Versammlung stimmten nur 361 unbedingt für den Tod. Hoch jauchzten die Jacobiner auf. Malesherbes hinterbrachte dem Könige zuerst die Trauerbotschaft. „Recht gut!“ antwortete Ludwig; „so bin ich doch nicht länger ungewiß.“ Als ihm erst am 20. Januar das Todesurtheil durch eine Deputation bekannt gemacht wurde, hörte er es gelassen an. „Man thut mir Unrecht,“ fügte er dann hinzu, „mich der Verrätherei zu beschuldigen; ich habe es immer gut gemeint und aufrichtig das Wohl meiner Mitbürger zu fördern gesucht.“ Dann bat er um einen dreitägigen Aufschub, um sich auf den Tod vorbereiten zu können, um einen Geistlichen und um eine Zusammenkunft mit seiner Familie. Das erste wurde ihm abgeschlagen, die

beiden andern Punkte bewilligt. Zum Geistlichen hatte er sich den Abbé Edgeworth (sprich Etschworß) auserſehen. Als dieser eintrat und ihm die Thränen floßen beim Anblicke des unglücklichen Königs, weinte auch Ludwig, die erste Erleichterung seines gepreßten Herzens. Bald aber faßte er sich wieder. „Entschuldigen Sie," sagte er, „diesen Augenblick von Schwäche. Seit langer Zeit lebte ich mitten unter meinen Feinden; allein der Anblick eines treuen Unterthanen spricht ganz anders zu meinem Herzen. Es ist ein Schauspiel, an welches meine Augen nicht mehr gewöhnt sind, und es versetzt mich wider meinen Willen in Rührung."

Da die Hinrichtung auf den folgenden Morgen festgesetzt war, so beschäftigte er sich den größten Theil des Tages mit Gesprächen über Religion. „Jetzt ist es," sprach er, „die große Angelegenheit, die mich ganz und einzig beschäftigen muß. Ja wohl, die einzige wichtige Angelegenheit; denn was sind alle andere Dinge gegen sie?" — Jetzt wurde er benachrichtigt, daß seine Familie zu ihm gebracht werden würde. Die Zusammenkunft geschah in einem kleinen Zimmer, welches eine Glasthüre hatte, so daß seine Aufseher alles sehen konnten. Hier ereignete sich eine der rührendsten Scenen, die jemals stattgefunden haben. Auf der einen Seite Entzücken, sich nach langer Trennung einmal wiedersehen und umarmen zu können, und auf der andern der beklommenste Schmerz, sich für dies Leben verlieren zu sollen. Die erste Viertelstunde verging fast ohne Worte, weil jeder mit seinen Gefühlen allein beschäftigt war. Man hörte nichts, als Weinen und Schluchzen und den Schrei des hoffnungslosesten Schmerzes, der bis außerhalb des Thurmes gehört wurde. Alle fünf jammerten zugleich und die Stimmen aller vereinigten sich zu einem durchdringenden Schrei. Endlich hörte das Weinen auf, weil die Thränen versiegt waren, und nun begann eine ruhige Unterredung, die etwa eine Stunde dauerte und vermuthlich Tröstungen der Religion enthielt. Ludwig entließ die Seinigen, indem er ihnen Hoffnung machte, sie folgenden Tages wiederzusehen. „Ach!" rief er, als er zu seinem Beichtvater zurückkehrte und sich in einen Sessel warf, „welch eine Zusammenkunft war das! Muß man denn so zärtlich lieben und so zärtlich geliebt werden! — Doch es ist nun vorbei. Ich will nun alles Uebrige vergessen, um an jene einzige Angelegenheit zu denken. Sie muß nun alle meine Empfindungen und Gedanken allein beschäftigen." — Als ihm der Beichtvater sagte, er wünsche ihm das heilige Abendmahl reichen zu dürfen, erheiterte sich sein Gesicht,

nur besorgte er, man würde es nicht erlauben. Nach vielen Umständen erhielt Edgeworth die Erlaubniß, am folgenden Morgen die heilige Handlung vornehmen zu dürfen. Von 10 bis 5 Uhr schlief der König ruhig.

An seinem Todestage, den 21. Januar 1793, unterhielt er sich früh Morgens eine Stunde lang mit dem Beichtvater; dann las dieser vor einem schnell errichteten Altare die Messe und reichte ihm das heilige Abendmahl, während Ludwig andächtig auf den Knieen lag. „Mein Gott!" sagte er nach Beendigung der Communion, „wie glücklich bin ich, daß ich einen Glauben habe! Ohne ihn, was sollte aus mir werden? Aber mit ihm, wie süß erscheint mir da der Tod! Ja, es giebt über uns einen unbestechlichen Richter, der mir die Gerechtigkeit wird widerfahren lassen, welche die Menschen hier mir verweigern."

Indessen dämmerte der Tag und der Generalmarsch wurde in allen Vierteln geschlagen. Ludwig blieb ganz ruhig. Kurz darauf ritten Reiterhaufen in den Hof des Tempels; man hörte deutlich die Stimmen der Offiziere und die Hufschläge der Pferde. Der König horchte und sprach gelassen: „Es scheint, sie nähern sich." Jetzt wollte er von den Seinigen den letzten Abschied nehmen; allein sein Beichtvater mahnte ihn dringend ab, die herzzerreißende Scene zu erneuern. „Sie haben Recht," antwortete er; „es würde ihr den Todesstoß geben. Es ist besser, mir diesen traurigen Trost zu versagen." Endlich klopfte man an die Thüre. Es war Santerre mit der Wache, um ihn abzuholen. Noch um einige Minuten Frist bat er. Dann sank er auf die Kniee nieder und sprach: „Alles ist nun aus! Geben Sie mir Ihren Segen, und bitten Sie Gott, daß er mir bis ans Ende beistehe." Als das Gebet beendigt war, trat er zu den Leuten, die ihn begleiten sollten. Er übergab ihnen sein Testament. „Ich empfehle der Gemeinde auch meinen Kammerdiener Clery," fuhr er fort, „der mir so treue Dienste geleistet hat. Sorgen Sie doch dafür, daß er meine Uhr und alle meine Sachen erhalte. Auch wünsche ich, daß man ihn der Königin, meiner Frau, in Dienste gebe." Da niemand antwortete, sagte er: „Nun laßt uns gehen." Der ganze Haufe setzte sich in Bewegung. Als er über den Hof ging, wendete er sich einige Male um und warf einen Blick auf den Thurm, in welchem er das Theuerste, was er hienieden hatte, zurückließ. Dann stieg er in den bereitstehenden Wagen mit seinem Beichtvater und zwei bewaffneten Gendarmen. Vor dem Wagen wirbelten unzählige

Trommelschläger, um seine Stimme zu übertäuben. Vier- bis fünfhundert wohldenkende Königsfreunde hatten sich verbunden, den König mit Gewalt zu befreien, aber die Jacobiner hatten ihre Maßregeln so gut genommen, daß das unmöglich war. Bei Todesstrafe war verboten, auf dem ganzen Wege von Tagesanbruch an eine Hausthüre oder ein Fenster zu öffnen. Alle Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit Bürgerwachen besetzt. Den Wagen umgab eine starke Reiterschaar; selbst Kanonen eröffneten und beschlossen den Zug.

Nach einer Stunde, um 10 Uhr, langte der Wagen auf dem Platze Ludwigs XV. an, in dessen Mitte das Blutgerüst stand. Man hatte diesen Platz ausdrücklich gewählt, weil an ihn der Tuileriengarten stößt und der König über diesen hinweg das Tuilerienschloß sehen konnte. Der ganze Platz war mit Menschen bedeckt, selbst die Dächer waren dicht mit ihnen besetzt. Rings um das Schaffot bildeten 15 bis 20,000 Soldaten einen großen Kreis, einen engern die Reiterei unter Santerre. Sobald der König merkte, daß der Wagen still hielt, sagte er leise zu Edgeworth: „Jetzt sind wir da, wenn ich nicht irre." Sogleich öffnete einer der Henker den Schlag; der König stieg aus und bestieg mit festem Schritte das Blutgerüst, auf welchem die Guillotine stand. Die Henker umringten ihn und wollten ihn entkleiden. Er aber wies sie mit Hoheit zurück, legte selbst das Kleid ab, band die Halsbinde los und entblößte den Hals. Jetzt umringten sie ihn aufs neue, um ihm die Hände zu binden. „Was maßt ihr euch an?" rief er unwillig. „Sie binden!" antwortete einer. „Mich binden?" erwiederte Ludwig; „das werde ich nie zugeben. Thut, was euch befohlen ist; aber binden werdet ihr mich nicht." Die Henker bestanden darauf und machten schon Miene, Gewalt zu gebrauchen. Da erinnerte ihn der Beichtvater an das Beispiel Jesu, und bat, nicht länger zu widerstreben. „Ja!" rief Ludwig, „sein Beispiel ist mehr als hinlänglich, um mich der neuen Schmach zu unterwerfen." — „Thut, was ihr wollt," sagte er, sich zu den Henkern wendend, „ich werde den Kelch bis auf die Neige trinken." Jetzt trat er an den Rand des Gerüstes. Er winkte und die Trommler hielten ein. „Franzosen!" rief er so laut, daß es über den weiten Platz hinschallte; „ich sterbe unschuldig an allen den Verbrechen, deren man mich anklagt. Ich verzeihe den Urhebern meines Todes, und bitte Gott, daß das Blut, welches ihr vergießen wollt, nie über Frankreich komme." Er wollte mehr sagen, aber Santerre

stürzte mit dem Degen in der Faust auf die Trommler zu und befahl ihnen, alle Trommeln zu rühren. Die Henker ergriffen jetzt ihr Opfer und legten ihn unter das Beil. Der Beichtvater kniete neben ihm. „Sohn des heiligen Ludwig," rief er ihm ins Ohr, „steige hinauf zum Himmel!" Das Beil fiel und machte im Augenblick seinen Leiden ein Ende. Einer der Henker zeigte den Kopf dem Volke, welches, ergriffen von der entsetzlichen That, die es eben gesehen hatte, in tiefer Stille beharrte, bis einige das Geschrei: „Es lebe die Republik!" hören ließen und viele endlich jubelnd einstimmten. Manche aber drängten sich zum Blutgerüst, um einige Tropfen des königlichen Blutes aufzufassen und als theuere Reliquie zu verwahren. „Wenn einst," sagt der berühmte Necker, „die blutigen Reste seiner Leiche" (die man in einem Korbe auf dem Magdalenen-Kirchhofe in Kalk versenkte) „bis auf die letzte Spur verschwunden sein werden, wird man noch diese Reste seines Daseins wie Reliquien von einem Märtyrer und Heiligen verehren, und mit Thränen der staunenden Nachwelt sagen: Dies ist ein Tropfen von dem edlen Blute, welches Ludwig, einer der redlichsten Könige von Frankreich, das Opfer einer himmelschreienden Bosheit, auf dem Blutgerüste vergoß. Er war ein herzensguter König. Sein Volk liebte er wie ein Vater seine Kinder, und seine Gegenliebe zu verdienen, war sein größter Ehrgeiz. Das Gute that er, wo und sobald man es ihm zeigte. Er war der leidenden Menschheit Hülfe. Aus der Leibeigenschaft zog er den Landmann, er befreite ihn vom Frohndienste. Er schaffte die Folter in seinem ganzen Reiche ab; den Hospitälern und Gefängnissen gab er eine bessere Einrichtung; die Protestanten setzte er wieder in ihre bürgerlichen Rechte ein; das Seewesen schuf er neu; wo er sah, daß seine Hülfe nöthig sei, da half er gern und willig. Sein ganzes Leben war ein fortgesetztes Wohlthun, sein Wille jederzeit der beste, sein Gewissen rein und nie durch eine wissentliche Uebelthat befleckt, und wo er fehlte, da fehlte er aus Gutmüthigkeit. Er büßte nicht für seine eigene Schuld; er büßte für die Schuld seiner Väter, und hätte sicher auch für diese nicht geblutet, hätte ihn nicht die Herzensgüte abgehalten, strenge Mittel gegen seine Feinde anzuwenden. Sein Volk war während seiner letzten Jahre gegen ihn verblendet und überließ den guten König der wüthenden Verfolgung seiner Feinde. Er starb als Märtyrer seiner Bürgertugenden. Jetzt, nach so vielen Jahren, da seine blutige Leiche schon längst vermodert ist, trauert noch das ganze Vaterland über die

Blutschuld, mit welcher es durch seinen Tod beladen ward, und jeder gute Bürger spricht jetzt noch seinen Namen mit wehmüthiger Ehrfurcht aus. Zu seinem Grabe wallfahrtet man als zu dem Grabe eines Märtyrers und huldigt unter Thränen seinen Tugenden."

Ludwig war erst 39 Jahre alt, als er den Todesstreich empfing. Die Königin befand sich nach der unglücklichen Zusammenkunft mit ihm in dem bedauernswürdigsten Zustande. Sie hatte kaum Kraft genug, den armen Dauphin zu entkleiden. Sie warf sich unentkleidet aufs Bette; man hörte sie die ganze Nacht vor Fieberfrost und Schmerzen zittern und wimmern. Am andern Morgen hoffte sie von Minute zu Minute, daß sie zur Zusammenkunft mit dem König gerufen werden würde. Sie hoffte so lange, bis das lärmende Freudengeschrei des Pöbels ihr zeigte, daß das Verbrechen vollführt sei. Dann bat sie, man möchte den Kammerdiener Clery zu ihr lassen. Sie hoffte, er würde Aufträge an sie haben. So war es auch. Der König hatte ihm aufgetragen, ihr den Trauring mit den Worten zu übergeben: er trenne sich nur mit dem Leben von diesem Ringe. Auch hatte er ein Paket mit Haaren für sie, welche den verschiedenen Personen seiner Familie angehört hatten und ihm besonders werth gewesen waren. Aber ihre Feinde waren hart genug, ihr diesen Trost zu versagen.*)

---

*) Die Tochter Ludwigs XVI., Marie Therese, später Herzogin von Angoulême, hat ein Tagebuch über ihre und ihrer Familie Gefangenschaft hinterlassen (Madame Marie Thérèse de France. Relation du Voyage de Varennes et Récit de sa Captivité à la tour du Temple. Écrits par elle-même, précédés d'une notice par le Marq. de Pastoret. Paris, 1852). Dieselbe schildert den Abschied der königlichen Familie folgendermaßen:

Die Familie erfuhr Sonntags den 20. Abends durch die Colporteurs, welche die Nachricht unter deren Fenster ausriefen, wie das Urtheil ausgefallen war, und ein Decret des Convents gestattete den Prinzessinnen, sich zum Könige zu begeben. Sie fanden ihn sehr verändert; er weinte vor Schmerz um sie, nicht aus Furcht vor dem Tode. Er erzählte der Königin den Verlauf des Processes und entschuldigte die Abscheulichen, welche auf seinen Tod drangen. Darauf gab er seinem Sohne fromme Lehren und befahl ihm vornehmlich, seinen Mördern zu verzeihen; worauf er ihm und seiner Tochter seinen Segen ertheilte.

Die Königin wünschte sehnlich, daß die gesammte Familie die Nacht über bei Ludwig XVI. bliebe: er lehnte es aber ab, weil er der Ruhe bedürfe. Darauf bat sie um die Gunst, mindestens am andern Morgen wiederkommen zu dürfen, was er zugestand. Aber als die königliche Familie sich entfernt hatte, ersuchte er die Wachen, dieselbe nicht mehr zu ihm zu lassen, weil dies sein Leiden zu sehr vermehre. Darauf blieb er mit seinem Beichtvater zusammen und ging um Mitternacht zu Bett. Um 5 Uhr Morgens ward er durch Trommelwirbel

Die Nachricht von der Hinrichtung des Königs machte nirgends in Frankreich stärkern Eindruck als in der Vendée, einem

geweckt. Um 6 Uhr las der Abbé Edgeworth die Messe, während welcher der König das heilige Abendmahl genoß. Um 9 Uhr brach er auf. Während er die Treppe hinabstieg, übergab er einem Municipalbeamten sein Testament, sowie eine Summe Geldes, welche ihm Malesherbes gebracht hatte, mit der Bitte, es ihm zurückzuerstatten, was indeß nicht geschah. Dem Schließer, welchen er am Abend vorher etwas barsch angelassen hatte, sagte er: „Mathieu, es thut mir leid, Sie beleidigt zu haben."

Am Morgen dieses schrecklichen Tages standen die Prinzessinnen um 6 Uhr auf. Die Königin hatte am Abend vorher kaum die Kraft gehabt, ihren Sohn zu entkleiden und zu Bett zu bringen. Sie selbst warf sich angekleidet aufs Bett, wo sie vor Schmerz und Kälte zitterte. Um 6¼ Uhr öffnete man die Thüre, um ein Buch für die Messe des Königs zu holen. Die Prinzessinnen hofften, man würde sie hinablassen, bis das Freudengeschrei des entarteten Pöbels sie belehrte, daß das Verbrechen vollendet sei. Nachmittags verlangte die Königin nach Clery, welcher bis zum letzten Athemzuge des Königs in dessen Nähe geblieben war und vielleicht Aufträge für sie hatte. Die beiden andern Prinzessinnen wünschten ihr diese Erschütterung, um sie von der Erstarrung zu erlösen, in welcher sie sich befand.

Die Wächter sagten, daß Clery sich in einem entsetzlichen Zustande befinde, und in Verzweiflung darüber wäre, weil man ihm verweigere, die Prinzessinnen zu besuchen. Die Königin verlangte hierauf von den Commissaren, ihre Bitte dem Generalrath vorzutragen und ihr auch Trauerkleider zu gewähren.

Die Gefangenen wurden jetzt minder streng gehalten und die Wächter glaubten, man werde sie in Freiheit setzen. Aber nichts konnte die Seelenpein der Königin beruhigen, kein Hoffnungsstrahl drang in ihr Herz; das Leben war ihr gleichgültig und der Tod hatte keine Schrecken für sie. Sie betrachtete manchmal ihre Kinder und Schwester mit einem Mitleid, welches beben machte. Glücklicherweise steigerte der Kummer der jungen Prinzessin deren Krankheit bis zu einem Grade, daß dadurch die starre Verzweiflung der Mutter eine Ableitung erhielt. Man ließ den Doctor Brunier und den Chirurg Lacaze holen, welche die Kranke in Monatsfrist herstellten. — Die Prinzessinnen konnten die Personen, welche ihnen die Trauerkleider brachten, sehen, aber nur in Gegenwart der Municipalbeamten. Die Königin wollte nicht mehr in den Garten gehen, weil sie auf dem Wege dahin an der Thür des Zimmers vorbei kam, welches der König bewohnt hatte, und dieser Anblick ihr wehe that; aber damit der Mangel frischer Luft ihren Kindern nicht schade, bat sie Ende Februars, auf die Plateform des Thurmes steigen zu dürfen, was ihr auch gewährt wurde.

Man bemerkte in der Stube der Municipalbeamten, daß das versiegelte Paquet, worin sich das Petschaft des Königs, sein Ring und verschiedene andere Gegenstände befanden, erbrochen und seines Inhalts beraubt worden war. Die Beamten waren eine Zeitlang deshalb in Sorge, endlich glaubten sie an einen Diebstahl, weil das Petschaft in Gold gefaßt war. Indeß war die Eröffnung des Paquets in bester Absicht und auf den Wunsch der Königin ausgeführt worden, welche den Ring und das Petschaft des Königs seinem Sohne erhalten wissen wollte.

kleinen Districte längs dem atlantischen Meere zwischen den Mündungen der Garonne und Loire. Das hier wohnende arme Völkchen, welches schon bisher mit Schauder die neuen Umwälzungen in Paris aus dem Munde der dort in einfachen, ehrenwerthen Sitten lebenden Edelleute und Geistlichen erfahren hatte, ergriff bei der Nachricht von der Hinrichtung seines geliebten Königs die Waffen, und so entzündete sich hier ein Bürgerkrieg, der viele Jahre mit äußerster Wuth zwischen den Vendéern und Republikanern geführt wurde. Aber auch im ganzen übrigen Europa fühlte man tiefen Abscheu über das große Verbrechen. Alle Fürsten riefen sogleich ihre Gesandten ab, und ganz Europa, Dänemark, Schweden und die Türkei ausgenommen, bekriegte ein Volk, welches sich von allen Grundsätzen der Rechtlichkeit losgesagt hatte. Aber je allgemeiner der Krieg gegen Frankreich wurde, desto heftiger erhob sich auch im Convente der Kampf zwischen beiden Parteien. Da sich die Jacobiner auf die höchsten Bänke des amphitheatralisch gebauten Saales zu setzen pflegten, die Girondisten aber auf den untern saßen, so nannte man jene den Berg, diese das Thal. Jener hatte den Plan, den nichtswürdigen Orleans, der sich jetzt, um dem Pöbel zu schmeicheln, nicht mehr Herzog, sondern Orleans-Egalité nannte, als Dictator an die Spitze der Republik zu stellen, und da die Girondisten widersprachen, so hatten schon die Jacobiner ihre Maßregeln getroffen, alle Girondisten und Minister ermorden zu lassen. Aber in dem Augenblicke, als schon die Mörderhaufen unterwegs waren, mißlang der ganze Streich. Die ausersehenen Schlachtopfer flüchteten und verbargen sich, und Orleans — bekam plötzlich aus Angst, daß es mißlingen könnte, einen Fieberfrost und fiel in Ohnmacht. Nun wurde er seinen eigenen Anhängern zum Gespötte. Robespierre gab ihn auf, um sich selbst zum Dictator zu erheben. Er und Danton ließen ihn gefangen setzen und nach Marseille abführen, wo er so lange in Ketten lag, bis es Robespierre gefiel, ihn wieder nach Paris zu rufen, um ihn da hinrichten zu lassen. Wenige dieser Bösewichter haben die Revolution überlebt; fast alle starben, wie sie es verdienten, eines gewaltsamen Todes. — Jetzt gingen Robespierre und Danton mit raschen Schritten auf die Herrschaft los. Sie errichteten ein Revolutionstribunal, welches über alle, die ihnen verdächtig waren, ein schnelles Todesurtheil aussprechen sollte, und einen Wohlfahrtsausschuß, dem alle Gewalt übertragen wurde. Er bestand aus neun Personen, alles Jacobiner, und Robespierre

wurde Präsident! Nun konnte er recht seinem Blutdurste und seiner kalten Grausamkeit nachhängen; es war, als wenn eine Tigerseele in einen Menschenkörper gefahren wäre. Danton und Marat standen ihm getreulich zur Seite. Marat äußerte einmal im Convente, es müßten erst 250,000 Köpfe fallen, eher sei an die Rettung der guten Republik nicht zu denken. Vergebens machten die Girondisten Versuche, sich gegen den Berg zu behaupten. Am 22. Juni 1793 wurden 22 gemäßigte Deputirte und mehrere andere Personen von derselben Partei, durch Hülfe des bewaffneten Pöbels, gefangen gesetzt und bald darauf hingerichtet. Andern gelang es, sich in die Provinzen zu retten. Bordeaux, Toulon, Marseille und Lyon erklärten sich gegen die blutige Herrschaft der Jacobiner. Sie jagten ihren jacobinischen Magistrat weg und wählten sich solche, die gemäßigt dachten, und so sah man auf vielen Punkten Frankreichs den Bürgerkrieg gähren!

Um diese Zeit wurde Marat mitten in seinen verbrecherischen Entwürfen von einem muthvollen fanatischen 25jährigen Mädchen, Charlotte Corday, aus Caën in der Normandie, ermordet. Mehrere ihrer theuersten Verwandten waren auf sein Anstiften hingerichtet worden. Sie entwarf den Plan zur Rache, die durch das Lesen der römischen Geschichte noch mehr genährt wurde. Sie reiste nach Paris, wurde zweimal im Hause Marats abgewiesen, erhielt endlich am 13. Juli Zutritt, und als er eben die Namen einiger nach Caën geflüchteter Deputirten, die sie ihm zum Schein genannt hatte, mit den Worten aufschrieb: „All diese sollen ihre Empörung auf dem Blutgerüste büßen!“ — zog sie ein Messer aus dem Busen und stach es ihm so schnell ins Herz, daß er mit dem Schrei: „Mir das?“ augenblicklich todt zu Boden sank. Ruhig ließ sie sich verhaften und starb vier Tage später mit großer Seelenruhe. *) — Uebrigens wurde durch den Tod Marats in der

---

*) Edg. Quinet in seiner „Revolution“ entwirft folgendes Bild von Charlotte Corday:

Als ein Theil der Girondisten nach dem Calvados flüchtete, erwartete sie in Caën ein junges Mädchen von edler Herkunft, ein Fräulein v. Armont. Man nannte sie vertraulicher Marie oder Charlotte Corday. Eine Seitenverwandte des großen Corneille, erschien sie wie eine der Schöpfungen des Dichters, welcher die Revolution Leben gegeben hatte. Große umschleierte Augen, eine Adlernase, eine breite, gewölbte Stirn, blendender Teint, eine wohlklingende, kindlich schmeichelnde Stimme, der Blick eines Engels, hohe Figur, der Kopf ein wenig nach vorn geneigt, so wird sie von jenen beschrieben, welche damals mit ihr umgingen. Ihre Schönheit entzückte sie.

Sache nichts geändert. Robespierre war im Gegentheil recht froh, seiner entledigt zu sein. Es wurde jetzt eine neue Verfassung ent-

---

Gewöhnlich schweigsam, verließ sie ihre Träumereien in plötzlichen Ausbrüchen von Heiterkeit, welche alle, die in das Geheimniß ihrer Seele eindringen wollten, außer Fassung brachten. Die Anmuth und Fröhlichkeit, welche sie über alles verbreitete, mußte den Indiscreten Halt gebieten. Uebrigens kannte sie sich selbst nicht: ihr Charakter hatte nur einmal Gelegenheit, sich zu zeigen. Als bei einem Familiendiner die Gesundheit des Königs ausgebracht wurde und alle aufstanden, sah man mit Erstaunen die schöne Charlotte unbeweglich sitzen bleiben und gebeugten Hauptes sich weigern, ihre Wünsche mit denjenigen ihrer Familie zu vereinigen. „Sie sind also Republikanerin?“ fragte sie eine ihrer Freundinnen. — „Ja wohl, wenn die Franzosen der Republik würdig sind.“ — Als sie indessen die Hinrichtung des Königs erfuhr, verzweifelte sie und sah die Republik nur noch in den Wolken jenseits der Wirklichkeit.

Ihr Verhör und ihre Hinrichtung erzählt derselbe geistreiche Schriftsteller in folgender Weise:

Man fand bei ihr eine Adresse an die Franzosen. Was wollte sie mit den Worten sagen: „Franzosen, ihr kennt eure Feinde! Ich habe euch den Weg gezeigt. Erhebt euch, vorwärts und zugeschlagen!“ Sie hoffte, daß die Maratisten sie in Stücke reißen würden, aber daß ihr Haupt, auf einer Pike getragen, das wahre Volk gegen die Bergpartei erheben würde. Ihr Proceß wurde erst am 17. Juli geführt. Fouquier-Tinville fragte sie, was sie bestimmt habe, Marat zu tödten. „Was haßten Sie an seiner Person?“ — „Seine Verbrechen.“ — „Und glauben Sie, alle Marats getödtet zu haben?“ — „Nun dieser todt, werden die andern vielleicht Furcht bekommen.“ — „Was verstehen Sie unter Energie?“ — „Sein besonderes Interesse beiseite setzen und sich opfern, um das Vaterland zu retten.“ — „Wer hat ihnen den Rath gegeben?“ — „Man führt schlecht aus, was man nicht selbst entworfen hat.“ — Warum haben sie Marat getödtet?“ — „Ich habe einen Menschen getödtet, um hunderttausend zu retten.“ — „Was haben Sie zu erwiedern?“ — „Nichts, als daß ich mein Ziel erreicht habe.“

Die Zuhörer erbebten von einer Aufregung, wie man sie im Revolutions-Tribunal noch nicht gekannt hatte. Jemand malte das Portrait Charlottens, sie wandte sich zu ihm mit derselben Ruhe, wie an einem gewöhnlichen Tage. Ihr Vertheidiger, Chauveau-Lagardt, wagte es, von dieser „erhabenen Selbstverleugnung“ zu sprechen, keine Stimme erhob sich gegen ihn. Sie dankte ihm auf antike Weise, indem sie ihm ihre Gefängnißschulden vermachte, da ihre Güter confiscirt worden waren. Kurz vor ihrer Verurtheilung las man ihren langen Brief an Barbaroux, in welchem sich die Heiterkeit eines jungen Mädchens und der Stoicismus eines alten Verschwörers so wunderbar vermischen. „Morgen Mittag werde ich gelebt haben, um in der Weise der Römer zu sprechen.“ Als der Henker sie holte, schrieb sie noch ein Billet an Pontécoulant. Sie bat zu warten, bis sie es gesiegelt habe. Der Henker hielt das rothe Hemd und eine Scheere, in der Hand. Sie nahm die Scheere, schnitt eine Locke von ihrem Haar und gab sie dem Maler Hauer, der eben ihr Bild vollendete. Man wollte ihr die Hände binden, sie bat, die Handschuhe bewahren zu dürfen, was man ihr ver-

worfen und angenommen. Wie konnte aber eine so flüchtig verfertigte Arbeit Bestand haben? Ueberdies band sich auch Robespierre nicht weiter daran. Einer großen Gefahr, die ihm durch Dumouriez drohte, wurde er jetzt glücklich überhoben. Dieser General war von den Oestreichern zurückgedrängt worden. Das galt als ein Verbrechen. Es wurden sogleich vier Conventsdeputirte mit dem Kriegsminister in sein Lager geschickt, ihn gefangen zu nehmen. Allein er war auf den Fall gefaßt; er ließ seinerseits die Herren verhaften und schickte sie an die Oestreicher, mit denen er damals gerade in Unterhandlung stand. Er hatte nämlich den Plan, sein Heer mit dem östreichischen zu vereinigen, und beide sollten dann nach Paris marschiren und die Jacobiner verjagen. Der Plan hätte viel Böses verhindert, wenn er nicht gescheitert wäre. Aber seine Truppen weigerten sich, ihm zu gehorchen. Er mußte nun selbst fliehen und entkam nur mit genauer Noth in Gesellschaft einiger treuer Offiziere, unter denen sich auch der Sohn des Herzogs von Orleans befand, derselbe, der nach der Julirevolution 1830 bis zum Februar 1848 König der Franzosen gewesen ist. Späterhin ging Dumouriez nach England, wo er im Jahre 1823 in hohem Alter gestorben ist.

Auf allen Grenzen waren die französischen Heere unglücklich; im Innern wüthete der Bürgerkrieg und in Paris herrschte Mord und Verwirrung. Wer hätte nicht glauben sollen, daß Frankreich bald dem allen unterliegen müßte? Aber ein außerordentliches Mittel rettete es wider alle Erwartung. Robespierre und seine

---

sagte, da reichte sie die bloßen Hände hin und empfing um die Schultern den rothen Mantel.

Als Charlotte Corday auf dem Karren erschien, so schön, so regungslos inmitten der schreckerfüllten Stadt, da empfingen sie mörderische Bravorufe und begleiteten sie zum Schaffot. Der Wagen rollte langsam vorwärts. „Sie finden, den Weg recht lang?“ fragte sie der Henker. — „Bah! Wir sind doch gewiß, anzukommen.“ Während dieser langen Fahrt überraschte man auf ihrem Gesicht immer wieder nur jenes Lächeln, welches ihre Richter erstarren gemacht hatte. Die Scharfrichter traten zu ihr, um ihr die Füße zu binden. Sie glaubte an eine Unsittlichkeit und leistete Widerstand. Als sie erfuhr, daß dies zur Hinrichtung gehöre, gab sie nach und bat um Entschuldigung. Im letzten Augenblicke riß ihr der Henker das Brusttuch herunter, sie erröthete. Ihr Kopf fiel. Der Henkersknecht hob ihn auf, zeigte ihn dem Volke und ohrfeigte ihn. Ein langes Gemurmel erhob sich aus der Menge, die Natur wagte sich einen Augenblick zu zeigen.

Consorten richteten in dieser drohenden Gefahr eine revolutionäre Regierung ein, die bis zum Frieden dauern sollte. Die neue Verfassung wurde aufgehoben, der Convent seiner Macht beraubt und dagegen alle Gewalt zweien Ausschüssen, dem Wohlfahrts- und dem Sicherheitsausschuß, ertheilt. Diese neue Macht sollte von niemandem abhängen, kein Gesetz sie binden, ihr alles erlaubt sein, willkürlich sie über das Leben, die Freiheit und das Eigenthum der Bürger gebieten dürfen. Welche furchtbare Regierung! Und das Schrecklichste war, daß an der Spitze derselben die blutgierigsten Ungeheuer standen, von denen alle Greuel zu erwarten waren. — Diese Besorgniß traf leider auch ein. Frankreich wurde zwar gegen die andringenden Feinde gerettet, aber nur durch Ströme von Blut, und gewiß gab es nicht leicht eine Familie, welche in jener Schreckenszeit nicht eins oder mehrere ihrer Mitglieder unter der Guillotine oder im Kriege verloren hätte.

Der Schrecken sollte die innern und äußern Feinde zermalmen. Daher nennt man diese Regierung den Terrorismus. Im Innern herrschte Robespierre; die Führung des Krieges überließ er einem geschickten Offiziere, dem Generale Carnot. „Ganz Frankreich," so lautete der Befehl, „wird ein einziges großes Lager; jeder Einwohner gehört dem Kriegsdienste an. Sobald die Sturmglocke gezogen wird, steht das Volk in Masse auf. Unverheirathete und Wittwer ohne Kinder ziehen an die Grenzen; Verheirathete schmieden Waffen und führen Lebensmittel zu, die Weiber sorgen für die Kleider der Soldaten und die Kinder zupfen Charpie." Bald aber theilte man die ganze Masse in drei Abtheilungen, von denen nur die eine, junge Leute von 18—25 Jahren, gegen den Feind marschiren mußte. Nun ergoß sich stromweise die junge Mannschaft an die Grenzen, von wildem Muthe beseelt; die Generale führten sie, unterstützt durch den wilden Fanatismus, von Sieg zu Sieg.

In ganz Frankreich waren 200,000 Arme Tag und Nacht beschäftigt, Waffen und Pulver zu bereiten. Bald hatte der Krieg eine ganz andere Gestalt gewonnen. Die andringenden feindlichen Heere sahen sich plötzlich aufgehalten, und ehe ein Jahr verging, waren die französischen auf allen Punkten siegreich.

Auch im Innern wurden die unzufriedenen Städte bald unterworfen: Marseille zuerst, später Lyon, Toulon und andere Städte. Ueberall wurden die empörendsten Grausamkeiten an den

wehrlosen Bürgern verübt. Man schickte, nachdem schon alles unterworfen war, die teuflischsten Menschen als Deputirte hin, um Rache zu üben. Nach Lyon kam der Unmensch Collot d'Herbois. Vor der Revolution war er hier als Schauspieler einmal ausgepfiffen worden; dafür wollte er nun eine blutige Rache nehmen. Es wurde über die unglückliche Stadt das Urtheil ausgesprochen: daß sie von Grund aus zerstört und die Einwohner als Königlichgesinnte zur Strafe gezogen werden sollten. Die Zerstörung fing an, und nach fünf Monaten zeigte nur noch ein ungeheuerer Schutthaufen, wo diese Stadt voll der schönsten Gebäude, mit mehr als 100,000 Einwohnern, der Sitz der blühendsten Sammet- und Seidenmanufacturen, gestanden hatte. Indessen hatte Collot die reichsten Einwohner einkerkern lassen und ließ sie nun hinrichten. Anfangs starben ihrer täglich eine große Anzahl unter der Guillotine; aber diese Todesart ging ihm zu langsam; er ließ sie daher zu Hunderten vor die Mündungen der Kanonen stellen und mit Kartätschen niederschmettern, oder von der Brücke in die Rhone stürzen. — Ein anderes Ungeheuer, Carrier, wüthete auf ähnliche Weise in Nantes gegen die gefangenen Vendéer. Die gewöhnlichen Todesarten genügten seiner Bosheit nicht; er sann auf neue Martern. So ließ er eigene Fahrzeuge mit Fallthüren bauen, die er mitten auf der Loire öffnen ließ, damit die Unglücklichen in den Fluß hinabstürzten. Auch wurden wohl zwei und zwei auf seinen Befehl zusammengebunden und so ins Wasser geworfen. Diese Mordscenen dauerten zwar nur vier Wochen, kosteten aber 2000 Kindern, überhaupt 10,224 Menschen das Leben. Die Soldaten, welche in die Vendée eindrangen, verfuhren hier, so wollte er es, mit empörender Unmenschlichkeit. Städte, Dörfer und Schlösser wurden verbrannt und die Einwohner ermordet; die ganze Vendée schwamm in Blut. Nicht viel besser ging es in Bordeaux, obgleich diese Stadt sich schon früher dem Convente wieder unterworfen hatte. Eben so in Marseille, wo die vornehmsten Bürger haufenweise unter der Guillotine bluteten. Toulon hatte sich aus Angst den Engländern und Spaniern in die Arme geworfen und wurde nun von einem Revolutionsheere belagert. Bei dieser Belagerung brach Napoleon Bonaparte, ein junger Corse, welcher die Artillerie befehligte, das erste Blatt zum Kranze seines Kriegsruhmes; seine kühnen und geschickten Maßregeln zwangen Toulon zur Ergebung. Die Stadt wurde eingenommen, die Fremden ließen sie im Stich, und gegen die Einwohner wurde

wie in den übrigen Städten gewüthet. Die Deputirten des Convents bildeten aus verworfenem Gesindel eine Mörderbande, eine sogenannte republikanische Legion; zu Hunderten wurden die Royalisten niedergeschossen oder dem Schaffot überliefert.

Während die französischen Heere Sieg auf Sieg erfochten, drückte eine eiserne Tyrannei das Volk zu Boden. Wer nicht Jacobiner war, wurde für verdächtig erklärt; wer sich durch Talente, Tugend, Gelehrsamkeit oder Wohlhabenheit auszeichnete, war keinen Augenblick sicher, ins Gefängniß gebracht zu werden, und wer hier einmal war, wurde nicht leicht wieder frei, sondern endigte unter der Guillotine, die jetzt den ganzen Tag in Bewegung war. Es schien, als wären die gräßlichen Zeiten unter Tiber, Caligula und ähnlichen Ungeheuern wiedergekommen. Die Gefängnisse reichten nicht mehr hin; jedes öffentliche Gebäude wurde zum Kerker eingerichtet. Täglich wurden größere oder kleinere Haufen ohne weitere Untersuchung auf Karren nach dem Richtplatze geführt. Eine Thräne, die man über die Hinrichtung eines theuern Verwandten vergoß und die von den lauernden Kundschaftern bemerkt wurde, oder ein Blick des Mitleids, auf ein vorbeigeführtes Schlachtopfer geworfen, war schon hinlänglich, jemand auf die Liste der Geächteten zu bringen. Gutgekleidete Leute wurden für verdächtig gehalten und konnten froh sein, wenn sie dem Gefängnisse und dem Tode entgingen. Menschen dagegen mit schmutziger Wäsche, in zerlumpten und schmutzigen Kitteln, mit ungekämmten fliegenden Haaren, eine Jacobinermütze auf dem Kopfe, mit zerrissenen Beinkleidern, wurden als echte Vaterlandsfreunde gepriesen. Man nannte solche Lumpenkerle Sansculotten, und sie hielten diese Benennung für einen Ehrentitel. So war es nicht allein in Paris, sondern in allen Städten. Ueberall waren Revolutionstribunale und Guillotinen.

Vor allen suchten Robespierre und Danton sich derer zu entledigen, die sie für ihre offenen oder heimlichen Feinde hielten. So wurden an einem Tage 42 Conventsdeputirte, an einem andern gar 73 guillotinirt. Nun wurde auch der unglücklichen Königin der Proceß gemacht. Nach der Hinrichtung des Königs hatte sie anfangs noch im Tempel gefangen gesessen, wo man fortfuhr, sie auf alle Weise zu kränken. Am 3. Juli 1793 erschienen Magistratsbeamte und theilten ihr den Beschluß mit, daß der Dauphin von der Familie getrennt und in ein noch engeres Gefängniß ge-

bracht werden solle. Der Kleine warf sich in die Arme seiner Mutter und bat mit Thränen und lautem Geschrei, ihn doch nicht von ihr zu trennen. Die Königin war wie vom Donner gerührt. Sie wehrte sich wie eine Löwin, der man die Jungen rauben will. Sie stellte sich vor das Bette, in welchem das Kind lag, und schwur, eher zu sterben, ehe sie sich von ihm trennte. Die Beamten drohten und schimpften; eine Stunde war darüber vergangen. Jetzt erklärten sie, sie müßten das Kind todt oder lebendig haben. Das schlug an. Elisabeth und die junge Prinzessin kleideten ihn an, weil es der Königin dazu an Kraft gebrach. Dann führte sie ihn selbst den Beamten zu, nachdem sie ihn in einem Strome von Thränen gebadet hatte; denn sie sah voraus, daß sie ihn nie wiedersehen würde. Von nun an wurde ihr und den Prinzessinnen auch alle Bedienung entzogen; sie mußten ihr Gefängniß selbst ausfegen und selbst die Betten machen. Am 2. August wurden sie unvermuthet des Morgens um 2 Uhr geweckt. Es waren Beamte, welche der Königin den Beschluß vorlasen, sie nach der Conciergerie zu bringen, einem finstern und für schwere und gemeine Verbrecher bestimmten Gefängnisse. Ohne die Farbe zu verändern, hörte sie das Urtheil an, während die Prinzessinen laut ihren Schmerz äußerten. Man durchsuchte ihre Taschen und nahm, bis auf ein Schnupftuch, alles, was sie hatte. Dann ermahmte sie ihre Tochter zur Standhaftigkeit, wies sie an, ihrer Base als ihrer zweiten Mutter zu folgen, und verließ schnell das Gefängniß. Bei ihrem Hinausgehen stieß sie sich an das Gitter, weil sie vergessen hatte, den Kopf zu neigen; als man sie aber fragte: ob sie sich weh' gethan? — erwiederte sie: „Nein, nein! Gegenwärtig giebt es nichts mehr, was mir noch wehe thun könnte!“ In der Conciergerie erhielt sie das schmutzigste, feuchteste und ungesundeste Loch; man untersagte ihr alle Arbeit, selbst das Stricken, unter dem Vorwande, daß sie sich mit der Stricknadel das Leben nehmen könnte. Am 13. October wurde sie vor das Revolutionsgericht gestellt. Ihr Verhör wurde, um sie zu ermatten, den Tag hindurch bis in die Nacht hinein fortgesetzt; man reichte ihr keine Nahrung und Stärkung, und vergebens bat sie dreimal um ein Glas Wasser. Aber sie antwortete besonnen und bestimmt. Am 16. October führte man sie zum Tode. Da saß sie, die Tochter Maria Theresia's und vor wenig Zeit noch mächtige Königin, auf dem Karren, der alle Verurtheilte hinausführte, im ärmlichen, ja zerrissenen Nachtkamisol und, obwohl erst 37 Jahre alt, zur Greisin gealtert durch Gram

und Seelenleid. Rasch stieg sie die Stufen des Schaffots hinan und endigte mit standhaftem Muthe ihre langen Leiden.*)

Am 6. November 1793 hauchte auch Orleans seine schwarze Seele aus. Selbst von seinen ehemaligen Anhängern tief verachtet, war er auf Robespierre's Befehl aus dem Gefängnisse von Marseille nach Paris gebracht worden. Hier sah er sich von aller Welt verlassen. Sein Todesurtheil hörte er mit stumpfer Gleichgültigkeit an; das Leben war seiner schuldbewußten Seele eine Last. Er starb ohne Erschütterung, mit der Gleichgültigkeit eines gänzlich abgespannten Gemüths. Von nun an war das Morden durch die Guillotine an der Tagesordnung; auch Frauen, selbst Kinder starben darunter. Endlich erklärte Danton: jetzt sei Revolution genug; man müsse endlich stille stehen. Dem widersprachen die wildesten Jacobiner und meinten, die Revolution sei noch lange nicht zu Stande. Robespierre freute sich über den Zwiespalt des Berges und wußte lange nicht, zu welcher Partei er sich schlagen sollte. Plötzlich aber ließ er am 12. März 1794 die ärgsten Schreier der erstern Partei gefangen nehmen und hinrichten. Auch mit Danton war seine Freundschaft bald zu Ende, seitdem er wußte, daß Danton des Mordens überdrüssig war und ihn stürzen wollte. Schon hatte Danton den Tag dazu bestimmt, als Robespierre in der Nacht vorher sich Dantons und anderer Jacobiner am 31. März 1794 bemächtigen ließ. Der Proceß dauerte nur einige Tage. Danton starb mit Verwünschungen Robespierre's, dem er einen ähnlichen Tod weissagte. Einige Wochen darauf starb den Märtyrertod auch Ludwigs XVI. Schwester, die tugendhafte Elisabeth, erst 30 Jahre alt. Sie war ein stetes Vorbild aller Tugenden. Seit ihrem 15. Jahre hatte sie sich ganz Gott gewidmet und allen irdischen Wünschen und Gedanken entsagt.

Nun stand der schreckliche Robespierre auf der größten Höhe. Er beherrschte den Wohlfahrtsausschuß und dieser wieder ganz Frankreich. Der Convent wurde gar nicht mehr gefragt. Alles zitterte vor Robespierre, dessen bloßer Name schon die Zungen

*) Die Kammer, welche der Königin zum Gefängniß diente, ist jetzt zu einer Kapelle eingerichtet. Man sieht hier eine Grabsäule von weißem Marmor, an deren Fuß die Worte der Königin, welche sie vor ihrem Tode an die Prinzessin Elisabeth schrieb, eingegraben sind: „Möge mein Sohn nie die letzten Worte seines Vaters, die ich ihm hier ausdrücklich wiederhole, vergessen: er trachte nimmer danach, unsern Tod zu rächen; ich vergebe allen meinen Feinden das Böse, das sie mir zugefügt haben."

lähmte. Uebrigens hatte Dantons Beispiel gelehrt, daß keiner seiner sogenannten Freunde vor ihm mehr sicher sei, und daß der am meisten zu fürchten habe, welcher ihm am nächsten stehe. Dennoch wagte keiner ihn anzugreifen, so lange er noch vom Volke geachtet wurde; denn dieses lobte an ihm seine Mäßigkeit und Einfachheit. Ob ihm gleich alle Reichthümer zu Gebote standen, so schwelgte er doch nicht. Er wohnte noch in demselben kleinen Hause, in dem er früher gewohnt hatte, und kleidete sich eben so einfach als sonst. Aber durch seine Angriffe gegen die Religion machte er sich endlich verächtlich. Von Religion konnte bei den Revolutionsmännern überhaupt nicht die Rede sein; wie hätten sie sonst solche Gräuel begehen können? Aber auch über den äußern Anstand setzten sie sich bald hinweg und einer suchte den andern durch Tollheiten und Nichtswürdigkeiten zu überbieten. Die kirchlichen Geräthe wurden hinweggenommen, der Katholicismus abgeschafft, und die Abgeordneten von Paris erklärten, sie brauchten keine Priester, keine Kirchen, keinen Gottesdienst mehr. Dagegen sollten der Vernunft künftig Altäre gebaut und die große Notredamekirche zum Tempel der Vernunft eingerichtet werden; und doch stand es mit der Vernunft dieser Leute gerade so sehr schwach. Am 10. November 1793 wurde auch ein großes Fest der Vernunft gefeiert, an welchem der ganzen Convent feierlich nach dem neuen Vernunfttempel zog. Dabei hatte man eine verworfene Frau, welche die Göttin der Vernunft darstellte, auf einen offenen Wagen gesetzt; man führte sie in die Kirche, setzte sie auf den Altar und sang Loblieder auf sie. Das Beispiel wirkte; in ganz Frankreich schaffte man die christliche Religion ab und bekannte sich zum Dienste der Vernunft. (Binnen 20 Tagen wurden 2346 Kirchen in sogenannte Tempel der Vernunft verwandelt.) Statt der kirchlichen wurden Nationalfeste angeordnet: der Natur, dem Menschengeschlechte, dem französischen Volke, der Vaterlandsliebe u. s. w. Fromme Gemüther zogen sich in die Stille zurück und feierten hier ihren Gottesdienst, die Verblendung des großen Haufens beklagend. Hier und da murrte auch selbst das gemeine Volk; die Macht der erhaltenen religiösen Erziehung ließ sich doch nicht mit einem Male vernichten. Da trat Robespierre am 4. Mai 1794 auf, hielt eine lange abgeschmackte Rede, und erklärte darin, er wollte hiermit dem Urheber der Natur seine Existenz und der menschlichen Seele die Unsterblichkeit wieder geben. Er ließ über der Thüre der Notredamekirche das Wort „Vernunfttempel" abreiben und die

Worte setzen: „Das französische Volk erkennt das höchste Wesen und die Unsterblichkeit der Seele an." So versunken auch das französische Volk war, so lachte doch jeder über die Albernheit des Dictators, und von nun an wurde er allgemein verächtlich. Hätte dieses moralische Ungeheuer Mitleiden verdient, so hätte man ihn jetzt bemitleiden müssen; denn er selbst befand sich auf dem Gipfel der Macht in einem betrübten Zustande. Seine Einbildungskraft führte ihm fürcherliche Schreckbilder vor, weil er keinem mehr traute, und die Furien seines Gewissens ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Er sah um sich nichts als die blutigen Leichen seiner unzähligen Schlachtopfer, und Dolche, die gegen seine Brust gezückt würden. Er hörte nichts als das Wimmern und Angstgeschrei der Unschuldigen, die in die Gefängnisse und zum Richtplatze geführt wurden, auch mitunter Stimmen aus Gräbern, die ihm fluchten und ihn zu sich riefen. Gelb und bleich irrte er ohne Rast umher, und wußte zuletzt kaum noch, was er that. Jeden, den er sah, starrte er als einen Verräther an, und traute sich zuletzt kaum noch, ohne Begleitung auszugehen. Jetzt verbreitete sich das Gerücht: er wolle 47 seiner mächtigsten Anhänger stürzen. Schnell traten diese zusammen und beschlossen, ihm zuvorzukommen.

Am 27. Juli 1794 hatten Robespierre und seine Gehülfen beschlossen, den Angriff gegen jene 47 auszuführen. St. Just, einer der bösesten Menschen, trat auf und äußerte, man müsse, um die Gebrechen der Republik zu heilen, einige krebsartige Glieder abschneiden. Bei diesen Worten erhoben sich hundert Stimmen gegen ihn. Tallien und Billaud von Varennes klagten Robespierre an, nach der Alleinherrschaft zu streben. Dieser stürzte, bleich wie der Tod, auf den Rednerstuhl, versuchte, sich zu vertheidigen, sprach anfangs nichts als Worte ohne Sinn und endlich wurde seine Stimme durch das Geschrei: „Herunter mit dem Tyrannen!" zum Schweigen gebracht. Nun wurde die Verhaftung Robespierre's und seines Anhanges beschlossen. Dies gelang auch anfangs; aber der Theil des Pöbels, der ihm anhing, befreite ihn wieder, und nun begann ein verzweifelter Kampf auf Tod und Leben zwischen dem Convente und Robespierre, der sich mit den Seinigen auf dem Rathhause befand. Den ganzen Tag und den folgenden läutete die Sturmglocke; bewaffnete Haufen zogen durch die Straßen und lange blieb es ungewiß, welche Partei obsiegen würde. Endlich, erst am andern Tage, gelang es dem Convente, den größten Theil der bewaffneten Bürger zu gewinnen. Das

Rathhaus wurde erstürmt. Robespierre's Bruder, ein nichtswürdiger Mensch, sprang zum Fenster hinunter und brach ein Bein; er selbst schoß sich eine Pistole vor den Kopf, zerschmetterte sich aber nur einen Kinnbacken und wurde, in seinem Blute schwimmend, gefangen fortgeführt. Ein anderer versuchte, sich den Kopf an der Mauer einzustoßen, und noch andere wurden aus Schränken, Kaminen und geheimen Gemächern, wohin sie sich versteckt hatten, zusammengeholt. Am folgenden Tage schon, den 28. Juli 1794, starben alle die Erzbösewichter, 22 an der Zahl, unter der Guillotine, Robespierre mit der gemeinsten Feigheit. Schon als er auf dem Karren durch die Straßen geführt wurde, saß er einem Todten ähnlich da, starrte vor sich hin und hörte nicht mehr die Verwünschungen, die das Volk gegen ihn ausstieß, das, laut jubelnd und ihm fluchend, nebenher lief. Auf dem Blutgerüste riß ihm der Henker das Tuch herunter, das er sich um sein verwundetes Gesicht gebunden hatte. Die zerschmetterte Kinnlade fiel herab, und er stieß einen Schmerzensschrei aus, daß alle erschraken, und schaudernd betrachtete jeder die durch den Todeskampf und den satanischen Ausdruck seines Gemüths verzerrten Züge.

Nun öffneten sich die Gefängnisse; unzählige unschuldige Schlachtopfer, die jede Stunde den Tod erwartet hatten, wurden der Freiheit wiedergegeben und der Terrorismus hatte sein Ende. Während desselben waren in Paris 2774 Personen guillotinirt worden, darunter ein Greis von 97 und ein Knabe von 14 Jahren.

116. Fortgang der Revolution.

So wie ein durch Sturm aufgeregtes Meer lange noch, auch wenn der Orkan bereits vorüber ist, Wellen schlägt, so fehlte noch viel, ehe Frankreich beruhigt wurde. Die Einrichtungen blieben fürs erste die neu eingeführten, nur daß man in allen Dingen gemäßigter verfuhr. Das aber gab den Jacobinern Muth, neue Versuche zu machen, wieder ihr Haupt zu erheben, bis endlich nach mehrern hartnäckigen Kämpfen diese schreckliche Partei darniederlag. Während dieser Kämpfe erhielt auch der unmenschliche Carrier sein Todesurtheil; eine Menge Jacobiner wurden hingerichtet, andre, die hundertfach den Tod verdient hatten, z. B. Collot d'Herbois, wurden nur aus dem Lande geschafft. Darüber verging der übrige Theil des Jahres 1794 und die erste Hälfte von 1795. Auch erließ der Convent nun manche gute Ver-

ordnung. Lyon und Toulon wurden wieder aufgebaut, jedem die Religionsfreiheit zugestanden und endlich die Revolutionstribunale abgeschafft. Nun schritt man auch zu einer neuen Verfassung, der dritten seit sechs Jahren. Es sollte ein Rath von 500 Männern das Recht haben, Gesetze vorzuschlagen, ein Rath von 250 (der Rath der Alten) die Vorschläge prüfen und annehmen oder verwerfen, und fünf Directoren die Regierung selbst übernehmen. Der Geist der Mäßigung machte nun auch, daß der blutige Krieg in der Vendée beendigt wurde. Was die empörendste Grausamkeit gegen die armen Vendéer nicht hatte bewirken können, das bewirkte die Menschlichkeit, mit der man gegen sie verfuhr. Es wurde ihnen Friede angeboten, den sie gern annahmen, und so war im Jahr 1795 das ganze Innere von Frankreich beruhigt. Zwar brach nachmals der Krieg in der Vendée noch einmal aus, wurde aber nicht mehr mit solcher Erbitterung wie vordem geführt und zu Anfange des Jahres 1796 ganz beendigt.

Am 9. Juni 1795 starb der unglückliche Dauphin, den die Königlichgesinnten seit seines Vaters Hinrichtung Ludwig XVII. genannt hatten, in seinem Gefängnisse im Tempel, 10 Jahre alt. Nach der Trennung von seiner Mutter hatte das arme Kind zwei Tage und zwei Nächte hintereinander geweint und immer nach seiner Mutter und Schwester verlangt. Sein Wärter war ein Schuster, Namens Simon, ein durchaus roher und boshafter Mann. Er quälte den Knaben auf eine unglaubliche Weise, besonders wenn er nach seiner Mutter weinend verlangte, und suchte ihn planmäßig zu verderben. Er mußte die schändlichsten Lieder singen und die schrecklichsten Flüche und Lästerungen gegen Gott und seine Familie aussprechen. Er zwang ihn, über die Maßen zu essen und Wein zu trinken, ließ ihn oft aus bloßem Muthwillen mitten in der Nacht aufstehen und prügelte ihn ohne Ursache fürchterlich; auch mußte er gegen seine eigene Mutter falsche Beschuldigungen angeben. Endlich befreite man ihn zwar von seinem Peiniger, ließ ihn nun aber ganz allein und ganz in Schmutz und Ungeziefer verkommen. Sechs Monate lang wurde ihm sein Bette nicht gemacht, ein ganzes Jahr lang ihm kein frisches Hemde, keine frischen Strümpfe angezogen, nie seine Stube gelüftet. Da war es denn kein Wunder, wenn sein Körper ungesund wurde und seine Geisteskräfte ganz erschlafften. Den ganzen Tag brachte er unthätig zu, und kam jemand in sein Gefängniß und fragte ihn etwas, so schwieg er, weil er für nichts mehr Interesse hatte. — Nach Robespierre's

Sturz wurde er zwar besser behandelt; aber das Uebel war schon zu sehr eingerissen. Er bekam ein schleichendes Fieber und starb, den 9. Juni, erst 10 Jahre alt. Nach seinem Tode blieb seine Schwester, die nachmalige Herzogin von Angoulême, noch ein halbes Jahr lang im Temple; dann, gerade 17 Jahre alt, wurde sie gegen einige von den Oestreichern gefangene Franzosen ausgewechselt und war nun froh, ein Land zu verlassen, wo ihre theuern Verwandten hatten bluten müssen.

Im Felde hatten die Franzosen mit großem Glücke gefochten. Junge, kühne, talentvolle Generale führten sie von Siege zu Siege. Einer unter ihnen, Pichegru, wandte sich gegen die Niederlande. Im raschen Siegeslaufe dringt er bis an die Arme des Rheins vor, die unter verschiedenen Namen deltaartig ins Meer gehen. Hier halten ihn die Fluthen der Ströme und der künstlichen Ueberschwemmungen auf, und schon glaubt er wieder umkehren zu müssen, als ein plötzlich eintretender heftiger Frost das Wasser erstarren macht. Ungehindert geht er nun über die harte Eisrinde und hat in wenigen Tagen ganz Holland inne. Das geschah im Winter von 1794—95. Die Holländer, schon vorher zum Theil Feinde des oranischen Hauses, nehmen die Franzosen mit offenen Armen auf, werden von ihnen als Brüder begrüßt und die bisher vereinigten Niederlande unter dem Namen Batavien zu einer unabhängigen Republik nach französischem Muster erklärt; aber zugleich bitten sich die neuen Brüder von ihren holländischen Freunden 100 Millionen Gulden zur Erstattung der Kriegskosten aus. Wie mancher wünschte nun wieder die vorige milde Regierung des Erbstatthalters zurück! Aber dieser war bereits mit seiner Familie*) nach England geflüchtet.

Viele der europäischen Fürsten hatten den Krieg gegen Frankreich nur unternommen, in der Hoffnung, den damals noch lebenden König zu retten und der Ausbreitung jacobinischer Grundsätze ein Ziel zu setzen. Jetzt war aber der König todt und die Jacobiner gestürzt. Ueberdies waren die Fürsten des Krieges herzlich überdrüßig und es herrschte unter ihnen viele Uneinigkeit. Daher suchte einer nach dem andern sich vom Kriege zurückzuziehen. Zuerst ging der Großherzog von Toscana, dann gar der König von Preußen ab, indem sie mit Frankreich den Frieden von Basel

*) Der Erbprinz kehrte 1815 als König Wilhelm I. in die Niederlande zurück.

schlossen. Dann traten auch Hessen und Spanien dem Frieden bei. Das geschah 1795. Es blieben also noch Rußland und Oestreich, England und ein Theil von Deutschland auf dem Kriegsschauplatze. Rußland konnte oder wollte aber wegen großer Entfernung nicht viel thun, und Oestreich focht am Rhein und in Italien mit abwechselndem Glücke. Dagegen war England zur See überall siegreich und nahm den Franzosen eine Colonie nach der andern weg.

Einen Hauptverlust hatten die Franzosen schon 1792 erlitten, nämlich die Insel San-Domingo. Bekanntlich war diese Insel unter die Franzosen und Spanier getheilt. Sie ist überaus fruchtbar und brachte im Jahre 1774 den Franzosen für fast 24 Millionen Thaler an Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle und andern Waaren ein. Alle Plantagen aber, obgleich sie den Weißen gehörten, wurden von schwarzen Sklaven bearbeitet und diese arme Menschen mit empörender Härte behandelt. Als die Nachricht von der französischen Revolution dorthin kam, dachten die Mulatten (dunkelfarbige Menschen, deren Väter Weiße und deren Mütter Negerinnen sind), die bis dahin zwar keine Sklaven gewesen waren, aber doch keine bürgerlichen Rechte gehabt hatten, nun sei eine Gelegenheit da, die Lehre von Freiheit und Gleichheit gegen die Weißen durchzusetzen. Sie schloßen sich an die Negersklaven an, unterrichteten sie in der neuen Lehre von den allgemeinen Menschenrechten und machten Miene, gegen die Weißen aufzustehen. Anfangs unterstützte auch die unkluge Nationalversammlung die Ansprüche der farbigen Menschen, hob aber bald die gegebene Erlaubniß, an den Volksversammlungen Theil zu nehmen, auf. Da empörten sich die wilden Sklavenhorden, zerbrachen überall ihre Fesseln, fielen über ihre Herren her, ermordeten alle Weißen, die sie fanden, und übten, von Racheburst getrieben, die unmenschlichsten Grausamkeiten aus. Das geschah 1792. Zwar versuchten die Franzosen mehrmals, die Insel wieder zu erobern; aber vergebens. Die Neger schlugen die Angriffe tapfer zurück; unter ihren Anführern zeichnete sich bald der talentvolle Neger Toussaint Louverture aus, welchen das französische Directorium 1797 zum Obergeneral von San-Domingo ernannte. Als er aber strebte, sich unabhängig zu machen, schickte Bonaparte 1801 ein Heer nach San-Domingo. Toussaint mußte sich unterwerfen, wurde nach Frankreich gebracht und starb hier 1803 im Gefängnisse an Gift. Darauf erklärten die Neger den schrecklichen Desallines zum Stadthalter; er be-

fahl eine allgemeine Ermordung der Weißen und ließ sich 1804 als Jacob I. zum Kaiser von Haiti ausrufen. Aber schon im nächsten Jahre wurde er in einem Aufstande ermordet. Zwischen Mulatten und Negern brach nun ein mehrjähriger Kampf aus, aus welchem 1808 im Süden der Insel eine Mulattenrepublik unter Pétion, im Norden ein Negerstaat unter Christoph hervorging. Letzterer ließ sich 1811 als Heinrich I. zum Könige erheben.

Mit neuem Nachdruck wurde von Seiten Frankreichs und seiner Feinde der Feldzug von 1796 eröffnet. Auf zwei verschiedenen Schauplätzen traten die Heere auf, in Deutschland und Italien. Dort stellte sich der Bruder des deutschen Kaisers, der treffliche Erzherzog Karl, an die Spitzen der deutschen Truppen um die Franzosen unter Jourdan und Moreau zu bekriegen. Aber anfangs ging es sehr unglücklich. Fast in allen Gefechten geschlagen, mußten sich die Deutschen immer weiter zurückziehen, während die Franzosen in Deutschland eindrangen, den Markgrafen von Baden und den Herzog von Württemberg zum Frieden zwangen und bis nahe an die östreichische Grenze vorrückten. Jetzt aber änderte sich die Scene plötzlich. Je näher die Oestreicher ihrer Grenze kamen, desto mehr wuchs ihr Muth und desto häufiger strömten ihre Verstärkungen herbei. Erzherzog Karl griff nun rasch den Feind an und warf ihn überall, Schlag auf Schlag, zurück; die durch die Räubereien der Franzosen aufgebrachten Landleute in Hessen und Franken fielen über die fliehenden her und erschlugen ihrer eine Menge. Nur Moreau, ausgezeichnet als Feldherr und als Mensch,*) bewerkstelligte mit seinem Heere einen regelmäßigen

*) Wie menschlich und edel Moreau selbst gegen seine Feinde war, davon nur zwei Beispiele. Einst wurde der östreichische General Spanochy von den Franzosen gefangen. Der Erzherzog Karl, der ihn besonders liebte, da er sein Erzieher gewesen war, bewarb sich bei Moreau um seine Freilassung und schrieb: er wisse wohl, daß eine solche Bitte ungewöhnlich sei; allein vielleicht mache sie diesmal eine Ausnahme von der Regel, indem er sich für den Freund seiner Jugend, für seinen Erzieher verwende. — Die Antwort war: „Spanochy ist auf sein Ehrenwort entlassen und in zweimal 24 Stunden haben Sie ihn in Wien.“ Als der Erzherzog seinem Freunde entgegeneilte, begegneten ihm hinter Linz mehrere Verwundete, die aus Mangel an Fuhrwerken mühsam von ihren Kameraden fortgetragen wurden, da die Pferde zum Transport der Kanonen unentbehrlich waren. „Spannt die Kanonen aus!“ befahl der edle Prinz; „es ist besser, daß sie in die Hände des Feindes fallen, als diese braven Krieger.“ — Die Kanonen wurden auch wirklich von den Franzosen genommen; als aber Moreau den Zusammenhang der Sache erfuhr, sandte er das Geschütz den

Rückzug durch den Schwarzwald bis über den Rhein. Aber jetzt wurde Karl nach Italien abgerufen, wo es ganz anders stand.

Hier hatte ein 27jähriger General, Napoleon Bonaparte ein Mann von Geist, Kraft und Kühnheit den Oberbefehl bekommen.*) Ihm gegenüber stand an der Spitze der Oestreicher und italienischen Truppen der alte Beaulieu. Mit jugendlichem Ungestüm griff Bonaparte sie an, warf sie zurück, zwang den König von Sardinien, um Frieden zu bitten, war binnen vier Wochen Herr der Lombardei und erfüllte mit seinem Ruhme ganz Europa. Jetzt baten die italienischen Fürsten um die Wette um Frieden und erhielten ihn auch, aber nur unter schweren Bedingungen. Manche mußten Ländereien abtreten, alle Geld zahlen und die meisten, was bisher unerhört war, ihre schönsten Gemälde und Bildsäulen aus ihren Sammlungen hergeben. Nun ging es auf die Festung Mantua los, die mitten im Mincio liegt und daher schwer zu erobern war. Bonaparte setzte alles daran, sie

---

Oestreichern mit den Worten zurück: „Was aus Menschenliebe geopfert wurde, kann bei civilisirten Kriegern nicht als Beute gelten."

„Während des Feldzugs 1796 nahm Moreau in einem Pfarrhause in Baiern sein Quartier. Der Pfarrer hatte sein sämmtliches Silbergeschirr für die Tafel des Obergenerals hergegeben. Wie erschrak er, als Moreau alles Silber abräumte und in sein Schlafzimmer trug! Er hielt das mühsame Ersparniß vieler Jahre für verloren, als ein Adjutant Moreau's alles Geschirr dem Pfarrer mit dem Auftrage des Generals zurückbrachte, blecherne oder hölzerne Löffel, oder geringeres Geschirr statt des silbernen herzugeben, weil er wohl für sich, nicht aber für die vielen Leute, die aus- und eingingen, einstehen könnte. Der erstaunte Pfarrer gab alles mit der Bitte zurück, daß der General es aufbewahren möge, da er keinen sicheren Platz im Hause wisse, worauf Moreau dem Pfarrer das Silber in einen in seinem Schlafzimmer befindlichen Kasten legen und den Schlüssel zu sich nehmen ließ.

*) Napoleon Bonaparte, geb. am 15. August 1769 zu Ajaccio, war der Sohn eines corsischen Edelmannes, Carlo Bonaparte; die Familie stammte von einem alten Adelsgeschlecht in Toscana her. Die Mutter, Lätitia Ramolino, war eine Corsin, weniger durch Herkunft und Besitz, als durch hohe Schönheit ausgezeichnet. Corsika war damals unter französische Herrschaft gekommen; Carlo hatte sich den neuen Zuständen angeschlossen und dadurch erlangt, daß Napoleon, als zehnjähriger Knabe, in die Kriegsschule zu Brienne aufgenommen wurde. Mit fünfzehn Jahren kam er auf die Militärschule in Paris. Als Artillerieofficier trat er in die Armee ein; während der Revolution hielt er sich in Verbindung mit den Männern des Berges. Nachdem er sich bei Toulon ausgezeichnet hatte, wurde er Brigadegeneral, trat nach dem Sturze Robespierre's auf einige Zeit in die Verborgenheit zurück, erhielt aber durch das Directorium, welchem er wichtige Dienste geleistet hatte, im Frühjahr 1796 das Commando über die Armee in Italien.

einzunehmen, und die Oestreicher, sie zu vertheidigen. Kaiser Franz schickte ein Heer nach dem andern, die Franzosen von da wegzutreiben; aber Bonaparte schlug sie nacheinander. Den ganzen Winter über wurde um die Stadt gekämpft, bis sie sich endlich ergeben mußte, im Februar 1797. Nun wandte sich Bonaparte gerade nach Oestreich selbst; wer sollte ihn aufhalten, den Unbesiegbaren? — Keinem traute man das zu, als dem Erzherzog Karl. Geschwind wurde er aus Deutschland vom Laufe seiner Siege abgerufen und gegen Bonaparte geschickt. Aber auch er vermochte nicht, dessen Fortschritte aufzuhalten. Bonaparte drang von Süden in Oestreich ein. Hier verzweifelte man, ihm widerstehen zu können, und — schloß mit ihm einen vorläufigen Frieden, der am 17. October 1797 in einen förmlichen Frieden verwandelt wurde. Dieser wurde geschlossen in Campo Formio, einem Schlosse nahe bei Udine im Venetianischen. Oestreich mußte hier große Opfer bringen. Es verzichtete auf seine Niederlande, die nun an Frankreich kamen, trat Mailand und Mantua ab und versprach heimlich, nichts dagegen zu haben, daß Frankreich das ganze linke Rheinufer einnehme. Dagegen erhielt Oestreich das Gebiet der Republik Venedig, die, ohne selbst zu wissen, wie sie dazu kam, aufgelöst und verschenkt wurde. Bonaparte hat sich mehrmals ein solches Verfahren erlaubt; er nahm und vergab Länder, die ihm gar nicht gehörten, wie es ihm in seine Pläne paßte. Aus den in der Lombardei gemachten Eroberungen bildete er jetzt eine cisalpinische Republik, die dem Namen nach unabhängig war, in der That aber alles thun mußte, was Frankreich ihr vorschrieb. Eben so ging es mit Genua, welches er in eine ligurische Republik umschuf.

Nun waren noch Rußland, Portugal, England und das deutsche Reich mit Frankreich im Kriege. Die beiden erstern Mächte verhielten sich jetzt wegen ihrer Entfernung ganz ruhig. Gegen England aber schien Frankreich nun alle seine Kräfte wenden zu wollen. Es wurde ein großes Heer an der England gegenüberliegenden Küste gesammelt, und französische Schreier verkündigten, nächstens würden ihre Heere siegreich in London einziehen, um dem englischen Reiche eine Ende zu machen. Während dessen, daß aller Blicke nach Brest gewendet waren, wurde von Toulon aus durch Bonaparte eine Eroberung unternommen, die ganz Europa überraschte. Doch davon nachher, wenn wir erst erzählt haben werden, was bis zum Jahre 1799 in Europa vorgegangen war.

Gleich nach dem Frieden von Campo Formio starb Friedrich Wilhelm II., König von Preußen. Er hatte die Hoffnungen, mit denen man ihn auf den Thron seines großen Vorgängers steigen sah, nicht erfüllt. Obwohl weichherzig und von wohlwollendem Gemüth, war er doch schwach von Charakter und vergnügungssüchtig; daher bemächtigten sich seiner bald ränkevolle Günstlinge und verleiteten ihn zu vielen Verirrungen, theils auf religiösem Gebiete, wo seine Regierung sich durch Glaubenszwang unbeliebt machte, theils in der Finanzverwaltung, in welcher eine sorglose Vernachlässigung der nothwendigen Sparsamkeit bemerkbar wurde. Die Kraft und das Ansehen Preußens machten offenbar Rückschritte. Der König starb am 17. November 1797. Sein ältester Sohn, Friedrich Wilhelm III., bestieg nun den Thron (1797 bis 1840). Gleich seine ersten Schritte zeigten, wie sehr er Willens war, seine Unterthanen recht glücklich zu machen.

Doch, wieder auf Frankreich zu kommen, so wurde aus der Landung in England nichts; vielleicht hatten die Franzosen durch die großen Anstalten nur die Augen der Völker von Toulon abwenden wollen. Dagegegen zeigte das Directorium, wie wenig ihm das Völkerrecht heilig sei. Der damalige Papst Pius VI. hatte durch schwere Opfer den Frieden mit Frankreich erkauft, um nur sein Land zu behalten. Aber das Directorium war lüstern danach und benutzte einen Vorwand, es ihm wegzunehmen. Es entstand, vermuthlich auf Anstiften der Franzosen, ein Volkstumult in Rom, wobei die Wohnung des französischen Gesandten, Joseph Bonaparte's, eines Bruders Napoleons, etwas beschädigt und ein französischer General in Folge seiner eigenen Unvorsichtigkeit erschossen wurde. Gleich verließ Joseph zum Zeichen der Feindseligkeit Rom. Die Entschuldigungen des erschrockenen Papstes wurden nicht gehört, ein Heer nach dem Kirchenstaat gesandt und dieser nebst Rom in Besitz genommen. Nun erklärten die Franzosen im Februar 1798 Rom für eine römische Republik und führten den alten, schwachen Papst mit Gewalt nach Frankreich, wo er im August 1799 in Valence starb.

Nicht besser verfuhr das Directorium mit der Schweiz. Auch hier waren Parteiungen entstanden. Einige wollten die alte Verfassung behalten, andere wünschten eine der französischen ähnliche. Das sahen die Franzosen mit Vergnügen und beschlossen gleich, daraus Vortheil zu ziehen. Sie gaben vor, sie müßten sich ihrer Freunde in der Schweiz annehmen, und rückten ein. Zwar wurden

nun alle Eidgenossen zur Vertheidigung aufgerufen; aber es war kein rechter Ernst und keine Einigkeit unter ihnen. Sie wurden nach einiger Gegenwehr geschlagen und Bern, Freiburg und Solothurn besetzt. Jetzt wollten sie die ganze Schweiz umkehren. Da traten die Waldstädte, die einst so mannhaft gegen Oestreich und Burgund gekämpft hatten, zusammen, den treulosen Angriff abzutreiben. Aber — es waren nicht mehr die alten Schweizer. Es fehlte auch hier an Einigkeit und Vertrauen, und auch sie mußten nun den Einmarsch der verhaßten Franzosen dulden, welche die alte Eintheilung in 13 Cantons aufhoben und die Schweiz nach französischem Muster in eine einzige Rupublik verwandelten, die nun ganz von Frankreich abhängig blieb.

Kaiser Franz hatte den Frieden von Campo Formio so schnell und übereilt geschlossen, daß dabei das verlassene deutsche Reich ganz übergangen war. Das mußte nun also für sich allein mit den Franzosen unterhandeln. In Rastatt, einer kleinen Stadt im Badenschen, eine Stunde vom Rhein kamen deutsche und französische Unterhändler zusammen. Das erste, was die unverschämten Franzosen verlangten, war, daß die Deutschen ihnen alle Länder, die sie auf dem linken Rheinufer gehabt hatten, abtreten sollten. „Aber," sagten die, welche dabei verloren, „wie kommen wir dazu, allein verlieren zu sollen?" — „Ihr sollt entschädigt werden!" antworteten die Franzosen; und als man fragte: wovon? so machten sie den Vorschlag, den geistlichen deutschen Fürsten, z. B. den Kurfürsten von Mainz, Trier und Cöln, dem Erzbischofe von Salzburg u. s. w., ohne weiteres ihre Länder zu nehmen und davon die Entschädigungen zu bestreiten. Die Deutschen willigten endlich ein; aber kaum war eine Bedingung bewilligt, so waren die Franzosen schon wieder mit einer neuen da, und machten die Deutschen nur einige Schwierigkeit, so wurde ihnen gleich gedroht und daran erinnert, daß sie wehrlos wären. Dabei zogen die Franzosen die Unterhandlungen bis ins zweite Jahr hin, und wenn die Deutschen darüber klagten, so warfen sie ihnen vor, sie, die Deutschen, wären schuld daran, weil sie sich nicht schnell genug in alle Forderungen fügten. Endlich glaubten diese alles überstanden zu haben, und nahmen den ihnen dictirten Frieden an. Allein nun trat Kaiser Franz wieder auf, um den Krieg mit Frankreich zu erneuern. Das übermüthige Betragen der Franzosen gegen den Papst, die Schweiz und in Rastatt bewies ihm, daß man bei ihnen auf keine Treue und keinen Glauben rechnen könne. Er

schloß sich wieder an England und Rußland, und dieses an Neapel an. Auch die schmählich gekränkten Deutschen griffen wieder zu den Waffen, und so entstand eine neue Verbindung gegen Frankreich, welche man die zweite Coalition nennt.

Aber ehe noch dieser Krieg ausbrach, fing das französische Directorium einen neuen in Italien an. Der König von Neapel, Ferdinand, wußte wohl, daß auch er nächstens an die Reihe kommen würde, sein Land zu verlieren, und trat daher insgeheim mit England und Rußland in Verbindung, um den Franzosen zuvorzukommen. Sogleich kündigten diese den Krieg nicht nur ihm, sondern auch dem ganz unschuldigen Könige von Sardinien an, der obendrein erst kurz vorher sein Land dem französischen Schutze übergeben hatte und daher ganz wehrlos war. Sie gaben vor, er habe mit Neapel in einem geheimen Briefwechsel gestanden. Da er zum Widerstande zu schwach war, so zog er sich nach der Insel Sardinien zurück und protestirte gegen die Gewaltthat. In wenigen Tagen (im December 1798) war sein Land eine Beute des französischen Heeres, und nun ging dieses gegen Neapel. Der König erbat sich von Oestreich einen Anführer und dieses schickte den General Mack. Es gab vielleicht in ganz Europa keine schlechteren Soldaten als die neapolitanischen. Das bewies sich auch hier. Wie scheue Rehe jagten die Franzosen sie vor sich her. Der König Ferdinand mußte schnell nach Sicilien flüchten; Neapel wurde von den Franzosen unter Championnet besetzt, nach einem blutigen Sturme, bei welchem 10,000 Lazzaroni fielen, und das Land wurde zur parthenopeischen Republik erklärt (Parthenope war der älteste Name von Neapel). Eben so bemächtigten sie sich ohne Umstände Toscanas und Luccas.

Das geschah zu Anfange des Jahres 1799, während man noch in Rastatt unterhandelte. Hier wurde die Unterhandlung mit einer scheußlichen und fast unerhörten Mordthat beschlossen. Die östreichischen Truppen waren schon bis in die Gegend von Rastatt vorgerückt, und daher die Abreise der französischen Gesandten, die noch eine Stunde bis an den Rhein auf deutschem Gebiete reisen mußten, mißlich, wenn sie nicht freies Geleit bekamen. Sie baten daher den hier commandirenden Oberst darum. Aber noch vor der bestimmten Antwort erhielten sie Befehl, binnen 24 Stunden Rastatt zu räumen. Die meisten anwesenden Gesandten riethen ihnen zwar, die Abreise bis auf den andern Morgen zu verschieben; aber sie bestanden darauf, noch denselben Abend

mit ihren Familien abzugehen. Als sie aber um 9 Uhr Abends erst einige Hundert Schritte über die Vorstadt hinaus waren, sprengten Szekler Husaren herbei, welche die Postillons befragten, ob sie die französischen Gesandten führten? Auf erhaltene Bejahung öffneten sie die Schläge der Wagen, rissen die drei Gesandten heraus und hieben sie vor den Augen ihrer Frauen und Kinder nieder. Dann bemächtigten sie sich ihrer Briefschaften und jagten davon. Roberjot, Bonnier und Jean Debry hießen die Unglücklichen. Letzterer war nur schwer verwundet worden; er verbarg sich die Nacht über und kehrte am andern Morgen nach Rastatt zurück. Ehrenwerth benahmen sich die deutschen Gesandten, besonders der preußische. Obgleich die Franzosen ihnen das Leben so sauer gemacht hatten, nahmen sie den Verwundeten unter ihren Schutz, setzten eine Beschwerde über die Verletzung des Völkerrechts auf und baten den Kaiser, die Sache genau zu untersuchen. Das wurde auch versprochen, ist aber nie geschehen. Daß der rechtliche Kaiser oder sein Bruder Karl den Mord befohlen hätten, läßt sich nicht denken. Da aber der Husarenoberst nicht bestraft worden ist, so ist zu vermuthen, daß er Befehl gehabt habe, sich der Briefschaften zu bemächtigen, und daß die wilden Husaren den Befehl bis auf die Ermordung der Gesandten ausgedehnt hatten.

117. Krieg der zweiten Coalition. — Bonaparte in Aegypten und Syrien.

Diesmal zeigte der russische Kaiser, Paul I., (1796—1801) Katharina's Sohn und Nachfolger, mehr Ernst gegen die Franzosen und schickte den furchtbaren Bestürmer von Praga (s. 3. Theil Abschn. 110), den General Suwarow, sich mit den Oestreichern zu verbinden. Nichts hier von den vielen Märschen, Gefechten und Schlachten! So viel sei genug zu sagen, daß sich Russen, Oestreicher und Franzosen in Deutschland, der Schweiz und Italien bekämpften. So sehr auch Masséna und Moreau sich Mühe gaben, den Sieg an ihre Fahnen zu fesseln, so waren ihnen doch fast überall die Verbündeten überlegen, die Sieg auf Sieg erfochten. Erst im September 1799 änderte sich das Kriegsglück in der Schweiz. Die Russen erlitten bei Zürich gegen Masséna eine Niederlage und zogen sich nach Deutschland zurück, und der wankelmüthige Kaiser Paul, unzufrieden, daß die Oestreicher nicht überall seinem Suwarow den Oberbefehl eingeräumt hatten, rief sein Heer

wieder nach Rußland zurück. Dagegen blieb Erzherzog Karl am Rheine Sieger, eben so wie General Melas in Italien, und am Ende des Jahres waren die Franzosen aus Deutschland und Italien getrieben.

Inzwischen hatte Bonaparte ein großes Unternehmen versucht. Er hatte schon einige Jahre früher die Idee aufgefaßt, sich Aegyptens zu bemächtigen. Da dieser Gedanke seinen weitreichenden Eroberungsplänen zusagte, so schlug er dem Directorium die Ausführung vor. Dieses haßte ihn und ergriff begierig die Gelegenheit, ihn auf diese Weise zu entfernen. Dazu kam, daß das Directorium auf kein Land erbitterter war, als auf England, und durch die Eroberung Aegyptens hoffte man dazu zu gelangen, den Engländern ihre reichen Besitzungen in Ostindien zu entreißen. Geschwind schickte man geheime Unterhändler an den König der Maratten, Tippo Saib, der schon lange die Fortschritte der Engländer mit besorgten und neidischen Augen betrachtet, und forderte ihn auf, die englischen Besitzungen in Ostindien anzufallen. Indessen wollten die Franzosen Aegypten erobern und von da aus ihm in der Eroberung Ostindiens beistehen. Welch ein riesenhafter, abenteuerlicher Plan! Tippo Saib ließ sich bereden, fing Krieg an, wurde aber geschlagen und beim Sturme auf seine Hauptstadt Seringapatnam, wobei sich Oberst Wellesley (sprich Wellsli) später Herzog von Wellington, vorzüglich hervorthat, getödtet. Bonaparte hatte indessen 36,000 Mann Kerntruppen bei Toulon gesammelt und segelte am 20. Mai 1798 ab. Er nahm außerdem eine Anzahl tüchtiger Gelehrten und Künstler mit, welche die Alterthümer Aegyptens genau untersuchen sollten. Mehrere Flotten vereinigten sich mit der seinigen. Es war ein herrlicher Anblick! Vierhundert große Seeschiffe, von günstigem Winde getrieben, glitten in majestätischer Pracht dahin und glichen einer großen schwimmenden Stadt. Die Soldaten waren voll Muth, träumten von nichts als Siegen und konnten den Augenblick der Landung kaum erwarten. Zunächst ging es auf Malta los, damals noch im Besitz des Malteserordens. Die Insel wurde aufgefordert, sich zu ergeben, und obgleich sie durch ihre Festigkeit Monate lang hätte widerstehen können, so ließen doch die Ritter, theils aus Feigheit, theils aus Verrätherei, die Franzosen ein.*)

---

*) Die Franzosen fanden in der Kirche große Kostbarkeiten, z. B. die silbernen Bildsäulen der zwölf Apostel, eine große silberne Lampe. Bonaparte

Indessen hatten die Engländer eine Flotte unter dem Contreadmiral Nelson, einem der ersten Seehelden, abgeschickt, die französische Flotte aufzusuchen. Bonapartes größtes Glück war es, daß er Nelson, der einmal nur sechs Stunden weit bei der französischen Flotte vorbeisegelte, entkam und seine Soldaten bei Alexandrien in Aegypten ungestört landen konnten. Das geschah am 2. Juli 1798. In dem Augenblicke, als er an das Land fuhr, entdeckte man im Osten ein Schiff, welches man für ein feindliches hielt. „O Glück!" rief er aus, „wirst du mich verlassen? Nur noch vier Tage und alles ist gerettet!" — Sein Wunsch wurde erhört; es war ein französisches Schiff, und Nelson erschien erst vier Wochen später, nachdem er die französische Flotte im ganzen mittelländischen Meere aufgesucht hatte, ohne sie finden zu können. Indessen war Bonaparte ohne Schwierigkeit ans Land gestiegen, ließ Alexandrien mit Sturm nehmen und rückte schnell auf die Hauptstadt Kairo oder Kahira vor. Es lag ihm daran, daß die Türken ihn nicht als Feind behandelten. Darum machte er bekannt, er wolle mit der Pforte keinen Krieg haben, wolle auch nicht Aegypten erobern, sondern nur die Mameluken bestrafen, welche die französischen Kaufleute bedrückt hätten. Das war aber ein leeres Vorgeben, auch wußte das die Pforte sehr wohl, erklärte gleich den Krieg gegen Frankreich und trat mit England in Verbindung. Bald empfanden auch die Franzosen, daß es eine andere Sache sei, in Europa Krieg zu führen, als hier. Schon ehe sie Kairo erreichten, wäre ein großer Theil des Heeres in einer Sandwüste fast verschmachtet, da sie mehrere Tage lang ohne Speise und Wasser zubringen mußten. Dazu kam, daß die erbitterten Mameluken sie durch beständige Angriffe ermüdeten. Auf ihren herrlichen Pferden flogen sie plötzlich herbei; so wie sich nur ein Franzose um einige Schritte vom Haufen trennte, hieben sie ihn nieder und verschwanden eben so schnell, wie sie gekommen waren. Nur dadurch suchte Bonaparte ihnen entgegenzuarbeiten, daß er einen Haufen von Kameelen kaufte und seine Reiter darauf setzte; nun konnte man doch die schnellfüßigen Mameluken verfolgen.

Am 21. Juli 1798 erblickten die Franzosen bei Sonnenaufgang zum ersten Male die hohen Pyramiden von Kairo gegen-

---

befahl, alles wegzunehmen und zu Gelde zu schlagen, so flehentlich auch die Einwohner baten, ihnen die theuern Andenken zu lassen, und obgleich sie ihm den Werth in baarem Gelde zu ersetzen sich erboten. Selbst von den Reliquien ließ er die Edelsteine abreißen.

über auf dem westlichen Nilufer liegen. Aber hier erwartete sie Murad, einer der tapfersten Mameluckenbeys. Bonaparte entflammte, wie es im Schlachtberichte heißt, seine Soldaten durch wenige kraftvolle Worte. „Bedenkt," sprach er, indem er auf die Pyramiden zeigte, „daß von der Höhe dieser Denkmäler 4000 Jahre auf uns herabblicken." Murad Bey erlitt eine vollkommene Niederlage und Kairo wurde nun am 22. Juli besetzt.*) Bis hierher war fast alles glücklich gegangen; aber vier Wochen darauf kam Nelson zum zweiten Male nach der ägyptischen Küste, und wie freute er sich, die lange gesuchte französische Flotte zu finden. Sie lag bei Abukir, einem Vorgebirge vor Anker und wurde vom Admiral Brueys befehligt. Nelson fing die Schlacht sogleich an, die 18 Stunden lang bis tief in die Nacht währte und mit dem Verluste fast der ganzen französischen Flotte endigte. Brueys selbst wurde erschossen. Eins der größten französischen Schiffe, welches vom Feuer ergriffen war, flog mit fürchterlichem Krachen in die Luft und erleuchtete auf einige Augenblicke die schauderhafte Scene; denn 500 Menschen, die sich noch darauf befanden, wurden noch einmal so hoch als unsere höchsten Thürme in die Luft geschleudert. Ein rührendes Beispiel der kindlichen Liebe gab auf demselben Schiffe der Sohn des Capitains Casa Bianca. Der Vater wurde schwer verwundet; man konnte ihn daher von dem brennenden Schiffe nicht wegbringen. Sein Sohn, ein hoffnungsvoller junger Mensch wurde von den Matrosen bestürmt, sich schleunigst zu retten, ehe das Feuer die Pulverkammer ergreife. „Rettet euch!" antwortete er, „ihr könnt dem Vaterlande noch nützlich sein; ich aber

---

*) Vor der Ankunft der Franzosen in Kairo bewies eine Muhamedanerin einen recht seltenen Edelmuth. Sie sah ein, daß der Pöbel bei Annäherung der Franzosen die dort lebenden, ganz unschuldigen fremden Kaufleute ermorden würde, und bat daher ihren Mann um die Erlaubniß, sie unter ihren Schutz nehmen zu dürfen. Als ihr dies gestattet wurde, versammelte sie alle jene Kaufleute in ihrem von einer festen Mauer eingeschlossenen Hause, erwies ihnen dabei die größte Aufmerksamkeit und wies den Frauen derselben den Garten mit einem geräumigen Gartenhause an. Man glaubte erst, sie thue es aus Eigennutz, damit Bonaparte, wenn er nach Kairo käme, ihr Haus nicht ausplündern lasse; aber sie erklärte standhaft, sie würde bei Annäherung der Franzosen sogleich die Stadt verlassen. Das that sie nachher auch wirklich, versah aber vorher ihre Schützlinge mit Lebensmitteln für einen ganzen Monat. Ohne ihre Fürsorge würden auch wirklich alle die fremden Kaufleute ihr Leben eingebüßt haben. Der Pöbel beging am Tage vor dem Einzuge der Franzosen große Ausschweifungen und trachtete namentlich allen Fremden nach dem Leben.

kann meinen Vater nicht verlassen." So blieb er und fand seinen Tod in den Flammen. Durch die Vernichtung seiner Flotte war nun Bonaparte mit seinem Heere abgeschnitten von allen Hülfsquellen und eingeschlossen in einem feindlichen Lande. Seine Versicherungen, daß er mit dem Sultan in allerbestem Vernehmen stehe, glaubte ihm kein Mensch, und alle Einwohner verschworen sich gegen die Franzosen, die so hinterlistiger Weise das Land angefallen hatten. Zwar gelang es dem General Desaix, einem talentvollen jungen Manne, Oberägypten zu erobern; aber das war von keinem Bestande, weil die thätigen Mameluken unaufhörlich die Franzosen beunruhigten, ihre Couriere auffingen, ihnen die Zufuhr abschnitten und das ganze Land gegen sie zum Widerstande aufreizten. Obgleich nun Bonaparte in Aegypten alle Hände voll zu thun hatte, und selbst in Kairo ein fürchterlicher Aufruhr ausgebrochen war, der nur mit Mühe gestillt werden konnte, so war er doch tollkühn genug, zu Anfange des Jahres 1799 einen Feldzug über die Landenge von Suez nach Syrien zu unternehmen, und den alten Dghezzar, den die Pforte zum Pascha von Syrien und Aegypten ernannt, der in der festen Seestadt Acre oder St. Jean d'Acre residirte und Bonaparte's Abgesandte nicht vor sich gelassen hatte, zu bekriegen. Dieser alte Eisenkopf war ein wüthender Franzosenfeind und wollte von keinen Unterhandlungen wissen.

Anfangs machte Bonaparte gute Fortschritte. Er eroberte Gaza und nahm Jaffa mit Sturm ein. Zwei Tage lang wurde in der unglücklichen Stadt geplündert und mit kaltem Blute gemordet. Das Abscheulichste aber kommt noch. Bonaparte hatte kurz vorher eine andere Stadt (el Arisch) erobert und der türkischen Besatzung freien Abzug versprochen. Bald aber besann er sich, daß die Türken leicht wieder Dienste nehmen und gegen ihn fechten könnten. Er brach ihnen daher sein Wort und behielt sie als Gefangene bei sich. Ihre Zahl stieg durch die in Jaffa gemachten Gefangenen bis auf 4000 Mann. Sie loszulassen, schien ihm jetzt doppelt gefährlich, und sie ferner mit sich führen, wollte er auch nicht, weil ihn die Lebensmittel dauerten, die er ihnen geben sollte. Also befahl er, sie sämmtlich todtzuschlagen. General Kleber, ein rechtschaffener Mann, widersetzte sich dieser Barbarei aus allen Kräften; aber Bonaparte blieb dabei. Die unglücklichen Schlachtopfer wurden auf einen freien Platz am Meeresufer geführt, dort in einzelne Haufen gestellt und theils durch Flintenschüsse theils

durch Bajonnetstiche getödtet. Welche Barbarei! Aber die Strafe blieb nicht aus. Die Nachricht von dieser schauderhaften That durchflog schnell das Land und entflammte den Haß seiner Feinde bis zur Wuth. Auch verbreitete sich von dem Tage an die Pest im französischen Heere und richtete in demselben große Verwüstungen an. Jetzt belagerte Bonaparte die Stadt Acre. Acht Mal ließ er seine Soldaten gegen die Mauern und Thürme Sturm laufen; aber der alte Dghezzar=Pascha vertheidigte, von der englischen Flotte unter Sidney Smith unterstützt, die Stadt so gut, daß alle Versuche gegen sie scheiterten. Schon näherten sich mehrere türkische Heerhaufen, um sie zu entsetzen, und die Franzosen, der großen Beschwerde überdrüssig, fingen an zu murren. So ungern auch Bonaparte sich dazu entschloß, so mußte er doch nun umkehren, nachdem er noch einmal einen wüthenden Blick auf den verhaßten Steinhaufen, der ihm den Kern seines Heeres gekostet, geworfen hatte. Seine Kanonen konnte er nicht mitnehmen und ließ sie daher ins Meer stürzen. Es fehlte selbst den Wagen an Pferden, die vielen Hundert Kranken fortzuschaffen. Da ließ er die Unheilbaren durch Opium rasch aus der Welt schaffen, damit sie nicht den Feinden in die Hände fielen. Eine fürchterliche Menschlichkeit.*) Auf dem Rückwege zerstörten die Franzosen alle Häuser, die ihnen erst Obdach gegeben hatten, mit empörendem Muthwillen, und langten endlich, um die Hälfte geschwächt, in Kairo wieder an.

Jetzt wurde die Lage der Franzosen immer schlimmer. Von allen Seiten vom Feinde umgeben, vom Vaterlande abgeschnitten näherten sich nun noch obendrein englische und türkische Heere, um ihnen den Garaus zu machen. Bonaparte hatte indessen erfahren, wie es in Frankreich stand. Er wußte, daß er auf keine Unterstützung von dort rechnen konnte, daß die bestehende Regierung in Frankreich verhaßt sei und daß die französischen Heere in Deutschland und Italien nichts als Niederlagen erlitten hätten. Schnell

*) Gleichwohl hat die Geschichte bei dieser Gelegenheit auch einen Zug echter Seelengröße von Napoleon zu erzählen. Ehe er nämlich zu jenem oben erzählten äußersten Mittel griff, hatte er den Versuch gemacht, die pestkranken Soldaten von der Furcht vor einem unvermeidlichen Tode zu befreien, welche diesen erst recht beförderte. Er begab sich gegen den Rath seiner Freunde in den Saal, wo die Pestkranken lagen, und berührte mehrere von ihnen, indem er ihnen Muth einsprach. Mindestens beweist diese That, welche von keiner Pflicht geboten war, welche Vorstellungen er von seiner Bestimmung haben mußte und wie furchtlos sein Inneres war.

war sein Entschluß gefaßt, nach Frankreich zurückzukehren. In aller Stille ließ er zwei Fregatten ausrüsten, schiffte sich, ohne von seinen getreuen Kriegskameraden Abschied zu nehmen, ein, nahm seine zuverlässigsten Freunde: Berthier, Lannes, Murat (nicht mit Murad Bey zu verwechseln), Marmont, Bessières und andere mit und kam, unentdeckt von den zahlreichen englischen Kreuzern glücklich nach Frankreich, wo er im Hafen von Frejus am 9. October 1799 ans Land stieg und von wo er, ohne Quarantaine zu halten, nach Paris eilte. Ueber das bis auf 15,000 Mann geschmolzene Heer in Aegypten hatte er indessen dem braven Kleber den Oberbefehl hinterlassen, der aber keine andere Aussicht hatte, als sich mit allen seinen Leuten den Türken und Engländern zu ergeben. Dennoch that er sein Möglichstes, schlug auch selbst zweimal die an Zahl überlegenen Feinde, wurde aber plötzlich, als er mit einem andern Offizier auf der Gartenterrasse vor seinem Hause spazieren ging, von einem Türken erdolcht. Wer den Meuchelmord veranstaltet hatte, ist nicht ausgemacht. Viele vermutheten, gewiß mit Unrecht, auf Bonaparte, weil ihn dieser tödtlich haßte. Der feige und ungeschickte General Menou übernahm nun den Oberbefehl; aber jetzt ging alles mit Macht rückwärts und das Ende war, daß im Sommer 1801 die noch übrigen Franzosen eine Capitulation schlossen, nach welcher sie die Erlaubniß bekamen, nach Frankreich zurückzukehren. — So endigte die vielversprechende Unternehmung auf Aegypten.

118. Bonaparte als Consul. Friedensschlüsse von Luneville und von Amiens.

Bisher war Frankreich von fünf Directoren,*) von einem Rathe der Fünfhundert und einem Rathe der Alten regiert worden. Die Männer, die das große Wort hatten, ließen zwar ihre Feinde nur selten noch unter der Guillotine sterben, sie verurtheilten sie meistens zur Deportation nach dem ungesunden Cayenne in Südamerika; aber sie waren uneins und ränkesüchtig, und verloren daher das Zutrauen des Volks. Darauf baute Bonaparte seinen Plan, die Regierung umzustürzen. Er war mit Jubel in Paris empfangen worden; das machte ihn kühn. Er brachte mehrere der einflußreichsten Männer, namentlich den schlauen Siéyes, auf seine

*) Gohier, Moulins, Siéyes, Roger Ducos und Barras.

Seite, bewog die erschrockenen Directoren abzudanken, und ließ sich von seinen Anhängern in den beiden Räthen zum Befehlshaber der bewaffneten Macht ernennen. Viele in den beiden Räthen aber erkannten, daß er durch Hülfe der Soldaten eine neue Herrschaft einführen wollte, und beschlossen, sich zu widersetzen. Als Bonaparte am 10. November 1799 in St. Cloud, wohin die beiden Räthe, um, wie es hieß, unabhängiger zu sein, verlegt waren, mit einigen Grenadieren in den Rath der Fünfhundert eintrat, entstand ein verwirrtes Geschrei: „Außer dem Gesetz! Nieder mit dem Dictator!" Verwirrt durch das Geschrei, blieb er in seiner Rede stecken und verließ voll Bestürzung mit Hülfe der Grenadiere den Saal. Man wollte ihn jetzt in die Acht erklären; da verließ sein Bruder Lucian den Präsidentensitz, um ihn vor den Schranken zu vertheidigen. Napoleon, welcher in der Nähe geblieben war, fürchtete für seinen Bruder und schickte zehn Grenadiere ab, um ihn aus dem Saale zu führen. Der entscheidende Augenblick war gekommen. Murat, früherhin Koch, jetzt General, Bonaparte's Schwager und späterhin König von Neapel, stürmte mit den Grenadieren auf Bonaparte's Befehl in den Saal und zwang durch die Bajonnete alle Mitglieder, sich aus Thüren und Fenstern zu retten. Nun wurde eine neue Verfassung, die vierte seit 10 Jahren, eingeführt. Es wurden drei Consuln ernannt; Bonaparte wurde der erste von ihnen, und zwar auf 10 Jahre; die beiden andern waren Siéyes und Roger Ducos, die aber bald durch Cambacérès und Lebrun ersetzt wurden. Ein Erhaltungssenat aus 80 Mitgliedern sollte über die Rechte und Freiheiten des Volks wachen, ein Tribunat, welches Bonaparte aber nachmals abschaffte, über die vorgeschlagenen Gesetze berathschlagen und ein gesetzgebendes Corps aus 300 Mitgliedern die Gesetze bestätigen.

Nun machte der thätige und unternehmende Bonaparte schnell Anstalten, im neuen Jahre 1800 die Verbündeten mit besserm Erfolge anzugreifen, als im vorigen Jahre geschehen war. Er sammelte ein Heer aus den besten Leuten, die er finden konnte, und zog damit im Mai durch die Schweiz nach den höchsten Alpen zu. Er selbst ging über den großen Bernhard, wo bis dahin nur einzelne Wanderer mühsam gereist waren. Mit ungeheuerer Anstrengung schleppte man hier die Kanonen und Lastwagen hinauf; viele Pferde gingen darüber zu Grunde, und nur dadurch, daß sich die Soldaten selbst anspannten und die Kanonenröhre in Baum-

stämme einpaßten, brachte man sie endlich auf die Höhe. Und nun wieder das Hinabfahren! — Welche Arbeit! Andere Haufen gingen über den kleinen Bernhard, den Simplon und den Gotthard. Man benachrichtigte den östreichischen General Melas, der in Italien bei Turin stand, davon. Aber er lachte darüber, und meinte, man solle ihm doch nicht solche Dinge einreden wollen, und während er immer noch nach den Seealpen schaute, ob der Feind da bald erscheinen würde, stand ihm Bonaparte schon im Rücken. Nun erst erkannte Melas seinen Irrthum. Geschwind wandte er sich um; aber schon hatten die Franzosen die ganze Lombardei überschwemmt und die Oestreicher von Deutschland abgeschnitten. Jetzt konnte diese nur eine Hauptschlacht retten. Sie fiel am 14. Juni beim Dorfe Marengo bei Alessandria vor. Schon hatten die Oestreicher gesiegt; da erschien General Desaix mit frischen Truppen auf dem Schlachtfelde, stellte schnell die Ordnung wieder her und die Franzosen erfochten einen so vollkommenen Sieg, daß, obgleich Desaix sein Leben dabei verlor, durch diesen einen Schlag die ganze Lombardei für Oestreich verloren war und die cisalpinische Republik wieder hergestellt wurde.

In Deutschland ging es für die Oestreicher nicht viel besser. Moreau führte hier wieder die Franzosen an, drängte die Oestreicher aus einer Stellung in die andere und schlug endlich, am 3. December, den Erzherzog Johann, einen Bruder des Kaisers, beim Dorfe Hohenlinden in Baiern vollständig. Nun nahm man zum Erzherzoge Karl seine Zuflucht. Er sollte schnelle Hülfe schaffen. Aber wie war das bei der allgemeinen Muthlosigkeit möglich? Er war froh, daß Moreau einen allgemeinen Waffenstillstand einging, während dessen man am Frieden arbeiten wollte. Dasselbe geschah in Italien. Am 9. Februar 1801 wurde auch schon der Friede von Luneville unterzeichnet, der den Frieden von Campo Formio bestätigte, aber noch bestimmte, daß der Herzog von Parma Toscana, welches zum Königreich Hetrurien erhoben wurde, erhalten sollte. Der bisherige Großherzog aber und die deutschen Fürsten, welche auf dem linken Rheinufer Besitzungen verloren, sollten in Deutschland selbst entschädigt werden, also nicht etwa auf Kosten der Franzosen, sondern der Deutschen selbst. Diesmal hatte Kaiser Franz das deutsche Reich mit in den Frieden eingeschlossen.

So waren denn wieder Ströme von Blut vergebens geflossen, um Frankreichs Anmaßung zu demüthigen; ja, es war im Gegen-

theil noch vergrößert aus dem Kampfe davongegangen. Der König von Neapel erhielt nun auch Frieden, mußte ihn aber mit großen Opfern an Geld, Ländereien und Kunstwerken erkaufen. Auch der Kirchenstaat wurde fürs erste wieder hergestellt. Die Cardinäle wählten einen neuen Papst, der sich Pius VII. nannte.

Wenige Wochen nach dem Frieden von Luneville war der Kaiser von Rußland, Paul I., aus dem Leben geschieden. Von Natur gefühlvoll und ritterlichen Sinnes war er doch von den wechselnden Stimmungen eines schwachen und heftigen Gemüthes beherrscht. Er war mißtrauisch, veränderlich, handelte meist nur nach Launen und wußte oft selbst nicht recht, was er wollte. Dabei hatte er einen übertriebenen Begriff von seiner Würde und forderte eine fast abgöttische Verehrung seiner Person. Sogar vor seinem Schlosse mußten die Vorübergehenden den Hut tief abziehen. Wer ihm nur irgend verdächtig erschien, wurde nach Sibirien geschickt. Unter der großen Zahl seiner Verordnungen ist das Reichsgesetz bemerkenswerth, welches unter Aufhebung der von Peter dem Großen herrührenden Bestimmung die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt in männlicher Linie ordnete. Gegen die französische Revolution und alle durch sie hervorgerufenen Erscheinungen hegte er einen glühenden Haß und verbot alle aus Frankreich kommenden Bücher, Moden und Kleider. Als aber Bonaparte emporstieg, wurde Paul I. sein eifriger Verehrer. Er schmückte seine Zimmer mit dessen Bildniß und trank öffentlich auf dessen Gesundheit. Gegen das bisher mit ihm verbündete England zeigte er auf einmal eine feindliche Gesinnung. Diese launenhaften Gegensätze seines Wesens, der ungestüme Wechsel zwischen Großmuth und Jähzorn stiegen zu einer solchen Höhe, daß man glauben mußte, der Kaiser leide an Geisteszerrüttung. Die Personen seiner Umgebung, selbst die kaiserliche Familie schienen von den Ausbrüchen seiner unberechenbaren Stimmungen bedroht zu sein. Es bildete sich eine Verschwörung, welche darauf ausging, den Kaiser zur Entsagung zu zwingen, oder ihm doch seinen ältesten Sohn, den Großfürsten Alexander, als Mitregenten an die Seite zu stellen. Der Großfürst hatte auf die ihm gemachte Eröffnung mit schwerem Herzen eingewilligt, aber gefordert, daß das Leben seines Vaters nicht bedroht werde. Dies wurde ihm eidlich versichert. Die Verschworenen aber waren ohne Zweifel von vorn herein zur Anwendung äußerster Gewalt entschlossen im Falle, daß der Kaiser Widerstand leisten wollte. Graf Pahlen,

der Polizeiminister, und Graf Panin, Vicekanzler, leiteten das Complott; General Bennigsen, Fürst Subow und ein Bruder von ihm und noch einige Personen von angesehener Stellung waren als Theilnehmer in das Geheimniß gezogen. Pahlen war der Liebling Pauls I.; dieser hatte ihn mit Ehren und Gütern überhäuft. Als er eines Tages wahrnehmen mußte, daß der Kaiser Argwohn gegen ihn hege, wurde die ungesäumte Ausführung des Planes beschlossen. In der Nacht vom 23. zum 24. März 1801 begaben sich die Verschworenen in zwei Haufen zum Michaelspalast. Der eine, von Pahlen angeführt, bleibt als Reserve zurück; Bennigsen bringt bis zu den Gemächern des Kaisers vor. Der Leibhusar, welcher die Thüre des Schlafzimmers vertheidigen will, wird niedergehauen und ein herbeieilender Kammerdiener gezwungen, dieselbe zu öffnen. Der Kaiser, welcher sich in das Zimmer der Kaiserin hätte retten können, wenn er nicht allabendlich aus Argwohn die Thüre dahin verrammelt hätte, suchte sich hinter den Bettvorhängen zu verbergen. Bennigsen entdeckt ihn und fordert ihn auf, die Entsagungsacte zu unterzeichnen. Paul weigert sich. In diesem Augenblicke macht ein Geräusch die meisten Verschworenen entfliehen. Bennigsen allein hält den Kaiser mit der Degenspitze zurück. Die andern kehren bald wieder und umgaben den Kaiser von neuem. In dem Tumult wird die Lampe umgeworfen; Bennigsen läuft nach Licht, und als er zurückkommt, findet er Paul unter den Streichen der Mörder. Der eine hatte ihm den Schädel mit dem Degen eingeschlagen, ein anderer hatte ihm mit der Schärpe den Hals zugeschnürt. Die Leiche wurde dem Gebrauche gemäß ausgestellt; die Spuren des Kampfes waren sorgfältig verdeckt worden. Man sagte, der Kaiser sei am Schlage gestorben. Als Alexander I. (1801—25), sein ältester Sohn, der nun zum Kaiser ausgerufen wurde, die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt, ergriffen ihn Schrecken und Schmerz so heftig, daß er erst nach mehreren Stunden sich so weit fassen konnte, um sein Zimmer zu verlassen und sich den Truppen als Kaiser vorzustellen. Aber er wagte nicht, die Mörder seines Vaters zu bestrafen. Höchst erschütternd war für ihn der Augenblick, als in der Schreckensnacht seine Mutter, geisterbleich und entstellt, sich ihm näherte, um ihm, als ihrem nunmehrigen Kaiser und Herrn, fußfällig zu huldigen. Um 9 Uhr des andern Morgens trat er aus den innern Gemächern des Winterpalastes hervor in die Audienzsäle, die von Menschen angefüllt waren, deren Herzen ihm erwartungsvoll ent-

gegenschlugen. Er sah sehr bleich aus; ein schmerzliches Gefühl sprach aus den schönen, edeln Zügen des 23jährigen Herrschers; die Schauder der Mordnacht waren noch sichtbar. Alexander war ein höchst edler, milder, gütiger, gerechter Fürst, der schon als Großfürst sich selbst das Gelübde gethan hatte, seine Unterthanen wie ein Vater zu regieren und möglichst glücklich zu machen. Leider ist die Verwirklichung seiner idealen Pläne häufig auf unbesiegbare Hindernisse gestoßen, und in den letzten Jahren seiner Regierung blickte er oft mit Trauer zurück, wenn er bedachte, daß vieles, was er mit schwärmerischer Inbrunst erstrebt hatte, unausgeführt hatte bleiben müssen.

Kurz vorher hätte auch beinahe Bonaparte sein Leben eingebüßt. Einige Unzufriedene — die wahren Anstifter hat man nicht entdeckt — wollten ihn am Abende des 24. December 1800, als er in die Oper fuhr, in die Luft sprengen. Sie hatten dazu zwei kleine Pulverwagen so gestellt, daß sie die Straße verengten. Bonaparte kam, aber sein betrunkener Kutscher jagte glücklich zwischen ihnen durch, und als die Explosion der sogenannten Höllenmaschine vor sich ging, war er bereits außer Gefahr. Bonaparte benutzte diese Verschwörung, um viele, denen er nicht traute, los zu werden. Manche wurden verhaftet und hingerichtet, und 129 nach Cayenne geschickt.

In England hatte zu Anfange des Jahres 1801 der bisher vielgeltende Minister Pitt*), welcher die Seele der Kriegspartei war, seine Stelle niedergelegt und der friedliebende Fox sie übernommen. Daher hielt es nicht schwer, daß England und Frankreich sich versöhnten. Der Friede wurde am 25. März 1802 in Amiens geschlossen, und England gab dadurch die meisten eroberten Colonien in Westindien den Franzosen zurück. Da sich Frankreich um diese Zeit auch mit Rußland und Portugal versöhnte, so genoß Europa einmal eine allgemeine Ruhe. Aber sie währte nicht lange, weil der ehrgeizige Bonaparte gerade die Friedenszeit recht zu neuen Bedrückungen seiner schwächeren Nachbarn zu benutzen pflegte.

Zunächst wandte er den Frieden dazu an, sich in Frankreich mächtiger zu machen. Seine Freunde mußten von seinen großen Verdiensten um das Vaterland vieles Gerede machen, und endlich rückten sie mit dem Vorschlage heraus, ihm das Consulat auf

---

*) Der Sohn des bei dem nordamerikanischen Freiheitskampfe erwähnten Pitt.

Lebenszeit anzutragen. Aber über eine solche Hauptveränderung mußte erst das Volk befragt werden, und dabei wurde mit rechter Arglist verfahren. In allen Gemeinden wurden Listen eröffnet, worein jeder seine Stimme schreiben konnte. Wer gar nicht stimmte, dessen Stimme wurde für bejahend angenommen. Seine Freunde sorgten nun dafür, daß recht viel bejahende Stimmen zusammenkamen. Manche schrieben ihre Stimmen in mehrere Listen nieder, und die, welche unzufrieden mit der Neuerung waren, stimmten lieber gar nicht, um sich nicht erst Unannehmlichkeiten zu machen. Die Folge davon war, daß fast alle eingegangene Stimmen bejahend ausfielen. Als der Senat nun Bonaparte feierlich den Beschluß mittheilte, that dieser, als wenn es ihm ein rechtes Opfer kostete, die neue Ehre anzunehmen. „Das Leben eines Bürgers," sagte er, „gehört dem Vaterlande; das Volk will, daß das meinige ihm ganz und gar geweiht sein solle; ich gehorche seinem Willen." Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß er viele recht gute Einrichtungen machte und besonders wieder eine streng geordnete innere Verwaltung einführte. Den Ausgewanderten ertheilte er eine Amnestie (Vergessenheit des Vergangenen), errichtete den Orden der Ehrenlegion, den alle erhalten sollten, die sich um das Vaterland verdient machten, setzte Summen zur Verbesserung der Landstraßen und zur Anlegung von Kanälen aus u. s. w.

119. Neue Schritte Bonaparte's zur unumschränkten Herrschaft.

Wie eigenmächtig Bonaparte zu verfahren Willens sei, zeigte er unter andern dadurch, daß er ohne weiteres das Herzogthum Piemont, das Hauptland des Königs von Sardinien, eines ihm ganz unschädlichen Mannes, mit Frankreich vereinigte und den unschuldigen König auf die Insel Sardinien beschränkte. Ueberhaupt hielt er alles zu thun für erlaubt, wozu er die Macht hatte. Mit England brach nach kaum einjährigem Frieden im Mai 1803 der Krieg schon wieder aus. Eine Anzahl von französischen Handelsschiffen wurde von den wachsamen Engländern weggenommen. Bonaparte, um sich zu rächen, schickte den General Mortier nach Hannover und ließ das Land wegnehmen. Vergebens beriefen sich die Einwohner darauf, daß sie ja nicht zu England gehörten, daß sie dem Könige von England nur als Kurfürsten von Hannover unterthan seien und daß sie zum Kriege gegen Frankreich nichts beigetragen hätten. Dann sammelte er auch ein

Heer an der Küste des Kanals und traf Vorbereitungen zu einer Landung in England. Während dessen machte er auch Anstalten, den Thron von Frankreich wieder aufzurichten, um sich selbst darauf zu setzen. Nur war die Sache mißlich, da nur wenige Franzosen eine Alleinherrschaft wünschten, und dieselbe nicht ihm, sondern den vertriebenen Bourbons gönnten; die andern dagegen waren zum Theil noch immer für eine republikanische Regierung eingenommen, trotz der übeln Erfahrungen, die man mit dieser Art Regierung schon gemacht hatte. Für seinen Plan war ihm eine Verschwörung recht gelegen, die im Februar 1804 in Paris entdeckt wurde. Der verdiente General Pichegru war schon seit mehreren Jahren aus seinem Vaterlande verbannt und hatte von Bonaparte die Erlaubniß, dahin zurückzukehren, nicht erhalten können; daher haßte er ihn bitter. Jetzt kam er heimlich nach Paris, in der Absicht, ihn zu stürzen. In derselben Absicht kam dahin, in Verabredung mit ihm, ein ehemaliger General der Vendéer, Georges, ein tapferer und wohlverdienter Mann, ein Freund der Bourbons und Todfeind Bonaparte's. Ob beide auf freien Antrieb oder durch Bonaparte's Ränke gelockt, dahin gekommen sind, ist nicht ausgemacht. Pichegru fand zweimal Gelegenheit, mit Moreau zu sprechen, und suchte ihn für ihre Sache zu gewinnen; Moreau aber lehnte, so wenig er auch Bonaparte's Freund war, jede Theilnahme ab. Durch seine Spione bekam der Oberconsul bald von der ganzen Verschwörung Nachricht und ließ alle drei plötzlich verhaften. Daß Moreau mit in den Handel hineingezogen werden konnte, war ihm sehr erwünscht; denn er war ihm der furchtbarste Mann in ganz Frankreich. Moreau genoß sowohl wegen seines Kriegsruhms, als wegen seines edeln Charakters die allgemeinste Achtung, war ein Abgott des Heeres und machte aus seiner Verachtung gegen Bonaparte, wegen dessen unbegrenzter Eitelkeit und Herrschsucht, kein Geheimniß.

Ehe aber die drei Verhafteten noch vor Gericht gestellt waren, verübte Bonaparte eine unerhörte Gewaltthat. Der junge Herzog von Enghien, ein Enkel des auch ausgewanderten Prinzen Condé, hielt sich, selbst mit Erlaubniß der französischen Regierung, in dem Städtchen Ettenheim im Badenschen auf. Plötzlich gingen im März 1804 zwei Haufen französischer Soldaten über den Rhein und nahmen den Herzog nebst mehrern andern Ausgewanderten gefangen. Er wurde darauf, mit Postpferden Tag und Nacht reisend, nach dem Schlosse Vincennes, unweit Paris, geschleppt,

sogleich vor ein von Murat angeordnetes Kriegsgericht gestellt, und ihm Schuld gegeben, er habe Plane gegen die Freiheit Frankreichs entworfen und um die Verschwörung Pichegru's gewußt. Obgleich diese Beschuldigung durch nichts erwiesen wurde und der Herzog, dem bei dem Verhöre vor Müdigkeit die Augen zufielen, alles leugnete, so wurde er doch noch in derselben Nacht in den trockenen Schloßgraben geführt, vor ein offenes Grab gestellt, ihm eine Laterne an die Brust geheftet und er erschossen, am 20. März 1804. Allgemein empörte diese That, welche zeigte, daß man von Bonaparte's Willkür alles erwarten könne.

Dann wurde der Proceß jener drei vorgenommen. Da Bonaparte nicht wagte, den kühnen Pichegru, der über sein früheres Leben manches hätte entdecken können, vor das öffentliche Gericht zu stellen, so ließ er ihn — wie die Sage geht — von vier Mamelucken in seinem Gefängnisse erdrosseln, und gab vor, er habe sich selbst entleibt. Auch Moreau war von Bonaparte zum Tode bestimmt; als aber an dem Tage, wo das Urtheil gefällt werden sollte, das Volk und die Soldaten in drohender Bewegung waren und eine allgemeine dumpfe Gährung bemerkt wurde, wagte Bonaparte nicht, es aufs äußerste zu treiben. Er ließ ihn zwar zum Tode verurtheilen, verwandelte aber sogleich die Strafe in eine zweijährige Haft, und da Moreau nach Nordamerika zu wandern wünschte, so ertheilte ihm Bonaparte sehr gern die Erlaubniß dazu. Georges aber wurde hingerichtet.

Nun stand Bonaparte's Lieblingswunsche, sich zum Kaiser der Franzosen zu machen, nichts mehr im Wege. Seine besoldeten Schmeichler stellten die Sache so vor, als wenn die Franzosen ihn bitten müßten, die Kaiserkrone anzunehmen. Das eitle Volk fühlte sich geschmeichelt, einen Kaiser an der Spitze zu haben, der feile Senat willigte darein, und so wurde sie ihm denn übertragen. Der Papst mußte eigens dazu nach Paris kommen, um ihn am 2. December 1804 in der Notredamekirche zum Kaiser zu salben. Aber damit noch nicht zufrieden, machte er sich auch zum König von Italien. Es wurde nämlich der cisalpinischen Republik angedeutet, ihn sich zum König auszubitten. Er gewährte die Bitte gnädigst, und ernannte seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais (sprich Boharnä) zum Vicekönig. Seit der Zeit theilte er mit vollen Händen Kronen und Länder an die Glieder seiner Familie aus. Einem unbekannten italienischen Principe de Bacciochi (sprich Batschjocki), der seine Schwester Elisa gehei-

rathet hatte, gab er das Fürstenthum Lucca und Piombino, seinem andern Schwager Murat das Großherzogthum Berg, und seinem Freunde Berthier das Fürstenthum Neufchatel.

120. Krieg Oestreichs und Rußlands gegen Frankreich, 1805, Rheinbund, 1806.

Oestreich hatte sich nun durch einige Jahre der Ruhe wieder erholt und trat, aufgebracht über die grenzenlosen Anmaßungen Bonaparte's, mit Rußland und England in eine neue Verbindung, die dritte Coalition. Im September 1805 brach der Krieg aus. Aber die Ungeschicklichkeit des östreichischen Feldherrn, des Generals Mack, verdarb gleich anfangs alles. Er ließ sich bei Ulm von den Franzosen einschließen und verlor so den Kopf, daß er mit dem größten Theile seines Heeres (der übrige schlug sich unter dem Fürsten von Schwarzenberg glücklich durch) sich dem Feinde ergab. Schnell drangen die an sich schon überlegenen Franzosen durch Baiern nach Oestreich vor. Die Hauptmacht der Russen war noch unterwegs und die noch übrigen östreichischen Heerhaufen waren zu schwach, den Andrang aufzuhalten. So langten denn die Franzosen selbst in Wien an. Der Kaiser war über die Donau nach Mähren gegangen und hatte ausdrücklich dem Fürsten Auersperg befohlen, die Donaubrücke zu verbrennen, sobald sich die ersten Franzosen in Wien sehen ließen. Aber der schwache Mann ließ sich von Murat überreden, daß schon ein Waffenstillstand geschlossen sei, und während beide noch miteinander sprachen, ließ Murat die Brücke besetzen. Nun ergossen sich die französischen Haufen auch über Mähren. Eben kam das russische Heer (Kaiser Alexander war selbst dabei) in Mähren an und vereinigte sich mit den Oestreichern. Beim Städtchen Austerlitz kam es am 2. Dec. 1805 zur entscheidenden Schlacht. Napoleon (so hieß er, seitdem er Kaiser war) erfocht einen glänzenden Sieg. Mehrere Tausend russischer Garden fanden ihren Tod, indem sie sich über einen gefrorenen See zu retten suchten und Napoleon das Eis unter ihnen durch Kanonenkugeln zerschmettern ließ. 30,000 Todte und Verwundete lagen auf dem Schlachtfelde. Die Hoffnungen Oestreichs waren nun dahin. Zwar war ein neues russisches und östreichisches Heer im Anzuge; aber Franz hatte allen Muth verloren, und nahm den Frieden an, welchen ihm Napoleon anbot. Er wurde am 26. December 1805 in Preß=

burg geschlossen. Daß Oestreich große Opfer bringen mußte, verstand sich von selbst. Es mußte Venedig an das Königreich Italien abtreten und auf Tirol und alle Besitzungen in Schwaben verzichten, womit sich Baiern und Württemberg bereicherten, deren Beherrscher, zum Lohne ihrer Anhänglichkeit an Frankreich, noch dazu die Königswürde erhielten. Die Russen zogen nun wieder nach Hause.

So glücklich auch Napoleon zu Lande war, so schlecht ging es ihm zur See. Er hatte eine große französische Flotte, die noch durch eine spanische verstärkt worden war, auslaufen lassen. Aber Admiral Nelson, der schon bei Abukir als ein furchtbarer Gegner ihm erschienen war, traf bei dem Vorgebirge Trafalgar, unweit Cadiz, am 21. October auf sie. Zwar wurde Nelson, als er, mit allen Ordenszeichen, um besser von den Seinigen gesehen zu werden, bekleidet, mitten im Pulverdampfe auf dem Verdecke stand und Befehle gab, von einem Franzosen aus dem Mastkorbe erschossen; aber die Schlacht wurde für die Engländer so glorreich gewonnen, daß seitdem weder französische noch spanische Schiffe sich mit ihnen zu messen gewagt haben.

Mit Oestreich war Napoleon nun fertig. Aber der König von Neapel hatte einen englischen und russischen Heerhaufen in seinem Königreiche landen lassen; Grund genug, daß Napoleon erklärte, Ferdinand habe aufgehört zu regieren. Joseph Bonaparte wurde mit einem französischen Heere hingeschickt, nahm (15. Februar 1806) schnell Neapel ein, der König mußte wieder nach Sicilien fliehen, und Joseph wurde von seinem Bruder zum König von Neapel ernannt. In Sicilien dagegen behauptete sich Ferdinand. Einen andern Bruder, Louis, einen guten, aber schwächlichen Mann, versorgte Napoleon in Holland. Die bisherige batavische Republik mußte sich ihn bei Napoleon zum Könige ausbitten, und nun gab es also plötzlich ein Königreich Holland. Jetzt trat Napoleon mit einem neuen Plane hervor. Auf seinen Betrieb stifteten die von ihm zu Königen erhobenen Fürsten Baierns und Württembergs, mit einer Anzahl anderer deutscher Fürsten, den Rheinbund (12. Juli 1806). Sie sagten sich vom Reiche los und wählten sich Napoleon zum Protector. Deutsche Fürsten und deutsches Land dienten schmachvoll dem Ehrgeiz des Eroberers. Das uralte deutsche Reich stürzte vollends zusammen; es hatte zuletzt nur noch dem Namen nach bestanden. Die Verbindung der deutschen Fürsten mit dem Kaiser hatte aufgehört und der

Name eines deutschen Kaisers hatte also keinen Sinn mehr. Franz II. legte daher diesen Titel ab (6. August 1806), erklärte sich zum Kaiser von Oestreich und nannte sich als solcher Franz I. Er hatte von 1792 an als deutscher Kaiser regiert († 1835). So wie von Frankreich her der Anstoß kam, daß das alte Reich zerfiel, so geschah es wiederum durch Frankreichs Uebermuth im Jahre 1870, daß das Reich und das Kaiserthum neu erstand.

121. Krieg Preußens und Rußlands gegen Frankreich 1806—7. Eroberung Portugals 1807 und Spaniens 1808.

Länger glaubte Preußen, das von Napoleon schwer beleidigt war, nicht schweigen zu dürfen. Napoleon hatte ihm bisher geschmeichelt, damit es nicht im vorigen Jahre mit Oestreich gemeinschaftliche Sache machen möchte, und jetzt behandelte er es ganz geringschätzig. Ein allgemeiner Unwille gegen ihn herrschte im ganzen preußischen Staate, und der König Friedrich Wilhelm III. kündigte den Krieg an. Aber das preußische Heer war nicht mehr, was es unter Friedrich dem Großen gewesen. Die Soldaten hatten kein Vertrauen zu ihren Offizieren, und diese wieder nicht zu ihrem Feldherrn, dem alten Herzoge von Braunschweig. Gleich beim ersten Zusammentreffen bei Saalfeld fiel der talentvolle Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen im Kampfe, ein böses Vorzeichen, und als es am 14. October 1806 zur Schlacht von Jena und Auerstädt kam, erlitten die Preußen eine unerhörte Niederlage, wobei der Herzog von Braunschweig tödtlich verwundet wurde. Das Heer wurde fast gänzlich zerstreut, die einzeln fliehenden Heerhaufen von den Franzosen unablässig verfolgt und endlich gefangen genommen. Das Traurigste war aber die Feigheit und Verrätherei, mit welcher die meisten preußischen Commandanten ohne Gegenwehr, oder nur nach einer sehr unbedeutenden, die ihnen anvertrauten Festungen (Erfurt, Magdeburg, Stettin, Küstrin u. a.) mit unermeßlichen Kriegsvorräthen den Franzosen öffneten. Wie ein verheerender Strom überschwemmten diese die preußischen Provinzen; Napoleon hielt höhnend seinen Einzug in Berlin. Auch das Kurfürstenthum Hessen hatte er ohne Kriegserklärung als gute Prise weggenommen. Am schmählichsten war aber, daß er sich selbst dazu herabließ, die preußischen Polen gegen ihren Landesherrn aufzuwiegeln. Die Polen hatten lange ungern dem

Könige von Preußen gehorcht, und in der Hoffnung ihre Selbständigkeit wieder zu erlangen, machten sie sich gleich von der bisherigen sehr milden Herrschaft los und huldigten dem „großen Napoleon". Ein kleiner Ueberrest des preußischen Heeres hatte sich mit dem Könige nach West- und Ost-Preußen gerettet. Hier sammelte sich auch ein russisches Hülfsheer unter Bennigsens Anführung. Bei Preußisch-Eylau, einem 5 Meilen von Königsberg entfernten Städtchen, trafen die Franzosen mit den Russen und Preußen am 7. und 8. Februar 1807 zu einer sehr blutigen Schlacht zusammen. Dreihundert Feuerschlünde schleuderten an diesem grauenvollen Tage 12 Stunden lang Tod und Verderben. Beide Theile fochten bis zur Erschöpfung und zogen sich dann, ohne etwas entschieden zu haben, beiderseits zurück. Nachdem aber die Franzosen neue Kräfte gesammelt hatten, und die wichtige Festung Danzig ihnen in die Hände gefallen war, rückten sie wieder vor und lieferten bei Friedland in Ost-Preußen am 14. Juni 1807 den Russen eine Schlacht, welche den ganzen Krieg entschied. Die Russen wurden geschlagen, die drei Monarchen: Alexander, Friedrich Wilhelm und Napoleon, kamen in Tilsit zusammen und schlossen hier am 7. und 9. Juli 1807 einen Frieden. Alexander verlor darin nichts, aber der König von Preußen mußte beinahe die Hälfte seiner Länder abtreten und eine schwere Kriegscontribution versprechen, die seine Kräfte ganz überstieg. Bis sie abgezahlt sei, behielten die Franzosen die Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau besetzt.*) Aus einem Theile der von Preußen abgetretenen Länder und aus Hessen und Hannover machte Napoleon ein Königreich Westphalen mit der Hauptstadt Kassel, und verlieh es seinem jüngsten Bruder Jérôme oder Hieronymus.

*) Unvergeßlich mit jenen Unglückstagen Preußens verbunden ist das Andenken an die Königin Luise. Ihr eben so sanfter als hoher Charakter hatte sie schon zum Lieblinge des Volkes gemacht. Nun mußte sie krank vor den heranziehenden Franzosen bis an die äußerste Grenze, nach Memel, entweichen. Bei der Zusammenkunft in Tilsit sollte sie Napoleon günstiger für Preußen zu stimmen versuchen. Mit geringschätzendem Stolze redete sie der Kaiser an: „Wie konnten Sie es wagen, mit mir Krieg anzufangen?" — Aber mit edler Würde erwiderte ihm Luise: „Es ist den Nachkommen Friedrichs des Großen wohl zu verzeihen, wenn sie sich über ihre Kräfte täuschten!"

Leider hatte der tiefe Gram über des Vaterlandes Unglück das Leben der Königin angegriffen. Sie erkrankte bei einem Besuche zu Hohenzieritz in Mecklenburg und starb dort, 19. Juli 1810.

Nun glaubte Napoleon, es könnte ihm nicht fehlen, ganz Europa zu beherrschen. Sein Uebermuth kannte keine Grenzen mehr; es machte ihm ein rechtes Vergnügen, andere Fürsten herabwürdigend zu behandeln. Am erbittertsten war er aber gegen England, weil er diesem Inselreiche durchaus nicht beikommen konnte. Er wollte ihm aber doch so viel wie möglich schaden, und versuchte daher, es von dem festen Lande von Europa ganz auszuschließen. Allen Fürsten, die ihm gutwillig oder gezwungen gehorchten, machte er es zur ausdrücklichen Bedingung, allem Handel mit den Engländern zu entsagen; wo sich ein Engländer nur blicken ließ, wurde er gleich auf seinen Befehl ins Gefängniß geworfen; überall ließ er alle englische Waaren wegnehmen und vernichten, und verbot, daß kein Schiff mehr nach England fahren dürfte, wenn es nicht als ein feindliches betrachtet sein wollte. Durch diese sogenannte Continentalsperre verlor freilich England viel, aber noch mehr verloren alle andere Länder von Europa; denn Handel und Wandel lag nun danieder. Am härtesten traf das die Länder, die ohne Handel mit den Engländern nicht wohl bestehen konnten. Dahin gehörte Portugal, dessen Prinzregent (denn die Königin konnte wegen Geistesschwäche nicht selbst regieren) dem Handel mit England nicht entsagen wollte. Gleich schickte Napoleon den General Junot mit einem Heere durch Spanien dahin. Portugal war auf Gegenwehr nicht gefaßt und wurde schnell erobert, der Hof aber verließ einen Tag früher, als die Franzosen in Lissabon einzogen, diese Stadt und ließ sich in Rio Janeiro in Brasilien nieder. Dies geschah im November 1807.

Nun warf Napoleon sein Auge auf Spanien. Hier war Karl IV. (Enkel Philipps V. von Anjou) König, ein höchst schwacher Mann, der sich ganz von seiner Frau leiten ließ, und diese wieder von ihrem Günstlinge Godoy, der den Titel Friedensfürst führte und sich durch ein schönes Guitarrenspiel vom Gardelieutenant bis zum unumschränkten Minister emporgeschwungen hatte. Er wurde natürlich von den spanischen Granden höchlichst beneidet, die den Sohn des Königs, den Prinzen Ferdinand von Asturien, für sich gewannen, indem sie ihm zuflüsterten, sein Vater wolle nicht ihm, sondern dem Friedensfürsten den Thron zuwenden. Diesen Zwiespalt in der königlichen Familie sah Napoleon gern und fachte ihn noch mehr an. Plötzlich ließ der König im October 1807 seinen Sohn gefangen setzen, weil, wie er sagte, derselbe ihn habe vom Throne stoßen wollen. Die

Wahrheit war aber, daß der Prinz nur den Friedensfürsten zu stürzen den Plan gemacht hatte. Da nun dieser merkte, daß die Spanier sich durch sein Vorgeben nicht irre machen ließen, lenkte er wieder ein, bewog den Prinzen, zwei demüthige Briefe an seine Aeltern zu unterschreiben und darin um Verzeihung zu bitten. Der alte schwache König begnadigte ihn und der Haß gegen den Friedensfürsten wurde von Tag zu Tage ärger. Indessen hatte Napoleon in aller Stille neue Heerhaufen in Spanien einrücken lassen, und es verlautete, er habe die Absicht, Spanien dem Könige Karl zu nehmen, der nach Amerika auswandern wollte;*) und als nun wirklich der Hof in Aranjuez (sprich Aranchues) Anstalten zu einer Reise traf, brach plötzlich ein fürchterlicher Volkstumult am 18. März 1808 aus. Godoy wurde vom Volke fast ermordet und nur dadurch gerettet, daß der Prinz von Asturien, durch seine Mutter fußfällig gebeten, ihn in Schutz nahm; sein Palast in Madrid ward zerstört. Der erschrockene König entsagte zu Gunsten seines Sohnes dem Throne, den nun dieser unter dem Namen Ferdinand VII. bestieg, und alles Volk jauchzte. Aber auch Napoleon war vergnügt; denn nun gab es Verwirrung. Er ließ Murat mit einem Heere bis Madrid vorrücken und dem alten Könige zusetzen, die Thronentsagung für erzwungen zu erklären; dem jungen aber ließ er sagen, er würde bald selbst nach Madrid kommen, aber gern sehen, wenn ihm Ferdinand entgegenkäme. Dieser reiste sogleich ab; da er ihn aber nicht unterwegs trifft, so überreden ihn seine französischen Begleiter, bis Bayonne in Frankreich, wo Napoleon war, zu gehen. Hier empfängt ihn Napoleon freundlich, um ihn sicher zu machen; dann aber verlangt er, daß er auf den Thron von Spanien verzichte; die Bourbons hätten aufgehört zu regieren. Als Ferdinand sich weigert, läßt er auch den alten König nach Bayonne kommen, der die Thronentsagung nochmals für gezwungen erklärt und seine Rechte an Napoleon abtritt. Dem jungen Könige wird nun mit dem Tode gedroht, wenn er dies nicht auch thue. Endlich entschließt er sich dazu; Vater und Sohn werden nun nach Frankreich abgeführt und dort an verschiedenen Orten gefangen gehalten.

Napoleon erklärte darauf seinen Bruder Joseph zum König von Spanien und ertheilte dagegen Neapel seinem Schwager

---

*) In der That hatte Karl IV. nur die Absicht, auf Majorca oder den canarischen Inseln Sicherheit zu suchen.

Murat, dessen Land (Großherzogthum Berg) wieder einem Sohne des Königs von Holland gegeben wurde. Aber die Spanier fühlten sich über die ihrem Könige gespielte Verrätherei von gerechtem Unwillen ergriffen und verwarfen den aufgedrungenen König, so viele Mühe sich dieser auch gab, die Liebe der Spanier zu gewinnen. Nur ungern hatte er den spanischen Thron angenommen, weil er den Widerwillen des spanischen Volkes voraussah. Schon am Tage seines Einzuges in Madrid war die Stadt wie ausgestorben. Es brach ein Aufruhr gegen ihn aus; die Spanier griffen zu den Waffen und führten einen sechsjährigen Kampf gegen die Franzosen. Napoleon schickte seine besten Heere und seine geschicktesten Feldherren gegen die Spanier, glaubte mehr als einmal schon das Land bezwungen und immer brach die Empörung wieder aus. Die Engländer nahmen sich der bedrängten Spanier an. Wellington kam ihnen zu Hülfe, und ihm gelang es endlich nach sechs Jahren eines blutigen Krieges, die Franzosen aus Spanien gänzlich herauszuschlagen. Dieser Kampf zeichnete sich durch Grausamkeit aus. Die Spanier, erbittert auf die Franzosen, weil diese oft aus bloßem Muthwillen sengten und brannten, das Korn zertraten und das Vieh tödteten, waren nicht zufrieden, die Gefangenen zu tödten, sondern sie marterten sie zu Tode durch Ausrenkung der Glieder, durch Rösten über langsamem Feuer und andere Scheußlichkeiten.

Ungerechtigkeiten zu begehen, war Napoleon jetzt so alltäglich geworden, daß er sie fortan ohne Scheu beging. Italien gehörte ihm nun ganz, bis auf Hetrurien und den Kirchenstaat. Hetrurien nahm er dem jungen Könige und seiner Mutter, einer Schwester Ferdinands, ohne Umstände weg, befahl ihr nach Spanien zu gehen und versprach ihr eine Entschädigung, die sie nie erhielt. Rom aber ließ er im Februar 1808 hinterlistigerweise besetzen, hob dann die weltliche Macht des Papstes ganz auf, ließ den alten Pius VII., der über alle, die gegen den Kirchenstaat Gewalt geübt, den Bann ausgesprochen hatte, am 6. Juli 1809 mitten in der Nacht auf empörende Weise mit Gewalt fortführen und zuerst in Grenoble, dann in Savona in Italien als Gefangenen verwahren. Späterhin wurde der Kirchenstaat, so wie es schon mit Hetrurien geschehen war, mit Frankreich vereinigt und Rom zur zweiten Hauptstadt des Reiches, welches nun von der holländischen Grenze bis an die neapolitanische reichte, erklärt.

122. Krieg Oestreichs gegen Frankreich, 1809. Fernere Schritte Napoleons zur Alleinherrschaft von Europa.

Allen diesen empörenden Ungerechtigkeiten hatte keine Macht Grenzen setzen können, weil, Rußland und England allein ausgenommen, alle übrigen europäischen Mächte bereits unterworfen waren. Oestreich hatte zu thun gehabt, nach und nach die großen Verluste im letzten Kriege wieder herzustellen. Endlich glaubte es stark genug zu sein, noch einen, den vierten Kampf zu wagen, obgleich es diesmal allein stand, Napoleon dagegen die Kräfte Italiens, Frankreichs und des Rheinbundes zu Gebote standen. Der Krieg begann im April 1809 und versprach anfänglich einen guten Ausgang. Der Erzherzog Karl hatte diesmal den Oberbefehl, drang in Baiern ein und stieß bei Eckmühl (22. April) auf Napoleon. Karl wurde — geschlagen und mußte bei Regensburg über die Donau ziehen. Jetzt eilten die Franzosen auf dem kürzesten Wege, auf dem rechten Donauufer, auf Wien los, während Karl auf dem linken einen großen Umweg zu machen hatte, wenn er die Stadt retten wollte. Natürlich kam Napoleon etwas früher an und Wien mußte sich ergeben. Jetzt erließ er, wie 1806 an die Polen, einen Aufruf an die Ungern, sich loszureißen von Kaiser Franz und einen eigenen König zu wählen. Aber die großherzige Nation beantwortete den unedeln Antrag dadurch, daß sie sich kräftig rüstete, ihrem Kaiser Franz beizustehen. Napoleon setzte nun über die Donau und lieferte dem Erzherzoge Karl bei Aspern, Wien gegenüber, eine zweitägige blutige Schlacht, am 21. und 22. Mai. Napoleon verlor sie und hätte beinahe sein ganzes Heer eingebüßt; denn Karl hatte das plötzlich angeschwollene Donauwasser benutzt und große Balken hineinwerfen lassen, welche die Schiffbrücke der Franzosen zertrümmerten, und so wurde ihnen der Rückweg abgeschnitten. Mit Mühe stellten sie endlich, als sie schon von den Oestreichern bis an das Donauufer gedrängt worden waren, die Brücke wieder her und zogen eiligst nach Wien zurück. Napoleon ging sechs Wochen darauf wieder auf das linke Donauufer und erneuerte am 5. und 6. Juli den Angriff, diesmal mit seiner ganzen Macht. Die Schlacht war auf dem Marchfelde, nicht weit von Aspern, bei Deutsch-Wagram. Nach heldenmüthigem Kampfe wurden die Oestreicher besiegt und dadurch der Krieg entschieden, obgleich sie in Italien mit Glück gegen den

Vicekönig Eugen gekämpft hatten. Dagegen hatte sich für das Haus Oestreich das treue Volk der Tiroler erhoben. An ihrer Spitze standen Andreas Hofer, ein Gastwirth, Speckbacher, der Kapuziner Haspinger und andere, und da die Tiroler gute Schützen sind und alle Steige kannten, so waren sie den Baiern und Franzosen gefährliche Feinde.*) Aber ein Waffenstillstand und

*) Welch ein schöner Geist der Tapferkeit Jung und Alt damals in Tirol beseelte, für ihren Kaiser zu streiten, zeigt auch folgender Zug: Als Speckbacher einst zum Treffen ausgezogen war, fand sich während des ersten Handgemenges Anderl, sein zehnjähriger Sohn, unbewaffnet bei ihm ein und ließ sich nicht abweisen, dem Gefechte beizuwohnen. Als ein Sturm auf eine Brücke gemacht werden sollte, wurde dem Vater für den Kleinen bange, und da die Ermahnungen, zurückzugehen, nichts halfen, so mußte er ihn schlagen. Der Knabe ging aber nur so weit zurück, bis ihn der Vater nicht mehr sehen konnte, hielt sich hinter den Schützen am Waldrande und schnitt mit seinem Messer die Kugeln aus, die in den Boden fuhren und die er am Aufwirbeln des Staubes erkannte. Am andern Morgen in größter Frühe kam er zum Vater mit seinem Schatze und übergab ihm sein Hütchen voll Kugeln, weil er gehört habe, die Tiroler litten Mangel daran. Mit vieler Mühe konnte man ihn durch das Vorgeben, daß Speckbacher bald nachfolgen würde, bewegen, nach Hause zu gehen. Man sorgte nun dafür, ihn auf eine entfernte Alp zu schicken, weil ihm nicht zu trauen war; aber auch dort entwischte er bald der Wachsamkeit seiner Hüter. Späterhin hörte einmal Speckbacher, als er in St. Johann sich mit Schreiben beschäftigte, Trommel- und Pfeifenschall. Er trat ans Fenster. Es waren tiroler Schützen. Gleich hinter der Musik sah er einen bewaffneten Knaben einherziehen, so daß er halb ärgerlich sagte: „Nun werden die Gerichte mir bald Kinder nachschicken!" Da kam der Knabe ehrerbietig auf ihn los und küßte ihm die Hand, und er erkannte seinen Sohn Anderl, der von der Alp entlaufen war und sich schon seit einem Monate den Landesvertheidigern zugesellt hatte. Die Schützen hatten ihn, da er barfuß zu ihnen gekommen war, ganz wie ihres Gleichen ausstaffirt, ihm ein graues Mäntelchen und einen grünen Hut, auch einen leichten Stutzen (Büchse) gegeben. Er wollte dem Vater, bis er allein mit ihm war, nicht eingestehen, daß er hungrig sei, obwohl er in 24 Stunden nichts gegessen hatte. Von dieser Zeit an blieb der Kleine in der Nähe des Vaters. Mehrere Wochen darauf wurde Speckbacher von den Feinden von allen Seiten angegriffen. Er und Anderl wurden gefangen; ihm gelang es endlich durch seine Riesenstärke, sich loszureißen und eine steile Felsenwand zu erklettern; aber der Junge wurde fortgeführt. Unterwegs sagten ihm die Baiern, sein Vater sei todt und zeigten ihm dessen Mantel, Hut und Säbel. Als er diese Stücke erkannte, weinte er bitterlich; sonst zeigte er immer festen Muth. Der König von Baiern ließ ihn zu sich kommen und fragte ihn, was er glaubte, daß mit ihm geschehen würde? „Umbringen wird man mich wie meinen Vater!" antwortete er. Der König beruhigte ihn und that ihn in eine Erziehungsanstalt. Der brave Speckbacher wurde späterhin vom Kaiser Franz mit der großen goldenen Medaille geziert und starb 1820 in Hall in Tirol. Sein Anderl wurde ein brauchbarer Bergbeamter und starb 1834 auch in Hall als junger Mann.

der **Friede in Wien**, den am 14. October Napoleon und Franz miteinander schlossen, zwangen die braven Tiroler, sich den Franzosen wieder zu unterwerfen. Sie erhielten Verzeihung; nur die Anführer nicht. Speckbacher hatte sich mit großer Gefahr über die Gebirge nach Oestreich gerettet. Aber Hofer wurde auf einem Schneeberge oberhalb des Passeyerthales im Januar 1810 in einer Sennhütte entdeckt. Ein falscher Freund hatte seinen Aufenthalt dem Feinde verrathen. Man führte ihn nach Mantua ab. Wo er in Tirol durchkam, lief das Volk herbei, weinte und segnete ihn. In Mantua ließ ihn Napoleon zum Erschießen verurtheilen. Die dort eingesperrten Tiroler erfüllten das ganze Gebäude des Gefängnisses mit dumpfem Heulen und Jammern, und als er bei ihren Kerkerthüren vorbeigeführt wurde, lagen sie auf den Knieen, beteten und weinten. Als er auf dem Richtplatze niederknien sollte, sprach er: „Ich stehe vor dem, der mich erschaffen hat, und stehend will ich meinen Geist aufgeben.“ Dann rief er selbst: „Gebt Feuer!“ In Innsbruck in der Franciscanerkirche, unfern vom Grab Maximilians I., ruht seine Asche und über ihr steht ein schönes Marmordenkmal.*)

Im Frieden von Wien verlor Oestreich an 2000 Quadratmeilen. Jetzt gaben alle Gutgesinnten die Hoffnung auf, von der Tyrannei Frankreichs errettet zu werden. Mit Oestreich war die letzte Stütze gefallen; denn Preußen erlag fast unter den Lasten, die Napoleon ihm unaufhörlich auflegte, mußte sich gehorsam in seine Launen fügen, und von dem entfernten Rußland war keine Hülfe zu erwarten.

Zwei Männer, die im Jahre 1809 redlich alles daran setzten, Deutschland von dem Unterdrücker zu befreien, verdienen hier noch genannt zu werden. Ein preußischer Husarenmajor, **von Schill**,

---

*) Als Hofer am 15. August 1809 in Innsbruck war und sich vor seinem Quartier, dem goldenen Adler, viele Tausend Tiroler versammelt hatten, hielt er folgende naive Anrede:

„Grüeß enck Gott, meine lieb'n S'brucker! Weil ös mi zum Oberkommedanten g'wöllt hobt, so bin i holt do; es sein ober a viel Andere do, dö koani S'brucker sein. Alle dö unter meine Waffenbruder sein wöll'n, dö müesten für Gott, Koaser und Voterland als toapfre, rödte und brafe Troler streiten, dö meine Waffenbrüder wern wöll'n. Dö ober dös nit thüen wöll'n, dö soll'n haim gien, i roth encks, und dö mit mir gien, dö soll'n mi nit verlass'n; i wer enck a nit verlass'n, so wohr i Andere Hofer hoaß. G'sogt hob i encks, g'söchen hob's mi, b'hüed enck Gott!“

der sich schon 1806 ausgezeichnet hatte, führte seine an ihm hängenden Soldaten unversehens von Berlin fort, um zu den Oestreichern überzugehen. Da er aber von den Sachsen nicht durchgelassen wurde, wendete er sich nach Nord-Deutschland, wurde alsbald von allen Seiten von Franzosen, Westphälingern, Holländern und Dänen verfolgt, in Stralsund überfallen und dort niedergehauen. Glücklicher war der Herzog Wilhelm von Braunschweig, ein Sohn des bei Auerstädt gefallenen. Er hatte ein Freicorps, die schwarze Schaar, für die Oestreicher errichtet, sich tapfer mit den Franzosen, die er glühend haßte, herumgeschlagen, und schlug sich nun, da er in den Waffenstillstand nicht mit eingeschlossen wurde, durch ganz Deutschland durch, entkam auch bis an die Niederweser, wo er sich einschiffte, um nach England zu gehen.

Gleich nach seiner Rückkehr nach Paris nahm Napoleon die Trennung seiner Ehe mit seiner trefflichen Frau Josephine vor. Sie hatte ihn von manchem Unrechte, welches er begehen wollte, bisher zurückgehalten, durch ihr sanftes Wesen seine Wildheit gezügelt und genoß daher die allgemeinste Liebe und Achtung. Aber theils wünschte er Kinder zu haben, die er von ihr nicht hatte; theils hoffte er durch eine Heirath mit der Prinzessin eines alten Hauses mehr Ansehen zu erhalten; kurz, er erklärte, „er müsse die süßesten Gefühle seines Herzens aufopfern, nur auf das Heil Frankreichs hören und darum seine Ehe trennen“. Mit gebrochenem Herzen gehorchte Josephine und zog sich nun nach Malmaison zurück, wo sie 3½ Jahr darauf starb. Napoleon trug seine Hand Marien Luisen, einer Tochter des Kaisers Franz, an. Dieser mußte wohl darein willigen, hoffte auch vielleicht durch diese Verbindung bei Abzahlung der Kriegscontribution Erleichterung zu erhalten. Aber vergebens. Napoleon erließ keinen Thaler. Am 2. April 1810 wurde die Ehe vollzogen und ein Jahr darauf ihm ein Söhnchen geboren, welches schon in der Wiege den Titel eines Königs von Rom erhielt und von allen Seiten mit vielen Schmeicheleien bewillkommnet wurde.

In Schweden ereignete sich im Jahre 1809 eine gewaltsame Thronveränderung. Der von Ankarström ermordete Gustav III. hatte einen Sohn hinterlassen, Gustav IV. Adolph, einen sonderbaren Mann. Was er einmal beschlossen hatte, das wollte er auch durchsetzen, berechnete aber nie, ob die Umstände und seine Kräfte es auch zuließen. So fing er (1808) mit seinem Schwager, dem Kaiser Alexander, einen Krieg an, und opferte dabei viele Menschen

auf. Damit noch nicht zufrieden, bekriegte er auch den König von Dänemark. Alle Vorstellungen, die man ihm darüber machte, dienten nur dazu, ihn noch hartnäckiger zu machen. Vergebens stellte man ihm vor, daß das Geld zur Fortsetzung des Krieges nicht aufzubringen sei. — Die Unzufriedenheit wurde immer größer, besonders nachdem er drei Garderegimenter kassirt hatte, weil er glaubte, sie hätten nicht genug ihre Schuldigkeit gethan. Jetzt entstand eine Verschwörung. Das gegen die Dänen stehende Heer brach gegen Stockholm auf. Als der König die Empörung erfuhr, wollte er mit einigen Regimentern den Rebellen entgegengehen. Da begaben sich am 13. März 1809 Feldmarschall Klingspor und General Adlerkreuz zu ihm und nahmen ihn gefangen. Sein Oheim, der Herzog Karl von Südermanland, übernahm die Regierung und wurde bald darauf als Karl XII. zum König ernannt; der unglückliche Gustav aber mußte für sich und seine Nachkommen der Krone entsagen und sich mit einer Pension ins Ausland begeben.*) Mit Rußland und Dänemark wurde nun bald Frieden (in Friedrichshamm in Finnland 1809) geschlossen; aber die Schweden mußten darin ganz Finnland an die Russen abtreten; ein großer Verlust. Da der neue König schon alt war und keine Kinder hatte, so wählten die schwedischen Reichsstände den jungen und talentvollen Prinzen von Holstein-Sonderburg-Augustenburg zum Thronfolger. Aber schon im Mai 1810 endete ein plötzlicher Tod sein Leben. An seiner Stelle wurde Bernadotte, Prinz von Ponte-Corvo, ein Marschall Napoleons und ein Mann von Verstand und edlem Charakter, zum Thronfolger erwählt. Er kam auch bald, benahm sich mit großer Klugheit, und wurde im Februar 1818, da Karl XIII. starb, unter dem Namen Karl Johann, König (1818—44).

Im Jahre 1810 zeigte Napoleon, wie er selbst von seinen Brüdern strengen Gehorsam verlange. Louis, König von Holland, hatte nach seinem ausdrücklichen Willen allem Handel mit England entsagen müssen. Da der gutgesinnte König aber einsah, daß seine Unterthanen dadurch zu Grunde gehen müßten, so machte er Gegenvorstellungen, und als diese nichts halfen, so sah er dem Schleichhandel der Holländer mit England nach. Gleich rückte ein fran-

*) Er hat unter dem Titel eines Obersten an verschiedenen Orten gelebt und ist 1837 in St. Gallen gestorben, wo er die letzten vier Jahre in Stille zugebracht hatte.

zösisches Heer ein und besetzte die holländischen Küsten und französische Zollbediente drückten den Handel der Holländer nun ganz darnieder. Zugleich mußte Louis den südlichen Theil seines Königreichs an Frankreich abtreten. Immer ärger wurden die Mißhandlungen, welche sich die Franzosen gegen die Holländer erlaubten. Da glaubte Louis es seiner eigenen Ehre und seinen Unterthanen schuldig zu sein, lieber sein Land aufzugeben, als ferner sich die Tyrannei seines Bruders gefallen zu lassen. Er legte seine Krone zu Gunsten seines ältesten Sohnes am 1. Juli 1810 nieder und reiste nach Gräz in Steiermark, wo er fortan als Privatmann lebte. Er ist 1846 gestorben. Napoleon erklärte die Abtretung für ungültig und vereinigte Holland mit Frankreich.

Im November 1810 wurde eben so willkürlich auch das Walliserland zu Frankreich geschlagen, und im December desselben Jahres vereinigte Napoleon damit auch den nordwestlichen Theil von Deutschland, weil die Mündungen der Elbe und Weser zu Frankreich gehören müßten. Dadurch wurden die Städte Hamburg, Bremen und Lübeck französisch, der Herzog von Oldenburg ganz unschuldigerweise seines Landes beraubt und die französische Grenze reichte nun bis zur Ostsee.

123. Krieg Rußlands gegen Frankreich, 1812.

Während Napoleon so fortfuhr, die Grenzen Frankreichs immer weiter zu stecken, mußte er immer noch gegen die Spanier kämpfen, die von den Engländern kräftig unterstützt wurden. Spanien war ein wahres Grab für die französischen Soldaten. Ganze Heere wurden aufgerieben und mußten durch neue ersetzt werden. Wäre Napoleon nicht durch sein übriges Glück so verblendet gewesen, so hätte er jetzt gewiß jeden andern Krieg vermieden und alle Kräfte ausschließlich gegen Spanien gewendet. Aber zugleich fing er in seiner Vermessenheit auch an, sich gegen Rußland zu rüsten, weil Alexander seinen Unterthanen erlaubt hatte, englische Waaren ins Land zu bringen, und er nun einmal die Engländer durchaus nicht auf dem festen Lande dulden wollte. Die frühere große Freundschaft des Kaisers Alexander mit Napoleon war in eine merkliche Spannung übergegangen; der wahre Grund des Krieges war aber wohl der, daß Frankreich und Rußland nun als Landmächte Europas allein nebeneinander standen und Napoleons Herrschsucht keinen gleichen neben sich dulden mochte. Das ganze Jahr 1811 verging

über den gegenseitigen Rüstungen. Aber im Frühjahre 1812 zog ein so großes und zugleich ausgesuchtes Heer gegen Rußland, wie man noch nie gesehen hatte. Mehr als 600,000 Mann Franzosen, Oestreicher (denn selbst Kaiser Franz hatte ein Hülfsheer geben müssen), Preußen, Sachsen, Baiern, Württemberger, Badener, Westphälinger und andere Deutsche, Polen, Holländer, Italiener, Spanier und Portugiesen, mit allem reichlich versehen,*) zogen durch Deutschland nach Rußland. Alexander eilte, sich mit den Türken und Persern, mit denen er damals Krieg führte, zu vertragen, und rüstete sich, so gut er konnte. Aber freilich waren seine Heere der Macht des Feindes nicht gewachsen; er hatte nicht halb so viel als dieser. Die Russen zogen daher langsam und fechtend in das Innere ihres Landes zurück. Napoleon schickte einen Theil des Heeres unter Oudinot auf die Straße nach Petersburg. Aber hier vertrat ihm Wittgenstein den Weg und vertheidigte sich so gut, daß trotz mehrerer Schlachten die Franzosen hier nicht weiter als bis zur Düna kamen. Besser gelang es Napoleon selbst, der mit seiner Hauptmacht gerade auf Moskau losging. Zwei Tage lang wurde zwischen den Franzosen und den Russen unter Barclay de Tolly und Bagration am 17. und 18. August 1812 bei Smolensk blutig gefochten; 40,000 lagen todt oder verwundet auf dem Wahlplatze. Die Stadt ging meist in Feuer auf, und die Russen mußten sich zurückziehen. Jetzt übernahm der alte Kutusow den Oberbefehl über die Russen. Auch er ging immer weiter zurück, nahm aber alle Viehherden mit und machte das ganze Land, so weit er zog, zur Wüste, damit die Franzosen nichts fänden, die wirklich auch, seitdem sie die russische Grenze überschritten, mit Mangel zu kämpfen hatten und dadurch viele Menschen und noch mehr Pferde verloren. Am 6. und 7. September lieferte er den Franzosen die große Völkerschlacht an der Moskwa oder bei Mosaisk. Eine blutigere Schlacht hat selten die Geschichte gesehen; 80,000 Leichen sollen das Schlachtfeld bedeckt haben! Napoleon selbst rief, als er durch die Leichenhaufen ritt: „Ein solches Schlachtfeld habe ich noch nie gesehen!" Die

*) Außer dem übrigen Troß sah man besondere Krankenwagen, Brückengeräthschaften, ganze Viehheerden, Fuhrwerke, hinten und vorn zu bespannen, Handwerker aller Art, Wäscherinnen und Krankenwärter, Gärtner, Feuerspritzen, Schläuche zu Wasserleitungen, ja selbst Kisten mit Glastafeln zu Treibhäusern und mit Sämereien, um in den russischen Steppen den Boden zu besäen.

Schlacht blieb unentschieden. Aber Kutusow zog es vor, noch weiter zurückzugehen und lieber Moskau preiszugeben, als eine neue Schlacht zu liefern. Jetzt verließ alles, was nur laufen oder fahren konnte, Moskau. Von 350,000 Menschen blieben kaum 30,000 zurück. Graf Rostopschin, Befehlshaber der Stadt und ein wüthender Franzosenfeind, machte, ehe er die Stadt verließ, alle Anstalten, alles zu vernichten, was den Franzosen von Nutzen sein konnte.

Sieben Tage nach der Schlacht, am 14. September 1812, erreichte Napoleon die Thore der Stadt. Sie standen offen, die Straßen waren leer, ganz wie einst in Rom beim Anzuge der Gallier. Kein Magistrat kam ihm entgegen; eine fürchterliche Stille lag über der ganzen ungeheuern Stadt. Mit Beklemmung hielt Napoleon endlich seinen Einzug und stieg im Kreml ab. Hier erst fing er an, sich zu beruhigen und rief freudig aus: „Also bin ich nun endlich in Moskau, im Kreml!“ Indeß dauerte die Freude nicht lange. Napoleon hatte seinen Soldaten die Plünderung Moskaus als Belohnung für ihre Anstrengungen verheißen; aber die Erfüllung der auf den Besitz der Hauptstadt gerichteten Erwartungen wurde vereitelt. Schon in der Nacht vom 14. zum 15. September brach da und dort in der Stadt Feuer aus; die Franzosen plünderten und achteten daher wenig auf den Brand; auch fehlte es an Löschgeräthschaften, weil dieselben von den Russen mitgenommen worden waren. So brannte es den ganzen 15. hier und da. Aber am 16. Morgens erhob sich ein heftiger Wind. Mächtig schlug nun die Lohe himmelan und der Sturm peitschte die Flamme so schnell von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, daß binnen einer Stunde die ganze unermeßliche Ebene längs dem Flusse nur ein Feuermeer war. Prasselnd wälzten sich die Feuerwogen durch die Luft, und immer gräßlicher wurde der Sturm durch die von der Hitze ausgedehnte Luft. Keine Beschreibung kann das Gräßliche des Schauspiels darstellen. Seit Troja's, Karthago's und Jerusalems Zeiten hat man nichts ähnliches gesehen. „Die Wuth der Flammen,“ sagt ein Schriftsteller, „die Angst der Fliehenden, die Wehklage der Verbrannten, das Gebrüll, Geschrei, das Toben der Pferde, Rinder, Hunde und Katzen, die wüthend und wild in die Flammen hinein- oder aus den Flammen herausstürzten; dazu die viehische Gier der Plünderer, der Mörder und Räuber, welche Schaaren von Flüchtlingen verfolgten und niederhieben, Thüren, Fenster, Gewölbe mit den Kolben einstießen, oder durch

Dächer und Fenster schossen: aller dieser Jammer, diese Noth, diese viehische, in Mord und Zerstörung sich auflösende Wuth der Menschen, gleichsam im Bunde mit dem furchtbarsten Elemente, — welch ein Bild des Entsetzens und Grausens!" Viele Franzosen verbrannten während der Plünderung, weil sie sich aus den brennenden Straßen nicht herausfinden konnten. Napoleon selbst mußte die Stadt verlassen und konnte sich nur noch mit großer Mühe und Gefahr durch die brennenden Balken einen Weg bahnen. Erst nachdem sich der Brand etwas gelegt hatte, kehrte er nach dem Kreml, dem Palaste der alten Czaren, zurück. Fast alle die herrlichen Paläste, die reichen Kirchen mit ihren goldblitzenden Thürmen, die kostbaren Sammlungen sanken in Asche; nur ein kleiner Rest der Stadt blieb stehen. Der fürchterliche Brand währte bis zum 21; dann erst erlosch er nach und nach, weil es an Stoff fehlte.*) Vierzehn Tage lang wurde geplündert und in den Kellern ungeheuere Reichthümer gefunden. Im französischen Lager sah man die kostbarsten Shawls und seidenen Zeuge, die leckersten Confecte und eingemachten Früchte, goldene und silberne Geschirre, den glänzendsten Hausrath; aber an Brot und Fleisch fehlte es dagegen. Die russischen Bauern, statt in Moskau für Geld ihre Waare loszuschlagen, zerstörten diese lieber. Es war den Franzosen nicht möglich, in Moskau einen Markt einzurichten. Sie murrten, und das bewog Napoleon, mit den Russen Unterhandlungen anzuknüpfen.

Napoleon hatte gehofft, von Moskau aus den Russen Gesetze vorschreiben zu können. Er bot ihnen auch jetzt Frieden an; Alexander aber zog ihn damit hin, bis der Winter vor der Thür war. Jetzt war ein schleuniger Rückzug nöthig, wenn nicht Moskau das Grab der Franzosen werden sollte. Am 26. October trat er ihn an, aber unter welchen unglückweissagenden Umständen! Schon jetzt waren die Pferde Gerippen ähnlich, die Soldaten entmuthigt, und die wohlgenährten Russen drängten nach. Napoleon wollte

*) Ob der Brand von Moskau durch den Franzosenhaß des Grafen Rostopschin veranlaßt worden ist; ob er ein mit klarem, furchtbaren Entschlusse dem Vaterlande dargebrachtes Opfer war; ob die Sorglosigkeit plündernder Franzosen ihn verursacht hat, oder ob der erbitterte Pöbel der Hauptstadt das Werk der Zerstörung begann, dies ist mit Sicherheit nicht ermittelt worden! Es können wohl verschiedene Ursachen gleichzeitig gewirkt haben. Veranstaltungen zur Vernichtung der Magazine in der Stadt waren durch Rostopschin angeordnet worden; sein Landhaus in der Nähe von Moskau ließ er in Brand stecken.

auf einer andern Straße ziehen; aber die Russen warfen ihn auf die zurück, welche auf dem Herwege verwüstet war, während sie selbst seitwärts zogen. Von allen Seiten wurden die Franzosen von den Kosacken umschwärmt, die ihnen Tag und Nacht keine Ruhe ließen. Zu dem Hunger, der, vom Anfange des Rückzuges an, am Leben der Menschen und Pferde nagte, kam vom 7. November an noch eine fürchterliche Kälte. Meist ohne Pelze, mit Lumpen nur bedeckt, fielen die Franzosen schaarenweis erstarrt zu Boden und wurden alsbald vom Schnee wie mit einem großen Leichentuche bedeckt. Tausende von Raben zogen ihnen nach, um die Leichen zu zerfleischen, und ehe noch die Ermatteten todt waren, wurden ihnen schon von den stärkeren die Kleider abgerissen. Das Gepäck mußte aus Mangel an Pferden bald stehen bleiben, und gierig fielen die Hungrigen über die gefallenen Pferde her. In Smolensk hoffte man Vorräthe zu finden; aber theils war wenig da, theils ließen die nacheilenden Kosacken keine Zeit zum Ausruhen. Nun eilten von drei Seiten russische Heere herbei, um dem täglich mehr schmelzenden französischen Heerhaufen den Rückzug über die Beresina, einem Nebenfluß des Dneprs, abzuschneiden. Zwar gelang es Napoleon, zwei Brücken über den Fluß zu schlagen; aber noch war kaum die Hälfte hinüber, als die breitere einbrach, und das Geschütz und die Wagen wandten sich daher nach der schmälern, die mit keinem Geländer versehen war. Dazu kam, daß man schon das Hurrah der anrennenden Kosacken und das Sausen der russischen Kanonenkugeln hörte. Jetzt stürzte sich alles in wildester Verwirrung nach der Brücke; jeder wollte der erste sein; jeder kämpfte um sein Leben. Der Soldat warf den Offizier, der Freund den Freund ins Wasser; wer zu Boden fiel, war verloren; denn ohne Erbarmen wälzte sich die ganze Menschenfluth über ihn hin, bis er zertreten war. Wie viele wurden nicht von den Rädern der Kanonen und Wagen zerquetscht, und die über den eistreibenden Strom sich retten wollten, erstarrten oder ertranken. Das geschah am 27. November. Zuletzt brach die Brücke ein, und was noch jenseits war, meist Schwache, Weiber und Kinder, fiel den Russen in die Hände. An 5000 hatten allein bei diesem Uebergange das Leben eingebüßt.*)

*) Man sah Mütter mit ihren Kindern auf dem Arme sich in den Fluß stürzen und im Strome so lange die Kinder in die Höhe halten, bis die Kräfte nachließen und beide ertranken. Eine Mutter hatte eines kleinen Kahns sich be-

Napoleon erhielt die Nachricht von einer Verschwörung, welche in Paris ein General Mallet entworfen habe, zugleich aber auch, daß sie gescheitert sei. Dennoch hielt er für nöthig, nach Paris zurückzueilen. Auf einem einfachen Schlitten, in Pelze gehüllt, reiste er, nur in Begleitung des Generals Caulaincourt den Trümmern seines Heeres schnell voraus. Gräßlich war indessen das Elend seiner unglücklichen Soldaten. Nie hatte ein Heer ein ähnliches Unglück betroffen. Bleich wie Schatten, zum Theil durch Hunger und Kälte ohne Besinnung und Sprache, wandelten sie daher. Nur wenn der Ruf: Kosack! erscholl, setzte sich die gespenstergleiche Schaar in Trab. Des Nachts war an Wachtfeuer nur selten zu denken. Daher drängten sie sich zu zehn bis zwanzig, wie Thiere dicht aufeinander, um sich vor Kälte zu schützen. Solche Haufen wurden häufig am Morgen von den Russen todt gefunden. Aehnliche schauerliche Todtenversammlungen traf man des Morgens um die erloschenen Wachtfeuer. Hatten einige Holz gefunden und Feuer angemacht, so hockte eine Menge dieser Gestalten umher;

---

mächtigt und suchte ihre beiden Kinder über den Strom zu retten. Aber eine große Eisscholle stieß dagegen, der Kahn schlug um und Mutter und Kinder fielen ins Wasser. In dem Augenblicke warf sich ein junger Artillerist in den Fluß, erreichte schwimmend das eine Kind und brachte es glücklich ans Ufer, während die Mutter und das andere Kind ihren Tod unter den Eisschollen fanden. Der brave Jüngling behielt die kleine Waise bei sich; aber ob er den Kleinen und sich selbst bis Frankreich gerettet habe, ist nicht bekannt. Eine der gräßlichsten Scenen ist folgende, die ein Augenzeuge erzählt. „Die schöne 25jährige Frau eines französischen Obersten, die ihren Mann wenige Tage früher, ehe wir die Beresina erreichten, in einem Gefechte verloren hatte, hielt unweit der Brücke, die zu unserm Uebergange bestimmt war, nahe bei mir. Gleichgültig gegen alles, was um sie her vorging, schien sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihre Tochter, ein sehr schönes Kind von vier Jahren, das sie vor sich auf dem Pferde hatte, zu richten. Vergebens suchte sie mehrere Male die Brücke zu erreichen, wurde aber immer wieder zurückgedrängt. Dumpfe Verzweiflung schien ihr ganzes Wesen zu erfüllen; sie weinte nicht; starr waren ihre Augen bald zum Himmel, bald auf ihre Tochter gerichtet, und einmal vernahm ich die Worte: „O Gott, wie bin ich so grenzenlos elend, daß ich nicht einmal beten kann!" Gleich darauf fiel ihr Pferd, von einer Kugel getroffen, und ihr selbst wurde von einer Kugel der linke Schenkel über dem Knie zerschmettert. Mit der Ruhe stiller Verzweiflung nahm sie ihr weinendes Kind, küßte es öfters, löste ihr mit Blut getränktes Strumpfband von dem zerschmetterten Beine und erwürgte das Kind damit. Hierauf schloß sie die kleine Leiche in die Arme, drückte sie fest an sich, legte sich neben ihr gefallenes Pferd und erwartete so, ohne einen Laut von sich zu geben, ihr Ende. Bald darauf wurde sie von den Pferden derer, die sich gegen die Brücke drängten, zertreten."

manche krochen grinsend und gefühllos ins Feuer hinein, und verbrannten elendiglich. Andere fand man hinter Gemäuer, in Scheunen, selbst in Backöfen todt, weil ihnen die Kraft gefehlt hatte, weiter zu gehen. Um todte Pferde herum war man sicher, Leichen zu finden; manche hielten noch das Messer in der Hand, mit welchem sie sich Stücke abgeschnitten hatten. Von Theilnahme war auch die letzte Spur verschwunden. Vergebens streckten die Hingesunkenen, denen die Kraft zum aufstehen fehlte, die Hände nach den Vorübergehenden aus, welche sie lieber umkommen ließen, ehe sie sich einen Augenblick verweilt hätten. Die Kälte nahm von Tage zu Tage fürchterlicher zu und die Verzweiflung löste allen Gehorsam auf. Soldaten von allen Regimentern liefen durcheinander. Pferde hatte die Reiterei längst nicht mehr, Stiefeln und Schuhe sah man nur noch bei wenigen; mit Stücken von Tornistern, Hüten und Kleidern hatten die meisten sich die Füße umwunden. Unzählige hatten die Füße, Hände, Ohren und Nasen erfroren, bei manchem hatte der Brand schon die Glieder geschwärzt, und so wüthend machte sie der Hunger, daß selbst Menschenfleisch von einigen gegessen wurde. Vor Wilna kamen am 9. December von der ganzen großen Armee von 480,000 Mann, die auf Moskau gezogen waren, kaum noch 40,000 Mann an. Zuletzt warfen fast alle die Waffen weg; auch dem Tapfersten war jetzt der Muth gesunken.

Bis an den Niemen verfolgten die Kosacken sie unaufhörlich. Von dem großen Heere fanden sich hier nur 1000 Bewaffnete, 9 Geschütze und 20,000 Waffenlose, elende mit Lumpen bedeckte Jammergestalten. Langsam zogen sie durch Polen und Deutschland; wenige sahen ihr Vaterland wieder. Ueber den Rest der großen Armee erhielt der Vicekönig Eugen den Oberbefehl und sammelte die zerstreuten Schaaren bei Magdeburg. Das war das schauderhafte Ende des mit so großen Hoffnungen unternommenen russischen Feldzugs!

124. Krieg der Verbündeten gegen Frankreich, 1813 und 1814.

Das Mißgeschick, welches die französische Armee in Rußland betroffen hatte, und in welchem man allgemein ein Strafgericht Gottes über den Hochmuth des Kaisers Napoleon erkannte, wurde für ganz Europa ein Signal zur Wiedererhebung aus der schmachvollen Unterdrückung. Preußen, welches am tiefsten gedemüthigt

war, erhob sich zuerst, um seinen Rang unter den freien Völkern wiederzugewinnen; Preußen hatte soeben erst die zahllosen und glänzenden Schaaren des französischen Eroberers durch seine Provinzen hinziehen gesehen, und ein Theil seiner eigenen Armee hatte mit gegen Rußland ausziehen müssen; jetzt aber waren dieselben Provinzen, welche kurz vorher die Macht des gewaltigen Kriegsherrn angestaunt hatten, auch die ersten Zeugen der kläglichen und schimpflichen Flucht der zerstreuten französischen Armee. Bei diesem Anblick erwachte in den Herzen aller Patrioten die Hoffnung, daß nun die Zeit gekommen wäre, das verhaßte Joch der Franzosen abzuschütteln.

Die Zeit der Unterdrückung selbst war in Preußen nicht unbenutzt geblieben, um eine bessere Zukunft anzubahnen; durch viele innere Einrichtungen war man vielmehr bedacht, die Keime innern Gedeihens und echter Volkskraft zu befruchten und den Tag der Wiedererhebung aus der vorübergehenden Ohnmacht vorzubereiten. Zwar lastete auf dem unglücklichen Lande, insoweit es dem preußischen Fürstenhause belassen worden war, in jeder Beziehung ein schwerer Druck: eine Kriegsentschädigung und Contributionen aller Art waren bis zu einer fast unerschwinglichen Höhe zu leisten, französische Besatzungen blieben in den preußischen Festungen und bei seinen Kriegszügen durch preußisches Gebiet stellte Napoleon immer neue willkürliche Forderungen an das schwer geprüfte Land; auch wachte der fremde Gewalthaber mit strenger, eifersüchtiger Vorsorge darüber, daß Preußen kein größeres als das ihm beim Friedensschluß zugestandene Heer unterhielt. Aber ungeachtet dieser Schwierigkeiten wußte die warme ernste Vaterlandsliebe des Königs und einer Reihe von patriotischen Männern die geeigneten Mittel und Wege zu finden, um die innere Entwickelung und Erstarkung Preußens zu fördern. Neben der Opferwilligkeit aller Classen der Einwohner diente eine musterhafte Finanzverwaltung dazu, trotz der großen Kriegskosten die Hülfsmittel des Landes wieder zu heben und zu vervielfältigen, — nicht weniger war man bemüht, den freudigen Patriotismus aller Volksklassen durch die Gewährung gewisser bisher entbehrter Rechte und Freiheiten zu entwickeln. Unter den Ministern von Stein und Fürst von Hardenberg wurden den Bauern manche drückende Lasten der alten Erbunterthänigkeit abgenommen, den Bürgern durch die Einführung einer freisinnigen Städteordnung eine höhere Theilnahme am Gemeinwohl eingeflößt. Viele geistliche Güter und Kapitel, deren Ein-

nahmen für die kirchlichen Zwecke nicht nöthig waren, wurden für allgemeine Staatszwecke eingezogen, die öffentlichen Abgaben aber gleichmäßiger als bisher vertheilt. Um die Wünsche des Volks an den Thron gelangen zu lassen, wurde ferner eine Vertretung der einzelnen Provinzen angeordnet. Vor allem aber war das Augenmerk der Staatslenker auf die Begründung einer tüchtigen Wehrverfassung gerichtet, durch welche das preußische Volk in den Stand gesetzt werden sollte, das fremde Joch, wenn die Stunde geschlagen hätte, wieder abzuschütteln. Der wackere Scharnhorst, welcher sich von niederem Stande durch Talent und Tapferkeit bis zur Stelle eines Generals emporgearbeitet hatte, schuf in Gemeinschaft mit Gneisenau und Grolmann ein ganz neues Heerwesen, lange der Stolz und die Kraft Preußens, nun auch Deutschlands. An die Stelle der früheren Söldnertruppen trat die allgemeine Wehrpflicht aller dienstfähigen Söhne des Vaterlandes und die Schöpfung der Landwehr, durch welche es möglich wurde, trotz der Beobachtung der vorgeschriebenen Truppenzahl doch eine ungleich größere Anzahl wehrkräftiger Soldaten auszubilden, indem man immer einen Theil der jungen Mannschaft in den Waffen übte, sie dann entließ, um wieder andere an ihre Stelle treten zu lassen und für den Kriegsdienst zu bilden.

Dabei war man von oben her und durch allseitig verzweigte Verbindnngen bemüht, den Geist der Freiheitsliebe gegen die Fremdherrschaft anzufachen, und durch das ganze preußische Volk hindurch war die Sehnsucht nach Abschüttelung des verhaßten Jochs verbreitet.

Kein Wunder, daß die Kunde von dem Ruin der napoleonischen Armee in Rußland die patriotische Hoffnung überall belebte; jetzt oder niemals mußte es gelingen, den Feind aus dem Vaterlande wieder zu vertreiben. Schon hatte der entschlossene General York, welcher die preußischen Hülfstruppen gegen Rußland unter dem französischen Marschall Macdonald befehligte, auf eigene schwere Verantwortung hin eine Convention mit dem russischen General Diebitsch abgeschlossen. Zwar mußte ihn der König von Preußen, weil der aufgedrungene Bund mit Frankreich noch nicht gekündigt war, öffentlich deshalb tadeln; aber die Hoffnung der Vaterlandsfreunde, daß Yorks Schritt nur ein Vorbote wichtigerer Thaten der Befreiung sein würde, ging sehr bald durch des Königs eigenes ruhmvolles Beispiel in Erfüllung.

Mit frommer, gläubiger Begeisterung unternahm der König

selbst das Werk der Befreiung. Trotz der Niederlage der Franzosen in Rußland war es ein großes Unternehmen; denn noch hatten dieselben acht Festungen und eine bedeutende Truppenanzahl in Preußen stehen und es war zu erwarten, daß Napoleon, welcher eiligst nach Frankreich gegangen war und mit der größten Energie neue Truppen aushob, bald wieder an der Spitze einer gewaltigen Armee über den Rhein rücken würde. Aber Friedrich Wilhelm vertraute Gott, seinem guten Recht und seinem braven Volke, und sein Glauben ist nicht zu Schanden geworden.

Der König begab sich mit seiner Familie nach Schlesien, und von Breslau aus erließ er am 3. Februar 1813 den Aufruf an die Freiwilligen, in welchem er das Volk zur freiwilligen Bewaffnung anfeuerte. Im Lauf des Februar kam ein Vertrag mit Rußland zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen Frankreich zu Stande und bald darauf kündigte der König den Krieg an. Zu seinem Volke sprach der edle Fürst folgende begeisternde Worte: (Aufruf an sein Volk, 17. März.)

„So wenig für mein treues Volk, als für alle Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Kriegs, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Sinn vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg; das Mark des Landes ward ausgesogen, der Ackerbau, sowie der Kunstfleiß der Städte gelähmt, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt. Uebermuth und Treulosigkeit vereitelten meine besten Absichten, und nur zu deutlich sahen wir, daß Napoleons Verträge mehr noch als seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was euer trauriges Loos sein wird, wenn wir den begonnenen Kampf nicht ehrenvoll beendigen! — Große Opfer werden von allen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Aber welche auch gefordert werden, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für welche wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. — Mit Zuversicht dürfen wir vertrauen, Gott und ein fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, und mit ihm die Wiederkehr einer glücklichern Zeit!"

Ein unerhörtes Aufflammen ernster Begeisterung war die Ant-

wort des ganzen preußischen Volks auf diesen königlichen Ruf: das gesammte Volk empfand mit dem König, daß kein Opfer zu groß sei, die hehren Güter der nationalen Freiheit wieder zu erkämpfen, und alle brannten vor Begier, sich an diesem heiligen Kampfe zu betheiligen. Bald waren alle Kräfte in Bewegung, um die Rüstung zu dem großen Unternehmen fördern zu helfen; wer irgend im Stande war, die Waffen zu tragen, von dem Jünglinge, der die Hörsäle der Universitäten oder die höheren Lehranstalten verließ, bis hinauf zu dem ergrauten Manne an der Grenze des Greisenalters, Leute aus allen Ständen, von dem schlichten Bauer und Handwerker bis zum ernsten Gelehrten oder dem reichen Gutsbesitzer, alles strömte herbei, um die Reihen der Krieger zu vermehren. Gatten und Familienväter rissen sich mit Freudenthränen los von den segnenden Händen der ihrigen, mittellose Männer überließen Weib und Kind dem Schutz des Höchsten, um nicht zurückzubleiben bei dem allgemeinen begeisterten Beginnen. Wer aber am Kampfe selbst nicht Theil nehmen konnte, die Greise, die Kinder und besonders die Frauen, sie wetteiferten dennoch in Thaten freudiger Hingebung für das gemeinsame Werk: willig opferten sie ihr Hab und Gut, oder halfen mit ihrer Hände Arbeit die zahlreichen Kriegsbedürfnisse für die so schnell gerüstete Armee beschaffen. Die Frauen legten ihr silbernes Geräthe und ihren Schmuck auf dem Altar des Vaterlandes nieder, die Kinder gaben freudig ihre kleinen Ersparnisse hin, selbst die Jungfrauen, bis zur Dienstmagd herab, opferten, was sie irgend darzubringen vermochten, und diejenigen, welche gar nichts anderes hatten, schnitten ihr Haar ab, um den Preis des daraus gefertigten künstlichen Geflechts für das Vaterland hinzugeben.*) Ueberall aber halfen die Frauen den Muth und die Be-

*) So that ein junges Mädchen, Ferdinanda von Schmettau, in der Nähe von Breslau. Der Vater, Oberst a. D., früher Commandeur des 2. westpreußischen Infanterie-Regiments, lebte mit 11 Kindern, im Alter von 21 bis zu 1 Jahre, von 600 Thalern Pension und einer Erbpacht im Klostergut Bergel bei Ohlau, in bedrängten Umständen. Als nun die öffentliche Aufforderung kam, opferte der Vater seine aufbewahrte Staatsschabracke, Mutter und Schwestern gaben ihre Ringe und kleinen Pretiosen, Ferdinanda, damals 16 Jahre alt, hatte gar nichts zu geben und war darüber untröstlich. Sie sann nach, was sie darbringen könnte. Sie war im Besitz eines schönen, langen Haares, welches man oft vergebens ihr hatte abkaufen wollen. Sie opferte dasselbe, um das gelöste Geld den Freiwilligen zukommen zu lassen. Die edle Dame lebte noch im Jahre 1863 und erschien bei dem großen, in Berlin veranstalteten Jubelfeste, wo sie der Gegenstand der mannigfachsten Auszeichnungen ward.

geisterung der in den Kampf ziehenden Männer anzufeuern, und die Herzen, welche sonst bei solchem Abschied schmerzlich beklommen sind, schlugen höher und freudiger in dem Bewußtsein der großen That der Befreiung, an welcher ihre Theuersten Theil haben sollten. Das Andenken an die treffliche, zu früh verstorbene Königin Luise und an die tiefen Kränkungen, welche der fremde Gewalthaber ihr zugefügt hatte, trug nicht wenig dazu bei, solchen patriotischen Eifer zu beleben. An ihrem Geburtstage (10. März) stiftete der König den Orden des eisernen Kreuzes, des ehrwürdigen Denkzeichens für kriegerische Auszeichnung in jenem Befreiungskampfe.

Was diese allgemeine Erhebung besonders auszeichnete und was dieselbe bis zu unseren Tagen hin, wo uns ähnliches zu erleben beschieden war, segensreich gemacht hat, das war der sittliche Ernst jener Begeisterung, welcher das ganze Volk damals über alles unedle oder gemeine erhob, und den geringsten, wie den höchsten für die edelsten, besten Regungen und Ideen allein empfänglich machte. Alle schlechten Leidenschaften traten zurück vor dem überwältigenden Zug großartigen Strebens, Glaubens und Hoffens, und dem gesammten Volke wurde eine Weihe von oben zu Theil, wie selten in der Geschichte der Völker.

Wie in Preußen, so regte es sich bald auch in andern Theilen Deutschlands; nicht überall konnten die deutschen Stämme sich, wie die Preußen, auf eines geliebten Fürsten Ruf erheben, aber vom ersten Augenblick an eilten Männer und Jünglinge aus allen deutschen Gauen zu den preußischen Fahnen herbei; am Rhein, wie an der Donau, in Sachsen und in Franken, in Westphalen und in Schwaben verließen ganze Reihen von Freiheitskämpfern den väterlichen Herd und eilten ihren Regierungen in der Theilnahme an dem nationalen Unternehmen voran.*)

Napoleon war unterdeß bereits wieder beschäftigt, die ungeheuern Mittel Frankreichs zur Ausrüstung neuer gewaltiger Heeresmassen zu benutzen. Er hatte die zertrümmerte Armee heimlich verlassen und war schon am 18. December 1812 in aller Stille in Paris eingetroffen. Nicht die ganze Größe des erlittenen Verlustes

---

*) Der gefeierte Dichter Th. Körner, ein geborener Sachse, verließ eine seinen heißesten Wünschen entsprechende Stellung und eine geliebte Braut und ließ sich in das Lützow'sche Freicorps aufnehmen. Er starb am 26. August 1813 (22 Jahre alt) den Heldentod bei Webbelin, wo er von seinen Kriegsgefährten unter einer Eiche begraben ward.

machte er den Franzosen bekannt, aber er gestand, daß große Verluste zu beklagen seien, und um dieselben gut zu machen, verordnete er eine Aushebung von 350,000 Mann, und bald darauf in Folge der preußischen Kriegserklärung von noch 150,000 Mann. In wenigen Monaten gelang es ihm wirklich, solche Truppenmassen vollständig auszurüsten; denn herrschte auch in Frankreich die edle Begeisterung nicht, welche das preußische Volk damals beseelte, so galt es doch für jene kriegerische Nation, jetzt die Eroberungen der letzten Jahrzehente zu behaupten, und überdies mußte das Land dem Willen des allmächtigen Herrschers blinden Gehorsam leisten. Mit Hülfe der aus allen Gegenden zusammengezogenen Truppen, zu welchen die Fürsten des Rheinbundes ihre Soldaten mit herbeiführen mußten, war Napoleon im Stande, im Frühjahr 1813 nach und nach mit einer halben Million kampfgerüsteter Mannschaften ins Feld zu rücken, und er näherte sich in Eilmärschen Sachsen. Von Frieden wollte er nicht sprechen hören, denn er hatte sich in seinem Hochmuth selbst verblendet und wußte den Geist der damaligen deutschen Erhebung nicht zu würdigen. Er vermeinte derselben bald wieder ganz Herr zu sein, und erklärte, als die preußische Kriegserklärung bekannt geworden war: „Wenn auch die Feinde auf dem Montmartre vor Paris ständen, so würde ich doch kein Dorf von meinen Eroberungen herausgeben." Sein Hochmuth sollte ihn nach Gottes Rathschluß zur tiefsten Demüthigung führen.

Die ersten kriegerischen Ereignisse fielen an der Elbe vor. Der Vicekönig Eugen lag vor Magdeburg, der französische General Morand sollte den Ausfluß der Elbe nebst Hamburg für die Franzosen behaupten. Dörnberg in Gemeinschaft mit den russischen Führern Tettenborn und Czernitschew befreiten Hamburg und Lübeck von den Feinden, wofür freilich bald darauf der Marschall Davoust, welcher Hamburg wieder einnahm, durch eine gewaltige Schatzung Rache nahm.

Der Vicekönig Eugen dagegen hatte gegen Berlin vorrücken wollen, wurde jedoch von Wittgenstein, Bülow und York, welche in Eile die nächsten Truppen gesammelt hatten, bei Möckern (am 5. April) zur Rückkehr gezwungen. Die Preußen, geringer an der Zahl, hatten besonders mit den Kolben tüchtig dreingeschlagen, und Eugen hatte sich schon hier überzeugen müssen, welcher neue Geist unter diesen Truppen waltete.

Unterdessen war der Kaiser Napoleon selbst herangerückt,

und nun sollte das junge Heer sich bald dem allgefürchteten Feldherrn gegenüber erproben. Nicht weit von Lützen, bei Groß-Görschen, trafen die beiden Heere aufeinander. Die Preußen waren geführt von Blücher, York und Kleist, die Russen von Wittgenstein; auf einer Anhöhe wohnten der Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm der Schlacht bei. Zuerst erkämpften die Preußen unter Blücher große Vortheile gegen den Marschall Ney, und nahmen Groß-Görschen ein; bald aber rückte Napoleon selbst von Lützen her auf das Schlachtfeld und indem er seine Truppen auf alle Weise persönlich anfeuerte, entriß er den Verbündeten manche der erreichten Vortheile. Mit der größten Hartnäckigkeit wurde jedes Fußes Breite vertheidigt und Mann gegen Mann wurde oft der erbitterte Kampf geführt. Schon hatten die preußischen Garden einen Theil der feindlichen Armee in die Flucht gejagt; da nahm der Kaiser alle seine Kräfte nochmals zusammen. „Glaubt ihr, daß mein Stern untergeht?“ rief er, sammelte um sich achtzig Feuerschlünde von seiner bewährten Gardeartillerie und streckte ganze Reihen der Gegner mit einem Male zu Boden. Gleichzeitig kam der Vicekönig Eugen mit 30,000 Mann frischer Truppen an und durchbrach die russische Schlachtlinie. Nach und nach mußten die Verbündeten zurückweichen, aber bis zum Einbruch der Nacht behaupteten sie ihre Stellung. Als schon tiefes Dunkel die ermüdeten Heere umfing, machte der muthige Blücher noch einen neuen Ausfall und wäre beinahe bis zum Kaiser und seinem Gefolge selbst vorgedrungen; dies hatte zur Folge, daß die Franzosen sich wenigstens jedes übermüthigen Vorgehens enthielten.

War auch die Schlacht von den Verbündeten nicht gewonnen worden, so hatte sie doch, gegenüber der Uebermacht des Feindes, den Heldenmuth und die Tapferkeit der Preußen und Russen bekundet; der Bund zwischen den beiden Völkern und zwischen ihren Fürsten war befestigt worden und ganz Deutschland richtete große Hoffnung auf die braven Streiter für die nationale Befreiung. Als ein schwerer Verlust wurde die tödtliche Verwundung des edlen Scharnhorst beklagt.

Die verbündeten Fürsten zogen nach Bautzen, um dort neue Truppen an sich zu ziehen. Napoleon ging zunächst nach Dresden, und nöthigte den König von Sachsen, der in Prag mit Oestreich unterhandelte, nach Dresden zurückzukehren und sich ihm sofort wieder anzuschließen. Dann rückte er gegen die Verbündeten vor.

Diese hatten sich inzwischen bis auf 100,000 Mann verstärkt. Napoleon aber führte ihnen 140- bis 150,000 Mann entgegen und nach einer blutigen Schlacht, in welcher ihm einer seiner besten Feldherrn, der Marschall Soult, zur Seite stand, nöthigte er sie, ihre Stellung bei Bautzen aufzugeben. Die beiden Herrscher wollten hier, wie bei Groß-Görschen, den Kampf noch nicht bis aufs äußerste treiben, weil sie noch große Verstärkungen zu erwarten hatten und auf den baldigen Anschluß Oestreichs hofften. Sie führten ihre Heere nach Schlesien, wohin Napoleon sie verfolgte; aber sie ließen ihn merken, daß es keine Flucht war, denn oft wandte sich ihr Nachtrab um und brachte seinem Vortrab empfindliche Verluste bei. Er nahm deshalb einen angebotenen Waffenstillstand auf sechs Wochen (am 4. Juni) gern an. In Preußen sah man trotz der bisher erlittenen Nachtheile den Waffenstillstand nicht gerne; der König aber sagte in einer öffentlichen Erklärung: „Der Waffenstillstand ist angenommen, damit die Nationalkraft, die mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne. Bis dahin war uns der Feind an Zahl überlegen, und wir konnten nur erst den alten Waffenruhm wieder gewinnen; wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit wieder erkämpfen. Beharrt in eurem festen Willen, vertraut eurem Könige, wirkt rastlos fort und wir werden auch dieses Ziel erreichen."

Während des Waffenstillstandes erregte die Vernichtung der Lützow'schen Reiterschaar viel Theilnahme. Der Major von Lützow hatte sich mit einer Schaar kühner Reiter in den Rücken der französischen Armee begeben und dieselbe fortwährend beunruhigt. Bei Abschluß des Waffenstillstandes wurde festgesetzt, daß diese Reiter bis zum 12. Juni über die Elbe zurückgekehrt sein sollten; sie bekamen jedoch die Nachricht zu spät, und wurden, als sie sich am 17. Juni noch jenseit der Elbe zeigten, von der französischen Reiterei überfallen und zum Theil niedergemacht. Der größere Theil jedoch wurde nur zersprengt und wußte zu entkommen.

Oestreich hatte unterdessen seine Rüstungen fast vollendet, richtete aber seine Anstrengungen zunächst auf die Vermittelung eines für Deutschland ehrenvollen Friedens. In Prag wurde deshalb ein Congreß gehalten, bei welchem Preußen und Rußland auf Oestreichs Absichten eingingen; auch Napoleon schien zuerst dazu geneigt, aber bald zeigte sich, daß er damit nur Zeit gewinnen wollte, um seine ungeheuren Truppenmassen aus Frankreich ganz

heranzuziehen. Deshalb brach man die Unterhandlungen ab und nun erklärte auch Oestreich im Bunde mit Rußland und Preußen den Krieg an Frankreich (12. August). Kaiser Franz I. erließ eine Erklärung, worin er mit großer Mäßigung, aber unwiderlegbarer Kraft der Wahrheit seine Gründe für den Krieg darlegte und unter anderm sagte: Preußens Schicksal liege ihm vor allem am Herzen, Preußens Gefahr sehe er als seine eigene, dessen Wiederherstellung als den ersten Schritt zur neuen Ordnung in Europa an u. s. w.

Die Verbündeten waren durch den Beitritt Oestreichs mit 200,000 Mann den Franzosen an Truppenzahl jetzt nicht nur gleich, sondern fast überlegen. Sie hatten auch den Kronprinzen von Schweden für ihre Sache gewonnen, und ein tüchtiger kriegserfahrener Feldherr war aus Amerika zu ihnen gekommen, der frühere französische General Moreau, welcher sich dem Kaiser Alexander anschloß, um Frankreich und Europa den Frieden und die Freiheit wieder erobern zu helfen.

Die verbündete Armee bestand aus drei Abtheilungen: 1) das Nordheer, 150,000 Mann, unter dem Kronprinzen von Schweden; bei ihm standen Preußen unter Bülow und Tauenzien, Russen unter Winzingerode u. a.; 2) die schlesische Armee, angeführt von Blücher, 95,000 Mann. Sie bestand aus Preußen unter York und Russen unter Langeron und Sacken; 3) die Hauptarmee in Böhmen unter dem Fürsten von Schwarzenberg mit Preußen unter Kleist, Russen unter Wittgenstein, dabei auch die russischen Garden, befehligt vom Großfürsten Constantin, 230,000 Mann. Bei diesem böhmischen Heere befanden sich die drei verbündeten Monarchen.

Auf die Nachricht, daß die böhmische Armee gegen Dresden ziehe, verließ Napoleon seine Stellung in Schlesien, um sich in Eilmärschen dorthin zu begeben. Zugleich marschirte der Marschall Oudinot gegen Berlin, wurde aber vom General Bülow bei Groß-Beeren mit großem Verluste zurückgeschlagen, und die preußische Hauptstadt war von der ihr zugedachten strengen Züchtigung gerettet.

Als Napoleon nach Dresden aufbrach, hatte er den Marschall Macdonald mit 80,000 Mann in Schlesien zurückgelassen. Der Marschall ging über die Katzbach, um eine günstige Stellung für den Angriff zu gewinnen; aber als er mit einem Theil des Heeres den Fluß passirt hatte, ließ Blücher seine Truppen gegen die

Franzosen vorrücken, und während eines fürchterlichen Regenwetters erkämpften die Preußen und Russen hier einen der erfolgreichsten Siege (26. August). Die Franzosen geriethen in die wildeste Flucht und kamen theils im Wasser und im Schlamm um, theils wurden sie gefangen oder zersprengt. Die Macdonald'sche Armee war vernichtet und Schlesien befreit. Blücher, welcher 15,000 Gefangene gemacht hatte, wurde von seinem König zum Feldmarschall und später zum Fürsten von Wahlstatt ernannt, im Munde des Soldaten und des Volkes aber war er von nun an der Marschall Vorwärts, dessen Worte fast unwiderstehlich auf die Truppen wirkten.

Napoleon selbst war bei Dresden fast gleichzeitig mit der böhmischen Armee eingetroffen. Am 26. August, an demselben Tage, wo Blücher an der Katzbach gegen Macdonald focht, kam es bei Dresden zum Kampfe, welcher am 27. August fortdauerte, jedoch zum Nachtheil der Verbündeten ausfiel. Ueber 12,000 Oestreicher wurden gefangen genommen und die Hauptarmee mußte den Rückzug nach Böhmen antreten. Auch Moreau fiel bei Dresden gleich in der ersten Schlacht, wo er gegen sein eigenes Vaterland kämpfte.

Um die Lage der böhmischen Armee zu erschweren, rückte noch von einer andern Seite der französische General Vandamme mit einem trefflichen Heere an; zum Glück für die Verbündeten ging er zu rasch und unbesonnen vorwärts. Er stieß auf die russischen Garden unter Ostermann, welche nur 8000 an der Zahl, aber angefeuert durch die persönliche, muthvolle Theilnahme des Königs von Preußen, gegen 30,000 Franzosen den heldenmüthigsten Widerstand leisteten, bis in der Schlacht bei Culm der französische Feldherr, mit Hilfe des preußischen Generals Kleist, welcher zur rechten Zeit über die Nollendorfer Höhen heranzog, umzingelt, besiegt und mit 12,000 Mann gefangen wurde.

Die verbündeten Herrscher erfuhren fast gleichzeitig mit diesem freudigen Ereigniß die frohe Kunde von den Siegen bei Groß-Beeren und an der Katzbach; sie übertrugen den Dank dafür auf den, ohne dessen gnädigen Beistand auch das kräftigste Wollen der Völker vergeblich gewesen wäre, und feierten am 3. September in Teplitz ein Dankfest für die errungenen Siege; ein neuer schöner Beweis des ernst-sittlichen und religiösen Charakters der damaligen Erhebung.

Napoleon aber gab seine Pläne so bald nicht auf; noch ein-

mal wollte er einen Versuch machen, die wichtige Hauptstadt Preußens in seine Macht zu bekommen, und sandte den Marschall Ney mit 80,000 Mann gegen dieselbe aus. Bei Dennewitz unweit Jüterbog traf dieser auf den General Bülow, welcher ihm in Vereinigung mit den Generalen Tauenzien und Borstell mit nur 40,000 Preußen den verzweifeltsten, aber glücklichsten Widerstand leistete. Die Franzosen flohen in voller Auflösung; ganze Haufen warfen die Waffen weg und suchten den Weg nach der Heimath zu erreichen.

Der Kaiser Napoleon machte vergebliche Versuche, bald durch einen Einfall in Schlesien, bald nach Böhmen hin eine günstige Stellung zu gewinnen; überall wurde er von Blücher und seinen Generalen, sowie von den östreichischen und russischen Feldherren gebührend empfangen, und mußte sich bequemen wieder nach Sachsen zurückzukehren. Seine Lage wurde noch bedenklicher, als Blücher sich dem Nordheere näherte, über die Elbe setzte und York dem General Bertrand bei Wartenburg, wo sich die schlesische Landwehr besonders auszeichnete, eine empfindliche Niederlage beibrachte (daher der Name Graf York von Wartenburg). Die Vereinigung Blüchers mit der Nordarmee fand in Folge dieses Sieges wirklich statt und Napoleon mußte nun besorgen, von Frankreich abgeschnitten zu werden, um so mehr, als auch schon einzelne der kleineren deutschen Staaten von ihm abfielen und sich mit den Verbündeten vereinigten, besonders Baiern durch den Vertrag von Ried. Die Franzosen rückten nun nach Düben, um Blücher zu überfallen; dieser aber war weiter hin nach der Saale gezogen, weil das böhmische Heer sich bei Leipzig sammeln sollte. Nun beschloß auch der Kaiser der Franzosen, sich nach Leipzig zu begeben, wo sich in den Tagen nach dem 12. October die feindlichen Heere zur großen Entscheidung zusammenzogen; die Oestreicher unter dem Fürsten von Schwarzenberg als Oberbefehlshaber, die Preußen unter Blücher, die Russen unter Barclay de Tolly, Wittgenstein u. a., die Schweden unter Bernadotte, zusammen an 300,000 Mann. Die französische Armee zählte noch immer an 200,000, und sie hatte gegen ihre Feinde den Vorzug, unter einem einzigen, allgewaltigen und sieggewohnten Anführer zu stehen. Napoleon unterließ keines seiner gewohnten Mittel, den Ehrgeiz seiner Soldaten vor der Schlacht bis aufs höchste anzufachen; denn er wußte, daß sich hier sein Geschick entscheiden müßte. Auch der Fürst Schwarzenberg sprach mit begeisterten Worten zu

dem verbündeten Heere: „Der wichtige Augenblick des heiligen Kampfes ist erschienen, wackere Krieger! Die entscheidende Stunde schlägt, bereitet euch zum Streite! Russen, Preußen, Oestreicher, ihr kämpft für eine Sache! kämpft für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit eurer Staaten, für die Unsterblichkeit eurer Namen — Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde und der Sieg ist euer!"

Am 16. October begann die gewaltige Schlacht, in welcher die Völker, die von den fernen Grenzen Asiens, von dem mittelländischen und vom atlantischen Ocean herangezogen waren, auf einem Punkte zusammentrafen, um über das Schicksal Europas endlich die blutige Entscheidung herbeizuführen; mit Recht wird sie daher die Völkerschlacht bei Leipzig genannt. Die hart bedrohte Stadt, welche den Mittelpunkt dieser großen kriegerischen Handlung bildete, hörte drei Tage hindurch den Donner, welcher aus 1400 Feuerschlünden dröhnte. Auf drei Seiten zugleich entbrannte der fürchterliche Kampf: das große Heer der Verbündeten kämpfte im Südosten der Stadt bei Wachau u. s. w., ein anderer Theil gegen Bertrand im Westen von Leipzig bei Lindenau, Blücher endlich schlug im Norden eine besondere Schlacht bei Möckern. Mit unerhörter Anstrengung und rühmlichem Heldenmuth wurde von beiden Seiten der Kampf geführt, und niemand soll den Franzosen den wohlverdienten Ruhm schmälern, welchen sie durch ihre Tapferkeit und ihre Ausdauer auch bei Leipzig bewiesen haben. Am Nachmittag des 16. October schien es, als sei der Kampf zu ihren Gunsten entschieden und schon hatte Napoleon eine Siegesbotschaft an den König von Sachsen geschickt; aber es zeigte sich bald, daß er zu zeitig triumphirt hatte, und als sich die Sonne neigte, standen die Heere bei Wachau fast eben so wie bei dem Beginn des furchtbaren Kampfes, wogegen Blücher bei Möckern die größten Vortheile erfochten hatte. Dort hatten die Preußen, besonders die York'sche Abtheilung, den blutigsten Kampf des ganzen Krieges zu bestehen; dreimal mußten sie das Dorf im Sturm nehmen und dreimal wurde es ihnen wieder entrissen, aber zuletzt behielten sie dennoch den Sieg, welcher freilich durch den Tod einer ungemein großen Anzahl muthiger Jünglinge und Männer erkauft war. — Am 17. October versuchte Napoleon noch einmal, die Oestreicher durch lockende Versprechungen zum Abfall von den Verbündeten zu bestimmen; aber der Kaiser Franz wollte davon

nichts hören. Dieser Tag ging ohne größere Waffenthat vorüber, beide Heere bereiteten für den folgenden Tag den erneuerten, entscheidenden Kampf vor. Die Verbündeten erhielten durch die Ankunft des Kronprinzen von Schweden erwünschte Verstärkung von Norden her, und es blieb nun das Netz, welches man um Napoleon gezogen hatte, nur westlich nach Lindenau hin geöffnet. Derselbe hatte seine Stellung am 18. in Probstheida genommen, und um dieses Dorf entbrannte der schrecklichste Kampf, welcher zahllose Opfer verlangte. Zuletzt vermochten die Kämpfenden nicht mehr über die Haufen von Leichen hinwegzukommen. Die drei verbündeten Fürsten wohnten auf einer benachbarten Anhöhe dem fürchterlichen Kampfe bei, und thaten dem Blutbad endlich Einhalt, weil sich die Schlacht auf allen andern Seiten bereits hinlänglich zu ihren Gunsten entschieden hatte. Besonders hatte der Kronprinz von Schweden und Blücher dem Marschall Ney eine große Niederlage beigebracht, und um die Zuversicht Napoleons vollends zu beugen, waren endlich die sächsischen Truppen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zu den Verbündeten übergegangen. Die vereinigten Herrscher erhielten nun eine frohe Siegesbotschaft nach der andern, wogegen Napoleon nur noch daran denken konnte, seinen Rückzug zu decken. Auf einem Hügel neben einer halb zerfallenen Windmühle bei Probstheida saß er auf einem hölzernen Schemel und dictirte die Anordnung des Rückzuges, dann sank er, von Erschlaffung übermannt, bei einbrechender Nacht in einen leichten Schlummer. Nach einer Viertelstunde sprang er auf und eilte nach Leipzig zum letzen Nachtlager.

Noch in derselben Nacht begann der Rückzug der unermeßlichen Schaaren, welche der französische Gewalthaber in seinem unmäßigen Ehrgeize zur Eroberung der Welt herbeigeführt hatte, und welche jetzt gedemüthigt nur den sichern Rückweg nach der Heimath zu gewinnen strebten. In solcher Hast und Angst drängten sie nach dem einen Thore der Stadt, durch welches sie ziehen mußten, daß Napoleon selbst, als er am Morgen des 19. dort hinauseilen wollte, keinen Durchgang zu erlangen vermochte und auf einem andern Wege heimlich wegziehen mußte.

Am Vormittag rückten die Verbündeten in die Stadt ein, die Franzosen aber beeilten, so viel sie konnten, ihre Flucht. Da wurde plötzlich die Brücke über den Elsterfluß, welche sie passiren mußten, in die Luft gesprengt und dadurch ein Theil der französischen Truppen abgeschnitten. Viele versuchten sich durch Schwimmen zu

retten, wobei der polnische Fürst Poniatowski ertrank; über 15,000 Mann mit den Generalen Reynier, Bertrand und Lauriston wurden gefangen genommen, außerdem 25,000 Verwundete und Kranke.

Die verbündeten Herrscher waren, als der Oberfeldherr Fürst Schwarzenberg ihnen die sichere Nachricht von dem Siege gebracht hatte, auf dem Schlachtfelde auf ihre Kniee gesunken, um Gott für diese Gnade zu danken; sie zogen jetzt zusammen in Leipzig ein, entschlossen, den Sieg, welcher Deutschland errettet hatte, zur Begründung einer neuen Ordnung der Dinge zu benutzen.

Die Verfolgung des fliehenden Franzosenheeres übernahm zunächst das schlesische Heer. Bei Hanau trat ihm ein bairisch-östreichisches Heer unter General Wrede in den Weg, Napoleon aber erkämpfte sich mit seiner überlegenen Macht von 80,000 Mann den Durchmarsch und am 2. November schon, also nach 13 Tagen seit der Schlacht bei Leipzig, ging er über den Rhein zurück. Noch war eine Anzahl deutscher Städte und Festungen von den Franzosen besetzt, aber schon am 11. November mußte sich der Marschall Gouvion de St. Cyr in Dresden mit 35,000 Mann auf Gnade und Ungnade ergeben, und im Laufe des Winters capitulirten fast alle Festungen.

Natürlich wurde nun auch das Königreich Westphalen, welches unter französischer Herrschaft mitten in Deutschland bestand, aufgehoben, und die Fürsten von Braunschweig, Oldenburg und Hessen kehrten in ihre Staaten zurück; diejenigen deutschen Länder, welche noch mit Frankreich durch den Rheinbund vereinigt gewesen waren, Württemberg, Baden, Darmstadt u. a. schlossen sich den Verbündeten an; auch Dänemark mußte sich von dem Bündniß mit Frankreich lossagen und Norwegen an das Königreich Schweden und Helgoland an England abtreten, wogegen es Lauenburg erhielt. Nur Hamburg blieb noch von dem französischen Marschal Davoust besetzt und sehr hart bedrückt.

Wie in Deutschland, so wurde auch in Italien den Schöpfungen Napoleons schnell ein Ende gemacht. Der Vicekönig Eugen mußte den Oestreichern weichen, welche die Lombardei in Besitz nahmen, während nach Toscana der Großherzog Ferdinand und nach Rom der greise, vielgeprüfte Pius VII. zurückkehrte. Nicht minder empfindlich für Napoleon war der Verlust von Holland und der Schweiz. Dorthin rückte Bülow mit großer Eile und die befreiten Bewohner des Landes riefen den früheren Erbstatt-

halter als König Wilhelm I. zurück. Die Schweiz war gleichzeitig von einem Theile der östreichischen Armee besetzt worden. Schon früher waren Spanien und Portugal durch Wellington, welcher die Franzosen bei Vittoria aufs Haupt geschlagen hatte, befreit worden.

Aber noch wollte sich Napoleon nicht für überwunden erkennen; das französische Volk hatte zwar keinen Glauben mehr an den Sieg und besonnene Männer riethen zu Friedensunterhandlungen, aber der Kaiser in seiner Vermessenheit wies solchen Rath unwillig zurück. Trotzig sprach er: „Ich stehe an der Spitze von Frankreich, weil mir die Verfassung so gefällt; verlangt Frankreich eine andere Verfassung, so mag es sich einen andern Herrscher suchen. Was ist der Thron? Ein mit Sammt überzogenes Stück Holz. Ich bin der Thron Frankreichs; ich bin der Stellvertreter des Volks. Frankreich braucht mich nothwendiger, als ich Frankreich. Ja, ich bin stolz, weil ich Muth habe; ich bin stolz, weil ich große Dinge ausgeführt habe. Ihr wollt den Frieden; in drei Monaten sollt ihr den Frieden haben, oder ich werde nicht mehr sein!“

Die Verbündeten, welche in Frankfurt Rath hielten, waren noch jetzt geneigt, dem besiegten Feinde ein großes Zugeständniß zu machen, indem sie ihm Frankreich und die Länder bis an den Rhein lassen wollten; aber als die Kunde von seinem unbeugsamen Uebermuth aus Frankreich herüberkam, da beschlossen sie, den Krieg in sein eigenes Land zu übertragen und ihn zum Frieden zu zwingen. Zu gleicher Zeit, wie Bülow in Holland, Schwarzenberg durch die Schweiz vordrang, setzte Blücher über den Rhein, während von Spanien her die Engländer heranzogen und in Italien selbst Napoleons Schwager, Murat, sich von ihm lossagte.

Schon waren die Heere der Verbündeten, Schwarzenberg von Süden, Blücher von Osten her, bis auf 25 Meilen vor Paris gerückt, als Napoleon gegen sie heranzog. Blücher trug bei Brienne und La Rothière von vorn herein einige Siege gegen die Franzosen davon, aber im Laufe des Monats Februar wandte sich das Kriegsglück zu Gunsten Napoleons, welcher hier wieder sein großes Feldherrntalent bewährte. Indem er seine Angriffe bald nach der einen, bald nach der andern Seite richtete, nöthigte er zuerst die Blüchersche Armee durch mehrere glückliche Treffen, besonders bei Montmirail und Chateau-Thierry zum Rückzuge und schlug dann die Schwarzenbergsche Armee, welche nur noch 10 Meilen von Paris stand, bei Montereau, worauf er jubelnd ausrief:

„Ich habe die Hauptstadt meines Reichs gerettet!“ Da der Marschall Augereau gleichzeitig im Süden die Oestreicher bis Genf zurückgedrängt hatte, kannte des Kaisers Uebermuth bald keine Grenzen mehr. Als ihm in den Friedensverhandlungen, welche von den Verbündeten zu Chatillon eröffnet wurden, für sich selbst und für Frankreich sehr gute Bedingungen gestellt, von seinen Verwandten aber die Aufgabe der Herrschaft in Holland und Italien verlangt wurde, rief er in trotziger Verblendung voll Zorn: „Was denken die Feinde von mir? Ich bin jetzt näher an Wien, als sie an Paris!“

Aber er sollte bald erfahren, wie falsch er in seinem Uebermuth gerechnet hatte. Die Schwarzenbergsche Armee war allerdings bis Troyes zurückgegangen, aber nur um nach kurzer Erholung wieder vorzurücken, und Blücher marschirte seinerseits, nachdem er Verstärkungen, die ihm Bülow und der russische General Winzingerode zuführten, an sich gezogen hatte, auf Paris los. Napoleon folgte ihm in größter Nähe und brannte darauf, diesen seinen unermüdlichsten Feind, wie er sicher hoffte, ein für alle Mal zu vernichten. Bei Laon kam es zur entscheidenden Schlacht, in welcher Blücher einen ruhmvollen Sieg erkämpfte. Inzwischen hatte Schwarzenberg den Marschall Oudinot bei Bar-sur-Aube gleichfalls geschlagen. Napoleon, von Blücher verfolgt, stürzte sich nun mit Ungestüm gegen die große Armee; bei Arcis-sur-Aube erreichte er diese, aber die blutige Schlacht, welche er daselbst lieferte, bewies ihm, daß er auch hier wenig Hoffnung im offenen Felde habe. Da, als am folgenden Tage die Schlacht erneut werden sollte, brach er plötzlich mit seinen Truppen auf. Er wollte sich selbst in den Rücken der Feinde begeben, in Elsaß und Lothringen das Volk zum Nationalkrieg aufrufen, und so den feindlichen Heeren den Rückweg abschneiden. Zum Theil gelang es ihm, die Bewohner des Landes zum Aufstande zu bewegen, und schon hielt er seinen Plan für gelungen. Die verbündeten Herrscher aber hatten gute Zuversicht, ließen den Kaiser ziehen und beschlossen, seine Hauptstadt selbst zu erobern. Zu diesem Zwecke vereinigten sich die beiden Heere Blüchers und Schwarzenbergs, und gegen Napoleon ließ man nur eine Heeresabtheilung von 10,000 Mann zurück. Der Entschluß der Verbündeten war ein sehr gewagter, aber bald trafen Nachrichten ein, welche ihren auf echtem Gottvertrauen beruhenden Muth noch erhöhten. Die Oestreicher hatten sich der zweiten Stadt des Reiches, Lyons, bemächtigt; Wellington, von

Spanien kommend, hatte Bordeaux besetzt, und in Paris selbst schien die wankelmüthige Volksstimmung an Napoleon irre zu werden. So rückten die vereinigten Armeen denn voll Siegeshoffnung vor, und nach einer unverhofften Begegnung mit den Marschällen Marmont und Mortier, welche sie bei La Fère besiegten und dann vor sich hertrieben, kamen sie nach angestrengten Märschen am 29. März vor der Hauptstadt an. Die beiden genannten Marschälle hatten in der Eile alle erreichbaren Truppen gesammelt und standen mit 25,000 Mann auf den Höhen des Montmartre im Norden und Osten von Paris, ihres Herrn und Meisters sehnsuchtsvoll harrend. Dieser hatte zu spät seine verwegene Hoffnung auf einen allgemeinen Nationalaufstand aufgegeben, er rückte nun freilich den Verbündeten in Eilmärschen nach, war aber noch 40 Stunden von Paris, als dieselben schon vor dem Montmartre standen. Als er dies erfuhr, eilte er seiner Armee voran, aber doch konnte er nur von fern den Schlachtendonner hören, der schon am 30. März vor Paris erscholl. Die französische Artillerie vertheidigte mit altbewährter Kraft und Tapferkeit die Höhen von Montmartre und Belleville, aber sie vermochte den muthigen Angriffen der Verbündeten nicht zu widerstehen, welche sich am Abend des 30. März im Besitz aller Höhen und Zugänge zu Paris befanden. Unterdeß verbreitete sich in der Stadt die größte Bestürzung; der Bruder Napoleons, der König Joseph Bonaparte, floh mit den Anhängern desselben zur entgegengesetzten Seite der Stadt hinaus, und die ganze Bevölkerung schwebte in Furcht wegen des Schicksals, welches ihr bevorstand; denn sie hatte kein Recht, auf den Edelmuth der Herrscher zu rechnen, welche für alle Unbill Rechenschaft fordern durften, die das französische Volk seit zwei Jahrzehenten in so reichem Maße in Europa geübt hatte.

Am 31., um Mittag, zogen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm (während Kaiser Franz noch in Lyon verweilte) mit dem glänzenden Gefolge ihrer Prinzen, Marschälle, Generale und unter dem Zulauf einer ungeheuren Menschenmasse in die gedemüthigte Hauptstadt ein; hinter ihnen her ein großer Theil ihrer Armeen, die Reiterei und das Fußvolk neben einander, in schönster kriegerischer Haltung und mit klingendem Spiel. Der Pöbel, welcher noch vor wenig Tagen über die hoffnungsvollen Bulletins des Kaisers gejauchzt hatte, jauchzte jetzt eben so den fremden Monarchen als Befreiern von der Knechtschaft zu; aus vielen Häusern wurden die Sieger mit Wehen der Tücher und mit

Blumenschmuck begrüßt. Bald sollte sich dieselbe Erbärmlichkeit der Gesinnung in den hohen Staatskörperschaften selbst zeigen, welche bis dahin dem mächtigen Beherrscher auf alle Weise gehuldigt und geschmeichelt hatten.

Der Kaiser selbst befand sich unterdeß in Fontainebleau, 7 Meilen von Paris, die Kaiserin mit ihrem Sohne und einigen Ministern in Blois an der Loire, von wo aus sie die Regentschaft zu führen unternahm; aber sie mußte bald erfahren, daß das Regiment in die Hände der verbündeten Herrscher übergegangen war, deren vorzüglichster Rathgeber unter den französischen Politikern der weltkluge Fürst Talleyrand wurde, welcher mit seiner kalten, glatten, wohlberechneten, aber gewissenlosen Schlauheit sich jeder Zeit zuerst in eine neue Wendung der Dinge zu finden wußte. Der Kaiser Alexander erließ schon am 1. April im Namen der Verbündeten eine Erklärung, daß sie fortan weder mit Napoleon, noch mit einem Gliede seines Hauses unterhandeln könnten; daß deshalb die Franzosen sich eine andere Regierung wählen sollten. Hierauf sagte sich zunächst der pariser Gemeinderath von Napoleon los und sprach den Wunsch aus, daß die alte Königsfamilie zurückgerufen würde, und schon am 2. April beschloß der Senat (der aus lauter früheren Günstlingen des bisherigen Machthabers bestand) im Namen Frankreichs die Absetzung Napoleons. Dieser weilte indessen noch immer in Fontainebleau, unschlüssig, was er beginnen sollte. Zu spät bot er den verbündeten Fürsten Unterhandlungen an, dann kam er auf den verzweifelten Plan, die Fürsten mit ihren Armeen in Paris einzuschließen und unter den Trümmern der Hauptstadt zu begraben. Aber seine Marschälle selbst versagten ihm hierzu ihre Dienste, und so mußte er auf jedes weitere Unternehmen für jetzt verzichten.

Unter Talleyrands Vorsitz war zunächst eine provisorische Regierung eingerichtet worden; Frankreich selbst sollte über seine neue Regierung beschließen. Da im Süden und Westen der Adel und ein Theil des Landvolks noch immer mit treuer Anhänglichkeit der alten legitimen Königsfamilie ergeben war, so fand der Plan ihrer Rückberufung vorzugsweise günstige Aufnahme, und nachdem Napoleon vergeblich versucht hatte, die Herrschaft wenigstens für seinen Sohn, den König von Rom, zu erlangen, so berief der Senat am 6. April Ludwig XVIII. von Bourbon, den Bruder des unglücklichen Ludwig XVI., frühern Grafen von Provence, als König und mit ihm die ganze Familie der Bourbonen zurück. Napoleon

hätte vielleicht noch einen Versuch des Widerstands gewagt; aber auch seine treuesten Anhänger, die Marschälle Ney, Oudinot, Berthier u. a. fielen von ihm ab, und so entschloß er sich (am 11. April) die unbedingte Abdankung zu unterzeichnen und die Insel Elba als Aufenthalt anzunehmen.

Am 20. April sagte der noch vor kurzem so mächtige Kaiser seinen Grenadieren in dem Schloßhofe von Fontainebleau ein schmerzliches Lebewohl, und reiste der Südküste zu, um sich nach Elba einzuschiffen. Seine Gattin Marie Luise erhielt das Herzogthum Parma, welches sie bis zu ihrem Tode (1847) regiert hat; sein Sohn, der später den Titel eines Herzogs von Reichstadt erhielt, wurde in Wien erzogen, wo er als Jüngling frühzeitig dahin welkte und 1832 starb.

Ludwig XVIII. aber zog am 3. Mai in Paris ein, um den Thron zu besteigen, von welchem sein unglücklicher Bruder 21 Jahre vorher zum Blutgerüste gegangen war.

Am 30. Mai wurde der erste Pariser Friede abgeschlossen, in welchem man großmüthigerweise Frankreich die Grenzen von 1792 ließ, auch keinen Ersatz der Kriegskosten, noch auch die Wiedergabe der geraubten Kunstschätze verlangte. Man wollte das besiegte Volk nicht zu neuem Haß reizen, um der zurückgekehrten Königsfamilie nicht sofort neue Schwierigkeiten zu bereiten; man war vielmehr bemüht, den Franzosen selbst die neue Ordnung der Dinge als eine Befreiung von langer Knechtschaft erscheinen zu lassen. Aus demselben Grunde verließen auch die verbündeten Heere sofort das scheinbar beruhigte Frankreich und die Fürsten begaben sich mit ihren Feldherren zunächst nach London, um dem König von England einen Besuch abzustatten, wobei sie von dem englischen Volke mit dem größten Enthusiasmus empfangen wurden. Besonders feierte die Volksgunst den alten Blücher auf alle Weise.

125. Wiener Congreß. — Wiedererscheinen Napoleons, 1815. Bezwingung desselben durch die Schlacht bei Belle-Alliance.

Im Pariser Frieden war nur das Dringendste über Frankreichs neuen Zustand und künftige Grenzen bestimmt worden; alles Uebrige, was zur Begründung einer neuen festen Ordnung in Europa nöthig war, hatte man für einen sofort zu eröffnenden Congreß aller europäischen Mächte in Wien vorbehalten. Im November trat dieser berühmte Congreß zusammen, welcher der

Ausgangspunkt der neuen staatlichen Zustände Europas wurde; es war eine erhabene Versammlung, wie sie Europa noch nie gesehen hatte. Die gekrönten Häupter mit ihren glänzenden Hofstaaten, und mit ihnen die berühmtesten Staatsmänner aller Nationen waren dort vereinigt; von Oestreich Fürst Metternich, von Rußland Nesselrode, von England Castlereagh und Wellington, von Preußen Fürst Hardenberg und Wilhelm von Humboldt; von Frankreich Talleyrand, vom Kirchenstaat der Cardinal Consalvi u. s. w. Zugleich entfaltete sich neben den ernsten Berathungen das glänzendste gesellschaftliche Treiben, welchem man sich um so unbefangener hingab, als es seit langer Zeit zum ersten Male wieder mit recht freudiger Stimmung geschehen konnte.

Die Hauptaufgabe, welche sich der Wiener Congreß im allgemeinen stellte, war die Geltendmachung des Rechts der alten (legitimen) Fürstenhäuser und die Befestigung der monarchischen Verfassungen gegen die republikanischen Tendenzen, zugleich aber für Deutschland die Herbeiführung eines neuen Staatenbundes zur Erhaltung der innern und äußern Sicherheit des gesammten deutschen Vaterlandes.

Zunächst kam es darauf an, über die nun von französischer Herrschaft befreiten Länder feste Bestimmungen zu treffen. Oestreich bekam zuvörderst Galizien, die illyrischen Provinzen, Tirol und Salzburg zurück, und als Entschädigung für Belgien das lombardisch-venetianische Königreich und Dalmatien, — Preußen erhielt die im Tilsiter Frieden verlorenen Länder wieder und außerdem noch einen Theil von Polen, die Hälfte des Königreichs Sachsen, das frühere Großherzogthum Cleve-Berg und die einst den geistlichen Kurfürsten gehörigen Länder am Mittel- und Unter-Rhein, — in Italien wurden die von Napoleon vertriebenen Fürsten zum Theil mit Gewinn wieder in ihre Herrschaft eingesetzt. Neapel aber mit Sicilien als ein Königreich beider Sicilien unter dem König Ferdinand vereinigt, — Rußland fügte das Königreich Polen seinen Besitzungen, fürerst mit einer besondern Verfassung, hinzu, — in Spanien und Portugal wurden Ferdinand VII. und Johann VI. (von Braganza) wieder auf den Thron gesetzt, — der Schweiz wurden die früher durch Frankreich entrissenen Cantone wiedergegeben, und ihr Gebiet als ein für alle Staaten neutrales anerkannt, — die niederländischen Provinzen endlich wurden mit Luxemburg zu einem Königreich der Niederlande unter dem frühern Erbstatthalter Wilhelm von Oranien vereinigt.

Am schwersten war es, für Deutschland die gewünschte gemeinsame Einrichtung zu finden. Oestreich und Preußen hatten sich schon während des Krieges darüber verständigt, daß die Kaiserwürde nicht erneuert werden solle. Keiner der beiden deutschen Großstaaten wollte und konnte sich dem andern unterordnen. Auch die bedeutenderen Fürsten des aufgelösten Rheinbundes waren gegen die Kaiserwürde; sie lehnten sogar die Bildung eines Bundesstaates ab, welcher eine wirkliche Unterordnung der Einzelnen unter eine starke Oberleitung gefordert haben würde. Dagegen vereinigten sich zuletzt alle deutschen Staaten, sowie Dänemark und Niederlande (für Holstein und Luxemburg), zu einem deutschen Bunde, dessen Gesetze in der Bundesacte (vom 8. Juni 1815) niedergelegt wurden. Der Bundestag, d. h. die Versammlung der Bundesgesandten, erhielt seinen Sitz in Frankfurt a. M.; den Vorsitz in den Sitzungen führte Oestreich. Die Hauptbestimmungen dieser neuen Vereinigung waren folgende: „Des Bundes Zweck ist die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der deutschen Bundesstaaten. — Alle Bundesglieder haben als solche gleiche Rechte. — Die gemeinsamen Angelegenheiten werden durch eine Bundesversammlung besorgt, die ihren Sitz zu Frankfurt am Main hat, und bei welcher Oestreich den Vorsitz führt. — Alle Bundesglieder versprechen, miteinander gegen jeden Angriff zu stehen, und wenn der Bundeskrieg erklärt ist, keine einseitige Unterhandlung mit dem Feinde einzugehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden zu schließen. Sie behalten sich zwar das Recht der Bündnisse aller Art vor, verpflichten sich aber, kein solches zu schließen, welches gegen die Sicherheit des Vaterlandes oder einzelner Bundesglieder gerichtet wäre. Ihre Streitigkeiten bringen sie bei der Bundesversammlung vor.

In Frankreich war unterdeß die Restauration (Wiederherstellung) der bourbonischen Herrschaft nicht ohne manche Schwierigkeiten und innere Beunruhigung vor sich gegangen. Ludwig XVIII. verwarf bald nach seiner Ankunft die von der provisorischen Regierung entworfene Verfassung, weil er es mit der ihm von Gottes Gnaden verliehenen Königswürde unvereinbar hielt, sich eine Verfassung gleichsam durch einen Vertrag aufdrängen zu lassen; dagegen gab er auf den Rath des Kaisers von Rußland gleich darauf aus eigenem Antrieb dem Lande eine Verfassung, in welcher dem Volke eine Mitwirkung bei der Gesetzgebung zugestanden war, indem zwei Kammern, eine Pairskammer

mit erblichen Mitgliedern und eine Deputirtenkammer errichtet und ihnen das Recht der Steuerbewilligung gegeben wurde. Aber die neue Regierung versäumte es, den Geist der Nation, welcher der napoleonischen Herrschaft noch in vieler Beziehung zugeneigt war, zu schonen. Mit großer Uebereilung drängten die Freunde der zurückgekehrten Königsfamilie alle bisherigen Anhänger des vertriebenen Kaisers zurück, besonders aber verletzten sie die Armee und das Volk durch geringschätzige Behandlung der Soldaten, zumal der Garden des Kaiserreichs, und als die zahlreichen Kriegsgefangenen, welche nach dem Friedensschluß aus der fremden Haft entlassen waren, nach Frankreich zurückkehrten, fanden sie in der Mißstimmung des Volks bereits einen günstigen Boden, um ihre Vorliebe für den verbannten Bonaparte wieder zu verbreiten.

Diese Stimmung der Gemüther in Frankreich blieb dem auf Elba gefangen gehaltenen, aber nicht streng bewachten Helden nicht unbekannt; viele seiner früheren treuen Diener, besonders der Polizeiminister Fouché, der Marschall Davoust, der Kriegsminister Carnot u. a. ermunterten ihn zu einem neuen kühnen Streich, und da er gleichzeitig erfuhr, daß die Fürsten und Staatsmänner in Wien über die Ländervertheilung gerade in heftigem Zwiespalt waren, so hielt er den Augenblick für günstig zu einem neuen Versuch, die verlorene Herrschaft wieder zu erlangen. Am 26. Februar 1815 verließ Napoleon Elba mit etwa 1100 alten Soldaten; glücklich entging er den im Mittelmeer kreuzenden Schiffen der Engländer und Franzosen und stieg am 1. März bei Cannes in der Provence ans Land. Bald zeigte es sich, daß er in Bezug auf die Stimmung der Franzosen nicht falsch gerechnet hatte; denn überall im Süden wurde er mit Begeisterung aufgenommen, von Schritt zu Schritt wuchs die Anzahl seiner Getreuen. Mit seiner alten Zuversicht rief er aus: „Mein Adler wird von einem Kirchthurm zum andern durch Frankreich vor mir herfliegen, bis er sich auf dem Thurme von Notre-Dame in Paris niederlassen wird.“ Vergeblich sandte Ludwig XVIII. die Generale gegen ihn aus, welche er für die treuesten hielt; kaum befanden sie sich im Angesicht ihres alten, ruhmgekrönten Kriegsherrn, als sie unwiderstehlich zu ihm hinübergezogen wurden, wie auch alle Truppen und Befehlshaber auf dem ganzen Wege von Cannes bis Paris eben so zu ihm übergingen. In 20 Tagen legte der todtgeglaubte Löwe den Triumphmarsch zurück, und nachdem Ludwig XVIII. von allen, die ihm so eben Treue geschworen, verlassen, nach Gent in

Belgien geflohen war, hielt der Kaiser am 20. März in Paris seinen Einzug, ohne daß ein Blutstropfen geflossen war. Sofort bewährte der schlaue Herrscher auch seine alte Kunst, das Volk durch trügerische Proclamationen zu begeistern. Den Friedliebenden spiegelte er vor, daß er den Pariser Frieden halten und auf jede Eroberung verzichten wolle, zugleich ließ er es scheinen, als könnte er auf Englands und Oestreichs Unterstützung rechnen, wogegen er seine eifrigeren Anhänger durch allerlei glänzende Versprechungen verblendete.

Aber in einem Punkte hatte er falsch gerechnet, darin nämlich, daß er auf eine Uneinigkeit der in Wien versammelten Fürsten Hoffnungen gebaut hatte. Kaum war die Kunde von seiner Rückkehr erschollen, welche ganz Europa mit gerechtem Zorn, aber zugleich mit tiefer Besorgniß erfüllte, so erhoben sich die Fürsten einmüthig zu einem großartigen Beschluß, indem sie Napoleon als einen Störer der Ruhe und des Friedens in Europa, von aller Gemeinschaft der Guten ausgeschlossen und gerechter Strafe anheimgefallen, feierlich in die Acht aller europäischen Völker erklärten. Sofort wurde auch, um dieser Erklärung Nachdruck zu geben, von neuem zum allgemeinen Kriege gerüstet, und die Wehrmänner, welche kürzlich erst aus Frankreich zurückgekehrt waren, legten mit derselben Freudigkeit, wie früher, den kriegerischen Waffenschmuck wieder an, um das Werk der Befreiung Europas nun ein für alle Mal zu beendigen.

Napoleon aber ließ sich von den Abgeordneten des französischen Volks, die er zu einem sogenannten Maifelde nach Paris berufen hatte, von neuem die Kaiserkrone übertragen und nochmals den Eid der Treue schwören, welchen das leichtfertige Volk ihm und seinem legitimen Nachfolger so eben zweimal gebrochen hatte. Darauf rief er das Volk von neuem zu den Waffen, betrieb die Rüstungen mit beispielloser Energie und sprach bald von Millionen, mit denen er ins Feld rücken wollte.

Der Kampf entbrannte zuerst in Italien, wo sein Schwager Murat den Augenblick gekommen glaubte, um sich von dem Bündniß mit Oestreich wieder loszusagen, welches er von Anfang an mehr nothgedrungen als willig eingegangen war. Murat hoffte überdies jetzt die Träume und Hoffnungen vieler Italiener verwirklichen und ein einiges italienisches Reich unter seiner Herrschaft herstellen zu können. Aber sein Plan wurde gar schnell vereitelt;

denn die östreichischen Truppen, welche unverweilt vorrückten, dämpften überall den Aufstand der Italiener und trieben den unglücklichen König vor sich her nach Unteritalien, bis er nach der unglücklichen Schlacht von Tolentino sich nach Frankreich retten mußte. Die in Wien versammelten Fürsten gaben, wie bereits erwähnt, das neapolitanische Reich dem König Ferdinand wieder. Murat machte später noch einen Versuch, das Land wieder zu gewinnen, indem er von Corsica aus in Calabrien landete, aber er wurde gefangen und am 15. October 1815 in Pizzo erschossen. Vom Sohn eines Gastwirths hatte er sich auf einen Thron emporgeschwungen; er starb, wie er gelebt, als tapferer, entschlossener Soldat.

Unterdeß hatten die Verbündeten ihre Armeen gerüstet und auf den Kriegsschauplatz entsendet. Fürst Schwarzenberg mit den Oestreichern, Baiern, Württembergern und Badenern nahm seine Stellung von der Schweiz an bis zum Mittelrhein, Blücher mit seinen Preußen aber und Wellington mit Engländern, Hannoveranern, Braunschweigern u. s. w. standen in den Niederlanden bis an die Nordsee hin, und hier sollte diesmal der entscheidende Kampf stattfinden. Die Russen waren noch nicht herangerückt, sie sollten zwischen jenen beiden Hauptarmeen einrücken. Napoleon war schnell entschlossen, zuerst mit seiner ganzen Macht gegen Blücher zu rücken, um diesen, wie er hoffte, zu vernichten, und dann es mit Schwarzenberg aufzunehmen. Am 11. Juni rückte er von Paris aus, und drei Tage darauf stand er fast angesichts der Feinde. Da redete er seine Truppen in alter, hochfahrender Weise also an: „Soldaten, heut ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, der zweimal das Schicksal Europas entschied. Damals, wie öfters, waren wir zu großmüthig. Wir ließen die Fürsten auf ihren Thronen, die jetzt die Unabhängigkeit Frankreichs bedrohen. Die Unsinnigen! Sie und wir, sind wir nicht noch die nämlichen? Wenn sie in Frankreich einrücken, so sollen sie in Frankreich ihr Grab finden!“ In der That war das französische Heer nicht blos so glänzend und zahlreich als je, sondern auch zum äußersten, verzweifeltsten Kampfe entschlossen. Zuerst griff er mit 130,000 Mann die 80,000 Preußen unter Blücher bei Ligny an. Trotz der tapfersten, ehrenvollsten Gegenwehr mußten die Preußen doch das Feld räumen, und wenig fehlte, daß der greise Feldherr selbst, welcher im dichtesten Gewühl unter sein erschossenes Pferd

fiel, an welchem feindliche Reiterhaufen dicht vorbeijagten, getödtet oder gefangen worden wäre. Gleichzeitig (am 16. Juni) hatte zwischen dem Marschall Ney und Wellington bei Quatrebras ein heftiges Gefecht stattgefunden, in welchem Ney den tapfersten Widerstand leistete und auf Seiten der Verbündeten der edle und brave Herzog von Braunschweig an der Spitze seiner schwarzen Husaren nach heldenmüthigem Vordringen den Tod fand.

Am 17. Juni führten Blücher und Wellington ihre Heere etwas rückwärts, um sich dann leichter vereinigen zu können. Napoleon meinte, es sei ein wirklicher Rückzug, und schickte den Marschall Grouchy den Preußen mit der übermüthigen Weisung nach, dieselben „in den Rhein zu stürzen;" die Engländer dagegen wollte Napoleon selbst am folgenden Tage angreifen. Wellington, welcher gegen die feindlichen 120,000 Mann nur 80,000 hatte, ließ Blücher um zwei Haufen Unterstützung bitten, und erhielt zur Antwort, daß Blücher nicht mit zwei Haufen, sondern mit dem ganzen Heere kommen würde, und am andern Morgen ging durch das ganze preußische Lager der Jubelruf: „Es geht wieder vorwärts!"

Aber schon am frühen Morgen, ehe die Preußen eintreffen konnten, hatte Napoleon den Kampf gegen Wellington eröffnet. Dieser stand auf den Höhen von Mont St. Jean, gegen welche Napoleon seine ganze Heeresmacht mit unbeschreiblichem Ungestüm heranführte. Mit der fürchterlichsten Erbitterung wurde von beiden Seiten gestritten, und es möchte schwer zu entscheiden sein, welches Heer sich tapferer erwiesen. Napoleon aber meinte, zuletzt müsse doch die Uebermacht siegen, und nachdem seine Angriffe schon drei-, viermal zurückgeschlagen waren, trieb er immer neue Heeresmassen die Höhen hinan gegen den unerschütterlichen Feind. Schon bedeckten 10,000 Engländer das Schlachtfeld und die Kämpfenden waren aufs äußerste erschöpft; mit schwerer Besorgniß rief der englische Feldmarschall aus: „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen!" Da auf einmal donnerten die preußischen Kanonen im Rücken des Feindes, und mit Dankesthränen rief der tapfere Feldherr: „Nun, da ist der alte Blücher!" Das preußische Heer hatte wegen der sumpfigen Wege nicht früher herbeikommen können, so sehr auch Blücher, als er von fern den Schlachtendonner hörte, den Marsch beeilt hatte. Jetzt war zwar auch erst ein kleiner Theil seiner Truppen zur Hand, aber mit ihnen rückte er sofort in geschlossenen Reihen die Höhen jenseits des Feindes

herab, erst im Schritt, dann in schnellem Lauf und mit schmetternder Schlachtmusik. Während nun Napoleon einen Theil seines Heeres gegen die Preußen umwenden ließ, wollte er den letzten Augenblick benutzen, um die ermatteten Engländer durch einen nochmaligen verzweifelten Anlauf niederzuwerfen, und ließ den größten Theil seiner berühmten Garden mit fürchterlicher Gewalt gegen sie anrücken. Aber auch Wellington nahm seine letzten Kräfte zusammen, und es entspann sich ein wahrhaft furchtbarer mörderischer Kampf. Die Preußen rückten von der andern Seite im Sturmschritt immer zahlreicher heran, und ihrem Andringen vereint mit der Engländer heftiger Gegenwehr vermochten die Franzosen nicht mehr zu widerstehen. Plötzlich erscholl unter diesen das unheilvolle: Sauve qui peut! (Rette sich, wer kann!) und sofort trat eine gänzliche Auflösung der Schlachtordnung und die wildeste Flucht ein. Alles Geschütz fiel den Verbündeten in die Hände und nur der vierte Theil der französischen Armee wurde gerettet.

Das war die Schlacht von Waterloo oder La Belle-Alliance, so genannt, weil Blücher und Wellington nach derselben an einem Meierhofe dieses Namens, von wo aus Napoleon seine Befehle ertheilt hatte, sich begegneten und freudig umarmten. Und mit Recht führt sie diesen Namen, weil hier so viele Völker in wahrhaft schönem Bündniß für Europas Befreiung kämpften.

Die Verfolgung des flüchtigen Feindes wurde dem General Gneisenau aufgetragen, welcher an der Spitze der Jäger und leichten Reiterei die aufgelösten Haufen in wilder Flucht vor sich herjagte. Fast wäre bei Genappe Napoleon selbst in der Preußen Hände gefallen; so eilig mußte er aus seinem Wagen herausspringen, daß sein Hut, Degen und der schwarze Adlerorden zurückblieb, mit welchem der König von Preußen nun Gneisenau's Brust zierte.

Des großen Abenteurers Schicksal war jetzt entschieden: die Kammern, welche ihm vor wenigen Tagen noch zugejauchzt, stellten jetzt die Forderung an ihn, daß er dem Throne entsage. In der That dankte er zum zweiten Male zu Gunsten seines Sohnes ab, und, da die Verbündeten sich bereits Paris näherten, begab er sich nach Rochefort, um wo möglich nach Amerika zu entkommen. Englische Schiffe aber bewachten den Hafen, und so sah er sich genöthigt, sich einem englischen Schiffscapitain, Maitland, zu ergeben. Dieser ließ ihn an Englands Küste bringen, von wo er,

um ihn für Europa unschädlich zu machen, nach der einsamen Insel St. Helena im großen Weltmeere gebracht und dort als Staatsgefangener streng bewacht wurde. Am 18. October, zwei Jahre nach der Schlacht bei Leipzig, kam er dort an. Nur wenige treue Anhänger, besonders die Generale Bertrand und Montholon und Las Casas theilten seine Gefangenschaft, welche durch die Strenge des englischen Commandanten Hudson Lowe erschwert wurde. Nach sechs peinlichen Jahren, in welchen er seine Memoiren und manche interessante Schrift dictirte, starb er am 5. Mai 1821. In der Nähe einer von zwei Weiden beschatteten Quelle in einem kleinen Thale, wohin er fast täglich gegangen war, hatte er sich seine Grabstätte selbst gewählt. Dort wurde er bestattet. Wie die Vorsehung ihn hoch erhoben hatte, weil er mit seinen gewaltigen Gaben ein wichtiges Werkzeug in ihren Händen, gleichsam eine Zuchtruthe für die Völker war, so wurde er auch wieder tief gedemüthigt, weil er in gottlosem Uebermuth die Quelle seiner Größe nur in sich selbst gesucht, und kein höheres Gesetz anerkannt hatte, als seine sündliche Willkür. Ein warnendes Beispiel für alle Zeiten.

Die Verbündeten marschirten eilig auf Paris und ließen sich durch die Nachricht von Napoleons Abdankung nicht aufhalten. Eben so wenig wurden sie durch den ohnmächtigen Widerstand Davousts, Grouchy's und Vandamme's gehindert, sondern am 7. Juli rückten sie in Paris ein. Die leichtsinnige Hauptstadt wurde jetzt strenger behandelt als bei der ersten Besetzung. Im zweiten Pariser Frieden (20. November 1815) wurde Frankreich auf die Grenzen von 1790 zurückgeführt, das ganze Land blieb eine Reihe von Jahren mit fremden Truppen belastet, indem in 17 Festungen 150,000 Mann unterhalten werden mußten. Außerdem wurde dem Volk die Zahlung von 700 Millionen Francs Kriegsentschädigung auferlegt und die Herausgabe aller eroberten Kunstschätze gefordert. Vergeblich wünschte Preußen, daß jetzt endlich auch die alten deutschen Provinzen Lothringen und Elsaß den Franzosen entrissen würden; diese Forderung scheiterte an dem Widerspruch Englands und Rußlands.

Unter dem Schutz der verbündeten Mächte war auch Ludwig XVIII. von Gent nach Paris zurückgekehrt, und begann den Neubeginn seiner Herrschaft mit einer Reihe strenger Maßregeln gegen die Anhänger der gestürzten Herrschaft. Zum Theil wurden sie ihrer Aemter entsetzt, zum Theil verbannt, einige sogar zum

Tode verurtheilt, vor allen der Marschall Ney, welcher bei Napoleons Rückkehr von Elba, zu dessen Bekämpfung ausgesandt, treulos zu ihm übergegangen war. Er wurde von den Pairs zum Tode verurtheilt und im Garten des Luxemburg erschossen, wodurch die Regierung Ludwig XVIII. sich von vorn herein die Mißbilligung eines großen Theiles der Bevölkerung zuzog. Die Mitglieder der napoleonischen Familie mußten sich ins Ausland begeben.

Zweite Periode.

Von der Stiftung der heiligen Allianz bis zur Februar-Revolution 1815—1848.

126. Der heilige Bund. — Deutschland und Europa bis zum Congreß von Verona, 1823.

Durch die Geschichte der europäischen Staaten nach dem 30jährigen Kriege, besonders in den letzten Jahrzehnten vor und nach der französischen Revolution schien es offenbar geworden zu sein, daß der Geist der nur auf den Vortheil berechneten Staatskunst bei den Cabinetten, sowie bei den Völkern der Geist religiöser Indifferenz und eines leichtsinnigen Aufgebens alter Sitten mehr als einzelne Umstände und zufällige Thaten an den großen allgemeinen Unglücksfällen schuld gewesen seien. Die drei Herrscher, deren Bündniß endlich den Folgen der Revolution Halt geboten und einen sichern Rechtszustand in Europa äußerlich hergestellt hatte, wollten sich mit diesem Ergebniß ihrer Thätigkeit nicht begnügen, sondern sie wünschten, die ganze künftige Entwickelung des europäischen Staatenlebens auf einer bessern, sittlichen Grundlage zu befestigen, und schlossen zu diesem Zweck den heiligen Bund. Derselbe sollte an die Stelle der bisherigen, nur auf Weltklugheit und Berechnung des Vortheils begründeten Politik eine christliche treten lassen, indem die Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe, des Friedens sowohl der Verwaltung der Staaten im Innern, als auch der Leitung ihrer gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu Grunde liegen sollten. Die Fürsten verpflichteten sich untereinander, die höchsten und heiligsten Zwecke der Völker und Regierungen immer zur Richtschnur ihrer Handlungen zu machen. Sie gelobten

„gemäß den Worten der heiligen Schrift, die allen Menschen befiehlt, sich als Brüder zu lieben, durch die Bande der wahren und unauflöslichen Liebe verbunden zu bleiben, sich stets Beistand und Hülfe zu leisten; ihre Unterthanen als Familienväter zu beherrschen; die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Sie betrachteten sich nur als Glieder einer und derselben christlichen Nation, von der Vorsehung beauftragt, die Zweige einer Familie zu regieren." Dieser große und schöne Gedanke ging zunächst von dem religiös-schwärmerischen Kaiser Alexander aus, wurde aber von dem ernst-frommen Friedrich Wilhelm und von dem biedern Franz mit großer Bereitwilligkeit aufgenommen, und bald traten fast alle übrigen Fürsten, außer England und dem Papst, dem heiligen Bunde bei.

Leider hat derselbe theils wegen mancher betrübender Einflüsse, welche wir noch erwähnen werden, theils wegen des innern Widerspruchs dieses idealen Strebens mit dem sonstigen Wesen der Staatskunst, die schönen Früchte nicht gebracht, welche die frommen Urheber sich versprochen hatten; doch hat er lange auf das friedlich einträchtige Wirken der Mächte Einfluß gehabt und wird für immer ein denkwürdiges Zeugniß der durch schwere Prüfungen geläuterten Gesinnung seiner Gründer bleiben.

Die ersten Jahre, welche auf die ruhmvollen Kriegsjahre folgten, waren für Deutschland nicht so glücklich, wie man es wohl hätte erwarten können; nach den großartigen Kämpfen gegen den fremden Feind machten sich beklagenswerthe innere Meinungskämpfe geltend, welche an die Stelle der jüngsten freudigen Begeisterung bald eine unglückselige Verbitterung der Gemüther treten ließen. Statt der Einigkeit und des Vertrauens zwischen den Fürsten und ihren Völkern, welche so eben einmüthig zur Errettung des Vaterlandes zusammen gewirkt hatten, schlich sich bald ein Geist gegenseitigen Mißtrauens ein, welcher die besten Früchte der neuen Friedenszeit verkümmerte.

Während des Kampfes gegen Frankreich hatte nur ein Gedanke und ein Wille alle Herzen beseelt, der Gedanke, das Vaterland zu befreien, und der Wille, dabei zu siegen oder zu sterben. Als jedoch das glorreiche Ziel erreicht war, trat die Frage in den Vordergrund, was nun in Deutschland an die Stelle der früheren Zustände treten sollte; und wie die Ansichten hierüber bei den Staatsmännern auf dem wiener Congreß selbst sehr getheilt waren, so noch mehr zwischen den Regierungen und den Völkern. Sowohl

über die künftige Einrichtung des ganzen deutschen Vaterlandes, wie über die Verfassung in den einzelnen Staaten entstanden die heftigsten öffentlichen Streitigkeiten. Ein Theil von denjenigen gerade, welche die Befreiung des Vaterlandes am thätigsten vorbereiten geholfen hatten, stellte jetzt Anforderungen an die Regierungen, welche diese fürerst nicht befriedigen zu können glaubten. Gleich nach dem Tilsiter Frieden hatte sich unter dem heimlichen Schutz der allverehrten Königin Luise selber unter dem Namen des Tugendbundes ein Verein gebildet, welcher seinen Mitgliedern die strengste sittliche und geistige Ausbildung zur Pflicht machte, dessen geheimes Bestreben aber zunächst auf die Befreiung des deutschen Vaterlandes gerichtet war. An der Spitze des Bundes stand der Minister Stein, zu den Mitgliedern gehörten Prinzen des königlichen Hauses und Männer wie Scharnhorst, Gneisenau, York, Schill, Schleiermacher, Niebuhr u. a. Von ihnen ging vorzüglich die geheime Anregung zu dem feurigen Aufschwung aus, welcher die Wunder der Tapferkeit und der patriotischen Hingebung im Freiheitskriege bewirkte. Als aber die Befreiung von dem fremden Joch erkämpft war, da nahm der schwärmerische Geist der Freiheit und Vaterlandsliebe, welche den Tugendbund beseelte, eine andere Richtung. In ihrer Begeisterung für das deutsche Vaterland wünschten viele, daß Deutschland zu einem einigen mächtigen Reich würde; die Größe der gegen Frankreich errungenen Erfolge ließ sie die Hindernisse übersehen, welche der Erreichung jenes Wunsches damals noch entgegenstanden. Sie waren mißvergnügt über das unvollkommene Band der Einigkeit, welches der wiener Congreß durch die deutsche Bundesacte geschaffen hatte, und machten ihrem Unwillen in öffentlichen Schriften Luft. Daß noch über ein halbes Jahrhundert verfließen würde, bis ein einiges Deutschland wiedergewonnen sei; daß zur Erfassung dieses Zieles mehr nothwendig sei, als die Abschüttelung der französischen Zwingherrschaft; daß Völkerstürme, Umwälzungen, blutige Kriege, vor allem aber das Einleben des Einheitsgedankens in den Sinn des Volkes den noch weiten Weg erfüllen würden, welchen die göttliche Vorsehung dem deutschen Volke bestimmte, — dies alles hätten in jenen Zeiten die Wenigsten geglaubt.

Auch die Begeisterung für die Freiheit, welche der Tugendbund genährt hatte, nahm jetzt eine andere Richtung. Ein Theil der Mitglieder war von den Ideen, welche die französische Revolution verbreitet hatte, lebhaft ergriffen, und verlangte die Umän-

derung der bestehenden Verfassungen im Sinne der größten Freiheit und der Betheiligung des Volks an der Regierung. Zwar gaben die meisten deutschen Fürsten ihren Völkern wirklich sehr bald neue Verfassungen, bei welchen den herkömmlichen oder neugebildeten Landständen gewisse Rechte eingeräumt waren; aber jene Anforderungen wurden damit nicht befriedigt, weil im Vergleich mit denselben die neuen Verfassungen nicht freisinnig genug erschienen. Preußen und Oestreich, die beiden deutschen Hauptstaaten, widerstanden überdies dem Verlangen nach Einführung einer freien Verfassung und dadurch erhielt das Mißvergnügen neue Nahrung. Zwar hatte Preußen schon seit dem Unglücksjahre 1806 allmählich alle seine Verwaltungseinrichtungen in einer Weise umgestaltet, womit der weitern Entwickelung der größte Spielraum gewährt war. Nicht blos in dem Heerwesen war durch den Grundsatz der abgemeinen Volksbewaffnung eine tiefgreifende Aenderung eingetreten, sondern auch in der ganzen Staatsverwaltung war jedes unbillige Vorrecht aufgehoben und jedem Tüchtigen der Zugang zu allen Aemtern eröffnet worden. Dem Bauer war statt der frühern drückenden Abhängigkeit der freie Grundbesitz gesichert worden, und die Städte hatten eine Verfassung erhalten, wobei jedem Bürger die Theilnahme an der Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten gewährt war. Alle die innern Verbesserungen, welche man in Frankreich und anderwärts durch blutige Revolutionen erzwungen hatte, waren in Preußen auf friedlichem Wege durch eine weise Regierung durchgeführt worden; eben deshalb hätte man nun den König und seine Rathgeber nicht durch unruhiges Drängen darin bedenklich machen sollen, ob der geeignete Zeitpunkt da sei, auch die Verheißung auf eine Volksvertretung zu erfüllen. Ein Anfang dazu wurde überdies bald gemacht, indem fürerst die Provinzialstände zusammenberufen wurden, woraus nach der Absicht des Königs allmählich eine allgemeine Ständeversammlung gebildet werden sollte. Mit diesem besonnenen Vorschreiten aber waren die feurigen Freunde der Freiheit nicht zufrieden, und besonders wurde die Jugend auf den deutschen Universitäten immer aufgeregter über die angebliche Vorenthaltung der Rechte, welche der Nation in den Freiheitskriegen versprochen worden seien. Bekanntlich hatte die akademische Jugend sich mit begeisterter Hingebung an der allgemeinen Erhebung betheiligt; unter ihr hatte der Tugendbund auch früher schon seine Bemühungen zur Herbeiführung einer bessern Zeit eifrig betrieben. Nachdem nun eine Menge muthiger, tapferer

Jünglinge mit Ehren aus dem Kampfe zurückgekehrt war, entwickelte sich auf den deutschen Hochschulen ein kräftiges, lebendiges Treiben, an welches sich leider manche große und traurige Verirrung anknüpfte. Die jungen Leute, welche geholfen hatten, das Vaterland befreien, glaubten sich auch berufen, bei der Verbesserung der inneren Zustände ein einflußreiches Wort mitzusprechen, obwohl sie hierzu die nöthige Geistesreife unmöglich besitzen konnten. Die sich bildende sogenannte Burschenschaft, welche zunächst bestimmt war, einen gemeinsam deutschen Sinn im Gegensatz zu den einzelnen Landsmannschaften zu pflegen, und besonders einen gewissen sittlichen Ernst unter den Studirenden zu verbreiten, wurde bald auch zu einem Herde der sogenannten Freiheitsbestrebungen und der Feindseligkeit gegen die damaligen Regierungen. Derselbe Geist herrschte in den sogenannten Turnvereinen, welche auf Anregung des Turnlehrers Jahn in ganz Preußen und in einem großen Theil Deutschlands gebildet worden waren, welche aber bald nicht blos dem Zwecke der körperlichen Kräftigung, sondern auch der Beförderung politischer Freiheitszwecke dienen mußten, und ein unklares Streben der Jugend nach unausführbaren Idealen der Staatenverbesserung beförderten. Natürlich wurden die Regierungen durch diese öffentlichen Verirrungen auch ihrerseits in ihrem Vertrauen zu dem Volksgeist verletzt und hierdurch an der Gewährung der größeren Freiheiten, welche die Jugend in ungezügeltem Drang erstrebte, gerade noch mehr zurückgehalten.

Die gegenseitige Verstimmung und die Spannung der Gemüther erreichte einen bedenklichen Grad, als bei mehreren großen Nationalfesten der Geist der sogenannten Freiheitsbestrebungen sich öffentlich bekundet hatte. Vorzüglich erregte im J. 1817 die Feier des 18. Octobers auf der Wartburg bei Eisenach allgemeine Aufregung in Deutschland. Auf eine Einladung der Jenaer Burschenschaft waren Abgeordnete von allen Hochschulen Deutschlands zur Feier des dreihundertjährigen Andenkens der Reformation und zugleich zur Feier des Gedenktages der Leipziger Schlacht am 18. October in Eisenach zusammengekommen und zogen, die schwarz-roth-goldene Fahne voran, in feierlichem Zuge nach der Wartburg. Dort wurden nach einer zum Theil erhebenden Feierlichkeit von mehreren Seiten die aufregendsten Reden über die damaligen Zustände und über die herbeizuführende bessere Zukunft gehalten, und zuletzt trat ein Student aus Berlin auf und verbrannte, in Nachahmung des Lutherschen Verfahrens mit der päpstlichen Bannbulle,

unter allgemeinem Jubel eine Anzahl von neueren Schriften, welche zur Vertheidigung der damaligen Regierungspolitik im Widerspruch mit dem Zeitgeist geschrieben waren.

Dieser Vorgang erzeugte natürlich die größte Mißstimmung bei den Regierungen, und hatte in einzelnen Staaten manche strenge Maßregel zur Folge. Als die Fürsten bald darauf im Aachener Congreß versammelt waren, um sich über die französischen Verhältnisse zu berathen, mußte ihre Aufmerksamkeit auch auf die Stimmung in Deutschland gelenkt werden, und sie beschlossen, deshalb bald besondere Berathungen zu halten.

Indessen aber erreichte der Geist ungeduldiger Aufregung, welcher die Jugend ergriffen hatte und welcher zum Theil die besten, edelsten Kräfte verwirrte, die höchste Stufe. In Jena vor allem bildete sich ein wahrhaft revolutionairer Club, in welchem Grundsätze, wie sie die Jacobiner in Frankreich verkündet hatten, lebhaften Anklang fanden, und wo man die Lehre predigen hörte: „der Baum der Freiheit müsse mit Blut gedüngt werden.“ Nur allzu bald zeigte eine blutige That, wieweit die Gemüther durch solche Lehren schon erhitzt waren.

Ein russischer Staatsrath Kotzebue (der Verfasser vieler beliebter Theaterstücke) lebte in Weimar, von wo aus er an den russischen Hof Berichte über die deutschen Zustände schrieb, welche natürlich der Richtung der freisinnigen Studenten wenig günstig waren. Einer dieser Berichte war aufgefangen und in einer Zeitung abgedruckt worden. In dem erwähnten Club zu Jena befand sich nun ein Jüngling von feurigem Gemüthe und großer Entschlossenheit, Karl Sand aus Wunsiedel, der Sohn gebildeter Aeltern; von früh auf hatte er große Neigung zur Schwärmerei gezeigt. Aufgeregt durch die blutdürstenden Reden seiner Genossen beschloß er, den Kotzebue, welcher unter ihnen als russischer Spion galt, zu ermorden, um dadurch dem Volke ein Zeichen zu mannhafter Erhebung zu geben. Er stellte sich in seinen Träumen dem Arnold von Winkelried gleich, und wollte durch seinen Tod „der deutschen Freiheit eine Gasse“ bereiten.

Er begab sich im März 1819 nach Mannheim, wo Kotzebue sich gerade aufhielt, und ließ sich bei ihm melden, unter dem Vorwand, ihm einen Brief zu überreichen. Kaum war er aber in das Zimmer getreten, als er einen Dolch hervorzog und ihn mit den Worten: „Hier, Verräther des Vaterlandes!“ tödtlich traf. Als auf des Sterbenden Angstruf seine Familie herbeieilte, drückte Sand

den Dolch in die eigene Brust, eilte auf die Straße und rief dem Volk zu: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland!“ Er wurde ins Hospital gebracht und am Leben erhalten, bald darauf aber hingerichtet.

Die blutige That, welcher bald ein ähnlicher Mordversuch auf den nassauischen Regierungspräsidenten von Ibell folgte, rief an den Höfen und in den höheren Kreisen eine um so größere Entrüstung hervor, als es nicht an öffentlichen Stimmen fehlte, welche dieselbe zu beschönigen, ja fast zu verherrlichen bemüht waren. Man glaubte, daß ein Geheimbund bestehe, um die mißliebigen Staatsmänner zu ermorden und eine allgemeine Umwälzung herbeizuführen. Jedenfalls aber schien es nothwendig, den revolutionairen Bestrebungen mit aller Kraft entgegen zu treten.

In einem Congreß zu Karlsbald vereinigten sich die Bevollmächtigten der deutschen Regierungen zu gemeinsamen Maßregeln (1819). Es wurde eine allgemeine Untersuchungscommission für die sogenannten „demagogischen Umtriebe“ in Mainz niedergesetzt, die burschenschaftlichen Verbindungen auf den Universitäten wurden verboten, die besondern Turnanstalten und Turnvereine aufgehoben, alle Universitäten unter die genaue Aufsicht besonderer Regierungsbevollmächtigter gestellt und einzelne, besonders verdächtige Universitätslehrer verhaftet oder entlassen.

Da ferner ein Artikel der Bundesverfassung vom Jahre 1815, worin landständische Verfassungen für alle Staaten versprochen waren, besonders viel Veranlassung zu überspannten Hoffnungen und Forderungen gegeben hatte, so wurde in einem erneuerten Congreß zu Wien (1820) jener Artikel durch die sogenannte Wiener Schlußacte dahin erklärt, daß die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupt des Staats vereint bleiben müsse, daß ferner die Bundesfürsten durch keine landständische Verfassung in der Erfüllung ihrer Bundesverpflichtungen gehindert oder beschränkt werden könnten. Hierdurch ist die Bundesversammlung seitdem zum Hauptfinderniß der auf Einführung von Volksvertretungen gerichteten Bestrebungen geworden, und deshalb wurden gegen sie besonders die Angriffe der Liberalen gerichtet.

Durch diese Parteistreitigkeiten, an welchen sich fast alle Gebildeten betheiligten, wurde das Glück, welches die deutschen Staaten nach der Wiederherstellung des Friedens hätten genießen können, sehr beeinträchtigt, und auch die milde und väterliche Regierung des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen wurde dadurch

getrübt, obgleich Preußen sich bald nach dem Kriege zu einer immer größern Wohlfahrt erhob. Wie bereits erwähnt, gehörten gerade viele von denen, welche an der patriotischen Erhebung großen Antheil gehabt hatten, jetzt zu den Mißvergnügten, und der König mußte sich zum Theil von denjenigen seiner Diener lossagen, welche in den Tagen der Befreiung die wesentlichsten Dienste geleistet hatten. Nur sehr allmählich konnte gegenseitiges Vertrauen sich wieder entwickeln, wozu in Preußen die unverkennbaren Früchte einer vortrefflichen, weisen Verwaltung besonders beitrugen. — In vielen Herzen aber lebte der Mißmuth über die gescheiterten Pläne und über die Unterdrückung des gehofften freiern Lebens fort, bis er sich später nach neuen revolutionairen Ereignissen in Frankreich wieder in Thaten zeigte.

In Frankreich war, wie bereits erwähnt, die neue Herrschaft Ludwigs XVIII. mit großer Strenge gegen die Anhänger der gestürzten Regierung aufgetreten und hatte dadurch von vorn herein ihre Stellung sehr erschwert. Ludwig XVIII. selbst wäre wohl zu einer größern Milde geneigt gewesen, aber seine eifrigsten Anhänger, die Royalistenpartei, ließen ihm die größte Strenge als dringende Pflicht erscheinen. Sein Bruder, der Graf von Artois, und die Herzogin von Angoulème (Tochter Ludwigs XVI.), welche aus ihrer traurigen Jugend den unversöhnlichsten Haß gegen alles in sich trug, was mit der Revolution in Verbindung stand, dienten den heftigsten Royalisten im Stillen als Führer und bemühten sich, dem Adel und der Geistlichkeit so viel als möglich von dem alten Ansehen und von den alten Vorrechten wieder zu verschaffen. Die Kammern, welche nach der Wiederherstellung des Königthums gewählt worden waren, bestanden großentheils aus so eifrigen Royalisten, daß sie die Regierung selbst zu noch entschiedenerm Auftreten antrieben, bis der König, besorgt über die Wirkungen dieser schroffen Politik und geschreckt durch die blutigen Auftritte, welche im Süden Frankreichs der Fanatismus der Katholiken gegen die Protestanten veranlaßte, die Kammern auflöste.

Der Herzog von Richelieu, welcher bald darauf an der Spitze des Ministeriums stand, war bei dem Kaiser Alexander sehr gut angesehen und benutzte dieses Verhältniß, um Frankreich früher, als man es hätte erwarten können, von der Last der fremden Truppenbesetzung zu befreien. Die Mächte, welche den Pariser Frieden geschlossen hatten, hielten einen neuen Congreß in Aachen, wo sie die Lage Frankreichs näher in Betracht zogen und

auf Richelieu's beredte Vorstellungen sich überzeugen ließen, daß die Ruhe in Frankreich soweit wieder gesichert sei, um des Schutzes der fremden Armeen nicht mehr zu bedürfen. Am 1. October 1818 wurde daher die Räumung des französischen Gebiets beschlossen und gleich darauf wurden auch die Bedingungen in Betreff der Schuld, welche Frankreich noch an die Mächte zu zahlen hatte, auf eine für die Besiegten sehr günstige Weise geregelt. Ludwig XVIII. wurde nun mit in den heiligen Bund aufgenommen, und dieser in der Form eines geheimen Vertrags unterzeichnet, worin die Bevollmächtigten von Oestreich, Frankreich, England, Preußen und Rußland erklärten, daß ihre Höfe fest entschlossen seien, sich in allen gegenseitigen Beziehungen niemals von dem Grundsatze der Einigkeit zu entfernen, die sie bisher geleitet habe, und der durch die christliche Verbrüderung der Souveraine untereinander unauflöslich geworden sei; daß diese Vereinigung keinen andern Zweck habe, als die Erhaltung des allgemeinen Friedens und daß die Mächte, wenn zur Erreichung dieses Zweckes besondere Zusammenkünfte nöthig würden, dieselben durch diplomatische Mittheilungen festsetzen wollten. Es war dieser Vertrag für die Erhaltung des Friedens gewiß von großer Wichtigkeit und nicht unerheblich war es, daß in Aachen auch der König von England Georg III. sich dem heiligen Bunde anschloß.

Im Gegensatze gegen die Absichten der streng-royalistischen und kirchlichen Partei in Frankreich, welche an dem Grafen von Artois nach wie vor ihren Führer hatte, bildete sich nach und nach der Liberalismus innerhalb und außerhalb der Kammern wieder zu einer größern Partei heraus, und während die Liberalen kluger Weise zuerst nur die gemäßigteren Ministerien gegen jene schrofferen Royalisten unterstützt hatten, traten sie bald selbständiger und kühner gegen die Regierung auf, und in ganz Frankreich war die offene und geheime Thätigkeit ihrer Opposition bald nicht mehr zu verkennen. In die Kammern wurden nun auch schon wieder Männer von entschieden revolutionairer Gesinnung gewählt, selbst solche, welche einst im Nationalconvent für den Tod Ludwig XVI. gestimmt hatten. Die Royalisten erkannten hierin ein Zeichen offener Feindseligkeit gegen die wieder hergestellte bourbonische Herrschaft und hörten nicht auf, den König wegen seiner vertrauensvollen Milde zu warnen. Ihre Vorstellungen erhielten eine traurige Unterstützung durch eine Mordthat, welche den Hof in seinen theuersten Hoffnungen tödtlich traf. Der Herzog von Berry,

auf welchem, da der König selbst und sein Brudersſohn, der Herzog von Angoulème, kinderlos waren, die ganze Zuversicht der bourbonischen Nachfolge beruhte, wurde am 13. Februar 1820 ermordet. Er hatte seine Gemahlin in die Oper begleitet, und trat Abends 11 Uhr, von seinen Adjutanten umgeben, aus dem Opernhause heraus, um wieder in den Wagen zu steigen; da ergriff ihn ein Unbekannter heftig an der Schulter und stieß ihm ein Messer tief in die Brust. Mit dem Rufe: „Ich bin ermordet,“ sank er nieder und am andern Morgen verschied er. Der Mörder wurde ergriffen und gestand, er heiße Louvel und habe sich seit 1814 schon gelobt, alle bourbonischen Prinzen zu ermorden; mit dem Herzog von Berry habe er den Anfang machen wollen, weil auf ihm die letzte Hoffnung des Stammes der Bourbonen beruhe. Er leugnete, Mitschuldige oder Mitwissende zu haben.

Der Eindruck dieses Verbrechens war in allen Kreisen ein ungemein tiefer, besonders aber benutzten die Royalisten denselben, um dem König die Nothwendigkeit einer entschiedenern Politik zum Bewußtsein zu führen, was ihnen auch gelang. Es wurden einzelne strenge Maßregeln, besonders in Bezug auf die Presse und das Wahlrecht getroffen; aber die eifrigsten Royalisten waren hiermit noch nicht zufrieden, bis einer der ihrigen, Villèle, an die Spitze des Ministeriums gestellt wurde, und nun die Grundsätze seiner Partei mit aller Entschiedenheit durchzuführen suchte, wobei es in den Kammern und im Lande zu manchen Versuchen offnen Widerstandes kam. Unter diesem Ministerium wurde trotz der heftigen Opposition der Liberalen auch die Aussendung einer Hülfsarmee unter dem Herzog von Angoulème zur Unterstützung des Königs von Spanien gegen die dortige Revolution beschlossen und ausgeführt. Die französische Armee drang bis Cadiz vor und setzte den König wieder auf den verlorenen Thron.

In Spanien hatte Ferdinand VII. nach der Besiegung der Franzosen durch den Herzog von Wellington, dem Willen der Großmächte gemäß, im Jahre 1814 die Herrschaft wieder angetreten. Er war ein hinterlistiger, argwöhnischer Mensch, und brachte den bittersten Haß gegen alle Anhänger der gestürzten Regierung mit zurück. Durch einen Gewaltstreich schaffte er die in seiner Abwesenheit eingeführte Cortesverfassung wieder ab und suchte alle Zustände und Mißbräuche des alten unumschränkten Königthums wieder herzustellen. Dem Adel und der Geistlichkeit wurden die früheren Vorrechte und Steuerbefreiungen wieder ge-

währt, die Klöster wieder hergestellt, die Jesuiten kehrten zurück und mit ihnen die Inquisition mit ihren früheren Schrecken. Die Anhänger des vertriebenen Königs Joseph (die Josefinos) wurden bei Todesstrafe aus dem Reich verbannt und selbst viele, welche das Vaterland ruhmvoll vertheidigt hatten, entgingen der grausamen Verfolgung nicht. Die Empörungen, welche in Folge dieser Gewaltmaßregeln in mehreren Provinzen entstanden, wurden mit großer Strenge unterdrückt. Als nun aber die Colonien in Südamerika die Fahne des Aufruhrs aufpflanzten und gegen diese ein Heer in Cadiz versammelt wurde, brach hier eine Militairverschwörung aus, welche für die vielen Unzufriedenen im Lande ein Zeichen zur Erhebung gegen die Regierung wurde. In Cadiz wurde die Constitution der Cortes wieder ausgerufen und dem absoluten Königthum der Krieg erklärt. Dasselbe geschah in mehreren Provinzen, wo geheime revolutionäre Gesellschaften schon längst die Gemüther bearbeitet hatten. Der König vermochte den Aufstand nicht anders zu beschwören, als indem er sich zur Annahme der Constitution bereit erklärte (1820) und die Cortes einberief. Kaum aber waren diese vereinigt, als sie nach dem Beispiel der früheren französischen Versammlungen alle Staatseinrichtungen umzustürzen unternahmen und dadurch nicht nur den äußersten Widerstand des Adels und der Geistlichkeit, sondern auch eines Theiles des Volkes hervorriefen. Die Freunde des alten Königthums richteten eine besondere Regentschaft (Junta) ein und beriefen eine sogenannte „Glaubensarmee“, um den König aus den Banden der Cortes zu befreien. Ueberall entbrannte ein blutiger Bürgerkrieg.

Aehnliche Vorgänge fanden in Portugal und in einzelnen Ländern Italiens statt. In Portugal war Johann VI. wieder als König eingesetzt worden, lebte aber in Brasilien und ließ das Mutterland durch eine Regentschaft, an deren Spitze der englische Befehlshaber, Lord Beresford, stand, beherrschen. Auch hier entstand aber im Jahre 1820 eine Militairverschwörung und ein Volksaufstand; es mußte gleichfalls eine constitutionelle Verfassung mit den freisinnigsten Einrichtungen eingeführt und von dem König Johann für Portugal und für Brasilien beschworen werden.

In Italien war das Volk durch geheime revolutionaire Gesellschaften (Carbonari), welche die Einführung demokratischer Einrichtungen und zugleich die Vereinigung ganz Italiens zu einem großen Staate zum Zweck hatten, schon lange bearbeitet worden,

und ermuthigt durch die Ereignisse in Spanien, zwangen die Verschwörer zuerst durch eine glückliche Revolution in Neapel, an deren Spitze Pepe stand, den König zur Annahme der spanischen Constitution, welche nach blutigem Kampfe auch in Sicilien eingeführt wurde (1820). Bald darauf wurde auch der König Victor Emanuel von Sardinien, welcher nach seiner Wiedereinsetzung gleichfalls alle alten Einrichtungen wieder zur Geltung gebracht hatte, durch einen von Militair und Studenten erregten Aufstand überrascht. Er wollte die Herrschaft seinem Bruder abtreten, bis zu dessen Ankunft der Prinz Albert von Carignan, welcher selbst bei der Verschwörung betheiligt gewesen sein soll, die Regentschaft übernahm und den Insurgenten die Einführung der spanischen Verfassung bewilligte.

Inzwischen aber hatten sich die Fürsten des heiligen Bundes, besorgt über den Fortschritt der revolutionairen Bewegungen im südlichen Europa, zu einem Congreß in Laibach vereinigt, wohin auch der König Ferdinand von Neapel eingeladen wurde. Man beschloß daselbst, die Verfassung in Neapel wieder aufzuheben und das Königthum in seine alten Rechte einzusetzen, zu welchem Zwecke eine östreichische Armee gegen die revolutionairen Truppen des Generals Pepe abgesandt wurde. Diese leisteten nur schwachen Widerstand, wurden bald zerstreut, und die Oestreicher konnten Neapel ohne Mühe besetzen und den König Ferdinand, welchen das wankelmüthige Volk mit Jubel begrüßte, zu unumschränkter Herrschaft wieder einsetzen. — Ebenso gelang es den Oestreichern, in Sardinien die Aufrührer, an deren Spitze Santa Rosa stand, bei Novara zu besiegen und die Constitution wiedet zu beseitigen (1821).

Einen ähnlichen Ausgang hatte etwas später die spanische Revolution. Die Fürsten des heiligen Bundes beriefen nämlich im Jahre 1823 einen neuen Congreß nach Verona in Ober-Italien, wohin sie selbst sich größtentheils mit glänzenden Hofstaaten begaben, und wo die bedeutendsten Staatsmänner aller Länder erschienen, um über die Mittel zur Befreiung Ferdinands VII. von dem ihm auferlegten Zwang zu berathen. Zwar hinderte der Widerspruch Englands, daß die Großmächte gemeinsam mit Waffengewalt gegen die Empörung in Spanien einschritten, vielmehr wurde nur eine Aufforderung an die Cortes gerichtet, dem König wieder größere Gewalt einzuräumen; aber da dieselben sich weigerten, dieser Aufforderung Folge zu geben, so rückte, wie bereits

erwähnt, nach stillschweigendem Einverständniß der Mächte, ein französisches Heer unter dem Herzog von Angoulème in Spanien ein. Umsonst hofften die Cortes, daß das Volk sich zu einem Guerillaskrieg in freiwillig bewaffneten Banden erheben würde; fast überall wurden vielmehr die Franzosen als Freunde begrüßt, da das Volk, welches man mit der liberalen Constitution beglücken wollte, für dieselbe gar keinen Sinn und kein Verständniß hatte. Da auch die Truppen fast überall capitulirten, zogen die Franzosen bald als Sieger in Madrid ein. Die revolutionaire Regierung (Junta) mit den Cortes war nach Cadiz gezogen; dorthin folgte ihnen die französische Armee, um den festen Platz zu belagern. Obwohl die Anführer zuerst laut verkündeten, daß sie sich lieber unter den Trümmern der Stadt begraben, als unterhandeln wollten, so verstanden sie sich doch bald zu einer Capitulation. Ferdinand VII. wurde nun in die frühere unumschränkte Herrschaft wieder eingesetzt. Mit größter Strenge und Grausamkeit wurden die Anführer verfolgt und zum Theil hingerichtet, und alle alten Einrichtungen wieder hergestellt. Das Volk selbst, welches für freie Einrichtungen nicht im geringsten reif war und sich daher auch nicht danach sehnte, zeigte sich im Gegentheil für Königthum und Priesterherrschaft begeistert und begrüßte die Wiederherstellung der alten Zustände mit Jubel (1823).

In Portugal wurde die Constitution gleichfalls wieder beseitigt, aber ohne fremde Hülfe, durch einen Aufstand, welchen der Sohn des Königs, Don Miguel, mit Hülfe des Militairs und des Pöbels erregte. Der schwache König Johann wollte nun durch eine gemäßigte Verfassung die Liberalen mit seiner Herrschaft versöhnen; dagegen erhob sich jedoch Don Miguel. Dieser ging so weit, einen Aufstand gegen seinen eigenen Vater zu erregen, wurde jedoch besiegt und aus Portugal verbannt (1824). Als Johann starb (1826), wurde sein ältester Sohn Don Pedro constitutioneller Kaiser von Brasilien, übertrug aber die Herrschaft über Portugal seiner unmündigen Tochter Donna Maria da Gloria; zugleich gab er dem Lande eine freisinnige Verfassung. Don Miguel, welcher aus der Verbannung zurückgerufen wurde, sollte die Regentschaft bis zur Großjährigkeit der Königin führen. Derselbe aber wollte für sich selbst die Herrschaft usurpiren, stieß die Verfassung wieder um und ließ sich zum unumschränkten König erklären. Nicht lange jedoch währte seine Herrschaft. Don Pedro, welcher den Thron Brasiliens in Folge eines Aufstandes an seinen

unmündigen Sohn hatte abtreten müssen, kam nach Europa herüber, besiegte mit Unterstützung Frankreichs und Englands nach einem zweijährigen Kriege seinen Bruder und zwang ihn zur Flucht (1834). Pedro stellte die Verfassung wieder her, starb aber bald darauf und hinterließ seiner Tochter den Thron.

127. Die Befreiung Griechenlands.

Viel größere Aufmerksamkeit und Theilnahme, als alle diese Verfassungskämpfe, erregte aber in ganz Europa das heldenmüthige Ringen des kleinen Griechenlands gegen die Herrschaft der Türken, welche fast schon vierhundert Jahre auf einem Theil der christlichen Bevölkerung Europas lastete, deren Ende aber nun hereinzubrechen schien. Schon seit langer Zeit war in Griechenland in einzelnen Gemüthern die Sehnsucht nach der Befreiung und nach der Gründung eines selbständigen Reichs entstanden und durch weitverzweigte Genossenschaften wurde dieser Gedanke im Volke allmählich verbreitet. Rußland, welches um diese Pläne wußte, ermunterte dieselben insgeheim theils wegen der religiösen Verwandtschaft der Russen mit den Griechen, theils und besonders in der Hoffnung, seine eigene Macht durch die Schwächung der Türkei zu erweitern. Als sich nun mehrere Statthalter des türkischen Sultans ungestraft für unabhängig erklärt hatten, fanden sich die Häupter der griechischen Verschwörung zum Aufstand ermuthigt, und ein Edelmann aus der Moldau, welcher bisher in russischen Diensten gestanden, Alexander Ypsilanti, rief die Hellenen im ganzen türkischen Reich auf, das Joch der Osmanen abzuschütteln, indem er ihnen russische Hülfe in Aussicht stellte. Ueberall, in Morea (dem alten Peloponnes), in Livadien (Hellas), in Thessalien und auf den ionischen Inseln leistete man seinem Ruf Folge, und in kurzem stand Ypsilanti an der Spitze einer bedeutenden Kriegsschaar, die heilige Schaar genannt. Die Türken traten mit der größten Wuth und Grausamkeit gegen die Empörer auf, wo sie derselben Herr wurden; besonders aber wütheten sie mit blutigem Racheschwert auch gegen die unschuldige griechische Bevölkerung in Constantinopel und an andern Orten. Der griechische Patriarch wurde am Ostertage mit seinen Priestern gewaltsam vom Altar gerissen und an den Pforten der Kirche aufgehängt, die griechischen Familien wurden hingemordet oder mußten als Bettler fliehen. Nun brach zwar Rußland den Ver-

kehr mit der Pforte ab, und Kaiser Alexander beabsichtigte, sofort zu Gunsten der Griechen einzuschreiten; aber Oestreich und England hielten ihn davon ab, Oestreich, um wo möglich einen größern Krieg zu vermeiden, England, wahrscheinlich weil es fürchtete, daß Rußland durch die Unterjochung der Türkei zu mächtig werden möchte. Ypsilanti mit seiner heiligen Schaar vermochte nun den Angriffen des türkischen Heeres nicht zu widerstehen, die Schaar wurde nach heldenmüthiger Gegenwehr aufgerieben und der Führer floh nach Oestreich, wo er zuerst in der Festung Munkatz, dann in Theresienstadt sechs Jahre lang gefangen gehalten wurde und 1828 bald nach seiner Freilassung starb.

Während in der Moldau und in der Walachei nun die fürchterlichste Rache an den besiegten Griechen genommen wurde, standen in Morea neue Schaaren unter der Anführung Mauromichali's, Kolokotroni's und Demetrius Ypsilanti's (Bruder Alexanders) auf und vertrieben die Türken aus der Halbinsel. Nach und nach kam es zu einer allgemeinen Empörung der Griechen gegen ihre Unterdrücker; sie kämpften mit Muth und Erfolg, und viele ihrer Thaten erinnerten an die glorreiche Geschichte ihrer alten Vorfahren. Von beiden Seiten, besonders aber von den Türken, wurden die entsetzlichsten Grausamkeiten verübt; den gräßlichsten Eindruck machte die Verwüstung der Insel Skio im Archipel. Ein Haufe bewaffneter Griechen war hier 1822 gelandet und von den griechischen Einwohnern mit Entzücken aufgenommen worden. Aber bald darauf kam eine große türkische Flotte, setzte ein bedeutendes Heer ans Land und nun begann ein fürchterliches Gemetzel unter den Griechen, welche nach hartnäckiger Gegenwehr überwältigt und mit Weibern und Kindern unbarmherzig niedergehauen wurden. Mehrere Tage wurde auf der ganzen Insel gemordet, geplündert und gebrannt. Eben so trieben es die Türken in Cypern. Die Insel hatte sich früher einmal gegen die türkische Herrschaft empört, hielt sich aber nun schon lange ruhig. Da erschien plötzlich eine türkische Flotte. Die Besatzung forderte den Bewohnern der Insel die Waffen ab, welche sie ohne Widerstand hergaben; dann fielen die Truppen über sie her, mordeten Männer, Weiber und Kinder und machten auf die Fliehenden Jagd, wie auf wilde Thiere. Alles wurde verwüstet und zerstört. Eine Anzahl Weiber und Kinder wurden in ein Haus gesperrt, eine Zeit lang den Qualen der Angst und des Hungers preisgegeben und endlich mit dem Gebäude verbrannt.

An 7000 Familien wurden ausgerottet und 23 Tage lang sah man auf der Insel die Rauchsäulen von den brennenden Dörfern aufsteigen.

Solche Gräuelthaten erhöhten den verzweifelten Muth der Griechen, welche sich durch ihr Riesenunternehmen die lebhafteste Theilnahme der europäischen Völker erwarben. Ueberall bildeten sich Vereine von Philhellenen (Griechenfreunden), welche Geld und Streitkräfte zu sammeln bemüht waren, um dem tapfern Völkchen zu Hülfe zu kommen und wo möglich den barbarischen Osmanen ihr Besitzthum in Europa wieder zu entreißen. Eine begeisterte Schaar zog unter dem württembergischen General Normann, welcher jedoch bald dem Klima erlag, den Griechen zu Hülfe; der Genfer Eynard verschaffte aus eigenen und fremden Mitteln den muthigen Freiheitskämpfern bedeutende Geldmittel, und der berühmte englische Dichter Byron, welcher durch seine poetischen Ergüsse die Begeisterung für Griechenland beleben half, ging selbst hin, in Griechenland zu kämpfen und zu sterben. (1824).

Unter Demetrius Ypsilanti und Maurokordato hatten sich die Griechen, welche in Morea fast überall siegreich waren, eine republikanische Staatsform gegeben. Bis 1825 dauerte die Reihe ihrer glücklichen Kämpfe, da wandte sich das Glück gegen sie, indem der türkische Sultan unerwartete Hülfe erhielt. Der Pascha von Aegypten, Mehemed Ali, hatte nach Vernichtung der wilden Mameluckenherrschaft einen Staat mit europäischen Einrichtungen und mit einer geordneten Kriegsmacht begründet. Ihn bewog der Sultan Mahmud, seinen Sohn Ibrahim mit einem Heer Aegypter und Araber zur Unterwerfung der Griechen nach Morea zu schicken. Wären die Griechen einig gewesen, so hätten sie vielleicht die Landung des fremden Heeres verhindern können; der Zwiespalt ihrer Führer aber kam ihren Feinden zu Statten, die Halbinsel Morea wurde größtentheils bezwungen, die festen Plätze zur Uebergabe genöthigt, der Peleponnes schrecklich verwüstet, und endlich rückte Ibrahim 1825 vor die Festung Missolunghi, welche am Eingange des Meerbusens von Korinth liegt und schon seit längerer Zeit von einem Türkenheer vergeblich belagert worden war. Der ägyptische Führer schwor, sie müßte genommen werden, und sollte auch das ganze Heer darüber zu Grunde gehen. Mit bewunderungswürdiger Tapferkeit vertheidigten sich die Griechen. Unzählige Stürme wurden abgeschlagen und Hunderte von türkischen Leichen vor den Wällen begraben. Aber immer stärker wurde der

Andrang; die Lebensmittel waren den Griechen ausgegangen, und sie sahen den Augenblick kommen, wo sie sich dem Feinde würden ergeben müssen; da entschlossen sie sich, in einer finstern Nacht mit Weibern und Kindern den Schreckensort zu verlassen und sich durch die Feinde durchzuschlagen. Aber die Feinde waren von dem Vorhaben unterrichtet. Daher fanden die meisten, besonders die wehrlosen Weiber und Kinder den Tod, und nur ein Theil erreichte kämpfend das nahe Gebirge. Die Kranken und die Greise allein waren in der Festung zurückgeblieben, entschlossen, den Tag der Besiegung nicht zu überleben, und als die Aegypter eindrangen, sprengten sie sich mit diesen in die Luft (1826).

Dieses Ereigniß machte in ganz Europa einen ergreifenden Eindruck, und manches kam dazu, um die Mächte endlich doch zur Hülfsleistung für die Griechen zu stimmen. In Rußland war Kaiser Alexander (December 1825) gestorben und sein zweiter Bruder Nikolaus war ihm gefolgt. Der ältere, Constantin, hatte schon früher dem Thron entsagt, eine Militairverschwörung aber, welche Constantin mit einer constitutionellen Verfassung dennoch zum Kaiser machen wollte, war durch Nikolaus' Kühnheit und Entschlossenheit vereitelt worden. Der neue Kaiser zeigte sich von vorn herein geneigter, den Griechen Hülfe zu leisten und fand bei dem englischen Ministerium, welches seit kurzem durch den alten begeisterten Griechenfreund Canning geleitet wurde, alle Bereitwilligkeit zu gemeinsamem Handeln; auch die französische Regierung fand es nöthig, den Sympathien der Nation für das griechische Volk nachzugeben, und so schlossen Rußland, England und Frankreich einen Vertrag, nach welchem sie die Pforte zur Gewährung gewisser Freiheiten für die Griechen bewegen wollten, ohne jedoch die gänzliche Befreiung Griechenlands in Aussicht zu nehmen. Ehe noch der Vertrag zur Ausführung kam, flößte die türkische Regierung ganz Europa durch eine gräßliche Blutthat neues Entsetzen ein. Der Sultan Mahmud, welcher damit umging, in seinem Reiche gewisse Verbesserungen im Geiste der europäischen Staatseinrichtungen vorzunehmen, fand hierin heftigen Widerstand bei den trotzigen Janitscharen, deren Macht er vergeblich einzuschränken bemüht war. Da entschloß er sich, das ganze Corps aufzulösen und die europäische Soldatenordnung einzuführen. Die in Constantinopel stehenden Janitscharen empörten sich, aber Mahmud bezwang sie durch andere Truppen, ließ Tausende von ihnen niederhauen, andere Tausende in ihren Kasernen

verbrennen oder hinrichten. Mit einem Blutbad, bei welchem 15,000 Mann umkamen, machte er der trotzigen Schaar ein Ende.

Die drei verbündeten Mächte hatten unterdeß Flotten in das Mittelmeer gesandt und verlangten, daß die Griechen, wie die Türken, dem Blutvergießen Einhalt thun sollten; da aber Ibrahim und der Sultan Mahmud diese Forderung zurückwiesen, so griffen die vereinigten Flotten die türkisch-ägyptische Flotte im Hafen von Navarin an und vernichteten dieselbe fast gänzlich (1827). Leider gaben die Mächte, welche über die Zukunft Griechenlands mit sich selbst noch nicht ins Klare zu kommen vermochten, diesem Sieg nicht die gehörige Folge; besonders war man in England, wo Cannings Tod andern Einflüssen wieder mehr Spielraum gewährte, dem Kriege noch immer nicht recht zugeneigt und hinderte jedes entscheidende Vorgehen der andern Mächte. Dadurch ermuthigt, trotzte der Sultan allen Forderungen, und ließ es auch auf einen Krieg mit Rußland ankommen. Kaiser Nikolaus war jetzt zur Kriegführung zu Land und zu Wasser entschlossen. Dadurch wuchs der Muth und die Begeisterung der Griechen, und sie erklärten nun den Grafen Capo d'Istria, einen geborenen Griechen, welcher aber in russischen Diensten gestanden und das besondere Vertrauen des Kaisers Alexander genossen hatte, einen besonnenen, verständigen Mann, zum Präsidenten des griechischen Freistaats, er machte den innern Mißhelligkeiten zwischen den verschiedenen Häuptlingen ein Ende und legte den Grund zu geordneten Einrichtungen. Während nun die türkischen Truppen wegen der russischen Kriegserklärung nach der Donau gezogen werden mußten, gelang es einem französischen Corps unter General Maison, Ibrahim aus Morea zu verdrängen.

Die Russen waren indessen über den Pruth und über die Donau gegangen, wurden aber am Hämus durch die stark vertheidigte Festung Schumla aufgehalten, wogegen sie die Festung Varna am schwarzen Meere nach muthiger Gegenwehr der türkischen Besatzung endlich einnahmen. Im Jahre 1829 setzten die Russen den Krieg mit noch größerem Glück fort; unter dem Oberfeldherrn Graf Diebitsch zogen sie über den Balkan, zerstreuten die türkischen Heere und zogen siegreich in Adrianopel ein. Während der Graf Paskewitsch, ein anderer russischer Feldherr, welcher so eben große Siege über die Perser davon getragen hatte, durch Kleinasien heranrückte, bereitete sich Diebitsch vor, nach Constantinopel zu marschiren, da endlich sandte der Sultan Friedensboten

und rief die Großmuth des russischen Kaisers an. Dieser machte von seinem Siege in der That einen sehr gemäßigten Gebrauch, indem er im Frieden von Adrianopel (1829) die Türken nur zwang, den Russen die Schifffahrt auf der Donau und in den Dardanellen, sowie das Protectorat über Serbien, die Moldau und die Wallachei (die sogenannten Donaufürstenthümer) zu überlassen, und — die Unabhängigkeit der Griechen anzuerkennen. Fast wäre es über die Bestimmung der Grenzen Griechenlands zwischen der Türkei und Rußland nochmals zum Kampf gekommen, und in dieser Aussicht sprengte der griechische Admiral Miaulis seine Flotte, um sie nicht in türkische Hände fallen zu lassen, lieber selbst in die Luft; aber eine Conferenz der Großmächte in London bestimmte, daß das neue constitutionelle Königreich Griechenland aus Morea, Livadien, einem Theile von Thessalien, Euböa und den cykladischen Inseln bestehen sollte, und, da Capo d'Istria inzwischen ermordet worden war, der Herzog Leopold von Coburg aber, welchem man die Krone Griechenlands zuerst anbot, dieselbe ausschlug, so wurde ein Sohn des Königs von Baiern als Otto I. auf den neuen Thron erhoben, das junge griechische Reich aber unter den Schutz der europäischen Mächte gestellt.

128. England und Frankreich bis zur Julirevolution.

England hatte an dem Kampfe gegen den Kaiser Napoleon und an dessen endlicher Ueberwindung den ruhmreichsten Antheil gehabt, es hatte die Flotten Frankreichs und aller mit ihm verbündeten Mächte geschwächt und zum Theil vernichtet, und als es zum Frieden kam, befand es sich im unbestrittenen Besitz der Herrschaft über das Mittelmeer. Während alle andern Mächte mit den Ereignissen in Europa vollauf beschäftigt waren, hatte England ferner seine auswärtigen Besitzungen theils ungemein erweitert, theils besser organisirt und nutzbar gemacht, hatte in Afrika zahlreiche Niederlassungen eingerichtet, besonders aber in Ostindien eine Herrschaft begründet, welche ungleich umfassender war, als das eigene Mutterland. Selbst in dem 1812 gegen die kühn aufstrebenden nordamerikanischen Freistaaten unternommenen Kriege hatten die englischen Truppen unter dem General Roß, welcher die Bundesstadt Washington einnahm, große Vortheile errungen, und es kam ein für England günstiger Frieden zu Gent zu

Stande, in welchem die Amerikaner auch ihre Mitwirkung zur Aufhebung des Sklavenhandels zusagen mußten. So stand denn England unter den Mächten Europas vorzugsweise geachtet und angesehen da, und auch die innere Verfassung des Landes, welche neben den größten bürgerlichen Freiheiten eine große Festigkeit des Throns verbürgte, war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Freilich aber war auch in England manches, was den Blick in die Zukunft mit Besorgniß erfüllen mußte; besonders ist in dieser Beziehung die traurige Lage Irlands zu erwähnen. Die dortige rohe und dem Katholicismus eifrig ergebene Bevölkerung nährte seit alter Zeit einen unaustilgbaren Haß gegen die Engländer, welche sie fast alles Grund und Bodens beraubt haben und deren protestantische Kirche in Irland reiches Besitzthum hat, während die katholische Kirche sich in bitterer Armuth befindet. Vergeblich versuchten die Engländer, den Haß des unterworfenen Volks, welches von den Franzosen bei jeder Gelegenheit noch heimlich aufgereizt wurde, zu versöhnen; nur in geringem Grade gelang dies durch die sogenannte Emancipationsacte, durch welche den Irländern, wie allen Katholiken, der bis dahin verweigerte Zutritt zum englischen Parlament gestattet wurde. Nicht geringe Besorgnisse erregte bei den englischen Staatsmännern auch die immer zunehmende Verarmung eines Theils des englischen Volks. Trotz der großen Handelsvortheile, welche England über alle Nationen errang und durch welche sich die Kaufmannswelt und die großen Fabrikanten auf beispiellose Weise bereicherten, sank der Mittelstand und der Handwerkerstand durch die Vermehrung der Maschinenthätigkeit in immer größeres Elend, und schon im Jahre 1819 mußte die Regierung Aufstände, welche die armen Arbeiter (Proletarier) erregten, mit Gewalt unterdrücken. Dieselben wiederholten sich jedoch auch später. Der König Georg IV. erfreute sich nicht eben großer Gunst bei dem englischen Volk; die Achtung vor ihm sank besonders durch einen scandalösen Ehescheidungsproceß gegen seine Gattin Karoline von Braunschweig, welche zwar durch ihre leichtfertigen Sitten viel Anstoß erregt hatte, aber doch eine gewisse Theilnahme beim Volke genoß. Georg lebte zuletzt in großer Zurückgezogenheit und war ganz menschenscheu geworden. Seine einzige Tochter, die liebenswürdige, geistreiche und allgemein verehrte Prinzeß Charlotte, war an den Herzog Leopold von Coburg (späterhin König der Belgier) verheirathet; da sie aber jung und ohne Kinder starb, so folgte dem Georg sein Bruder Wilhelm IV.

(1830). Der wichtigste Act seiner Regierung ist der Beschluß der Sklavenemancipation, an welche der fromme Wilberforce sein ganzes Leben gesetzt hatte. Die englischen Pflanzer in allen Colonien wurden genöthigt, ihre Sklaven zu entlassen, wofür sie aus Staatskassen eine entsprechende Entschädigung erhielten. Nicht minder suchte England durch Unterhandlung mit den übrigen Staaten auf die gänzliche Unterdrückung des Sklavenhandels hinzuwirken, wodurch es sich ein unendliches Verdienst im Namen der echten Humanität erworben hat.

Unterdeß hatten die Ereignisse in Frankreich mehr und mehr einen Besorgniß erregenden Verlauf genommen. Ludwig XVIII., welcher für seine Person von milder und gemäßigter Gesinnung war, sich jedoch darin getäuscht hatte, daß er die verschiedenen Parteien durch Zugeständnisse, die er abwechselnd der einen und der andern machte, zu versöhnen hoffte, starb am 16. September 1824, und an seiner Stelle bestieg sein schon mehrfach erwähnter Bruder, der Graf von Artois, als Karl X. den französischen Thron. In seiner Jugend ein leichtfertiger Mensch, hatte derselbe sich später einer streng religiösen Richtung zugewandt und wollte den Thron vorzüglich auf Adel und Geistlichkeit stützen; statt jedoch die öffentliche Gesinnung durch vorsichtige Pflege aller Keime echter Religiosität zu läutern, glaubte er durch Beförderung äußerlicher kirchlicher Einrichtungen das Ansehen und die Macht der Kirche und zugleich des Thrones heben zu können; nur zu bald sollte er aber erfahren, daß dies schroffe Auftreten der Regierung in dieser Beziehung denjenigen gerade willkommene Waffen in die Hände gab, welche daran arbeiteten, das Volk dem Glauben und dem Königthum zu entfremden. In ganz Frankreich waren liberale und demokratische Gesellschaften aller Art verbreitet und besonders hatte der italienische Carbonarismus, zum Theil im Anschluß an entartete französische Freimaurerlogen, viele geheime Gesellschaften begründet, in welchen der Haß gegen Altar und Thron auf alle Weise gepflegt wurde. Diese gefährliche Richtung benutzte jeden Mißgriff, welchen die unvorsichtige Regierung in politischer und religiöser Beziehung beging, um die Volksmassen immer mehr aufzuregen und für eine neue Revolution vorzubereiten. Einer der größten Fehltritte, welche die Regierung that, war die Forderung der Rückerstattung aller Güter, welche während der langen Revolutionszeit den Emigrirten genommen worden und seitdem durch öffentlichen Verkauf in andere Hände übergegangen waren. Zwar ließ die

Regierung diesen Plan zuletzt fallen, aber sie forderte zur Entschädigung der Emigrirten eine Summe von 1000 Millionen, welche von der Kammer bewilligt wurde. Ein sehr strenges Gesetz gegen die Entweihung kirchlicher Gegenstände (loi du sacrilége), sowie die reichen Zuwendungen an die Geistlichkeit und die Gründung reicher Prälaturen, die Rückkehr der Jesuiten und ihre Einmischung in den Jugendunterricht, endlich die zwangsweise Einführung einer großen kirchlichen Strenge in Sitten und äußeren Gebräuchen vermehrten die Unzufriedenheit und verstärkten den Einfluß der liberalen Opposition. Zwar fand sich der König endlich veranlaßt, den Minister Villèle zu entlassen und ein etwas gemäßigteres Ministerium (Martignac) zu ernennen, welches einzelne liberale Maßregeln, besonders in Bezug auf das Wahlgesetz und den Jugendunterricht, durchführte. Aber die Oppositionsstimmung war schon so weit gediehen, daß sie jetzt durch das Nachgeben der Regierung nur ermuthigt wurde. Die wieder geöffneten Hörsäle liberaler Professoren an den pariser Facultäten wurden der Schauplatz lebhafter Kundgebungen und eines regierungsfeindlichen Geistes; Werke, welche die französische Revolution verherrlichten, sowie die Freiheitslieder Bérangers und die Satyren Paul Louis Couriers wurden überall mit Begier gelesen, die demokratischen Tagesblätter nahmen eine immer kühnere Sprache an, und in Paris wie in der Provinz war eine große Gährung nicht zu verkennen.

Als nun Karl X. einsah, daß die Zugeständnisse, welche das Ministerium Martignac gemacht hatte, den gewünschten Eindruck verfehlten, so beschloß er, es nun wieder mit dem Widerstand und nöthigenfalls mit aller Strenge zu versuchen. Er ernannte ein streng royalistisches Ministerium unter dem Fürsten Polignac, einem Manne von redlicher Gesinnung und aufrichtiger Frömmigkeit, der aber dem französischen Volke fast ganz entfremdet, dazu der constitutionellen Regierungsform entschieden abhold war und die schwierige Lage seines Vaterlandes nicht zu würdigen wußte. Die allgemeinste Aufregung folgte diesem Schritt der Regierung, und schon hörte man hier und da sehr deutliche drohende Aeußerungen. Als bald darauf der alte Lafayette, den man als einen Hauptvertreter der Revolution von 1789 ansah, eine Reise nach Burgund machte, wurde er überall mit bedeutungsvollen Auszeichnungen empfangen. In Lyon ritten ihm 300 junge Männer aus den ersten Familien entgegen, und überall erscholl der jubelnde Zuruf: „Es lebe Lafayette!“ Da antwortete er einer Deputation:

„Ich befinde mich in einem Augenblicke in Ihrer Mitte, den ich einen bedenklichen nennen würde, wenn ich nicht überall auf meiner Reise jene mächtige und selbstachtende Festigkeit eines großen Volks gesehen hätte, welches seine Rechte kennt, seine Kraft fühlt und seinen Pflichten treu sein wird. Unter solchen Umständen freut es mich, Ihnen die Versicherung ertheilen zu können, daß Sie nie einen vergeblichen Ruf an meine Hingebung richten werden." So offen wagte man schon auf die Möglichkeit revolutionairer Ereignisse hinzudeuten.

Der Fürst Polignac bereitete sich zwar vor, solchen Bestrebungen mit aller Kraft entgegen zu treten; zugleich aber hoffte er noch, durch eine kriegerische Unternehmung die Aufmerksamkeit des leicht beweglichen französischen Volks nach einer andern Seite hinzulenken. Während er mit großen Absichten umging, um Frankreichs Stellung im Oriente zu heben, indem nach seinem Plan Jerusalem zum Sitz eines selbständigen christlichen Staats gemacht werden und die Johanniter mit neuem Glanz als Vertheidiger des heiligen Grabes erstehen sollten, bereitete er zugleich eine andere großartige Expedition gegen muhamedanische Völker vor. Seit langer Zeit hatte sich Frankreich über das Verhalten des Dey von Algier zu beklagen; als derselbe sich nun gar so weit vergessen hatte, dem französischen Consul einen Schlag mit seinem Fächer zu geben, so ergriff Polignac gern diese Gelegenheit, um Frankreich neuen Kriegsruhm und größern Einfluß im Mittelmeer, sowie den Dank anderer europäischer Staaten zu erwerben, indem er den Dey, welchem mehrere Seestaaten einen Tribut für den Schutz gegen Seeräuberei zu zahlen hatten, durch einen Krieg demüthigte. Zwar wurde die Flotte mit dem Heer, welches unter dem Oberbefehl des Marschalls Bourmont auszog, längere Zeit durch widrige Winde an der Küste Frankreichs zurückgehalten; aber im Juli 1830 kam die Kunde von dem vollständigen Gelingen der Expedition nach Frankreich. Das Heer war am 14. Juni ans Land gegangen, hatte schon am 19. Juni die entgegengesandten arabischen Truppen zerstreut, am 4. Juli das Kaiserfort der Stadt Algier in einen Schutthaufen verwandelt und Tags darauf die Stadt selbst in Folge einer Capitulation eingenommen. Den Einwohnern wurde Sicherheit des Eigenthums und Freiheit der Religionsübung, dem Dey die Wahl eines Aufenthaltes außerhalb Algier gestattet. Am 11. Juli wurde in Notre-Dame in Paris in Anwesenheit Karls X. ein Freudengottesdienst für diese Erfolge gefeiert.

Die Wirkung aber, welche man sich von dieser Expedition auf die Stimmung in Frankreich selbst versprochen hatte, war nicht eingetreten. Vielmehr war die Erbitterung im innern im steigen begriffen. Im März 1830 hatten sich die Kammern versammelt, und auf die Thronrede, welche der König bei dieser Feierlichkeit nach constitutionellem Brauche gehalten hatte, antwortete die Deputirtenkammer mit einer Ansprache (Adresse) an die Krone, worin unumwunden ausgesprochen war, daß die Absichten der Regierung mit den Wünschen des Volks nicht mehr übereinstimmten, und daß die Minister das Vertrauen der Nation nicht besäßen. Diese Adresse, welcher von etwa 400 Deputirten 221 ihre Zustimmung ertheilt hatten, war in einem Tone gefaßt, welchen der König als ihn persönlich verletzend ansah, so daß er von heftigen Maßregeln gegen die Kammer schwer zurückzuhalten war. Da jedoch diese in ihrer Feindseligkeit weiter ging, so löste er sie auf, in der Hoffnung, daß die neuen Wahlen, welche nun vorgenommen werden mußten, ein für ihn günstigeres Resultat ergeben würden. Die Liberalen setzten jedoch alles daran, um durch die öffentlichen Blätter und durch politische Gesellschaften die Wahlen nach ihrem Sinn zu leiten, und vor allem der Regierung zum Trotz gerade jene 221 Mitglieder wieder in die Kammer zu bringen. Der König, welcher seinerseits die große Bedeutung dieser Wahlen nicht verkannte, richtete eine ernste Ansprache an die Nation, worin er sich an deren Treue und Anhänglichkeit wandte; aber der Eindruck derselben war nicht mächtig genug, um die Bestrebungen der Gegenpartei zu schwächen; die 221 wurden sämmtlich wiedergewählt und neben ihnen noch viele Oppositionsmänner. Niemand konnte sich verhehlen, daß es nun zu einer ernsten Entscheidung kommen mußte.

129. Die Julirevolution, 1830.

Als die Ergebnisse der Wahlen der Regierung die Ueberzeugung gegeben hatten, daß die Berufung an die Nation fruchtlos geblieben und der Uebermuth der liberalen Partei nur noch gestiegen war, so wurde in dem Ministerium in Berathung gezogen, durch welche Schritte das Ansehen des Thrones nun zu wahren sei. Man war entschlossen, die neugewählte Kammer, weil sie der Mehrzahl nach aus Männern bestand, welche den König beleidigt hatten, wieder aufzulösen; wenn aber neue Wahlen ein besseres Resultat geben sollten, so mußte vorher das Wahlgesetz selbst ge=

ändert werden. Außerdem wollte man die Zügellosigkeit der öffentlichen Blätter durch neue Bestimmungen über die Presse beschränken. Die Regierung hielt sich zu beidem für durchaus berechtigt, ohne dadurch die Verfassung zu verletzen, weil ein Artikel der Verfassung selbst dem Könige das Recht einräumte, alle Verordnungen zu erlassen, welche die Sicherheit des Staats erforderte. Wie man demnach über das Recht zu jenen Maßregeln kein Bedenken hatte, so schien man auch über die Ausführbarkeit derselben ganz sorglos, so daß bei den Berathungen niemals die Möglichkeit eines Widerstandes in Betracht kam. Es wurde nicht einmal daran gedacht, die Besatzung von Paris zu verstärken; die ganze disponible Truppenmacht in Frankreich bestand aus 150,000 Mann, wovon ein Theil als Observationscorps an der holländischen Grenze stand. In Paris waren nur 11,000 Mann anwesend, die man im Nothfalle bis zur Höhe von 17,000 Mann verstärken konnte. Die Minister wurden in ihrer falschen Sicherheit auch durch die Warnungen nicht gestört, welche ihnen von beachtenswerther Seite von außen zugingen, besonders vom Kaiser von Rußland.

Am 25. Juli Nachmittags war zu St. Cloud der letzte Ministerrath, in welchem die drei berühmten königlichen Ordonnanzen festgestellt wurden, durch welche die Preßfreiheit vorläufig aufgehoben, die neue Deputirtenkammer aufgelöst und ein neues Wahlgesetz gegeben wurde. Am Abend übergab der Großsiegelbewahrer die Ordonnanzen dem Redacteur des Moniteur (des Regierungsblatts) zur Veröffentlichung. Derselbe erschrak und rief aus: „Gnädiger Herr, ich habe nur ein Wort zu sagen: Gott erhalte den König, Gott erhalte Frankreich!“

Als am 26. Juli die Ordonnanzen bekannt wurden, war der erste Eindruck auf die große Masse der einer dumpfen Betäubung. Nur die Herausgeber und Redacteurs der Zeitungen, welche durch die neuen Bestimmungen unmittelbar getroffen wurden, traten sofort zusammen, um sich über ihr Verhalten zu berathen. Der größte Theil derselben beschloß, ungeachtet des neuen Gesetzes ihre Blätter am andern Morgen in der bisherigen Weise herauszugeben, an der Spitze derselben aber eine Protestation gegen die Gesetzlichkeit der Ordonnanzen zu drucken. Einzelne wandten sich sofort an die Gerichte, welche sich gegen die Regierungsmaßregeln aussprachen. Zugleich fanden Versammlungen der in Paris schon anwesenden Deputirten statt, unter welchen einige für sofortige revolutionaire Schritte stimmten, während andere, wie Casimir

Périer, Guizot u. A. vergeblich vorschlugen, auf eine gesetzliche Weise vorzugehen und zunächst Vorstellungen bei dem Könige zu versuchen. Nur im Palais royal, dem hergebrachten Sammelplatz bei allen ungewöhnlichen Ereignissen, wurden schon an jenem Tage Versuche zum Aufstand gemacht, die jedoch keine andern Folgen hatten, als daß wilde Haufen zu Polignac stürzten und ihm die Fenster einwarfen.

Am 27. Juli dagegen nahm die Bewegung einen bedenklichern Charakter an. Die erschienenen Zeitungen wurden von der Polizei mit Beschlag belegt, und ein gleiches sollte mit den Druckerpressen geschehen; doch weigerten sich die herbeigeholten Arbeiter, die Befehle der Polizei zu vollziehen. Vom frühen Morgen an wurden die Proteste gegen die Ordonnanzen an allen Straßenecken von jungen Leuten verlesen und mit dem Rufe: „Es lebe die Charte!" jubelnd begrüßt. Bald sammelten sich überall Volkshaufen, welche zuerst nur mit Stöcken und Steinen bewaffnet, bald auch mit Flinten, Säbeln und Pistolen die Straßen durchzogen und Verwünschungen gegen die Minister und selbst schon gegen den König ausstießen. In den Redactionslocalen der republikanischen Blätter und in den Zusammenkünften der geheimen Gesellschaften wurde die Wuth zum Widerstand auf alle Weise erhöht, und schon suchte man der Bewegung eine Richtung gegen den Thron selbst zu geben. Die Minister, welche es in ihrer Sorglosigkeit versäumt hatten, selbst den Präfecten von Paris rechtzeitig von ihren Absichten zu unterrichten, ließen endlich die Truppen, besonders Garden und Schweizersoldaten ausrücken, um den Aufruhr zu unterdrücken. Am Palais royal kam es zum ersten Zusammenstoß; Gendarmen hieben auf das Volk ein, welches mit einem Steinhagel die Schläge erwiderte; zuletzt gab ein Obrist den Truppen Befehl zu feuern, worauf das Volk schreiend auseinander stürzte; mehrere Todte und Schwerverwundete lagen auf dem Platze. Durch alle Straßen erscholl nun der Ruf: „Rache! Rache! Zu den Waffen!" Die Leiche eines Weibes, welches in dem Tumult umgekommen war, wurde mit wildem Geheul auf einer Bahre umhergetragen und zuletzt auf dem Börsenplatz ausgestellt. In allen Straßen bildeten sich neue Zusammenrottungen, und bis tief in die Nacht zogen die Volkshaufen umher, plünderten die Pulver- und Waffenvorräthe und richteten Barricaden auf. Erst als der Aufstand schon im vollen Gange war, wurde der Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, welcher den Parisern noch von der Uebergabe von

Paris her verhaßt war, zum Oberbefehlshaber ernannt und Paris in Belagerungszustand erklärt.

Am 28. Juli früh am Morgen nahm zuerst die Arbeiterbevölkerung der Vorstadt St. Antoine an dem Aufstand Theil, und die Massen, welche sich auf allen Punkten von Paris jetzt zum Widerstand sammelten, fanden willkommene Führer an den Zöglingen der polytechnischen Schule, welche sich gegen die Befehle ihrer Vorgesetzten aus der Anstalt entfernten, um an dem Aufstand Theil zu nehmen. Die Aufrührer bemächtigten sich schon am Morgen des Stadthauses, ließen von dem Thurme desselben, wie von der Kirche Notre-Dame, die dreifarbige Fahne mit Trauerflor wehen, und von allen Thürmen erscholl Sturmgeläute. Ueberall waren Barricaden errichtet und wurden theils mit ordentlichen Waffen, theils durch Pflaster- und Bausteine, welche man auf die Köpfe der Soldaten herabwarf, vertheidigt. Vergeblich rückten die Garden gegen das Volk ein, vergeblich war selbst das Kanonenfeuer; die Massen, welche auf einer Stelle auseinander gesprengt wurden, sammelten sich mit erhöhter Erbitterung an andern Stellen, und immer schwerer wurde der Kampf für die königlichen Truppen. Unterdeß sammelte sich die früher aufgelöste Nationalgarde wieder, zuerst um das Eigenthum der Wohlhabenden vor etwaigen Angriffen zu schützen, bald um an dem Kampfe selbst an der Seite des Volks Theil zu nehmen, und in kurzer Zeit standen 18,000 regelmäßig bewaffnete Bürger da.

Zu den in Paris versammelten Deputirten hatten sich nun auch der angesehene Banquier Laffitte und der alte Lafayette gesellt; nach langen Berathungen wurde beschlossen, mit Marmont in Verhandlung zu treten, um wo möglich einen Waffenstillstand zu erreichen. Eine Deputation der Abgeordneten begab sich zum Marschall und verbürgte sich für die Wiederherstellung der Ruhe, wenn der König die Ordonnanzen zurücknähme, die Minister entließe und die Kammern zum 3. August zusammenberiefe. Der Marschall selbst konnte eine Entschließung dieser Art nicht in Aussicht stellen, begab sich jedoch zum Fürsten Polignac, welcher aber die Forderung entschieden zurückwies, da er sowohl, wie der Hof in St. Cloud, die Bedeutung des Aufstandes noch immer unterschätzte. Als Marmont den Deputirten die abschlägige Antwort brachte, rief der Führer Laffitte: „Also Bürgerkrieg?“ Marmont verneigte sich stumm und die Deputirten entfernten sich.

Hiermit war die letzte Brücke zur Versöhnung abgebrochen;

bald aber sollte es sich zeigen, daß die Regierung keineswegs Kräfte genug hatte, um den Aufruhr mit Gewalt zu dämpfen. Ueberall entbrannte der Kampf heftiger als zuvor, besonders aber am Grèveplatz, wo der Marschall Marmont das Stadthaus um jeden Preis wieder zu gewinnen strebte. Dreimal wurde dasselbe von seinen Truppen genommen, aber immer wieder verloren, bis es zuletzt unbestritten in den Händen der Aufrührer blieb.

Am 29. Juli wurde der Kampf mit noch größerer Gewalt erneuert; die in Paris anwesenden Deputirten, unter welchen der Rath der Mäßigung immer weniger Anklang fand, Lafayette's Vorschläge zu völlig unabhängigem Handeln dagegen immer mehr durchdrangen, ernannten eine provisorische Regierung, an deren Spitze Lafayette trat, nachdem er bereits den Befehl der neugebildeten Nationalgarde übernommen hatte. Unter ungeheuerm Jubel zog der alte Freiheitsgeneral in das Stadthaus ein und erließ eine Proclamation, in welcher er seinen Entschluß verkündete, der Freiheit zum Sieg zu verhelfen oder mit den Vertheidigern derselben unterzugehen. Die Truppen waren unterdeß bis zum Louvre zurückgedrängt worden, mit Schüssen und fortwährendem Steinhagel durch die Volksmassen verfolgt. Diese erstürmten endlich den Louvre und die Tuilerien; einzelne Truppentheile gingen zum Volk über, die andern zogen sich nach und nach aus Paris in die Nähe von St. Cloud zurück.

In St. Cloud begann man nun endlich die Bedeutung der Ereignisse richtiger zu würdigen; aber jetzt, da es zu spät war, denselben die Spitze zu bieten, bemächtigte sich die größte Rathlosigkeit aller Gemüther. Der Herzog von Angoulème faßte den abenteuerlichen Entschluß, sich selbst an die Spitze der Truppen zu stellen und dieselben nach Paris zurückzuführen, mußte aber bald das Unmögliche eines solchen Unternehmens erkennen. Einige einflußreiche Anhänger des Königs, besonders der Herzog von Mortemart, welcher an die Spitze des neuen gemäßigten Ministeriums treten sollte, versuchten mit der provisorischen Regierung in Verhandlung zu treten; aber diese war von den demokratischen Volksmassen zu sehr beherrscht, als daß sie es noch hätte wagen dürfen, sich mit dem Hofe in irgend welche Unterhandlungen einzulassen. Mit Mühe erlangte selbst in diesem Augenblicke der Herzog von Mortemart größere Zugeständnisse von dem König, welcher mit der Entlassung des Ministeriums alles gethan zu haben

glaubte. Als aber der Herzog am andern Morgen nach Paris zurückkehrte, war es für jeden weitern Versöhnungsversuch zu spät: die Herrschaft der Bourbons war in den Augen des siegreichen Aufruhrs unwiderruflich gestürzt, und es handelte sich nur noch darum, was an ihre Stelle treten sollte. Ein Theil der wüthendsten und kräftigsten Kämpfer jener Tage hatte nichts anderes als die Republik im Sinne, aber die einflußreichsten unter den Deputirten vereinigten ihre Anstrengungen mit Lafayette, dem Sänger Béranger u. a., um die öffentliche Meinung für die Festhaltung der monarchischen Regierungsform zu bestimmen, weil sie von der Einführung der Republik den ganzen Kreislauf schrecklicher Ereignisse befürchteten, welche Frankreich nach 1790 durchgemacht hatte. Sie warfen daher ihren Blick auf einen Prinzen, welcher zwar auch dem königlichen Hause angehörte, welcher aber jeder Zeit mit den Führern der liberalen Partei in freundschaftlichem Verkehr gestanden hatte und dessen bürgerfreundliche Gesinnung allgemein bekannt war. Es war dies der Herzog Ludwig Philipp von Orleans, ein Sohn jenes Herzogs von Orleans, welcher während der Revolution eine so verwerfliche Rolle gespielt hatte.

Schon am Morgen hatten Freunde des Herzogs in mehreren liberalen Blättern und an allen Straßenecken einen Aufruf angebracht, worin es hieß: „Karl X. kann nicht wieder nach Paris zurückkehren; er hat das Blut des Volks vergossen! Die Republik würde uns furchtbaren Spaltungen aussetzen; sie würde uns mit Europa entzweien. — Der Herzog von Orleans ist ein Prinz, welcher der Sache der Revolution ergeben ist. Der Herzog von Orleans hat sich niemals gegen uns geschlagen. Der Herzog von Orleans ist ein Bürgerkönig. Der Herzog von Orleans hat die dreifarbige Fahne im Feuer getragen; er allein kann sie wieder tragen. Wir wollen keinen andern. Der Herzog von Orleans erklärt sich nicht; er erwartet unsere Wünsche. Sprechen wir diese Wünsche aus, und er wird die Charte annehmen, wie wir sie immer verstanden und gewollt haben. Er wird seine Krone von keiner andern Macht, als vom französischen Volke haben."

Als am Morgen des 30. Juli der Herzog von Mortemart und ein anderer Abgesandter des Hofes neue Verhandlungen mit den im Palais Bourbon versammelten Abgeordneten und mit der im Stadthause eingesetzten Commission zu eröffnen versuchten, entstand unter den Massen eine drohende Bewegung, und bald erhob

sich von allen Seiten der Ruf: „Nieder mit den Bourbonen." Die provisorische Regierung erließ hierauf eine Proclamation, welche mit den Worten begann: „Karl X., hat aufgehört über Frankreich zu regieren."

Noch an demselben Tage trat eine Deputation der Abgeordneten mit einer Commission der in Paris anwesenden Pairs zusammen, um über die Mittel zur Herstellung der Ordnung und des Friedens zu berathen; das Ergebniß war eine Erklärung, wonach der Herzog von Orleans gebeten werden sollte, sich in die Hauptstadt zu begeben, um die Befugnisse eines Generalstatthalters des Königreichs auszuüben.

Der Herzog von Orleans war in seiner Jugend nach dem Beispiel seines Vaters der Revolution mit Feuer ergeben gewesen und hatte in den Schlachten bei Valmy und Jemappes für die Republik mit gefochten. Später, zur Zeit der Schreckensherrschaft, hatte auch er das Vaterland verlassen müssen und war in den verschiedensten Lebensstellungen, eine Zeit lang als Lehrer, in der Welt umhergeirrt, bis er sich mit den Prinzen des Königshauses vereinigte, mit welchen er nach Napoleons Sturz in das Vaterland zurückkehrte. Er mißbilligte aber von vornherein den Gang, welchen die Regierung der Restauration einschlug, und machte hieraus kein Hehl, wodurch er sich die Gunst der Liberalen im hohen Grade erwarb. Er stand jedoch nicht in Ungunst bei Karl X., welchem er noch kurz vor dem Ausbruch der Revolution ernste Vorstellungen in Bezug auf die drohenden Gefahren machte, ohne jedoch Gehör zu finden.

Als die Deputation bei dem Herzog erschien, welche ihm den Wunsch der provisorischen Regierung überbrachte, empfing er sie sehr freundlich, zeigte sich aber zuerst wenig geneigt, auf den Antrag derselben einzugehen. Nach einer kurzen Berathung mit einigen seiner Vertrauten erklärte er sich jedoch bereit die Generalstatthalterschaft anzunehmen. In einer Proclamation an die Pariser kündigte er dies an und fügte hinzu: „Die Kammern werden zusammentreten; sie werden über die Mittel berathen, die Herrschaft der Gesetze und die Aufrechterhaltung der Nation zu sichern. Die Charte wird fortan eine Wahrheit sein. Diese Proclamation begleitete die Kammer mit einer Erklärung über alle die Freiheiten und Rechte, welche bei der neuen Ordnung der Dinge dem Volke gewährleistet werden sollten. Die ganze Kammer, Laffitte an der Spitze, begab sich darauf zum Herzog ins Palais

royal, und als dieser mit Laffitte auf dem Balcon erschien, erhob sich allgemeiner jubelnder Zuruf. Dann begab sich der neue Generalstatthalter, umgeben von den Deputirten, nach dem Stadthause. Mit bangen Besorgnissen kam er dort an, weil es nicht unbekannt geblieben war, daß die entschieden demokratische Partei, welche dort ihren Sammelplatz hatte, ihre Unzufriedenheit über die erfolgte Ernennung laut kund gab. Aber dem Einfluß Lafayette's und Laffitte's und dem Eindrucke der laut verkündigten Proclamation war es zu danken, daß jener Unwillen zum Schweigen gebracht wurde. Der Herzog trat hier mit Lafayette auf den Balcon hinaus, umarmte den Liebling des Volkes vor aller Augen und schwenkte die dreifarbige Fahne. Da brach auch hier zuletzt freudiger Zuruf aus und die Stellung des Herzogs war gesichert. Karl X. sah erst jetzt ein, daß der Widerstand der Pariser nicht zu überwinden war. Am 31. Juli, früh um 3 Uhr, brach er, von seiner Familie und einem geringen Hofstaat begleitet, von St. Cloud zunächst nach Trianon bei Versailles auf. Da man ihm dort die Aufnahme verweigerte, begab er sich nach dem Schlosse Rambouillet. Von da aus erließ er eine Proclamation, in welcher er selbst die Generalstatthalterschaft dem Herzog von Orleans übertrug und die Zurücknahme der Ordonnanzen wiederholte. Als aber diese Botschaft in Paris abgewiesen wurde, entsagte er zu Gunsten seines Enkels, des Herzogs von Bordeaux (Sohn der Herzogin von Berry). Noch gab er sich der Hoffnung hin, daß seine Freunde, besonders im Westen Frankreichs, sich zum Schutz seines Thrones erheben würden, und begann, einige Schaaren von Getreuen um sich zu sammeln. Als aber auf diese Nachricht 40 bis 50,000 Bewaffnete von Paris her anrückten, um den Hof von Rambouillet zu vertreiben, entließ er am 3. August Abends die Garden, gab die Krondiamanten heraus und reiste eilig nach Cherbourg ab, wohin ihm die neue Regierung sicheres Geleit gab, und wo er sich nach England einschiffen sollte. Er reiste möglichst langsam, in der Hoffnung, daß vielleicht doch noch eine günstigere Wendung der Dinge für ihn eintreten könnte; da diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging, so segelte er am 16. August mit seiner Familie und einigen Getreuen nach der englischen Küste ab, wo er zunächst im Schlosse eines reichen Engländers abstieg. Später begab er sich nach Schottland und brachte in dem Schlosse Holyrood-House bei Edinburgh, wo einst Maria Stuart geweilt hatte, einige Jahre zu, bis er sich nach Oestreich, und zwar

zuerst nach Prag, dann nach Görz in Illyrien begab, wo er 1836 starb. Seitdem war in den Augen der treuen Anhänger des alten bourbonischen Königshauses (Legitimisten) der Sohn der Herzogin von Berry, Heinrich, Herzog von Bordeaux (Heinrich V.) der rechtmäßige König von Frankreich.

Obwohl die Erhebung des Herzogs von Orleans den entschiedenen Republikanern ein großes Aergerniß war, so gelang es doch Lafayette's Energie, die Versuche zu neuer Erregung des Aufstandes zu unterdrücken. Am 3. August eröffnete der Generalstatthalter die Kammern, und kaum hatten sich diese constituirt, so wurde sofort der Vorschlag gemacht, demselben die Krone von Frankreich anzutragen. Nur wenige Stimmen wagten es, sich für die alte Königsfamilie zu erheben, sie wurden durch die fast allgemeine Uebereinstimmung der übrigen Mitglieder bald zum Schweigen verurtheilt, und nachdem der wichtige Beschluß gefaßt war, begab sich die ganze Kammer, von der Nationalgarde begleitet, nach dem Palais royal, um dem Herzog den Willen der Nation zu verkündigen.

Der Herzog empfing die Abgeordneten, umgeben von seiner ganzen blühenden Familie, in einem Prachtsaale. Laffitte las die von der Kammer angenommenen Beschlüsse vor, in denen auch die Bedingungen enthalten waren, unter welchen der Herzog den Thron übernehmen sollte. Dieser erwiederte sodann, daß er die Erklärung der Kammer mit tiefer Bewegung annehme, daß er dieselbe für den Ausdruck des allgemeinen Volkswillens halte und daß sie mit den politischen Grundsätzen übereinstimme, die er sein ganzes Leben hindurch bekannt habe. Ohne Ehrgeiz, an ein ruhiges Familienleben gewöhnt, habe er immer den Wunsch gehegt, daß es nie sein Loos sein möge, zum Thron bestimmt zu sein; aber unter den Gefühlen, die sein Herz bewegten, beherrsche eines alle übrige, das sei die Liebe zum Vaterlande. Er wisse, was diese gebiete, und werde demgemäß handeln. — Darauf umarmte er Laffitte und erschien mit diesem und mit Lafayette auf dem Balcon, wo ihn der jubelnde Zuruf: „Es lebe der König!“ begrüßte.

Noch an demselben Tage trat die Pairskammer den Beschlüssen der Deputirtenkammer bei und am 9. August schon fand die feierliche Einsetzung des neuen Königs statt. Unter dem Donner der Kanonen näherte sich der Generalstatthalter dem Sitz der Deputirten, wo ihn bei seinem Eintritt lauter Jubel begrüßte. Er beschwor die neue Charte, welche in mehreren Punkten dem Volke größere

Freiheiten gewährte, und nahm den Namen Ludwig Philipp I. an. Wir werden später sehen, wie er den Thron auf ähnliche Weise verlor, wie er ihn gewonnen hatte.

130. Die Revolution in Belgien, 1830.

Die Kunde von der französischen Julirevolution erregte in ganz Europa alle Gemüther und konnte besonders nicht verfehlen, in denjenigen Staaten eine große Wirkung hervorzubringen, wo aus irgend einem Grunde gleichfalls schon seit längerer Zeit Unzufriedenheit herrschte. Das Beispiel des in Paris von den Liberalen errungenen Sieges fachte die Hoffnung der revolutionären Parteien in allen Ländern an. Die nächsten Folgen hatte diese Erregung in Belgien, welches seit 1815 mit Holland zu einem Königreich der Niederlande vereinigt war. Zwar war der König Wilhelm I. der Niederlande ernst und aufrichtig bemüht, das Wohl aller seiner Unterthanen zu fördern, und in der That war es ihm geglückt, besonders auch den Wohlstand Belgiens sichtlich zu heben; aber ungeachtet des Segens, welchen seine Fürsorge für die öffentliche Wohlfahrt verbreitete, konnten es die Belgier nicht ertragen, daß ihnen holländische Gesetze und holländische Sprache aufgedrängt werden sollte, und vorzüglich war es die Verschiedenheit des religiösen Glaubens, welche vielen Anlaß zur Unzufriedenheit gab. Die Belgier sind streng katholisch, die Holländer und der niederländische Hof eifrig protestantisch, und die katholische Priesterschaft Belgiens benutzte einige unkluge Schritte der Regierung, um den Unwillen der katholischen Bevölkerung heftig anzuregen und zu nähren. Mit den unzufriedenen Katholiken verbanden sich nun Leute, welche im Grunde ihres Herzens ganz von ihnen verschieden waren, nämlich die Anhänger einer französisch-liberalen Partei, welche in Belgien, wie ihre Gesinnungsgenossen in Frankreich, die Einführung größerer Freiheiten erstrebte. Bei vielen Gelegenheiten hatte sich die sogenannte „Nationalopposition" dieser beiden Parteien schon geltend gemacht, und die Zeitungen Belgiens ließen nicht ab, die Regierung Wilhelms zu lästern.

In dieser Stimmung kam die Nachricht von der in Paris ausgebrochenen Revolution nach Belgien. Alles frohlockte und sprach laut davon, so müßte man es auch machen. Besonders wandte sich der Haß gegen den in Brüssel wohnenden Justizminister van Maanen, einen sehr achtungswerthen Mann, der aber gegen

die in Belgien herrschende Stimmung wirkte. Die unruhigen Köpfe in Brüssel bereiteten die Revolution vor und scheuten sich nicht, den dazu bestimmten Tag vorher zu verkündigen. Am 23. August 1830 las man an den Straßenecken von Brüssel: „Montags Feuerwerk, Dienstags Illumination (zum Geburtstage des Königs), Mittwochs Revolution.“ An diesem Mittwoch, den 25. August, wurde im Theater die Stumme von Portici gegeben. Alle Stellen, in denen der Aufstand in Neapel lebhaft geschildert wird, wurden heftig beklatscht, und nach Beendigung des Stückes stürzten große Volkshaufen, die sich schon vor dem Schauspielhause versammelt hatten, nach der Druckerei einer ihnen gehässigen Zeitung und zertrümmerten hier alles. Ein anderer Haufe plünderte die Vorräthe eines Schwertfegers, warf dem Justizminister die Fenster ein und zerstörte das Haus des Polizeidirectors gänzlich, ohne daß die aufgestellten Soldaten das Geringste dagegen unternahmen. Um 3 Uhr des andern Morgens wurde das Haus des Justizministers ausgeplündert, alle Mobilien zertrümmert und zuletzt das Gebäude verbrannt. Erst gegen 6 Uhr Morgens zogen beträchtliche Truppenmassen durch die Straßen und fingen an, auf das Volk zu feuern, welches das Straßenpflaster aufriß und mit Steinen warf. Mehrere Häuser verhaßter Beamten wurden zerstört, die Laternen und die Schilder mit königlichen Abzeichen zerschlagen und einzelne Fabrikgebäude zertrümmert. Erst nachdem die rechtlichen Bürger die Waffen ergriffen und eine Nationalgarde errichtet hatten, wurde der aufgeregte Pöbel im Zaume gehalten.

Diese Unruhen in Brüssel regten wie durch einen elektrischen Schlag auch das Volk in den andern belgischen Städten auf. In Lüttich, Mons, Löwen, Brügge, Gent, Antwerpen u. a. bewaffneten sich die Bürger, und hier und da wurden große Ausschweifungen begangen. Um diesem Treiben ein Ende zu machen, versammelte der Befehlshaber der Nationalgarde in Brüssel die angesehensten Bürger, und man beschloß, eine Deputation an den König zu schicken, die ihm die Wünsche des Volks vortragen sollte. Der König empfing sie zwar freundlich, erklärte aber mit Würde, daß er die Bitten wohl in Erwägung ziehen wolle, aber nicht im voraus das gewähren könne, was ihm gewissermaßen mit der Pistole auf der Brust abgefordert würde. Indessen reiste der Prinz von Oranien (der Kronprinz) selbst nach dem Schlosse Laeken bei Brüssel ab, und begab sich sogar, nur von wenigen Offizieren begleitet, nach Brüssel, ermahnte zur Ruhe und versprach, daß dann

keine Truppen einrücken sollten; auch wollte er dem Könige den Wunsch der Belgier, daß ihr Land eine besondere Verwaltung erhielte, vortragen. Die Bürger dagegen versprachen Ruhe und Gehorsam; der Prinz ging nach dem Haag zurück, und für den Augenblick schien die Ruhe hergestellt, besonders als der König den Justizminister van Maanen zurückrief.

Dennoch wurden die Aussichten in Brüssel bald wieder sehr kriegerisch. Die Nationalgarde wurde nach Art der Pariser eingerichtet und nahm viele unruhige Köpfe in sich auf. Auch kam ein Haufe wilder Lütticher nach Brüssel, verlangte gänzliche Lossagung von der königlichen Herrschaft und fing an, in den Straßen Verrammlungen aufzuwerfen. Die Nationalgarde wurde vom Pöbel entwaffnet, und wilde Volksführer wurden an die Spitze gestellt, so daß allen guten Bürgern bange wurde und viele jetzt selbst den König aufforderten, Soldaten nach Brüssel zu schicken, um der Pöbelherrschaft ein Ende zu machen.

Demnach näherte sich Prinz Friedrich der Niederlande der Stadt Brüssel. Nachdem er die ihm entgegengezogenen Belgier zurückgeworfen hatte, rückte er am 23. September 1830 vor die Stadt, erstürmte das Thor, und mit Wuth wurde nun in den Straßen bis zum Abend gefochten. Das Volk wehrte sich verzweifelt; jedes Haus war zur Festung gemacht, aus den Fenstern warf man Steine und Raketen und goß siedendes Oel und Wasser auf die Soldaten hinab. So währte der Kampf mehrere Tage ohne Erfolg. Da befahl der Prinz den Rückzug.

Mit Macht griff nun die Empörung in ganz Belgien um sich. Die belgischen Regimenter fielen ab, und die Festungen des Landes, einige wenige ausgenommen, geriethen ohne Schwertschlag in die Hände der Empörer. Der Riß zwischen Holland und Belgien wurde immer unheilbarer. Der König selbst gab die Belgier auf und diese erklärten sich für unabhängig. In Brüssel trat ein Nationalcongreß zusammen, dessen Mitglieder sich über das nicht sogleich einigen konnten, was sie eigentlich wollten. Einige wünschten eine Republik, andere wollten den Prinzen von Oranien zum Regenten, noch andere einen auswärtigen Prinzen, während wieder andere für eine Vereinigung mit Frankreich stimmten. Die Mehrheit erklärte endlich das Haus Oranien auf ewige Zeiten für ausgeschlossen.

Nun war zunächst die Frage, wie die künftige Grenze zwischen Holland und Belgien festgesetzt und wie die gemeinschaftlichen

Schulden vertheilt werden sollten. Um dies zu entscheiden, bedurfte man unparteiischer Schiedsrichter. Dies Geschäft übernahmen die in London residirenden Gesandten Rußlands, Oestreichs, Preußens, Frankreichs und Englands, die sich dazu zu einer Conferenz vereinigten. Fürs erste bewirkten sie zwischen Holland und Belgien im November 1830 einen Waffenstillstand und unterhandelten dann mit beiden Staaten. Da aber jeder derselben möglichst viel dem andern entziehen wollte und die Saiten hoch spannte, so kam nichts zu Stande.

Während dessen fuhren die Belgier fort, sich untereinander über die Wahl eines neuen Königs zu streiten. Zuerst wählten sie den Herzog von Nemours, einen Sohn des neuen Königs von Frankreich. Dieser aber gab eine entschieden abschlägige Antwort, und nun fiel im Juni 1831 die Wahl auf den Prinzen Leopold von Coburg, der kurz vorher den griechischen Thron ausgeschlagen hatte, jetzt aber die belgische Krone annahm und am 21. Juli 1831 in Brüssel seinen Einzug hielt († 1865).

Jetzt erst kehrte einige Ordnung in das zerrüttete Land zurück; aber noch eine harte Prüfung hatte es zu bestehen. Der König von Holland nämlich, der unaufhörlich erneuten Forderungen der Belgier überdrüssig, kündigte ihnen im August 1831 den Waffenstillstand auf und ließ seine Holländer in Belgien einrücken. Nun ist dies bei weitem bevölkerter als Holland, und die übermüthigen Belgier hatten stolz auf die Holländer herabgesehen. Dafür wurden sie nun gezüchtigt; denn Schlag auf Schlag wurden sie zurückgeworfen und leisteten so wenig Gegenwehr, daß die siegreichen Holländer in kurzem schon in der Nähe von Brüssel standen und das geschlagene Heer vor sich hertrieben. Jetzt wäre Belgien ganz in den Händen des Königs Wilhelm gewesen, wenn nicht die Franzosen den Holländern ein Halt zugerufen hätten. Sie hatten schon immer eine große Vorliebe für die Belgier gezeigt, und sobald die Holländer den Krieg erneuert hatten, war auch ein französisches Heer unter Marschall Gérard in Belgien zum Schutze dieses Landes eingerückt. Gérard kündigte nun dem Könige von Holland an, er würde Gewalt brauchen, wenn jener nicht sogleich die Feindseligkeiten einstellte und sein Heer zurückriefe. In diesen ungleichen Kampf konnte sich der König natürlich nicht einlassen.

So trat also wieder der ungewisse Zustand zwischen Holland und Belgien ein. Die Conferenz in London erließ Befehle über Befehle, die aber bald der eine, bald der andere Theil hartnäckig

verwarf. Zuletzt entwarf sie 24 Artikel, welche dem Frieden zum Grunde gelegt werden müßten. Belgien nahm sie an, Holland aber nicht, und so blieb auch da noch ein ungewisser, beiden Theilen nachtheiliger Zustand. Ganz sichtlich wurde Belgien von der Conferenz begünstigt. Besonders zeigte Frankreich eine auffallende Parteilichkeit für Belgien, seitdem der König Leopold sich mit einer Tochter des französischen Königs vermählt hatte, und zuletzt verlangten England und Frankreich, daß der König von Holland sogleich die Bedingungen annehmen sollte, welche die Belgier angenommen hatten. Wilhelm weigerte sich, weil jene Bedingungen sich mit der Ehre Hollands nicht vertrügen. Sogleich segelten die Flotten Frankreichs und Englands in die Nordsee, um die holländischen Küsten zu blockiren, und ein französisches Heer unter dem Marschall Gérard rückte in Belgien ein, um die Holländer aus der Citadelle von Antwerpen, die sie noch besetzt hielten, zu vertreiben. Die Flotten richteten nicht viel aus, weil die Winterstürme — es war im December 1832 — sie bald zur Rückkehr zwangen. Das französische Heer belagerte die Citadelle zu gleicher Zeit und griff sie mit unerhörter Gewalt an. Aber mit unerschütterlicher Tapferkeit vertheidigte sich der brave holländische General Chassé, und beide Theile überschütteten sich mit einem Hagel von Kugeln aller Art. Nach einer dreiwöchentlichen Belagerung standen die Franzosen bereits dicht am Festungsgraben und feuerten so fürchterlich auf die Wälle los, daß das Mauerwerk stückweise umherflog. Da erst ergab sich Chassé, weil ihm sein ganzer Mundvorrath verbrannt war (1833). Die Citadelle von Antwerpen war nun zwar den Holländern entrissen, aber sie behielten Maastricht noch besetzt, und der König blieb fest dabei, die geforderten Bedingungen nicht anzunehmen. So blieben im allgemeinen die Sachen noch mehrere Jahre. Beide Völker führten zwar keinen Krieg miteinander, aber sie hatten keinen Frieden geschlossen; der Handel zwischen ihnen stockte und darunter litten beide Theile. Zwar erklärte Wilhelm von Holland 1838 seine Bereitwilligkeit, die 24 Artikel anzunehmen; aber nun weigerte sich wieder Belgien, die darin festgesetzten Bedingungen den Holländern zu gewähren. Erst am 19. April 1839 kam die wichtige Angelegenheit zu Ende. Die Niederlande und Belgien schlossen durch Vermittelung der Londoner Conferenz einen Frieden, der die Grenzen beider Länder genau bestimmte.

131. Revolution in Polen, 1830.

Auf die Nachricht von den gelungenen Revolutionen in Frankreich und Belgien erwachte auch in Polen das alte Unabhängigkeitsgefühl. Seit 1814 war Polen als ein besonderes Königreich mit Rußland verbunden und stand unter einem Statthalter, dem Großfürsten Constantin, einem Bruder des Kaisers Nikolaus, einem heftigen Manne, durchfahrend und despotisch. Wohl kamen einige Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten von Seiten des Großfürsten vor; aber unleugbar befand sich Polen in materiellen Beziehungen unter Rußlands Scepter in einer glücklichern Lage als sonst. Der Flor des Landes hob sich von Jahr zu Jahr zusehends. Es wurden Fabriken angelegt, der Handel wurde blühend, die sonst so elenden Landstraßen waren fahrbar gemacht, der früher zum Sclaven herabgewürdigte Bauer erhielt Menschenrechte, und wurde gegen den herrischen Adel durch die Gerichte geschützt. Aber theils eben aus diesem Grunde, theils aus alteingewurzeltem Nationalgefühl hegte ein großer Theil des Adels gegen die russische Herrschaft tiefen Groll, und schon wiederholt waren Verschwörungen gebildet worden, um Polen unabhängig zu machen. Als Kaiser Nikolaus im Frühjahre 1829 mit der Kaiserin und dem Thronfolger nach Warschau kam, um sich krönen zu lassen, hatten sich bereits mehrere überspannte junge Polen verschworen, der kaiserlichen Familie sich zu bemächtigen und einen Aufstand zu erregen. Der Plan war nur an der Uneinigkeit der Verschwörer gescheitert, er wurde aber nicht aufgegeben, und als der Kaiser im Sommer 1830 einen Reichstag in Warschau hielt, wurde ihm bei allen seinen wohlgemeinten Vorschlägen der böseste Wille entgegengesetzt.

Als nun die Polen von der Befreiung Belgiens hörten, stieg ihre Hoffnung, auch ihrerseits die Unabhängigkeit wieder zu erringen. Die zu diesem Zweck unternommene Revolution ging zwar zunächst nur von einem Haufen junger, unerfahrener Leute aus, doch wußten sie die Nation zur Theilnahme fortzureißen. An der Spitze der Verschwörung stand Lelewel, ein geistreicher, aber überspannter Mann, früher Professor in Wilna, aber wegen geheimer Umtriebe von seinem Amte entfernt. Er stand aber nur im Hintergrunde und ließ die jungen Leute handeln, meist Studenten, Unteroffiziere, Militairschüler und Lieutenants. Am thätigsten unter ihnen war der Unterfähndrich Peter Wysocki (sprich Wysotzki), ein von wüthendem Haß gegen Rußland erfüllter Jüngling.

Am 29. November 1830 bei eingetretener Dunkelheit versammelte sich eine Anzahl Studenten und Fähndriche in einem kleinen Gehölz in der Nähe des Schlosses Belvedere, in welchem der Großfürst wohnte. Alle hatten geschworen, den Großfürsten zu überfallen und sich seiner todt oder lebendig zu bemächtigen. Von 44 waren aber nur 18 gekommen. Dennoch begiebt sich der kleine Haufen um 6½ Uhr nach dem Belvedere. Während die Fähndriche das Hinterthor besetzen, damit der Großfürst nicht entwischt, stürzen sich sechs Studenten, von einem Fähndrich und einem Lehrer der Militairschule geführt, ins Schloß; die Thorwache, die schon vorher gewonnen war, läßt sie in den Schloßhof, die verschlossene Schloßthüre wird gesprengt und mit dem Geschrei: „Tod dem Tyrannen!" stürzt die Rotte in das Innere ein. Ein ihnen auf der Treppe begegnender General (Legendre) wird mit dem Bajonnet durchrannt; über seine Leiche schreiten sie weiter vor, hauen einen Präsidenten nieder, welcher mit 13 Wunden zu Boden sinkt, und dringen in das Zimmer des Großfürsten ein, den sie aber nicht finden, weil ein treuer Kammerdiener ihn versteckt hat. Sofort eilen sie wieder hinaus ins Freie.

Indessen ist Wysocki in den Saal, in welchem die übrigen Fähndriche eben Unterricht erhalten, gestürzt, mit dem Rufe: „Polen, die Stunde der Rache hat geschlagen; heute müssen wir siegen oder sterben!" Der Lehrer der Jünglinge schreit: „Zu den Waffen!" Alle stimmen in das Geschrei ein, stürzen hinaus, versehen sich mit Waffen und rennen nach den russischen Kasernen, um die Soldaten zu entwaffnen. Hierauf ziehen die Empörer in der Stadt in einzelnen Haufen umher, rufen den Pöbel zur Ermordung aller Russen auf, und es ereignen sich Scenen, wie sie selbst in Paris und Brüssel nicht vorgekommen waren. Man suchte überall die vornehmen russischen Offiziere und Beamten auf und ermordete sie, wo man sie fand, mehrere im Kreise ihrer jammernden Familien, manche sogar mit cannibalischer Grausamkeit. Einige Bataillone hatten sich bald anfangs auf die Seite der Rebellen geschlagen und kämpften mit den anrückenden russischen Soldaten, deren aber nur wenige in Warschau lagen. Es war eine schauerliche Nacht. An mehreren Stellen wurde gefochten; dumpf hallten die Schüsse durch die Nacht hindurch; man hörte das Mordgeheul des zum Theil betrunkenen Pöbels, das Geschrei der Verfolgten und das Stöhnen der Sterbenden. Die Russen wurden endlich überwältigt und zogen sich mit dem Großfürsten aus der Stadt, einige Abtheilungen

der polnischen Truppen bewiesen musterhafte Treue und begleiteten sie.

Auch am folgenden Tage, dem 30., hatten die zügellosen Pöbelhorden freies Spiel und kein Einwohner war seines Lebens und seines Eigenthums sicher. Nun erst besann man sich, daß es leicht sei, den Pöbel aufzuregen, aber schwer, ihm die Waffen wieder aus den Händen zu winden, und als nun die Vornehmen sich selbst der Gefahr bloßgestellt sahen, traten einige derselben zusammen, bildeten einen Verwaltungsrath, ließen einige der Blutgierigsten aus dem Pöbel, die zu plündern fortfuhren, niederschießen, und hofften dadurch, daß sie sich der Revolution bemächtigten, eine Aussöhnung mit Rußland herbeizuführen. Das suchten aber die jungen Schwärmer zu verhindern; sie wollten, daß das alte polnische Reich wieder hergestellt werde. Beide Parteien, die gemäßigte wie die überspannte, sahen sich nach einem Manne um, der Ansehen genug hätte, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, und aller Augen fielen auf den General Chlopicki (sprich Chlopitzki), der früher unter Napoleon in Spanien sich ausgezeichnet und bisher in freiwilliger Zurückgezogenheit gelebt hatte. Er nahm die Stelle eines Oberbefehlshabers an, und da er ein gemäßigter und verständiger Mann war, so suchte er den Fortschritten des Aufstandes nach und nach entgegen zu arbeiten, weil er die traurigen Folgen der mit Mord begangenen Revolution voraussah. Gewiß wäre es ihm auch gelungen, hätten nicht jene jungen Leute unter Lelewels Anführung es zu verhindern gewußt. Sie bildeten einen Revolutionsclub, der an die Zeiten Robespierre's mahnte, und verhinderten jede Aussöhnung. Für den Augenblick konnte der russische Kaiser den Aufstand nicht gewaltsam unterdrücken, da er bei der Größe des russischen Reichs Zeit brauchte, ein mächtiges Heer zu sammeln; Constantin hatte dazu zu wenig Soldaten bei sich und hatte sich deshalb mit denselben nach Rußland zurückgezogen.

Die Parteiungen, die in Polen nie gefehlt haben und sich auch jetzt gleich zu Anfange der Revolution zeigten, ließen es immer dringender erscheinen, daß die Gewalt in einer Person vereinigt würde. Chlopicki, der es mit seinen Landsleuten aufrichtig gut meinte und die fast allgemeine Liebe, die man zu ihm hatte, erkannte, faßte den Entschluß, sich zum Dictator aufzuwerfen, um das Unwesen der jungen Tollköpfe zu unterdrücken. Am 5. December befahl er, daß sich alle Regimenter versammeln sollten. Dann ritt er an der Spitze einer Schwadron, von allen seinen Adjutanten

begleitet, nach dem Gebäude, in welchem die Regierung ihre Sitzungen hielt, stieg ab und trat mit den Adjutanten in den Saal. Man überreichte ihm sogleich die schon bereitliegende Ernennung zum Oberbefehlshaber; er aber warf die Schrift auf den Tisch und rief: „Ich will keine Ernennung! Da ich sehe, daß keine Einigkeit in der Regierung ist, so ergreife ich die Dictatur und erkläre den, welcher mir nicht gehorcht, für einen Verräther; nur das Wohl des Vaterlandes werde ich bei meiner Handlungsweise befragen!" So verließ er als Dictator den Saal, in welchem alle stumm und bestürzt ihm nachsahen. Dann ritt er nach dem Platze, auf welchem die Soldaten versammelt waren, theilte ihnen das Geschehene mit und wurde mit einem rauschenden Lebehoch begrüßt. Vielleicht hätte Chlopicki, wenn man ihm nicht entgegenarbeitete, nach und nach die Polen wieder zur Mäßigung bringen und mit dem Kaiser wieder versöhnen können. Aber dazu war die Aufregung des leicht entflammten Volks zu groß, das in seinem eiteln Wahne schon von der Besiegung der Russen und von Unabhängigkeit träumte. Nachdem die Revolution sich durch ganz Polen verbreitet hatte, versammelte sich der polnische Reichstag. Chlopicki, welcher mit seinen friedlicheren Ansichten und Vorschlägen nicht durchdrang, legte seine Dictatur nieder und trat als gemeiner Soldat in das Heer. Der Reichstag schritt zu den äußersten Maßregeln vor und erklärte das russische Regentenhaus des polnischen Thrones für verlustig.

Anfangs suchten sich die Besonnenern von dem Unternehmen, dessen traurige Folgen sie vorhersahen, zurückzuhalten; aber die allgemeine Begeisterung riß die meisten mit in den Strudel hinein. So den Grafen Wladislaus Ostrowski. Der Reichstag wählte ihn zum Reichstagsmarschall. Anfangs weigerte er sich, die verhängnißvolle Stelle anzunehmen; da umringten ihn alle Mitglieder und trugen ihn auf den Marschallsstuhl. Er war der erste, der, an die Leere des Schatzes erinnernd, erklärte, er werde alle seine Pferde an das Heer abliefern und täglich zu Fuß in die Versammlung kommen; es sei nöthig, daß jeder allem Luxus entsage, und er forderte alle auf, freiwillige Beiträge zu unterzeichnen. Das geschah auch sogleich; mit Bereitwilligkeit gaben alle bedeutende Summen her.

In Rußland war der Unwille über den polnischen Aufstand allgemein. Kaiser Nikolaus ernannte den Grafen Diebitsch-Sabalkanski zum Oberbefehlshaber, forderte aber, ehe der Krieg

begönne, noch einmal die Polen zur Unterwerfung auf und versprach ihnen Verzeihung. Aber die hitzigsten Revolutionsmänner ließen die Vernünftigeren nicht zur Besinnung kommen und erklärten, Tod oder Freiheit sei ihr Wahlspruch. Die Thoren bedachten nicht, in welchen Abgrund von Verderben sie ihr unglückliches Vaterland durch ihre unsinnige Wuth stürzten.

Erst im Februar 1831 rückten die Russen in Polen ein und vereinigten sich unweit Praga, der Vorstadt von Warschau, die in aller Eile befestigt worden war. Ungeachtet der ungünstigen Jahreszeit, der morastigen Wege und der beständig nassen Witterung hatten sie den weiten Marsch zurückgelegt. Am 19. Februar kam es zu der ersten Schlacht bei Praga (oder Waver), die unentschieden blieb und von beiden Theilen als ein Sieg betrachtet wurde. Dasselbe fand in der zweiten Schlacht bei Praga (oder Grochow) am 25. Februar statt. In beiden wurde mit großem Heldenmuthe und staunenswerther Todesverachtung gekämpft. Die Russen blieben zwar Sieger und drückten die Polen zurück; da aber weder Praga erobert, noch die Weichsel überschritten werden konnte, so waren diese blutigen Schlachten nicht entscheidend und der Krieg zog sich in die Länge; denn die Polen konnten ihre Verluste schneller ersetzen, als die Russen, deren Zufuhr und Verstärkung durch die weite Entfernung und die kaum fahrbaren Wege sehr aufgehalten wurden. Dazu kam, daß sich einzelne polnische Parteihäupter in die ehemaligen polnischen Provinzen geschlichen und hier einen Aufstand bewirkt hatten, so daß die russischen Heere zwischen zwei Feuer kamen und sich überall von Feinden umgeben sahen. Dies nöthigte den Grafen Diebitsch, sich von Warschau zurückzuziehen und Verstärkungen abzuwarten. Dann erst rückte er wieder vor und erfocht am 26. Mai einen glänzenden, aber sehr blutigen Sieg bei Ostrolenka, da die Polen mit einem Muthe gefochten hatten, der einer erfolgreichern Sache würdig gewesen wäre. Während Russen und Polen an mehreren Stellen des Reichs sich miteinander herumschlugen, gewannen die ersteren nur sehr langsam Feld, und es war eher keine Beendigung des Kampfes zu erwarten, als bis sie die Weichsel überschritten haben würden. Da wurde plötzlich (am 10. Juni) der Graf Diebitsch-Sabalkanski von der Cholera dahingerafft, und sein Nachfolger, Graf Paskewitsch-Eriwanski, ein kühner Krieger, der sich schon 1829 im Kriege gegen die Türken im Kaukasus sehr ausgezeichnet hatte, faßte den gewagten Entschluß, über die Weichsel zu gehen, um Warschau an-

greifen zu können. Der Uebergang fand am 17. Juli unweit der preußischen Grenze statt und wurde von den Polen nicht gehindert. Unter diesen war bereits große Uneinigkeit ausgebrochen. Während der Reichstag Beschlüsse faßte, als wenn das Gelingen der Revolution gar keinem Zweifel unterworfen wäre, war die Oberbefehlshaberstelle mehrmals gewechselt worden. Am längsten behauptete sich Skrynecki (sprich Skrinetzki); aber auch er hatte mit beständigen Ränken seiner Generale zu kämpfen, die ihm bald Feigheit, bald Verrätherei vorwarfen. Von nun an erlitten die Polen schnell hintereinander auf mehreren Punkten Niederlagen; einige Heeresabtheilungen wurden theils nach der östreichischen, theils nach der preußischen Grenze getrieben, flüchteten sich, um nur den verfolgenden Russen zu entgehen, hinüber, baten um Aufnahme und Schutz, und wurden entwaffnet.

Paskewitsch näherte sich nun, am linken Ufer der Weichsel aufwärts gehend, der Hauptstadt Warschau, und als er ihr gegenüberstand, forderte er die Einwohner zur Uebergabe auf, indem er noch einmal im Namen des Kaisers Vergebung anbot, die Haupträdelsführer ausgenommen. Aber eben darum boten diese alles auf, daß der Kampf fortgesetzt würde. Am 6. und 7. September ließ Paskewitsch stürmen. Es war ein schwerer, heißer Kampf; denn die Stadt war stark befestigt worden und die Polen fochten wie Verzweifelte. Endlich, als sie jeden Widerstand vergeblich versucht hatten, ein Theil der Stadt bereits in Asche lag und jeden Augenblick zu fürchten war, daß die Russen stürmend eindrängen, baten die Polen um Schonung. Es wurde eine Uebereinkunft abgeschlossen, nach welcher die Polen frei abziehen, Warschau dagegen von den Russen besetzt werden sollte. Das geschah am 8. September. Die Ueberreste des Heeres, in welchem die Uneinigkeit den ferneren Widerstand verhinderte, traten theils auf östreichisches, theils auf preußisches Gebiet über. Mit großer Gastfreiheit nahm der König von Preußen die entwaffneten Flüchtlinge auf und unterstützte die Hülfsbedürftigen; dennoch betrugen sich viele derselben höchst undankbar und verübten sogar Gewaltthätigkeiten, so daß die preußische Regierung daran denken mußte, die unruhigen Flüchtlinge, die kein Gesetz achteten, los zu werden. Es wurde ihnen freigestellt, entweder die Amnestie des russischen Kaisers, die er ihnen großmüthig bewilligt hatte, anzunehmen, oder aber nach Frankreich zu gehen, wo man mit ihnen sympathisirte. Ein großer

Theil, besonders die, deren Gewissen am meisten belastet war, wählte das Letztere.

Jetzt kehrte nach und nach die Ordnung in Polen zurück. Aber so großmüthig auch Nikolaus einzelnen den Aufstand verzieh, so waren doch Handel und Fabriken, ja der ganze Wohlstand des Landes auf lange Zeit zu Grunde gerichtet. Viele Theilnehmer an der Revolution wurden hart bestraft; strenge Maßregeln wurden über das Land verhängt. Der Kaiser erklärte Polen als dem russischen Reiche einverleibt und ernannte zum Statthalter den nun zum Fürsten erhobenen Paskewitsch-Eriwanski, der sich seitdem mit gesegnetem Erfolg bis zu seinem Tode (1856) angelegen sein ließ, den zerstörten Wohlstand neu zu beleben und die empörten Gemüther wieder zu beruhigen.

Die nach Frankreich entwichenen Polen vergalten hier die gefundene Gastfreundschaft mit großer Undankbarkeit. Sie nahmen nicht nur an allen vorgekommenen Aufständen lebhaften Antheil, sondern betrugen sich überhaupt so übermüthig, daß sie nach bestimmten Oertern verwiesen und unter Aufsicht gestellt werden mußten. Da ihnen diese Beschränkungen nicht behagten, so begaben sich mehrere Hundert in Masse nach dem Canton Bern und verlangten Aufnahme. Man empfing sie auch hier mit größter Hospitalität. Dennoch ließen sie sich in politische Umtriebe ein, machten Pläne, im südlichen Deutschland und im Sardinischen Revolutionen anzustiften, und wurden daher auf dringendes Verlangen mehrerer Mächte aus Bern entfernt und nach Frankreich zurückgeschickt, wo man großmüthig genug war, sie wieder aufzunehmen.

132. Die Wirkungen der Julirevolution in Deutschland und Italien.

Auch in Deutschland blieben die Ereignisse, welche die liberalen Grundsätze in Frankreich zur Herrschaft brachten, nicht ohne eine gewisse Wirkung, obwohl der äußere Eindruck derselben hier leichter verwischt wurde, als in andern Ländern. In mehreren Staaten machte sich eine aus verschiedenen Ursachen genährte Unzufriedenheit in plötzlichen Ausbrüchen Luft, welche hier und da eine Aenderung in der Verfassung oder Regierung zur Folge hatten. Am heftigsten waren die revolutionären Vorgänge in Braunschweig. Dem bei Waterloo gefallenen braven Herzog

von Braunschweig war sein Sohn Karl gefolgt, während dessen Minderjährigkeit eine Regentschaft die Geschäfte leitete und eine sogenannte „revidirte Landschaftsordnung“ einführte. Herzog Karl gestattete sich, nachdem er selbst das Ruder in die Hände genommen hatte, mehrfache Eingriffe in dieses Landesgesetz und verfuhr in jeder Beziehung mit unkluger Härte und Willkür. Bald nach den Juliereignissen in Paris erhob sich deshalb auch in Braunschweig ein Volksaufstand, bei welchem das herzogliche Schloß in Brand gesteckt und Karl zur Flucht genöthigt wurde (September 1830). Sein Bruder Wilhelm übernahm die Regierung, zunächst im Namen seines Bruders; nach einiger Zeit aber, als Herzog Karl des Thrones verlustig erklärt worden war, trat er die Herrschaft aus eigener Machtvollkommenheit an. Der verbannte Herzog ist 1873 in Genf gestorben.

In Sachsen, wo bis zum Jahre 1827 der König Friedrich August ein väterliches Regiment geführt hatte, erregte seines Bruders und Nachfolgers Anton katholischer Eifer viel Mißvergnügen, welches auf Veranlassung mancher strengen Maßregel der Polizei durch eine geschäftige Oppositionspartei sorgfältig genährt wurde. So wurde es denn den unruhigen Geistern nicht sehr schwer, nach der französischen Julirevolution auch in Dresden und Leipzig bedenkliche Aufstände zu erregen, welche der König jedoch dadurch beschwichtigte, daß er seinen beliebten Neffen Friedrich August zum Mitregenten erhob, welcher ihm 1836 als König folgte. Mit den Ständen wurde ein neues Landesgrundgesetz berathen und festgestellt.

Im Kurfürstenthum Hessen regierte der zurückberufene Wilhelm I. bald nach der Vertreibung der französischen Herrschaft mit großer Willkür. Unter seinem Sohn Wilhelm II., welcher sich auch durch Härte der Herrschaft und durch sein leichtsinniges Privatleben, besonders durch die Erhebung einer unwürdigen Person zur Gräfin von Reichenbach, um die Liebe und Achtung seiner Unterthanen brachte, wuchs die Mißstimmung und führte zuletzt gleichfalls zu einem Tumult, in Folge dessen der Kurfürst eine Verfassung gab und seinen Sohn Friedrich Wilhelm zum Mitregenten ernannte. Bald darauf überließ er diesem ganz die Regierung und zog sich selbst nach Frankfurt zurück, wo er 1847 starb.

In Hannover brachen gleichfalls einige Zeit nach der Julirevolution Unruhen aus, besonders in Göttingen, indem das Volk

eine Verfassung verlangte, bei welcher den Ständen eine größere Mitwirkung bei Bewilligung der Steuern und bei der Gesetzgebung zukäme. Im Namen des Königs von England regierte damals der Herzog von Cambridge als Vicekönig das Land; er gab, mit Zustimmung Wilhelms IV., demselben im Jahre 1833 in Folge jener Unruhen ein neues Landesgrundgesetz mit größeren ständischen Rechten. Als aber nach des Königs Tode (1837) der Herzog von Cumberland, Ernst August, ein entschlossener kräftiger Mann, ihm als besonderer König von Hannover nachfolgte, wurde das Landesgrundgesetz wieder aufgehoben und dieser Beschluß, ungeachtet der allseitigen Proteste, welche im Lande verlauteten, mit aller Energie durchgeführt. Besonderes Aufsehen machte der Widerspruch von sieben Göttinger Professoren, welche wegen desselben ihre Stellen aufgeben mußten. Trotz der großen Strenge, mit welcher der König Ernst August regierte, wußte er übrigens doch durch seinen ehrenfesten Charakter und durch manche gute Maßregel mit der Zeit die Achtung seiner Unterthanen zu gewinnen.

Die gemeinsame Gefahr, welche die deutschen Regierungen in Folge der erwähnten Volksbewegungen zu bedrohen schien, ließ dieselben auch bald auf gemeinsame Gegenwehr denken. Schon im October 1830 bestimmte der Bundestag, daß jede deutsche Regierung verpflichtet sei, dem Nachbar auf sein Verlangen militärische Hülfe zur Erhaltung der Ordnung zu gewähren, und brachte ferner die Gesetze wegen Zügelung der Presse in Erinnerung. Besonders schien in Süddeutschland große Vorsicht und Strenge nöthig, da sich in Folge des polnischen Kriegs und wohl mit veranlaßt durch die polnischen Flüchtlinge, in Baden, in Rheinbaiern u. s. w. bald eine große Aufregung zeigte. Einige feurige Schriftsteller und Demagogen suchten dort auf alle Weise für sogenannte Volksfreiheit, für constitutionelles Wesen, für eine Aenderung der deutschen Bundesverfassung und einheitliche Gestaltung Deutschlands zu wirken, und brachten in jugendlichen Gemüthern eine so erregte Stimmung hervor, daß sich dieselben zu öffentlichen Kundgebungen hinreißen ließen. Dazu gehörte besonders das Hambacher Constitutionsfest. Auf der Hambacher Schloßruine kamen am 27. Mai 1832 gegen 30,000 Deutsche aus den Rheinlanden, Deputationen der damaligen Vaterlandsvereine, Studenten aus ganz Deutschland, auch eine Anzahl Franzosen und Polen zusammen; es wurden feurige Reden gegen einige deutsche Regierungen, für die Freiheit und das Wiedererstehen des nationalen Lebens gehalten. Der-

selbe Geist, welcher hier vorherrschte, wurde in der neu erwachten Burschenschaft auf den Universitäten, sowie in einem Theil der Presse, in geheimen Verbindungen aller Art genährt. Endlich machten schwärmerische, verirrte Jünglinge in Gemeinschaft mit politischen Flüchtlingen u. a. einen wirklichen, aber thörichten Versuch zum Umsturz der bestehenden Verfassung durch das sogenannte Frankfurter Attentat. Verführt durch lügenhafte Vorspiegelungen von Frankfurter Mitverschworenen und in verblendetem Vertrauen auf einen verheißenen Aufstand der Bevölkerung der Umgegend wagten sie einen frevelhaften Angriff auf die Besatzung von Frankfurt, tödteten einige Soldaten und riefen das Volk zur Eroberung der Freiheit auf, welche sie von dem Sitze des Bundestags auf ganz Deutschland auszudehnen hofften. Aber sie sahen sich bald in ihren kühnen Erwartungen auf größere Theilnahme getäuscht, wurden von dem Militär in die Enge getrieben und, soweit sie sich nicht durch die Flucht retten konnten, gefangen gesetzt.

In Folge dieser Ereignisse verschärften die Regierungen ihre Maßregeln der Vorsicht: in ganz Deutschland wurden strenge Untersuchungscommissionen gegen die demagogischen Umtriebe niedergesetzt, die Führer der liberalen Partei streng beobachtet und verfolgt, und durch Bundestagsbeschlüsse wurde die souveraine Gewalt der Fürsten gegen etwaige Uebergriffe der Ständeversammlungen bestimmter als bisher festgestellt. Auch in dieser Gegenwirkung gegen die Revolution wurde nicht immer die wünschenswerthe Mäßigung beobachtet, und dadurch eine geheime Fortwirkung der liberalen Bestrebungen und besonders der Widerwille gegen den Bundestag um so mehr befördert.

Auch in Italien gingen die Bewegungen, welche in Folge des Julisturms ganz Europa durchzuckten, nicht spurlos vorüber. Besonders entstanden in Modena und in den Kirchenstaaten heftige Unruhen. Auf die Bitten des Herzogs von Modena und des Papstes Gregor XVI. rückten jedoch östreichische Truppen ein und stellten die Ruhe bald wieder her. Der Papst mußte indeß auf Drängen seiner eigenen Bundesgenossen, der Oestreicher, die Zusage ertheilen, einige wesentliche Verbesserungen in der Verwaltung seiner Staaten eintreten zu lassen. Als nach dem Ausrücken der Hülfstruppen aber die Unterthanen sich mit den eingeführten sehr geringen Aenderungen nicht zufrieden erklärten, nahm der Papst nochmals zu Oestreich seine Zuflucht, und neue Truppen rückten ein, welche jedoch von den Bewohnern selbst als Helfer gegen die

päpstliche Willkür freudig begrüßt wurden. Die französische Regierung glaubte es nun nicht ruhig mit ansehen zu dürfen, daß die Oestreicher etwa durch eine bleibende Besetzung des Kirchenstaates ihren Einfluß erweiterten. Zwar lehnte der Papst die Einmischung der Franzosen ab; diese aber landeten nichtsdestoweniger mit einer bedeutenden Expedition in Ancona und besetzten mit Gewalt die dortige Festung. Erst im Jahre 1838 zogen die Franzosen wie die Oestreicher wieder ab, ohne daß in der Verwaltung der päpstlichen Staaten eine erhebliche Verbesserung eingetreten war. Die Unzufriedenheit der Bevölkerung dauerte daher hier, wie in andern Theilen Italiens, besonders auch in Sardinien, wo im Jahre 1831 Karl Albert den Thron bestiegen hatte, fort, und wurde von einer Verbindung von Politikern und Schriftstellern, welche man „das junge Italien" nannte und welche besonders die Einigung ganz Italiens erstrebte, bei jeder Gelegenheit befördert, bis der Tod Gregors XVI. (1846) einen neuen Aufschwung für ihre Hoffnungen brachte.

133. Die Regierung Ludwig Philipps, 1830—48.

Ludwig Philipp von Orleans war zwar durch die Revolution auf den Thron gekommen, aber er erkannte es vom ersten Augenblick als seine Aufgabe, die Revolution zu zügeln und zu überwinden, um wieder eine feste Ordnung in Frankreich zu begründen. Die Erfüllung dieser Aufgabe war eine ungemein schwierige, da selbst ein großer Theil der Männer, welche das Meiste für des neuen Königs Erhebung gethan hatten, eine wirklich demokratische Regierung von ihm verlangten und nicht einzusehen vermochten, daß mit solchen Grundsätzen ein sicheres und wohlbegründetes Regiment nicht herzustellen war. Männer wie Lafayette, Laffitte u. a. trennten sich daher bald von der neuen Regierung. Während diese sich von vorn herein von den Anhängern des alten Königshauses (Legitimisten) heftig angefeindet sah, bildete sich sehr bald auch eine neue demokratische oder radicale Opposition gegen sie, welche ihr die Liebe der unteren Volksschichten abwendig machte, und sie konnte sich nur auf den höheren wohlhabenden Bürgerstand, auf die sogenannte Bourgeoisie stützen. Die erste Gelegenheit, bei welcher die Regierung den Forderungen der demokratischen Volksmassen mit Klugheit zugleich und mit Energie entgegentreten mußte, war der Proceß der gefangen gehaltenen Minister Karls X., des Fürsten

Polignac und seiner Collegen. Dieselben wurden vor die Pairskammer gestellt, aber während die Wuth der Radicalen sie mit dem Tode bestraft wissen wollte, wurden sie nur zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Die Republikaner suchten deshalb einen Aufstand zu erregen; aber Lafayette, welcher noch das Commando über die Nationalgarden führte, wußte diesen Versuch zu unterdrücken Die Verurtheilten wurden nach der Festung Ham gebracht; im Jahre 1836 wurde die Strafe Polignacs in die der Verbannung verwandelt; er lebte seitdem meistens in München.

Die Legitimisten hielten sich ihrerseits noch nicht für völlig überwunden, und besonders als sie bemerkten, daß ein Theil der freisinnigen Politiker und der Volksmasse dem neuen Thron sich entfremdete, glaubten sie einen Versuch machen zu dürfen, ihre Fahne wieder zu erheben, besonders da sie in einem großen Theile Frankreichs auf die Unterstützung der Geistlichkeit rechnen konnten. Am 15. Februar 1831, am Todestage des Herzogs von Berry, wagten sie es in der Kirche St. Roche die weiße Fahne, das Symbol der Bourbonen, aufzupflanzen; aber sie fanden sich in der Volksstimmung getäuscht, indem die Massen sofort ihre revolutionäre Wuth gegen sie selbst und besonders gegen die mit ihnen verbündete Geistlichkeit richteten. Bei einem schnell erregten Tumult stürzte sich das Volk auf den erzbischöflichen Palast, plünderte und zerstörte denselben. Bei diesem Aufstand vermochten die freisinnigen radicalen Minister, welche Ludwig Philipp gleich nach seiner Erhebung angenommen hatte, Laffitte und seine Freunde, das nöthige Ansehen und die rechte Kraft dem Volk gegenüber nicht zu behaupten, und da eben war es, wo der König sich von ihnen trennen mußte, um Minister zu wählen, welche bei aller Freisinnigkeit doch Kraft und Willensfestigkeit genug besäßen, um dem revolutionären Treiben mit Entschiedenheit zu steuern. An die Spitze der Verwaltung trat Casimir Périer, ein reicher Banquier von großer Einsicht und Energie, ein starrer Charakter, welcher seine Vorsätze mit der beharrlichsten rücksichtslosesten Strenge durchführte, und die Schwierigkeiten, wo er sie nicht umgehen konnte, zu zertrümmern suchte. Schon lange war er der Führer derjenigen Partei, welche den Frieden und die Ordnung auf fester Grundlage wieder herstellen wollte, in der Ueberzeugung, daß nur dann die gewonnenen Freiheiten nutzbar zu machen seien. Als er vor die Kammer trat, sprach er unumwunden: „Der oberste Grundsatz der Julireglerung ist nicht der Aufruhr, er ist der gesetzmäßige Widerstand gegen gesetzwidrige

Ueberschreitung der Gewalt. — Die Ordnung muß aufrecht erhalten, das Gesetz vollzogen, die Staatsgewalt geachtet werden." Um dieses Resultat zu erreichen, scheute er keinen Kampf, sei es auf der Rednerbühne, wo er durch seine gewaltige Beredtsamkeit glänzte, sei es gegen den Aufruhr, welchen er mit aller Strenge niederzuschmettern entschlossen war. So wußte er nach den Stürmen der Revolution den Grund zu einer neuen festen Ordnung in Frankreich zu legen, auf welchem die späteren Ministerien fortgebaut haben. Seine Energie wurde außer dem täglichen Meinungskampfe in den Kammern vorzüglich durch häufige legitimistische Erhebungen im Süden und Westen Frankreichs und durch einen großen Aufstand in Lyon herausgefordert. Hier war es der republikanischen Partei gelungen, die Arbeiterbevölkerung zu einer wahrhaft gefährlichen Schilderhebung aufzureizen. Der Aufstand erreichte eine solche Gewalt, daß die reiche Fabrikstadt acht Tage lang in den Händen der Insurgenten blieb, bis der Marschall Soult, welchen die Regierung mit einer bedeutenden Truppenmacht zu ihrer Bekämpfung ausgesandt hatte, mit großer Energie die Ordnung wieder herstellte. Auch nach außen hin war Casimir Périer bemüht, der französischen Politik eine angesehen Stellung dadurch zu sichern, daß er zugleich gegen die revolutionären Erhebungen aufrichtig mitwirkte und doch alles that, um die Achtung vor Frankreichs Macht wieder herzustellen. Aber der ausgezeichnete Mann sollte nicht lange an der Spitze der Geschäfte stehen; übermäßige Anstrengungen und die täglich wiederkehrende Aufregung mußten seine Gesundheit bald untergraben, und als im Frühjahr 1832 die Cholera auch nach Paris kam, wurde er von derselben schnell dahin gerafft. Die Trauer über diesen Verlust war allgemein und tief, nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa. Selbst der Haß der Parteien schwieg achtungsvoll an seinem Grabe, und selbst seine Gegner erkannten an, daß Périer es treu und redlich mit seinem Vaterlande gemeint und für seine Ueberzeugung mit Heldenmuth und wahrer Seelengröße gestritten hatte.

Das Ministerium, welches nach Casimir Périers Tode eintrat und in welchem der Marschall Soult, der Herzog von Broglie, Thiers und Guizot die ersten Stellen einnahmen, hatten bald einen abenteuerlichen Aufstand zu bekämpfen, welchen eine muthige, unternehmende Frau aus der alten Königsfamilie veranlaßte. Während Karl X. in Holyrood sich zwar der Hoffnung auf eine günstige Wendung der Verhältnisse in Frankreich nicht verschloß, aber die

Herbeiführung eines solchen günstigen Geschicks ganz allein dem Himmel überließ, entwarf die Mutter des jungen Herzogs von Bordeaux, die Herzogin von Berry, welche sich nach alter Haussitte zur Regentin berufen glaubte, den kühnen Plan, den jungen Fürsten nach Frankreich zurückzuführen und mit Hülfe der bewährten Treue der Vendée den Königsthron wieder zu erobern. Der Widerspruch des alten Karl X. vermochte ihre Entschlossenheit nicht zu lähmen; um jedoch ihr Unternehmen leichter vorbereiten zu können, begab sie sich erst an den Hof ihres Bruders, des Königs von Neapel, dann nach dem Fürstenthum Massa. Der kleine Hof französischer Edelleute, welche sich dort um die eben so vergnügungslustige als ritterliche Frau sammelten, sowie die Berichte gleichgesinnter Freunde in Frankreich spiegelten ihr vor, daß sie im Süden des Landes nur zu erscheinen brauche, um sofort einen großen Anhang um sich zu sammeln, da man des neuen Regiments fast überall schon müde sei. Sie glaubte nun keine Zeit verlieren zu dürfen und schiffte sich im April 1832 mit einem kleinen Gefolge nach der südfranzösischen Küste ein. Ein erster Landungsversuch mißglückte, aber sie ließ sich nicht abschrecken, sondern wiederholte denselben mit besserm Erfolge. Da sich im Süden die gehoffte Theilnahme nicht fand, zog sie in Männerkleidern in Begleitung ihres Stallmeisters durch Frankreich bis in die Vendée, wo sie im Mai erschien und von einem Schlosse bei Saintes eine Aufforderung an alle Royalisten ergehen ließ, die Waffen für das alte Königshaus zu ergreifen. Aber auch hier fand ihr Aufruf nicht den allgemeinen Anklang, welchen sie gehofft hatte, da selbst ein Theil des ihrer Sache ergebenen Adels doch das Unternehmen von vorn herein für verfehlt ansah. Die tapferen Haufen, welche auf ihren Befehl aufstanden, vermochten einer gegen sie ausgesandten Armee von 50,000 Mann nicht zu widerstehen, mußten vielmehr nach kühner Gegenwehr fast überall das Feld räumen, und die Herzogin selbst floh zuletzt von einem Zufluchtsort an den andern. Sie wandte sich nun an die Großmuth ihrer Tante Maria Amélie, der Gattin Ludwig Philipps, um Verzeihung für ihre Anhänger zu erbitten; aber der König glaubte diesmal mit aller Strenge verfahren zu müssen, weil ihm die radicalen Volksmassen von Anfang seiner Regierung an eine zu große Nachsicht mit den Bestrebungen der Legitimisten und sogar ein geheimes Einverständniß mit denselben vorwarfen. Die Regierung trachtete deshalb auch danach, der Herzogin selbst habhaft zu werden; der schlaue Minister Thiers

bestach zu diesem Zweck einen zum Katholicismus übergetretenen Juden Deutz, welcher in Italien die Wohlthaten und das Vertrauen der Herzogin genossen hatte und sie jetzt in der Vendée aufzufinden wußte, um sie ihren Feinden auszuliefern. Im November wurde sie gefangen genommen und in der Festung Blaye auf einer Insel an der Mündung der Gironde festgesetzt. Bald aber ergab sich zum allgemeinen Erstaunen, daß sie mit einem italienischen Grafen Lucchesi-Palli heimlich vermählt war, und da nach dieser Entdeckung aller königliche Nimbus von ihr schwand, so wurde sie als ungefährlich nach Italien entlassen, von wo sie sich später nach Oestreich begab.

Unterdeß war in Paris selbst ein republikanischer Aufstand, welcher bei Gelegenheit des Leichenbegängnisses des radicalen Generals Lamarque, eines der Freunde Laffitte's und Lafayette's, ausgebrochen war, nur mit vielem Blutvergießen und nach manchen schrecklichen Scenen unterdrückt worden. Die Regierung handhabte die Ordnung mit immer größerer Strenge, und die Republikaner mußten ihre Gesinnungen und Hoffnungen immer vorsichtiger in sich verschließen; aber desto mehr steigerte sich die Wuth, mit welcher sie die Befestigung des neuen Regiments ansahen, und sie sehnten unaufhörlich den Augenblick zu einer neuen Empörung herbei. Ein solcher schien ihnen im Jahre 1834 gekommen, wo fast gleichzeitig in Paris und in der reichen Fabrikstadt Lyon ein sehr gefährlicher Aufstand ausbrach. Mehrere Tage dauerte der verzweifelte Kampf, da die Empörer, zu welchen die ganze ungeheuere Arbeiterbevölkerung gehörte, mit verzweifeltem Muth kämpften und sich in den Häusern verschanzten, welche mit Kartäschenfeuer zerstört werden mußten.

Seitdem ist bis zur Februarrevolution keine größere Erhebung seitens der Republikaner mehr versucht worden, aber desto tiefer war der Groll und desto lebendiger die geheimen Bewegungen, die öffentlichen Zustände zu untergraben. Zwar theilten sie sich bald in mehrere verschiedene Richtungen: die einen sahen alles Heil nur in der Umgestaltung der Staatsformen, in der Verwandlung der Monarchien in Republiken; die andern griffen die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft und Gesittung überhaupt, das Eigenthum, die Ehe und das Familienleben an, und predigten eine gänzliche Aufhebung der Eigenthumsverhältnisse (Communismus) oder wenigstens allerlei Hirngespinnste über eine neue Organisation des Vermögens und der Arbeit (Socialismus), womit sie natürlich den

ärmern Volksclassen sehr schmeichelten und die Unzufriedenheit derselben immer mehr anregten. Bei aller innerer Spaltung aber waren sie durch Eines verbunden, nämlich durch den glühenden Haß gegen den König Ludwig Philipp, von welchem sie meinten, daß er sie um die Früchte der Julirevolution betrogen habe. Daher kam es, daß nach der Unterdrückung der großen Aufstände die Wuth der Radicalen sich in einer Reihe von nichtswürdigen Angriffen (Attentaten) auf das Leben des Königs äußerte, nach dessen Tode sie die allgemeine Verwirrung zur Durchführung ihrer Pläne benutzen zu können hofften. Achtmal erhoben sich Mörderhände gegen Ludwig Philipp, aber immer wurde er fast wunderbar gerettet. Der erste und fürchterlichste Versuch war der des Corsen Fieschi, welcher bei Gelegenheit einer großen Revue, welche der König am Gedenktage der Julirevolution im Jahre 1835 auf den Boulevards abnahm, aus einem Dachfenster mit einer Höllenmaschine auf ihn und seine Umgebung feuerte, wobei 21 Personen des königlichen Gefolges, darunter auch der Marschall Mortier, umkamen. Fieschi und seine Genossen starben unter der Guillotine, aber schon im nächsten Jahre (1836) entging der König, als er eines Tags den Wagen zu einer Spazierfahrt bestieg, nur durch einen besondern höhern Schutz dem Mordgewehr Alibauds, welcher ganz aus der Nähe auf ihn schoß. Auch dieser starb auf dem Schaffot, aber die Todesstrafe schreckte andere fanatische Hasser des Königsthums nicht ab. Noch in demselben Jahre wurde ein Attentat auf den König verübt, als er in die Deputirtenkammer fuhr. Diesmal übte der König Gnade, und verwandelte die Todesstrafe in Deportation, aber auch die königliche Großmuth entwaffnete seine Feinde nicht; noch gegen andere derselben, Darmès (1840), Lecomte (1846), mußte wegen ähnlicher Verbrechen der Tod verhängt werden.

Die fortdauernde Geschäftigkeit der republikanischen Partei hatte ein strengeres Auftreten der Regierung, besonders auch in der Gesetzgebung über die Presse zur Folge; besonders wurden nach dem Fieschi'schen Attentat im September 1835 eine Reihe geschärfter Maßregeln erlassen, welche unter dem Namen Septembergesetze jahrelang den Liberalen und Radicalen Anlaß zu heftigen Angriffen auf die Regierung gaben.

Um dieselbe Zeit erfolgte auch ein überraschender und sehr abenteuerlicher Versuch von bonapartistischer Seite, sich der Herrschaft in Frankreich zu bemächtigen, ein Versuch, welcher erst durch

spätere Ereignisse eine größere Bedeutung erhalten hat, als man ihm damals zuschrieb. Im Thurgau in der Schweiz, auf dem Schlosse Arenenberg, lebte der junge Prinz Ludwig Napoleon, Sohn des ehemaligen Königs von Holland und der Königin Hortensia. Er hielt sich von früh auf berufen, das Erbe seines großen Oheims anzutreten, welchem er auch in den äußern Zügen ähnlich zu sein meinte. Um sich für seine einstige Laufbahn vorzubereiten, ergab er sich eifrig dem Studium der militärischen Wissenschaften, sowie aller Zweige der Staatsverwaltung. Zugleich wurde er Bürger des Freistaates, in welchem er lebte und wo er bald zum Artillerie-Hauptmann gemacht wurde. Als er die anhaltenden Bestrebungen der Republikaner Frankreichs und das Mißvergnügen der Liberalen bemerkte, mit welchen er durch seine Theilnahme an den italienischen Wirren in enge Verbindung getreten war, glaubte er den Augenblick gekommen, um den kaiserlichen Adler wieder in Frankreich erscheinen zu lassen. In Baden-Baden machte er die Bekanntschaft des Obersten Vaudrey aus Straßburg, welchen er für seine Sache gewann, und am 29. October 1836 erschien er in Straßburg, um zunächst die dortige Garnison für sich zu stimmen und von da aus auf Paris zu marschiren. Vaudrey stellte ihn seinem Regiment als den Neffen des Kaisers vor, und in feuriger Rede wußte er dasselbe für sich zu gewinnen; aber die übrigen Truppen folgten diesem Beispiel nicht. Der Plan scheiterte schon in Straßburg, und Ludwig Napoleon wurde festgenommen. In Paris kam mit der Nachricht von dem Aufstande zugleich die von dem Mißlingen desselben an, und die Regierung, welche den Prinzen hiernach für sehr ungefährlich, den kaiserlichen Namen aber für zu populär hielt, um den Träger desselben schimpflich zu behandeln, begnügte sich, den jungen Prinzen in einen Seehafen und von da nach Amerika zu befördern. Seine Mitschuldigen wurden vor die Geschworenen gestellt, aber überraschenderweise freigesprochen.

Die Regierung hatte sich darin nicht geirrt, daß im Lande noch große Sympathien für den Namen Napoleon vorhanden waren; jetzt wollte sie es versuchen, dieselbe zu Gunsten ihrer eigenen Popularität zu benutzen, indem sie beschloß, die Asche des Kaisers Napoleon nach Frankreich zurückzuführen und ihr eine würdige Ruhestätte unter der Kuppel des Invalidendoms zu bereiten. Der Prinz von Joinville wurde mit einer Flotte nach St.-Helena gesandt, um die theuern Gebeine zu holen (1840).

Die Begeisterung, welche sich bei dieser Gelegenheit in der

ganzen Nation zeigte, schien dem Prinzen Ludwig Napoleon ein günstiges Zeichen, um den kurz vorher gescheiterten Versuch zu wiederholen. Derselbe war aus Amerika nach der Schweiz zurückgekehrt und, nachdem er von dort auf Ansuchen der französischen Regierung entfernt worden war, nach England gegangen. Er war fest überzeugt, daß sein Unternehmen in Straßburg nur durch einen Zufall gescheitert sei, und daß ihn bei seinem Wiedererscheinen in Frankreich die allgemeinste Begeisterung begrüßen würde. Am 6. August 1840 landete er in Boulogne, und an der Spitze von kaum 50 Leuten erschien er in der Stadt, ließ einen aus England mitgebrachten Adler, als Sinnbild des Kaiserreiches, in die Höhe steigen und vertheilte sofort eine Proclamation, in welcher das Haus Bourbon-Orleans als der Herrschaft verlustig erklärt und eine neue Zeit nationaler Größe und Herrlichkeit verheißen wurde. Aber niemand ließ sich durch seinen Aufruf verführen, bald sah er sich fast verlassen und suchte seine Rettung in der Flucht, wurde aber festgenommen, und bald darauf durch das Urtheil des Pairshofs, vor welchem er seine Rechte auf den Thron Frankreichs in glänzender Rede vertheidigte, zu lebenslänglicher Haft verurtheilt. Er wurde im Schloß Ham festgesetzt, aus welchem er im Jahre 1846 durch eine gut vorbereitete Flucht entkam.

Am Schluß des Jahres 1840 aber war die Asche des Kaisers Napoleon vom Prinzen Joinville nach Paris gebracht und dort mit dem feierlichsten Gepränge beigesetzt worden.

Eine der glücklichsten Partien der Regierung Ludwig Philipps ist die Befestigung des Besitzes von Algier. Mit Freuden hatte die neue Regierung dieses Erbtheil der Bourbonen angetreten, und allen Eifer verwandte sie nicht nur auf die weitere Eroberung, sondern auch auf die Colonisation des neuen Landes, welche letztere freilich nicht sehr glücken wollte. Der fortgesetzte Krieg in Algier bot der Regierung mannigfache Vortheile: einerseits war es derselben erwünscht, dort die Truppen in fortwährender kriegerischer Uebung zu erhalten und an alle Kriegsgefahren zu gewöhnen, andererseits gab ihr der algierische Besitz Gelegenheit, viele unruhige Köpfe und schlechtes Gesindel aus Frankreich selbst zu entfernen, während auch viele verunglückte Leute aus andern Ländern in der Fremdenlegion zu Algier eine letzte Zuflucht suchten. Ein afrikanischer Häuptling war es besonders, welcher die neuen Eroberer nicht zur Ruhe kommen ließ. Abd-el-Kader, ein arabischer Fürst voll Schlauheit und Unternehmungsgeist, angesehen

unter den Seinigen als Priester und als Feldherr, beunruhigte von Jahr zu Jahr die französischen Heere, und forderte sie immer zu neuen gefahrvollen Expeditionen heraus. Nachdem der Marschall Clauzel jahrelang mit wechselndem Kriegsglück die französische Armee geführt hatte, gelang es dem General Bugeaud (welcher später zum Marschall und nach der Schlacht bei Isly zum Herzog von Isly ernannt wurde), unterstützt durch die tapferen Generale Lamoricière, Bedeau und die Herzöge von Orleans und Nemours, durch unaufhörliche Streif- und Beutezüge (Razzias) und durch Bestechung einzelner arabischer Stämme, den Emir Abd-el-Kader ganz zu vertreiben. Derselbe rettete sich nach Marocco und bewog den dortigen Kaiser, für ihn Partei zu ergreifen, wofür derselbe jedoch ernstlich gezüchtigt wurde, da Bugeaud ihn bei Isly aufs Haupt schlug und der Prinz von Joinville die Seefestung Mogador bombardirte und einnahm. Der Emir wurde gefangen genommen und in Frankreich in strengem Gewahrsam gehalten, aus welchem er erst im Jahre 1851 auf sein Ehrenwort, nichts gegen Frankreich unternehmen zu wollen, entlassen worden ist. Seitdem konnte sich die französische Regierung fast ungestört ihren Colonisationsbemühungen hingeben, wozu es jedoch den Franzosen an dem rechten Geschick gebricht.

Der Besitz von Algier ist den Franzosen auch wegen ihres Einflusses auf das Mittelmeer sehr wichtig, welchen sie wegen ihres Ansehens im Orient auf jede Weise zu vergrößern bemüht sind. Vorzüglich ist ihr Augenmerk von jeher auf Aegypten gerichtet gewesen, wo sie jedoch seit alter Zeit den englischen Einfluß zu bekämpfen haben. In Aegypten herrschte nun unter türkischer Oberhoheit ein schlauer, gewaltthätiger Pascha, Mehemed Ali, welcher sich von niederer Abkunft (aus Macedonien) zu seiner hohen Stellung hinaufgeschwungen hatte. Durch List und Mord hatte er die Macht der Mamelucken gebrochen und manche Einrichtungen europäischer Civilisation eingeführt, neben welchen er jedoch den tyrannischsten und härtesten Despotismus aufrecht erhielt. Mit Hülfe einer nach französischem Muster eingerichteten Militärmacht gelang es ihm, sich von dem Tribut an den türkischen Sultan loszumachen und seine Herrschaft nach allen Seiten auszudehnen. Sein Sohn Ibrahim Pascha eroberte Syrien und Palästina ungeachtet der Achtserklärung des Sultans, und durch einen von den europäischen Mächten vermittelten Frieden wurde er als Statthalter in diesen Ländern unter türkischer Oberhoheit anerkannt. Dies ge-

nügte jedoch seinem und seines Vaters Ehrgeiz nicht; sie wollten aus den regierten Ländern eine unabhängige Erbmonarchie bilden, worüber der Krieg wieder ausbrach. Ibrahim schlug die Türken bei Nisibis und der türkische Kapudan-Pascha ging mit der türkischen Flotte zu den Aegyptern über. Da legten sich aber die europäischen Mächte Rußland, England, Preußen und Oestreich ins Mittel und beschlossen, wider den Willen Frankreichs, dessen Minister Thiers wegen dieser Einmischung einen allgemeinen Krieg zu entzünden drohte, den Mehemed Ali zum Gehorsam gegen seinen Erbherrn zu zwingen. Die Engländer bombardirten Beirut in Syrien und wollten Alexandria in Aegypten einschließen; da willigte der Pascha in einen Frieden, durch welchen ihm Aegypten und Nubien als erbliche Statthalterschaft gegen Entrichtung eines Tributs an den Sultan zugesichert, dagegen Syrien und Kreta wieder entrissen wurden.

In Frankreich herrschte wegen dieser Lösung der orientalischen Frage, wobei die französische Politik ganz bei Seite gedrängt und ihr Bundesgenosse Mehemed Ali gedemüthigt worden war, die größte Entrüstung, und der Minister Thiers wußte das Volk durch kriegerische Vorspiegelungen zu großer Begeisterung anzuregen. Schon erwachte das alte Verlangen der Franzosen nach der Eroberung des Rheins; aber auch in Deutschland und in andern Ländern zeigte sich eine gewaltige Erhebung der Gemüther, und da hielt es denn Ludwig Philipp für weiser, den kriegslustigen Thiers zu entlassen und den besonnenern Guizot ins Ministerium zu berufen, welcher das Einverständniß mit den Großmächten, nach welchem die Juliregierung von Anfang an gestrebt hatte, bald wieder herstellte. Im französischen Volke aber murrte man über die Nachgiebigkeit der Regierung, und Jahre hindurch ist ihr der Vorwurf der Schwäche gegen das Ausland unaufhörlich gemacht worden.

Dieser Vorwurf erhielt neue Nahrung durch das Verhalten der Regierung in mehreren Händeln mit England, einestheils über eine von dieser Seemacht eingeführte Ausdehnung des sogenannten Durchsuchungsrechts (d. h. des Rechts, diejenigen Schiffe, welche des Sclavenhandels verdächtig erscheinen, zu untersuchen), anderntheils wegen einer Entschädigung, welche ein von den Franzosen aus der Insel Otahaiti (deren Königin Pomare die französische Oberhoheit anerkannt hatte) vertriebener englischer Missionär Pritchard beanspruchte und erhielt. Dieser an sich unbedeutende Vor-

fall wurde als eine Erniedrigung Frankreichs von den Liberalen sehr geschickt ausgebeutet, um das Ansehen der Regierung bei der ruhmbegierigen Nation zu untergraben.

Ein herber Schlag hatte inzwischen die Julidynastie durch den Tod des hoffnungsvollen Thronerben, des Herzogs von Orleans, betroffen, welcher am 13. Juli 1842 durch einen tödtlichen Sturz aus dem Wagen sein Leben einbüßte. Da sein ältester Sohn, der Graf von Paris, noch unmündig war, so mußte ein Regentschaftsgesetz erlassen werden; bei der Berathung desselben trennte sich noch ein Theil der bisherigen Freunde des Königs von seiner Politik, indem sie, den Dichter Lamartine an der Spitze, die Regentschaft den Händen der Mutter des Grafen von Paris, der Herzogin von Orleans (Helene von Mecklenburg), anvertraut wissen wollten, wogegen das Regentschaftsgesetz den unpopulären, verschlossenen Herzog von Nemours zum Regenten einsetzte.

Kurz vorher hatte der König einen seiner Lieblingspläne, die Befestigung von Paris, mit Hülfe des gewandten Thiers durchgesetzt; Ludwig Philipp wünschte dieselbe besonders, um bei neuen Revolutionen die Hauptstadt leichter zügeln zu können. Aber um dieselbe ausführen zu dürfen, mußte er vorspiegeln, daß es eine Maßregel der Vertheidigung gegen den äußern Feind sei, wozu Thiers die Aufregung wegen der orientalischen Frage im Jahre 1840 benutzte. Bis zum Jahre 1847 war das gewaltige Werk, welches über 1000 Millionen gekostet hat, vollendet, ohne daß es jedoch im folgenden Jahre bei dem Ausbruch der Revolution dem König die gehofften Dienste geleistet hätte.

Im Jahre 1846 hatte Ludwig Philipp die Freude, seinen jüngsten Sohn, den Herzog von Montpensier, mit der Schwester der Königin von Spanien zu verheirathen. Auch war seine Regierungsgewalt anscheinend mehr befestigt, als je; die Wahlen der Kammer im Jahre 1846 gaben ein günstigeres Resultat für die Regierung als alle früheren Wahlen, und das Ministerium, an dessen Spitze erst der Marschall Soult, dann Guizot stand, schien in größerer Einigkeit, als je, mit den Kammern zu stehen; aber im geheimen wurden die Keime einer künftigen Revolution mit aller Sorgfalt gepflegt, und manches Zeichen des sittlichen Verfalls in den Regierungskreisen kam der Bewegung zu Hülfe. Die Julireglerung hatte sich vorzüglich auf diejenigen Volksclassen gestützt, bei welchen der Besitz und der materielle Vortheil die wichtigste Rolle spielt, und nach einander traten Skandalfälle ein, durch welche der Privat-

charakter hochstehender Männer der öffentlichen Verachtung anheimfiel. Einzelne der nächsten Freunde der Regierung wurden schmutziger Gewinnsucht angeklagt, der frühere Kriegsminister Cubières wurde wegen Bestechlichkeit verurtheilt und der Handelsminster Teste büßte ein gleiches Verbrechen im Kerker. Es fiel den Demagogen nicht schwer, die mißvergnügten Volksmassen zu überzeugen, daß die Regierung im ganzen aus solchen bestechlichen, unwürdigen Personen bestehe, und in kurzer Zeit war alle Achtung vor derselben dahin. Als nun gar die Regierungspartei selbst sich über untergeordnete Fragen und aus persönlicher Eifersucht einzelner Staatsmänner spaltete, da wurde es ihren Feinden noch leichter, eine Aufregung, welche man wegen der sogenannten parlamentarischen Reform hervorgerufen hatte, zu dem verhängnißvollen Ausgang zu führen, welchen wir bald kennen lernen werden.

134. Spanien und Portugal. — Großbritannien seit der Julirevolution.

Ferdinand VII. regierte, nachdem ihm die Franzosen wieder auf den spanischen Thron verholfen hatten, in derselben Weise, wie früher, und die Cortes konnten unter ihm zu keinem rechten Einfluß gelangen. Nach der Julirevolution versuchten einige Hundert Flüchtlinge unter Mina und dann unter Torrijos auch in Spanien eine Bewegung hervorzurufen, aber dieselbe scheiterte an dem kräftigen Einschreiten der Regierung.

Ferdinand hatte keine Söhne, und nach seinem Ableben mußte die Thronfolge seinem Bruder Don Carlos zufallen, welcher bei der katholischen, sogenannten apostolischen Partei in großer Gunst stand. Die Königin Marie Christine (von Neapel) aber bewog ihren Gemahl dazu, das alte salische Gesetz, welches auch in Spanien die Frauen von der Regierung ausschloß, durch eine sogenannte pragmatische Sanction aufzuheben und dadurch seine älteste Tochter Isabella zu seiner Nachfolgerin zu machen. Don Carlos protestirte hiergegen und die apostolische Partei vermochte den König während einer lebensgefährlichen Krankheit dazu, jenen Schritt zu widerrufen. Als er aber wieder hergestellt war, verbannte er den Don Carlos und ließ durch die Cortes das neue Hausgesetz bestätigen.

Als aber Ferdinand am 29. Sept. 1833 gestorben war, rief die katholische Partei Don Carlos zurück und erkannte ihn unter dem Namen Karl V. als König an (Karlisten). Ihre mächtigste

Unterstützung fanden sie in den baskischen Provinzen, deren tapfere Einwohner, unter der Führung eifriger Priester und kühner Feldherren (Zumalacarreguy und Cabrera) für die Wiedereinführung des absoluten Königthums stritten, während Marie Christine, um der Sache ihrer Tochter mehr Freunde zu gewinnen, die neue Cortesverfassung, die bürgerliche Freiheit u. s. w. als Gegenstand ihres Strebens hinstellte. Ihre Anhänger, die Christinos, fanden in Frankreich und England und bei den Liberalen aller Länder Sympathie und Unterstützung, während die Höfe der östlichen Mächte und ihre Anhänger, sowie der Papst sich mehr für die Karlisten interessirten. Die Christinos hatten zuerst wenig tüchtige Führer und mußten den Karlisten an vielen Punkten weichen, bis im Jahre 1836 der gewandte General Espartero (später Herzog de la Vittoria) die Anführung des christinischen Heeres übernahm und der Sache der Königin eine günstigere Wendung gab. Doch schwankte das Kriegsglück bis zum Jahre 1839, wo die Basken, unzufrieden wegen der Schwäche und Grausamkeit des Don Carlos, sich mittelst ihres verschlagenen Führers Maroto auf besondere Verhandlungen mit Espartero einließen, und nach Sicherstellung ihrer alten Vorrechte (Fueros) die Convention von Bergara abschlossen. Sie legten nunmehr die Waffen nieder (1839), obwohl Don Carlos den Maroto für einen Verräther erklärte; die apostolische Partei vermochte jetzt gegen die Christinos nichts mehr auszurichten, sah sich vielmehr bald genöthigt den Kampf aufzugeben. Don Carlos selbst mit vielen seiner Offiziere und 300 Priestern suchte eine Zufluchtsstätte in Frankreich; dort wurde ihm Bourges zum Aufenthalt angewiesen, von wo er sich, nach Abtretung aller seiner Ansprüche an seinen ältesten Sohn (Graf von Montemolin), nach Italien begab (1845). Der karlistische General Cabrera hatte den Kampf auf eigene Faust noch eine Zeit lang fortgesetzt, war aber im Jahre 1840 auch zur Flucht über die Pyrenäen genöthigt worden.

Hiermit war jedoch dem unglücklichen Spanien die lang entbehrte Ruhe noch nicht zurückgegeben; denn obwohl Christine sich zur Bekämpfung der karlistischen Partei auf die Cortes gestützt hatte, so war sie doch nach Vertreibung des Don Carlos nicht geneigt, sich in ihrer Herrschaft durch die Cortes beeinträchtigen zu lassen, um so weniger, als unter diesen die Radicalen, welche das Ansehen des Throns herabzuwürdigen strebten, immer mehr Einfluß gewannen. An vielen Orten entstanden Unruhen, welche nicht immer

leicht zu unterdrücken waren; in ganz Spanien standen sich bald Moderados, welche gemäßigte constitutionelle Zustände wollten, und Exaltados, welche die Verfassung vom Jahre 1812 verlangten, entgegen. Christine, deren Ansehen auch durch ihre Habsucht und durch ihre Verheirathung mit einem Kammerherrn Munoz (seitdem Herzog von Rianzares) geschmälert wurde, sah sich zu Gewaltmaßregeln genöthigt, erklärte Madrid in Belagerungszustand und löste die Nationalgarde auf: Da wurde sie in La Granja durch aufrührerische Bürgermilizen zur Aenderung dieses Regiments und zur Einführung der Verfassung vom Jahr 1812 genöthigt; da sie aber dennoch mit Hülfe der neuberufenen Kammern die Wünsche der Radicalen zu hintertreiben wußte, wurde sie von diesen gezwungen, deren Anführer Espartero zum Ministerpräsidenten zu ernennen. Christine, durch dessen Forderungen gekränkt, legte die Regentschaft nieder und begab sich nach Frankreich (1841). Die Herrschaft des neuen Regenten Espartero, welcher sich besonders der heimlichen Unterstützung Englands erfreute, war jedoch nicht von langer Dauer. An mehreren Orten, besonders in Barcelona und in Madrid selbst, erhoben sich Aufstände, deren blutige Unterdrückung ihn verhaßt machte. Ein christinischer General, Narvaez, landete in Valencia, rückte mit einem bedeutenden Heer nach Madrid und nahm die Hauptstadt ein, während Espartero sich nach Cadiz begab und von da bald nach England flüchtete (1843). Die junge Königin Isabella wurde jetzt für volljährig erklärt, die Königin-Mutter Christina aber nach Spanien zurückgerufen. Die Verfassung wurde zu Gunsten der königlichen Macht wieder umgeändert, die Volksfreiheiten, für welche übrigens Spanien durchaus nicht reif war, sehr beschränkt, und alle Aufstandsversuche im Keime unterdrückt. Der Einfluß Ludwig Philipps feierte seinen größten Triumph durch die sogenannte spanische Doppelheirath; er wußte es nämlich gegen den Willen der übrigen Cabinette, besonders Englands, mit Hülfe der Marie Christine durchzusetzen, daß die Königin Isabella einen ganz unbedeutenden, unfähigen Prinzen, ihren Vetter Don Francisco von Assisi heirathete, ihre jüngere Schwester aber Ludwig Philipps Sohn, den Herzog von Montpensier. Diese Heirathen wurden die Quelle vieler neuer Intriguen, da die junge Königin mit ihrem Gemahl nicht glücklich lebte. Merkwürdigerweise blieb Spanien von den Erschütterungen des Jahres 1848 unberührt, ohne darum zu einem consolidirten Zustande zu gelangen. Zwar zeigte Narvaez, welcher nach Espartero's

Sturze ans Ruder kam, Festigkeit genug, und es gelang ihm, die Verfassung in conservativem Sinne zu revidiren (1845), aber bald kamen wieder verhängnißvolle Elemente in den Kreisen ins Spiel, von denen aus namentlich der häufige Wechsel von Personen in den höchsten Aemtern zu erklären ist.

Auf Narvaez' Antrieb wurde die Königin-Mutter aus dem Lande entfernt (1847), bald aber scheiterte er selbst mit seiner Stellung an dem Einfluß eines Günstlings, dessen Entfernung vom Hofe er durchsetzen wollte. Er wurde als Gesandter nach Paris geschickt; die Fortschrittsmänner (Progressisten) kamen an die Regierung und Espartero kehrte nach Spanien zurück.

Auch in Portugal war, wie in Spanien, ein fortwährendes Schwanken zwischen unbeschränkter und einer freien Regierung; die Königin Maria da Gloria neigte, wie Christine, zum absoluten Regiment hin, und wurde darin, nachdem ihr erster Gemahl, der Herzog August von Leuchtenberg, gestorben war, durch den zweiten, den Herzog Ferdinand von Coburg, noch bestärkt. Zwar erzwang auch dort ein Aufstand im September 1836 die Einführung einer demokratischen Verfassung und eines aus „Septembristen", d. h. den Theilnehmern des Aufstandes und ihrer Gesinnungsgenossen, gebildeten Ministeriums; aber auch seitdem schwankte die Regierung zwischen freisinnigen und freiheitsfeindlichen Einflüssen. In Folge der Verwaltung des Grafen Terceira und des Grafen Costa Cabral entstand eine Gährung im Lande, welche den Thron fast in Gefahr brachte; da wurde der populäre Herzog von Palmella zum Minister ernannt, kurze Zeit darauf aber wieder gestürzt.

Während das Staatsleben im ganzen westlichen Europa sich von Erschütterung zu Erschütterung fortbewegte, war England allein mit einer friedlichen und allmählich reifenden Entwickelung gesegnet. Das ist der Vorzug, welchen jenes Land vor allen andern Staaten genießt, daß es eine seit Jahrhunderten nach und nach ausgebildete Verfassung besitzt, in deren weiterm Ausbau zwar niemals ein Stillstand eintritt, die jedoch in dem allgemeinen Volksbewußtsein zu fest wurzelt und zu viel Achtung genießt, als daß von irgend einer Seite plötzliche Veränderungen ohne reifliche Vorbereitung eingeführt werden dürften. Dadurch eben, daß das Staatsleben dort auf einer alten festen Grundlage ruht, welche von niemand freventlich angetastet werden darf, ist es möglich, dem Volke nach und nach immer größere Freiheiten zu gewähren.

In dem Gefühle voller Rechtssicherheit wendet die Nation ihre ganze Kraft der Gewerbthätigkeit, dem Landbau und dem Handel zu, und während dieselbe an Reichthum immer mehr zunimmt und ihre Herrschaft auf fernen Colonien immer weiter ausdehnt, erhält sich ihre Macht und ihr Ansehen in den Beziehungen zu allen Völkern.

Als in Folge der Julirevolution die Ideen größerer Betheiligung aller Volksschichten an dem Staatsleben in ganz Europa zur Geltung kamen, wurde auch in England eine wichtige Aenderung im öffentlichen Leben durchgeführt. Die Partei der Whigs, welche den freisinnigen Adel und den reichen Mittelstand vertritt, setzte gegen die Tories, die eigentliche alte Adelspartei, eine Wahlreform durch, bei welcher den reichen Grundbesitzern ein Theil ihres Einflusses genommen und eine billigere Vertheilung der Wahlen für das Parlament eingeführt wurde. Die Whigs selbst aber fanden bald Gegner an den Vertretern der unteren Volksclassen, welche eine Betheiligung aller Bürger an den Wahlen und eine Verbesserung ihrer Lage durch den Staat verlangten. Sie faßten ihre Beschwerden in einer sogenannten Volkscharte zusammen, woher sie den Namen der Chartisten erhielten. Ihrem hier und da stürmischen Verlangen sind nur einzelne Zugeständnisse gemacht worden, besonders durch die Korngesetze (Sir Robert Peels), durch welche die Einfuhrsteuer auf das Getreide erniedrigt und dadurch auch der Preis des Brotes ermäßigt wurde. Außerdem wurde von Sir Robert Peel (gestorben 1850) eine Einkommensteuer eingeführt, welche besonders die Wohlhabenden trifft; der Handel Englands aber wurde durch Aufhebung der Zollschranken und Einführung des Freihandels noch mehr belebt.

Durch die früher erwähnte Emancipation der Katholiken war, wie bereits angedeutet, auch den Irländern der Zutritt ins Parlament eröffnet worden. An ihre Spitze stellte sich ein überaus kühner und talentvoller Mann, Daniel O'Connell, welcher die Staatsmänner Englands unablässig nöthigte, die Verbesserung der traurigen Zustände Irlands im Auge zu behalten. Er drohte mit einer Trennung (Repeal) der alten Union zwischen den Irländern und den „Sachsen" (wie er die Engländer nannte), und da das irische Volk durch die steigende Verarmung und durch Hungersnoth fürchterlich heimgesucht ward, so wußte er das Land in einer fortwährenden drohenden Aufregung zu erhalten, bildete überall Repeal-Vereine und hielt ungeheuere Versammlungen

(monster-meetings), bei welchen oft 100,000 Personen durch die Rede des großen Agitators begeistert wurden; zugleich aber besaß er die seltene Kunst und den festen Willen, diese großen Massen von ungesetzlichen Schritten zurückzuhalten, wodurch die Bewegung nur um so imposanter wurde. Es gelang ihm, für die Irländer, besonders in Bezug auf die Abgaben, welche die dortigen Katholiken an die anglicanische Kirche zu entrichten hatten, große Erleichterungen zu erreichen. Während aber die Whigs seinen Forderungen in vieler Beziehung nachzugeben geneigt waren, fürchteten die Tories, daß dadurch die Macht der anglicanischen Kirche zu Gunsten des Papstthums geschwächt werden möchte, und gründeten, um der Agitation O'Connels Widerstand zu leisten, die sogenannten orangistischen Verbindungen (Orange-Logen), welchen es in der That gelang, den verlangten Aenderungen Einhalt zu thun. O'Connell begann nun noch einmal die alte Agitation: in neuen Riesenversammlungen reizte er den Nationalhaß der Irländer gegen die Sachsen bis zur höchsten Erbitterung. Im ganzen Lande entstand eine gefahrdrohende Bewegung: die irländischen Pächter verweigerten den englischen Grundherren den Zins und stellten ihnen nach dem Leben, rachedürstende Schaaren von Irländern durchzogen bewaffnet das Land und verbrannten die Schlösser der abwesenden Reichen. Alle Mittel der Beruhigung, welche England ergriff, selbst die großartigsten mildthätigen Sammlungen zur Milderung des Elends in Irland vermochten die erregten Gemüther nicht zu beruhigen. Zwar starb O'Connell im Jahre 1847, und nach ihm ist kein anderer Agitator in derselben Weise der Leitstern und Mittelpunkt der Nation gewesen; aber die Unruhen dauerten besonders in Folge der schrecklichen Mißernten jener Jahre auf die fürchterlichste Weise fort und arteten zuletzt in einen Zustand gänzlicher Gesetzlosigkeit aus. Nur mit großen Anstrengungen gelang es den militärischen Kräften Englands, den Aufstand zu dämpfen.

Auf König Wilhelm IV. in England folgte 1837 die Königin Victoria, welche, wie ihr Gemahl der Prinz Albert von Coburg, sich bald die größte Liebe des englischen Volks erwarb. Die revolutionären Bewegungen, welche im Jahre 1848 das ganze Festland Europas ergriffen haben, gingen an dem britischen Inselreich fast spurlos vorüber, und die englische Regierung konnte deshalb um so eher ihr altes Ansehen, welches sie fast bei allen Streitigkeiten zur Theilnahme an der Entscheidung und Vermittelung beruft, aufrecht erhalten und vermehren. Dabei war sie frei-

lich von dem Vorwurf nicht freizusprechen, daß sie hier und da die Verwirrung und Schwäche in den ihrem Einfluß unterworfenen Staaten absichtlich erhielt, um diesen Einfluß um so sicherer auszuüben.

Während die englische Herrschaft in allen Colonien sich befestigte, wurde dieselbe in Ostindien immer weiter ausgedehnt. Alle Streitigkeiten zwischen den indischen Fürsten wurden von der englisch-ostindischen Compagnie klug benutzt, um zuerst durch Einmischung, sodann durch Unterdrückung beider streitenden Parteien ihre Macht zu erweitern. — Nicht minder glücklich hat ein Kampf geendet, welchen England gegen das bisher allen Europäern unzugängliche „Reich der Mitte", China, geführt hat. Die ostindische Compagnie hatte nämlich alten Handelsverkehr mit einigen chinesischen Häfen. Im Jahre 1836 aber erließ die chinesische Regierung ein Verbot gegen den Opiumhandel und nahm in Folge davon englischen Kaufleuten 20,000 Kisten Opium im Werth von vier Millionen Pfund Sterling (30 Millionen Thaler) weg. Dies führte einen Krieg zwischen England und China herbei. Die Engländer eroberten eine bedeutende Handelsstadt und schickten sich schon an, die Hauptstadt Nanking zu nehmen, da schlossen die Chinesen, deren Kriegskunst bei allem Muth und aller Ausdauer der europäischen nicht gewachsen war, einen Frieden, in welchem sie die Insel Hong-Kong abtreten, eine Entschädigung von 21 Millionen Dollars zahlen und fünf chinesische Häfen dem Verkehr der englischen Schiffe eröffnen sollten. Dieser Erfolg kam indeß den Engländern nicht allein zu gute. China mußte auch mit andern Nationen Handelsverträge errichten; 1844 mit Nordamerika; 1845 mit Frankreich, welches besonders das Interesse seiner Missionäre ins Auge faßte, später mit Spanien, Portugal, Belgien u. s. w. Indeß versuchte England, welches das dringendste Interesse (wegen seines ungeheuren Theebedarfs) hat, seinen Handelswaaren, besonders seinem Opium Eingang zu verschaffen, sich auch nach dem Innern des Reiches Wege zu eröffnen, wogegen China den Bestimmungen des Friedens von Nanking zuwider, Canton den Engländern nicht öffnete.

Darum setzte sich England im Mai 1847 mit Gewalt in den Besitz einer Räumlichkeit in der Nähe von Canton zur Gründung von Waaren- und Wohnhäusern und nährte gelegentlich Zwistigkeiten mit den allerdings übelwollenden chinesischen Behörden, bis es endlich 1856 zu einem offenen Bruche kam.

135. Preußen und Deutschland; Rußland, Italien und die Schweiz.

In Preußen wurden die letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms III., welcher bei seinem Volk bis zu seinem Tode in seltener Liebe und großer Achtung stand, durch ernste Streitigkeiten mit der katholischen Kirche gestört. Wiewohl der König den Katholiken eine Rücksichtnahme zu Theil werden ließ, wie sie dieselben in keinem andern Staate genießen, so war doch ein Theil der Geistlichkeit bemüht, ihre Rechte auf Kosten der andern Confessionen noch mehr zu erweitern, und es wurde hierdurch der Frieden unter den beiden christlichen Confessionen, welchen des Königs milder, echt christlicher Sinn so gern erhalten hätte, leider auf lange Zeit hinaus gestört. Der Streit entbrannte besonders über die sogenannten gemischten Ehen, d. h. Ehen zwischen Protestanten und Katholiken. Ein neues päpstliches Breve wollte die Schließung solcher Ehen dadurch hindern, daß von dem nicht-katholischen Theil vor der Einsegnung das Versprechen gefordert werden sollte, alle Kinder in der katholischen Religion erziehen zu lassen. Die preußische Regierung verständigte sich mit den rheinischen Bischöfen über eine mildere Ausführung dieser Vorschrift, und der zum Erzbischof von Cöln ernannte Droste zu Vischering hatte vor seiner Ernennung ein gleiches Versprechen gegeben. Sobald er aber den erzbischöflichen Sitz eingenommen hatte, gebot er seiner Geistlichkeit, sich streng an das päpstliche Breve zu halten und keine Ehe ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung einzusegnen. Gleichzeitig trat er mit großer Strenge gegen eine Anzahl katholischer Geistlichen auf, welche den gemäßigten katholischen Grundsätzen eines Professor Hermes anhingen (Hermesianer), und verbot seiner gesammten Geistlichkeit, Befehle von der weltlichen Obrigkeit ohne seine Zustimmung anzunehmen. Die preußische Regierung ließ den Erzbischof zuerst nur an sein Versprechen erinnern und drohte ihm mit Amtsentsetzung, da er aber in seinem Eifer sich immer weiter fortreißen ließ, so wurde er plötzlich verhaftet und nach der Festung Minden abgeführt (1837). Darüber entstand unter den eifrigen Katholiken eine große Aufregung und es entbrannte ein langer Kampf zwischen der preußischen Regierung und dem römischen Stuhl. Die katholische Geistlichkeit verfocht den Grundsatz der gänzlichen Unabhängigkeit der Kirche vom Staat, und stand dabei

in Verbindung mit einem Theil der belgischen und der französischen Geistlichkeit.

Der Widerstand des Erzbischofs Droste fand in einem andern Theil Preußens Nachahmung. Der Erzbischof von Posen und Gnesen, Dunin, schärfte seiner Geistlichkeit im Jahre 1838 dasselbe Verfahren in Bezug auf die gemischten Ehen ein. Die preußische Regierung wandte zuerst alle Langmuth und Milde an, um den Prälaten von seiner Verirrung zurückzubringen; man berief ihn sogar nach Berlin, um ihn hier durch dringende Vorstellungen zu einer milderen Auffassung seiner Pflichten zu bringen; da jedoch alle derartige Versuche vergeblich blieben, so wurde er von seinem Amt suspendirt und erhielt den Befehl, in Berlin zu bleiben. Er glaubte jedoch, wie Droste zu Vischering, der weltlichen Macht in Angelegenheiten seines Amts keinen Gehorsam schuldig zu sein, entwich heimlich aus Berlin und trat wieder in seinem Sprengel als Bischof auf. Nun schritt aber die Regierung mit Strenge ein, ließ ihn festnehmen und nach der Festung Colberg bringen. In ganz Posen, wo bei den Einwohnern polnischer Nationalität das katholische Interesse lange Zeit hindurch mit dem Hang zu politischer Opposition eng verknüpft war, entstand eine große Aufregung über diesen Schritt; es wurde allgemeine Kirchentrauer gehalten, die Orgeln und Glocken verstummten u. s. w. — Erst nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. wurde der Streit über die gemischten Ehen vorläufig beigelegt. Dunin wurde in Folge einer freilich etwas zweideutigen Erklärung wieder eingesetzt und kehrte unter allgemeinen Freudenbezeigungen nach Posen zurück. Auch der Erzbischof Droste wurde seiner Haft entlassen; nach einer mit ihm und dem römischen Stuhl getroffenen Uebereinkunft kehrte derselbe jedoch nicht auf seinen Bischofsitz zurück, welcher dem bisherigen Coadjutor Geißel zufiel.

Die letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms III. wurden noch durch eine wichtige Handlung bezeichnet, welche dem Handel in Preußen und fast in ganz Deutschland einen neuen Aufschwung gab, und das Streben nach deutscher Einigung wenigstens in einer Beziehung förderte: Preußen schloß nämlich mit dem größten Theil der kleineren deutschen Staaten einen Zollverein ab, durch welchen die Schranken, die den Handel und Verkehr derselben getrennt hatten, beseitigt wurden und ein einziges Handelsgebiet entstand.

Am zweiten Pfingsttag, 7. Juni 1840, ging Friedrich Wil-

helm III. nach 42jähriger Regierung und im Alter von 70 Jahren zur ewigen Ruhe ein. Selten ist ein Fürst von der Gesammtheit seiner Unterthanen so aufrichtig betrauert worden, weil selten eine so wahrhaft väterliche Liebe zum Volk, ein so ernster Gerechtigkeitssinn, eine so tiefe Religiosität und so viel weise, einsichtsvolle Mäßigung bei einem Fürsten vereint waren. Er ist kein großer Mann in dem Sinne gewesen, wie die Geschichte einzelne durch Genie oder Willenskraft hervorragende Persönlichkeiten auszeichnet, aber an wahrer Seelengröße, an echtem Seelenadel und an hehrer Fürstenwürde hat ihn kein gekröntes Haupt jemals übertroffen. In Zeiten schwerer Prüfung und großen Kampfes hatte er seinem Volk als ein Muster christlichen Ernstes und echter Vaterlandsliebe vorangeleuchtet; seitdem war das Volk an ihn mit unzerreißbaren Banden der Verehrung, der Dankbarkeit und der Liebe gekettet, und selbst als später in den Friedenszeiten mancher innere Zwiespalt die Gemüther aufregte, war doch die Achtung vor dem trefflichen Fürsten niemals gesunken, sondern das Volk drängte manche Wünsche gern zurück, um den geliebten König in seinen späten Regierungsjahren nicht noch zu betrüben oder mit ungestümen Forderungen zu drängen. Die alte Liebe des preußischen Volks und manche neue Hoffnung empfing seinen Nachfolger auf dem Throne, seinen Sohn Friedrich Wilhelm IV. Der in Gott ruhende Vater hinterließ ihm als letztes Vermächtniß zwei rührende Ansprachen, die eine „Mein letzter Wille" betitelt, die andere „An meinen lieben Fritz" gerichtet, Warnungen und Rathschläge für den künftigen Thronfolger enthaltend. Beide Schriftstücke athmeten denselben Geist der Milde und Besonnenheit, welcher des Königs ganzes Leben bezeichnet hatte. Indem Friedrich Wilhelm IV. dieselben dem Staatsministerium übergab, fügte er einen Erlaß hinzu, in welchem er die Hoffnung aussprach, daß die Liebe des Volks auf ihn übergehen werde, der entschlossen sei, in den Wegen des Vaters zu wandeln.

Der Regierungsantritt wurde durch mehrere Schritte bezeichnet, welche nicht nur als Beweise einer edlen Milde, sondern auch als Anzeichen einer heranbrechenden freiern Entwickelung von allen Seiten mit Freuden aufgenommen wurden. Der König erließ, eingedenk der Verzeihung, welche sein Vater in dem „letzten Willen" für alle seine Feinde ausgesprochen, eine allgemeine Amnestie für alle politischen Verbrecher, und rief mehrere durch Patriotismus ausgezeichnete Männer, obgleich sie in die Bestrebungen des Li-

beralismus verwickelt gewesen waren, besonders den General von Boyen (als Kriegsminister) und den Dichter E. M. Arndt, in den Staatsdienst zurück.

Die Hoffnungen des Volks steigerten sich zu einer lebhaften Begeisterung, als Friedrich Wilhelm IV. bei den Huldigungen in Königsberg und in Berlin selbst mit erhabenen Worten die Ueberzeugung von seinen hohen Regentenpflichten und den ernsten Willen aussprach, dieselben mit Gottes Hülfe zu erfüllen; als er gelobte „ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König zu sein" wie sein unvergeßlicher Vater; als er in Königsberg die schönen Worte sprach: „Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im großen und ganzen herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziele: nach dem allgemeinen Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre!" — und in Berlin: „Ich gelobe mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen, mit offenen Augen, wenn es die Bedürfnisse meiner Völker, mit geschlossenen, wenn es die Gerechtigkeit gilt. — Ich will vor allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und für die Rechte Deutschlands. In allen Stücken will ich so regieren, daß man in mir den echten Sohn des unvergeßlichen Vaters, der unvergeßlichen Mutter erkennen soll, deren Andenken von Geschlecht zu Geschlecht in Segen bleiben wird."

Schon zu Königsberg waren jedoch einige Mißtöne mitten in der allgemeinen Freude laut geworden; bei der Versammlung der preußischen Stände war eine Adresse an den König beschlossen worden, in welcher er zwar in der Form einer vertrauensvollen Bitte, aber doch sehr nachdrücklich an das Versprechen seines Vaters erinnert wurde, eine ständische Verfassung für Preußen ins Leben zu rufen. Der König erwiederte darauf im wesentlichen, daß schon sein Vater in Betracht der Ergebnisse, welche er in andern Ländern wahrgenommen, den Gedanken einer allgemeinen Volksvertretung aufgegeben, dagegen in Uebereinstimmung mit der geschichtlichen Entwickelung Preußens allen Theilen der Monarchie Provinzial- und Kreisstände gegeben habe. Dieses Werk immer treu zu pflegen und einer für das geliebte Vaterland immer ersprießlichern Entwickelung entgegen zu führen, sei eine der wichtigsten und theuersten Pflichten seines königlichen Berufs. Er fügte

hinzu: „Unsere getreuen Stände können in vollem Maße unsern Absichten über die Institution der Landtage vertrauen.“

Solches „Vertrauen“ aber entsprach den Gesinnungen der radicalen Partei keineswegs; nach kurzer Zeit erschien in Königsberg die Schrift eines jüdischen Arztes Jacoby: „Vier Fragen,“ worin mit scharfer Sprache die Einführung von „Generalständen“ für die ganze Monarchie als ein Recht des Volks dargestellt wurde, welches dasselbe mit aller Entschiedenheit in Anspruch nehmen müsse. Diese Schrift gab den Anlaß zu einer großen Bewegung in allen Theilen der Monarchie, indem ein großer Theil der gebildeten Classen sich von der Wahrheit jener Ausführung überzeugt hielt, und besonders in Königsberg, Berlin und Breslau auch von den städtischen Behörden der Wunsch nach der Einrichtung einer allgemeinen Landesvertretung bald sehr laut ausgesprochen wurde. Auch bei den bald darauf zusammenberufenen Provinziallandtagen, deren weitere Entwickelung dem König, wie die ihnen gemachten Vorlagen bewiesen, aufrichtig am Herzen lag, trat in Preußen, am Rhein und besonders in Schlesien, ein ungestümes Drängen nach durchgreifenden Aenderungen hervor, welches der König hier und da mit entschiedenen Worten in bescheidenere Schranken zurückwies. Einzelnen Wünschen verhieß er jedoch eine nahe Erfüllung, und milderte besonders in Bezug auf die Presse die bisherige Strenge. Bei der Grundsteinlegung zur Wiederaufnahme des seit drei Jahrhunderten unterbrochenen Dombaues in Cöln fand der König auch Gelegenheit, seine Begeisterung für die Idee der deutschen Einheit in beredten Worten kund zu geben, welche weithin in Deutschland Wiederhall fanden. Auch versuchte er es, gemeinsam mit Oestreich Einrichtungen beim deutschen Bunde zu treffen, welche jener Idee mehr entsprächen; doch trat hiervon kein Erfolg zu Tage.

Im Jahre 1844 geschah in Preußen ein hier bisher unerhörtes Verbrechen, ein Mordversuch auf die Person des Königs. Am 26. Juli, als Friedrich Wilhelm eben mit seiner Gemahlin in den Wagen stieg, um eine Reise nach Schlesien anzutreten, schoß ein ehemaliger Bürgermeister, Tschech, ein Doppelpistol auf den König ab. Die Schüsse gingen durch die Kleider des Königs in den Wagen, aber die Vorsehung hatte über das Leben desselben gewacht: er war unverletzt. Kaum war die Wuth der Umstehenden zu bezähmen, daß sie nicht sofort ein Strafgericht über den Missethäter ergehen ließen. Bei der Untersuchung ergab sich, daß

die That ein Schritt der Privatrache wegen vermeintlicher Zurücksetzung war; Tschech büßte sein Verbrechen auf dem Blutgerüste. Im ganzen Lande gab sich bei Gelegenheit der wunderbaren Errettung des Königs das Gefühl der Liebe und Anhänglichkeit an den Fürsten auf rührende Weise kund; der König selbst aber sprach es laut aus, daß nichts sein Vertrauen zu seinem Volke erschüttern könne, am wenigsten eine solche That. Das Verhältniß zu seinem Volke bleibe das alte.

Bald aber sollten manche trübe Anzeichen dieses Verhältniß beeinträchtigen. Wiederum war es zuerst in Ostpreußen, von wo eine neue Aufregung ihren Ausgang nahm. Diesmal gaben die religiösen Angelegenheiten den Anlaß dazu. In dem Verhalten der Regierung in Sachen der Kirche und der Schule glaubte man eine Richtung zur Beschränkung der Glaubens- und Denkfreiheit zu erkennen, und diese weit verbreitete Besorgniß diente im hohen Maße zur Aufregung des Volks. Bei Gelegenheit der Jubelfeier der Königsberger Universität, wozu der König selbst sich begeben hatte, wurden nun selbst von hochgestellten Gelehrten heftige Reden gegen den Geist der Regierung gehalten. Die Bewegung, welche dort erzeugt wurde, theilte sich bald auch andern Provinzen mit, und erhielt vorzüglich Nahrung durch wichtige Ereignisse, welche sich innerhalb der katholischen Kirche zutrugen.

In der Kathedrale zu Trier ließ der Bischof Arnoldi seit langer Zeit zum ersten Male wieder den angeblich wunderthätigen „ungenähten Rock" Jesu Christi, welcher unter andern Reliquien dort aufbewahrt wurde, ausstellen (1844). Tausende von Katholiken kamen in feierlichen Processionen herbei, um dem Rock ihre Verehrung darzubringen, und die katholischen Blätter brachten mancherlei Nachrichten von den daselbst geschehenen Wundern. Natürlich entstand darüber unter den Protestanten Deutschlands eine gewisse Aufregung. Da erschien plötzlich von einem entlassenen katholischen Kaplan, Johannes Ronge, ein Sendschreiben an den Bischof Arnoldi, worin dieser in lebhaften, aber ziemlich trivialen Ausdrücken wegen des mit dem heiligen Rock getriebenen „Götzendienstes" als der „Tetzel des 19. Jahrhunderts" streng gegeiselt wurde. Dieses Schreiben konnte bei der herrschenden Stimmung nicht verfehlen, einen weitgehenden Eindruck zu machen; da Ronge sich noch dazu als „katholischer Priester" unterschrieben hatte, so glaubte man, sein Schritt sei das erste Zeichen einer größern Spaltung in der katholischen Kirche selbst. In Breslau

sammelten sich um den frühern Kaplan eine Anzahl Leute zur Gründung einer neuen katholischen Nationalkirche, welche, nach dem Beispiel einer in Schneidemühl in Posen gebildeten Gemeinde, den Namen der christ-katholischen oder deutsch-katholischen annahm. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde von diesen Vorgängen durch Deutschland, und überall zeigte sich das größte Interesse für die vermeintliche neue „Reformation", und der „Reformator" Ronge wurde als ein neuer Glaubensheld gleich Luther gefeiert, obwohl sich sehr bald herausstellte, daß er ein höchst unbedeutender, gewöhnlicher Mensch war. Die Theilnahme für sein Unternehmen war freilich unter Katholiken viel geringer, als unter Protestanten, und von jenen schlossen sich ihm fast nur solche an, welche schon längst mit ihrer Kirche zerfallen waren. Schon nach wenigen Wochen hielten die christ-katholischen Gemeinden, welche gleich der Breslauer an vielen Orten entstanden waren, ein sogenanntes Concil in Leipzig, wo ein Glaubensbekenntniß aufgestellt wurde, welches aber nicht blos vom Katholicismus, sondern auch vom christlichen Glauben überhaupt nur wenig übrig behielt. Sehr bald mußte es für jeden Besonnenen klar werden, daß von einem religiösen Gehalt bei der neuen Lehre gar nicht die Rede war, daß dieselbe dagegen dem demokratischen Treiben, welches seit Jahren im geheimen vorbereitet war, einen willkommenen Anhalt bot, und daß die christ-katholischen Gemeinden der Sammelpunkt einer sehr gefährlichen politischen Opposition wurden. Die christ-katholische Sache gewann jedoch eine große Unterstützung an gewissen Bestrebungen, welche sich gleichzeitig innerhalb der protestantischen Kirche geltend gemacht hatten. Während der König von Preußen ernstlich bemüht war, in der protestantischen Kirche wieder eine größere Einheit und Kraft und ein regeres inneres Leben zu befördern, dabei aber an der Grundlage des alten evangelischen Kirchenglaubens festhielt und dies Bestreben von den kirchlichen Behörden hier und da mit Schroffheit geltend gemacht wurde, bildete sich im Gegensatz gegen diese kirchliche Richtung in Sachsen, Ostpreußen und Schlesien eine Tendenz aus, welche das Christenthum nach den Forderungen des Zeitgeistes zu vereinfachen vorgab, dabei aber das eigentliche Wesen und den Grund des christlichen Glaubens nicht selten ganz fallen ließ. Nicht nur die Bekenntnißschriften, sondern auch die heilige Schrift selbst wurde im Gegensatz zu dem sogenannten „Geist" oft geringschätzig behandelt. Es bildete sich zuerst in Sachsen ein Verein protestantischer Lichtfreunde,

welche in Köthen Versammlungen hielten, bei welchen im Namen der Vernunft gegen die sogenannte Verfinsterung und Verdummung lebhaft geeifert wurde. Nach diesem Beispiel traten aller Orten solche Vereine zusammen, und zwar meistens aus den Kreisen solcher, welche nicht die geringste Vorbildung und daher nicht den geringsten Beruf hatten, in geistlichen Dingen das Wort zu führen, und welche zum Theil auch durch ganz andere als religiöse Beweggründe dazu getrieben wurden. Auch hier schloß sich die politische Opposition an die kirchliche an, und benutzte dieselbe für ihre Zwecke. Den Lichtfreunden gelang es, ganze Städte mit ihren Magistraten und Stadtverordneten in den Kreis der religiösen Bewegung hineinzuziehen, und die Regierung wurde genöthigt, diesem Treiben einen kräftigen Widerstand entgegen zu setzen, was freilich die weit verbreitete Mißstimmung und die Vorwürfe über Beschränkung der Gewissensfreiheit nur vermehrte. Eine im Jahre 1845 in Berlin gehaltene Generalsynode der evangelischen Kirche vermochte unter diesen Umständen keine gedeihlichen Früchte zu bringen. Dagegen bildeten sich um einzelne, wegen ihrer unkirchlichen Lehren entlassene Geistliche sogenannte freie Gemeinden, welche, eben so wie die christ-katholischen, bald zu gefährlichen Herden demokratischer Wühlereien wurden, ohne daß eine Menge von Bürgern, welche sich diesem Treiben anschlossen, davon eine Ahnung hatten.

Die politische Bewegung, welche in Preußen auf allen Seiten losgebrochen war, erregte bereits damals die Hoffnungen der süddeutschen Radicalen, und im Mai 1845 trafen zwei vielgenannte badensche Agitatoren, Itzstein und Hecker, in Berlin ein, um sich von da nach Königsberg zu begeben und mit den dortigen Volksführern Verabredungen wegen gemeinsamen Handelns zu treffen. Die preußische Regierung, welcher diese Absicht nicht unbekannt geblieben war, wies die beiden Männer aus Berlin aus, worüber damals in Preußen und in ganz Deutschland die heftigste Aufregung entstand. In öffentlichen Huldigungsschreiben wurden die beiden „als der Stolz des deutschen Vaterlandes" erklärt; die Folgezeit aber hat gelehrt, daß die preußische Regierung Recht hatte, als sie dieselben für republikanische Wühler hielt und demgemäß behandelte.

Die Aufregung, welche sich zu jener Zeit in Preußen kund gab, wurde auch in andern Staaten, besonders in Sachsen laut, wo bei der Anwesenheit des Prinzen Johann behufs einer Truppenmusterung in Leipzig heftige Unruhen unter der Leitung des Schrift-

stellers Robert Blum entstanden und nur durch kräftiges Einschreiten der Militärmacht unterdrückt werden konnten.

Für eine kurze Zeit wurde die öffentliche Aufmerksamkeit durch eine Angelegenheit anderer Art abgelenkt, nämlich durch eine entdeckte polnische Verschwörung. Schon im Jahre 1845 erhielt die preußische Regierung Nachricht, daß der polnische Adel, aufgereizt durch Emissäre der polnischen Flüchtlinge in Paris, sich zur Abschüttelung des fremden Jochs und zur Wiederherstellung des Königreichs Polen verschworen hatte. Man nahm einige Verhaftungen vor, gab aber der Sache keine große Wichtigkeit. Da wurde in Erfahrung gebracht, daß am 21. Februar 1846 eine Empörung ausbrechen und in einer zu Posen am 14. Februar zu haltenden Versammlung die letzten Verabredungen getroffen werden sollten. Auf diese Kunde wurden am genannten Tage die Thore der Stadt geschlossen und eine große Anzahl von Verschworenen, darunter der ehemalige polnische Offizier Mieroslawski, verhaftet. Im Großherzogthum Posen herrschte aber die größte Aufregung und einige Hundert Bauern ließen sich sogar verführen, einen Versuch zur Ueberrumpelung der Festung Posen zu machen, welcher natürlich sehr unglücklich ausfiel.

Durch diese Vorgänge in Posen wurden die Mitverschworenen in Krakau und Galizien nicht abgeschreckt. In Krakau richtete ein Arzt, Dr. Tyssowski, eine provisorische Regierung ein und forderte alle Polen zur Erhebung gegen ihre Unterdrücker auf. Als jedoch russische und östreichische Truppen herannahten, flohen die Häupter der Verschwörung, ohne einen Versuch zum Widerstand zu machen. Krakau, bis dahin noch ein polnischer Freistaat, wurde von den Truppen Rußlands, Oestreichs und Preußens besetzt, und bald darauf in Folge eines von diesen drei Mächten gefaßten Beschlusses mit Oestreich vereinigt.

Inzwischen hatte sich der Adel in Galizien gleichfalls erhoben und das Landvolk gegen die östreichische Regierung aufgewiegelt, diese aber ermahnte die Bauern mit großen Versprechungen zum Gehorsam, und stellte ihnen den Adel, welcher allerdings im alleinigen Besitz alles Grunds und Bodens war und von den Bauern die härtesten Dienste verlangte, als ihre eigentlichen Unterdrücker dar. Hiernach kehrte das entfesselte Volk seine Wuth gegen die adligen Aufwiegler selbst und führte mit den entsetzlichsten Gräueln einen wahren Vertilgungskrieg gegen dieselben. Erst nach einem fürchterlichen Gemetzel wurde diesen Schreckensscenen Einhalt gethan.

Kurze Zeit nach der Unterdrückung der polnischen Verschwörung wurde ganz Deutschland durch einen Rechtsstreit, welcher zunächst das Herzogthum Holstein betraf, in Bewegung gesetzt. Dasselbe gehörte bekanntlich zum deutschen Bunde, bildete aber zugleich einen Theil der dänischen Monarchie. Die deutsche Partei in Holstein bezweifelte nun, daß nach dem Erlöschen des damaligen Mannesstamms des königlichen Hauses die Erbfolge in Holstein eben so wie im übrigen Dänemark geregelt werden könne, hielt sich vielmehr überzeugt, daß alsdann für Holstein der Herzog von Augustenburg die Erbfolge in Anspruch nehmen könnte und daß dieses Recht auch auf das deutsch-redende Schleswig ausgedehnt werden müßte. In Folge der vielfachen öffentlichen Erörterungen über diesen Gegenstand erließ König Christian VIII. am 8. Juli 1846 einen offenen Brief, in welchem er erklärte, daß für das Herzogthum Schleswig die Erbfolge des dänischen Königsgesetzes unzweifelhafte Gültigkeit habe; nur in Bezug auf Holstein hätten sich Verhältnisse ergeben, welche ihn hinderten, sich mit gleicher Bestimmtheit über das Erbfolgerecht in diesem Herzogthum auszusprechen. Doch werde er diese Hindernisse zu beseitigen suchen, so daß die unter seinem Scepter vereinigten Landestheile niemals von einander getrennt würden, vielmehr mit den einem jeden von ihnen zuständigen Rechten zusammenblieben.

Die Holsteiner waren hierdurch nicht im geringsten befriedigt, der „offene Brief" rief vielmehr überall die größte Erbitterung hervor. In deutschen Ständekammern wurde nun die Angelegenheit zum Gegenstand erregter Verhandlungen gemacht, und von allen Seiten stellte man an den deutschen Bund die Forderung, die Herzogthümer in ihrem deutschen Recht zu schützen. Obwohl nun Schleswig in einem andern Verhältniß zu Deutschland stand als Holstein, so wurde doch die Untrennbarkeit der beiden Herzogthümer als eine Ehrensache für Deutschland behandelt und zum Losungswort der allgemeinen Aufregung gemacht. Leider betheiligten sich bei derselben sofort radicale demokratische Einflüsse, und hier und da schien es auf Schmähungen gegen den deutschen Bund eben so abgesehen, wie auf den Schutz der Herzogthümer. Die Bundesversammlung faßte am 17. September 1846 einen Beschluß, worin sie die Erwartung aussprach, daß der König von Dänemark „die Rechte aller und jeder, insbesondere aber die Rechte des deutschen Bundes, erbberechtigter Agnaten und der gesetzmäßigen Landesvertretung beachten werde", zollte „den patriotischen Gesinnungen,

die sich bei diesem Anlaß in den deutschen Bundesstaaten kund gegeben, bereitwillig ihre Anerkennung", wiewohl sie „die gehässigen Anschuldigungen und Aufreizungen, welche dabei stattgefunden", beklagte. — Bei diesem Ausgange beruhigte sich einstweilen die öffentliche Meinung, bis dieselbe nach der Februarrevolution mit größerer Energie auf die schleswig-holsteinische Sache zurückkam.

Der König von Preußen war unterdeß darauf bedacht gewesen, sein mehrfach gegebenes Wort einzulösen, wonach er die Provinzialstände weiter entwickeln wollte; am 3. Februar 1847, an demselben Tage, wo einst Friedrich Wilhelm III. sein Volk zum Freiheitskampfe aufgerufen hatte, erschien zu allseitiger Ueberraschung ein königliches Patent, durch welches die Provinzialstände der Monarchie zu einem Vereinigten Landtage zusammenberufen wurden, welchem das Recht zustehen sollte, bei neuen Anleihen und Einführung neuer Steuern die Zustimmung zu ertheilen und zugleich das Recht des Beiraths bei der Gesetzgebung, — worin die Grundlagen einer reichsständigen Verfassung enthalten sein sollten. Die neue Einrichtung trat als eine naturgemäße Entwickelung der bisherigen ständischen Einrichtungen auf, indem die Abgeordneten der Ritterschaft, der Städte und Landgemeinden der acht Provinzen auf dem Vereinigten Landtage in gleicher Zahl, wie auf den Provinziallandtagen, erscheinen sollten; nur darin lag eine Abweichung, daß der Herrenstand als eine besondere Kammer, gleichsam als eine Pairie, abgesondert wurde. Mit dem königlichen Patent waren nach der Ansicht der Regierung die Verheißungen Friedrich Wilhelms III. erfüllt, und dem Volk ein weites Feld zur Mitwirkung bei der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten eröffnet: es war eine Gabe des königlichen Vertrauens, und der König meinte auf den freudigen Dank der Nation rechnen zu dürfen. Aber in dieser hatte der Gedanke bereits weit um sich gegriffen, daß eine neue Verfassung Preußens mehr als eine Erweiterung der Provinzialstände sein müsse; die Stimmführer dieser Ansicht wurden begierig gehört, und in dieser Bewegung verkümmerte der Dank, welchen der König erwartete. Mit Lebhaftigkeit wurde die Frage verhandelt, ob man die Verfassung „annehmen oder ablehnen?" solle, und in wenigen Wochen war die Meinung in einem großen Theile des Volkes verbreitet, daß die neue Verfassung weder den berechtigten Forderungen, noch dem Rechtsbewußtsein des Volks entspreche.

Während ganz Deutschland der Eröffnung des Vereinigten

Landtags mit großer Spannung entgegensah, erließ die preußische Regierung noch mehrere Verordnungen, welche den Beweis gaben, daß es ihr mit dem besonnenen Fortschritt in jeder Beziehung Ernst sei. Ein Patent vom 30. März gestattete die Bildung neuer Religionsgesellschaften unter gewissen, für die bürgerliche Ordnung unerläßlichen Bedingungen; andere Verordnungen brachten wichtige Neuerungen für die öffentliche Rechtspflege und für den Handelsstand.

Am 11. April trat in Berlin der erste Vereinigte Landtag zusammen. Indem der König die Vertreter der Stände herzlich begrüßte, bat er dieselben, das eben vollendete Werk nicht durch Neulingshast in Frage zu stellen. „Lassen wir," so sprach er, „die Zeit und vor allem die Erfahrung walten und vertrauen wir das Werk, wie sich's gebührt, den fördernden, bildenden Händen der göttlichen Vorsehung." Nicht so dachten jedoch diejenigen Männer, welche den ihnen dargebotenen Kampfplatz nur angenommen hatten, um sofort weitere Zugeständnisse zu erringen. Kaum war der Vereinigte Landtag eröffnet, als sich bei den Verhandlungen über die an den König zu erlassende Antwort (Adresse) derselbe Widerspruch gegen sein Verfassungswerk geltend machte, welcher kurz vorher in der Presse zum Vorschein gekommen war. Ein großer Theil der rheinischen, preußischen und schlesischen Abgeordneten (Camphausen, Hansemann, Beckerath, Vincke, Schwerin u. a. an der Spitze) bildete eine Opposition, welche theils die Rechtsbeständigkeit der neuen Einrichtung geradezu in Frage stellte, theils für die Stände ganz andere Befugnisse, als die ihnen durch die neue Gesetzgebung zugetheilten, in Anspruch nahm und ihre bestimmte periodische Zusammenberufung forderte. Ein Theil derselben vereinigte sich zuletzt zu einem förmlichen Protest und verweigerte die Mitwirkung bei den Gesetzvorlagen, welche die Regierung in die Versammlung gebracht hatte. Als daher am 26. Juni der Landtag geschlossen wurde, beklagte der königliche Landtagsmarschall, daß die Ergebnisse weniger fruchtbringend für das Land gewesen, als sie hätten sein können; doch fügte er den Ausdruck des Vertrauens hinzu, daß die allwaltende göttliche Vorsehung, welche Preußen immer schützend zur Seite gestanden, den Samen des Guten und Edlen, welcher dort ausgestreut, auf einen fruchtbaren Boden fallen gelassen habe; eine Hoffnung, welche leider nicht in Erfüllung gehen sollte. Der Geist des Mißvergnügens, welcher durch die Verhandlungen des Vereinigten Landtages genährt

worden war, verbreitete sich immer weiter und brach der Umwälzung, welche bald darauf von Frankreich her über Deutschland hereinbrach, die Bahn. Die Männer der Opposition des Vereinigten Landtages wollten nur Reformen erzwingen, nicht eine Revolution herbeiführen; in einem nicht kleinen Theile des Volkes aber hatten sich maßlose Ideen über staatliche Dinge, auch wohl socialistische Theorien festgesetzt, und so traten in der Stunde der Entscheidung ganz andere Pläne hervor, als jene liberalen Männer des Mittelstandes geahnt hatten. Den Anhängern dieser Aufregung kam es zu statten, daß in jenen Jahren theils durch Mißernte und durch den in Schlesien ausgebrochenen Hungertyphus, theils durch die Verarmung, welche die Weberbevölkernng und andere Gewerbtreibende mehr und mehr traf, eine Größe des Elends hervortrat, welche in Deutschland unerhört war, und durch alle Mittel der öffentlichen und Privatmildthätigkeit nicht gehoben werden konnte. Jene der Regierung überhaupt feindliche Partei hatte nun um so leichteres Spiel, den Haß und die Erbitterung der unteren Classen gegen die Regierung und die Staatseinrichtungen im Ganzen aufzureizen. — In Oestreich war dem Kaiser Franz I. im Jahre 1835 dessen Sohn als Ferdinand I. (1835—48) auf dem Thron gefolgt; die Regierungsgeschäfte aber führte der allvermögende Minister Fürst Metternich, welcher zugleich die Seele der Politik des Widerstandes gegen die Neuerungsbestrebungen in ganz Deutschland war. In der innern östreichischen Verwaltung geschah vieles, was zur Hebung der materiellen Wohlfahrt des Volks beitragen konnte; gutmüthige Leichtlebigkeit und behagliche Befriedigung im Genuße der äußeren Lebensgüter schienen nirgends so zu Hause zu sein, als in Oestreich, besonders in Wien. Hier blieb jeder Gedanke an politische Entwickelung fern, und jede Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit der unter östreichischem Scepter vereinigten Nationen wurde streng unterdrückt. Nur Ungarn behielt seine eigene Verfassung.

In Rußland herrschte Nikolaus I. mit derselben Kraft und Energie, welche er gleich bei seiner Thronbesteigung gezeigt hatte. Um im Innern des Landes eine möglichste Einförmigkeit und Uebereinstimmung herzustellen, welche er als Grundlage der Kraft ansah, war er bemüht, alle Stamm- und Religionsunterschiede zu verwischen und durchweg russische Sitte und griechischen Glauben einzuführen, bei der größtmöglichsten Abschließung Rußlands gegen alle Berührung mit der Civilisation der Nachbarstaaten aber doch

die Keime äußerer Wohlfahrt und einer gewissen äußern Cultur auf alle Weise zu pflegen, und Gewerbfleiß und Fabrikation nach Möglichkeit zu fördern. Die große Macht, über welche der Czar mit völliger Unumschränktheit gebot, wendete er aber vorzugsweise zur Erweiterung des Einflusses nach außen an, wozu andererseits die ausgezeichnete diplomatische Kunst des russischen Hofes das ihrige beitrug. So war durch den Tractat von Unkiar Skelessi (1833) die Türkei eng mit dem russischen Interesse verknüpft worden. Die Donaufürstenthümer Moldau und Walachei waren zinspflichtige Fürstenthümer unter Hospodaren geworden, deren Wahl ganz unter russischem Einfluß stand. Die Perser wurden von den Russen mit Glück bekriegt und zwei ihrer Provinzen zum russischen Reiche geschlagen, wogegen mit dem durch englischen Einfluß aufgeregten Bergvolke der Tscherkessen der Kampf mit wechselndem Glück geführt ward.

In Italien war am 1. Juni 1846 der alte, schwache Gregor XVI. gestorben, und an seine Stelle wurde unter französischem Einfluß der Cardinal Mastai Ferretti gewählt, welcher den Namen Pius IX. annahm. Nach eigner Neigung und auf den Rath der französischen Regierung, besonders des Gesandten Grafen Rossi, betrat der neue Papst die Bahn der Reform in der Verwaltung. Er führte mannigfache Ersparnisse ein, gab der Presse mehr freien Spielraum, genehmigte den Bau von Eisenbahnen, eröffnete den bis dahin von allen höheren Aemtern ausgeschlossenen Laien den Zugang zu denselben, berief Männer des öffentlichen Vertrauens in seinen Rath, gab der Stadt Rom eine freie Municipalverfassung und erweckte sogar Hoffnungen zur Herbeiführung eines italienischen Staatenbundes. Natürlich erweckten diese Neuerungen den größten Enthusiasmus, durch ganz Italien erscholl der Jubelruf: »Evviva Pio nono!« und das Volk gab sich zuerst ohne Rückhalt der Leitung des gefeierten Kirchenfürsten hin; nur die alte Regierungspartei, gestützt auf den Einfluß Oestreichs, hielt mit ihren Bedenken und ihrem Widerspruch gegen das kühne Beginnen des Papstes nicht zurück. Derselbe umgab sich jedoch vertrauensvoll mit einer neu berufenen Bürgerwehr und ahnte so wenig, wie seine zahlreichen Bewunderer in ganz Europa, bis zu welchem Abgrunde ihn der Freiheitstaumel des seit langen Jahren zum ersten Mal entfesselten Volks führen würde.

Aber es währte nicht lange, da stiegen schon Wolken an dem Horizont der neu gewährten Freiheit auf. Der Papst hatte von

vorn herein gewährt, was er überhaupt an Freiheiten zu bieten vermochte; das junge Italien aber, welches über sein Auftreten jubelte, nahm diese ersten Gaben nur als einen Anfang für die Verwirklichung aller patriotischen Wünsche und Träume hin, und versuchte den Papst zur Anbahnung des ersehnten einigen Italiens allenfalls auch auf den Weg der Gewalt zu drängen. Als er ihren Forderungen widerstehen mußte, verlor er nach und nach die Zügel der von ihm hervorgerufenen Bewegung aus den Händen; an seiner Statt wurde das Volk von kühnen Agitatoren und Tribunen geleitet, und als die Revolution in Frankreich ausbrach, wurde das Unternehmen des Papstes vollends von den Wogen der demokratischen Leidenschaften überflutet.

Schon vorher waren in Folge der römischen Ereignisse große Bewegungen in andern Theilen Italiens entstanden. Sicilien hatte sich von Neapel losgerissen und auch in Neapel selbst hatte ein Aufstand den König Ferdinand zur Gewährung einer freien Verfassung genöthigt; eben so war der Großherzog Leopold von Toscana und selbst der strenge Karl Albert von Sardinien zur Einführung freierer Einrichtungen gedrängt worden. Gegen die Oestreicher aber richtete sich in ganz Italien vorzüglich die Wuth der Volkspartei, überall gab es Reibungen zwischen den Italienern und den „Deutschen", und in Oberitalien sah sich Oestreich genöthigt, den Kriegszustand zu erklären, um die Bewegung niederzuhalten.

Auch in der Schweiz hatten in den letzten Jahren zwischen den politischen und kirchlichen Parteien bedeutende und zum Theil blutige Kämpfe stattgefunden, an welchen ganz Europa lebhaften Antheil nahm. Die radicale Regierung des Cantons Aargau hatte in Folge thätlicher Widersetzlichkeit der Katholiken gegen getroffene Anordnungen acht Klöster in Beschlag genommen, und die Bundesregierung aller Cantone hatte diese Handlung bestätigt. Da spaltete sich das ganze Schweizervolk in Radicale und Conservative, und in Folge der wachsenden Parteiwuth fanden es die katholischen Luzerner angemessen, zur Erziehung ihrer Jugend die Jesuiten ins Land zu berufen. Die Radicalen von Luzern suchten hiergegen Hülfe bei den Nachbarcantonen, und es wurde ein Freischaarenzug gegen Luzern veranlaßt, welcher jedoch schimpflich auseinandergesprengt wurde. Die katholischen Cantone, sieben an der Zahl, verlangten Bestrafung der Freischaaren seitens der Bundesregierung, und da ihnen dieselbe verweigert wurde, so stifteten sie einen

sogenannten „Sonderbund“ zu gegenseitiger Abwehr fremder Ueberfälle. Die radicale Partei forderte dagegen Ausweisung der Jesuiten und die Auflösung des mit den Bundesgesetzen nicht verträglichen Sonderbundes, und erlangte bei der allgemeinen Tagsatzung wirklich einen hierauf lautenden Beschluß. Die katholischen Cantone fügten sich nicht, und so beschloß denn die Tagsatzung, sie mit Gewalt ihrem Willen zu unterwerfen. Der General Dufour rückte an der Spitze einer von Genf gestellten Armee gegen Freiburg und Luzern an, nach deren Unterwerfung die übrigen Cantone sich freiwillig ergaben. In Folge dieses Ausgangs setzten die Radicalen eine Aenderung der schweizer Verfassung durch, um der Bundesregierung mehr Gewalt gegenüber den einzelnen Cantonen zu geben.

Dritte Periode.

Von den großen staatlichen Umwälzungen in Europa bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs, 1848—71.

136. Die Februarrevolution in Frankreich.

Wir haben die mannigfachen Umstände schon angedeutet, welche das Ansehen der Julireqierung untergraben halfen, als die Stellung derselben äußerlich gerade am sichersten befestigt schien. Während die großen Verbrechen, deren einzelne hervorragende Staatsmänner überführt oder beschuldigt wurden, die ganze Regierung in ein unvortheilhaftes Licht stellten; während ferner die Händel mit England wegen des Durchsuchungsrechts und des Missionärs Pritchard das französische Volk in seiner Nationaleitelkeit verletzten, und zuletzt noch das Verhalten Guizots in der italienischen und schweizer Frage, wo er es nicht für angemessen hielt, sich der Sache des Radicalismus anzunehmen, als eine unwürdige Nachgiebigkeit gegen Oestreich gebrandmarkt wurde — trat, wie bereits erwähnt, eine Spaltung in seiner eigenen Partei ein. Viele jüngere Mitglieder der conservativen Partei in der Kammer glaubten, daß die Regierung die kräftige Stellung, welche sie im Parlamente hatte, dazu benutzen müsse, um gewisse Reformen zu Gunsten der äußern Wohlfahrt durchzuführen; indem sie das Ministerium in dieser Beziehung stärker drängten, als diesem willkommen war, entstanden zuerst kleinere Reibungen und Mißhelligkeiten, welche aber bald zu einer bedeutendern Spaltung führten und besonders den Muth der Opposition wieder stärkten. Diese hielt den Augen=

blick für günstig, um auch mit der Forderung politischer Reformen aufzutreten und dadurch wieder eine gewisse Aufregung im Lande zu verbreiten. Sie verlangte zuerst nur eine sehr bescheidene Aenderung, nämlich die sogenannte parlamentarische Reform, wonach außer den wohlhabenden Bürgern, welche durch die Höhe der von ihnen gezahlten Steuern (Census) zur Theilnahme an den Wahlen berechtigt waren, auch die sogenannten Capacitäten (d. h. Männer von wissenschaftlicher Bildung, wie Aerzte, Advocaten u. s. w.) das Wahlrecht ausüben, dagegen aber die meisten Beamten, deren eine sehr große Anzahl in der Kammer war, für nicht wählbar erklärt werden sollten. Dies waren in der That im Vergleich mit den großen Reformen, welche die radicale Partei verlangte, sehr unscheinbare Forderungen; Guizot aber glaubte denselben dennoch widerstehen zu müssen, weil er darin nur einen Anfang zu weitern Schritten der Opposition erblickte und bei den damaligen Zeitumständen es für gefährlich hielt, sich irgend etwas abtrotzen zu lassen. Die Kammern lehnten nach seinem Wunsche die gestellten Anträge ab. Da beschlossen aber die Mitglieder der Linken, die Angelegenheit, wie sie sagten, dem Urtheil des Landes selbst zu unterwerfen, und richteten zu dem Zweck in ganz Frankreich sogenannte Reformbankette ein, zu welchen so viel Bürger, als nur immer möglich, herbeigezogen wurden, und bei welchen die Nothwendigkeit der erwähnten Reformen in mehr oder minder leidenschaftlichen Reden bewiesen werden sollte. Zu diesem Zweck wurde der Zustand der Regierung und der Kammern als ein Zustand der größten Verderbniß und Verworfenheit, das ganze herrschende Regiment als das der Bestechung und der gröbsten Unsittlichkeit dargestellt, und eine Ernennung aus andern Schichten des Volkes heraus als dringend nothwendig verkündigt. Bald zeigte sich, daß die Reformbankette gar nicht mehr von denjenigen Männern geleitet wurden, welche dieselben mit jenen gemäßigten Anträgen begonnen hatten, sondern daß die leidenschaftlichsten Republikaner und Communisten sich der Bewegung bemächtigt hatten und rücksichtslos ihre Umsturzpläne dabei verfolgten. Man hätte erwarten sollen, daß nun die gemäßigteren Männer, wie Thiers, selbst dazu beitragen würden, dem weitern Fortgang des verderblichen Unternehmens Einhalt zu thun; aber in ihrer Verblendung erkannten sie die Gefahr nicht ihrer ganzen Ausdehnung nach und ließen die Republikaner ungestört gewähren. Die Regierung dagegen fühlte sich zuletzt veranlaßt, gegen den steigenden Unfug,

welcher mit den Banketten getrieben wurde, mit einem Verbot einzuschreiten; da sie sich hierbei aber auf ein altes, längst nicht mehr angewandtes Gesetz stützte, so wurde ihr Verfahren als ein unbefugtes heftig angegriffen, und ihre Gegner beschlossen nun, um ihr zu trotzen, in Paris selbst unter Mitwirkung einer großen Anzahl von Abgeordneten, Pairs und anderer bedeutender Männer ein Bankett zu veranstalten. Die Regierung war entschlossen, diese Demonstration nicht zu dulden und das Bankett aufzulösen; aber die Opposition war hierauf gefaßt und wollte die Gelegenheit nur benutzen, um bei dem Zuge nach dem Sammelplatze eine möglichst imposante Menschenmenge aus allen Classen zu vereinigen und dadurch scheinbar die Popularität ihrer Sache zu beweisen, wenn auch das Bankett selbst dann von der Polizei gleich aufgehoben würde. Gerade dadurch hoffte sie die Aufregung des Volks gegen die Regierung noch zu steigern. So wurden denn trotz des Verbots alle Vorbereitungen zu dem Bankett getroffen und öffentliche Aufforderungen zur allseitigen Theilnahme, besonders auch an die Nationalgarde, erlassen. Um den Zulauf recht groß zu machen, wählte man zum Ort des Banketts die elyseischen Felder, wo große Massen sich frei bewegen können. Auf den 22. Februar war die große Demonstration festgesetzt, über welche die wildesten Anhänger des Radicalismus im voraus ihre Freude unverhohlen äußerten; besonders das communistische Blatt »La Réforme«, welches den Umsturz jederzeit offen erstrebt hatte und welches sich auf die unterste Volksschicht stützte, kündigte an, daß seine Leute sich bei dem Zuge zum Bankett einfinden würden. Da hielt es die Regierung für ihre Pflicht, diesen Zug selbst auf das bestimmteste zu untersagen. Spät am Abend des 21. Februar wurde das Verbot an den Straßenecken angeschlagen. Sofort gab sich eine große Aufregung kund. Die Unternehmer des Banketts versammelten sich sogleich, um weiter zu berathen, was nun zu thun sei; gegen den heftigen Widerspruch des Dichters Lamartine, welcher offen aussprach, daß man es allenfalls bis zum Blutvergießen kommen lassen müsse, beschlossen die meisten Mitglieder des Festcomités, von dem ganzen Unternehmen abzustehen, weil ein Conflict unvermeidlich schien. Ihre Bekanntmachung erschien in den Morgenblättern vom 22. Februar. Aber die Republikaner, welche sich das Fest hatten zu nutze machen wollen, beschlossen jetzt auf eigene Faust zu handeln, und obgleich der Zug abbestellt war, erschienen sie doch zur bestimmten Stunde in zahlreichen Banden in der Gegend der ely-

seischen Felder. Arbeiter und Blousenmänner der verdächtigsten Art, wie sie nur in den Tagen des Aufstandes in den bessern Theilen der Hauptstadt erscheinen, Studenten, Zöglinge der polytechnischen Schule und andere Schaaren hielten unter dem Gesang der Marseillaise Umzüge auf den Straßen und Plätzen, und begaben sich mit dem Ruf: „Es lebe die Reform, nieder mit Guizot!" vor die Deputirtenkammer. Die Obrigkeit ließ Militär und Municipalgarde die Straßen durchziehen, aber es wurde sehr mild und schonend verfahren, obgleich an einzelnen Punkten schon Barricaden errichtet wurden. Die Nationalgarde trat zusammen, ließ aber selbst fast überall den populären Ruf: „Es lebe die Reform!" erschallen, und ermuthigte so die radicale Volksmasse. Am 23. Februar nahmen die unruhigen Auftritte so sehr zu, daß Ludwig Philipp am Vormittag schon entschlossen war, den Marschall Bugeaud mit dem Oberbefehl zu beauftragen, um den Aufstand mit aller Energie zu unterdrücken; er wurde aber wieder schwankend gemacht, besonders weil die gesammte Nationalgarde mit Ungestüm die Entfernung Guizots verlangte, um diesen Preis aber die Wiederherstellung der Ruhe zusichern zu können glaubte. Nachdem im Innern von Paris schon ein heftiger Barricadenkampf stattgefunden hatte, beschloß der König, in Guizots Entlassung zu willigen, und berief den Grafen Molé zur Bildung eines neuen Ministeriums. Als diese Nachricht bekannt wurde, schien sich der Aufruhr zu legen und in dem größten Theil der Stadt traten an die Stelle desselben allgemeine Freudenbezeigungen. Am Abend wurde der Sturz des unbeliebten Ministeriums mit einer großen Illumination gefeiert und Tausende von Menschen zogen jubelnd durch die Straßen. Da kam gegen 10 Uhr ein dichter Haufen der wildesten „Freiheitskämpfer", die rothe Fahne voran, die Boulevards heruntergezogen und schritt dicht bis an eine Abtheilung Municipalgarde heran, welche das Guizotsche Ministerhôtel noch bewacht hielt. Plötzlich fiel aus dem tobenden Haufen ein Schuß gegen die Garde, welche mit einer großen Salve antwortete. Viele der Umstehenden waren tödtlich getroffen oder verwundet. Das eben hatte der rohe Haufen gewünscht, um den kaum beruhigten Aufruhr zu erneuern. In wildem Gewühl stürzten die Schaaren der Spaziergänger durcheinander; jene wilden Gesellen aber ließen durch alle Straßen den Ruf ertönen: „Verrath! Man tödtet uns! Zu den Waffen!" Eine der Leichen wurde auf eine Bahre gelegt und bei Fackelschein mit wildem Rachegeschrei durch die Stadt

getragen. Die Wuth des hierdurch aufgeregten Volks war unaussprechlich, und nun wurden die ganze Nacht hindurch in allen Theilen von Paris Barricaden gebaut. Zu spät nahm jetzt der König zu Männern der Volkspartei selbst seine Zuflucht, diese hatten keine Macht mehr über die aufgeregte Masse, welche nur noch den wildesten republikanischen Rathgebern folgte. Vielleicht wäre es der äußersten Energie noch gelungen, den Aufstand mit Waffengewalt zu bezwingen, aber der König selbst und seine Umgebung hatte alles Vertrauen verloren und konnte zu keinem entscheidenden Entschluß kommen. Die Nationalgarde hielt es größtentheils mit dem Volk, die Linientruppen selbst schienen hier und da schwankend und unzuverlässig, und so beschloß denn der greise König, dessen ganze Kraft gebrochen war, dem Aufruhr nachzugeben. Durch seine eigene Abdankung hoffte er denselben zu beschwören und entsagte daher dem Thron zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, dessen Mutter, die Herzogin von Orleans, statt des unpopulären Herzogs von Nemours die Regentschaft übernehmen sollte. Der König begab sich in Begleitung der Prinzen mitten in die erregte Volksmasse auf den Concordienplatz und erklärte am Obelisk von Luxor, an derselben Stelle, wo einst Ludwig XVI. und nach ihm der alte Herzog von Orleans auf dem Blutgerüst gestorben waren, seine Thronentsagung. Während aber die zunächst stehenden Volkshaufen diesem Entschluß zujubelten, hatten die radicalen Leiter der Bewegung es schon anders beschlossen: das Königthum sollte beseitigt werden, und schon hörte man den Ruf nach einer provisorischen Regierung erschallen. Ludwig Philipp war in größter Verzweiflung nach den Tuilerien zurückgekehrt, und da das Volk bereits das Schloß selbst bedrohte, floh er durch eine Hinterthür in einem gewöhnlichen Fiacre, um mit seiner Gemahlin, der frommen Königin Marie Amélie, den Weg nach England zu suchen. Nur die hochherzige Mutter des Grafen von Paris verlor noch nicht den Muth, sie allein fühlte in dieser gefahrvollen Stunde die Größe ihres Berufs und die Pflichten, welche derselbe ihr auferlegte. Ihre beiden Kinder an der Hand, begab sie sich in die Deputirtenkammer, um dort wo möglich noch ihre Stellung anerkannt zu sehen; aber während die Abgeordneten noch über ihr Recht auf die Regentschaft debattirten, drangen bewaffnete Haufen, welche so eben von dem Sturm der Tuilerien herüberkamen, in den Sitzungssaal und in alle Tribünen, und erklärten sich mit lautem Toben gegen die

Regentschaft und gegen alles Königthum: der Thron Ludwig Philipps war so eben aus den Tuilerien weggetragen worden, um an der Julisäule verbrannt zu werden; so sollte denn auch von seinem Königthum nicht mehr die Rede sein. Nur die entschiedensten Radicalen, wie Ledru-Rollin, Crémieux und der sich ihnen anschließende Lamartine konnten sich Gehör verschaffen. Die Herzogin von Orleans, von allen Seiten preisgegeben, sah sich nun gleichfalls zur Flucht genöthigt, und auf den wilden Ruf der Menge wurde eine provisorische Regierung unter dem Vorsitz des alten Dupont (de l'Eure) ernannt, deren Aufgabe die Einführung der Republik sein sollte, und zu deren Mitgliedern Ledru-Rollin, Lamartine, der berühmte Astronom Arago, Garnier-Pagès und der Socialist Louis Blanc ernannt wurden. Dieselben begaben sich sofort nach dem Hôtel de Ville. Die Tuilerien waren unterdeß von einem Schwarm von Proletariern eingenommen und zum Theil verwüstet worden.

Nirgends in ganz Frankreich fand sich ein Widerstand gegen die neu eingesetzte provisorische Regierung, nirgends erhob man sich zur Vertheidigung der Ansprüche der Orleans'schen Familie. Ludwig Philipp hatte sich zu sehr auf die Selbstsucht und auf den Eigennutz einzelner Volksclassen gestützt, zu wenig die hochherzigeren Gefühle zu nähren gesucht, als daß er für den mannigfachen Segen, welchen er nichtsdestoweniger in Frankreich verbreitet hat, auf einen tiefern Dank hätte rechnen können. Er und seine Söhne gaben ihre Sache überdies selbst zu schnell auf, als daß ihre Anhänger sich hätten für sie erheben können; wäre selbst Neigung und Muth dazu vorhanden gewesen, so fehlte es doch an einem Mittelpunkt zum Handeln. Die Königsfamilie irrte einige Tage in Frankreich und an der Küste des Landes umher, bis ihr dann vereinzelt die Ueberfahrt nach England gelang, wo der greise König in Claremont die Mitglieder seines Hauses um sich versammelte. Dieselben waren mit allen häuslichen Tugenden zu reichlich ausgestattet, als daß sie sich in die bescheidenen Verhältnisse ihres neuen Lebens nicht mit Würde hätten finden sollen. Die Prinzen von Joinville und von Aumale, welche in Algier weilten, gaben nach dem Sturz der Regierung ihres Vaters ihre dortigen Posten ohne Widerstand auf und kamen gleichfalls nach England, während die Herzogin von Orleans, die einzige, welche die Hoffnung auf den Thron Frankreichs für ihren Sohn nicht aufzugeben schien, nur selten in Claremont, längere Zeit dagegen in Eisenach

lebte, wo ihren beiden Söhnen die sorgfältigste Erziehung zu Theil wurde. Sie ist 1858 in England gestorben.

Die neu eingerichtete provisorische Regierung wurde gleich nach ihrer Einsetzung genöthigt, die Republik als die künftige Staatsform Frankreichs förmlich zu verkündigen und nur mit Mühe gelang es Lamartine, die Aufrichtung der rothen Blutfahne, als Banners der neuen demokratischen Republik, zu verhindern. Die künftige Verfassung sollte durch eine für den Mai angesetzte Nationalversammlung, deren Berufung durch die freieste Volkswahl in unbeschränkten Urwahlen erfolgen sollte, festgestellt werden. Aber schon vorher mußte man der Arbeiterbevölkerung, welche die Revolution vorzugsweise durchgesetzt hatte, Befriedigung zu verschaffen suchen: es wurde deshalb ein Arbeiter (Albert) mit in die provisorische Regierung berufen; ferner aber richtete Louis Blanc die sogenannten Nationalwerkstätten ein, welche nach seinem System die bisherigen Privatwerkstätten ersetzen und deren ganzes Verdienst den Arbeitern selbst zufallen sollte. Außerdem wurde ein großes Arbeiterparlament im Palast des Luxembourg eingerichtet. Während hier aber die fruchtlosesten Verhandlungen über die sogenannte Organisation der Arbeit stattfanden, verzehrten die Nationalwerkstätten ohne allen Nutzen Millionen, indem unzählige Arbeiter eine tägliche Besoldung von wenigstens 2 Francs erhielten, ohne dafür zu arbeiten. Da diese Einrichtung die Lasten des Staats ins Unglaubliche vermehrte, so löste die im Mai zusammengetretene Nationalversammlung die Nationalwerkstätten auf, worüber unter den Arbeitern, welche in Folge des allgemeinen Stockens des Verkehrs zum Theil brotlos geworden waren, im Juni ein neuer gewaltiger Aufstand ausbrach. Dieselben erhoben nun die rothe Fahne und versuchten, die demokratische „rothe Republik“, bei welcher es auf eine Aenderung der ganzen rechtlichen Besitzverhältnisse, auf eine andere Theilung des Eigenthums abgesehen war, durch einen fürchterlichen grauenvollen Kampf zur Herrschaft zu bringen. „Als Sieger plündern wir, als Besiegte brennen wir!“ war das Losungswort eines Theils jener Insurgenten, welche durch den feigen Meuchelmord des zum Frieden ermahnenden Erzbischofs von Paris und durch abscheuliche Greuelthaten ihre Verworfenheit bekundeten. Da ernannte die Nationalversammlung den General Cavaignac, selbst Republikaner, aber zugleich einen entschiedenen Freund der Ordnung und einen Mann von eben so großer Energie als Talent, zum Haupt der Regierung mit dictatorischer Gewalt.

Derselbe unterdrückte den Aufstand, bestrafte die Anführer mit Deportation in die fernen Colonien und erklärte, um die Ordnung erst dauernd zu befestigen, Paris in den Belagerungszustand. Nun erst konnte die Nationalversammlung ihre Berathungen über die künftige Verfassung mit Ruhe fortsetzen.

In ganz Frankreich waren unter dem Einfluß der provisorischen Regierung, besonders durch Ledru-Rollin, die wüthendsten Republikaner zu den wichtigsten Stellen in der Verwaltung ernannt worden, und zugleich hatte die Regierung durch Aufrufe an das Landvolk die demokratische Gesinnung zu verbreiten gesucht. Jetzt wurden Männer, wie Ledru-Rollin aus der Regierung entfernt, und eben so suchte man in allen Theilen Frankreichs die Verwaltung von jenen eingedrungenen Mitgliedern der Umsturzpartei wieder zu säubern, was freilich sehr schwer und nur theilweise gelang.

Die Nationalversammlung hatte inzwischen die republikanische Verfassung für Frankreich festgestellt. An die Spitze der Republik sollte ein auf vier Jahre zu wählender Präsident gesetzt werden, und sehr gern hätte die Versammlung, so wie der gemäßigt-republikanisch gesinnte Theil des Landes dem General Cavaignac, welcher mit fester Hand die Zügel der Regierung in Händen hielt, die Fortdauer der Gewalt gesichert. Aber der Präsident mußte durch das Volk selbst in allgemeiner Abstimmung gewählt werden, und nun vereinigten sich die meisten Stimmen auf einen Mann, welchem bis dahin seine Herkunft mehr, als seine persönlichen Eigenschaften die allgemeine Aufmerksamkeit zugewandt hatte. Der Prinz Ludwig Napoleon war in Folge der Revolution nach Frankreich zurückgekehrt und hatte einen Sitz in der Nationalversammlung erhalten; seine erste Erscheinung machte keinen besonders günstigen Eindruck; man hielt ihn im allgemeinen für unbedeutend, wozu auch die Erinnerung an seine leichtsinnigen Unternehmen von Straßburg und Boulogne beitrug. Als es aber zur Präsidentenwahl kam, richteten diejenigen, welchen die Republik zuwider war, und welche von Cavaignacs Begeisterung für dieselbe und von seiner Klugheit eine Befestigung der republikanischen Einrichtungen fürchteten, ihren Blick auf den Prinzen Napoleon. Die Legitimisten und Orleanisten hielten sich nicht für mächtig genug, einem ihrer eigenen Führer die Mehrheit der Stimmen zu verschaffen; aber die Wahl des Prinzen Napoleon hofften sie durchsetzen zu können, weil der Name des Kaisers beim Landvolk noch immer sehr populär war, und nach

einer solchen Wahl hofften sie später den Uebergang zum Königthum leichter finden zu können. Den Prinzen Ludwig Napoleon selbst hielten sie für zu unbedeutend, als daß er ihnen später im Wege sein könnte. So wurde denn auf alle Weise für diesen Candidaten agitirt, und wirklich gelang es, ihn mit einer Stimmenzahl von sechs Millionen gegen Cavaignac wählen zu lassen, welcher mit musterhafter Selbstverleugnung und Bescheidenheit sofort in den Privatstand zurücktrat und dem neugewählten Präsidenten die Regierung überließ, welche derselbe mit nicht geahnter Klugheit zu seiner weitern Erhebung zu benutzen wußte.

137. Die Märzrevolutionen in Deutschland und ihre nächsten Folgen.

Wie die Julirevolution auf alle Länder Europas eine mehr oder weniger große Einwirkung ausgeübt hatte, so mußte noch viel mehr die französische Februarrevolution bei der überall vorhandenen Gährung der Gemüther einen starken Wiederhall finden.

Gleich nach dem Siege der Radicalen in Paris erhoben sich ihre Gesinnungsgenossen am Rhein, besonders in Baden, um die Regierungen unter dem überwältigenden Eindruck jener Kunde zu freisinnigen Zugeständnissen zu zwingen. Freie Presse, Schwurgerichte, Bürgerwehr u. s. w. waren überall die nächsten Forderungen, deren Bewilligung auch fast überall erreicht wurde; außerdem aber war das Bestreben der Liberalen vorzugsweise auf eine Umgestaltung des deutschen Bundes gerichtet, und es wurde zuerst in Baden die Errichtung einer Volksvertretung beim deutschen Bundestag als eine unabweisliche Reform beantragt und die Regierung verpflichtet, sich bei dem Bundestag dafür auszusprechen. Andere Kammern folgten diesem Beispiel und der Bundestag gab dem allgemeinen Drängen nach, indem er zunächst Vertrauensmänner berief, welche an der Berathung über eine neue Bundesverfassung Theil nehmen sollten. Die weitere Entwickelung der Ereignisse wurde aber vorzüglich durch den Umschwung der Dinge in Oestreich und Preußen bestimmt.

Gegen alle Erwartung war Oestreich der erste Staat, in welchem die Revolution einen vollständigen Sieg davon zu tragen schien. Man hatte das Metternichsche System, welches keine Regung freiern Volkslebens aufkommen ließ, für so fest begründet gehalten, daß die plötzliche Umwandlung der Dinge, welche dort

eintrat, alle Welt überraschte. Den ersten Anstoß dazu gaben die Ungern, welche eine selbständige Regierung unter dem Erzherzog Palatin, Befreiung von der Theilnahme an der östreichischen Staatsschuld und von dem Kriegsdienst außerhalb Ungarn u. s. w. verlangten; ihnen folgten die Böhmen mit ähnlichen Forderungen, und ermuthigt durch diese Vorgänge wagten endlich einige Volksführer in Wien selbst an einen Aufstand zu denken. Die Schwierigkeiten der Finanzverhältnisse, das Sinken des Papiergeldes, das Stocken der Gewerbthätigkeit und die hierdurch entstehende Brotlosigkeit vieler Arbeiter kamen ihnen zu Hülfe, und so gelang es, in wenigen Tagen eine in Wien nicht gekannte Gährung hervorzubringen. Die Jugend der Universität (die Aula) übernahm größtentheils die Leitung der Bewegung, welche am 12. März eine bedenkliche Höhe erreichte. Die Universität sandte eine Deputation mit verschiedenen Wünschen an den Kaiser; besonders wurde Metternichs Entlassung gefordert. Am folgenden Tage schaarten sich die Volksmassen um das Haus, wo sich die östreichischen Stände versammelten. Redner sprachen von einem Brunnen herab und schon machte sich die Aufregung in Gewaltthätigkeiten Luft. Es rückte Militär an und gab nach einigem Zögern Feuer; da zerstob das Volk, aber nur um zur Rache für das vergossene Blut aufzurufen. Das Zeughaus wurde angegriffen; Tausende zogen nach dem kaiserlichen Schloß, und in dem hereinbrechenden Abenddunkel erschallte ein grauenhaftes Getöse um die Hofburg. Eine Deputation der Bürger verlangte Zutritt zum Monarchen; bis endlich Fürst Metternich seinen Rücktritt erklärte. Auf diese Nachricht entstand Jubel unter dem Volk, die Stadt wurde illuminirt; aber die Scenen des Aufruhrs wurden in den Vorstädten zum Theil fortgesetzt, Fabriken wurden geplündert, Zollhäuser niedergerissen und auf Metternichs Landhaus insbesondere richtete sich die wilde Zerstörungswuth der Menge. Der alte Staatsmann entzog sich der öffentlichen Ungunst durch die Flucht nach England, von wo er erst im Jahre 1851 zurückkehrte.

In Folge der Ereignisse des 13. März wurde eine allgemeine Volksbewaffnung beschlossen und durchgeführt, und die rohesten Excesse legten bald Zeugniß von der eingetretenen Pöbelherrschaft ab. Preßfreiheit, freies Versammlungsrecht und alle sonstigen Freiheiten wurden rückhaltslos zugestanden, und das Volk, welches bis dahin in der strengsten Bevormundung gehalten worden war, machte von jenen Freiheiten den zügellosesten, verderblichsten Ge-

brauch. In der Presse und in Versammlungen wurden die aufreizendsten revolutionären und demokratischen Lehren verkündigt, und die Studenten mit der in der Eile gebildeten Bürgerwehr vermochten die heraufbeschworene Fluth nicht zu beherrschen. Lange Zeit hindurch gab die östreichische Hauptstadt das Bild der vollkommensten Gesetzlosigkeit. Der neugebildete Ministerrath wollte den zu berufenden Ständen des Reichs eine neue Verfassung zur Berathung vorlegen, aber die Demagogen wollten von den alten Ständen nichts wissen und erregten am 15. Mai einen neuen Aufstand, in Folge dessen die Einberufung eines constituirenden Reichstags (ohne Scheidung der Stände in besondern Kammern) zugestanden wurde. Der Kaiser begab sich jedoch nach diesen Vorgängen heimlich nach Innsbruck, wodurch ein Theil der Wiener Bevölkerung, noch größere Umwälzungen befürchtend, in große Bestürzung versetzt wurde. Man suchte nun dem Fortgang der Revolution Einhalt zu thun und wollte die Studentenlegion, welche alles beherrschte, auflösen, wozu die Aula mit Militär umgeben wurde. Darüber entstand ein nochmaliger Aufstand (26. Mai). Tag und Nacht wurden die Straßen mit Barricaden abgesperrt, bis man sich dahin einigte, einen aus Nationalgarde, Bürgern und Studenten bestehenden Sicherheitsausschuß zu errichten. Am 22. Juli wurde die Nationalversammlung feierlich eröffnet, auf deren wiederholte Bitten der Kaiser am 12. August nach Wien zurückkehrte und unter dem Jubel des Volks seinen Einzug hielt.

Aber nicht bloß in der Hauptstadt hatte die östreichische Regierung mit der Revolution zu kämpfen; ihr schienen viel größere Gefahren in dem vorbereiteten Abfall der Nationen zu drohen, welche außerhalb Deutschlands unter dem kaiserlichen Scepter vereinigt waren. Während die Italiener und bald auch die Ungern sich zu einem Kampf für ihre nationale Unabhängigkeit erhoben, versuchten auch die Slaven gleichen Vortheil aus der Bedrängniß des Kaiserhauses zu ziehen. Schon in den vorhergegangenen Jahren hatte man unter allen Völkern slavischen Stamms die Sehnsucht nach einer gemeinsamen Erhebung genährt, und jetzt trat in Prag ein Slavencongreß aus Böhmen (Czechen), Polen, Kroaten, Slowaken, Serben u. a. zusammen, und in Folge der hier erhaltenen Anregung erhoben sich die Czechen in Böhmen, um durch einen Handstreich die Herrschaft an sich zu reißen. Aber der kaiserliche Befehlshaber, Fürst Windischgrätz, dessen Gemahlin von den

Aufrührern ermordet worden, rächte sich und seinen kaiserlichen Herrn durch die kräftigste Züchtigung der Empörung; er beschoß die Stadt Prag, erklärte den Kriegszustand in derselben und verfuhr mit der größten Energie und Strenge gegen die Führer des Aufruhrs. Bald zeigte Oestreich auch in andern Theilen seiner Herrschaft, daß diejenigen sich geirrt, welche seine Regierung für zu ohnmächtig gehalten hatten, um dem Zerfall der Monarchie mit Nachdruck zu begegnen.

In Preußen hatte die Nachricht von der Pariser Revolution zwar gleichfalls eine große Erregung zur Folge gehabt, und in allen Theilen des Landes waren die Hoffnungen und Forderungen in Bezug auf eine weitere Entwickelung der bereits angebahnten freien Einrichtungen sehr gestiegen; in den bedeutendsten Städten der Monarchie wurden Forderungen aufgestellt, welche alle früheren Wünsche weit überstiegen. Besonders in der Rheinprovinz und in Westphalen wuchs die Aufregung von Tage zu Tage. Berlin war aufs gewaltigste von der Bewegung ergriffen; am 14. März überreichte der Magistrat der Hauptstadt dem Könige in einer Adresse die Wünsche des Volkes. Während aber die Regierung dem Vertrauen sich hingab, daß es möglich sein werde, den Ereignissen einen friedlichen Verlauf zu geben, und während sie sich darauf beschränkte, den vereinigten Landtag zum 27. April einzuberufen, wurde die allgemeine Aufregung in den großen Städten durch den unverhofften Gang der Wiener Ereignisse erhöht, und nun drang man mit aller Kraft in die Regierung, um ihr neue Zugeständnisse in Bezug auf die Preßfreiheit, Geschworenengerichte u. s. w. zu entreißen und besonders um Preußens Mitwirkung zur Erfüllung der nationalen Wünsche auf Umgestaltung des deutschen Bundes zu erreichen. In der Hauptstadt selbst entstanden Unruhen, in allen öffentlichen Localen wurden die politischen Fragen mit der größten Freiheit und Rückhaltslosigkeit besprochen, auf dem Platz vor den sogenannten „Zelten" im Thiergarten sprachen geschickte Demagogen täglich zu Tausenden versammelter Bürger, und schon waren in den Straßen Berlins einzelne blutige Conflicte zwischen Bürgern und Militär vorgekommen. Aus allen Theilen der Monarchie entsandten die liberalen Stadtverordneten und andere Versammlungen zahlreiche Deputationen, welche zum Theil mit Ungestüm die überall vorgebrachten „Forderungen" dem König vortragen sollten; aber Friedrich Wilhelm IV. widerstrebte es, sich solche Zugeständnisse abdringen zu lassen, und so zögerte er bis

zum 18. März mit der Bewilligung der Freiheiten, welche fast in ganz Deutschland von den Fürsten bereits hatten gewährt werden müssen. Am Tage vorher war eine Deputation aus Köln in Berlin angekommen, welche bestimmte Zusicherungen verlangte; nun erschien am 18. März Vormittags ein Patent, in welchem der König die Wünsche des preußischen Volks zu befriedigen und zugleich eine gründliche Umgestaltung der Verfassung und öffentlichen Verhältnisse des deutschen Bundes durch Verständigung mit den übrigen deutschen Regierungen herbeizuführen verhieß. Dieses Patent rief einen allgemeinen Jubel in der Bevölkerung Berlins hervor und jedermann hielt nun alle Gefahr für beseitigt. Es war Mittag; alles eilte nach dem königlichen Schlosse, und eine dichtgedrängte Menge versammelte sich auf dem Platze vor demselben. Alle Fenster ringsum waren dicht mit Menschen besetzt. Der König erschien auf dem Balcon des Schlosses, lautlose Stille empfing ihn; er verkündete nochmals dem Volke seine bereits bekannten Beschlüsse, und ein brausender Beifallssturm folgte auf seine Worte. Kaum aber hatte sich der Fürst wieder entfernt, da sollte sich der Jubel plötzlich in Schrecken verwandeln. An dem einen Portal des Schlosses war das Gedränge besonders auffallend, und während die Volksmassen im allgemeinen nur dem König zujauchzten, ließ sich dort immer von neuem der Ruf nach Entfernung des Militärs vernehmen. Als die Haltung jener Gruppen bedrohlicher zu werden schien, rückte eine Compagnie Infanterie aus dem Schloßhof an das Portal. Die Volkshaufen drängten sich um dieselbe herum, und plötzlich fielen zwei Schüsse, von denen noch heute nicht festgestellt ist, woher sie kamen. Dieselben dienten aber offenbar den Zwecken der Aufwiegler; denn während die versammelten Menschenmassen erschreckt auseinander stoben, stürzten jene durch die Straßen der Hauptstadt mit dem Ruf: „Verrath, man mordet uns, zu den Waffen!“ ganz wie es am 23. Februar in Paris geschehen war. Das Volk, welches den Zusammenhang der Dinge nicht kannte, und sich wirklich verrathen glaubte, ließ sich zum erbitterten Widerstand hinreißen und mit unglaublicher Schnelligkeit wurden in allen Theilen der Stadt Barricaden errichtet. So entbrannte einer der fürchterlichsten Straßenkämpfe, welche in jenen unglückseligen Jahren überhaupt stattgefunden. Die Truppen waren aus allen Kasernen ausgerückt und hatten das Schloß zum Mittelpunkt ihrer Operationen gemacht. In der Nähe desselben war der Kampf am heftigsten. Ein großer Theil der Barricaden

wurde von den Truppen, zum Theil mit Kartätschenfeuer genommen, aber neue Barricaden wurden aufgerichtet und mit jeder Stunde des Kampfes stieg die Erbitterung der Bürger. Die ganze Nacht hindurch währte das blutige Gemenge, beim hereinbrechenden Morgen waren die Truppen an allen Stellen Sieger, aber man glaubte sie ermattet und sah einer Wiedereröffnung des Kampfes von Seiten des Volks entgegen. Der König, umgeben von seiner Familie, hatte mit Schmerz dem Toben des Bürgerkriegs zugehört, und erließ am Morgen eine Aufforderung an die Berliner, die Waffen niederzulegen, aber vergebens. Nun bestürmten ihn Deputationen der Bürger, das Militär zurückzuziehen, und verbürgten sich unter dieser Bedingung für die Wiederherstellung der Ruhe. Endlich gab der Monarch nach, entließ das Militär in die Kasernen, willigte in die Berufung eines neuen liberalen Ministeriums und in die Bildung einer Bürgerwehr, welcher der Schutz der Ruhe in der Hauptstadt anvertraut werden sollte. Statt bloß in die Kasernen zu ziehen, entfernte sich das Militär in Folge eines noch nicht aufgeklärten Mißverständnisses ganz aus der Stadt, und auch einige Bataillone, welche zum Schutz des Schlosses hatten zurückbleiben sollen, waren irrthümlicherweise mit entlassen worden, so daß sich der König ganz dem Volke überlassen sah. Bald mußte er einen fürchterlichen Auftritt erleben: die radicalen Volksführer, welche jetzt ganz frei schalten konnten, legten die entstellten Leichen der gefallenen Barricadenkämpfer auf einen Wagen, fuhren damit durch den Schloßhof und nöthigten nichtswürdigerweise den König, aus seinen Gemächern herauszutreten und vor den Leichen das Haupt zu entblößen. Der Prinz von Preußen, welcher als der entschiedenste Vertreter der militärischen Macht den Wühlern besonders verhaßt war, mußte sich der Volkswuth entziehen und begab sich auf Befehl des Königs nach London. Mit Mühe wurde sein Palast, welchen die rohen Haufen in Brand stecken wollten, dadurch gerettet, daß man denselben zum „Nationaleigenthum" erklärte. Einige Tage hindurch herrschte in Berlin die rohe Volksgewalt. Die von dem König begnadigten Polen, welche noch von dem Posener Aufstande her im Gefängniß saßen, Mieroslawski an der Spitze, wurden im Triumph durch die Stadt gefahren; den gefallenen Barricadenkämpfern aber bereitete man ein feierliches Leichenbegängniß, an welchem alle Corporationen sich betheiligten und wobei die heftigsten demagogischen Reden gehalten wurden.

Um der verderblichen Volksbewegung wo möglich eine vor-

theilhaftere Wendung zu geben, beschloß der König, sich an die deutschen Sympathien seines Volkes zu wenden. Schon früher hatte er persönlich eine warme Begeisterung für Deutschlands Einheit gepflegt; um so mehr glaubte er jetzt in solchem Sinne an die deutsche Nation appelliren zu können. In einer Proclamation vom 21. März verkündete er, daß er sich zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesammtvaterlandes gestellt habe und als constitutioneller König Führer der freien, wiedergeborenen deutschen Nation sein wolle, und Tags darauf hielt er, mit den deutschen dreifarbigen Fahnen umgeben, einen feierlichen Umzug, um nochmals dieselbe Absicht zu verkündigen. In Berlin wurde damit zwar ein augenblicklicher Halt in der wilden Aufregung erreicht, dagegen fand des Königs Anerbieten im übrigen Deutschland keinen günstigen Boden mehr. Während noch vor wenigen Wochen die Führer der Liberalen dem König gleiche Vorschläge gemacht hatten, war jetzt das deutsche Volk durch radicale Wühler schon zu ganz andern Hoffnungen aufgeregt, und überdies hatte die Kunde von dem Berliner Straßenkampf dem König vollends die Zuneigung der Süddeutschen entzogen.

Inzwischen hatte die Aufregung sich allen Provinzen des preußischen Staats mitgetheilt, und von allen Seiten wurde der König durch Deputationen um noch weitere Zugeständnisse bestürmt. Durch einen Erlaß vom 22. März verhieß er die Berufung einer constituirenden Nationalversammlung, welche eine Verfassung auf „breitester Grundlage" für Preußen feststellen sollte. Vorher trat der Vereinigte Landtag im April noch zu einer zweiten Sitzung zusammen, beschränkte aber seine Aufgabe darauf, durch Erlaß eines Wahlgesetzes mit unbeschränkten Urwahlen der Nationalversammlung die Wege zu bahnen. Aber nun bemächtigten sich vielfach unreife, selbstsüchtig nach Gewalt strebende Menschen des Einflusses auf die Volksversammlungen; die ruhigeren, besonnenen Bürger ließen sich einschüchtern und zogen sich zurück. So herrschte lange Zeit hindurch in Berlin, wie in den größeren Provinzialstädten, die größte Zügellosigkeit der aufgereizten Volksmassen. Das Stocken der Gewerbthätigkeit vermehrte die arbeitslosen Kräfte, welche sich als willige Werkzeuge jener Führer gebrauchen ließen; zugleich versuchte man nicht ohne Glück in einzelnen Provinzen die Bauern durch blendende Verheißungen gegen die Gutsherren aufzuwiegeln, und so schienen alle Verhältnisse einer gänzlichen Auflösung entgegen zu gehen.

Diesen Zustand der Ohnmacht der Regierung wollten die polnischen Bewohner der Provinz Posen benutzen, um ihre Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen, und die in Berlin befreiten Anführer eilten herbei, um den Aufruhr zu schüren. Ueberall wurden die Abzeichen der polnischen Nationalität aufgepflanzt, die königlichen Wappen zerstört, die Beamten verjagt und gegen die deutsche Bevölkerung blutige Excesse geübt. Da rückte eine bedeutende Truppenmacht in das Großherzogthum, und nach einem mörderischen Kampfe, in welchem die Polen sich die entsetzlichsten Gräuelthaten gestatteten, wurden dieselben von den tapfern preußischen Truppen wieder unterworfen.

Gleichzeitig hatten die preußischen Truppen an einer andern Seite schon einen Kampf im Namen Deutschlands zu führen begonnen, nämlich zu Gunsten der Herzogthümer Schleswig und Holstein gegen die Dänen. König Christian VIII. war am Anfang des Jahres 1848 gestorben; sein Sohn und Nachfolger Friedrich VII. wurde durch die dänischen Demokraten verleitet, die Selbständigkeit Schleswigs anzutasten, um das Herzogthum dem dänischen Gesammtstaat einzuverleiben. Dagegen erhoben sich die Herzogthümer und errichteten eine provisorische Landesregierung. Als die unbedeutende Armee derselben zuerst von den Dänen geschlagen und nach der Festung Rendsburg zurückgedrängt wurde, entstand in ganz Deutschland eine sympathische Bewegung für die dortigen deutschen Stammgenossen und überall bildeten sich Freischaaren, um ihnen zu Hülfe zu eilen. Der König von Preußen meinte seinen kurz vorher verkündigten hohen Beruf für Deutschland nicht besser bewähren zu können, als indem er sich zum Vorkämpfer in dieser deutschen Angelegenheit machte, und so ließ er eine Armee unter dem General Wrangel den Herzogthümern zu Hülfe marschiren, welche die dänische Armee bei Schleswig schlug, siegreich bis an die äußerste Grenze Jütlands vordrang und die Dänen auf ihre Inseln vertrieb. Leider konnte diesem ersten Siege der rechte Nachdruck nicht gegeben werden, weil Deutschland keine Kriegsflotte besaß. Zwar wurden für die Errichtung einer solchen die größten Anstrengungen gemacht, allein dies konnte den augenblicklichen Mangel nicht ersetzen, und die preußischen Ostseeprovinzen wurden daher von den Dänen hart beeinträchtigt. Hierdurch, so wie durch die Theilnahme, welche England, Rußland und andere Mächte der dänischen Sache widmeten, wurde Preußen in seinen weiteren Schritten gelähmt und fand sich zur Abschließung des

Waffenstillstandes von Malmöe veranlaßt, in welchem die erreichten Vortheile nicht nach dem Wunsche des deutschen Volks benutzt wurden.

Wie in Preußen waren auch in den anderen Einzelstaaten Deutschlands die alten Regierungen durchweg liberalen Ministerien gewichen; Preßfreiheit, demokratische Wahlgesetze, Bürgerwehr mit freier Wahl der Führer, Vereidigung des Heeres auf die Verfassung, Vereinsrecht u. s. w. waren überall zur Geltung gekommen. Der gleiche Drang der Volksbewegung wendete sich dem großen deutschen Vaterlande zu. Das seit der Befreiung Deutschlands von dem Joche Napoleons auferstandene und nicht mehr zu unterdrückende deutsche Nationalgefühl trat jetzt mit Macht hervor, und überall sprach sich das Verlangen nach einer starken Vereinigung der deutschen Stämme aus. Auch leidenschaftliche Stimmen ertönten, welche die Beseitigung der erblichen Monarchie und republikanische Staatsformen begehrten. Es wurde von Vertrauensmännern des Volkes und von Ständemitgliedern ein Vorparlament in Frankfurt gehalten, welches den Grundsatz der Volkssouveränetät aufstellte und die Zusammenberufung einer deutschen Nationalversammlung durch unbeschränkte Urwahlen beschloß, welche den Bundestag beseitigen und eine neue Reichsverfassung geben sollte; bis dahin ward zur Vertretung der Nation beim Bundestage ein Ausschuß von funfzig Volksmännern (in Frankfurt) errichtet. Aber mit den hiernach eröffneten Aussichten ließen sich die Häupter der radicalen Partei, besonders Hecker und Struve in Baden, nicht genügen; sie wollten eine gewaltsame Revolution und durch sie die Republik herbeiführen und riefen im badischen Oberlande das aufgeregte Volk zu revolutionären Freischaarenzügen auf. Die Bundesarmee war genöthigt, diese Schilderhebung mit Nachdruck zu bekämpfen, wobei der General Friedrich von Gagern im Gefecht von Kandern das Leben verlor.

Die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt wurde am 18. Mai eröffnet; dieselbe zählte eine Menge der ausgezeichnetsten Männer Deutschlands zu ihren Mitgliedern, und in den ersten Zeiten gelang es dem gemäßigteren Theile derselben, welcher an dem ernsten Heinrich von Gagern einen Führer voll Kraft und Autorität hatte, der Wiederherstellung einer sicheren Ordnung der Dinge in Deutschland wichtige Dienste zu leisten. Zu demselben Zweck und im Gegensatz zu den republikanischen Bestre-

bungen eines andern Theils der Versammlung erwählten die Gemäßigten auch einen Reichsverweser in der Person des volksthümlichen Erzherzogs Johann von Oestreich, welcher am 11. Juli seinen Einzug in Frankfurt hielt, aus den Händen des bisherigen Präsidenten des Bundestags die von diesem bis dahin ausgeübte Gewalt übernahm und ein verantwortliches Ministerium ernannte.

Die Nationalversammlung, in einem großen Theile ihrer Mitglieder von dem aufrichtigsten Willen für Deutschlands Wohl und von gemäßigten Gesinnungen erfüllt, ging nun an das große Werk der Verfassungsberathung und zwar sollten zuerst die Grundrechte der deutschen Nation festgestellt werden; aber bei der großen Verschiedenheit der Grundansichten und bei der sich immer vergrößernden Zersplitterung in kleine Parteien schritt das Werk nur sehr langsam fort, und nach und nach wurde die Theilnahme des deutschen Volks für die endlosen und unfruchtbaren Erörterungen des Parlaments sehr abgeschwächt. Je mehr später die einzelnen Regierungen, besonders die preußische, wieder an selbständiger Kraft gewannen, desto weniger waren sie geneigt, sich den Beschlüssen der Nationalversammlung unbedingt zu fügen, wodurch dieselbe vollends an innerm Halt und an Bedeutung verlor.

Einstweilen ruhte jedoch bei derselben in den Augen des deutschen Volks die höchste Entscheidung über die inneren und selbst über die äußeren Angelegenheiten Deutschlands, und als daher über den Abschluß des Waffenstillstandes zu Malmöe zwischen Preußen und Dänemark überall eine gewaltige Aufregung entstand, blickten die Volksführer auf Frankfurt mit der Hoffnung, daß die Nationalversammlung denselben nicht genehmigen würde. Als dennoch die Mehrheit der Versammlung sich nach einigem Schwanken für die Annahme des Waffenstillstands erklärte, da hielten die Revolutionsmänner den Augenblick für günstig, um die Leidenschaft des erregten Volks zu neuen gewaltsamen Thaten anzufachen. Auf der Pfingstweide bei Frankfurt wurde eine stürmische Versammlung gehalten und beschlossen, die Mehrheit des Parlaments als „Hochverräther“ zum Austritt zu zwingen. Als dies durch Militärmacht gehindert worden, brach am 18. September ein Aufstand und Barricadenkampf in Frankfurt los, welcher zwar unterdrückt wurde, bei welchem aber zwei muthige preußische Volksvertreter, Fürst Lichnowsky und General von Auerswald, auf die scheußlichste Weise ermordet wurden. Dieselben waren vor das

Thor geritten, wurden von Pöbelhaufen erkannt und verfolgt, und suchten Schutz in einem Gärtnerhäuschen; doch zog man sie hervor, um sie mit den ausgesuchtesten Martern zu Tode zu quälen. Die Kunde von dieser Gräuelthat trug in ganz Deutschland nicht wenig dazu bei, die Energie aller Wohldenkenden gegen die Pläne der Revolutionspartei zu stählen. Frankfurt wurde in Belagerungszustand erklärt und die kräftigsten Maßregeln zum Schutz der Versammlung getroffen. Seitdem wurde die Spaltung zwischen den Gemäßigten und den Radicalen in der Versammlung immer größer, und dieselbe zerfiel mehr und mehr in sich selbst.

Schon früher hatte die preußische Nationalversammlung einen kläglichen Verlauf genommen. In derselben waren von Anfang an weder so viel Männer von Talent, noch eine so ernste Gesinnung zu finden gewesen, wie in Frankfurt; sie hatte sich von vornherein auf den Standpunkt der Revolution gestellt, indem sie eine Anerkennung derselben beantragte und dadurch das liberale Märzministerium (Camphausen-Hansemann) zum Rücktritt nöthigte. Das nachfolgende Ministerium Auerswald vermochte bei allem guten Willen eben so wenig, den wilden revolutionären Geist der Versammlung zu zügeln, welche vielmehr den Maßregeln, die von der Regierung zur allmähligen Wiederherstellung der Ordnung getroffen wurden, bei jeder Gelegenheit feindlich entgegentrat. Die Pöbelherrschaft machte in der preußischen Hauptstadt immer weitere Fortschritte, wiederholt waren selbst Abgeordnete beleidigt und gemißhandelt worden und am 14. Juni kam es zu dem schmählichen Zeughaussturm, bei welchem freche Pöbelhaufen nicht blos Waffen, sondern auch vaterländische Siegeserinnerungen stahlen. Nichtsdestoweniger nahm die Nationalversammlung, welche selbst unter dem drohenden Einflusse dieses „souveränen Straßvolks“ stand, dasselbe jeder Zeit gegen die sogenannten Ausschreitungen der Regierung in Schutz.

Als bei einem Straßenauflauf in der Festung Schweidnitz Seitens des Militärs kräftig eingeschritten worden war, verlangte die Nationalversammlung von der Regierung, die Offiziere der ganzen Armee vor reactionärem Verhalten zu warnen. Da trat das Ministerium Auerswald zurück und an seine Stelle kam ein Ministerium Pfuel, welches jedoch dem Fortgang des revolutionären Uebermuths nicht, wie man gehofft hatte, Schranken entgegensetzte. Die Versammlung aber ging bei allen ihren Berathungen immer mehr darauf aus, die Grundpfeiler der bisherigen

Ordnung in Preußen zu erschüttern, und in gleichem Verhältniß steigerte sich die Frechheit des Berliner Pöbels. Als endlich bei einer Berathung über die Wiener Vorgänge die Nationalversammlung von wüthenden Volkshaufen umstellt wurde, welche den gemäßigten Abgeordneten mit Messern und Stricken drohten, und als dennoch die radicale Mehrheit der Versammlung den angebotenen Schutz ablehnte, da entschloß sich der König, dem frevelhaften Treiben mit einem Male ein Ende zu machen. Am 9. November wurde das Ministerium der rettenden That ernannt, an dessen Spitze der Graf Brandenburg und der Minister von Manteuffel standen. Dieselben verlegten die Sitzungen der Nationalversammlung, um sie dem Einfluß des Straßenpöbels zu entziehen, von Berlin nach Brandenburg, und hielten diesen Beschluß gegen alle Proteste der Abgeordneten aufrecht. Da diese ihre Sitzungen dessenungeachtet in Berlin fortzusetzen versuchten, erhielt der General Wrangel den Befehl, mit großer Truppenmacht in Berlin einzurücken; es wurde der Belagerungszustand erklärt und die unbefugten Sitzungen der Abgeordneten mit Waffengewalt aufgehoben. Dieselben faßten zuletzt den Beschluß, das Volk von der Zahlung der Steuern gegen die Regierung zu entbinden, und ließen durch Emissäre in den Provinzen dafür wirken; aber das Volk, welches richtig fühlte, daß durch eine solche Steuerverweigerung das ganze Staatsleben in's Stocken gerathen mußte, schaarte sich gerade um desto fester um die Regierung. Bald zeigte sich, daß die meisten nur darauf gewartet hatten, daß der König selbst mit dem Beispiel der Entschlossenheit voranginge, um der herrschenden Gesetzlosigkeit ein Ende zu machen. Ueberall erfolgte eine freudige Erhebung für die Krone und für das muthvolle Ministerium. Dieses löste endlich die Nationalversammlung, welche sich in Brandenburg nicht zahlreich genug einfand, auf und veröffentlichte dagegen eine vom König octroyirte Verfassung (vom 5. December 1848), welche die meisten Freiheiten in eben solcher Ausdehnung gewährte, wie sie die Nationalversammlung beantragt hatte, aber mit der ausgesprochenen Hoffnung, daß die künftigen Kammern alles darin mildern würden, was mit der Kraft des Königthums nicht verträglich wäre. Die öffentliche Meinung nahm diese Verfassung eben so wie das kräftige Einschreiten der Regierung sehr günstig auf, und man gab sich überall den besten Hoffnungen für eine weitere erfreuliche Entwickelung der Dinge hin.

In Oestreich war der Verlauf der innern Bewegung nicht

weniger stürmisch gewesen als in Preußen, und das Bild, welches die im Juli zusammengetretene Reichsversammlung darbot, war insofern ein noch verworreneres als das der preußischen Nationalversammlung, weil in jener die verschiedensten Volksstämme untereinander gemischt waren, und eine Menge Abgeordnete die deutsche Sprache gar nicht verstanden, in welcher sie über die künftige Reichsverfassung mitberathen sollten. Es versteht sich, daß dabei an geordnete Verhandlungen nicht zu denken war; noch dazu fand der Reichstag unter noch ungünstigeren Verhältnissen statt, als in Preußen. Abgesehen von dem Aufstande, welcher in Oestreichs Hauptstadt immer von neuem tobte, war in den italienischen Besitzungen der Krieg heftig entbrannt; Böhmen und Ungarn drohten sich von Oestreich loszureißen, und die Finanznoth des Staats war auf den höchsten Punkt gestiegen. In kurzer Zeit boten die Verhandlungen des Reichstages ein Bild der allgemeinen Verwirrung und Rathlosigkeit; die demokratischen Leidenschaften, welche die unteren Volksclassen aufregten, machten sich auch in der Versammlung geltend und die maßlosesten Anträge wurden an die Regierung gestellt. Unterdeß hatte das anarchische Treiben in W i e n immer zugenommen. Je mehr die Arbeiter verarmten, desto williger liehen sie den Aufwieglern ihr Ohr. Durch Volksversammlungen, Flugblätter und Maueranschläge wurden sie täglich zu neuer Unzufriedenheit aufgereizt, und keine der sogenannten Sicherheitsbehörden, noch auch die neugeschaffene Nationalgarde hatte Kraft und Entschlossenheit, dem wilden Treiben entgegen zu treten. Nach und nach konnten denn die entfesselten Pöbelhaufen sich geradezu die Herrschaft über die Behörden anmaßen. Sie erzwangen die Zutheilung öffentlicher Arbeit für einen von ihnen selbst bestimmten Lohn, und als man diesen wegen der allgemeinen Geldbedrängniß herabsetzen wollte, entstand ein blutiger Aufruhr (23. August), welchen die Bürger mit Mühe zu dämpfen vermochten, und welcher sich wenige Wochen darauf wiederholte. Die gefährlichste Erhebung aber sollte erst in Folge der ungarischen Ereignisse eintreten.

Der Banus J e l l a c h i c h von Kroatien hatte sich schon seit längerer Zeit dem Gehorsam gegen das ungarische Ministerium, welchem er untergeordnet war, entzogen und wurde von den Magyaren bekriegt, von der östreichischen Regierung aber insgeheim unterstützt. Die Magyaren wandten sich deshalb an den Reichstag, ihre Deputation aber wurde abgewiesen. Durch aufgefangene Briefe überzeugten sich die Ungern, daß der Kriegsminister L a t o u r mit dem

Banus im Einverständniß war, und die Wuth des ungarischen Volks stieg nun so hoch, daß der kaiserliche General Lamberg, welcher zur Vermittelung nach Ungarn geschickt war, auf der Brücke von Buda-Pesth vom Pöbel ermordet wurde. Als hierauf die östreichische Regierung den Krieg gegen die Ungern ankündigte und ein Theil der Wiener Besatzung nach Ungarn ausrücken sollte, widersetzte sich die Wiener Bevölkerung diesem Ausmarsch und es kam darüber zu dem fürchterlichsten Aufstande (6. October). Die akademische Legion und die Schüler der polytechnischen Schule führten die Empörung wieder an. In kurzem war die ganze Stadt mit Barricaden bedeckt; das Militär ließ sich zum Theil zum Abfall verführen. Am heftigsten tobte der Kampf um das Gebäude des Kriegsministeriums, und nachdem dasselbe erstürmt war, stürzte ein wüthender Volkshaufen hinein, um den Kriegsminister Latour zu suchen. Als man ihn endlich in einem Versteck gefunden, wurde er unter den gräßlichsten Mißhandlungen herabgeschleppt, grausam erschlagen, und zuletzt der scheußlich entstellte Leichnam an einem Laternenpfahl aufgehängt. Dann wurde das Zeughaus nach heftigem blutigen Kampfe erstürmt und die Waffenvorräthe geplündert. Die Truppen hatten sich inzwischen vor die Stadt zurückgezogen; der Kaiser floh aus dem Schlosse Schönbrunn und begab sich nach Olmütz. Eben so flohen die Wohlhabenden in großer Anzahl aus der Hauptstadt, welche das Bild der entsetzlichsten Kriegsverwirrung darbot. Die Zugänge der Stadt und der wichtigsten Stadttheile wurden verschanzt und verbarricadirt, um den heranziehenden Heeresmassen Trotz bieten zu können. Zwar versuchte der gebildete Sicherheitsausschuß den Kaiser zur Rückkehr zu bewegen, und forderte die Völker Oestreichs zum Festhalten an der Achtung vor dem Gesetze und an der constitutionellen Monarchie auf; aber der Hof gab auf solche Worte nichts mehr, sondern ließ zu den Truppen, welche bereits vor Wien lagen, noch den Banus Jellachich mit seinen Kroaten und Grenzern und den Fürsten Windischgrätz aus Böhmen gegen die Hauptstadt heranrücken. Als jeder Versuch der Volksführer, die Regierung zur Nachgiebigkeit zu bewegen, scheiterte, gewann in Wien die wildeste Revolutionspartei die Oberhand. Der Mittelpunkt der Bewegung war in der Aula, die Nationalgarde kam unter die radicalsten Führer, Freischaaren strömten von allen Seiten herbei, die ganze Stadt wurde in ein Feldlager verwandelt und die städtischen Behörden mußten für die Verpflegung der revolutionären Haufen sorgen. Dieselben waren besonders durch die

Hoffnung ermuthigt, daß die Ungern ihnen mit einer beträchtlichen Armee zu Hülfe kommen sollten. Dem Fürsten Windischgrätz aber war zur Züchtigung der Hauptstadt unbegrenzte Vollmacht vom Kaiser ertheilt und er rückte mit großen Truppenmassen herbei. Er versuchte, durch eine Proclamation die Besonnenen der Wiener Bevölkerung zum Gehorsam zurückzuführen; aber diese hatten keine freie Wahl, sie wurden von den wildesten Revolutionsmännern unbedingt beherrscht, und es blieb ihnen selbst kaum eine andere Rettung, als die Flucht übrig. Noch einmal vor Beginn des Kampfes forderte Windischgrätz zur Unterwerfung auf, indem er den Wienern sagte: „Eure Stadt ist befleckt durch Gräuelthaten, welche die Brust eines jeden Ehrenmannes mit Entsetzen erfüllen. Sie ist noch in diesem Augenblick in den Händen einer kleinen, aber verwegenen, vor keiner Schandthat zurückschaudernden Faction. Euer Leben, euer Eigenthum ist preisgegeben der Willkür einer Handvoll Verbrecher. Ermannt euch, folgt dem Rufe der Pflicht und der Vernunft!" — aber die Häupter der Empörung übten eine solche Schreckensherrschaft, daß an keine Unterwerfung gedacht werden konnte. So entbrannte denn der fürchterliche Kampf, welcher acht Tage lang mit der größten Erbitterung geführt wurde. Die Brandmauern der Häuser wurden durchgeschlagen, um hinter die Barricaden zu kommen, und das schwere Geschütz arbeitete gegen die Befestigungen und die von den Empörern besetzten Gebäude. Schon sollte am 30. Oktober die Stadt auf Gnade und Ungnade übergeben werden, und die Abführung der Waffen hatte bereits begonnen, da hieß es plötzlich, daß die Ungern kommen, und nun erneuerten die verzweifelten Rotten von Freischaaren auf allen Seiten den Kampf, welcher mit verdoppelter Erbitterung geführt wurde. Die Ungern hatten in der That Hülfe schicken wollen, aber ihre ungeordneten Haufen wurden von Jellachich vernichtet. Der fernere Widerstand der Empörer wurde nun bald überwunden, und die kaiserlichen Truppen rückten in die Stadt, aus welcher die Führer des Aufruhrs sich schleunigst flüchteten, und welche das Bild des fürchterlichsten Schreckens darbot. Nun wurde der Belagerungszustand erklärt und die längste Zeit hindurch mit unerbittlicher Strenge Standrecht über die Theilnehmer des Aufruhrs gehalten. Unter ihnen wurde auch Robert Blum, einer der begabtesten und einflußreichsten Häupter der demokratischen Partei im Frankfurter Parlament, trotz seiner Berufung auf seine Eigenschaft als Volksvertreter, erschossen. Die demokratische Partei in

ganz Deutschland gerieth darüber in große Aufregung und widmete seinem Andenken überall Gedächtnißfeiern.

Schon während der Unruhen in Wien war der östreichische Reichstag von dort nach Kremsier bei Olmütz verlegt worden. Das neu ernannte Ministerium des Fürsten Schwarzenberg legte ein Programm vor, nach welchem die verheißenen Freiheiten nicht geschmälert werden sollten. Am 2. December legte zu allgemeiner Ueberraschung der Kaiser Ferdinand die Regierung nieder; er ist 1875 in Prag gestorben. Sein Bruder, der Erzherzog Franz Karl, entsagte dem Thron, welchen dessen Sohn, der junge Erzherzog Franz Joseph, bestieg. Die demokratische Partei im Reichstage, durch das kräftige Vorgehen der Regierung und durch weitere Befürchtungen gereizt, trat immer heftiger gegen das Ministerium auf und führte dadurch die Auflösung des Reichstages (am 7. März 1849) herbei. Der Kaiser octroyirte darauf, wie es in Preußen geschehen war, eine Verfassung und ein Gesetz über die Grundrechte, welche jedoch beide fürerst nicht zur Ausführung gekommen sind.

138. Die Revolution in Italien und Ungarn.

In Italien war der Boden für neue Revolutionen schon vor dem Jahre 1848 gelockert worden; es konnte daher um so weniger fehlen, daß die Februarrevolution dort den lautesten Wiederhall fand. Sicilien hatte sich, wie wir oben gesehen, schon vorher von Neapel losgerissen; in Neapel selbst entstand ein Aufstand der Bürger, aber der König unterdrückte denselben mit Hülfe der Truppen und besonders durch Aufreizung des niedrigen Volks (der Lazzaroni) gegen die Bürgerschaft. In Sicilien war inzwischen der Herzog von Genua (Sohn des Königs von Sardinien) zum König ausgerufen worden, und nachdem ein Waffenstillstand nicht zu einem bleibenden Frieden geführt hatte, wurde der Krieg mit erneuerter Erbitterung wieder aufgenommen. An der Spitze der Sicilianer, welche durch fremde Hülfstruppen verstärkt wurden, stand der Pole Mieroslawski; aber sie mußten der bessern Kriegszucht der Neapolitaner erliegen und sich dem bourbonischen Königshause wieder unterwerfen (Mai 1848).

Es ist bereits erwähnt worden, wie die Begeisterung für Pius IX. in dem Kirchenstaate und in ganz Italien kälteren Gefühlen Platz machte, als er, nach Erfüllung der ersten vorläufigen

Forderungen der Liberalen, sich nicht bereit finden ließ, ihre weiteren Ansprüche zu befriedigen. In Folge der französischen Revolution wurden die Hoffnungen der italienischen „Patrioten" nun von neuem gehoben, die Bewegung entglitt vollends der Leitung des Papstes und nahm bald einen durchaus revolutionären Charakter an. Pius hoffte durch die Gewährung einer ständischen Verfassung das Volk zu befriedigen, aber die Wogen der Aufregung gingen zu hoch, er konnte sie nicht mehr beschwichtigen. Auf den Rath des Grafen Rossi, welchen er zu seinem ersten constitutionellen Minister ernannt hatte, versuchte er nun durch größere Strenge seine Herrschaft wieder zu befestigen, da wurde Rossi bei Eröffnung der Kammern ermordet (November 1848) und ein vom Prinzen Canino (Bonaparte) geleiteter Aufstand zwang den Papst, den Demokraten Mamiani an die Spitze der Verwaltung zu stellen. Von jetzt an war es nicht mehr Pius oder seine Minister, welche regierten, sondern die Clubs und der in ihnen geschulte Pöbel hatten die Herrschaft in Händen. Pius war wie ein Gefangener in seinem Palast, welcher nach Entlassung der Schweizergarde von einer ohnmächtigen Bürgerwehr bewacht war. Er floh deshalb nach Gaëta. Die Radicalen benutzten seine Abwesenheit, um Rom zur Republik zu erklären, und zugleich wurde die Herstellung eines einigen Italiens mit einer demokratisch-republikanischen Staatsform ins Auge gefaßt. Eine provisorische Regierung leitete zunächst die neue Republik, welche jedoch bald von dem kühnen Freischaarenführer Garibaldi*) und dessen populärem Anhang beherrscht

*) Wir begegnen hier zum erstenmale einem Namen, welcher ein Decennium später eine so große Bedeutung für die Herstellung der Einheit Italiens gewonnen hat. Das Leben Joseph Garibaldi's ist eine Kette der sonderbarsten Abenteuer, welchen selbst der romantische Reiz nicht fehlt und ihn zum Helden des Romans machen würde, wenn er sich nicht zu einem Helden der Geschichte gemacht hätte, als welchen ihn auch seine Gegner anerkannt haben.

Garibaldi ward am 4. Juli 1808 in Nizza geboren und widmete sich zeitig den Bestrebungen, welche Italien in eine Republik verwandeln wollten. Das Mißlingen dieser Pläne nöthigte ihn zur Flucht nach Frankreich, von wo er 1836 nach Südamerika ging, wo er an verschiedenen Kämpfen dortiger Republiken theilnahm, überall durch Tapferkeit sich auszeichnend, und einige Zeit auch in Montevideo durch Handelsgeschäfte und als Lehrer seinen Unterhalt fand. Die Kunde vom Ausbruch der Februarrevolution rief ihn nach Europa zurück. Am 29. Juni landete er in Genua, bildete ein Freicorps und rückte mit demselben gegen Mailand vor und hatte die Kühnheit, selbst nach Abschluß des Waffenstillstandes zwischen Oestreich und Sardinien den Krieg auf eigene Faust fortsetzen zu wollen.

wurde, bis nach der Unterwerfung Oberitaliens unter Oestreich der volksthümliche Mazzini, das längst anerkannte Haupt des „jungen Italiens“, mit neuen Schaaren nach Rom kam und den demokratischen Enthusiasmus aufs höchste zu steigern wußte. Rom sollte als Bollwerk der italienischen Freiheit behauptet und von da aus ganz Italien wieder revolutionirt werden. Da vereinigten sich die europäischen Mächte zur Wiedereinsetzung des Papstes in seine verlorene Gewalt: Oestreicher, Neapolitaner und selbst ein Heer der französischen Republik unter dem Oberbefehl des Generals Oudinot rückten gegen Rom heran und letzterer schickte sich nach vergeblichen Unterhandlungen mit der republikanischen Regierung sofort an, die Stadt zu erstürmen. Ein erster Angriff mißlang und Oudinot zog sich ans Meer zurück, um Verstärkungen abzuwarten, während dessen Garibaldi die Neapolitaner aus dem Kirchenstaat zurückschlug. Bald aber rückte Oudinot mit seiner ganzen Expeditionsarmee zu einem neuen Sturm heran, und obwohl die Römer sich tapfer und geschickt vertheidigten, so wurde doch die Stadt genommen, und Garibaldi, Mazzini nebst ihren thätigsten Anhängern mußten die Flucht ergreifen (3. Juli 1849). Die

---

Aber sein Corps zerstreute sich bei dem Anrücken der Oestreicher und Garibaldi mußte, nur von wenigen Getreuen begleitet, fliehen.

Im November trat er im Toscanischen wieder auf und rief neue Freischaaren zusammen, welche er nach Rom führte. Siegreich focht er hier gegen Franzosen und Neapolitaner; als aber Rom gefallen war, entwich er mit seiner Schaar und unternahm kühne Streifzüge nach dem Toscanischen, auf welchen ihn sein heldenmüthiges Weib Anita Lozeta, welche er in Amerika geheirathet hatte und die ihm schon früher in seinen dortigen Feldzügen gegen Rosas eine treue Gefährtin gewesen war, begleitete. Am 31. Juli 1849 bei Monte Maggiore von den Oestreichern überfallen, rettete er sich in die Apenninen. Sein Versuch, auf vereinzelten Fahrzeugen durch das östreichische Blockadegeschwader nach Venedig zu entkommen, scheiterte; er begab sich, nachdem sein treues Weib zuvor in einer Bauernhütte am Meeresstrande den Strapazen erlegen war, von Ancona nach Genua. Der Aufenthalt in Tunis, wohin er auswandern wollte, wurde ihm verweigert; hierauf lebte er eine Zeitlang auf der kleinen Insel Maddalena an der Nordküste Sardiniens, dann nöthigte ihn die Regierung, sich nach Gibraltar zu begeben, und auch hier nicht aufgenommen, ging er nach Marokko. Endlich schiffte er sich wieder nach Nordamerika ein und lebte in den Vereinigten Staaten theils von dem Gewinn seiner Betheiligung an einer Kerzenfabrik, theils von Küstenschifffahrt. Später hielt er sich in Peru auf. 1854 kehrte er nach Europa zurück und lebte bis 1858 mit Landwirthschaft beschäftigt auf der kleinen Insel Caprera. Der Ausbruch des Krieges zwischen Oestreich und Sardinien führte ihn wieder auf den Waffenschauplatz zurück; er wurde zum sardinischen General und Anführer eines Freicorps ernannt.

Franzosen stellten nun in Rom die alte Ordnung her, und selbst die politischen Freiheiten, welche Pius früher gewährt hatte, wurden jetzt wieder aufgehoben. Der Papst selbst kehrte erst im April 1850 von Gaëta nach Rom zurück, und hat sein früheres Vertrauen zum Volke und seine erste Geneigtheit zu liberalen Reformen von da ab nicht mehr gezeigt. Die französische Besatzung blieb zu seinem Schutze in Rom.

Auch der Großherzog Leopold von Toscana, ein milder, freisinniger Fürst, hatte im Februar 1849 einer demokratischen Erhebung weichen müssen, wurde jedoch bald darauf (April) durch eine Gegenrevolution zurückgeführt. Die Herzoge von Modena und Parma, welche gleichfalls aus ihren Staaten vertrieben wurden, kehrten erst mit Hülfe der Oestreicher zurück, nachdem diese die revolutionäre Erhebung in Oberitalien unterdrückt hatten.

Dort, in Oberitalien, war es nämlich zu den bedeutendsten Ereignissen gekommen. Karl Albert von Sardinien hatte nach seiner Thronbesteigung die revolutionäre Bewegung zwar energisch unterdrückt, hatte sich aber der Vorherrschaft Oestreichs in Italien niemals zugeneigt. Er hatte, als ihm die Zeit gekommen schien, manche Verbesserungen in seinem Lande eingeführt und bereitete sich auf den Augenblick vor, wo er, wenn auch zunächst nur aus dynastischem Interesse, an die Spitze einer nationalen Bewegung würde treten können. Als nun in Mailand am 18. März 1848 der Aufstand ausbrach und die östreichische Besatzung unter Radetzky vertrieben wurde, überschritt Karl Albert mit seinem Heere die östreichische Grenze ohne Kriegserklärung und erklärte sich zum Befreier Italiens. Mit ihm verbanden sich einige tausend Mann italienische Freiwillige. Bald aber rückte der greise Marschall Radetzky mit gesammelter Truppenmacht heran, besiegte Karl Albert bei Custozza u. s. w. und eroberte Mailand wieder (6. August). Karl Albert erbat einen Waffenstillstand; aber von den Radicalen auf alle Weise geschmäht und von ihrer steigenden Gewalt mit fortgerissen, erneuerte er den Kampf mit einem großen sardinischen Heere, welches jedoch bei Novara von Radetzky vollständig geschlagen wurde (24. März 1849). Karl Albert entsagte nun dem Throne zu Gunsten seines Sohnes Victor Emanuel, floh aus Sardinien und starb bald darauf in Portugal. Sein Nachfolger schloß mit Radetzky einen Waffenstillstand und unterdrückte einen deshalb in Genua entstandenen Aufruhr. In Brescia wurde gleichfalls ein Aufstand

angeregt, aber vom östreichischen General Haynau mit grausamer Strenge überwältigt.

Zuletzt widerstand nur das feste Venedig unter der Anführung Manins noch den östreichischen Truppen und ergab sich erst am 25. August, als nach der allgemeinen Niederlage der Italiener jede Hoffnung auf Hülfe geschwunden war. Die alten Regierungen kehrten wieder zurück und leider auch zu ihrem alten Regierungssystem. Nur in Sardinien ward der Weg der Reform inne gehalten und der Gedanke an einen neuen erfolgreicheren Aufschwung Italiens bewahrt. Hierhin blickte die Hoffnung der italienischen Nation unter dem Druck und den Verfolgungen, welche die wieder eingesetzten Machthaber über die Unterworfenen verhängten. In der Lombardei gährte ein furchtbarer Haß, der 1852 einen von den in London wohnenden italienischen Flüchtlingen angestifteten Aufstand herbeiführte. Dieser Versuch einer abermaligen Erhebung scheiterte völlig, verursachte aber Mißhelligkeiten zwischen Oestreich und den Regierungen von Sardinien und der Schweiz.

Während der Marschall Radetzky Oestreichs Herrschaft in Oberitalien befestigte und den östreichischen Waffenruhm verjüngte, hatte das Kaiserhaus einen schweren Kampf in Ungarn zu bestehen. Es ist bereits erwähnt, wie die Ungern die Revolution in Oestreich benutzen wollten, um für ihre besondere Regierung (unter Graf Batthyani und Kossuth) eine größere Selbständigkeit zu erringen, wie aber gleichzeitig die slavischen Völker, welche bis dahin mit Ungarn vereinigt waren, die Kroaten, Slavonen, Serben u. s. w. unter ihrem Banus Jellachich und eben so die Siebenbürgen sich von dem drückenden Uebergewicht der stolzen Magyaren loszumachen strebten, worin sie heimlich von dem östreichischen Hofe unterstützt wurden, welcher dadurch die Ungern zu schwächen bemüht war. Nachdem die wilden Schaaren jener Grenzvölker schon Monate lang die Gegend zwischen der Theiß und der Donau mit Schrecken erfüllt hatten, erklärte sich der Ban Jellachich im September 1848, indem er die Drawe überschritt, geradezu als Beschützer nicht nur der Rechte der slavischen Völker, sondern auch des gesetzmäßigen Ansehens der kaiserlichen Regierung gegen die ungarische Empörung. Die Ungern organisirten nun, durch Kossuths feurige Beredtsamkeit noch weiter aufgereizt, einen wahren Nationalkrieg. Die Ermordung des östreichischen Generals Lamberg in Pesth und des Grafen Zichy durch den Magyarenanführer Görgey bewirkten die Erklärung des Kriegszustandes in dem ganzen Königreich und nun

wurde Jellachich zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Truppen in Ungarn ernannt, bald aber zur Bekämpfung des Octoberaufstandes in Wien dorthin berufen. In Folge der Unterdrückung der Revolution in Wien faßte der östreichische Hof den Beschluß, den Gesammtstaat wie früher mit einheitlicher Gewalt zu regieren und nicht den einzelnen Ländern selbständige Verfassungen zu gewähren. Als nun Kaiser Ferdinand, welcher den Ungern weitgehende Verheißungen gemacht hatte, die Krone niederlegte, protestirten die Ungern dagegen und wollten Franz Joseph nicht früher anerkennen, bis er in Ungarn gekrönt wäre und ihre besondere Verfassung anerkannt hätte. Kossuth erließ an das Land die feurigsten Aufrufe und sammelte in kurzer Zeit ein Heer von 200,000 Mann.

Im December rückte der neuerdings zum Oberbefehlshaber einer großen Armee ernannte Fürst Windischgrätz in Ungarn ein und kam in den ersten Tagen des Jahres 1849 vor Ofen. Kossuth zog sich nach Debreczin zurück, indem er die ungarische Krone (des heiligen Stephan) und die Reichsinsignien mitnahm. Windischgrätz hielt mit Jellachich seinen Einzug in Ofen und Pesth, während im Süden und Osten, besonders in Siebenbürgen, die slavischen Stämme den fürchterlichsten Kampf gegen die Magyaren fortsetzten. Dem polnischen General Bem, welcher den Oberbefehl über die ungarischen Truppen in Siebenbürgen erhielt, gelang es zwar, einen Theil der Slaven, die Walachen und die Szekler, zu gewinnen und nun mit ihrer Hülfe die Sachsen und Siebenbürgen desto härter zu bedrängen; diese riefen jedoch die Russen zu Hülfe, welche dort fürerst mit 6000 Mann einrücken und dadurch den Oestreichern den Kampf erleichterten.

Aber immer heftiger entbrannte die nationale Wuth der Magyaren, welche sich durch eine Anzahl tüchtiger polnischer Führer, Dembinski u. A., verstärkten und unter Görgey, Klapka u. a. den Oestreichern bald empfindliche Niederlagen beibrachten. Bem verdrängte die Russen und die Oestreicher wieder aus Siebenbürgen, die Festungen Szegedin, Arad und das starke Komorn widerstanden den Stürmen der östreichischen Armee und im April konnten die Magyaren bereits wieder in Pesth einziehen. Fürst Windischgrätz wurde nun abberufen und durch den Feldmarschall von Welden ersetzt, aber auch dieser vermochte dem Vordringen der Magyaren nicht Einhalt zu thun; die Belagerung Komorns wurde aufgegeben und Ofen fiel nach dem fürchterlichsten Kampf in die

Hände Görgey's. Im Jubel über ihre Siege und im Vertrauen auf ihre Kraft erklärten die Ungern auf dem in Debreczin versammelten Reichstag nun die Unabhängigkeit Ungarns, und Kossuth wurde als Dictator an die Spitze der provisorischen Regierung gestellt. Von diesem Augenblick freilich war der Keim des Zwiespalts unter die Anführer gebracht, da Görgey, Kossuths Nebenbuhler, der beabsichtigten Gründung einer magyarischen Republik nicht zugeneigt war.

Oestreich aber vermochte jetzt allein des Aufstandes nicht mehr Herr zu werden und der junge Kaiser wandte sich an Rußland um Hülfe. Kaiser Nikolaus, überzeugt, daß durch den Sieg der Ungern die Revolution in ganz Europa neue Kraft erhalten und zunächst die Polen zu einer wiederholten Erhebung ermuthigt werden würden, zögerte nicht, die erbetene Unterstützung zu gewähren. Fürst Paskewitsch rückte noch im Mai mit großer Truppenmacht über Krakau in Ungarn ein, während der Feldmarschall Haynau von Westen her vordrang. Kossuth aber feuerte seine Landsleute zu dem wüthendsten Verzweiflungskampfe an, überall erhoben sich auf seinen Ruf muthige, tapfere Schaaren, und wo sie die feindlichen Truppen nicht abwehren konnten, da verbrannten sie die Vorräthe, um ihnen die Existenz unmöglich zu machen. Nichtsdestoweniger war der Krieg zuerst unglücklich für die Magyaren: Görgey wurde an der Waag und bei Raab geschlagen, Ofen und Pesth von Haynau wieder besetzt und mit aller Strenge gezüchtigt, und Jellachich trug im Süden gleichzeitig große Vortheile davon. Bald aber wurde die östreichische Armee von Mangel heimgesucht, wozu sich ein fürchterlicher Ausbruch der Cholera gesellte, um ihre Lage unerträglich zu machen. Gleichzeitig brachte Bem dem Banus Jellachich im Süden Niederlagen bei und verdrängte dann die in Siebenbürgen eingerückten Russen wieder.

Der Reichstag in Debreczin berieth inzwischen über Görgey's Absetzung, aber man wagte nicht, dieselbe auszusprechen. Da wandte sich noch einmal das Kriegsglück. Die Russen unter Paskewitsch waren in der Richtung von Komorn vorgerückt, von wo Görgey nun aufbrach und nach einem glücklichen Gefecht bei Waitzen sich Wege nach der Theiß zu bahnen wußte. Jedoch brachte er sich bei Vilagos einer weit überlegenen Streitmacht gegenüber in eine unhaltbare Lage. Nun wurde in Arad ein Kriegsrath der ungarischen Feldherren gehalten und Görgey die Dictatur übertragen. Görgey aber, an einem glücklichen Ausgang verzweifelnd, schloß

am 13. August mit dem russischen General Rüdiger die Capitulation von Vilagos, nach welcher er mit 30,000 Mann die Waffen streckte. Man hat Görgey von ungarischer Seite Verrath an der Sache seines Vaterlandes vorgeworfen; es ist jedoch andererseits die Annahme zulässig, daß er in der festen Ueberzeugung von Ungarns unvermeidlichem Fall dem Heer und dem Volk durch die Uebergabe noch eine Erleichterung verschaffen wollte. Seine That zog ihm aber die bittersten Verwünschungen zu, um so mehr, als er bei der Capitulation nur für seine eigene Sicherheit, nicht für die seiner Kampfgenossen gesorgt hatte. Der Kampf war nun beendigt. Kossuth, Dembinski, Bem und andere Anführer flohen nach der Türkei; Komorn wurde erst nach einiger Zeit von Klapka unter ehrenhaften Bedingungen übergeben. Der Aufruhr wurde von Haynau zum Theil grausam gerächt; aber es gelang nicht, in den Ungern die Liebe zu ihrer Verfassung zu ertödten und sie an einen neuen Zustand der Dinge zu gewöhnen.

139. Verfassungskämpfe in Deutschland, 1849.

Wenn die Parteien in der Frankfurter Nationalversammlung in Bezug auf die deutsche Verfassung von Anfang an sehr auseinander gegangen waren, so wurde das Werk durch Oestreichs Stellung nach der Unterdrückung der Revolution noch erschwert. Die östreichische Regierung, besonders das Schwarzenbergsche Ministerium, hatte nämlich die Einheit und Zusammengehörigkeit aller Theile des östreichischen Gesammtstaats zur Grundlage seiner Politik gemacht, wie sollte nun ein einiges Deutschland mit Inbegriff der östreichisch-deutschen Provinzen geschaffen werden, wenn man nicht gleichzeitig auch die übrigen ganz fremdartigen Theile des Kaiserstaats mit hinzunehmen wollte? Es bildete sich in Frankfurt unter Leitung Heinrichs von Gagern eine mächtige Partei, welche einen engern deutschen Bundesstaat mit Ausschluß Oestreichs herstellen, dann aber wieder einen weitern Bund mit dem gesammten Oestreich herbeiführen wollte. Hiergegen erklärten sich aber alle Oestreicher, ein großer Theil der Süddeutschen und die Demokraten, welche nur einen großen Bundesstaat mit Einschluß Oestreichs (Groß-Deutchland) anerkennen wollten. Nachdem im December 1848 die Grundrechte der deutschen Nation verkündigt worden, kam man zur endlichen Feststellung der Verfassung selbst. Ehe die Frage über die Ausdehnung des Bun-

desstaats und über das Reichsoberhaupt entschieden wurde, kam durch eine Vereinigung derjenigen Parteien, welche den engern Bundesstaat scheitern lassen wollten, ein so demokratisches Wahlgesetz zu Stande, daß alle Besonnenen die Durchführung desselben für unheilvoll und unzulässig erkannten, und daß man hiernach an der Annahme des ganzen Verfassungswerks seitens der Regierungen zweifeln mußte. Im März 1849 machte nun der Abgeordnete Welcker den Vorschlag, dem König von Preußen die erbliche Kaiserwürde zu übertragen und die sämmtlichen deutschen Fürsten einzuladen, großherzig und patriotisch mit diesem Entschluß überein zu stimmen. Bevor jedoch dieser Antrag angenommen wurde, erhielt die Verfassung durch nochmalige Aenderungen (nur suspensives Veto des Reichsoberhauptes, Wahlgesetz mit geheimer Abstimmung) einen so demokratischen Charakter, daß mit derselben ein festes Regiment kaum denkbar war. Zuletzt wurde mit einer Mehrheit von nur 42 Stimmen die Einsetzung eines erblichen Oberhauptes mit dem Titel „Kaiser der Deutschen" beschlossen und diese Würde dem König von Preußen übertragen.

Die Kaiserdeputation, welche dem König Friedrich Wilhelm IV. die neue Würde antragen sollte, kam im Anfang April in Berlin an, nachdem sie auf dem ganzen Wege den Rhein hinunter und von da nach Berlin überall mit Enthusiasmus aufgenommen worden war. Aber mit der Kaiserkrone brachte sie die Bedingung der unveränderten Annahme der demokratischen Verfassung und darum besonders lehnte der König von Preußen nach einigem Schwanken die angebotene Würde ab. Selbst unter den treuen Anhängern des Königshauses war man zweifelhaft, ob der Fürst im Interesse Deutschlands und Preußens die Krone nicht hätte annehmen sollen; er blickte jedoch vor allem auf den revolutionären Ursprung derselben, obgleich er es aussprach, daß er in der Wahl die Stimme der Vertreter des deutschen Volkes anerkenne. Ohne das freie Einverständniß der deutschen Fürsten und der freien Reichsstädte könne er seine Entschließung nicht fassen. Die Kaiserdeputation sah ihre Hoffnung scheitern, sie lehnte ihrerseits die Bedingung weiterer Vereinbarung ab und verließ baldigst Berlin. In ganz Deutschland aber brachte die Kunde von der Ablehnung der Kaiserkrone die größte Aufregung hervor.

Diese äußerte sich zunächst in den preußischen Kammern, welche auf Grund der Verfassung vom 5. December 1848 schon im Januar berufen worden waren. In der zweiten Kammer saßen

die bedeutendsten Mitglieder der aufgelösten Nationalversammlung, auch solche aus dem früheren Vereinigten Landtage, und aus der Paulskirche. Die Revision der octroyirten Verfassung sollte vorgenommen werden. Die Ablehnung der Kaiserkrone brachte auch in der Kammer große Aufregung hervor, und als am 13. April 29 deutsche Regierungen ihre Zustimmung zur Kaiserwahl und Reichsverfassung erklärten, stimmte auch die zweite Kammer dafür. Sie wurde am 27. April aufgelöst.

Inzwischen waren die Verhandlungen der deutschen Nationalversammlung, deren ganze bisherige Thätigkeit durch die preußische Ablehnung vereitelt wurde, von neuem zu einer Heftigkeit gediehen, wie sie in den schlimmsten Tagen des Jahres 1848 nur vorgekommen war. Die Versammlung war bemüht, der einmal festgestellten Verfassung Geltung zu verschaffen, auch ohne die Zustimmung Preußens. Die östreichischen Abgeordneten wurden abberufen. Bei den weiteren Berathungen aber erlangten die Radicalen bald die Oberhand, indem sie einen Theil der bis dahin Gemäßigten mit sich fortrissen, und sie gelangten in kurzer Zeit zu Beschlüssen, mit welchen sich die Nationalversammlung den Regierungen geradezu feindlich gegenüberstellte und die Durchführung der Reichsverfassung zu erzwingen versuchte, wogegen Preußen seine Abgeordneten von Frankfurt abrief und den Regierungen seinen Schutz gegen etwaigen Zwang zusagte. Noch war der Reichsverweser Erzherzog Johann das eigentliche Haupt der Bundesgewalt; aber das Reichsregiment zu Frankfurt war zu ohnmächtig, um den einzelnen Staaten Schutz zu gewähren, als bald darauf der Aufruhr in mehreren Theilen Deutschlands von neuem losbrach. Die Demokraten unterließen nämlich nicht, überall zu Gunsten der Reichsverfassung durch Aufrufe, Volksversammlungen u. s. w. zu wirken, und forderten das Volk geradezu zum Kampf für dieselbe gegen die rebellischen Regierungen auf. Es entstand eine neue äußerst gefährliche Bewegung, viele Bürgerwehren, ja selbst einzelne Truppentheile wurden auf die Reichsverfassung beeidigt und ein wahrer Sturm von Petitionen für Aufrechterhaltung dieser Verfassung wurde durch die thätige Agitation herbeigeführt. Zuerst gelangte die Partei der Reichsverfassung in Württemberg zu dem gewünschten Erfolg, indem der König genöthigt wurde, die Reichsverfassung unbedingt anzuerkennen, die meisten der kleineren Staaten folgten nach, in einzelnen aber kam es bei dem Widerstreben der Regierungen zum Aufstande.

Sehr gefährlich war zunächst die Erhebung im Königreich Sachsen. Dort war aus dem allgemeinen Wahlrecht ein Landtag hervorgegangen, welcher sich auch in jeder andern Beziehung durch die äußerste demokratische Zügellosigkeit ausgezeichnet hatte, und welcher sich jetzt an die Spitze der Bewegung für die Reichsverfassung stellte und von der Regierung die Durchführung derselben verlangte. Als der König nun den Landtag auflöste, erhob sich ein Aufstand in Dresden (3. Mai). Ein Versuch, das Zeughaus zu stürmen, mißglückte; aber bald wurde der Kampf zwischen Bürgern und Militär so heftig, daß sich der König mit seiner Familie auf den Königstein flüchtete, worauf eine provisorische Regierung errichtet wurde. Nicht lange hatte der Aufstand den Charakter einer Erhebung für die deutsche Sache; es zeigte sich bald viel gefährliches Gesindel, welches die Verwirrung benutzte, um einen Kampf gegen alle Ordnung und gegen alles Eigenthum zu führen, so daß die Bürger selbst erfreut waren, als der König zur Bekämpfung des Aufruhrs Hülfe von Preußen erbat. Schon am 6. Mai rückten preußische Garden heran, welche jedoch gegen die hartnäckige Vertheidigung der Insurgenten jeden Fußbreit mit großen Anstrengungen erkämpfen mußten, indem aus den Fenstern und von den Dächern und von den überaus festen Barricaden ein ununterbrochenes Feuer unterhalten wurde. Drei Tage lang währte der fürchterliche Kampf, bis am 9. Nachmittags nach Erstürmung einer ungeheuern Barricade auf dem Altmarkt die Freischaaren auf ein gegebenes Signal die Flucht ergriffen. Mit Hülfe des Belagerungszustandes wurde nun die Ruhe bald hergestellt, und die preußischen Truppen zogen sich zurück.

Auch in Preußen selbst, besonders in vielen Städten am Rhein und in Westphalen, sowie in Breslau, waren in den Maitagen Aufstände zu Gunsten der Reichsverfassung zu bekämpfen; die größte Aufgabe aber erhielten die preußischen Truppen bald in Bekämpfung des Aufruhrs im westlichen Deutschland.

Die Frankfurter Nationalversammlung, welche noch immer glaubte, Macht und Bedeutung zu besitzen, erklärte nicht nur das Einschreiten Preußens in Sachsen für einen schweren Bruch des Reichsfriedens, welchem mit allen Mitteln entgegen zu treten sei, sondern beförderte auch in ihrer Nähe, besonders in der bairischen Pfalz, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln den ausgebrochenen Aufstand. Nun traten die letzten der Liberalen von der Gagernschen Partei aus dem deutschen Parlament aus und es blieben in

demselben mit wenigen Ausnahmen nur Mitglieder der demokratischen Partei. Das Rumpfparlament (wie man es nun allgemein nannte) beschloß nach Stuttgart überzusiedeln, weil dort die Reichsverfassung anerkannt war; etwas über 100 Männer kamen am 6. Juni in Stuttgart zusammen, wo ihre Verhandlungen aber von vornherein aller Würde, welche die deutsche Nationalversammlung einst im hohen Grade besessen hatte, entbehrten und ihre Thätigkeit zu einem machtlosen Scheine herabsank. Sie ernannten eine Reichsregentschaft von 5 Männern zur Leitung der deutschen Angelegenheiten, und dieselben erließen Proclamationen, welchen sie doch nirgends mehr in Deutschland Geltung zu verschaffen wußten. Da sie von der württembergischen Regierung Geld und Soldaten zur Ausführung ihrer Beschlüsse forderten, diese aber darauf nicht eingehen mochte, so wurden sie und das Rumpfparlament endlich aus Stuttgart entfernt. Dies war das klägliche Ende der großen Versammlung, welche zuerst Wichtiges für die Wiederbefestigung der deutschen Zustände geleistet hatte und in welcher ein Theil der Mitglieder von dem edelsten Streben für Deutschland beseelt war, deren Bemühungen aber theils an der Gewalt der Umstände und an der innern Zerissenheit und Stammverschiedenheit der Deutschen, theils an der Zügellosigkeit der radicalen Mitglieder scheiterten.

Die republikanische Erhebung, welche sich an die letzten Bestrebungen der deutschen Nationalversammlung anschloß, wurde in der Pfalz und in Baden mit besonderm Eifer betrieben. Die baierische Rheinpfalz schien dazu wegen der Nähe Frankreichs besonders geeignet, und nachdem unter dem Einfluß republikanischer Emissäre in Kaiserslautern eine provisorische Regierung errichtet worden war, eilten von allen Seiten radicale Helfershelfer, geübte Barricadenkämpfer, polnische Flüchtlinge und raubsüchtiger Pöbel herbei. Selbst zwei Regimenter Infanterie aus Landau ließen sich schmählicherweise zum Abfall von der Fahne ihres Fürsten verführen. Eine noch viel umfassendere Bewegung wurde in Baden herbeigeführt. Dort hatte schon bald nach den Februarstürmen der Abgeordnete Hecker, welcher es, wie wenige, verstand, auf die Phantasie des Volks zu wirken, die Bauern des Oberlandes zum Kampf für die Freiheit geführt, und wiewohl er sich hatte nach der Schweiz und von da nach Amerika flüchten müssen, so hatte doch fast das ganze Jahr 1848 hindurch die Aufregung sich immer erneuert, und sein Freund Struve hatte im September einen neuen Aufstand erregt, welchen er in der Festung Rastatt büßen

mußte. Es hielt nicht schwer, das noch nicht wieder beruhigte Land jetzt von neuem aufzuregen, zu welchem Zweck überall zahlreiche Volksvereine gestiftet wurden. Vorzüglich aber hatten es die Demagogen in Baden auf die Verführung des Militärs abgesehen, welche ihnen auch so weit gelungen war, daß in der Bundesfestung Rastatt am 11. Mai 1849 eine Soldatenempörung ausbrach. Als hierdurch dieser wichtige Ort in die Hände der Demokraten geliefert war, hielten dieselben in Offenburg eine stürmische Volksversammlung, in welcher die maßlosesten Anträge und Beschlüsse zum Vorschein kamen und ein Landesausschuß zur Durchführung der Reichsverfassung (aber ohne das preußische Oberhaupt) gebildet wurde. Noch an demselben Tage wurde die Hauptstadt Karlsruhe von dem wilden Aufstande ergriffen, der Großherzog mit seinem Ministerium floh nach Germersheim und von da nach dem Elsaß, und eine provisorische Regierung, Brentano und Struve an der Spitze, zog in Karlsruhe ein. Ueberall im ganzen Ländchen machten die Soldaten mit den Aufrührern gemeinsame Sache, und die Offiziere wurden zum Theil ermordet, zum Theil verjagt. Nun zogen aus allen Nachbarstaaten und von fern her alle Revolutionskämpfer und zahlreiches Gesindel nach Baden, wo, wie es schien, der Kampf für die demokratische Sache zur Entscheidung kommen mußte. Mit den Empörern in der Pfalz wurde ein enge Verbindung angeknüpft und ringsum die Saat des Aufruhrs ausgestreut, welche jedoch weder in Hessen, noch in Württemberg in gehoffter Weise aufgehen wollte.

Der Großherzog von Baden hatte sich unterdeß nach Ehrenbreitstein und von da nach Frankfurt begeben, und zuerst die Reichsgewalt, dann Preußen um Hülfe gebeten. Preußische Truppen rückten, nachdem auch die baiersche Regierung ihre Unterstützung für die Pfalz nachgesucht hatte, unter dem Oberbefehl des ritterlichen Prinzen von Preußen nach dem Süden vor. Die badischen Empörer aber riefen den Polen Mieroslawski, welcher schon den Aufstand in Posen und Sicilien geleitet hatte, herbei. Die preußischen Truppen rückten zunächst in die Pfalz ein und indem sie die Aufständischen vor sich her trieben, stellten sie in dem baierschen Lande die Ruhe schnell her. Dann setzten sie über den Rhein, besiegten die badischen Insurgenten bei Waghäusel und hatten in kurzem das ganze Land bis zum Bodensee in ihrer Gewalt, indem die revolutionären Haufen überall auseinanderstoben, die Bauern nach Hause zogen und die Freischärler sich nach der

Schweiz flüchteten. Nur die Festung Rastatt wurde von den Empörern noch einige Wochen lang gehalten, mußte sich dann aber gleichfalls ergeben. In dem ganzen Lande wurde nun die alte Ordnung unter der großherzoglichen Regierung wieder hergestellt. Da die badensche Armee vollständig aufgelöst war, so blieb eine starke preußische Truppenmacht zurück, welche erst nach einem Jahre sich wieder zurückzog. Die Anstifter des blutigen Aufstandes, welcher unzählige Familien in Thränen stürzte, retteten sich größtentheils nach der Schweiz, nach England und nach Amerika.

Die dankbare Begeisterung, welche Preußens rettendes Vorgehen in Sachsen und in Süddeutschland bei allen Wohldenkenden erzeugte, wurde leider durch die weitere Entwickelung der Schleswig-Holsteinischen Sache beeinträchtigt. Der Waffenstillstand von Malmöe war im März 1849 zu Ende gegangen, und nun rückten preußische und andere deutsche Truppen von neuem in Schleswig ein. Die ersten Waffenthaten erregten in allen deutschen Landen die freudigste, hoffnungsvollste Bewegung: überall fochten die deutschen Truppen siegreich, im Hafen von Eckernförde wurde durch Strandbatterien das dänische Linienschiff Christian VIII. in Grund geschossen, die schöne Fregatte „Gefion“ wurde zur Ergebung gezwungen, baiersche und sächsische Truppen erstürmten die festen „Düppeler Schanzen“, gegenüber Alsen unter dem tapfern Oberstlieutenant von der Tann; bei Kolding schlug die holsteinische Armee unter dem preußischen General von Bonin die Dänen, erzwang den Einmarsch in Jütland und verfolgte den Feind bis unter die Wälle von Fridericia. Aber plötzlich erlahmte der Kriegseifer bei der preußischen Regierung und die Truppen derselben wurden immer vorsichtiger und zurückhaltender in Verfolgung des Feindes. Der Einfluß Englands und Rußlands nöthigte das preußische Cabinet, den Angriffskrieg einzustellen und von neuem den Weg der Unterhandlungen zu betreten. Ungestraft konnten nun selbst dänische Truppen von Fünen her der Festung Fridericia zu Hülfe kommen und der holsteinischen Armee empfindliche Verluste beibringen. Preußen schloß bald darauf (10. Juli) ohne Zuziehung der holsteinischen Regierung einen Waffenstillstand, worin vorläufig die Trennung Schleswigs von Holstein zugegeben wurde. So schwer es auch den Herzogthümern fiel, so mußten sie doch, um die Verbindung mit Preußen nicht völlig zu verlieren, so weit nachgeben, daß die schleswig-holsteinschen Truppen sich hinter die Eider zurückzogen und die Statthalterschaft nach Kiel übersiedelte.

140. Die preußische Unionspolitik und Wiederherstellung des Bundestags, 1850—51.

Zu derselben Zeit, wo Preußen die Aufstände, welche wegen der Ablehnung der Kaiserkrone entstanden waren, im eigenen Lande und in andern Staaten siegreich bekämpfte, hatte sich Friedrich Wilhelm IV. doch veranlaßt gefunden, das in Frankfurt versuchte Einigungswerk seinerseits wieder aufzunehmen. Er hatte die ihm angebotene Würde abgelehnt, weil er die mitangebotene Verfassung nicht billigen konnte und weil er den andern deutschen Regierungen keinen Zwang anthun wollte; der Idee des Bundesstaates aber war er zugeneigt und suchte sie jetzt auf andere Weise zu verwirklichen. Er hatte dem deutschen Volk angekündigt, daß dem Streben nach einem einheitlichen Bundesstaate mit einem Volkshause Rechnung getragen werden sollte, und um sein Wort einzulösen, schloß er mit Sachsen und Hannover den sogenannten Dreikönigsbund (vom 26. Mai), durch welchen die deutschen Staaten zur Annahme einer Bundesverfassung unter Preußens erblicher Oberhoheit mit einem Staatenhause und Volkshause aufgefordert wurden. Die deutsche Nation begrüßte dieses mit Freuden, und ein großer Theil der frühern Gagernschen Partei von Frankfurt vereinigte sich in Gotha zu dem Entschluß, für das Zustandekommen des Dreikönigsentwurfs nach Kräften zu wirken. Die meisten kleinern deutschen Staaten schlossen sich dem Bündniß bald an, und es wurde vorläufig ein Verwaltungsrath für dasselbe ernannt.

Preußen kam in seinen innern Angelegenheiten jetzt zu einer ruhigen und hoffnungsvollen Entwickelung, indem die nach einem neuen Wahlgesetz zusammenberufene Kammer in großer Einmüthigkeit mit der Regierung wirkte, und in Uebereinstimmung mit derselben die Revision der Verfassung zu Stande brachte, welche in ihrer neuen Gestalt am 31. Januar 1850 vollzogen und am 6. Februar 1850 vom König und den Kammern feierlich beschworen wurde.

Oestreich hatte sich inzwischen mit Preußen zu einer gemeinsamen interimistischen Bundesregierung in Frankfurt vereinigt, setzte aber zugleich seinen ganzen Einfluß daran, das engere Bündniß, welches Preußen mit einem Theil der deutschen Staaten geschlossen hatte, wieder zu lösen. So geschah es, daß zuerst Sachsen und Hannover sich von dem Dreikönigsbündniß wieder

lossagten, daß von Baiern und Württemberg die heftigsten Angriffe auf den preußischen Plan geführt wurden und daß in Kurhessen unter dem Minister Hassenpflug, welcher früher in Preußen selbst eine günstige Aufnahme und Stellung gefunden hatte, ein preußenfeindliches Ministerium gebildet wurde.

Alle diese Staaten wollten jetzt, nachdem die Revolution nicht mehr zu fürchten war, Preußens Ansehen nicht mehr stärken helfen, und widerstrebten deshalb dem Einigungswerke, in welchem Preußen hätte an der Spitze stehen müssen.

Die preußische Regierung berief, dieser Gegenstrebungen ungeachtet, am 20. März 1850 das erste Parlament der neuen Union (wie man jetzt den engern Bundesstaat nannte) nach Erfurt, wo die vorgelegte Verfassung im ganzen angenommen und dann in einzelnen Punkten nach den Wünschen der Regierung geändert wurde. Dennoch wurden in einem gleich darauf nach Berlin gerufenen Fürstencongreß (9. Mai), bei welchem sich der größte Theil der Unionsfürsten einfand, viele Bedenken gegen die Ausführbarkeit des ganzen Werks laut, und obwohl zur einstweiligen Regierung der Union ein provisorisches Fürstencollegium eingesetzt wurde, so war doch von jenem Zeitpunkt an das rechte Vertrauen zu der Verwirklichung des Bündnisses nicht mehr vorhanden. Oestreich, hierdurch ermuthigt, erließ eine Aufforderung zur Wiedereröffnung des alten Bundestags, da in der Rückkehr zu diesem „das einzige Mittel zur Lösung der Verfassungsfrage in Deutschland erkannt werden müsse“. Ein Theil der deutschen Regierungen beschickte den Bundestag, welcher nun unter Oestreichs Leitung in Frankfurt tagte, während die übrigen Staaten mit Preußen zum Fürstencollegium verbunden blieben. Immer größer wurde die Spannung zwischen beiden Seiten, besonders als in Preußen der General von Radowitz, der Hauptbeförderer des Unionswerks, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde und als dagegen die Monarchen von Oestreich, Baiern und Württemberg sich in einer Zusammenkunft zu Bregenz zu gemeinschaftlichem Handeln vereinigt hatten.

Streitigkeiten in Kurhessen und die holsteinschen Angelegenheiten führten kurz darauf zu einer entscheidenden Krisis. In Kurhessen war das Ministerium Hassenpflug, welches die Verfassung im Widerspruch mit dem Landtage abänderte, mit diesem in einen unversöhnlichen Zwiespalt gerathen, und die Kammern untersagten zuletzt die Erhebung der Steuern. Da fast sämmtliche

Beamten und selbst das Militär der Regierung die Mitwirkung bei Zwangsmaßregeln versagte, so wandte sich der Kurfürst, der von Kassel nach Wilhelmsbad geflüchtet war, an den Bundestag in Frankfurt mit einem Gesuch um Bundeshülfe. Diese wurde zugesagt und baiersche Truppen rückten zur Execution der Bundesbefehle in Hessen ein. Preußen aber, welches den Bundestag nicht anerkannte, bestritt ihm auch die Befugniß zu dieser Execution und ließ gleichfalls Truppen in Hessen einrücken. Einen Zusammenstoß freilich wollte man fürerst sorgfältig vermeiden, und ein Conflict preußischer und baierscher Truppen bei Bronzell wurde für ein Mißverständniß erklärt.

Gleichzeitig drohte auch in Bezug auf Schleswig-Holstein ein offener Zwiespalt zwischen Oestreich und Preußen auszubrechen. Der Waffenstillstand zwischen Preußen und Dänemark war am 2. Juli 1850 in einen wirklichen Frieden umgewandelt worden, und die Herzogthümer, welche sich nun selbst überlassen waren, nahmen nach vergeblichen Unterhandlungen mit Dänemark den Krieg wieder auf. Sie beriefen zum Obercommando den frühern preußischen General von Willisen, unter welchem ihre Armee jedoch bei Idstedt, Missunde und bei Friedrichsstadt geschlagen wurde. Dänemark hatte sich inzwischen an die Großmächte gewandt und diese hatten, mit Ausnahme Preußens, beschlossen, die Holsteiner zur Unterwerfung zu bewegen und nöthigenfalls zu zwingen. Oestreich war der Ansicht, daß der deutsche Bund hier handelnd auftreten müßte; Preußen dagegen, weil es den Bundestag nicht anerkannte, widersprach auch hierin Oestreichs Anträgen. Eine Entscheidung schien aber um so dringender, als die fremden Mächte mit einer Einmischung drohten.

Der Zwiespalt zwischen Preußen und Oestreich war nun auf dem Punkt angekommen, wo anscheinend nur noch das Schwert entscheiden konnte. In beiden Staaten, wie in ganz Deutschland, bemächtigte sich der Gemüther die größte Aufregung. Fürst Schwarzenberg, der östreichische Premierminister, schien entschlossen, die Sache bis aufs äußerste kommen zu lassen, und bereits ließ die östreichische Regierung große Truppenmassen in Böhmen sammeln. Der Einfluß des Ministers von Manteuffel und der dringende Rath des Kaisers von Rußland, mit welchem der Graf von Brandenburg in Warschau eine Zusammenkunft hatte, vermochten den König von Preußen, den Weg der Verständigung mit Oestreich nochmals zu versuchen, und den

Minister von Radowitz, welcher die sofortige Mobilmachung der ganzen preußischen Armee als Kriegsdrohung gegen Oestreich beantragte, zu entlassen (3. November). An seine Stelle trat Herr von Manteuffel, welcher nach dem gleich darauf (6. November) erfolgten Tode des um Preußen hochverdienten Grafen von Brandenburg auch an die Spitze des ganzen Ministeriums trat. Da Oestreich trotz der wieder eingeleiteten Verhandlungen seine Rüstungen fortsetzte, so faßte auch die preußische Regierung den Entschluß der Mobilmachung der Armee. Dem Rufe seines Königes folgte das preußische Volk, wie immer, mit Begeisterung und Opferwilligkeit. Aber in ganz Deutschland entstand gleichzeitig eine bedeutende Gährung, und die preußische Regierung wurde über den Ausgang in doppelter Beziehung besorgt. Während sie einerseits alle Großmächte Europas gegen sich vereinigt glaubte, fürchtete sie andererseits, daß im Fall eines Kriegs mit Oestreich sich überall die demokratische Partei wieder erheben würde. Um diese Verantwortung nicht auf sich zu nehmen, machte der Minister von Manteuffel noch einen letzten, verzweifelten Versuch zur Verständigung. Er hielt mit dem Fürsten von Schwarzenberg eine Zusammenkunft in Olmütz, wo wirklich eine Einigung in der Weise zu Stande kam, daß zur Ordnung der deutschen Bundesverhältnisse Conferenzen in Dresden gehalten werden, daß aber zur Herstellung der Ordnung in Hessen und des Friedenszustandes in Holstein Oestreich und Preußen zusammen wirken sollten.

In Preußen und in den befreundeten Staaten erregte diese Convention in weiten Kreisen eine sehr große Mißstimmung. Auch die preußischen Kammern zeigten sich sehr erregt über diesen Ausgang der deutschen Händel und mußten eine Zeit lang vertagt werden, worauf sie sich einer weitern Einmischung in die deutschen Angelegenheiten enthielten.

In Kurhessen wurde durch die Bundestruppen der Gehorsam gegen die Hassenpflug'sche Regierung erzwungen, und nach Holstein rückten, da Preußen nicht füglich selbst zur Entwaffnung seiner früheren Bundesgenossen beitragen konnte, östreichische Truppen von Süddeutschland her. Die Herzogthümer fügten sich in die schwere Nothwendigkeit: eine Zeit lang weilte die östreichische Besatzung noch in Holstein und Hamburg, zog sich dann aber aus Norddeutschland wieder zurück. Dänemark verpflichtete sich damals gegen die beiden deutschen Großmächte in einer Note vom 26. August 1851, die verfassungsmäßigen Zustände der Herzogthümer

zu respectiren oder doch jede Aenderung nur auf verfassungsmäßigem Wege zu Stande zu bringen, aber die bald darauf eintretenden Aenderungen in den Verfassungszuständen Dänemarks selbst ließen jenes Versprechen in Vergessenheit kommen.

Dänemark setzte es nämlich auf einer zu London abgehaltenen Conferenz (8. Mai 1852) durch, daß das Princip der Integrität der dänischen Monarchie (Gesammtstaats-Idee) neben dem Successionsrecht des Prinzen Christian zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg und der männlichen Descendenten desselben aus seiner Ehe mit der Prinzessin Louise von Hessen anerkannt ward. Durch die in Folge dessen eingeführte Gesammtverfassung (2. October 1855), welcher zwar für die Herzogthümer specielle Verfassungen vorhergegangen waren, aber ohne daß die Vorschläge der Stände irgend welche Beachtung gefunden hätten, wurden die Rechte und Interessen Holsteins und Lauenburgs vielfach verletzt. Listig und gewaltthätig wußten die Dänen die Einsprache des Bundestages kraftlos zu machen; Preußen und Oestreich vermieden es, Nachdruck gegen Dänemark zu zeigen. So hat dieses kleine Land, sich verlassend auf den Rückhalt, welchen England, Rußland und Frankreich ihm gewährte, mit der großen, aber machtlos erscheinenden deutschen Nation ein übermüthiges Spiel getrieben, welches freilich später zu einem neuen Kriege gegen Dänemark führte, durch welchen endlich die Befreiung der Herzogthümer erreicht wurde.

Die Dresdener Conferenzen, welche am Beginn des Jahres 1851 von den Bevollmächtigten sämmtlicher deutschen Staaten abgehalten wurden, führten wegen der gänzlichen Verschiedenheit der Ansichten zu keinem Ergebniß, und nun beschloß Preußen, um in den deutschen Verhältnissen wieder festen Fuß zu fassen, an dem Bundestage in Frankfurt von neuem theil zu nehmen. Hiermit waren die Versuche einer Neugestaltung Deutschlands für jetzt beendigt, und seit dem Mai 1851 leitete der Bundestag in früherer Weise die allgemeinen deutschen Angelegenheiten bis zum Jahre 1866.

Der Rücktritt Preußens von seinen Unionsversuchen konnte die Besorgniß hervorrufen, daß auch das weitere Bestehen des Zollvereins gefährdet sein würde. Diese Befürchtung bestätigte sich jedoch nicht. Neben dem Zollvereine hatte seit 1834 ein von Hannover, Oldenburg, Braunschweig gebildeter Steuerverein bestanden. Mit diesem Vereine schloß Preußen im September 1851 einen

Einigungsvertrag ab, worüber dann natürlich Verhandlungen unter allen Zollvereinsregierungen stattfinden mußten. Es entstand hierbei eine große Bewegung und Oestreich benützte die Lage, um an die Stelle des bisherigen Zollvereines einen östreichisch-deutschen Zollverein zu setzen. Mehrere deutsche Regierungen erklärten hierauf, daß sie nur dann wieder in den Zollverein eintreten würden, wenn auch Oestreich in demselben Aufnahme fände. Einer Handelsverbindung mit Oestreich war auch Preußen nicht abgeneigt, allein es bestand mit Festigkeit darauf, daß zuvor der deutsche Zollverein für sich allein wieder aufgerichtet werden müsse. Jene Regierungen mußten sich fügen und nach vollendeter Wiederherstellung des Zollvereins schloß dann Preußen 1853 mit Oestreich einen Handelsvertrag auf 20 Jahre.

Auch auf die Sicherung des überseeischen Verkehrs und der deutschen Küsten war das Streben Preußens gerichtet. Nach dem Scheitern der ersten Anfänge einer deutschen Flotte nahm Preußen seinerseits diesen Plan wieder auf. Für die Nordsee fehlte ihm ein Hafenplatz; es begann dieserhalb Verhandlungen mit Oldenburg. Durch den Vertrag vom 20. Juli 1853 trat Oldenburg den Jahdebusen zur Anlegung eines preußischen Kriegshafens an der Weser ab. Es überließ danach an Preußen mit allen Hoheitsrechten ein Territorium von 5000 Morgen, theils Meer und theils Land, wogegen Preußen ihm die Summe von 500,000 Thalern zahlte, sich zur Anlegung und Unterhaltung einer Flottenstation in dem überlassenen Gebiet verbindlich machte, sich verpflichtete, in den nächsten drei Jahren alljährlich 400,000 Thaler auf die Hafenbauten zu verwenden und den Schutz der oldenburgischen Flagge und Ufer zu übernehmen.

Eine andere Erwerbung fiel Preußen dadurch zu, daß die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen ihre Fürstenthümer, das Stammland der preußischen Herrscherfamilie, an Preußen abtraten, welches diese Ländchen am 12. März und am 8. April 1850 in Besitz nahm.

Die Erwerbung des Jahdebusens war für Preußen von großer Wichtigkeit, da es eines sichern Kriegshafens an der Nordsee dringend bedurfte, wenn es seine Pläne zur allmählichen Vergrößerung seiner Seemacht weiter verfolgen wollte, welche, nach Preisgebung der deutschen Flotte, den Beruf hatte, die Seegrenzen von Norddeutschland zu sichern.

Uebrigens hatte die junge Flotte unter ihrem tapfern Admiral,

dem Prinzen Adalbert, bald Gelegenheit, einen Strauß zu bestehen. Letzterer machte im August 1856 eine Uebungsfahrt auf der Corvette „Danzig“ und besichtigte bei dieser Gelegenheit die durch die sogenannten Riffpiraten berüchtigten Küsten Nordafrikas. Bei einer beabsichtigten Landung ward der Prinz von den Piraten, welche zu derselben durch verrätherische Zeichen einzuladen sich den Anschein gegeben hatten, mit Flintenschüssen empfangen. Darauf machte der Prinz einen stürmischen Angriff, bei welchem er selbst verwundet wurde, jagte die Piraten in die Flucht und zog sich endlich, als neue Feinde in großen Schaaren herbeiströmten, in guter Ordnung auf sein Schiff zurück.

In den innern Angelegenheiten der deutschen Staaten kamen nach der Herstellung des Bundestages erhebliche Ereignisse nicht vor. Kurhessen und später Hannover erlebten wiederholte Verfassungswirren; in Preußen führte die Regierung neben dem Landtage auch die alten Provinzialstände wieder ein. Die Verfassung wurde durch ein Gesetz über die Neubildung der ersten Kammer (später das Herrenhaus genannt) zu einem Abschluß gebracht.

Während dieser größeren Stille auf dem politischen Gebiete begann in kirchlichen Angelegenheiten eine Bewegung fühlbar zu werden, welche überall, wo sie den Fuß erst leise aufsetzt, dann bald herrschsüchtig auftritt, Streit und Spaltung herbeizuführen droht. Auf die großen politischen Erschütterungen folgte theils Abspannung und Gleichgültigkeit, theils aber auch ein lebhafter Drang nach dem Frieden des religiösen Lebens, ein Erfassen eines festen Grundes unter allen diesen schwankenden Dingen. Die Kirche, sowohl die römische wie die protestantische, kam dieser Stimmung entgegen und die Regierungen begünstigten das Streben der Kirche, religiös und sittlich beruhigend auf das Volk einzuwirken. Die römische Kirche, welche ohnehin still und langsam, aber mit immer gesteigerten Ansprüchen auftrat, zog auch aus jener Neigung der Regierungen Erhöhung ihrer Macht, aber sie gerieth doch wegen ihrer feindseligen Haltung gegen Andersgläubige da und dort (Baden, Würtemberg, Nassau) in Conflicte mit den Regierungen. Würtemberg vereinbarte sich endlich mit dem päpstlichen Stuhle durch ein Concordat.

Als characteristisches Zeichen dieser Zeitrichtung ist die überall, vornemlich aber in den Rheinlanden und in Posen, sich zeigende Vermehrung der Klöster anzusehen; dazu auch eine lebhaftere öffent-

liche Thätigkeit der Jesuiten, welche in einem großen Theile Deutschlands sogenannte Missionen hielten.

Diese Gründungen und Bemühungen, welche als Werke der Barmherzigkeit, der Jugenderziehung, überhaupt der Gottesfurcht den Meisten verdienstvoll erschienen, griffen bei der Toleranz, ja der Zuneigung einiger Regierungen ohne erhebliche Schwierigkeiten immer weiter um sich. So gelang es der Richtung, welche ihr Heil nicht im Vaterlande, sondern jenseits der Alpen sucht, an Macht und Einfluß zu wachsen. Mit der Macht und Unabhängigkeit des deutschen Volkes konnte jene Richtung nicht zusammen bestehen; sollte Deutschland einig und mächtig werden, so mußte ein Kampf auf dem religiösen Gebiete unvermeidlich erscheinen.

141. Oestreich unter der Regierung des Kaisers Franz Joseph.

Oestreich war durch die Revolutionsstürme gewaltig erschüttert worden, aber wie es in deren Ueberwindung eine bewundernswürdige Zähigkeit bewiesen hatte, entwickelte es später eine Lebensfülle, welche zu der Hoffnung veranlaßte, daß die geschlagenen Wunden schnell vernarben würden. Viribus unitis, d. h. Mit vereinten Kräften — war die Devise des neuen Oestreich. Ihr entsprechend stellte Fürst Felix Schwarzenberg, der an die Spitze der Verwaltung berufen worden war, aber schon 1852 starb, ein Programm auf, dessen Ziel dahin ging: alle Bestandtheile des Kaiserreichs in einen einzigen Staatskörper mit derselben Verfassung und Gesetzgebung umzugestalten.

Mit Ernst wurde zugleich daran gearbeitet, die finanziellen Schwierigkeiten der letzten Jahre zu überwinden, theils indem die Ausgaben, namentlich für die Armee, eingeschränkt, theils indem die reichen Hülfsquellen des Landes ergiebiger gemacht wurden, vor allen Dingen durch das große Werk der Grundentlastung, sodann durch Anlage neuer Eisenbahnen, Belebung und Erleichterung des Credits u. s. w.; und wenn auch das politische Leben fürs erste noch manche Beschränkung sich gefallen lassen mußte, so begannen doch die Verwaltung und Rechtspflege sich zu verjüngen.

In Ungarn und Italien freilich herrschte mehr eine erzwungene, als eine wirkliche Ruhe; namentlich in dem letzteren Lande glimmten die nur unterdrückten Leidenschaften fort, wie sich dies in dem bereits erwähnten Aufstande in Mailand zeigte

(Abschn. 138). In Ungarn machte die Auffindung der Kroninsignien einen sehr günstigen Eindruck. Kossuth hatte dieselben bei seiner Flucht mitgenommen; es ging das Gerücht, daß er sie vergraben habe. Lange waren die Nachforschungen der kaiserlichen Regierung vergeblich, bis sie sich auf die Gegend von Orsowa lenkten. Hier fand man endlich am 8. September 1853 bei Durchgrabung des Bodens an einer auffallenden Stelle die Krone und die Reichskleinodien.

Bald nach dem Mailänder Aufruhr war Oestreich durch einen Mordversuch auf den Kaiser in Schrecken gesetzt worden. Letzterer ging am 18. Februar gegen Mittag, begleitet von seinem Flügeladjutanten dem Grafen O'Donnell, auf der Bastei spazieren. Am Kärnthner-Thor angekommen, lehnte sich der Kaiser über die Brüstung der Basteimauer, als ein junger Mensch herbeistürzte und ihn mit einem langen, dolchartigen Messer in den Nacken stieß. Einen Augenblick lang war der Kaiser von der Heftigkeit des Stoßes zwar betäubt, hatte aber dann sogleich den Degen gezogen; mittlerweile aber war der Mörder bereits von dem Grafen O'Donnell und einigen herbeigeeilten Bürgern festgenommen worden. Die Schnalle der Halsbinde hatte den Stoß aufgehalten, und die Wunde war glücklicherweise so unbedeutend, daß der Kaiser sich zu Fuß nach dem Palaste des Erzherzogs Albrecht begeben konnte, wo er sich verbinden ließ. Die Gefahr — man fürchtete eine Gehirnerschütterung — ging glücklich vorüber und am 12. März zeigte sich der Kaiser, vollkommen genesen, dem jubelnden Volke.

Der Mörder, ein Schneidergesell, Janos Libenyi aus Stuhlweißenburg in Ungarn, wurde am 26. Februar durch den Strang hingerichtet. Die anfängliche Vermuthung, daß er als Mitglied einer Verschwörung im Auftrage anderer gehandelt habe, bestätigte sich nicht. Libenyi war ein Fanatiker, revolutionär und voll Haß gegen Oestreich.

Indeß brachte das Jahr 1853 dem Kaiserhause auch ein frohes Ereigniß. Am 18. August verlobte sich Kaiser Franz Joseph mit der Prinzessin Amalie Eugenie Elisabeth, der zweiten Tochter des Herzogs Max in Baiern (Pfalz-Birkenfeld), geboren am 24. Oct. 1837. Die am 24. April 1854 folgende Vermählung ward für das ganze Reich, in Folge des Erlasses einer umfangreichen Amnestie, zugleich zu einem großen Versöhnungsfeste. Diese Amnestie wurde bei Gelegenheit der Reise des

Kaiserpaares nach Italien und im Mai 1857 nach Ungarn verallgemeinert.

Dieselben kirchlichen Tendenzen, welche wir am Schluß des 140. Abschnittes zu bemerken hatten, traten in Oestreich, wo die römische Kirche längst die bevorrechtete war, um so energischer hervor, jemehr die Regierung in ihrer Begünstigung eine Grundsäule ihrer eigenen Sicherung zu finden meinte. Es wurden Verhandlungen zum Abschlusse eines Concordats eingeleitet und am 18. August 1855 wurde dasselbe abgeschlossen. Die kirchliche Partei begrüßte es mit überschwänglichem Jubel, während es bei einem großen Theile der Bevölkerung, nicht bloß der katholischen, mannigfache Besorgnisse erweckte. Der Kirche war durch das Concordat eine fast unbedingte Machtfülle eingeräumt; sie erhielt die Herrschaft über die Schule, also über die Volkserziehung; der umfassendste Einfluß auf das bürgerliche und öffentliche Leben war ihr bewilligt.

Die bei der Ausführung des Concordats sich ergebenden Schwierigkeiten und Differenzen sollten durch eine im Jahre 1856 in Wien abgehaltene Conferenz von Bischöfen ausgeglichen und Vorschriften über die Ausführung aufgestellt werden.

Eine höchst bedeutsame Stellung nahm Oestreich in der inzwischen auf die Tagesordnung gebrachten orientalischen Frage ein, welche wir indeß unten in einem besondern Abschnitt behandeln.

142. Frankreich unter Ludwig Napoleon; Rußland und England.

In keinem Lande Europas hatte die Revolution des Jahres 1848 eine so tiefe Zerrüttung hervorgebracht, wie in Frankreich; kein Volk war so schnell von seiner vermeintlichen Höhe der Civilisation und Nationalehre zu einer so tiefen Erniedrigung und Entwürdigung herabgesunken. Frankreich war im Februar 1848 durch den kühnen Handstreich eines demokratischen Haufens plötzlich in eine Republik verwandelt worden, und durch die demokratische Herrschaft weniger Monate wurde das Land so zerrüttet, entkräftet und besonders so demoralisirt, daß es sich nicht so bald aus dieser Ohnmacht wieder zu erheben und die freie Selbstbestimmung wieder zu gewinnen vermochte. Die gemeinsame Gefahr vereinigte aber alle besseren Kräfte zu einer sogenannten großen Ordnungspartei, welche allen Umsturzbestrebungen der Demokratie und allen offenen Schilderhebungen der „rothen Republik“ mit Energie entgegentrat.

Als in Folge der Erhebung Ludwig Napoleons zum Präsidenten der Republik die Wahl einer neuen Nationalversammlung nöthig wurde, zeigte sich, wie weit die socialistischen Lehren schon um sich gegriffen hatten; denn in der neuen Versammlung waren bei weitem mehr Vertreter der „rothen Republik“ als in der frühern. Die Bekämpfung der römischen Republik durch französische Truppen rief einen neuen heftigen Aufstand in Paris hervor, welcher aber vom General Changarnier durch das kräftigste Einschreiten unterdrückt wurde. Ledru-Rollin, welcher an der Spitze der Erhebung gestanden hatte, mußte nun nach England fliehen.

Während aber die Ordnungspartei geeinigt war, so oft es galt, dem offenen Aufstand zu begegnen, konnte dieselbe in Bezug auf die zukünftige Regierung Frankreichs zu keiner Einigung kommen. Darin war sie einig, daß die Republik abgeschafft und die Monarchie wieder hergestellt werden sollte; aber die Legitimisten, deren Zahl sich ungemein vermehrt hatte, wollten die älteren Bourbonen unter Heinrich V. (Herzog von Bordeaux) wieder auf den Thron gesetzt sehen, während zahlreiche Orleanisten für die Rechte des Grafen von Paris stritten; andere wieder eine Vereinigung der ältern und jüngern Linie der Bourbonen anstrebten (Fusionisten); die Partei der Bonapartisten aber, welche Ludwig Napoleon und seine nächsten Freunde täglich zu vermehren wußten, die Erhebung desselben zum Kaiser als das Wünschenswertheste hinstellte. Je mehr die Furcht vor dem Aufstand zurücktrat, desto heftiger bekämpften sich diese verschiedenen Fractionen der Ordnungspartei untereinander, und desto ernster wurde besonders auch die Eifersucht zwischen dem Präsidenten der Republik und der Nationalversammlung. Ludwig Napoleon ging sehr besonnen zu Werke, und wußte sich im Gegensatz gegen die Ordnungspartei in der Nationalversammlung als Beschützer der Freiheit und der öffentlichen Wohlfahrt hinzustellen; während er keine Gelegenheit vorüber ließ, das Ansehen der Versammlung zu schwächen, war er vor allem bemüht, sich die Anhänglichkeit der Armee auf jede Weise zu erwerben. Sein gefährlichster Gegner war der General Changarnier, welcher den Oberbefehl über die Truppen und die Nationalgarde führte, und welchem man die Absicht zuschrieb, das Königthum wieder einzuführen. Plötzlich setzte ihn Ludwig Napoleon ab, und trotz der heftigsten Aufwallung der Leidenschaften in der Nationalversammlung führte der Präsident seinen Willen durch.

Hierdurch ermuthigt dachte er auf größere Thaten. Seine Präsidentschaft mußte nach der Verfassung im Jahr 1852 zu Ende gehen; er durfte verfassungsmäßig bei der Neuwahl eines Präsidenten nicht wieder gewählt werden, und so beschloß er denn, das Hinderniß der von ihm beschworenen Verfassung nicht achtend, sich die Herrschaft durch einen Gewaltstreich zu sichern. Mit einigen Freunden bereitete er im größten Geheimniß alles vor: die Garnison von Paris wurde aus Truppen zusammengesetzt, welche ihm blind ergeben waren, und besonders versicherte er sich der unbedingten Hingebung der Offiziere. Plötzlich in der Nacht vom 1. zum 2. December ließ er die Männer gefangen nehmen, von welchen er einen Widerstand gegen seine Pläne zu fürchten hatte, und als am andern Morgen die Nationalversammlung zusammentreten wollte, fand sie ihr Sitzungslocal verschlossen. Diejenigen Mitglieder, welche sich an einem andern Ort versammelten, um gegen den Gewaltstreich zu protestiren, wurden verhaftet. Eine Erhebung der Demokratie unterdrückte der General St. Arnaud in kurzen, doch blutigen Kämpfen am 3. und besonders am 4. December. Am Abende dieses Tages war die Ruhe vollständig hergestellt und der Staatsstreich gelungen. Die bedeutendsten Männer aller Parteien, Cavaignac, Changarnier, Thiers, Victor Hugo, die Generale Lamoricière, Bedeau u. A. wurden nun in die Verbannung geschickt, eine große Anzahl von Demokraten deportirt.

Ludwig Napoleon berief hierauf das französische Volk, um abzustimmen, ob es den Streich, durch welchen er das Vaterland aus den im Jahre 1852 drohenden Gefahren gerettet habe, billige oder nicht; zugleich legte er eine neue Verfassung vor und verlangte für sich die Ernennung zum Präsidenten auf 10 Jahre. Da in allen Provinzen treu ergebene Beamte mit der größten Strenge das Regiment führten und die Wähler überwachten, und da ein großer Theil der Bevölkerung in des Präsidenten That wirklich die endliche Errettung von dem drohenden „rothen Gespenst“ begrüßte, so war es nicht zu verwundern, daß die Abstimmung eine ungeheure Mehrheit (über 8 Millionen) für die neue Regierungsweise ergab. Wiewohl sich Ludwig Napoleon durch mehrere Maßregeln, besonders durch die Confiscation eines großen Theils der Orleansschen Besitzungen viele entfremdete, so wußte er doch sein Regiment, welches sich auf die Sympathien der Armee und der Arbeiterbevölkerung stützte, durch militärische Strenge und durch populäre Verheißungen bald so zu befestigen, daß er im Sommer 1852 unter

der Zustimmung von Millionen sich als erblichen Kaiser mit dem Namen Napoleon III. proclamiren konnte.

Dieser Schritt, welcher die Verträge von 1815 verletzte, erregte mancherlei Bedenken der alten Höfe, so daß die meisten nur zögernd ihre Anerkennung gewährten. Man fürchtete, daß eine Wiederaufnahme der napoleonischen Politik erfolgen werde, und obwohl der neue Kaiser versicherte, daß „das Kaiserreich den Frieden bedeute“ (l'Empire c'est la paix), so zweifelte man doch, ob sein Wille hinreichend stark genug sein würde, um dem Andrängen des die alten Traditionen nährenden Heeres zu begegnen.

Die Höfe schlossen sich daher eng aneinder an und bewiesen dem Kaiser eine Kälte, welche bei aller Höflichkeit doch in mancher Beziehung sogar verletzend war. Selbst Papst Pius IX., welcher ihm seine Wiedereinsetzung verdankte, war nicht zu bewegen, zur Krönung nach Paris zu kommen, und nicht minder schlugen des Kaisers Bewerbungen um die Hand einer Prinzessin von fürstlichem Geblüt fehl. Da reichte er einer schönen Spanierin, dem Fräulein Eugenie von Montijo, Gräfin von Theba, seine Hand und erklärte, „daß Frankreich seine Beziehungen zu den alten Monarchien vielmehr durch eine offene und loyale Politik als durch Allianzen feststellen müsse, welche geeignet wären, in eine falsche Sicherheit zu wiegen und das Familieninteresse an Stelle des Nationalinteresses zu setzen. Auch hätten die fremden Prinzessinnen Frankreich kein Glück gebracht: eine einzige gekrönte Frau noch lebe im Gedächtniß des Volks und diese, die bescheidene und gute Frau des Generals Bonaparte, sei nicht aus königlichem Blut entsprossen gewesen“.

Die Civilehe des Kaisers fand am 29. Januar, die kirchliche Trauung am 30. Januar 1853 in Notre-Dame statt.

Indeß sollte der Kaiser Napoleon, welcher bei Gelegenheit seiner Vermählung sich selbst als einen „Emporkömmling“ den alten Dynasten gegenüber bezeichnet hatte, gar bald glänzende Genugthuung erhalten. Die Gelegenheit gab der orientalische Krieg, dessen Verwickelungen er mit eben so viel Umsicht als Mäßigung benutzte, um sich, wenn auch nicht das Amt eines europäischen Schiedsrichters, so doch das Ansehen einer Ausschlag gebenden Macht zu gewinnen. Paris wurde ein paar Jahre später nicht bloß der Mittelpunkt fast aller diplomatischen Verhandlungen über die schwebenden europäischen Fragen — der junge Kaiserhof ward auch Gegenstand der ausgesuchtesten Courtoisie, mit welcher

ihn die europäischen Fürsten theils durch Besuche, theils durch glänzende Beschickungen beehrten, und damit nichts dem Glücke des Kaisers fehle, ward seine Dynastie durch die Geburt eines Sohnes, Napoleon Eugen Louis Jean Joseph (geb. 16. März 1856), gesichert.

Napoleon war nach den verschiedenen Richtungen hin bemüht, den Beifall der Franzosen zu gewinnen, seiner Regierung Vertrauen und Glanz zu gewinnen und so seinen Thron zu befestigen. Er verpflichtete sich den Klerus durch die dem Papste gewährte Hülfe; dem Arbeiterstande gab er durch großartige Bauten in Paris Beschäftigung und Beruhigung; für die materiellen Interessen des Landes sorgte er mit größter Aufmerksamkeit und Energie, und endlich dem Heere gab er, wie bald erzählt werden soll, durch klug geführte Kriege Gelegenheit zu glänzenden Thaten. In der That war ein großer Theil der Bewohner Frankreichs, namentlich in den Provinzen, der kaiserlichen Regierung geneigt, weniger aus Anhänglichkeit, als aus dem Gefühle, daß man den Kaiser, der die revolutionären Leidenschaften niederhalte, unterstützen müsse. Aber trotz aller Thätigkeit und Geschicklichkeit vermochte Napoleon III. doch nicht, die Gesinnung Frankreichs sich mit hinreichender Zuverlässigkeit zuzuwenden. Sein Regierungssystem barg große Gefahren in seinem Innern. Der überhandnehmende Luxus entfesselte die Geldgier und den waghalsigen Börsenschwindel; so wucherte die Selbstsucht empor, die keine Treue kennt. Die Gewöhnung des französischen Volkes an freie Bewegung der öffentlichen Discusion blieb bei der herrschenden Unterdrückung der Rede und der Presse unbefriedigt, und der Sinn der gebildeten Klassen entfremdete sich dem nur Geld und Glanz verheißenden kaiserlichen Scepter. Im Verborgenen gährte der Parteihaß und die unversöhnliche Feindschaft der Republikaner und Socialisten. Mehrere Attentate gegen das Leben Napoleons III. gaben davon Beweise. Im April 1855 paßte der Italiener Pianori dem Kaiser auf, als er sich zu Pferde nach den elyseischen Feldern begab, und feuerte in nächster Nähe zwei Pistolenschüsse auf ihn ab, ohne ihn zu treffen. 1857 wurde ein neuer Mordanschlag gegen den Kaiser noch vor seiner Ausführung entdeckt. Drei Italiener (Grilli, Tibaldi, Bartoloni) wurden ergriffen und zu schweren Strafen verurtheilt.

143. Der orientalische Krieg.

Wir haben schon wiederholentlich der großen orientalischen Frage gedacht und kommen jetzt auf dieselbe zurück, um sie speciell in ihrer Veranlassung, in ihrem kriegerischen Ausbruch und ihrer friedlichen Beilegung zu beleuchten, zum voraus bemerkend, daß ihre Wichtigkeit minder in den zum Theil erschütternden Begebenheiten der Feldzüge, welche sich über einen großen Theil Europas und Asiens, so wie über weite Meeresstrecken verbreiteten, als in der Umwandlung der europäischen Machtverhältnisse, überhaupt des Systems der europäischen Politik liegt.

Als Vorspiel des großen Conflicts, welcher plötzlich den so lange bewahrten Weltfrieden unterbrach, gingen die türkischen Händel mit Montenegro voraus, einem kleinen Gebirgslande von 80—90 Quadratmeilen im nordwestlichen Winkel von Albanien, dessen Bewohner sich eine factische Unabhängigkeit unter ihrem Wladika ertrotzt hatten und ihrer Armuth durch Raubzüge nach Bosnien abzuhelfen pflegten. Um diesen ein Ende zu machen, zog im J. 1852 die Pforte unter Omer Pascha, einem Renegaten, welcher bereits Proben seines Talents gegeben hatte und bald zu hoher Berühmtheit gelangen sollte, in Bosnien eine Armee zusammen, welche Montenegro von allen Seiten einschloß und im Januar 1853 schon die Hauptstadt des Landes bedrohte.

Da gebot Oestreich, welches fürchtete, daß durch Fortsetzung des Krieges die unter den slavischen Völkerschaften gährende Aufregung vermehrt werden könnte, den weitern Fortschritten der Türken Halt. Graf Leiningen wurde zu dem Zwecke nach Constantinopel geschickt, wo er auch noch andere Forderungen Oestreichs geltend zu machen suchte, und benahm sich dabei in so energischer Weise, daß die Pforte, von der ihr sonst befreundeten Diplomatie ohne jede Unterstützung gelassen, in allen Punkten nachgab.

Man freute sich indeß in Wien nicht lange des in Constantinopel errungenen Triumphs, welcher von Rußland nur in der Absicht befördert worden zu sein scheint, um seinerseits der Unabhängigkeit der Pforte einen noch empfindlicheren Schlag beizubringen.

Der Sendung des Grafen Leiningen folgte die des Fürsten Menschikow auf dem Fuße nach, welcher vom Kaiser Nikolaus den Auftrag erhielt, wegen Montenegros und wegen der „heiligen Orte“ mit der hohen Pforte in Unterhandlung zu treten.

Der Charakter des Unterhändlers, sowie die Art und Weise seines Auftretens bewiesen, daß Rußland es auf einen Hauptschlag abgesehen hatte. Der Fürst, ein Moskowite vom Wirbel bis zur Zehe, reiste in den ersten Tagen des Februar von Odessa ab, nachdem er über ein dort zusammengezogenes Armeecorps und später über die bei Sebastopol vereinte Flotte des schwarzen Meeres Revue abgehalten hatte, und langte am 28. Februar in Constantinopel an, von der gesammten griechischen Bevölkerung mit Jubel empfangen.

Unter den niedern Classen hatte sich das Gerücht verbreitet, der Fürst werde mit den Griechen von Constantinopel das nächste Osterfest in der St. Sophienkirche feiern, und auch unter der übrigen Bevölkerung herrschte eine zum Theil durch alte Prophezeiungen geweckte Aufregung, welche der türkischen Regierung nicht gleichgültig bleiben konnte, um so weniger, als das Benehmen Menschikows darauf angelegt schien, Conflicte herbeizuführen.

Nachdem er dem Großwesir den gewöhnlichen Besuch gemacht, weigerte er sich, dieselbe Höflichkeit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fuad Effendi, der, der Etikette gemäß, jetzt an der Reihe gewesen wäre, zu erweisen, unter dem Vorwande, daß Rußland besondere Beschwerdegründe gegen diesen Minister habe. Das Abtreten desselben war der erste Beweis von Nachgiebigkeit Seitens der Pforte.

Inzwischen war einer der russischen Beschwerdepunkte — Montenegro betreffend — bereits durch die Dazwischenkunft des Grafen Leiningen erledigt worden und blieb also nur die Frage wegen der „heiligen Stätten“ übrig.

Die „heiligen Stätten“ sind Kirchen, die an den Orten, wo die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Christi ihren Schauplatz fanden, erbaut wurden und der Streit um dieselben berührt weniger die Türken, als die beiden rivalisirenden Zweige der katholischen Kirche, die römische und die griechische, von welchen erstere sich des französischen, letztere sich des russischen Schutzes erfreute. Die französischen Ansprüche datiren von einer zwischen Franz I. und Suleiman dem Prächtigen abgeschlossenen Convention von 1640, welche die Rückgabe der heiligen Stätten an die Franzosen anordnete; die griechischen beruhen auf Documenten von zweifelhafter Echtheit. Welche Orte speciell jeder Kirche gehören, ist leider nirgends gesagt und es entstanden daher über die Einzelheiten des Besitzstandes fortwährend Streitigkeiten, namentlich seit

dem Brande der heiligen Grabkirche (1808), welche die Griechen auf eigene Kosten ausbesserten.

Frankreich, dessen neue Regierung eine Hauptstütze in der katholischen Geistlichkeit fand und sich ihr dankbar erweisen wollte, reclamirte im Jahre 1851 acht heilige Orte für die römisch-katholische Kirche und setzte seine Forderung durch; aber erschreckt durch das Mißvergnügen, welches man in Petersburg darüber zu erkennen gab, ertheilte die Pforte auch der griechischen Kirche einen Firman, wodurch die den Römisch-Katholischen gemachten Concessionen wieder beschränkt wurden. Auch wurden die Rechtsansprüche der Griechen auf das heilige Grab ausdrücklich anerkannt. Aber auch diese Concession nahm die Pforte wieder zurück, indem sie den Firman in Jerusalem nicht öffentlich verlesen ließ, wodurch er erst volle Rechtskraft erlangt haben würde. Dies geschah vielmehr erst Ende 1852 auf Andringen Rußlands; aber es blieben außerdem immer noch Differenzpunkte, wie z. B. über den Besitz der Schlüssel zum heiligen Grabe, übrig, und die Schlichtung derselben zu erlangen, war der angebliche Zweck der Menschikowschen Mission, deren eigentliche Bedeutung aber darin lag, daß Rußland eine Katastrophe herbeiführen wollte, um den „kranken Mann", wie Kaiser Nikolaus in seiner Unterhaltung mit dem englischen Gesandten in Petersburg die Türkenherrschaft bezeichnet hatte, beerben zu können.

Der Gesandte wollte anfangs wegen der heiligen Stätten nur mit der Pforte, ohne Zuziehung Frankreichs, verhandeln, trotzdem dieses vorzüglich dabei betheiligt war; doch drang er mit diesem Ansinnen nicht durch und in Folge der gemeinschaftlichen Verhandlungen erhielten die Vergünstigungen, welche der Sultan den beiden rivalisirenden Kirchen gewährt hatte, eine neue Erläuterung, welche den Griechen Bürgschaft gegen alle Uebergriffe der Lateiner gab und diesen zugleich alle Rechte ließ, welche ihnen verliehen worden.

Diese Erläuterung, in Gestalt eines Firmans ertheilt, ließ daher die den Franzosen durch Capitulationen ertheilten Rechte unverletzt; indeß hatte Frankreich bei der ersten Nachricht von der Sendung des Fürsten Menschikow seine Mittelmeerflotte nach den griechischen Gewässern geschickt und England eingeladen, sich dieser Demonstration anzuschließen. Aber England, welches in der Frage der heiligen Stätten lediglich einen Streit zwischen der russischen und französischen Regierung sah, bei dem es sich bloß um die Rechte der beiden rivalisirenden Kirchen handelte, nicht um die

Unabhängigkeit des türkischen Reichs, worüber außerdem Baron Brunnow in London die bündigsten Versicherungen gab, unterstützte die Forderungen Rußlands.

Bald jedoch sollte sich die Tragweite der russischen Pläne enthüllen, für deren Durchsetzung es in der allgemeinen Lage Europas eine verführerische Verlockung gefunden hatte. Kaiser Nikolaus rechnete auf Mitwirkung der deutschen Höfe und hielt die Abneigung Englands und Frankreichs für unüberwindlich, wie sich aus seiner Unterhaltung mit dem englischen Gesandten in London, Lord Seymour, ergab.

Eben glaubte man die Frage wegen der heiligen Stätten geregelt zu haben, als Fürst Menschikow mit einer neuen Forderung hervortrat, welche jener eine ganz unerwartete Bedeutung gab. Er forderte nämlich als Bürgschaft für die Zukunft eine förmlich ausgesprochene Verpflichtung der Pforte, wodurch diese, der Sache nach, ihre christlichen Unterthanen unter die Herrschaft des Czaren gestellt hätte. Rußland war sich gar wohl bewußt, welche ausschweifende Forderung es stellte, weshalb es seine Verhandlungen mit der Pforte in das strengste Geheimniß hüllte und ihr für die Erfüllung nur eine kurze Frist von fünf Tagen bewilligte. Aber die Pforte war auf ihrer Hut. Obwohl sie im Wesentlichen die Forderungen Rußlands genehmigte, verweigerte sie doch die verlangte Form des Seneds (Vertrages), durch welchen sie gewissermaßen ihre Abdankung besiegelt haben würde.

Zugleich ging eine Ministerveränderung im antirussischen Sinne vor sich, und was die Hauptsache — Lord Stratford de Redcliffe war wieder in Constantinopel eingetroffen, um durch seine Rathschläge der Pforte Muth einzuflößen.

Der russische Unterhändler ließ nunmehr zwar etwas von der Strenge seiner Forderung nach, da aber die Pforte auch hierauf nicht einging, verließ Fürst Menschikow am 21. Mai mit dem russischen Gesandtschaftspersonal Constantinopel. Indeß schritt Rußland noch nicht zum Aeußersten; vielmehr stellte es eine nochmalige Frist, nach deren fruchtlosem Verlauf es die Donaufürstenthümer zu besetzen drohte. Diese Drohung ward auch in Vollzug gesetzt, und obenein nahm Rußland, da die beiden Westmächte erschreckt durch sein Vorgehen sich vereinigt hatten, ihre Flotten nach dem Eingang der Dardanellen zu schicken, die Miene an, als sei es nun selbst der angegriffene Theil.

Der Einmarsch der Russen in die Fürstenthümer hatte am 2. Juli begonnen und hatte solche Maßregeln im Gefolge, welche mit ihren Versicherungen, nur auf Erhaltung längst erworbener Rechte hinwirken zu wollen, schwer in Einklang zu bringen waren. Es erhielten nämlich die Fürsten der Moldau und Walachei Befehl, alle officielle Beziehungen mit der türkischen Regierung abzubrechen und ihr ferner keinen Tribut zu zahlen.

Indeß war die Diplomatie noch immer geschäftig, eine Vermittelung herbeizuführen und ließ den factisch gebrochenen Frieden noch nicht als Krieg gelten, namentlich bemühte sich das Wiener Cabinet, zwischen den Parteien zu vermitteln, und brachte es auch wirklich dahin, daß die Gesandten der vier Mächte: Frankreich, England, Oestreich und Preußen in Wien zu einer Conferenz zusammentraten, wobei sie sich am 21. Juli über eine Note vereinigten, welche, die Vergleichspunkte enthaltend, nach Petersburg und Constantinopel zur Annahme geschickt ward. Dort erklärte man sich zur Annahme bereit, in Constantinopel aber ward sie abgelehnt und eine Modification derselben in Vorschlag gebracht, wodurch verhindert werden sollte, daß das russische Cabinet dem Vertrage eine Deutung gebe, welche nicht in der Absicht der verbündeten Mächte liegen konnte. Dem widersetzte sich Rußland. Die Folge war eine Spaltung unter den vermittelnden Mächten selbst, indem die Westmächte den Wiener Entwurf fallen ließen, während Oestreich neutral bleiben zu wollen erklärte und Preußen sich die Freiheit seiner Entschließungen vorbehielt. Ein Versuch des Kaisers Nikolaus, durch seinen persönlichen Einfluß die beiden letztgenannten Staaten auf seine Seite zu ziehen, mißlang vollständig.

Am 26. September erfolgte die Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland, welche in einem Manifest vom 4. October der Welt bekannt gemacht wurde. Zu gleicher Zeit lief eine Abtheilung der englisch-französischen Flotte in die Dardanellen ein, sowohl um bei etwaigen Unruhen die christliche Bevölkerung zu schützen, als auch um das vollständige Eintreten des Kriegszustandes zu constatiren.

Dem Kriegsmanifest folgte am 10. die Aufforderung Omer Pascha's an den Fürsten Gortschakow, die Donaufürstenthümer zu räumen, und da diese natürlich ohne Erfolg blieb, nahmen die Feindseligkeiten ihren Anfang, indem am 11. einige russische Dampfschiffe bei Isakscha die Durchfahrt unter dem Feuer der türkischen

Batterien forcirten. Die Türken begannen ihre Angriffsbewegungen am 25. mit dem Stromübergange bei Widdin, um sich bei Kalafat zu verschanzen. Fast gleichzeitig geschahen Angriffe auf die übrigen Donauübergänge bei Kalarasch, Giurgewo und Oltenizza zum Theil mit gutem Erfolg, überall unter für die türkischen Waffen nicht unrühmlichen Gefechten. Auch in Asien begann der Krieg unter glücklichen Auspicien für die Türken, indem sie durch einen nächtlichen Ueberfall das etwa zehn Stunden von dem türkischen Hafen Batum in Transkaukasien liegende Fort St. Nikolaus oder Scheffetil nahmen und fünf Stürme der Russen, welche das Fort zurückerobern wollten, mannhaft zurückschlugen.

Die Welt war erstaunt über diesen Anfang eines Krieges, für welchen Rußland sich seit Jahren militärisch und diplomatisch gerüstet hatte und man war geneigt, die Kriegstüchtigkeit der Türken jetzt eben so sehr zu überschätzen, als man sie vorher gering geachtet hatte. Doch setzte fürs erste die eintretende schlechte Witterung den Kriegsoperationen an der Donau ein Ziel, und die europäische Diplomatie machte einen neuen Versuch zur Aussöhnung, indem die Gesandten Frankreichs, Englands, Oestreichs und Preußens am 5. December in Wien eine an die Pforte gerichtete Collectivnote unterzeichneten, wo sie dieselbe aufforderten, die Bedingungen anzugeben, unter welchen sich die osmanische Regierung zu Anknüpfung von Friedensunterhandlungen verstehen wollte, während sie selbst sich in einem Protokoll „zur Aufrechthaltung der Integrität der Pforte“ verpflichteten.

Indeß trat ein Zwischenfall ein, der alle Friedensaussichten über den Haufen warf. — In Asien hatte sich das Schicksal der Schlachten gegen die Türken gewendet und am 30. November ward die türkische Flotte des Schwarzen Meeres im Hafen von Sinope von dem Admiral Nachimow angegriffen und nach verzweifelter Gegenwehr in die Luft gesprengt, bis auf den kleinen Dampfer „Taif“, welcher die russische Schlachtlinie durchbrach und die Unglückspost nach Constantinopel brachte. Dieser Sieg der Russen, fast angesichts der vereinigten Flotten erfochten, ward in Paris und London wie eine Verhöhnung der eigenen Seemacht betrachtet, und da nunmehr auch die Nachricht eintraf, daß der russische Einfluß in Persien die Oberhand gewonnen und der englische Gesandte Teheran verlassen habe, sah sich das englische Cabinet Aberdeen zu energischeren Maßregeln genöthigt. Diese bestanden in einer an Rußland erlassenen Erklärung, daß die beiden

Seemächte mit ihren im Marmarameer liegenden Flotten das schwarze Meer besetzen und die russischen Schiffe in ihre Häfen zurückweisen würden. Die Maßregel wurde auch in Ausführung gebracht, ohne daß Rußland sogleich einen casus belli darin fand; doch wurden die Gesandten in Paris und London, die Herren von Kisselew und von Brunnow abberufen, worauf auch der englische und französische Gesandte in Petersburg, Sir H. Seymour und Hr. von Castelbajac, ihre Pässe verlangten.

Inzwischen war die Wiener Conferenz noch in Thätigkeit, aber die von der Pforte auf Grund der Collectivnote vom 5. December gestellten Bedingungen wurden durch die russischen Gegenpropositionen abgelehnt und diese wieder von der Conferenz für nicht annehmbar befunden. Der Ueberbringer dieser Gegenpropositionen, Graf Orlow, hatte auch wohl weniger auf deren Annahme gerechnet, als die Gelegenheit benutzen wollen, Zwietracht in das Lager der Verbündeten zu verpflanzen. Aber Preußen ebenso wie Oestreich schlugen das angetragene Neutralitätsbündniß aus und in Wien machte man jetzt schon auf die Gefahren aufmerksam, von welchen Oestreich bedroht wäre, wenn Rußland auf das rechte Donau-Ufer übersetze, Gefahren, gegen deren Eventualität es sich durch Zusammenziehung eines Truppencorps in den, dem Kriegsschauplatz zunächst gelegenen Provinzen zum voraus sicher stellen müsse.

Die Westmächte aber stellten ein Ultimatum, wonach Rußland bis zum 30. April (1854) die Fürstenthümer räumen sollte. Da weder diese Räumung stattfand, noch die inzwischen fortgesetzten diplomatischen Vermittelungsversuche zum Ziele führten, ward am 27. März von Frankreich und England der Krieg erklärt, ohne daß Oestreich und Preußen sich dieser Erklärung anschlossen. Doch vereinbarten sich die vier Mächte zu einem neuen Protokoll (vom 6. April), welches insofern von Wichtigkeit war, als es, die früheren Verträge zwischen Rußland und der Pforte mit Stillschweigen übergehend, deren Wiederherstellung als Grundlagen des Friedens fallen ließ und die neuen Bedingungen von dem Einverständniß der vier Mächte abhängig machte.

Inzwischen blieben die Türken noch lange Zeit hindurch auf ihre eigene Tapferkeit oder Standhaftigkeit angewiesen, welche sie wiederum in rühmlichster Weise in den Gefechten bei Csetate (am 5. Januar) und Kalarasch (4. März) an den Tag legten,

obwohl die Russen trotz allen Widerstandes doch bei Hirsowa die Donau überschritten und die Dobrutscha bis zum Trajanswall überschwemmten.

Die ersten Kanonenschüsse der Westmächte, welche sich am 13. März mit der hohen Pforte und am 10. April unter einander zu einem Schutz- und Trutzbündniß vereinigt hatten, hörte Rußland im schwarzen Meere. Die Alliirten bombardirten Odessa (22. April), schlossen die russische Flotte im Hafen von Sebastopol ein und nahmen Redut-Kaleh an der asiatischen Küste (18. Mai).

Auch die englisch-französischen Landtruppen waren indessen in der Türkei eingetroffen und hatten bei dem Dorfe Bulahie ein verschanztes Lager bezogen. Doch ward in einem am 12. Mai zu Varna gehaltenen Kriegsrath beschlossen, daß die französische Armee, welche unter dem Obercommando des Marschalls St. Arnaud stand, zur Deckung des Balkan nach Adrianopel marschiren, die Engländer aber unter Lord Raglan nach Varna eingeschifft werden sollten. Die Türken blieben also nach wie vor den Offensivstößen der russischen Armee, deren Oberbefehl der Feldmarschall Paskewitsch übernommen hatte, allein ausgesetzt; doch verging eine geraume Zeit, bevor die Veränderung in den Stellungen der russischen Armee, welche für nöthig befunden wurden, ausgeführt waren. Paskewitsch bereitete nämlich ein Unternehmen vor, welches im Fall des Gelingens die russische Waffenehre wieder herzustellen und der Armee einen Weg in das Innere des türkischen Reichs zu öffnen geeignet war: die Belagerung von Silistria.

Das Unternehmen versprach um so leichtern Erfolg, als die Türken in ihrer gewöhnlichen Sorglosigkeit weder daran gedacht hatten, dem verfallenen Zustande der Festungswerke bei Zeiten abzuhelfen, noch eine entsprechende Besatzung hineinzulegen. In der Nacht vom 17. bis 18. Mai wurden die Belagerungsarbeiten gegen die östliche Seite der Festung eröffnet; doch beschränkten sich die Russen bis zum 27. Mai auf eine starke Beschießung der Stadt und Festung und versuchten erst am 28. den Sturm auf Arab Tabia, ein detachirtes Werk, welches nach Angabe der ehemaligen preußischen Offiziere Kuczkowsky (Muchlis Pascha) und Blum angelegt, den Schlüsselpunkt zu den übrigen Werken abgab. Die Russen gelangten bis in das Werk selbst, wurden aber nach einem verzweifelten Handgemenge hinausgeworfen und ihr zweiter und dritter Sturm eben so tapfer abgeschlagen.

Man mußte sich also auf eine mehr methodische Belagerung einschränken, bei welcher der tapfere Commandant von Silistria, Mussa Pascha, seinen Tod fand und Paskewitsch selbst eine Contusion an der Hüfte erhielt, welche ihn nöthigte, sich nach Jassy bringen zu lassen. Auch General Schilder, welcher die Belagerungsarbeiten leitete und auf dessen Minenkünste man hauptsächlich gerechnet hatte, ward am 13. Juni so schwer verwundet, daß er bald darauf starb. Fürst Gortschakow, welcher nach der Entfernung des Fürsten Paskewitsch den Befehl übernommen hatte, setzte das angefangene Unternehmen fort, als er plötzlich von St. Petersburg den Befehl erhielt, die Belagerung aufzuheben und sich mit allen seinen Truppen hinter den Sereth zurückzuziehen. Der Abzug erfolgte in der Nacht zum 23. Juni, von den Türken unbemerkt, daher auch ohne allen Verlust von Belagerungsmitteln. Als eines der letzten Opfer der Belagerung, welche den Russen 12,000 Mann gekostet haben soll, starb am selben Tage der englische Oberst Butler an einer Wunde, welche er wenige Tage vorher in Arab Tabia erhalten hatte; einige Wochen später verschied sein gefeierter Waffengefährte Obrist Grach, ein Preuße von Geburt, in Rustschuck an der Cholera.

Die plötzliche Aufhebung der Belagerung Silistrias war eine Folge der Politik Oestreichs, welches am 14. Juni eine Convention mit der Pforte wegen Besetzung der Fürstenthümer abgeschlossen und eine drohende Truppenaufstellung in der Flanke der Russen genommen hatte. Zu diesem drohenden Vorgehen hatte sich Oestreich entschlossen, nachdem es eingesehen, daß der rein locale Charakter des Krieges durch die active Theilnahme der Westmächte an demselben verloren gegangen war, es sich also darum handelte, der drohenden Uebermacht Rußlands für die Zukunft Schranken zu setzen. Indeß hatte Oestreich sich durch die Aprilconvention mit Preußen (20. April 1854) den Rücken und die Flanken gedeckt, ehe es zu der erwähnten Demonstration schritt.

Am 13. August erklärte das Petersburger Cabinet, die russischen Truppen würden „aus strategischen Gründen" die Fürstenthümer räumen, was denn auch geschah; worauf die Oestreicher statt ihrer einrückten.

Während auf solche Weise der Krieg von der Donau entfernt wurde, hatte der Seekrieg außer im schwarzen Meere auch in der Ostsee begonnen, wo die Flotte des Viceadmirals Napier die Hafenstädte am bottnischen Meerbusen heimsuchte und nach

Verbindung mit der französischen Flotte unter dem Viceadmiral Parseval Deschênes die befestigte Insel Bomarsund eroberte, (16. August), deren Werke geschleift wurden. Auch das weiße Meer und die westlichen Küsten des stillen Oceans wurden zum Kriegstheater; namentlich schien hier die Expedition gegen Peterpaulowsk in Kamtschatka von Wichtigkeit, weil die Verbündeten hier denjenigen Theil der russischen Flotte zu finden hofften, welcher zur Friedenszeit im stillen Ocean kreuzt. Aber der am 20. August begonnene Angriff hatte keinen sonderlichen Erfolg und eine am 4. Sept. unternommene Landung fiel entschieden unglücklich aus. Ueberhaupt hatten die Seeoperationen keinen entscheidenden Einfluß auf den Gang des Krieges, nur daß sie die Inferiorität der russischen Flotte zeigten, welche nirgends den Kampf aufzunehmen wagte und die Verproviantirung und Communication der russischen Streitkräfte theils erschwerten, theils unmöglich machten. Auch die im J. 1855 erneuerte Expedition nach dem baltischen Meere brachte kein anderes Resultat, als eine vollständige Küstenblocade, einen für die Diplomatie nicht gering anzuschlagenden moralischen Druck auf die benachbarten Staaten und die fruchtlose Beschießung Sweaborgs (9. und 10. August). Die Entscheidung lag in dem Feldzuge in der Krim.

Der Feldzug in der Krim. Die Belagerung Sebastopols. Anfang August 1854 waren 32,000 Engländer und 45,000 Franzosen bei Varna vereinigt; erst am 5. Sept. aber konnten die Geschwader aus der Bucht von Baltschuck unter Segel gehen, und zwar zunächst nach der Schlangeninsel, welche als Rendezvous für die Transportschiffe auserlsehen war. Am 14. Sept. ward die Landung von 58,000 Mann bei Eupatoria glücklich bewerkstelligt. Erst an der Alma kam es (am 20. Sept.) zu einem blutigen Zusammentreffen, welches die Verbündeten unter dem Commando des sterbenden St. Arnaud zum Siege führte. Die zwei nächsten Tage wurden von der Sorge für die Verwundeten und das Begraben der Todten in Anspruch genommen, worauf man am 23. die Katscha überschritt und auch den Belbek, ohne Widerstand zu finden, passirte. Indeß erfuhr man hier, daß ein an der Ausmündung dieses Flusses belegenes Fort die Ausführung des Planes, dort die Flotte ankern und das Belagerungsmaterial nach der Nordseite der Festung schaffen zu lassen, unmöglich machte. Man beschloß also, sich mittels eines Flankenmarsches auf die südliche Seite Sebastopols zu werfen und sich des Hafens von Balaklawa

zu bemächtigen. Dieses kühne Manöver wurde mit Glück ausgeführt. Die Engländer trafen zuerst an Ort und Stelle ein, die Franzosen folgten ihnen zwei Tage später. Sie standen jetzt unter dem Befehl des Generals Canrobert, denn Marschall St. Arnaud hatte am 26. Sept. im Biwacht an der Tschernaja wegen seines Gesundheitszustandes das Commando niederlegen müssen. Schon seit Jahren an einem unheilbaren Herzleiden erkrankt, hatte er sich dennoch zur Uebernahme des Oberbefehls über die Orientarmee angeboten. Die Ueberfahrt nach der Krim hatte seine Leiden verschlimmert, und während der Schlacht an der Alma blieb er zwölf Stunden zu Pferde, obgleich er die größten Qualen erlitt und zuletzt so schwach wurde, daß er sich von zwei Ordonanzoffizieren auf dem Pferde erhalten lassen mußte. Ein Choleraanfall steigerte seinen üblen Zustand bis zur Hoffnungslosigkeit und er begab sich an Bord des „Berthollet", wo er am 29. starb. Sein Nachfolger, Canrobert, 46 Jahre alt, war einer der berühmten „afrikanischen Generale", da er seit 1835 alle Feldzüge in Algerien mitgemacht hatte.

Am 28. Sept. begann die Belagerung, deren Wechselfälle so lange Zeit hindurch Europa, ja überhaupt die gesammte civilisirte Welt in Spannung erhalten sollten. Sie war eine der merkwürdigsten unter allen ähnlichen Waffenthaten, von denen die Geschichte bis dahin zu erzählen hatte; denn nicht bloß daß hier Armeen gegeneinander fochten um den Besitz der einen Stadt, wobei die Rolle des Belagerers mit der des Belagerten oftmals wechselte; daß die Kriegstüchtigkeit sich nicht bloß in der offenen Feldschlacht, sondern noch vielmehr im Ertragen der Lagerbeschwerden, welche namentlich im ersten Winter entsetzlich waren, zu bewähren hatte: so war dieser Kampf zugleich ein Triumph der Erfindungskraft, welche sich überbot, um Werkzeuge der Zerstörung oder Vertheidigung zu ersinnen und ihre Herbeischaffung zu ermöglichen oder zu beeilen.

Am 17. Oct. fand das erste Bombardement statt, wobei 116 Geschütze der Landbatterien ihr verderbliches Feuer gegen die russischen Werke eröffneten, welche aus 250 Stücken des schwersten Kalibers donnernde Antwort gaben. Auch die vereinigten Flotten nahmen an dem Bombardement Theil, ohne sich eines erheblichen Erfolges rühmen zu können. Der empfindlichste Verlust der Russen, welche unter dem Commando des Fürsten Menschikow standen, war der Tod des Admirals Kornilew, welcher in dem Augen-

blicke, da er aus dem Portikus des Theaters trat, wo er einen Befehl geschrieben, von einer Kanonenkugel getroffen ward.

Am 28. October machte Fürst Menschikow einen erfolgreichen Angriff auf die Stellung der Engländer bei Balaklawa, wobei durch unkluge Verwendung die englische Reiterei des Lord Lucan zu Grunde ging; am 5. November kam es zu einer abermaligen blutigen Schlacht bei Inkerman, wo die Engländer überfallen, muthig, aber in Verwirrung, fast im Handgemenge kämpfend, durch die rechtzeitige Hülfe der Zuaven gerettet wurden. Die Russen, welche unter den Augen der aus Petersburg herbeigekommenen Großfürsten Nikolaus und Michael fochten, mußten mit schwerem Verluste sich zurückziehen.

Es trat jetzt eine Art Pause ein, da man beiderseitig auf Verstärkungen wartete; doch war diese Zeit verhältnißmäßiger Waffenruhe mit schwereren Verlusten für die Verbündeten verknüpft, als die Zeit des Kampfes. Fürchterliche Stürme auf dem schwarzen Meere zertrümmerten und zerstreuten die Transportschiffe, und die schlechte Witterung, in Folge deren die Laufgräben fußhoch mit Wasser sich anfüllten, brachten Krankheiten, deren Gefährlichkeit durch Mangel aller Art gesteigert ward. Namentlich litten die Engländer, deren schlechtes Verwaltungssystem die Armee an den Abgrund des Verderbens brachte. — Der Feldzug von 1854 schloß auf diese Weise verderblich genug; aber die Verbündeten hielten sich doch in der Krim, und das war Erfolg genug.

Der Feldzug in Asien. Wir haben oben mitgetheilt, wie die Türken in Asien nach einigen glücklichen Coups bald empfindliche Niederlagen zu erleiden hatten. Seit dem 1. December 1853 waren die Türken auf ihr eigenes Gebiet zurückgedrängt, aber immer noch 66,000 Mann stark, unter dem Befehl Sarif Pascha's, welcher zwar eben so unfähig war als sein Vorgänger Abdi Pascha, aber doch mehrere tüchtige ungarische und polnische Offiziere in seinem Stabe hatte, welche einige Ordnung in das Chaos brachten, was namentlich dem ehemaligen ungarischen Insurgentengeneral Guyon (Kurschid Pascha) gelang. Doch kam es lange Zeit zu keiner erheblichen Waffenthat. Erst im Juni wurden die Feindseligkeiten ernstlicher und am 16. brachten die Russen unter Andronikow dem Solim Pascha bei Usurgheti eine empfindliche Niederlage bei.

Auch gelang es den Russen (unter Wrangel) Bagasid zu nehmen, was Sarif Pascha, der bis dahin in Kars geblieben war,

zu einer Angriffsbewegung veranlaßte, um die Verbindung Wrangels mit Bebutow zu hindern. Aber er ging in sein Verderben. Am 4. August stießen die feindlichen Heere aufeinander und die türkische Armee erlitt eine so vollständige Niederlage, daß nur einzelne Trümmer derselben sich nach Kars retten konnten. Ganz Kleinasien stand den Russen jetzt offen, wären sie nicht von den kaukasischen Bergvölkern bedroht und durch die Herrschaft der Alliirten auf dem schwarzen Meere von der nächsten Communication mit Rußland abgeschnitten gewesen, weshalb sie es, trotz ihrer Erfolge, vorzogen, sich vorerst auf Tiflis zurückzuziehen. Indeß ergriffen die Russen bald von neuem die Offensive und gingen auf Kars los, um dessen Eroberung oder Vertheidigung sich die ferneren Kriegsoperationen in Asien drehten. Zwar kam Omer Pascha, in Folge der untergeordneten Stellung, die man seinen Armeen in der Krim aufnöthigte, 1855 nach Kleinasien und zog gegen Kutais, in der Hoffnung, die Russen von Kars wegzulocken; aber die Erwartung, daß die Bergvölker ihnen zufallen würden, nachdem er den Uebergang über den Ingur forcirt hatte (4. Nov. 1855), schlug fehl, und General Murawiew, dessen erster Sturm auf Kars (24. Sept. 1855) heldenmüthig abgeschlagen worden war, hatte Zeit zu warten, bis der Hunger die Besatzung zur Uebergabe zwang, was am 25. Nov. 1855 geschah. Man sagt, die Verbündeten hätten diese Katastrophe abwenden können, aber den Russen diesen Waffenerfolg gegönnt, damit sie ohne allzu große Selbstüberwindung die Hand zum Frieden bieten konnten. — Wir kehren zu dem

Kriegsschauplatz in der Krim zurück, wo der Krieg im Jahre 1855 zur Entscheidung gebracht wurde. Nach den Verlusten des Winters, welche mehr als einmal verzweiflungsvolle Vergleiche mit dem französischen Winterfeldzuge in Rußland (1812) hervorriefen, aber durch die gewaltigsten Anstrengungen Frankreichs allmählich ausgeglichen wurden, begann das neue Feldzugsjahr mit einem Angriff der Russen auf das von den Türken besetzte Eupatoria (17. Februar 1855), welcher siegreich abgeschlagen ward. Jetzt versuchten sie die Flanken der Sebastopol-Armee zu beunruhigen, indem sie das Tschernajathal besetzten, während die Alliirten einen vergeblichen Angriff auf den Malakow-Thurm versuchten. (In der Nacht vom 23.—24. Februar.) Dieser Thurm ward fortan das Pivot, um welches sich alle Kräfte des Angriffs und der Vertheidigung bewegten, welche letztere in wahrhaft genialer Weise

von dem General Todleben geleitet wurde. Im Mai trat im französischen Oberbefehl ein Wechsel ein, indem General Canrobert, ermüdet durch die Intervention des französischen Cabinets, welches unter anderm die von ihm angeordnete Expedition nach dem asowschen Meere (in den letzten Tagen des April) widerrufen hatte, sowie durch die Schwierigkeit einer Verständigung unter den Feldherren vier verschiedener Armeen, denn seit dem Mai war auch ein sardinisches Hülfscorps unter dem General La Marmora auf dem Kriegstheater erschienen, und überhaupt im Zwiespalt mit den herrschenden Ansichten über die Methode der Kriegführung, seine Dimission einreichte. An seine Stelle trat ein anderer, wegen seiner oft bis zum Entsetzlichen gesteigerten Energie berühmter afrikanischer General, Pelissier. Canrobert bestand darauf, statt ein ihm zugedachtes Armeecorps zu übernehmen, einfach wieder an die Spitze seiner Division zu treten, ein Beispiel der Bescheidenheit und Selbstverleugnung, welches nicht bloß ihm selbst zu hohem Ruhm gereichte, sondern auch von bester Wirkung auf die Disciplin des Heeres war.

Der neue Oberfeldherr debütirte mit zwei glänzenden Waffenthaten, mit einem erfolgreichen Angriff auf die russischen Werke — am 22. und 23. Mai, und durch die Besitznahme der festen Plätze von Kertsch und Jenikale am Eingang des Asowschen Meeres, wodurch er Sebastopol die Hauptquelle seiner Verproviantirung entriß. (Das alliirte Geschwader lief nunmehr auch in das asowsche Meer ein, zerstörte die Küstenorte und fügte den Russen ungeheuern Schaden an Kriegsmaterial zu.) Am 7. Juni wurden mehrere wichtige russische Werke genommen; darunter das Mamelon-Werk, von wo aus man den Malakow in die Flanken nehmen konnte. Ein Sturm auf den letztern (am 18. Juni), welchen die Truppen verlangt hatten, mißlang aber, da die Engländer, welche gleichzeitig den Redan stürmen sollten, sich dieses Werkes nicht bemeistern konnten. Indeß schlug dieser Mißerfolg den Muth der Truppen nicht nieder und die Belagerung ward um so energischer fortgesetzt, besonders da nach dem Tode Lord Raglans, welcher am 28. Juni an der Cholera starb, General Pelissier eine größere Einheit in das Obercommando bringen konnte.

Auch erhielten die Alliirten bald Revanche für den mißlungenen Angriff vom 18. Juni durch die Schlacht von Traktir (16. August), mit welcher der letzte Versuch der Russen, die Belagerungslinie zu durchbrechen, vereitelt ward. Das große Drama näherte sich un-

aufhaltsam seiner Katastrophe. Am 8. September wurde der wohl vorbereitete Sturm auf den Malakow erneuert und nach einer ungeheuern Blutarbeit der Sieg errungen.

Das Bombardement, welches in den letzten Tagen eine unbeschreibliche Heftigkeit erreicht hatte, wurde auch am 8., um die Russen zu täuschen, unterhalten. Um Mittag schwieg es plötzlich, und die Franzosen, die vorher, auf ihre Gewehre gestützt, unbeweglich dagestanden, gingen, unter dem tausendfachen Zuruf: „Es lebe der Kaiser!“ auf die russischen Verschanzungen los. Die Außenwerke des Malakow wurden von der Division Mac-Mahon im Augenblick genommen; aber im Innern der Befestigung erhob sich ein wüthender Kampf, Mann an Mann. Die Russen unterlagen endlich und überließen das Werk den Angreifern. Dasselbe war von ihnen vorher unterminirt worden; glücklicher Weise entdeckten aber die Franzosen die Drähte, die von den Minen nach der Stadt führten, durchschnitten sie und zogen in großer Geschwindigkeit einen Graben um den Thurm und verhinderten dadurch seine Explosion.

Die Franzosen hatten jetzt ihre Aufgabe gelöst, aber in wenigen Stunden 7500 Mann verloren; den Engländern war es mit Erstürmung des „Redan“ nicht so geglückt; doch genügte der Verlust des Malakow, um den russichen Commandirenden, Fürsten Gortschakow, zur Räumung Sebastopols zu bestimmen.

Mit der Einnahme des Malakow, welcher die ganze Südseite Sebastopols beherrschte, d. h. alle Arsenale und Hafenbauten, war die Eroberung der furchtbaren Pontuspforte vollendet und die Russen erkannten diesen Sieg an, indem sie die noch stehenden Forts und Magazine in die Luft sprengten und sich nach den Nordforts zurückgezogen. Von jetzt an trat hier Waffenruhe ein; nur am 24. fand noch ein für die Franzosen glänzendes Gefecht bei Eupatoria statt. Am 14. October attakirten dagegen die alliirten Geschwader Oczakow am Eingang des Dniepr, dessen Vertheidigungswerke die Russen sprengten, nachdem die Alliirten sich am 17. der gegenüber liegenden Festung Kinburn bemächtigt hatten.

Der Winter brachte vollständige Waffenruhe, obwohl noch ein volles Maß von Leiden aller Art, von welchen die Heere erst durch den Frieden vom 30. März 1856 erlöst wurden.

Ehe wir die denselben herbeiführenden Unterhandlungen schildern, haben wir noch ein Ereigniß anzuführen, welches für den Ausgang derselben mit entscheidend war.

144. Der Tod des Kaisers Nikolaus I.

Wir haben in einem frühern Kapitel (S. 135) der Thronbesteigung des Kaisers gedacht, bei welcher Gelegenheit er der empörten Soldateska gegenüber die Entschlossenheit und Standhaftigkeit seines Charakters bewährte, welche er später noch vielfach an den Tag legte. Treu der Politik, welche der Stifter des modernen Rußlands, Peter der Große, seinen Nachfolgern vorgeschrieben hatte, war er der unermüdliche Vollstrecker der Grundsätze derselben, und Europa, voll Scheu vor der stolzen Persönlichkeit des Kaisers und vor der Macht des unermeßlichen Reichs, welche in der Hand eines solchen Mannes für unwiderstehlich gehalten ward, sah den Fortschritten derselben, wenn auch mit wachsender Besorgniß und mit innerm Widerstreben, doch unthätig zu; besonders da die Allianz der drei nordischen Reiche: Rußlands, Oestreichs und Preußens für unlösbar galt und um so mehr gelten mußte, als Rußland durch die dem östreichischen Kaiserstaat geleistete Hülfe ihm eine große Pflicht der Dankbarkeit auferlegt hatte. Diese Gunst der Verhältnisse führte aber den Kaiser Nikolaus zu einer gefährlichen Selbsttäuschung; er glaubte Europa nach eigenem Belieben Gesetze vorschreiben zu können und hielt es unter seiner Würde, auch nur ein Titelchen seiner Ansprüche aufzugeben, als der Widerstand gegen dieselben offenbar geworden war.

So gewann der Krieg gegen die Türkei eine europäische Bedeutung. Es galt: für Rußland — sein Uebergewicht zu behaupten; für Europa: diesem Uebergewicht entgegen zu treten und es zu brechen.

Diese gefährliche Wendung und die Niederlagen, welche Rußland erlitt, Niederlagen, welche den Glauben an die Unermeßlichkeit seiner Hülfsmittel und die Angst vor seiner Unwiderstehlichkeit zerstörten, mußten einen tiefen Eindruck auf die Seele des Kaisers machen. Aber er sollte den Kelch bis auf die Hefe leeren und es erleben, daß die von ihm so tief verachteten Türken ein russisches Armeecorps auf russischem Boden besiegten (bei Eupatoria). Die Nachricht von diesem Ereigniß war sein Todesstreich; denn von da ab nahm die leichte Krankheit, von welcher er befallen war, eine vernachlässigte Grippe, einen rapiden Charakter an. Eine Brustentzündung trat am 28. Februar 1855 hinzu und am 2. März verschied der Kaiser, vollkommen gefaßt, auch noch im Tode seinem Charakter getreu.

Sein Sohn und Nachfolger, Alexander II., setzte den Krieg fort, aber sein milder, friedliebender Sinn und die bekannte Thatsache, daß er nicht für den Krieg gewesen war, ließen hoffen, daß er im passenden Zeitpunkte eher zu Friedensunterhandlungen entschlossen sein konnte, als es bei dem unbeugsamen Sinne des verstorbenen Kaisers der Fall gewesen sein würde.

145. Die diplomatischen Verhandlungen,

betreffend die orientalische Frage, hatten allmählich ganz Europa umspannt, indem sie einerseits, direct oder indirect mit Rußland gepflogen wurden, anderseits eine Coalition des gesammten Europas gegen dasselbe im Auge hatten. In letzterer Beziehung gingen sie hauptsächlich darauf aus, Oestreich und Preußen mit in den Krieg zu verwickeln; doch gelang es nur, den erstern Staat durch das Decemberbündniß an die Westmächte, oder vielmehr letztere an jenen zu fesseln, während er zugleich durch seinen Vertrag mit der Pforte wegen Besetzung der Donaufürstenthümer (14. Juni 1854) eine Stellung gewann, deren Drohung einen nicht zu leugnenden Druck ausübte. Preußen behielt sich aber die Freiheit seiner Action vor, soweit es nicht durch die Convention mit Oestreich (20. April 1854) eine Verpflichtung zu dessen Gunsten eingegangen war, und setzte es durch, daß auch Deutschland auf gleicher Linie blieb.

Dagegen gelang es den Westmächten, Sardinien an sich zu fesseln und auch, wie wir bereits erwähnt, zur Stellung eines Hülfscorps zu bestimmen und mit Schweden eine Defensivallianz zu schließen, welche zwar für den Augenblick keine praktische Bedeutung zu haben schien, ihre gegen Rußland feindselige Tendenz aber nicht verbergen konnte und bei Fortsetzung des Krieges nothwendigerweise in eine Offensivallianz übergehen mußte.

Die Unterhandlungen mit Rußland hörten eigentlich keinen Augenblick auf und wurden hauptsächlich durch Oestreichs, Preußens und Sachsens Vermittelung geführt; indeß konnten sie so lange kein Resultat haben, bis eine entscheidende Waffenthat die Westmächte berechtigte, Bedingungen zu stellen, und Rußland nöthigte, solche anzunehmen. Ein seltsames, aus der frühern politischen Stellung Rußlands freilich sehr erklärliches Verhängniß wollte es, daß Rußland den rechten Augenblick versäumte, auf gute Bedingungen hin, Frieden zu schließen, während die Westmächte

mit ihren Erfolgen und noch mehr im Verhältniß der aufgewendeten Opfer natürlich auch ihre Bedingungen steigerten. Es handelte sich hauptsächlich um das Aufhören der russischen Schirmherrschaft über die Moldau, die Wallachei und Serbien; um die Befreiung der Donauschifffahrt von allen Beschränkungen, und um die Sicherstellung der religiösen und bürgerlichen Angelegenheiten der christlichen Unterthanen der Pforte. Rußland wollte sich anfänglich nur zu einer bedingten Annahme dieser Punkte verstehen; als es sich aber später auf Preußens Vorstellungen auch zur bedingungslosen Annahme bequemte, verlangten Frankreich, England und das mit ihnen durch den Vertrag vom 2. December vereinigte Oestreich jetzt bereits eine Territorialbeschränkung in Rücksicht auf die freie Donauschifffahrt.

Indeß kam es in Wien zu neuen Conferenzen, bei welchen Frankreich durch den Minister des Aeußern, Drouyn de Lhuys, England durch Lord Russel vertreten war, welche bis zum April 1855 dauerten und schließlich eine anscheinende Verständigung unter den Abgeordneten herbeiführte, die aber an dem unmittelbaren Widerstande der französischen und englischen Regierung scheiterte. — Die Zeit des Friedens kam erst mit dem Falle Sebastopols.

Wieder war es Oestreich, welches jetzt die einleitenden Schritte versuchte, indem es im November 1855 den Höfen von Paris und St. James ein Project vorlegte, auf dessen Basis man mit Rußland unterhandeln könnte, wobei es sich zugleich erbot, seinerseits dieses Project als Ultimatum in St. Petersburg vorzulegen.

Die Annahme Seitens der Westmächte erfolgte und schon am 16. Januar 1856 ward die erstaunte Welt durch die Nachricht überrascht, daß Rußland die Bedingungen, auf Grund deren die Friedensunterhandlungen eröffnet werden sollten, annehme.

In einem am 1. Februar 1856 zu Wien unterzeichneten Protokoll ward der Beitritt Englands und Frankreichs zu den von Oestreich vorgeschlagenen und von Rußland angenommenen Bedingungen förmlich erklärt und Paris zum Sitz des demnächst zu eröffnenden Congresses gewählt. Zum erstenmale nahm Sardinien an einem Congreß der Großmächte Theil; es wurde durch den Grafen Cavour vertreten. Preußen forderte, wenn es sich auch durch kriegerische Maßregeln nicht betheiligt habe, doch auf Grund der Verhandlungen des Wiener Congresses, die Zulassung zu den Friedensberathungen, und der preußische Ministerpräsident von Manteuffel trat also in dieselben ein.

Der Congreß ward am 25. Februar 1856 im Hôtel des Ministeriums des Aeußern eröffnet und durch Vorschlag des Grafen Buol dem Grafen Walewski das Präsidium übertragen. Um die Verhandlungen abzukürzen, wurde das Wiener Protokoll vom 1. Februar als Inbegriff der Friedenspräliminarien anerkannt, worauf man sich darüber verständigte, daß ein Waffenstillstand zu Land und zu Wasser einträte, welcher mit dem 31. März aufhören sollte, wenn bis dahin der Friede nicht zu Stande gekommen wäre; doch sollte der Blockadezustand dadurch nicht unterbrochen werden. Diese Form des Waffenstillstandes war eine indirecte Warnung für Rußland, welche indeß kaum nöthig war. Der neue Czar, Alexander II., wollte den Frieden, welcher, da Frankreich ihn ebenso lebhaft wünschte, weil es alles erreicht hatte, was es durch den Krieg erreichen konnte, und England sich, wenn auch widerwillig, der Pression seines Alliirten fügen mußte, rasch zu Stande kam.

Derselbe ward am 30. März um 1 Uhr Nachmittags unterzeichnet.

Die hauptsächlichsten Bestimmungen waren: 1) die Neutralisation des schwarzen Meeres, welches künftig von keinem Kriegsfahrzeug irgend einer Nation befahren und an dessen Küsten kein Marine-Militär-Arsenal errichtet werden soll; 2) die Freiheit der Donauschifffahrt, zu deren Sicherstellung Rußland einen Theil Bessarabiens opfern mußte, so daß es aufhörte, ein Donauufer-Staat zu sein, während eine europäische Commission zur definitiven Regelung der Donauschifffahrts-Verhältnisse eingesetzt werden sollte; 3) die Beseitigung des russischen Protectorats über die Donaufürstenthümer, welche fortfahren sollten, unter Suzerainetät der Pforte und unter Garantie der contrahirenden Mächte die Privilegien und Immunitäten, in deren Besitz sie sich befinden, zu genießen; 4) Aufnahme der Türkei in das System des europäischen Völkerrechts, so daß fortan jeder Angriff auf die Unabhängigkeit und die Territorialität des ottomanischen Reichs als eine Frage des allgemeinen Interesses betrachtet werden soll. — Andere Bestimmungen bezogen sich auf wechselseitige Rückgabe der gemachten Eroberungen, Feststellung der Grenzen und die künftige Organisation der Donaufürstenthümer; der Frage dagegen, welche den angeblichen Entstehungsgrund des verheerenden und opferreichen Krieges gegeben hatte, ward im Frieden zwar gedacht, aber nur in so fern, als die contrahirenden Mächte sich auf Mittheilung des

Hat-Humayun vom 18. Februar, wodurch die Pforte mindestens den guten Willen gezeigt hatte: die Lage der Christen in der Türkei sicher zu stellen und ihnen eine Art Gleichberechtigung zu gewähren, mit Befriedigung bezogen.

Der Friede ward, als man erst seine Bedingungen erfuhr, in ganz Europa ziemlich kalt aufgenommen; man hatte größere Resultate erwartet, d. h. eine stärkere Demüthigung Rußlands, obwohl durch dessen Zurückweisung von der Donau und die Neutralisation des schwarzen Meeres einerseits, so wie durch Anknüpfung der Pforte an das System des europäischen Gleichgewichts andererseits sowohl die Anstrengungen eines ganzen Jahrhunderts für Rußland verloren gingen, als auch die drohende Aggressivstellung desselben gegen die Türkei aufgehoben, also das europäische Interesse des Krieges vollkommen befriedigt ward.

Speciell freilich ging nur Frankreich triumphirend aus der allgemeinen Verwickelung hervor, indem es nicht bloß aus dem Zustand einer für dasselbe demüthigenden Isolirung, in welchem es sich vor dem Kriege befunden hatte, heraustrat, sondern auch durch die erstaunliche Entfaltung seiner militärischen Hülfsmittel, wie durch die geschickte Benutzung der wechselnden Gunst der Umstände sich unbestritten zur tonangebenden Macht erhoben hatte, so daß fortan Paris der Mittelpunkt der politischen Zeitbewegung wurde.

Die Ausführung des Pariser Friedens bot noch mancherlei Schwierigkeiten dar, welche erst allmählich beseitigt wurden. Die Donaufürstenthümer (Moldau und Wallachei) strebten nach Vereinigung zu einem einzigen Staate und wählten 1859 den Obersten Cusa zum Fürsten über beide Länder. Als er 1866 durch eine Palastrevolution vertrieben wurde, traf die neue Wahl auf den Prinzen Karl Ludwig von Hohenzollern-Sigmaringen, welcher als Karl I., Fürst von Rumänien, am 22. Mai 1866 seinen Einzug in Bukarest hielt.

Andererseits hat der orientalische Krieg ein Nachspiel gefunden in dem allerdings nur kurzen englisch-persischen Kriege.

Zum Verständniß desselben ist es nöthig, daran zu erinnern, daß England im orientalischen Kriege auch ein speciell englisches Interesse verfocht, da es in Asien seine indischen Besitzungen gegen das Vorrücken Rußlands zu sichern gedachte. Beide Staaten hatten seit langer Zeit das Bewußtsein, daß sie um die Herrschaft über Asien früher oder später die Waffenentscheidung würden anrufen

müssen, und beobachteten daher mit argwöhnischem Auge jede Vergrößerung des gegnerischen Machteinflusses. Sie wetteiferten hauptsächlich in dem Bestreben, in Persien vorwiegenden Einfluß zu erlangen, und da es Rußland während des orientalischen Krieges gelungen war, am Hofe von Teheran England den Rang abzulaufen, so war vorauszusehen, daß sich schwere Verwickelungen daraus ergeben würden. Zerwürfnisse rein persönlicher Art zwischen dem persischen Hofe und dem englischen Gesandten führten zu einer Unterbrechung des diplomatischen Verkehrs und ein glücklicher Feldzug Persiens gegen Herat, welches die Straße nach Indien beherrscht, zum Kriege. Ein englisches Heer unter General Outram erfocht im Februar 1857 einen Sieg über ein großes persisches Heer und eine wichtige Festung wurde von den Engländern eingenommen. Indeß gelang es auch hier der französischen Vermittelung, die Kriegsflamme zu ersticken, wozu sich die Gelegenheit durch eine nach Paris geschickte persische Gesandtschaft ergab, an deren Spitze Feruk Chan stand. Zwischen ihm und den englischen Gesandten daselbst wurde unter französischer Vermittelung im März 1857 der Friede geschlossen, nach welchem England das persische Gebiet räumte und auf das Schutzrecht über persische Unterthanen verzichtete, Persien dagegen seinerseits Herat räumte und alle Ansprüche auf dasselbe und ganz Afghanistan aufgab.

Eine vorübergehende Aufmerksamkeit erregten zwei mit der orientalischen Frage mittelbar zusammenhängende Ereignisse: der Conflict der Westmächte mit den Regierungen von Griechenland und Neapel. Nach Ausbruch des orientalischen Krieges waren die Griechen, auch die in der Türkei wohnenden, von einer lebhaften nationalen Erregung ergriffen worden, deren Ziel wahrscheinlich auf eine Vergrößerung des Königreichs durch Epirus und Thessalien gerichtet war, vielleicht sogar auf eine Erneuerung des griechischen Kaiserthumes in Constantinopel. Im Januar 1854 brach der Aufstand in Epirus aus; der Hof in Athen begünstigte oder duldete diese Demonstrationen, welche offenbar nur zur Förderung der russischen Pläne dienten. Die Westmächte hielten es für nothwendig einzuschreiten; im Mai erschienen 16 englisch-französische Dampfer im Piraeus, besetzten die dortigen griechischen Kriegsschiffe und landeten ein Truppencorps von 3000 Mann. Der König von Griechenland sah sich zu dem Versprechen einer strengen Neutralität gezwungen; doch wurden die Truppen der Westmächte erst 1857 aus Griechenland zurückgezogen.

Der minder bedeutende Conflict mit Neapel, welcher sich während des Krieges den Westmächten abgeneigt gezeigt hatte, ist nur darum bemerkenswerth, weil der Pariser Congreß, als die italienische Frage dort auftauchte, dem Könige von Neapel Maßregeln der Milde und Gerechtigkeit im Interesse der Ruhe Italiens anempfahl. König Ferdinand II. wies diese Vorstellungen, als einen Eingriff in seine Souveränetätsrechte, entrüstet zurück; die italienische Nationalpartei aber wurde in ihren Hoffnungen auf den Beistand des Auslandes gestärkt.

146. Der Sundzoll und die Neuenburger Angelegenheit.

Seit Jahrhunderten beanspruchte Dänemark von den durch den Sund und die Belte fahrenden Schiffen eine Abgabe, und zwar vom Schiff wie von der Ladung, welche sowohl in ihrem Rechtstitel als in ihrer Bemessung zu verschiedenen Zeiten bestritten, allmählich zu einem vertragsmäßigen Recht geworden war, obwohl die Ostseeschifffahrt dadurch unendlichen Nachtheil erlitt. Eben deshalb hatte Preußen wiederholentlich Schritte gethan, um eine Ablösung des Zolls herbeizuführen, ohne bei Dänemark große Geneigtheit zu finden. Da brachte Nordamerika die Sache zur Entscheidung. Der Vertrag der Regierung von Nordamerika mit Dänemark ging im April 1856 zu Ende und dieselbe erklärte, daß sie ihn weder erneuern noch fernerhin einen Zoll zahlen, einer etwaigen Behinderung ihrer Schifffahrt aber mit Gewalt begegnen werde. Diese Drohung verfehlte ihre Wirkung nicht und veranlaßte Dänmarke, alle beim Sundzoll interessirten Staaten zu einer Conferenz nach Copenhagen einzuladen, um die Frage gütlich zu lösen. Dabei erklärte sich Dänemark zum voraus bereit, auf eine Capitalisirung der Abgabe einzugehen, welche Summen dann auf die betreffenden Staaten repartirt werden sollten. Die Conferenz kam auch wirklich zu Stande und das Resultat derselben war ein unterm 14. März 1857 abgeschlossener Vertrag, wodurch die Sund- und Beltzölle gegen eine Totalsumme von 30,376,325 Reichsthaler (wovon 4,440,027 Reichsthaler auf Preußen kamen) abgelöst wurden.

Die Neuenburger Angelegenheit war seit dem Jahr 1848 als ein untergeordneter Gegenstand in der Schwebe geblieben.*)

*) Die Geschichte der preußischen Souverainetät über Neuenburg ist folgende: Das Schloß Neuenburg, im 9. Jahrhundert erbaut, kam mit dem burgundischen

Der Schweizerbund hatte Neuenburg als republikanisirten Canton in die Eidgenossenschaft aufgenommen, Preußen aber gegen die

Reiche 1032 unter die Lehnshoheit des deutschen Kaisers Konrad II. Kaiser Friedrich I. belieh Ulrich III. von Neuenburg mit mehreren anderen Landestheilen, von denen 1218 ein Theil gegen das Val Travers vertauscht ward, welches dem Grafen von Chalons lehnspflichtig war. Graf Johann von Chalons erhielt das ganze Neuenburger Gebiet von seinem Schwager, Kaiser Rudolph von Habsburg, zu Lehen und übertrug es als Afterlehen an Rolin von Neuenburg (1288), und zwar (1311) als erblich nach burgundischem Recht, wodurch auch das weibliche Geschlecht successionsfähig wird. So kam Neufchatel an Graf Konrad von Freiburg. Dieser schloß, sowie auch Seitens der Stadt Neuenburg geschah, ein „Bürgerrecht" mit Bern, welches dieses unter anderm zum Schiedsrichter beider Theile für vorkommende Streitigkeiten machte. Nach dem Erlöschen der Freiburge ward Neuenburg Eigenthum der Grafen von Hochberg. Der Widerspruch des Hauses Chalons dagegen kam nicht zur Geltung, und als auch die Hochberge in der männlichen Descendenz erloschen, brachte 1503 die Erbtochter, Johanne, Neuenburg an Ludwig von Orleans, Herzog von Longueville, und eine Descendentin derselben, Maria, vereinigte 1579 die an Neuenburg lehnbare und ihr verpfändete Grafschaft Valengin mit Neuenburg. Die Familie Orleans-Longueville erlosch 1707. Es meldeten sich damals 15 Bewerber, worunter indessen kein naher Verwandter; die Ansprüche gründeten sich vielmehr auf entfernte Verwandtschaften aus dem Hause Chalons oder mit jenem von Orleans-Longueville. Zu den Prätensionen erster Art gehörten auch die des Königs Friedrich I. von Preußen. Diesem, seinem Vetter, (Vaters Schwester Sohn), hatte nämlich Wilhelm III. von Oranien, seit 1688 König von England und Erbe des Hauses Chalons, seine Anrechte abgetreten, und da deren Geltendmachung in den großen spanischen Successionskrieg fiel, so ward sie ihm durch einen Vertrag mit dem Kaiser, der Königin von England, den Generalstaaten und dem Herzoge von Savoyen vom 28. November 1704 gewährleistet. Zugesprochen aber erhielt Preußen die Erbschaft und Regierung erst durch einen Schiedsspruch des höchsten Landgerichts; Trois-Etats von Neuenburg vom 3. November 1707, denn dieses war seit lange als inappellables Forum über alle Thronstreitigkeiten Neuenburgs und Valengins anerkannt. Ludwig XIV. erkannte endlich im Utrechter Frieden Preußens Besitz an, den er lange streitig gemacht hatte.

So waren die Könige von Preußen Landesherren von Neuenburg und Valengin, und dieses Fürstenthum war seinerseits mit Bern, Freiburg, Solothurn und Luzern „verburgrechtet", d. h. diese vier Cantone hatten Neuenburg und Valengin zu schützen, aber sie waren zugleich Schiedsrichter zwischen denselben und dem Landesherrn.

Der 15. Februar 1806 überwies das Fürstenthum Neuenburg an Napoleon, der 30. März als volle Souverainetät an General Berthier, der Befreiungskrieg gab es wieder an Preußen. König Friedrich Wilhelm III. verlieh ihm am 18. Juni 1814 eine Constitution; die Wiener Congreßacte fügte es am 18. April 1815 als 21. Canton der „neutralen Schweizer Eidgenossenschaft" zu und brachte damit das Recht des Königs unter die Gewalt der jeweiligen Machthaber in der Schweiz. — Neuenburg stellte 960 Mann zum Bundesheere der Schweiz und 400 Mann

Losreißung protestirt und sein Recht verwahrt, ohne weitere Schritte zur Geltendmachung desselben zu thun. Da ward Europa unvermuthet durch die Kunde überrascht, daß in Neuenburg die Anhänger Preußens in der Nacht vom 2.—3. Sept. 1856 einen bewaffneten Aufstand zu Gunsten der frühern Verfassung versucht hätten (unter Anführung des Obristen Pourtales), jedoch nach einem kurzen Erfolge, welchen sie der ersten Ueberraschung verdankten, von den Republikanern zur Ergebung gezwungen worden wären.

Das Gros der Gefangenen ward entlassen, gegen 34 der am meisten compromittirten und durch ihre Anhänglichkeit an die preußische Regierung bekannte Royalisten aber, darunter namentlich die Grafen Pourtales, Wesdehlen, Oberstlieutenant von Meuron u. A. wurde der Proceß eingeleitet, welcher voraussichtlich traurig genug ausfallen mußte, wenn dem zu erwartenden Urtheil Folge gegeben würde.

Sofort geschahen von Seiten Preußens ernstliche Schritte, um die Gefangenen nicht bloß gegen die äußersten Consequenzen ihrer That, welche, wenn auch unter den obwaltenden Verhältnissen eine Thorheit, doch aus edeln Motiven entsprungen war, sicher zu stellen, sondern sie überhaupt von jedem Proceßverfahren zu befreien. Preußen, als von Rechtswegen Souverain von Neuenburg, forderte die Freigebung der Gefangenen, und ward bei dieser Forderung vornehmlich von Frankreich unterstützt. Auch Rußland und Oestreich ehrten das Recht Preußens, welches wenige Zeit vorher in dem Londoner Protokoll vom 24. Mai 1852 anerkannt worden war, und forderten die sofortige bedingungslose Freilassung der Septembergefangenen. Indeß wollte der Bundesrath darauf nicht eingehen. Die Verhandlungen nahmen einen sehr lebhaften Charakter an, denn kein Theil glaubte nachgeben zu können. Schon fing die Schweiz an, sich mit aller Macht zu rüsten, um einem Angriffe Preußens die Spitze bieten zu können, und auch dieses traf Anstalten, um nöthigen Falls seinem Recht durch die Gewalt der Waffen Nachdruck zu geben.

Indeß hatten alle Mächte eine zu dringende Veranlassung, einen Krieg im Herzen Europas nicht aufkommen zu lassen und

---

zur königlichen Garde in Berlin. Bei Gesetzgebung und Besteuerung wirkten die Landstände. Am 28. Februar 1848 brach im Fürstenthum ein republikanischer Aufstand aus, der mit einer republikanischen Verfassung vom 30. April 1848 endete.

es gelang der eifrigen Vermittelung, welcher freilich die großmüthigste Gesinnung des Königs von Preußen entgegenkam, noch am Vorabend des Kampfes eine diplomatische Behandlung der ganzen Angelegenheit in Gang zu bringen. Der König nahm die Vermittelung des französischen Kaisers an. Die Schweiz willigte ein, die Septembergefangenen bedingungslos frei zu lassen, und in Paris trat eine Conferenz zusammen, welche nach mancherlei Vorschlägen und Gegenvorschlägen am 26. Mai 1857 einen Vertrag zu Stande brachte, in welchem der König von Preußen für immer auf seine Souverainetätsrechte über Neuenburg verzichtete und nur den Titel eines Fürsten von Neuenburg und Grafen von Valengin behielt. Die Schweiz übernahm alle durch den Septemberaufstand verursachten Kosten, willigte in eine vollständige Amnestie und verpflichtete sich, die im Jahre 1848 mit dem Staate verschmolzenen Stiftungen und Kirchengüter ihrer ursprünglichen Bestimmung niemals zu entziehen. Die von der Schweiz zu zahlende Geldentschädigung von 2 Millionen Francs wies der König zurück.

147. Asien.

Ehe wir in unserer Erzählung fortfahren, haben wir noch einen Blick auf die außereuropäischen Reiche zu richten und beginnen mit

Asien, der alten Culturstätte der Menschheit, wo wir die Wiege unseres Geschlechts zu suchen haben, von wo aus die Bildung ihren Ausgang nahm und wohin sie zurück zu kehren strebt. — Wir haben bereits oben erwähnt, daß zwei europäische Mächte um die Herrschaft über Asien streiten: Rußland und England; obwohl auch Frankreich, Holland und andere Staaten dort noch Colonien haben, welche aber von zu geringem Umfange sind, als daß deren Besitz einer großen Machtsphäre zur Grundlage dienen könnte. Beide Staaten, Rußland und England, sind in beständigem Fortschreiten begriffen und der Druck, welchen sie in Folge dessen auf die Nachbarstaaten üben, reißt auch diese in die Bewegung hinein, welche sonst in der Agonie, in die sie seit vielen Jahrhunderten verfallen sind, zu Grunde gehen müßten.

Indeß hat China, das große „Reich der Mitte“, eine eigenthümliche Bewegung aus sich selbst erzeugt, welche, da sie nothwendig umgestaltend auf diesen alten, aber in absoluter Starrheit

verknöcherten Culturstaat wirken muß, unsere Aufmerksamkeit fesseln darf.

Durch geheime Gesellschaften genährt, kam dort eine Revolution zum Ausbruch, welche sich gegen die eingedrungene Mandschu-Dynastie richtete und in kurzer Zeit einen großen Theil des Reichs dem Gegenkaiser unterwarf.

Hong-tsiu-tsiuen, 1813 als Sohn eines armen Bauern geboren, brachte diese Bewegung in Fluß, indem er als Prophet und politischer Regenerator zugleich auftrat. Er predigte eine Art christlichen Systems, indem er Christus seinen älteren Bruder nannte, und taufte sich selbst. Ein Pinsel*) in der Form eines Kreuzes wurde das Symbol der neuen Religion und der Zopf, das Kennzeichen der Mandschus, der den besiegten Chinesen nur aufgezwungen worden war, wurde abgeschafft und langes Haar, so wie der vorn offene Talar als Kennzeichen der Insurgenten eingeführt.

Was ursprünglich nur eine religiöse Secte war, ward bald durch Zutritt mißvergnügter Elemente eine Rebellion. Diesen Charakter gewann die Bewegung vom J. 1850 an, als sie sich über die ganze Provinz Kwangsi ausbreitete, von da nach Herai überging und sich in nordwestlicher Richtung fortsetzte. Die Insurgenten nannten sich indeß Taipings (Männer des Friedens), um durch diese Bezeichnung Anhänger zu gewinnen, und ihr Führer gab sich den Namen Tien-te, d. h. himmlische Tugend.

Die Erhebung charakterisirte sich jetzt als eine nationale, gegen die Herrschaft der Mandschu's gerichtet, und Tien-te gab sich daher auch für einen Abkömmling der einheimischen Ming-Dynastie aus. Die Fortschritte der Rebellion wurden bald im höchsten Grade beunruhigend für den Hof von Peking.

Bald war der ganze Süden und selbst die Mitte des chinesischen Reichs in den Händen der Rebellen. Am 8. März 1853 erschienen sie vor den Mauern Nankings, und erstürmten die große Stadt beim ersten Sturmangriff, wobei an 25,000 Menschen gefallen sein sollen. (Eins der sogenannten Weltwunder, der „Porzellanthurm“, wurde zerstört, weil derselbe dem Buddha geweiht war.)

Tien-te, welcher am 31. März seinen Triumpheinzug hielt,

*) Die Chinesen bedienen sich des Pinsels statt der Feder zum Schreiben, daher der Pinsel überhaupt die Schrift, Gelehrsamkeit und Weisheit bedeutet. Die Akademie der Wissenschaften in Peking heißt: Pinselwald.

ließ sich jetzt zum Kaiser ausrufen und ernannte neben sich die Vierfürsten: 1. des Ostens, Yang-tsie-tsing, 2. des Westens, Siao-tschao-horei, 3. des Südens, Jung-jun-sa, 4. des Nordens, Wei-tsching. Auch schärfte er allen „langhaarigen Brüdern" die Zehngebote und die Verehrung des Heilandes Jesu Christi ein, verbot den Genuß des Opiums und Tabaks und traf verschiedene Einrichtungen, um der Armuth und Unsittlichkeit vorzubeugen.*)

Als sich der Aufstand Schanghai's und Amoy's bemächtigte (1854), kam er in Berührung mit den Engländern. Tien-te bewilligte den europäischen Kaufleuten Schutzwachen und gestattete ihnen den Handel, nur den mit Opium untersagte er.

Auch Canton wurde von den Taipings bedroht, aber von Yeh mit eben so viel Energie wie Grausamkeit vertheidigt. Später eroberten die Kaiserlichen auch Schanghai wieder zurück.

Während Tien-te in Nanking blieb, drangen seine Heere nordwestlich nach Fro-jang vor; als sie aber, um nach Norden vorzudringen, über den gelben Fluß setzten, erlitten sie ihre erste Niederlage, welcher bald mehrere folgten. Der Aufruhr stockte jetzt, zum Theil auch wegen Uneinigkeit der Führer, so daß Tien-te sich genöthigt sah, zwei seiner Mitregenten nieder zu machen. Da die beiden andern auf dem Schlachtfelde geblieben waren, ernannte er zwei neue: einen König der Ruhe und einen der Glückseligkeit.

Während China diesen heftigen Kampf mit seinen innern Feinden zu bestehen hatte, wurde es zugleich abermals in Händel mit England verwickelt. Die Veranlassung war ein energischer Regierungsact des Gouverneurs Yeh in Canton, welcher einmal zwölf schuldige Chinesen, die auf einem angeblich englischen Schiffe „Arrow" Schutz gefunden hatten, von dort gewaltsam wegreißen ließ (8. October 1856). Da Yeh Genugthuung verweigerte, zer-

*) Uebrigens ist, wie bereits erwähnt, das Christenthum der Taipings etwas eigenthümlicher Natur. Sie glauben, daß nach dem Sündenfall der Mensch sich Gott entfremdete und nicht direct mehr mit ihm verkehren konnte. Gott sendete deshalb seinen Sohn, der durch sein Blut die Menschheit erlöste. Der heilige Geist nun wird von der Seele durch den Glauben empfangen. Diese drei, Vater, Sohn und heiliger Geist in der Einheit des himmlischen Vaters, erklärt er ebenso, wie ein Mensch aus Körper, Seele und der erregbaren Natur, und wie die Sonne aus ihrer materiellen Substanz, aus Licht und aus Wärme, zusammengesetzt ist.

störte Admiral Seymours die neu errichteten Forts von Canton, wurde aber in weiteren Fortschritten durch die Abberufung aufgehalten.

Im Jahre 1857 erschien indeß Lord Elgin mit einer Flotte vor Canton. Ihm schloß sich eine französische Expedition unter Baron Gros an und Canton, eine Stadt von fast einer Million Einwohner, ergab sich einem Belagerungsheere von nur 7000 Mann. (Yeh ward gefangen und ist 1859 in Calcutta gestorben.) Indeß war mit der Einnahme von Canton noch nicht der Friede erobert. Elgin erhielt Befehl, mit seiner Flotte an die Mündung des Peiho zu segeln, von wo aus er und Gros ein Ultimatum nach Peking sandte.

Aber während man dort mit den Gesandten Rußlands und Nord-Amerikas (Putiatine und Reed) freundschaftlich unterhandelte und Handelsverträge abschloß, schien man sich um Engländer und Franzosen gar nicht kümmern zu wollen, und letztere sahen sich daher genöthigt, die Forts an der Mündung des Peiho anzugreifen (20. Mai 1858). Der Angriff gelang, und der Kaiser ließ sich jetzt zu Unterhandlungen herbei, welche zum Vertrage von Tien-tsin (7. Juli) führten, worin China den Engländern 2 Millionen, den Franzosen 1½ Millionen Pfund Sterling Entschädigung versprach. Die Ratification sollte in Jahresfrist erfolgen. Als indeß die englisch-französische Gesandtschaft am 15. Juni 1859 nach Peking gehen wollte, um die Verträge ratificiren zu lassen, und darauf bestand, den Peiho hinauf zu segeln, wurden ihnen 4 Kanonenboote in den Grund geschossen und sie selbst zur Rückkehr gezwungen.

Es wurde nun 1860 eine neue englisch-französische Expedition gerüstet; aber obwohl der Pekinger Hof durch die Fortschritte der Taipings sehr in die Enge getrieben war — im März zerstörten die Rebellen die große Handelsstadt Tsing-kiang-fu und eroberten Hang-tscheu, beide in Kiang-su — so verwarf derselbe dennoch das Ultimatum Englands und Frankreichs und die Waffen mußten abermals entscheiden. Der Feldzug begann mit dem heißen Kampfe um die Taku-Forts (21. August) und nachdem die Verbündeten noch zwei Siege gegen die tartarischen Kerntruppen erfochten hatten, stand ihnen der Weg nach Peking offen.

Eine neue Verrätherei der Chinesen zwang die Verbündeten zu weiterm Vorgehen, zur Wiedereroberung des kaiserlichen Som-

merpalastes Hier=frags*) und Besetzung der nördlichen Vorstädte und Thore der Hauptstadt, worauf unter Vermittelung des russischen Gesandten Ignatiew, am 24. October eine Zusatzübereinkunft zu dem Friedensvertrage von Tien=tsin abgeschlossen und die Ratification sofort ausgewechselt wurde.

Während China von einem inneren, durch die Händel mit England beförderten Zersetzungsproceß zu neuem Leben vorbereitet wird, ist auch Japan, dieses räthselhafte Reich, das seit mehr als zwei Jahrhunderten den Europäern eifersüchtig seine Grenzen

*) Nichts gleicht der Pracht dieses Palastes. Der Eingang zur Empfangshalle ist mit Marmor gepflastert, Wände und Decken sind mit Gold, Himmelblau und Scharlach in dem prachtvollsten Styl gemalt. Der Thron des Kaisers ist aus dem schönsten dunkeln Holze geschnitzt, die Polster sind mit goldenen Drachen bestickt und zogen die allgemeine Bewunderung auf sich. Eine goldene Krücke, deren sich der Kaiser bedient zu haben scheint, fand sich gleichfalls vor. Die inneren Zimmer und Salons waren prachtvoll ausgestattet. Rollen von Seidenzeug, Satin und Krepp, alle von glänzender Arbeit waren von den französischen Soldaten bereits wüst durch einander geworfen worden. Geschirr aus Jaspis und Porzellan von großem Werthe fand man vor und darunter auch manches Sevresgeschirr aus Ludwig XIV. Zeit, das die Augen von Curiositätensammlern höchlich erfreut hätte; ein Staatsschwert mit dem englischen Wappen und mit Steinen besetzt, offenbar von hohem Alter, wurde Gegenstand vielen Nachdenkens. Die ungeheure Menge von Beute aller Art machte es fast unmöglich, das zu berechnen, was die Franzosen forttrugen. Einigen Begriff von der Menge von Seiden=Vorrath kann man sich machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Geflügel, alte Töpfe und allerlei Gegenstände in die kostbarsten Satins gewickelt wurden. Alle Frauen waren verschwunden, doch liefen ihre kleinen japanesischen Hunde, die den Pinschern König Karls gleichen, in trübseliger Stimmung umher. Bei der Plünderung des kaiserlichen Sommer=Palastes, wobei sich die Franzosen, zum großen Aerger der Engländer, den besten Theil vorbehielten, fiel eine große Menge Juwelen, Uhren u. dgl. in die Hände der ersteren, von denen man sie später zu Spottpreisen kaufen konnte. Es gab gemeine Soldaten, die ihren Antheil für 20—30,000 Fr. verschacherten. Die Offiziere, vom General angefangen, sollen sich ebenfalls sehr bereichert haben. Ein Tagesbefehl des britischen Oberbefehlshabers sprach hierauf den Wunsch aus, daß alle von den Offizieren und Soldaten erbeuteten Gegenstände zum Besten der Armee versteigert werden sollten. Allen wurde gestattet, jene Artikel, die sie selber erbeutet, einer Schätzung zu unterwerfen, und ihnen die Wahl gelassen, dieselben entweder zu behalten oder wegzugeben. Auf solche Art kamen 200,000 Thlr. zusammen. Der Oberbefehlshaber und die englischen Generale verzichteten auf ihren Antheil; ersterem machte die Armee einen goldenen Krug von großem Werthe zum Geschenk. Der Anblick, welchen die Versteigerung darbot, die im Tempel Kama=Siri abgehalten wurde, soll einzig in seiner Art gewesen sein und würde noch größeres Interesse dargeboten haben, wenn die Franzosen nicht schon früher drei Viertel der Kostbarkeiten, mit denen der Palast angefüllt war, weggeschleppt oder zerstört hätten.

verschloß und nur den Holländern eine Factorei auf der Halbinsel Desima eingeräumt hatte, deren Bereich sie nur überschreiten durften, wenn sie — alle vier Jahre — den Tribut nach der Hauptstadt brachten, genöthigt worden, sich der Civilisation des Westens zu öffnen. Die Amerikaner machten den Anfang, indem sie eine Expedition nach Japan schickten, deren Befehlshaber, Commodore Perry, Geschicklichkeit genug besaß, einen Vertrag zu schließen, auf Grund dessen seinen Landsleuten drei Häfen geöffnet wurden. Den Amerikanern folgte zunächst der englische Admiral Sir F. Stirling, welcher (1854) mit vier Kriegsdampfern auf der Rhede von Nangasaki erschien, und ebenfalls wegen des Abschlusses eines Handelsvertrags unterhandelte. Darauf haben auch Rußland, Holland, Frankreich Handelsverträge mit Japan abgeschlossen. Dieser gesteigerte Verkehr mit der gebildeten Welt hat das geheimnißvolle Reich Nifon, mit seinen zwei nominellen Regenten, dem geistlichen Erbkaiser und dem Reichsfeldherrn, und seiner ausgebildeten Aristokratie, dem Auge Europas näher gerückt. Im Jahre 1860 schloß sich auch Preußen den Bemühungen anderer Mächte an, in Handelsverkehr mit Japan zu treten, und rüstete eine Expedition aus, an deren Spitze Graf Eulenburg als Gesandter trat. Der Einzug der preußischen Gesandten in Jeddo ward als sehr glänzend geschildert; der Vertrag kam im Januar 1861 zu Stande, und im September gelang es trotz großer Schwierigkeiten auch mit China eine Uebereinkunft zu schließen. Im Jahr 1862 erschien eine japanesische Gesandtschaft in Europa, welche die Höfe von Paris, Berlin u. a. besuchte.

Der Aufstand in Indien. Wie bekannt, hatte eine englische Handelsgesellschaft, die ostindische Compagnie, sich zur Gebieterin eines Landes gemacht, welches 67,000 Quadratmeilen mit 180 Millionen Einwohnern umfaßt; eine ungeheure Herrschaft, welche an dem Grundübel litt, daß die Pyramide nicht auf die breite Basis, sondern auf ihre Spitze gestellt war. — Zwar hatte man in England wiederholt daran gearbeitet, die Inconvenienzen, welche aus der Herrschaft einer Handelsgesellschaft über ein so unermeßliches Reich nothwendig sich ergeben müssen, zu beseitigen; aber man hatte nicht viel anderes durch die eingeführten Reformen erreicht, als daß man durch Vertheilung der Machtbefugnisse unter die Regierung und das Gesellschaftsdirectorium die Verantwortlichkeit für begangene Fehler aufhob, weil ein Theil dem andern die Schuld zuschieben konnte.

Und der Fehler wurden genug begangen, die Mißverwaltung war schreiend, da man englischerseits weniger daran dachte, zu regieren als auszusaugen, und die Beamten, welche ihre Anstellung in Indien immer nur als vorübergehend ansahen, dieselbe nur benutzten, um sich möglichst schnell zu bereichern.

Ursachen zur Unzufriedenheit der indischen Bevölkerung waren daher in Masse vorhanden, aber England vertraute auf die Raceneifersucht, und benutzte dieselbe, um Hindus und Muhamedaner gegenseitig in Schach zu halten; ja es nahm keinen Anstand, bei der Unmöglichkeit, das ungeheuere indische Reich durch britische Truppen allein im Zaum zu halten, eine Armee aus Eingeborenen zu bilden (Sepoys-Truppen), in deren Masse jene wie ein Tropfen im Meere zu verschwinden drohten.

Dieses System hatte sich bisher auch bewährt, und wenn es jetzt plötzlich zu schanden ward, und die im ganzen so weibischen Hindus, welchen nur die Energie des Duldens im eminentesten Grade inne wohnt, zur wilden Empörung trieb, so muß noch eine ganz specielle Veranlassung zu den Jahrhunderte lang ertragenen Drangsalen hinzugekommen sein.

Diese findet man in dem ungeschickten Eifer englischer Missionäre, welcher dem in gutem Glauben oder böswillig verbreiteten Gerüchte, daß es auf eine gewaltsame Bekehrung zum Christenthum abgesehen sei, Vorschub leistete.

Ein uns untergeordnet scheinender Umstand trat hinzu, um den Funken zur verheerenden Flamme anzufachen. Den Soldaten waren Patronen gegeben worden, die mit einer fettigen Substanz — wie die Aufwiegler behaupteten — mit Schweinefett oder Rindsfett bestrichen waren. Dadurch, daß die bengalischen Soldaten, welche zumeist den Brahminenkasten angehören, beim Abbeißen der Patronen genöthigt waren, dies Fett in den Mund zu bringen, wurden sie unrein und ihrer Kaste verlustig. Was weder Vaterland, noch Nationalität oder persönlicher Vortheil bewirken konnten, gelang der düstern Macht des Fanatismus. Die Soldaten wurden den Einflüsterungen zugänglich, wie ein Lauffeuer breitete sich der grundlose Schrecken aus, löste die Bande der Disciplin, tilgte den alten Haß zwischen Muhamedanern und Hindus, und trieb zu der größten Militärrevolution, welche die neuere Geschichte kennt.

Die ersten Anzeichen der Meuterei, welcher die befetteten Patronen zum Grund oder Vorwand dienten, traten schon im

Januar 1857 zu Tage. In verschiedenen Seposregimentern kam es zu Meutereien, welche indeß noch erstickt wurden. Am 8. Mai aber brach zu Mirut die Empörung des 11. und 20. Regiments, unterstützt durch das 3. leichte Cavallerieregiment, aus. Die dort stehenden englischen Truppen, zwar an Zahl unendlich geringer als die Empörer, sprengten diese dennoch auseinander, aber nur, um sie nach dem, wie es scheint, zuvor verabredeten Sammelplatze, nach Delhi zu treiben, wo sich drei dort stehende Regimenter, sowie die einheimische Artillerie, ihnen anschlossen, welche mit bestialischer Wuth über die Engländer herfielen. Nicht allein die Offiziere ermordeten sie, auch die friedlichen Einwohner, Männer, Frauen und Kinder. Schnell verbreitete sich jetzt die Flamme des Aufruhrs über ganz Indien, so daß man sagen konnte, die britische Macht reiche überall nur so weit, als sie von britischen Bajonetten beschützt ward; der Herd des Aufstandes aber blieb Bengalen und das Königreich Audh, welches erst das Jahr zuvor in Folge eines schreienden Gewaltacts der britischen Macht einverleibt worden war.

Der Hauptpunkt indeß, von dessen Besitz alles abzuhängen schien, blieb Delhi, welche Stadt das Stromgebiet des Indus und Ganges beherrscht und von den Engländern mit unermeßlichen Vorräthen versehen worden war. Unverantwortlicherweise hatte die Regierung alle diese Vorräthe einer Besatzung anvertraut, die nur zum kleinsten Theil aus geborenen Engländern bestand. Vergebens wehrte sich eine Handvoll entschlossener englischer Offiziere, und Lieutenant Willoughly sprengte sich und an tausend Rebellen mit einem großen Pulvermagazin in die Luft.

Die Meuterer erbeuteten 150 Kanonen, Pulver und Kugeln in Menge und machten Delhi zum Bollwerk des Aufstandes, welchem sie ein sichtbares Oberhaupt in der Person des längst vergessenen Großmoguls gaben, des 92jährigen Akbar, an dessen Stelle aber sein ältester Sohn Mirza Mogul eintrat.

Die Lage der Dinge sah für England verzweifelt genug aus. Die königlichen Truppen bestanden für ganz Indien aus etwa 30,000 Mann, wozu in Bengalen noch drei in Europa geworbene Regimenter Infanterie kamen; dagegen bestand die Armee der Eingeborenen aus 74 Regimentern regulären Fußvolks, 10 Regimentern Reiterei, 30 Regimentern irregulärer Reiterei, 50 Regimentern Fußvolk und 5 Legionen Contingente. Nur bei der Artillerie war das Verhältniß günstiger. Von 42 Compagnien

Fußartillerie waren 34 europäisch und von 13 Compagnien reitender Artillerie 9 europäisch. Aber der Heldenmuth der britischen Oberoffizière, so wie die Standhaftigkeit der europäischen Truppen sah nicht auf die Zahl der Feinde. Mit einem Häuflein von etwa 2000 Mann europäischer und 5000 Mann indischer Truppen, ohne alles Belagerungsgeschütz, machte sich General Barnard auf den Weg, um das von 260 Kanonen vertheidigte Delhi wieder zu erobern. Der Erfolg entsprach nicht völlig der Kühnheit des Unternehmens; aber die Standhaftigkeit führte endlich doch zum Siege. Nach blutigen Kämpfen und vielfachen Opfern — Barnard und nach ihm eine Reihe anderer Generale erlagen den Mühsalen oder den Kugeln des Feindes — ward das so furchtbare Delhi durch den General Wilson (am 20. September) erobert, die Rebellen verjagt, darunter der König, welcher bald darauf gefangen genommen wurde, und die Einwohnerschaft zum großen Theil niedergemetzelt.

Diese Grausamkeit war eine, wenn auch nicht entschuldbare, doch erklärliche Rache für die Bestialität, mit welcher die Indier alle Europäer, die unglücklicherweise in ihre Hände fielen, behandelten. Die Grausamkeiten, welche von ihnen verübt wurden, übersteigen allen Glauben, obwohl sie leider nur zu sicher bewahrheitet werden, und sind zum Theil der Art, daß sie hier gar nicht geschildert werden können.

Einem von diesen Kannibalen gelang es jedoch, die andern durch seine Wildheit zu überragen und eine fluchwürdige Berühmtheit zu erlangen: es ist dies der muhamedanische Häuptling Nana Sahib, welcher Kaunpur zum Schauplatz seiner Schändlichkeiten machte.

Das Fort bei dieser Stadt hielt der General Hugh Wheeler besetzt, nach dessen Tode die vom Hunger gepeinigte Besatzung capitulirte. Nana Sahib gelobte, ihr freien Abzug gestatten zu wollen und leistete auf den Koran den Schwur, daß er das Leben der Verwundeten, der Frauen und Kinder, so wie der unbewaffneten Engländer schonen wollte. Kaum aber war er in den Besitz des Forts gelangt, als er die Truppen niederhauen und jeden Europäer — darunter 240 Frauen und Kinder — zu Tode martern ließ.

General Havelock, eine der glänzendsten Heldengestalten dieses Krieges, kam zu spät, um Entsatz zu bringen; allein er besiegte das Ungeheuer Nana Sahib in drei blutigen Treffen und

nahm Kaunpur wieder, von wo aus er wiederholte Versuche machte, Lucknow zu entsetzen, welches von dem an der Empörung Theil nehmenden Heere von Audh belagert ward. Nach vielfachen Versuchen, sich den Weg nach dem hart bedrängten Lucknow zu bahnen, gelang es ihm endlich, nachdem er die Insurgenten am 21. Septbr. bei Mundurwar zurückgeworfen. Aber er hatte nur noch 2800 Mann und konnte sich nur mit in die Citadelle einschließen, welche von 50,000 Feinden belagert ward.

Doch gelang es endlich am 14. Nov. dem zu Hülfe eilenden Colin Campbell, die Eingeschlossenen zu befreien. (Havelock starb bald darauf, am 25. Nov. an der Cholera.)

Allmählich langten immer mehr Truppen aus England an und mit Hülfe der Sikhs und der Gorkhas unter Jung Bahadur gelang es endlich, Lucknow zu erobern und den Krieg auf Oude und Rohilcund zu beschränken. Tantia Topi, der letzte namhafte Held des Aufstandes, wurde am 7. April 1859 durch einen Verräther gefangen und an die Engländer ausgeliefert, welche ihn zu Sipri (18. April) hängen ließen. — Am 18. Juli 1859 konnte man bereits ein Dankfest für die Besiegung des Aufstandes veranstalten, dessen nächste Folge die war, daß das Privilegium der ostindischen Compagnie aufgehoben ward und die Königin von England die Regierung Indiens selbst in die Hand nahm (8. August 1858).

Auf dem Festlande von Hinterindien liegen noch zwei Reiche, welche neuerdings erst in die allgemeine Culturbewegung hineingezogen wurden: Siam und Cochinchina. Dort zeigte sich der Monarch den Europäern geneigt und schloß Handelsverträge mit England, Frankreich und den Vereinigten Staaten ab; hier zeigte man sich nicht so freundlich, und Frankreich sah sich veranlaßt, mehrere Expeditionen auszurüsten, um die Cochinchinesen wegen ihrer Verfolgung der Christen zu züchtigen.

Der indische Aufstand scheint nicht ohne Einfluß auf die gesammte muhamedanische Welt geblieben zu sein; mindestens bemerkte man von da ab eine Gährung in derselben, welche hier und da blutige Früchte trug und in einzelnen Provinzen des osmanischen Reichs zu ernsten Kämpfen zwischen Muhamedanern und Christen führte.

Zu der schrecklichsten Katastrophe kam es in Syrien und namentlich in den Gebirgen des Libanon zwischen den Drusen und der christlichen Secte der Maroniten. Zwar glaubte man,

daß die europäische Politik an dem Ausbruch des Kampfes zwischen diesen beiden kriegerischen Stämmen nicht unschuldig gewesen sei und namentlich legte man französischen Emissären die Aufstachelung der Maroniten zur Last; aber wahr ist es doch, daß es für die muhamedanische Bevölkerung eben nur einer Veranlassung bedurfte, um ihren Fanatismus zu entzünden.

Dieser brach nun Ende Mai 1860 in voller Wildheit aus, ohne daß die türkische Behörde (Churschid Pascha und Taher Pascha) ernstlichen Widerstand leistete. Alle Christendörfer im Umkreise von Beirut, darunter Saida, wurden verwüstet und deren Einwohner unter gräßlichen Martern hingeopfert. Wochen lang dauerte das Morden und schon zählte man 10—15,000 Opfer, als der Sturm gegen die syrische Hauptstadt Damascus losbrach. Hier aber fanden die Christen einen unerwarteten Beistand an einem ihrer ehemals erbittertsten Gegner, an Abdel Kader, welcher durch das große Erdbeben von Brussa nach Damascus vertrieben worden war. — Seiner Entschlossenheit gelang es, über 2000 Christen zu retten, obwohl er nicht hindern konnte, daß eine noch größere Zahl hingeschlachtet wurde.

Man kann sich denken, daß diese Mordscenen, sobald sie in Europa bekannt wurden, einen Schrei des Entsetzens hervorriefen. Frankreich und Rußland, beide wohl nicht ohne politische Hintergedanken, zeigten sich sogleich bereit, zur Rettung der bedrängten Christen einzuschreiten, und um dieses Einschreiten zu hindern, bot die Pforte jetzt endlich alle Energie auf, die sie besaß. Man sandte Fuad Paschah mit einer ahnsehnlichen Heeresmacht nach Syrien, welcher ein furchtbares Blutgericht über die Schuldigen verhängte, dem unter andern auch der ehemalige Commandant von Damascus zum Opfer fiel. Gleichwohl kam es im August zu neuen Christenverfolgungen in Balbek und in der Nähe von St. Jean d'Acre, und die europäischen Mächte kamen daher in Paris am 3. August untereinander dahin überein, daß eine europäische Executionsarmee in der Stärke von 12,000 Mann nach Syrien abgehen sollte, um im Verein mit den türkischen Streitkräften die Ruhe wieder herzustellen. — Dies geschah auch, und die Drusen wurden zerstreut und in die Gebirge verfolgt; die Franzosen zogen hierauf, gern oder ungern, an den bestimmten Terminen ab und die Pforte einigte sich mit den europäischen Mächten über die künftige Verwaltung Syriens.

Indem wir uns jetzt von Asien, der Culturstätte der alten

Welt, abwenden, um Amerika — „die neue Welt" in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen, verweilen wir noch einen Augenblick bei den Bemühungen, den Verkehrsweg zwischen Europa und dem südlichen wie dem östlichen Asien abzukürzen. Bis dahin bedurfte man zur Vollendung einer Reise von England nach Indien um das Cap der guten Hoffnung ein halbes Jahr und darüber. Verkürzt wurde der Weg durch den sogenannten Ueberlandweg (Lieutenant Waghorn im Jahre 1824); doch kam diese Verkürzung nicht dem Waarenverkehr, sondern nur der Postverbindung mit Indien zu statten. Förderlicher für das Allgemeine war die von Kairo nach Suez gebaute Eisenbahn, welche 1858 vollendet wurde. Die Aussicht auf einen wirklichen Handelsweg zwischen Europa und Asien in so verkürzter Linie eröffnete sich erst durch das Project eines Suezkanals. Die Anregung ging von dem französischen General-Consul, Ferdinand von Lesseps, aus. Es bildete sich 1856 eine Actiengesellschaft zur Ausführung des Unternehmens; der Vicekönig von Aegypten, Said Pascha, förderte dasselbe aufs eifrigste. Im April 1859 wurde der Anfang gemacht. Aber es stellten sich viele und große Hindernisse entgegen. England hegte das Mißtrauen, daß der Suezkanal der britischen Herrschaft in Ostindien gefährlich werden könne. Es erhob darum allerlei Schwierigkeiten, es stellte das Project einer Euphrat-Eisenbahn auf; aber vergebens. Die Arbeiten am Suezkanal nahmen mit unablässiger Energie ihren Fortgang.

148. Die Entwickelung der politischen und Culturverhältnisse Amerikas.

Amerika hatte, nach der Losreißung der Vereinigten Staaten Nordamerikas von England und der Abwälzung des spanischen Jochs in Mittel- und Südamerika, nur drei geordnete und befestigte Staatswesen, Canada, die Vereinigten Staaten und Brasilien; in den Republiken Mittel-Amerikas und Südamerikas fehlte bisher den öffentlichen Zuständen jede dauernde Sicherheit; Bürgerkriege und Anarchie gehörten noch immer zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Vor allem fesselt die grandiose Entwickelung Nordamerikas das Interesse eines jeden, und zwar um so mehr, als in Folge der zahlreichen Auswanderung, welche ihren Zug dorthin nimmt, die Wechselbeziehungen zwischen Europa und Amerika eben so innig als vielartig geworden sind.

Diesen ungeheuern Aufschwung hat die Auswanderung hauptsächlich seit der Entdeckung der Goldminen in Californien genommen. Die erste Entdeckung erfolgte 1848 auf den Ländereien eines Capitän Sutter. James W. Marshall, welcher am Amerikan Fork, einem Nebenflusse des Sacramento, für den Capitän Sutter eine Sägemühle erbauen sollte, fand beim Graben eines Mühlkanals die ersten Stücke Gold. Bald wurde solches auch an andern Orten gefunden*) und die Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch das Land. Die Bevölkerung Californiens war plötzlich ganz umgewandelt —: Soldaten, Doctoren, Geistliche, Landbauer, Handwerker, Kaufleute, Advokaten, Matrosen — alle eilten nach dem Goldlande, jeder suchte dem andern zuvorzukommen und in möglichst kurzer Zeit viel Gold zu graben. Ganze Districte wurden fast von aller männlichen Bevölkerung verlassen, die reichen Ernten verdarben oder wurden vom Vieh abgeweidet; denn niemand hatte Zeit, sich um sie zu bekümmern. Bald verbreitete sich die Kunde von den gefundenen Schätzen in alle Welt, und hatte die Wirkung, daß die Abenteurer aller Nationen und aller Welttheile dort zusammenströmten, in der Hoffnung, mit wenig Mühe Tonnen Goldes zu gewinnen. Die Einwanderer kamen in solchen Strömen herbei, daß die Bevölkerung Californiens, welche im J. 1848 kaum 20,000 Seelen betrug, sich im Anfang des Jahres 1850 schon auf 100,000 Menschen belief, und auch diese Zahl binnen ein paar Jahren verdoppelt sah. Indeß wurden die ausschweifenden Hoffnungen der Goldsucher bei weitem nicht erfüllt; mindestens erwies sich die vermeinte Leichtigkeit des Erwerbs bald genug als eine Chimäre. Allerdings ist die jährliche Goldausbeute ungeheuer, so daß man, zumal auch in Australien fast noch ergiebigere Goldlager entdeckt wurden,**) eine Zeit lang fürchtete,

*) Die Goldregion umfaßt das Thal Sacramento und die in dasselbe mündenden Nebenthäler, sowie den untern Theil des San Joaquim-Flußthales. Nach amtlichen Berichten ist das Goldland 160 Meilen lang und 20 Meilen breit. Das Gold fand sich theils als Staub, theils in pfundschweren Klumpen; ja es sollen sogar Stücke von 15—24 Pfund gefunden worden sein; je weiter man zur Sierra Nevada vordrang, um so mehr nahm der Goldreichthum zu.

**) Die erste Entdeckung geschah im Sidney-District im Mai 1851, wo namentlich ein Goldklumpen, der aus dem Boden an der Spitze eines Quarzfelsens hervorragte und 106 Pfund wog, gefunden ward. Im August desselben Jahres wurde auch Gold in Victoria gefunden.

Das Gold wird hier wie in Californien gewaschen. Die Art und Weise ist folgende: ein Mann füllt den Trichter oder viereckigen Kasten oben, welcher

der Werth des Goldes müsse sinken und in Folge dessen werde eine Veränderung aller Werthverhältnisse eintreten, wie sie die Entdeckung Amerikas herbeiführte; aber das Graben der goldhaltigen Erde und das Auswaschen des Goldsandes erfordert unsägliche Anstrengungen, welchen nur eine robuste Natur widerstehen kann, und die Theuerung aller Lebensbedürfnisse ist so groß, daß der Goldgräber, wenn er nicht besonders vom Glück begünstigt wird, doch nur einen verhältnißmäßig kleinen Gewinn macht. Daß nun unter einer Bevölkerung, welche die Goldgier aus den entferntesten Welttheilen hierher trieb und welche zum großen Theil aus dem Abschaum der Menschheit zusammengesetzt ist, Laster aller Art im Schwange sind und Raub und Mord zu den alltäglichen Erscheinungen gehören, ist eben kein Wunder.

Gleichwohl hätte Californien, welches Mexico, als eine ihm wenig Nutzen bringende Provinz, in dem Vertrage vom 16. März

---

ungefähr vier Zoll tief ist und einen ganz durchlöcherten Boden von Eisenblech hat, oder aus kreuzweis gelegtem Reifeisen gemacht ist, mit Waschmaterial. Ist letzteres trocken, so ist es vorher in einer Röhre mit Wasser, Puddlingsröhre genannt, gut bearbeitet worden, um die Erde vom Golde zu lösen und den Stoff dazu geschickt zu machen, daß er leicht durch die Wiege geht. Wenn der Trichter gefüllt ist, so schüttelt ihn der Mann an der Wiege sanft, indem er zugleich mit einem Stock die Erde im Trichter umherstößt, während ein Anderer Wasser darauf gießt mit einem Zinngefäß am Ende eines Stocks, der Schöpfer genannt. Ist alle Erde von den Steinen abgewaschen, so werden diese herausgeworfen, und das Verfahren wird so lange wiederholt, bis eine gewisse Quantität hindurchgegangen ist, worauf der Wiegende inne hält, den Trichter herausnimmt und den schrägen Schieber unter demselben hervorzieht. Dieser läuft nach hinten schräg zu, um Alles, was durch den Trichter geht, in jener Richtung herunter zu bringen; aber unten am Schieber steht eine Leiste, etwa einen Zoll hoch, gegen welche das Gold sich festsetzt, während der Schlamm und das Wasser in den Boden der Wiege herunterkommen und größtentheils weggewaschen werden. Es giebt indeß am Boden der Wiege noch zwei bis drei Leisten, um alle Goldtheilchen, die vielleicht an der Leiste des Schiebers vorbeigehen könnten, zurückzuhalten.

Das Gold und die kleine Quantität Kies, welche gegen die Leiste des Schiebers liegt, werden jetzt mit einem sogenannten Sieb abgekratzt, einer zinnernen Schüssel, deren Boden voll Löcher ist, wie ein Durchschlag, worauf das Gold wieder durchgewaschen und von dem Kies, welcher durch den Trichter gegangen ist, geschieden wird. Dies Gold in der Schüssel bleibt dort zurück, bis eine beträchtliche Menge dieser Niederschläge hinzugekommen ist, wo sie dann durch eine eigenthümliche kreisförmige Bewegung bearbeitet und der Schlamm und Kies allmählich von dem Golde geschieden werden, welches letztere hell und rein in der Schüssel zurückbleibt. Es braucht jetzt nur noch über einer mäßigen Hitze zu trocknen und wird dann in waschledernen Beuteln zu Markte gebracht.

1848 an Nordamerika abtrat, nicht den Aufschwung und die unberechenbare Bedeutung gewinnen können, hätte nicht die Habsucht ihm so rasch die Hunderttausende von goldgierigen Menschen zugeführt, welche mit ihren Culturbedürfnissen doch die Civilisation in ihrem Gefolge hatten.

Es gehört ein hartes und verzweifeltes Geschlecht dazu, um ein im ganzen steriles Land zu colonisiren und den Boden für den Samen der Cultur vorzubereiten und es mußte ein so starker Antrieb, als er in der Gier nach dem glänzenden Golde liegt, vorhanden sein, damit diese „Goldgräber" einer ungeheuern Entfernung und den Beschwerden und Gefahren einer langen Reise trotzten.

Die Geschichte führt eben gar oft auf seltsamen Bahnen das menschliche Geschlecht vorwärts, und was dem Kurzsichtigen als ein Hereinbrechen der Barbarei erscheint, ist nur eine rasche Befruchtung des Bodens, aus welchem die Pflanze der Civilisation emporschießt. Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch die Vergrößerung des nordamerikanischen Staats aufzufassen; er erfüllt damit nur eine weltgeschichtliche, eine civilisatorische Mission. Während die übrigen Freistaaten Amerika's der Schauplatz sich wiederholender Revolutionen und bürgerlicher Kämpfe, oder erbitterter Kriege gegen einander sind; während die Bevölkerung immer mehr degenerirt und in Faulheit, Unwissenheit und Nichtsnutzigkeit versunken, auf dem gesegnetsten Boden der Erde immer mehr verarmt, bringt der Nordamerikaner, wohin er vordringt, Gewerbfleiß, Kenntnisse, Ordnung der staatlichen Verhältnisse und den Segen bürgerlicher und individueller Freiheit. Man kann daher die Vergrößerung des nordamerikanischen Freistaats nicht als ein Uebel bezeichnen; die fremden Länder werden nicht in Besitz genommen aus Ehrgeiz, nicht um sie auszubeuten, sondern um sie der Cultur zu eröffnen. So war es auch eine Folge des Besitzes von Californien, daß Nordamerika eine Verkürzung des Weges dahin und die Herstellung einer leichteren Verbindung suchen mußte. Das Bedürfniß von Land- oder Wasserstraßen zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean war ein allgemeines, und es tauchten mehrere Projecte auf, im Gebiete von Mittelamerika (Isthmus von Tehuantepec, Nicaraguasee, Landenge von Panama u. a.) eine solche Verbindung durch einen Kanal oder eine Eisenbahn zu ermöglichen. Aber diese Projecte scheiterten oder blieben liegen, theils wegen der Schwierigkeiten der Ausführung, theils wohl auch durch die Ueberzeugung, daß ein Verbindungsweg zwischen den Oceanen nur im Schutze eines durch

Ordnung und Kraft gesicherten Staates emporblühen könne. Und so wurde von allen jenen Projecten nur eine Eisenbahn über die Landenge von Panama 1855 vollendet.

Während so, wie wir sahen, Nordamerika nach Außen hin an Macht, Ausdehnung und Bedeutung wuchs, führten die innern Verhältnisse der Vereinigten Staaten-Republik zu einer Krise, welche einen Zerfall dieses großen Staatswesens befürchten ließen. Es bestand zwischen den nördlichen und den südlichen Staaten der Union ein Gegensatz, welcher zu einer immer bedenklicher werdenden Spannung sich ausbildete. Im Süden bildete das Bestehen der Sklaverei die Grundlage der gesellschaftlichen Zustände; diejenigen des Nordens ruhten auf dem Princip der freien Arbeit. Hier nahm die herrschende Partei die Bezeichnung „Republikaner“ an, während die Bewohner des Südens sich „Demokraten“ nannten. Nachdem die Partei der Sklavenhalter mit der Wahl Buchanan's zum Präsidenten (4. Nov. 1856) einen letzten großen Sieg erfochten hatte, rief sie durch die brutale Art, wie sie denselben ausbeutete, eine allgemeine Reaction hervor und die Erbitterung zwischen Norden und Süden erreichte eine solche Höhe, daß eine Aussöhnung nicht mehr möglich war. Noch einmal rafften die Parteien alle ihre Kräfte zusammen bei der neuen Präsidentenwahl und die Partei der Republikaner setzte ihren Candidaten Abraham Lincoln*) durch. Die Partei, deren Candidat Lincoln war, hatte sich erst in den letzten Jahren herausgebildet und ihre Grundsätze waren in dem von dem neuen Präsidenten verkündeten Programm klar aus-

---

*) Abraham Lincoln wurde am 12. Febr. 1809 in der Grafschaft Harlem, Kentucky, geboren; sein Vater starb früh und hinterließ die Seinigen in bitterster Armuth, so daß Abraham wenig oder gar keine Erziehung genoß. Er hat sein ganzes Leben lang etwa 6—8 Monate hindurch Schulunterricht genossen und war der Reihe nach Feldarbeiter, Holzhauer und Ruderknecht auf dem Mississippi. Im Jahr 1830 finden wir ihn im Staate Illinois, wo er sich als Tagelöhner seinen Lebensunterhalt verdiente. Später machte er als Freiwilliger den Krieg gegen die Indianer von Florida mit und zeichnete sich so sehr aus, daß er zum Capitain befördert wurde. Im Jahr 1832 trat er zum ersten Male als Canditat für die Legislatur des Staates auf, fiel aber mit seiner Bewerbung durch. Erst ein Jahr später ward er gewählt. Er widmete sich jetzt dem Studium des Rechts, wurde in kurzer Zeit Advocat und practicirte mit großem Erfolg. Von 1846—49 saß er als Mitglied des Congresses; von da ab lebte er wieder ausschließlich seiner Profession; im Jahr 1856 aber stand sein Name an der Spitze der Wähler von Illinois, welche in Opposition gegen Buchanan für Fremont stimmten.

gesprochen. „Die Sklaverei — heißt es daselbst — ist eine heimische Institution innerhalb der Staaten, die sie wünschen und sie existirt im Bereich der Staaten unabhängig von der Controle des Congresses. Der Congreß hat die oberste gesetzgebende Gewalt über alle Territorien und mag nach Gutbefinden die Existenz der Sklaverei in denselben erlauben oder verbieten; aber er soll aus Klugheit seine Macht nie so anwenden, daß direct oder indirect die Sklaverei in bisher freien Territorien eingeführt werde. Es ist endlich verwerflich, daß die Regierung der Vereinigten Staaten sich südliche Länderstriche aneignet, zu dem Zwecke, die Sklaverei in denselben fortzupflanzen.“ So vernünftig diese Grundsätze waren, so sehr empörte sich die Leidenschaft der Südstaaten, welche die Squatter-Souveränetät zum Staatsgrundgesetz erhoben und den Präsidenten der Republik zum Zuchtmeister der südlichen Sklavenhalter herabgewürdigt wissen wollten.

Kaum war der Ausfall der Wahl bekannt, als der Süden sofort den Entschluß der Trennung (Secession) aussprach und zugleich Anstalten traf, um die Ausführung dieses Entschlusses zu sichern, wobei ihm die an Verrätherei streifende Konnivenz der Bundesbehörde Vorschub leistete. Am entschlossensten zeigte sich Süd-Carolina, welches bereits am 20. December 1860 sich für die Trennung (Secession) aussprach. Bald folgten die Staaten: Georgien, Florida, Alabama und Mississippi und constituirten sich am 18. Febr. 1861 in Mongomery als eine Conföderation, zu deren Präsidenten der frühere Kriegsminister Jefferson Davis gewählt wurde. Zum wirklichen Ausbruch des Bürgerkrieges aber kam es erst, als der General der Conföderation, Beauregard, sich des von Unionstruppen besetzten Forts Sumter bemächtigte.

Wir können diesen Krieg, der seines Gleichen nicht gehabt hat, nicht in seinen Einzelheiten verfolgen. Er wurde geführt mit aller jener Erbitterung, welche Bürgerkriegen eigen zu sein pflegt; das Charakteristische desselben aber bestand darin, daß er sich über unermeßliche Landstrecken ausdehnte und einen Staat betraf, welcher nur über eine unverhältnißmäßig kleine Anzahl stehender Truppen verfügte. Die Union, um aus dem Kampfe siegreich hervorzugehen, mußte nicht blos Heere und Feldherren gewissermaßen improvisiren, sie mußte sich auch Wege bahnen, um ihren Gegnern nahe kommen zu können, und der staunenswerthe Erfindungs- und Unternehmungsgeist der Amerikaner zeigte sich eben so wunderbar

in seiner Anwendung auf die Zerstörungsarbeiten des Krieges, als er sich bisher in Werken des Friedens gezeigt hatte.

Im Anfange waren die Conföderirten im Vortheile, denn sie hatten bessere Führer und waren auf den Kampf vorbereitet. Der erste große Zusammenstoß am Bulls Ruen (17. Juli 1861) brachte den Unionisten eine große Niederlage. Auch zögerte die Unionsregierung ein Jahr lang, eine Entscheidung in der Sklavenfrage zu treffen. Erst im März 1862 erklärte der Congreß, daß die Union jeden Staat unterstützen wolle, welcher die Sklaverei gegen Entschädigung freigeben würde; und im September desselben Jahres verkündete eine Proclamation des Präsidenten, daß in allen Staaten, die bei Beginn des neuen Jahres noch in der Rebellion beharrten, die Sklaverei abgeschafft sein solle. Die Proclamation hatte damals nur einen Kriegszweck, welcher aber verfehlt ward, da eine Sklavenempörung nicht stattfand; das Jahr 1862 verging ohne Entscheidung und machte nur durch den Kampf zweier Panzerschiffe, Merrimac und Monitor, Aufsehen, denn hier zum erstenmal traten zwei solche Schiffe einander gegenüber.

Im Jahre 1863 schloß sich zwar durch Aufgebot aller Kräfte Seitens der Union der eiserne Waffengürtel immer enger, in welchem man die Conföderation zu ersticken dachte, aber der Krieg dauerte fort, und da am 8. Nov. 1864 Lincoln zum zweitenmal an die Spitze der Regierung gestellt wurde, so war damit den Südstaaten die Erklärung gegeben, daß an ein Compromiß nicht zu denken sei. In der That wurde auch der Krieg des Jahres 1864 mit vermehrter Energie von Seiten der Union geführt. Die für die Sache der letztern entscheidende Wendung aber gewann er durch den kühnen Marsch des Generals Schermann, aus dem Herzen Georgiens gegen Savannah. Am 12. November war er der Welt aus den Augen verschwunden und nach einem Marsch von 300 englischen Meilen stand er am 12. December vor Savannah, um es im Fluge zu nehmen. Jetzt begann erst die Concentrirung der großen Streitkräfte der Union (unter dem Ober-Commando des Generals Grant), durch welche der feindliche General Lee, bei Richmond stehend, erdrückt werden sollte. Am 2. April 1865 fielen Petersburg und Richmond. Wenige Tage darauf capitulirte die Armee von Virginien, und damit hatte der Bürgerkrieg ein Ende — mit den Opfern einer halben Million Menschen und unermeßlicher Werthe. Aber noch ein blutiges Nachspiel folgte der großen Tragödie — die Ermordung Lincolns. Es war am

Charfreitag. Lincoln hatte eine Einladung in Fords Theater (zu Washington) angenommen, als ihn dort, um 10½ Uhr, in der Prosceniumsloge die Kugel des Walter Booth ereilte. „Der Süden ist gerächt!" rief der Mörder, ein erbärmlicher Schauspieler. Lincoln starb am 15. April 1865 und der Vice-Präsident Johnson trat an seine Stelle, mit der Aufgabe, das begonnene Werk zu vollenden, d. h. die Sklavenfrage definitiv zu lösen und die Umwandlung des Staaten-Bundes in einen Bundesstaat zu vollbringen, zugleich aber auch die Beziehungen zu Europa zu regeln, welche namentlich durch Bildung des neuen Kaiserthums Mexico in Frage gestellt waren.

Mexico, das größte unter den von Spanien abgefallenen Gebieten, so reich an Hülfsquellen, daß es eines der blühendsten Länder der Erde sein könnte, verfiel wie alle ehemalige Colonien Spaniens in Anarchie und Bürgerkriege. Die Bevölkerung ertrug fast gewohnheitsmäßig diese Zustände, oder sie verwilderte in den Parteikämpfen und Aufständen. Bald nach dem Abfall von Spanien war der Versuch gemacht worden, die Monarchie in Mexico aufzurichten; General Iturbide bestieg als Kaiser Augustin I. den Thron. Aber nach kurzer Regierung mußte er das Land verlassen; er erhielt ein Jahrgeld und ging nach Europa. Als er kurze Zeit darauf seine Herrschaft erneuern wollte und in Mexico landete, wurde er ergriffen und erschossen (1823). Von da an war die Verfassung Mexico's republikanisch, in der That aber nur der Schein davon, denn die Machthaber regierten mit despotischer Willkür. Unaufhörliche Revolutionen zerrütteten den Wohlstand und das Ansehen des Landes; nach dem unglücklichen Kriege mit der nordamerikanischen Union mußte Mexico die große Provinz Texas und den nördlichen Theil von Californien abtreten (1848). Es hatten sich nach dieser Zeit zwei Hauptparteien gebildet: die Liberalen, welche der Staatsgewalt eine demokratische Grundlage geben wollten, und die Klerikalen, denen die Aufrechthaltung der kirchlichen Rechte und Freiheiten die Hauptsache war. Beide Parteien gelangten endlich so weit, gleichzeitig die Regierungsgewalt zu ergreifen; Benito Juarez, ein Advocat von indianischer Race, regierte als das Haupt der Liberalen in Veracruz; General Miramon, von den Clericalen und Conservativen an die Spitze gestellt, besaß die Hauptstadt Mexico. Sein Unternehmen, den Gegner in Veracruz zu unterdrücken, schlug fehl; Miramon wurde besiegt und im Januar 1861 zog Juarez in Mexico ein. Er

übernahm die Dictatur und verfuhr schonungslos gegen die überwundene Partei. Der spanische Gesandte wurde aus dem Lande getrieben, weil er es mit den Clericalen gehalten hatte; harte Maßregeln trafen die Geistlichkeit. Dabei wurden auch Collisionen mit dem Auslande nicht vermieden; französische und englische Kaufleute, welche sich in Mexico aufhielten, hatten Schädigungen ihres Eigenthums und gewaltthätige Eingriffe in ihre Rechte zu erleiden. So kam es, daß Spanien, Frankreich und England Genugthuung oder Entschädigung zu verlangen hatten, und es schlossen diese drei Mächte im October 1861 einen Vertrag, in welchem sie übereinkamen, eine Expedition nach Mexico auszurüsten und gemeinsam die Gewährung ihrer Forderungen zu erzwingen. Zu dieser Zeit waren mexikanische Ausgewanderte von der damals zurückgedrängten Partei an europäischen Fürstenhöfen thätig, ein Unternehmen gegen Juarez und seine Regierung zu Stande zu bringen. Diese Männer eröffneten die Aussicht, daß es möglich sein würde, die Monarchie in Mexico zu begründen. Kaiser Napoleon III., bei welchem der mexicanische General Almonte für diese Idee wirkte, hatte vielleicht bei seiner Theilnahme an der Expedition gegen Mexico selbst schon einen solchen Gedanken gehegt.

Die Spanier eröffneten diese Unternehmung mit der Besetzung von Veracruz; einige Wochen darauf folgten Franzosen und Engländer nach. Juarez hatte das Land, welches um den Stützpunct der Feinde lag, verwüsten und unwegsam machen lassen; er rechnete auf die Schwierigkeiten des Klimas, auf die Uneinigkeit der Verbündeten und auf den Beistand der nordamerikanischen Union, von welcher er anerkannt war. Und in der That schien er richtig gerechnet zu haben. Die Streitkräfte der Verbündeten erwiesen sich für ein energisches Erreichen des Zieles zu schwach, die Expedition fing an zu stocken. Die mexicanische Regierung begann Unterhandlungen mit Spanien, und als nun die andern Mächte sich auch daran betheiligten, Frankreich nun aber seinen Plan einer Umgestaltung der Regierungsform in Mexico enthüllte, da traten England und Spanien von weiterer Theilnahme an der Expedition zurück.

Napoleon III. hatte nun freie Hand gegen Mexico. Ihn leitete bei diesem gewagten, ja abenteuerlichen Unternehmen das Verlangen nach dem für die französischen Waffen zu erhoffenden Ruhme, wohl auch der aus näherer Handelsverbindung mit dem erzeugnißreichen Lande zu erwartende Gewinn. Die nordamerikanische Union erschien

ihm in diesem Augenblicke nicht gefährlich; er glaubte wohl, der dort wüthende Bürgerkrieg werde ihren Zerfall herbeiführen, oder er hoffte wenigstens, vor Beendigung des Bürgerkrieges mit den mexikanischen Angelegenheiten fertig zu werden.

Die französischen Truppen unter General Lorencez hatten einen Angriff auf Puebla, die bedeutendste Stadt auf dem Wege nach Mexico, unternommen, waren aber zurückgeschlagen worden. General Forey kam mit Verstärkungen aus Frankreich. Er übernahm den Oberbefehl und erließ eine Proclamation, worin er verkündigte, die Franzosen kämen, um das mexicanische Volk von dem Joche tyrannischer Gewalt zu befreien und es ihm möglich zu machen, sich eine Verfassung nach seinem Ermessen zu geben. Nach Vollendung der Vorbereitungen setzte sich das französische Heer in Marsch auf die Hauptstadt Mexico. Puebla mußte sich am 17. Mai 1863 ergeben; 12,000 Mexicaner mit zwölf Generalen fielen in die Hände der Franzosen. Am 10. Juni rückte General Forey in Mexico ein. Es wurde sogleich eine Regentschaft eingesetzt, eine Junta trat zusammen und eine Notabeln-Versammlung wurde berufen. Diese erklärte sich für Einführnng einer constitutionellen Monarchie und wählte (8. Juli 1863) den Erzherzog Maximilian von Oestreich zum Kaiser von Mexico.

Dieser Fürst, geb. 1832, dem Hause Karls V. angehörend, für den einst Cortez Mexico erobert hatte, ein Bruder des regierenden Kaisers von Oestreich, war im Plane Napoleon III. dazu ausersehen, den alten Namen der Habsburger in Amerika zu erneuern und durch Begründung einer Monarchie in Mittel-Amerika dem Vordingen der nordamerikanischen Union nach Süden hin einen Damm entgegen zu stellen. Dieses Werk, wohl geeignet, eine enthusiastische Natur mit dem Glanze der Erinnerungen zu verlocken, forderte, in der Nähe beschaut, zu seiner Durchführung vor allem eine rücksichtslose Energie. Erzherzog Maximilian war eine durchaus edle, dichterisch angeregte Natur von sehr lebhafter Auffassung und großem Wohlwollen der Empfindung. Entfernt von dem Geräusche des Wiener Hofes lebte er mit seiner Gemahlin Charlotte, einer Tochter des Königs Leopold I. von Belgien, auf seinem Schlosse Miramar bei Triest. Eine im Jahre 1860 nach Südamerika unternommene Reise hatte tiefe Eindrücke in seiner Seele zurückgelassen.

Maximilian empfing die Deputation der mexikanischen Notabeln-Versammlung am 3. October 1863; er erklärte sich wohl be-

reit, dem Rufe zu folgen, aber er forderte vor seinem endgültigen Entschlusse die Abstimmung des mexikanischen Volkes. Sie wurde ins Werk gesetzt, und der Erzherzog begab sich, als seine Erwählung unzweifelhaft wurde, nach Paris, um das Nothwendige mit Napoleon III., dem Urheber und Schutzherrn des ganzen Unternehmens, zu verabreden. Am 10. April 1864 übergaben die mexikanischen Abgeordneten dem neuerwählten Kaiser die Sanction des Beschlusses der Notabeln durch das Volk; er nahm als Maximilian I. die ihm dargebotene Würde an und verließ vier Tage darauf mit seiner Gemahlin das friedliche Glück von Miramar, um am Bord der östreichischen Fregatte Novara in sein Reich abzusegeln. Zunächst begab sich das Kaiserpaar nach Rom, den Segen des Papstes zu empfangen; am 29. Mai erreichten sie Veracruz.

Wenn in dem Gemüthe des Kaisers und der Kaiserin noch ein Zagen verborgen gewesen wäre, es hätte in der Begeisterung, mit welcher sie empfangen wurden, verschwinden müssen. Der Weg nach der Hauptstadt wurde zum Schauplatze eines sich fortsetzenden Volksfestes; auch die indianische Bevölkerung drängte sich zahlreich herbei. Die Hauptstadt selbst empfing die Einziehenden, am 12. Juni, mit einem hier noch nie gesehenen Enthusiasmus. Juarez hatte sich nach San Luis Potosi begeben, wurde aber weiter nach Norden in die Grenzprovinz Chihuahua gedrängt, und es schien, als wäre es mit seiner Sache vorbei. Doch verlor er die Zuversicht nicht, daß seine Zeit noch einmal wieder kommen werde; er hatte immer einige Truppen und eine Art von Regierung um sich; von den Vereinigten Staaten Nordamerikas blieb er anerkannt und wurde von ihnen im geheimen auch mit Geld und Waffen unterstützt.

Der Kaiser hatte kurze Zeit nach seiner Ankunft in der Hauptstadt eine Rundreise durch die Provinzen seines Reiches unternommen; bedeutende, einflußreiche Männer, selbst bisherige republikanische Führer schlossen sich ihm an. Mit Eifer widmete er sich den Regierungsangelegenheiten, er arbeitete unermüdlich an der Einführung heilsamer Reformen, besonders an der Verbesserung des öffentlichen Unterrichts. Aber dies waren alles weitaussehende Dinge; nahe und unerbittlich drängten die Forderungen der Finanzordnung des Reiches und der Organisation des Heerwesens. Und doch war Maximilian kein Soldat; weder Neigung noch Temperament zogen ihn dazu. Die Truppen sahen ihn selten. Er liebte es, in mexikanischer Volkstracht die herrliche Tropengegend um Mexico

zu Pferde zu durchschweifen. Es waren diese Ausflüge der deutliche Ausdruck des in dem Kaiser lebenden Gefühles, daß er trotz aller Thätigkeit und alles Glanzes seiner Stellung als Herrscher sich vereinsamt fühle. Indem er sich bemühte, die liberale Partei durch wohlwollende Maßregeln an sich zu ziehen, erfuhr er bald den Widerstand der Geistlichkeit, welche so unerhörte und so unmögliche Forderungen erhob, daß er sie mit Festigkeit zurückweisen mußte. Aber seine Lage wurde dadurch nicht gesicherter. Der Krieg im Inneren gegen die Republikaner und Juarez dauerte fort; es wollte nicht gelingen, sie völlig zu unterdrücken. Von beiden Seiten wurde dieser Krieg mit wildester Grausamkeit geführt. Um diesen Gräueln Schranken zu setzen, befahl der Kaiser, jeden, der mit den Waffen in der Hand gegen ihn ergriffen würde, als einen Empörer zu erschießen. Dieser Befehl wurde bald darauf an zwei gefangenen republikanischen Generalen vollzogen. Die Erbitterung des Kampfes stieg. Und wenn Maximilian in allen diesen trüben und verworrenen Verhältnissen erwog, daß seine Herrschaft, soweit er sie behauptete, einzig und allein auf dem Beistande des französischen Hülfsheeres ruhe, so mußte er die Haltlosigkeit seiner Lage erkennen und mit bedrücktem Gemüthe in die Zukunft blicken.

Die Entscheidung kam, als der Bürgerkrieg in der nordamerikanischen Union mit der Niederlage der Südstaaten endigte. Jetzt zeigte es sich, daß weder die edle Hingebung des erwählten Kaisers, noch die Hülfe Napoleons III. den Versuch einer monarchischen Staatsform in Mexico durchzuführen vermochten. Nordamerika hatte die Anerkennung des neuen Kaiserthumes von vorn herein abgelehnt; jetzt forderte es in Paris das Aufgeben der französischen Intervention in Mexico und den Abzug des Hülfsheeres. Es stand nicht in der Macht Napoleons, sich in einen ernsten Conflict mit dem Cabinet von Washington einlassen zu können, um so weniger, da in Frankreich selbst das mexikanische Unternehmen nicht populär war. Der französische Kaiser beschloß also, seine Truppen zurückzuziehen.

Maximilian I. hegte jetzt den Vorsatz, abzudanken, und nur die Vorstellungen seiner Gemahlin bewogen ihn, diesen Gedanken aufzugeben. Nun aber fühlte sie sich verpflichtet, auch ihrerseits alles für die Behauptung der Kaiserwürde zu thun. Sie setzte sich trotz der heißen Jahreszeit den Anstrengungen der Reise nach Europa aus; sie eilte nach Paris, aber alle ihre Vorstellungen, auch selbst ihr heftig bewegtes Flehen und Drängen vermochten

nicht, den Entschluß Napoleon III. zu erschüttern. Die unglückliche Fürstin begab sich nach Rom; sie sahe auf dieser Reise Miramar wieder, die Stätte einstigen Glückes; und als auch der Papst ihr weder Hülfe noch Trost gewähren konnte, da brach ihr die Kraft der Seele zusammen. Die Schrecken des Wahnsinns umnachteten ihren geängsteten Geist.

Die Nachricht von dem furchtbaren Geschick, was seine Gemahlin getroffen, die Erschütterung, welche seine Gesundheit dadurch erlitt, dazu die steigende Verwirrung seiner Lage, beugten den Kaiser Maximilian abermals zu dem Entschlusse der Thronentsagung nieder. Aber die Bitten und Gegengründe seiner Minister richteten ihn nochmals empor, er beschloß, seine Stellung zu behaupten. Auch als das französische Hülfsheer im März 1867 in Veracruz sich einschiffte, um nach Europa zurückzukehren, lehnte Maximilian I. die dringende Aufforderung des Marschalls Bazaine ab, sich dem Abzuge der Franzosen anzuschließen. Seine stolze Beharrlichkeit empörte sich dagegen, und die Verbitterung, welche durch die von Frankreich erfahrenen Täuschungen im Gemüthe des Kaisers entstanden war, ließ ihm eine solche Rettung widerwärtig erscheinen.

Die Republikaner drangen in die von den Franzosen aufgegebenen Stellungen vor; überall regten sich die Guerillas. Die Zeit war gekommen, auf welche Juarez mit kühler Berechnung und zäher Ausdauer gelauert hatte. Noch ehe Bazaine Mexico verließ, war der kaiserliche General Miramon von dem republikanischen General Escobedo geschlagen worden; und diese Niederlage besonders hatte den Marschall veranlaßt, dem Kaiser den erwähnten Vorschlag zu machen. Nun begab sich Maximilian I. aus der Hauptstadt hinweg nach Queretaro, um hier, wo die Umstände noch weniger günstiger für ihn waren, sich zu behaupten, oder wenn es sein sollte, nach der Küste durchzuschlagen. Die Lage in Queretaro wurde bald sehr kritisch; trotz tapferer Ausfälle wurde die nur 5000 Mann starke Besatzung von dem 50,000 Mann starken Belagerungsheer heftig bedrängt; Mangel an Lebensmitteln und an Trinkwasser machten eine baldige Entscheidung nothwendig. Am 15. Mai sollte ein großer Ausfall unternommen werden. Aber die Katastrophe wurde nicht im Schlachtgewühl, sondern durch Verrath herbeigeführt. Der kaiserliche Oberst, Miguel Lopez, schon seit einiger Zeit in verrätherischer Verbindung mit dem Feinde, ließ in der Nacht des 14. zum 15. Mai eine Abtheilung Repu-

blikaner in die Stadt ein. Als sie bemerkt wurden, versuchte Miramon, sie zurückzutreiben; er wurde bald durch einen verrätherischen Pistolenschuß eines seiner Adjutanten kampfunfähig gemacht. Die Verwirrung war bald allgemein; der Platz, auf welchem sich der Kaiser mit dem General Mejia befand, war von der Reiterei des Feindes umringt; kein Ausweg, keine Rettung mehr möglich. Da überreichte der Kaiser seinen Degen dem General Escobedo und gab sich kriegsgefangen.

Juarez empfing die wichtige Nachricht in San Luis Potosi. Er ließ sogleich den Prozeß gegen den Kaiser und die Generale Miramon und Mejia einleiten. Das Kriegsgericht verurtheilte sie zum Tode durch Erschießen. Vergebens waren die eifrigen Bemühungen des preußischen Ministerresidenten von Magnus, den Kaiser zu retten. Juarez blieb unbeugsam. Am 19. Juni 1867, um 6 Uhr Morgens, trat Maximilian mit den Generalen Miramon und Mejia den Todesweg an. Der Platz der Hinrichtung war derselbe, wo die Gefangennehmung stattgefunden hatte. Maximilian, obwohl durch Krankheit angegriffen, ging mit ungebrochener würdevoller Haltung dem Tode entgegen. Er hatte die Zusicherung seines Wunsches erhalten, daß kein Schuß nach seinem Gesicht gerichtet werden sollte, und daß seine Leiche an seine Familie werde ausgeliefert werden. Jedem der zu seiner Hinrichtung befehligten Soldaten machte er ein Geschenk von 20 Piaster. Ueber der Stadt lag eine Todtenstille; auf dem Platze der Hinrichtung waren nur die Truppen und die obrigkeitlichen Personen anwesend. Der Kaiser erhob seine Stimme und wies die Beschuldigung des Ehrgeizes zurück; auch Miramon sprach einige Worte. Die beiden Generale wurden von den auf sie gerichteten Schüssen auf der Stelle getödtet. Der Kaiser hob sich noch einen Augenblick empor, ein Schuß aus unmittelbarer Nähe brachte auch ihn zum Tode. Seine Leiche, in einen Sarg von Rosenholz gebettet, wurde von derselben Fregatte Novara, auf der er in sein Reich hinüber gesegelt war, von dort geholt und zunächst in die Gruft zu Miramar gebracht, am 19. Januar 1869 aber in der Gruft des Kapuzinerklosters in Wien beigesetzt. Von einer arglistigen und zuletzt harten Politik zu leicht in das Netz eines aussichtslosen Unternehmens verstrickt, hat Maximilian von Oestreich das traumhafte Scepter, welches er ergriffen, edel geführt. Die dabei begangenen Fehler selbst entsprangen nur aus der Quelle eines redlichen, wohl-

wollenden Wesens. Sein Andenken wird aus dieser tragischen Nebenpartie der Zeitgeschichte immer rein hervorstrahlen.

Nach dem unglücklichen Ende des Kaiserthumes fiel die Republik Mexico bald in die früheren Zustände zurück. Juarez behauptete sich bis zu seinem Tode, 1872, als Präsident in der wiedergewonnenen Hauptstadt, aber die Aufstände, die nicht selten in bloße Raub- und Plünderungszüge ausarteten, dauerten in den Provinzen fort.

Wir schließen diesen Abschnitt mit einem Blick auf die Insel Haiti (siehe Abschnitt 116). Es bestanden auf dieser zwar nicht größten, aber blühendsten Insel Westindiens bis zur Revolution zwei Colonien: eine größere französische, eine kleinere spanische. Aus beiden bildeten sich, wie oben erwähnt ist, Republiken; dort Haiti, hier St. Domingo. Unter der Herrschaft des Negers Christoph (Heinrich I.) war Haiti ein Königreich. Darauf vereinigte Pethion, Präsident von Domingo, und nach ihm Boyer beide Staaten. 1844 trennte sich die Republik St. Domingo wieder von Haiti, wo sich ein noch als Sklave geborener Neger, Soulouque, zum Präsidenten emporschwang und darauf als Faustin I. sich zum Kaiser krönen ließ. Das Ceremoniel bei dieser Krönung, sowie die Eiquette dieses Kaiserhofes waren Nachäffungen solcher Dinge am Hofe Napoleon I. Soulouque umgab sich mit einem Hofstaat aus neuernannten Fürsten, Herzogen, Grafen, Baronen und Rittern, denen er seltsame Namen gab. Da waren Herzoge von Marmelade, von Limonade, von gefrorenen Bonbons, Grafen vom Diamanten, von der Spritze u. s. w. Dieser thörichte Pomp, die Verschwendung, wie die Habgier des Negerkaisers, die Kosten des Heeres, welches er hielt, häuften eine große Schuldenlast auf das Land, und die despotische Weise seiner Regierung machten Faustin-Soulouque verhaßt. Es brach im December 1858 ein Aufstand gegen ihn aus, der ihn zwang, das Land zu verlassen. Die Republick wurde wieder hergestellt, aber auch hier ließen die immer wiederkehrenden Aufstände den Staat nicht zu Festigkeit und Gedeihen kommen. — Die Republik St. Domingo machte 1861 den Versuch, unter die Herrschaft Spaniens zurückzukehren. Allein die spanische Regierung konnte den wiedererlangten Besitz nicht behaupten; sie gab 1865 Domingo wieder auf; die Republik wurde hergestellt.

149. Europa nach dem Pariser Frieden.

Der Abschluß des Pariser Friedens, 1856, schien eine neue Periode geistiger und materieller Wohlfahrt für Europa einweihen zu sollen. Schon während des Krieges hatte man annehmen zu dürfen geglaubt, daß die humanen Interessen der europäischen Culturstaaten die lediglich politischen Gesichtspunkte verdrängen würden, und obwohl man nicht verkennen konnte, daß dem von Frankreich erhobenen Feldgeschrei: Civilisation! — ein gut Theil Phrasenmacherei anklebte, machten sich doch die Cultur-Interessen während des Krieges so weit geltend, daß die rigorose Praxis des seitherigen Seerechts ausgeschlossen blieb und auf dem Pariser Congreß mit dem Friedensvertrage auch eine Convention über die Grundsätze des Seerechts, welche künftig Geltung haben sollten, zu Stande kam. Vermöge derselben ward dem Handel zur See die liberalste Behandlung auch in Kriegszeiten gesichert.

Kaum war daher die Kunde über die von Seiten Rußlands erfolgte Annahme der östreichischen Propositionen in die Oeffentlichkeit gedrungen, so stürzte sich der Handels- und Geldverkehr, ohne nur den förmlichen Friedensschluß abzuwarten, mit einer wahrhaft fieberischen Hast in das weite Gebiet der Speculation; industrielle Projecte aller Art tauchten auf, von riesigem Umfange, mitunter auf die losesten Voraussetzungen gebaut, daher von ungewissem Erfolge, aber eben so eifrig ergriffen, als ob sie die solideste Grundlage hätten; denn die gleichzeitig auftauchenden Banken oder Geldleihinstitute versprachen ja eine nicht zu erschöpfende Fülle von Capital.

Natürlich blieben die Täuschungen nicht aus. Schon im Jahre 1857 kam es zu einer erschütternden Krise. Große Bankbrüche in Amerika traten ein, in Paris zeigte sich die Rückwirkung durch ein fabelhaftes Werfen der Course und Deutschland ward in schwere Mitleidenschaft gezogen. Besonders ward der Hamburger Handel aufs schwerste betroffen (November 1857). Die durch ihre Solidität berühmte Kaufmannschaft hatte sich in die waghalsigsten Unternehmungen eingelassen und ihren Credit überspannt, während sie ungeheure Waarenmassen (ein einziges Haus z. B. 400,000 Kisten Kaffee) aufhäufte, um den Preis desselben hoch zu halten. Anerkennenswerth war die Energie der Behörde, so wie die Theilnahme des Auslandes, um den wichtigen Platz zu halten, was denn auch endlich gelang. Mit dem Schmerze über die erlittenen

Verluste verband sich nun vielfach das bittere Gefühl der Beschämung über die handgreiflichen Täuschungen, welchen man erlegen war, so daß man die ganze, plötzlich in Fluß gerathene, finanzielle und commercielle Bewegung in Bausch und Bogen mit dem Verdammungswort: Schwindel! zu bezeichnen geneigt war.

Indeß verwechselte man Symptom und inneres Wesen. Der plötzliche Ausbruch des hier erwähnten Speculationsfiebers war eben nur eine vereinzelte Aeußerung der allgemeinen Culturbewegung, welche, in ihrer Vereinzelung aufgefaßt, mißzuverstehen war, in ihrem Zusammenhange mit andern nicht minder charakteristischen Momenten aber doch auf einen entschieden humanen Drang unseres Jahrhunderts hinwies.

Von zwei mächtigen Gedanken wurde die Zeit zu einer ununterbrochenen energischen Thätigkeit angespornt; von dem Gedanken, daß die Gaben und Güter der Welt allen zugänglich zu machen seien, und von dem andern, daß das materielle Interesse alle Welt in eine Verbürgung der Gemeinsamkeit des Thuns und Leidens verwickeln müsse.

Aus solchen Gedanken gingen die Anregungen und dann auch die Ausführung großartiger Unternehmungen hervor, welche zunächst allerdings nur dem Aufschwunge der Industrie und des Handels zu dienen schienen, in ihren Nebenwirkungen aber auch den geistigen Verkehr förderten und überhaupt die Völker näher unter einander verbanden. In England zuerst wurde die Idee der Weltausstellungen verwirklicht. Aus allen Welttheilen, zum größten Theile natürlich aus den Staaten Europas, wurden die Erzeugnisse der Gewerbthätigkeit zusammengebracht und in einem weitläufigen, aus Eisen und Glas errichteten Gebäude ausgestellt (Glaspalast), 1851. Vier Jahre darauf folgte Frankreich nach und veranstaltete eine Weltausstellung in Paris.*) Zahlreiche kleinere Ausstellungen schlossen sich in den folgenden Jahren an. Von dem Durchstiche der Landenge von Suez ist in den Abschnitten 147 und 157 weiter die Rede. Immer näher an einander sich schließende Netze von Eisenbahnen umstricken Europa, große Theile von Amerika und auch einige Länder Asiens. Endlich ist auch die Telegraphie am Ufer des Meeres nicht stehen geblieben. Nicht

*) 1862 hat in London wiederum eine internationale Ausstellung stattgefunden, 1873 in Wien, 1876 in Philadelphia, 1878 wiederum in Paris.

bloß von Stadt zu Stadt, von Land zu Land trägt der elektrische Strom an dem zitternden Drathe die Glück oder Unglück bringende Nachricht, unterseeische Leitungen verbinden schon die durch Meere getrennten Länder und Welttheile. 1850 wurde der erste submarine Telegraph von Dover nach Calais gelegt; es folgte die Verbindung von Dover-Ostende, England-Irland 1852, Italien-Corsika-Sardinien 1854, Sardinien-Algier 1857, die Meerenge von Messina, ebenso der Bosporus 1856, England und Ostfriesland 1858. Nun tauchte auch die gigantische Idee auf, Europa und Amerika telegraphisch zu verbinden. Das Unternehmen wurde eingeleitet; am angemessensten erschien die Linie Irland-Neufundland. Der erste Versuch, 1857, schlug fehl. Man begann die Legung von der Valentiabai in Irland aus, aber nach fünf Tagen riß das Kabel. Bei dem zweiten Versuche, 1858, geschah die Legung des Kabels von der Mitte des Oceans aus zugleich nach beiden Richtungen hin. Die Enden des Kabels kamen glücklich in Irland und Neufundland an. Es sollen Zeichen zwischen beiden Inseln gewechselt worden sein; bald aber erwies sich die Verbindung als gestört und gänzlich unbrauchbar. Für einige Jahre ruhte nun die Ausführung des transatlantischen Telegraphen; endlich ist er nach einem 1865 abermals fehlgeschlagenen Versuch 1866 richtig zu Stande gekommen.

Alle diese Unternehmungen, vollendet, in der Ausführung begriffen, oder ihr entgegengehend, haben unermeßliche Capitalien verschlungen, Capitalien, welche, weil sie aus aller Welt herbeiströmen, auch aller Welt eine Solidarität des Interesses auflegen, während sie durch Beseitigung der Entfernungen und Beschleunigung des Austausches der Güter, wie der Ideen einen Kosmopolitismus befördern, dessen Gewalt zwar manche schöne und große Gefühle aushöhlt, aber doch die Ideen der Humanität tiefere Wurzel schlagen läßt. Und so wird das Geld, welches so oft im Leben die Ursache zu Zank und Hader abgiebt, ein Bindemittel der Völker. Wie die Eisenbahnen und andere industrielle Unternehmungen, so haben die über Amerika wie über Europa verstreuten Geldleihinstitute oder Banken Wechselbeziehungen geschaffen, welche den Frieden erhalten helfen, weil der Entschluß zu einem Kriege den Störungen jener Beziehungen gegenüber erschwert wird. Auf diese Weise bekommt auch die Börse, so demoralisirend sie in vielen Beziehungen einwirkt und ein wie trauriges Zeichen der Zeit auch das überhand nehmende Börsenspiel ist, ihre würdige Stellung als

Culturmoment, denn die Börse ist der Ausdruck und Gradmesser jener Wechselbeziehungen. Ihre Notirungen bezeichnen die Abweichungen von der correcten Linie derselben und nöthigen durch das so dringende Motiv des Eigennutzes, jede falsche, d. h. der allgemeinen Sicherheit und Ordnung zuwiderlaufende Bahn zu verlassen.

Es mag auf den ersten Anblick für manchen niederschlagend sein, den Eigennutz als Regulator des geschichtlichen Lebens zu erblicken, zumal wenn er sieht, wie selbst der Geist in den staunenerregendsten Erfindungen, namentlich der Chemie und Physik, zunächst dem Industrialismus dient; aber man muß bedenken, daß die Zeitströmungen wechseln; daß viele nur auf den materiellen Lebensgenuß hingewendete Zeitrichtungen, welche freilich in erschreckender, verderblicher Weise ganze Nationen ergriffen haben, an ihrer eignen Leerheit zu Grunde gehen müssen; daß aber die Ideen des Großen, Schönen und Guten ewig bleiben, wie die Gottheit, als deren Offenbarungen sie der Menschenseele eingepflanzt sind.

Aber diese Ideen, sollen sie segenbringend sich über den Erdball ausdehnen, müssen eine der Cultur geöffnete Stätte finden, sie haben zu ihrer Voraussetzung — friedlich geordnete Zustände, in welchen die humane Gesinnung dauernde Wurzel fassen kann.

Für jetzt waren die Hoffnungen auf eine lange Epoche des Friedens und ruhiger Entwickelung zu vorzeitig gefaßt. Die Aufgabe der politischen Umgestaltung Italiens und Deutschlands harrte ungeduldig auf ihre Lösung; das Drängen dieser beiden großen, in ihrer staatlichen Verfassung unbefriedigten Völker stand wie eine ruhelose Drohung an den Pforten des europäischen Friedens. Wir werden in den nächsten Abschnitten zu erzählen haben, welche gewaltigen Kriege durch die Befriedigung dieser beiden Probleme herbeigeführt wurden.

Schon auf dem Pariser Congreß war die italienische Frage angeregt worden; ein Neujahrswort des Kaisers Louis Napoleon reichte hin, den längst lauernden Krieg zu entfesseln.

150. Der italienische Krieg.

Der orientalische Krieg hatte dem französischen Kaiser eine Stellung gegeben, welche ihn befähigte, bestimmend in die Geschicke Europas einzugreifen; die politische Initiative lag in seiner Hand.

Rußland, voll Groll gegen Oestreich und England, schien die alten Allianzprojecte Alexanders und Napoleons I. wieder hervorsuchen zu wollen; England, der östreichischen Politik entfremdet, in seinem Ansehn geschädigt durch die kleinere Rolle, welche es neben Frankreich im orientalischen Kriege gespielt hatte, und zugleich in seiner freien Action durch den indischen Aufstand gehemmt, hielt an der Bundesgenossenschaft Frankreichs fest; und zwischen Oestreich und Preußen trat die alte Rivalität in der deutschen Frage, um diese beiden Staaten, obwohl sie in vielen Beziehungen auf einander angewiesen schienen, zu keiner Verständigung kommen zu lassen.

In solchen Verhältnissen des europäischen Staatensystems lag für Louis Napoleon eine nur zu verführerische Aufforderung, jetzt, nachdem Rußland gedemüthigt war, ein ähnliches auch mit Oestreich zu versuchen. Die Veranlassung gab die Lage der Dinge in Italien und der Anspruch, welchen sich Sardinien durch seine Theilnahme am Krimkriege auf die Dankbarkeit der Westmächte erworben hatte.

Im Vertrauen hierauf hatte Graf Cavour, der Bevollmächtigte Sardiniens, bereits auf dem Pariser Congresse die italienische Frage zur Sprache gebracht, indem er in einer Denkschrift nachzuweisen suchte, daß eine dauernde Ruhe in Europa unmöglich sei, so lange Oestreichs überwältigender Einfluß auf Italien nicht beseitigt wäre.

Der Congreß ging zwar über Cavours Programm zur Tagesordnung über; aber England und Frankreich hatten ihre Uebereinstimmung mit seinen Ansichten und Vorschlägen gezeigt. Auch Rußland trat der sardinischen Regierung, welche ihrerseits bei dem Ankaufe des Hafens von Villafranca durch eine russische Dampfschiffahrtsgesellschaft sich gefällig erwies, bei. Bald wurde dieser Hafen zu einer Station für die russische Flotte. Zwischen Rußland und Frankreich knüpften sich 1857 durch die Besuche des Großfürsten Constantin in Paris und des Prinzen Napoleon in Warschau, dann durch die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Stuttgart sehr freundschaftliche Beziehungen an.

Dagegen wurde die Spannung zwischen Oestreich und Sardinien immer fühlbarer. Oestreich hatte schon im Januar 1857 sich zum Abbruch des diplomatischen Verkehres mit Sardinien veranlaßt gesehen, weil dieses die unter befreundeten Staaten üblichen Rücksichten aus dem Auge gesetzt hatte. Aber alle Bemühungen Oestreichs, in seinen italienischen Provinzen Vertrauen und An-

hänglichkeit zu gewinnen, selbst der Erlaß einer Amnestie (Januar 1857) blieben wirkungslos. Der Gedanke, daß die östreichische Herrschaft in Italien eine Fremdherrschaft sei, hatte seinen verwundenden Stachel zu tief in die Nation gesenkt; der Wunsch nach einer nationalen Einheit Italiens durchdrang das Volk immer lebhafter. Den Regierungen, die von Sardinien ausgenommen, war dieser Gedanke verhaßt; je härter einige derselben, namentlich die von Modena, Parma, Neapel dagegen auftraten und sogar, wie es in Parma geschah, vor schimpflicher Behandlung von Frauen, welche die italienischen Farben getragen hatten, nicht zurückbebten, desto breiter und tiefer wurde die Kluft zwischen jenen Regierungen und dem Volke. Auch im Kirchenstaate verfuhr man nach der Wiederherstellung der päpstlichen Regierung mit furchtbarer Strenge gegen alle Theilnehmer an jenen politischen Kämpfen und Verirrungen, zu denen der Papst selbst einen so bedeutenden Anstoß gegeben hatte. Es sollen im Kirchenstaate in einem Jahre 1644 Personen hingerichtet worden sein; im Jahre 1854 gab es dort über 13,000 politische Gefangene. Verbesserungen in den staatlichen Einrichtungen, wie nothwendig sie auch erschienen, wurden immer wieder hinausgeschoben. Eine Rundreise, welche der Papst im Sommer 1857 durch den Kirchenstaat machte, erreichte trotz alles Gepränges den beabsichtigten Eindruck nicht. In Neapel überließ sich Ferdinand II. einer so verblendeten Auffassung des absoluten Herrscherrechtes, daß der französische Bevollmächtigte bei dem Pariser Friedenscongreß, Graf Walewski, auf die unerträgliche Härte der Regierung zu Neapel hinwies. Der König verschloß sich in seinen Palast zu Caserta und umgab sich mit zahlreichen Wachen, oder er zog sich in die Festung Gaëta zurück. Fast in allen Staaten Italiens waren die Regierungen von Mißtrauen gegen das Volk, und das Volk von Haß und Erbitterung gegen die Regierungen erfüllt.

Daß diese Zustände auf den lebhaften, ja leidenschaftlichen Charakter des italienischen Volkes den schlimmsten Einfluß üben mußten, war unvermeidlich. Daher kam es, daß Mazzini, der unermüdet und vor keinem Mittel zurückscheuend, für eine Republik Italien thätig war, immer bereiten Boden zur Erregung von Aufständen fand. Solche Aufstände brachen aus in Genua, in Livorno und an der neapolitanischen Küste. Sie wurden unterdrückt, aber sie steigerten den Fanatismus. Die geheimen Gesellschaften richteten ihren Haß gegen Napoleon III. Sie meinten, daß der fran-

zösische Kaiser die Befreiung Italiens hindere; sie hielten ihn für einen Verräther, weil er einst ihrer Verbindung angehört habe. Und schließlich hofften jene Verschwörer, daß in den Erschütterungen, welche auf einen unvermutheten Tod Napoleons folgen würden, auch Italien Raum für seine Befreiung gewinnen könne. Es fanden sich Männer, welche bereit waren, ihr Leben an die Ausführung eines solchen Attentates hinzugeben.

Als der Kaiser am Abende des 14. Januar 1858 mit seiner Gemahlin nach der Oper fuhr und der kaiserliche Wagen die Straße Lepelletier passirte, ward ihm eine Bombe nachgeworfen, welche ihn zwar nicht mehr erreichte, aber eine Menge Personen niederwarf. Fast im nämlichen Augenblick platzte eine zweite Bombe dicht am kaiserlichen Wagen und riß eines der vorgespannten Pferde zu Boden. Der Wagen hielt, und als das kaiserliche Paar ausstieg, platzte die dritte Bombe unter dem Wagen. Mehrere Personen in det Umgebung des Kaisers wurden mehr oder minder schwer verwundet; dem Kaiser selbst ging ein Bombensplitter durch den Hut, auch ward er durch einen Glassplitter an der Nase leicht verwundet, der Kaiserin nur die Haut am Auge ein wenig geritzt.

Beide verloren nicht einen Augenblick ihre Geistesgegenwart, sondern begaben sich ruhig in die Oper und wohnten der Vorstellung bis ans Ende bei. — Um so größer war die Verwirrung in Paris. Alle Häuser der Straße, wo das Attentat versucht worden, waren von Bombensplittern durchsiebt, alle Fenster zerschmettert, die Straßen voll Blut, da die Zahl der Todten und Verwundeten sich auf mehr als 100 belief.

Bald gelang es der Polizei, den Urheber des Verbrechens zu entdecken; es war Felix Orsini, ein Italiener, der schon vor 1848 den geheimen Verbindungen angehört hatte und 1849, nach der Flucht des Papstes, Mitglied des republikanischen Convents in Rom gewesen war. Von den Oestreichern in Mantua gefangen gehalten, gelang es ihm 1856 zu entfliehen. Er ging nach England, wo er seinen Mordplan vorbereitete und die Bomben in Birmingham anfertigen ließ. — Er legte sofort ein unumwundenes Bekenntniß ab: „Seit meiner Jugend — sagte er — hatte all' mein Thun und Denken nur einen Zweck — die Befreiung meines Vaterlandes, Rache an den Fremden, an den Oestreichern. Ich überlegte, daß ein einziger fähig sei, Italien zu befreien — Napoleon III.; aber dieser einzige wollte nicht. Er ist ein Hinderniß.

Ich sagte mir, er müsse beseitigt werden. Ich wollte allein handeln, aber ich begriff, daß dies unmöglich sei, und Männer fanden sich, die sich mir zugesellten." — Diese Spießgesellen waren: Pieri, Gomez und ein gewisser Rudio, welche sämmtlich mit englischen Pässen versehen, über den Kanal gekommen waren.

Wir übergehen hier die Differenzen, in welche Frankreich wegen des letzterwähnten Umstandes mit England gerieth und wie der Schrecken, welchen die That verbreitet hatte, rasch benutzt ward, um die Zügel der Regierung noch straffer anzuziehen (durch das Sicherheitsgesetz und Ernennung des Generals Espinasse zum Minister des Innern), aber es wurde bald ersichtlich, daß das Ereigniß auf Napoleon nicht bloß einen tiefen Eindruck gemacht, sondern ihm auch bestimmte Entschlüsse aufgedrängt habe. Dies bewies die Ostentation, mit welcher ein Brief Orsini's an den Kaiser veröffentlicht ward, worin er sagt: „Dem Ende meiner Laufbahn nahe, will ich einen letzten Versuch machen, Italien zu Hülfe zu kommen. Die Unabhängigkeit Italiens ist mein letzter Gedanke, der Inhalt der letzten Worte, die ich an Ew. Majestät richte. Italien wird gegen Oestreich kämpfen; dulden Sie nicht, daß Deutschland den Oestreichern zu Hülfe kommt. Das können Sie, wenn Sie wollen, und von diesem Willen hängt das Wohl und Wehe Italiens ab. Erinnern Sie sich, daß die Italiener ihr Blut für Napoleon den Großen vergossen haben. Befreien Sie mein Vaterland, und der Segen von 25 Millionen Bürgern wird Sie bis auf die Nachwelt begleiten!"

Dieses Schreiben war vom 11. Februar, aus dem Gefängnisse datirt; am 13. März darauf wurde Orsini, mit ihm auch Pieri, guillotinirt; aber er hatte erreicht, wofür er sein Leben eingesetzt hatte. Am 31. März erschien ein zweiter Brief Orsini's, zwei Tage vor seiner Hinrichtung geschrieben; darin sagte er: „Ich gehe dem Tode mit dem Troste entgegen, daß Ew. Majestät von wahrhaft italienischen Gesinnungen beseelt sind."

Napoleon führte nun seine Pläne der Ausführung entgegen. Im Herbste 1858 begab sich Cavour nach Plombières zu Napoleon; dort fanden Verabredungen in Beziehung auf Italien statt. Auch andere Anzeichen deuteten auf einen Krieg mit Oestreich. Endlich gab der französische Kaiser dem erstaunten Europa das Bevorstehende am Neujahrstage 1859 zu erkennen. An jenem Tage ließ sich Napoleon auf den Glückwunsch, welchen ihm der östreichische Gesandte Baron Hübner abstattete, also vernehmen:

„Ich bedaure, daß unsere Beziehungen nicht so gut sind, als ich wünschte; aber ich bitte Sie, zu sagen, daß meine persönlichen Gefühle für den Kaiser stets die nämlichen sind.“

Alles war an dieser Ansprache außerordentlich: die Gelegenheit, die Form, so wie die Grundlosigkeit des ausgedrückten Mißvergnügens, zu welchem Oestreich keine Veranlassung gegeben hatte. Damit aber niemand über die Bedeutung jener kaiserlichen Worte und deren Tragweite lange in Zweifel blieb, ließ Victor Emanuel sich gleich darauf in seiner Thronrede also vernehmen: „Der Horizont, an dem das neue Jahr heraufsteigt, ist nicht vollkommen heiter. Wir sind entschlossen, allen Eventualitäten entgegen zu gehen. Unser kleines Land ist gewachsen an Ansehen in den Räthen Europas, weil es groß ist durch die Principien, die es vertritt, und durch die Sympathien, die es einflößt. Eine solche Lage ist nicht ohne Gefahr, denn wenn wir die Verträge achten, sind wir andrerseits nicht unempfindlich gegen den Schmerzensschrei, der sich von so vielen Seiten Italiens zu uns erhebt.“

Zugleich wurde von den Kammern die Bewilligung zu einer Anleihe von 50 Millionen begehrt und gegeben und als Zeichen und Pfand der Verständigung zwischen Frankreich und Sardinien die Verbindung der Tochter Victor Emanuels, der Prinzessin Clotilde, mit dem Prinzen Napoleon, Jerome's Sohn, abgeschlossen.

Auf diese doppelte Provocation Frankreichs und Sardiniens antwortete Oestreich durch rasche Truppensendungen nach Italien und setzte den unberechtigten Forderungen, welche alsbald gestellt wurden (Aufhebung der von Oestreich früher schon mit den mittelitalienischen Staaten abgeschlossenen Separatverträge), unter Anrufung des Völkerrechts seinen Widerspruch entgegen, wobei es aber sich gegen die verschiedenen Vermittelungsversuche der Mächte so nachgiebig als möglich zeigte. Leider waren dieselben mehr dazu geeignet, Oestreich durch die Erschöpfung, welche in Folge langer Kriegsbereitschaft nothwendig eintreten mußte, zu schwächen, als daß sie ihm in seiner Bedrängniß Beistand gewährt hätten. Ueberdies dienten sie dazu, Oestreich, als es endlich auf keinen der Vermittelungsversuche eingehen konnte, scheinbar ins Unrecht zu setzen, indem man ihm die Rolle des Angreifers zuschob. — Nachdem alle Verhandlungen gescheitert waren, stellte Oestreich dem Grafen Cavour am 19. April 1859 das Ultimatum: Sardinien solle binnen drei Tagen entwaffnen, widrigenfalls man zum Angriffe

schreiten werde. Leider ließ Oestreich noch im letzten Augenblicke sich durch neue diplomatische Vorschläge aufhalten und während die französischen Hülfstruppen bereits am 25. April die savoyische Grenze überschritten, gingen die Oestreicher erst am 29. über den Tessin.

Die Hoffnung auf auswärtige Hülfe, wenn Oestreich sie etwa gehegt hätte, erwies sich bald als illusorisch; die französische Erfindung des „localisirten Krieges", welche dem Kaiser Napoleon das Mittel an die Hand gab, die europäischen Mächte eine nach der andern zu demüthigen, fand Anerkennung; auch Deutschland beschränkte sich auf den Entschluß, für die Sicherheit seiner Grenzen zu wachen.

Indessen durfte Oestreich im Hinblick auf die herrliche Armee, welche ihm in Italien zu Gebote stand, wohl auf Sieg hoffen; leider aber hatte man dieselbe einem ganz unfähigen Führer, dem Grafen Franz Giulay, anvertraut, welcher den Krieg aus eigner Erfahrung noch nicht kannte und durch Phlegma und Sorglosigkeit gleich anfänglich die günstigen Chancen versäumte, welche einen siegreichen Ausgang des Kampfes ermöglicht hätten.

Statt den Versuch zu machen, die Sardinier vor ihrer Vereinigung mit den Franzosen zu schlagen, setzte er sich in der sumpfigen Lomellina fest und ließ diesen Zeit, das Gros ihrer Armee in Genua zu landen. Am 12. Mai folgte der Kaiser selbst, begleitet vom Marschall Vaillant und dem Prinzen Napoleon, dem Heere und reichte unter den Mauern Alessandria's seinem Alliirten die Hand.

Giulay, in vollständiger Unkenntniß der feindlichen Unternehmungen, ließ am 20. durch den Grafen von Stadion eine große Recognoscirung unternehmen, welche zu dem blutigen Gefecht von Montebello führte, dessen ungünstiger Ausgang erst dadurch recht zu einem Unglück für die Oestreicher ward, daß es den Grafen in der falschen Voraussetzung bestärkte: der Angriff des Feindes werde von Süden her erfolgen.

Dieser Wahn hatte eine Reihe verkehrter Maßregeln zur Folge, welche von dem Feinde nur allzugeschickt zur Umgehung der Oestreicher benutzt ward, wobei ihm das Corps der Alpenjäger unter Garibaldi, welcher als General in die sardinische Armee eingetreten war, treffliche Dienste leistete. Derselbe bewährte auch jetzt wieder seinen alten Ruf eines Meisters im kleinen Kriege auf das glänzendste, indem er in einer Reihe siegreicher

Gefechte bis Mailand vordrang, so daß Feldmarschall-Lieutenant Urban gegen ihn aufgeboten werden mußte.

Indessen erfolgten die Hauptschläge an der Sesia. — Ein heißer Kampf bei Magenta (4. Juni) fiel zum Nachtheil der Oestreicher aus, obwohl der Soldat mit einer beispiellosen Bravour focht, welche ihm die Achtung des Feindes, wenn auch nicht den Sieg eroberte, der durch die Rathlosigkeit des Feldherrn verloren ging. Die Verbündeten büßten an Todten, Verwundeten und Gefangenen 4500, die Oestreicher 10000 Mann ein, und so günstig stand trotz ihrer Verluste die Sache für die Oestreicher, daß Giulay am 5. die Schlacht erneuern und den Sieg erringen konnte, hätte er nur seine Corps zu vereinen verstanden.

Statt dessen ward die Räumung Pavia's und Piacenza's angeordnet, wurden die Besatzungen aus Ancona, Bologna und Ferrara zurückgezogen und unter Preisgebung Mailands der Rückzug bis an die Minciolinie anbefohlen.

Wo sich die Oestreicher zurückzogen, brach die Revolution aus. In Toscana hatten die Ränke des sardinischen Gesandten Buoncompagni schon am 27. April den Großherzog zur Abreise genöthigt; es wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, und Victor Emanuel übernahm das Protectorat. Am 7. Juni mußte die Herzogin Louise von Parma, welche für ihren unmündigen Sohn regierte, aus dem Lande flüchten; wenige Tage darauf auch der Herzog Franz von Modena. Auch in Bologna rief man die Dictatur Victor Emanuels aus. Ueberall, wo die nationale Partei sich erhob, wurde die italienische Fahne aufgepflanzt und die Vereinigung mit Sardinien gefordert.

Indessen hatten sich die Oestreicher, vom Feinde wenig verfolgt, hinter den Mincio zurückgezogen und Kaiser Franz Joseph erschien inmitten seines Heeres, um den Oberbefehl zu übernehmen, welcher den unfähigen Händen Giulay's nicht länger überlassen bleiben durfte. Mit ihm kam der berühmte General Heß. Aber anstatt den Angriff des Feindes in der durch Natur und Kunst so sehr befestigten Stellung zwischen den berühmten vier Festungen abzuwarten, beschloß der Kaiser, in der Hoffnung den Gegner zu überraschen, die Offensive zu ergreifen. Indeß hatte Napoleon mittels eines Luftballons die Stellung der Oestreicher recognosciren lassen und empfing wohl vorbereitet ihren Angriff (24. Juni). Der Hauptkampf entspann sich um die Höhen von Solferino, da Napoleon das Centrum zu sprengen gedachte. Der Plan ge-

lang, da man östreichischer Seits die Armee in zwei Hälften getheilt hatte, welche gesonderte Schlachten schlugen, ohne in rechter Verbindung mit einander zu stehen. — Nachdem die Stellung von Solferino gewonnen war, erfolgte der Angriff auf Cavriano, welchem Niel durch ein furchtbares Artilleriefeuer aus weittreffenden Geschützen Erfolg sicherte. Noch während des Kampfes aber brach ein furchtbares Unwetter herein, dessen Donner selbst den Donner der Geschütze übertönte und den Kampf unmöglich machte, weil die hereinbrechende Finsterniß Freund und Feind nicht unterscheiden ließ. Als der Orkan sich ausgerast hatte und die Gegend wieder erkennbar ward, hatten sich die Oestreicher im Centrum und auf dem linken Flügel in guter Ordnung zurückgezogen und Benedek, welcher die Piemontesen bei San Martino geschlagen hatte, erhielt mitten in seinem Siegeslauf Befehl zum Rückzug.

Wie bei Magenta hatte der Soldat — noch überdies wegen der schlechten Verpflegung mit leerem Magen — glorreich gestritten; aber Oestreichs altes Verhängniß, sich durch mangelhafte Leitung die besten Armeen ruiniren zu lassen, hatte auch hier gewaltet. Einigen Generalen wurde ihr Commando genommen.

Die Oestreicher verloren 3300 Todte und 10,500 Verwundete, während 9000 vermißt wurden; die Franzosen verloren 12,000, die Sardinier 5000. Der Held des Tages war Niel, wie bei Magenta: Mac Mahon, welcher dafür den Titel eines Herzogs von Magenta erhalten hatte.

Indessen war selbst nach dieser neuen Niederlage die Stellung der Oestreicher nichts weniger als verzweifelt, um so weniger, als gerade in jenem Augenblicke Preußen sehr energische Entschließungen gefaßt hatte, welche fast nothwendig zu einem Kriege mit Frankreich führen mußten. Der Prinzregent hatte die Mobilmachung des preußischen Heeres angeordnet; am Oberrhein sollte ein Observationscorps aufgestellt werden. Alle Welt war daher aufs äußerste überrascht, als rasch hinter einander sich die Kunde von dem Abschluß eines Waffenstillstands (8. Juli) und einer persönlichen Zusammenkunft der beiden Kaiser zu Villafranca (11. Juli), zugleich auch von dort verabredeten Friedenspräliminarien verbreitete.

Oestreich trat in Folge dieses Friedens die Lombardei ab (leider auch das Stilfser-Joch, welches bisher Tyrol schützte), behielt aber Venedig und das Festungsviereck. Die Rückkehr der Fürsten Mittelitaliens in ihre Lande wurde von Frankreich unter

der Bedingung zugestanden, daß sie ohne Intervention auf freiwilligen Ruf der Völker erfolge; die Staaten Italiens sollten zu einem Bunde unter dem Vorsitz des Papstes vereinigt werden. Auf einer später in Zürich zusammentretenden Conferenz, von welcher jedoch die übrigen europäischen Staaten ausgeschlossen blieben, sollten die Specialitäten des Vertrages verabredet werden.

Die Ueberraschung, mit welcher Europa diese Nachrichten aufnahm, wurde noch vergrößert durch die Proclamation, mittels deren Kaiser Franz Joseph seinen Völkern von dem Abschluß des Friedens Kunde gab, indem er darin nicht undeutlich die Schuld seines Mißerfolgs auf Preußen schob. — Erst spätere Enthüllungen, namentlich die Erklärungen der Minister im englischen Parlament, klärten das Räthsel mindestens zum Theil auf und ließen den Kaiser Franz Joseph als Opfer einer Mystifikation erscheinen.

Preußen aber erhielt die glänzendste Rechtfertigung durch die Erklärungen Napoleons selbst, welcher nach seiner Rückkehr nach Paris (17. Juli) unumwunden bekannte: nur durch das Vorgehen Preußens sei er zum Frieden gezwungen worden, weil er nicht zugleich am Rhein und am Po habe fechten können.

Aber der Friedensschluß war noch nicht der Frieden und am wenigsten war man in Italien selbst damit zufrieden. Man ließ gegen den Kaiser Napoleon die heftigsten Vorwürfe laut werden, daß er seiner Verheißung: „Italien frei bis zur Adria" — nicht Wort gehalten, und Cavour nahm, gewiß nur zum Schein — um sich populär zu erhalten, seine Entlassung. Auch Garibaldi trat aus dem sardinischen Dienst, um auf eigene Faust an der Revolutionirung Mittelitaliens zu arbeiten, wobei es hauptsächlich auf den Kirchenstaat abgesehen war, da die Herzogthümer ihren legitimen Herrschern schon so gut als verloren waren. Die dortigen Bevölkerungen wollten von einer Rückkehr der Fürsten nichts wissen; in Florenz, wie in Modena und Parma wurde die Absetzung der Fürstenhäuser durch eine Nationalversammlung ausgesprochen. In Bologna wurde gleichfalls erklärt, daß man die weltliche Herrschaft des Papstes nicht mehr anerkenne.

Pius IX., ebensosehr ein Gefangener wie ein Schützling der französischen Besatzung, blieb unerschütterlich. Als im December 1859 eine Flugschrift erschien (Laguerronière), wahrscheinlich mit Zustimmung des Kaisers, und darin verlangt wurde, daß der Papst durch Abtretung der Legationen sich die Sicherheit des übrigen Besitzes erkaufen sollte, erklärte er dem General Goyon: „Die

Revolution in der Romagna sei von Sardinien und Frankreich angezettelt. Wenn Napoleon von ihm die Abtretung einiger Provinzen verlange, um die Revolution zu ersticken, so sei die Frage, wie viel Provinzen wohl Frankreich abzutreten haben würde, da in Frankreich die Revolution gar nicht aufhöre."

Auch ein eigenhändiges Schreiben Napoleons war ohne Wirkung; Pius IX. lehnte die verlangte freiwillige Abtretung der abgefallenen Provinzen ab.

In einer Encyklika an alle Bischöfe aber erklärte der Papst, „daß er die Legationen nicht abtreten und auf die weltliche Herrschaft nicht verzichten könne, weil sie nicht sein Eigenthum, sondern das der Kirche seien!" Als dann dennoch geschah, was zu erwarten war, und im März 1860 die Bevölkerungen von Toscana, Modena, Parma und der Romagna durch Plebiscit ihren Anschluß an Sardinien erklärten; als Victor Emanuel die Annexion dieser Provinzen feierlich annahm; da that Pius IX. am 26. März alle Urheber und Theilnehmer dieser Eingriffe in die Rechte der päpstlichen Staaten in den Bann.

Inzwischen waren in Zürich die Unterhandlungen eröffnet worden, welche zum definitiven Abschluß des Friedens führten (10. Nov. 1859). Den Präliminarien von Villafranca gemäß, entsagte Oestreich der Lombardei, welche Frankreich empfing und an Sardinien abtrat. Oestreich und Frankreich verpflichteten sich, die italienische Conföderation zu fördern, behielten dem Großherzog von Toscana und den Herzögen von Modena und Parma ihr Recht vor und verpflichteten sich, den h. Vater um Reformen im Kirchenstaate anzugehen.

Mehr Interesse als dieser Friedensschluß, von welchem theils schon zur Zeit seiner Unterzeichnung, theils durch die bald folgenden Ereignisse nur noch die Vereinigung der Lombardei mit Sardinien Wahrheit und Wirklichkeit war, erregte die allmählich in die Oeffentlichkeit dringende Kunde von einer beabsichtigten Territorialabtretung Sardiniens an Frankreich, welches sich dieselbe wahrscheinlich schon vor dem Kriege bedungen hatte, obwohl der französischen Eitelkeit mit der Phrase geschmeichelt worden war: Frankreich allein sei im Stande, um einer Idee willen Krieg zu führen. Napoleon erklärte, da Sardinien durch die neuen Erwerbungen ein mächtiger Staat am Fuße der Alpen geworden sei, so müsse er Rücksicht auf die Zukunft nehmen und die Abtretung Savoyens und der Grafschaft Nizza an Frankreich fordern. Die

Schweiz protestirte, weil ein Theil des nun zu Frankreich kommenden Savoyens in den Wiener Verträgen zur Sicherung der Schweiz neutrales Land sein sollte; auch in England fand diese Vergrößerung Frankreichs heftigen Widerspruch. Gewiß fiel es auch dem Könige Victor Emanuel schwer, das Stammland seines Hauses abzutreten, aber trotz aller Schwierigkeiten, Proteste und Widersprüche wurde die Vereinigung von Nizza und Savoyen mit Frankreich im Juni 1860 vollzogen.

Napoleon III. stand nach dem italienischen Kriege auf der Höhe seiner Macht und seines Glückes. Das französische Volk war durch neuen Ruhm und durch die Erweiterung seines Gebietes befriedigt; der Kaiser hatte an Popularität unter der Mehrzahl der Franzosen gewonnen und sich die Anhänglichkeit des Heeres gesichert. Italien bedurfte noch auf lange Zeit den Schutz Frankreichs; Oestreich war besiegt und gedemüthigt, Deutschland zerrissen und uneinig, Preußen durch die Gegnerschaft Oestreichs in seiner Kraft gelähmt. Frankreichs Uebergewicht unter den Staaten Europa's erschien unbestreitbar.

151. Der Kampf um Neapel und Sicilien. Das Königreich Italien.

König Ferdinand II. von Neapel war am 22. Mai 1859 gestorben. Er hatte die Niederlagen Oestreichs in der Lombardei und die ihnen folgenden Umgestaltungen in Ober- und Mittel-Italien nicht mehr erlebt, aber auf seinem Sterbelager hatte er die Ahnung ausgesprochen, daß seine Gegner, d. h. die nationale Freiheitspartei, doch triumphiren würden. Die neapolitanische Regierung, wenn auch noch nicht in gleichem Grade bedroht, wie der Kirchenstaat, mußte doch fühlen, daß die Heftigkeit der nationalen Bewegung in Italien und das kühne Vordringen Sardiniens auch ihr große Gefahren bringen könnten. Der junge, unerfahrene König Franz II. nahm zwar einen beim Volke beliebten General Filangieri in sein Ministerium, aber im März 1860 wurde er schon wieder entlassen. Die Ausbreitung der Bewegung in Italien reizte Franz II., zu der alten, harten Weise seines Vaters zurückzukehren. Eine große Anzahl vornehmer und angesehener Männer wurden unter der Anschuldigung eines Einverständnisses mit Sardinien verhaftet. Vergeblich warnte ein Oheim des Königs, der

Graf von Syrakus; er empfahl dem Könige Gewährung constitutioneller Freiheit und Allianz mit Sardinien. Franz II. folgte andern Rathschlägen; er sah es nicht, daß die Grundlagen seiner Herrschaft unterwühlt waren. Hatte er doch einige Monate nach seiner Thronbesteigung die Schweizer Truppen entlassen und damit eine der Stützen seines Thrones abgebrochen.

In den ersten Tagen des April 1860 brachen in Palermo und Messina Aufstände aus. Wahrscheinlich waren sie durch Mazzini veranlaßt; die Aufrührer wurden aus den Städten in das Innere der Insel zurückgetrieben, wo die Gährung fortdauerte. In Norditalien erregten diese Vorgänge große Theilnahme, und in Garibaldi's feuriger, von einem schwärmerischen Patriotismus erregter Seele entstand der Gedanke, Siciliens Erhebung zu unterstützen, den Thron von Neapel zu stürzen, und so den Süden Italiens mit dem anderen schon zusammengehörenden Theile zu vereinigen. Die Kühnheit dieses Planes und seiner Ausführung war großartig. In Sicilien standen gegen 30,000 Mann königliche Truppen und im Neapolitanischen wohl die dreifache Zahl. Mit 1067 Freiwilligen und vier Kanonen fuhr Garibaldi in der Nacht vom 5. auf den 6. Mai in Genua ab, auf zwei sardinischen Dampfbooten unter englischer Flagge, scheinbar ohne Wissen oder doch wider Willen der sardinischen Regierung. Am 11. Mai landete er an der Westküste Siciliens bei Marsala, verstärkte sich durch Insurgentenschaaren und nachfolgende Freiwillige und übernahm nun die Dictatur über Sicilien im Namen Victor Emanuels, des Königs von Italien. Rasch drang er vor und begann am 27. Mai den Angriff auf Palermo. Hier standen in der Citadelle und in den Befestigungen 25,000 Mann; im Hafen lagen 8 neapolitanische Kriegsschiffe. Es wurde ein furchtbares Bombardement gegen die Stadt eröffnet, welche zur Hälfte schon in Garibaldi's Händen war. Am 6. Juni war der königliche General Lanza genöthigt, eine Capitulation zu unterzeichnen, der zu Folge er sich mit seinen Truppen nach Neapel einschiffte. Sicilien war den Siegern überlassen, nur in Messina hielten sich noch die Truppen unter dem 75jährigen General Fergola. Garibaldi ernannte ein Ministerium zur Verwaltung der Insel.

Dieser niemals für möglich gehaltene, rasche Verlust Siciliens verursachte am Königshofe von Neapel die größte Bestürzung. Es trat ein Wechsel der Ansichten und Entschlüsse ein, wie ihn die rathlose Verzweiflung erzeugt. Der König erließ eine all-

gemeine Amnestie, er berief ein liberales Ministerium, er stellte die aufgehobene Verfassung wieder her; aber man hatte kein Vertrauen zu diesen durch die Gewalt der Umstände erzwungenen Maßregeln. Ebenso vergeblich war der Versuch, eine Allianz mit Sardinien zu schließen, obgleich die Abtretung Siciliens zugestanden wurde.

Garibaldi rüstete sich zur Eroberung Neapels. Er hatte die sofortige Annexion Siciliens an Sardinien verweigert, um die Insel unter seiner Dictatur zu behalten; auch hatte er die Festung Milazzo zur Capitulation und Messina zum Waffenstillstande gezwungen. Nun setzte er mit 5000 Mann über die Meerenge und landete bei Reggio, welches sich ergeben mußte. Von hier bis Neapel gab es keinen ernsthaften Widerstand mehr. Die Truppen ergaben sich oder lösten sich auf, die meisten Generale und Stabsofficiere nahmen ihre Entlassung, auch die Flotte verweigerte dem Könige den ferneren Gehorsam. Es war ein allgemeiner Abfall, sogar auch unter Verwandten des Königs; die königliche Herrschaft der Bourbonen in Neapel brach wie unter einem Orkan zusammen. Dem unglücklichen Könige blieb nichts übrig, als Neapel zu verlassen. — Er schiffte sich am 6. September mit seiner Gemahlin nach Gaëta ein.

Ueberall hatte sich bei dem Vordringen der Garibaldianer die Revolution und der Ruf nach einem einigen Italien erhoben. Garibaldi selbst, nur von fünf seiner Officiere begleitet, kam am 7. September nach Neapel. Mit allgemeinem Jubel wurde er empfangen; sein populäres Wesen, der Ruf seiner Thaten, der Glaube an seine patriotische Hingebung zog das Volk unwiderstehlich zu ihm hin. Er übernahm auch hier die Dictatur im Namen Victor Emanuels, wies aber die Annexion an Sardinien für jetzt noch zurück. „Ich werde," erklärte er, „das neue Königreich Italien erst auf dem Quirinal ausrufen, wenn ich dort meine Fahne werde aufgepflanzt haben."

Also Rom und das Ende der weltlichen Herrschaft des Papstes war das noch unerfüllte Ziel des Dictators. Hier aber mußte er mit der französischen Besatzung zusammenstoßen. Dies durfte die sardinische Regierung nicht zulassen, wenn nicht das Werk der Einigung Italiens in einem Conflict mit Frankreich aufs Spiel gesetzt werden sollte; sie durfte ebensowenig zögern, an der Spitze der italienischen Bewegung zu bleiben, um die Herrschaft über Garibaldi's Erfolge nicht zu verlieren. Victor Emanuel sicherte

sich für seine nächsten Schritte das Einverständniß mit dem französischen Kaiser.

Sardinische Truppen zogen sich in den ersten Tagen des Septembers an der Grenze des Kirchenstaates zusammen. Der Papst hatte bereits seit dem April 1860 die Organisation eines päpstlichen Heeres angeordnet und dieselbe dem französischen General Lamoricière übertragen. Dieses Heer, aus Oestreichern, Irländern, Belgiern, Franzosen und andern Ausländern zusammen geworben, war 20,000 Mann stark. Bei der Annäherung der Sardinier erhoben sich in den päpstlichen Provinzen, Umbrien und den Marken, überall Aufstände für den Anschluß an Sardinien. Am 11. September überschritten die sardinischen Generale Cialdini und Fanti mit ihren Truppen die Grenze des päpstlichen Gebietes. Lamoricière rückte ihnen entgegen; es kam am 18. zur Schlacht bei Castelfidardo, in welcher auf beiden Seiten mit großer Tapferkeit gefochten, das päpstliche Heer aber geschlagen wurde. Ancona, wohin sich die Trümmer desselben zurückgezogen hatten, ergab sich am 29.

Während dieser Zeit hatte auch Garibaldi den Kampf wieder aufgenommen. König Franz II., in seinem Unglück zu Entschlossenheit und Ausdauer sich ermannend, hatte mit den ihm treu gebliebenen Truppen, immer noch gegen 40,000 Mann, die Gegend am Volturno besetzt. Es kam zu sehr ernstlichen, auch auf Seite der Königlichen sehr nachdrucksvollen Kämpfen, namentlich am 1. October bei Caserta. Obwohl Garibaldi in seinen Stellungen sich behauptete und am 8. October auch die Belagerung von Capua begann, mußte er doch einsehen, daß es ihm mit seinen Freiwilligenschaaren allein nicht gelingen werde, die königliche Armee zu überwältigen und Capua zu nehmen. Dazu kamen andre Schwierigkeiten in der Lage des Dictators. Mazzini's Umtriebe in Neapel wollten ihn in eine Entzweiung mit Sardinien hineindrängen, damit das Ziel der Bewegung nicht das einige Königreich Italien, sondern die Republik werde. Andre wollten zwar ein anderes Fürstenhaus auf dem Throne Neapels, aber es sollte ein abgesondertes Königreich bleiben. Auch die Anhänger der Bourbonen waren für ihre Zwecke thätig.

Garibaldi eilte aus dem Lager nach der Hauptstadt und beschwichtigte die Aufregung ihrer Bewohner, welche sich laut gegen die mazzinistischen Umtriebe aussprachen. Vornemlich aber wurde die Gegenwart Victor Emanuels nothwendig. Er hatte erklärt,

daß seine Armee „in Folge der thatsächlichen Abdankung des Königs Franz II. von Neapel“ das Königreich beider Sicilien besetzen werde. Das Parlament in Turin hatte die dortige Regierung ermächtigt, die Annexion der Provinzen Mittel- und Süd-Italiens ins Werk zu setzen, wenn sich der Wille des Volkes dafür ausspräche. Das waren freilich schwache Rechtsgründe, kaum mehr als formelle Ankündigungen eines Verfahrens, welches man wohl selbst als gewaltsam erkannte; aber wie die Dinge sich einmal gestaltet hatten, blieb dem Könige Victor Emanuel keine andre Wahl mehr, als die Fahne der monarchischen Einheit Italiens bis zum Aetna hin zu entfalten.

Die sardinische Armee rückte heran und stieß am 17. October mit den Neapolitanern zusammen, die sich zurückziehen mußten. Am 25. vereinigten sich Garibaldi's Schaaren mit dem italienischen Heere. Mit Cialdini, welchem der Dictator zuerst begegnet war, sprengte er dem Könige entgegen und begrüßte ihn mit tiefer Bewegung als König von Italien. „Ich danke!“ erwiederte Victor Emanuel und reichte Garibaldi die Hand. Er erzeigte ihm die größte Freundschaft und ließ die Armee Zeuge dieses schönen Einverständnisses sein.

Capua ergab sich am 2. November. Am Tage darauf überschritt die italienische Armee den Garigliano, schlug die neapolitanischen Truppen und zwang einen Theil derselben, sich in Gaëta einzuschließen. Der andre Theil, noch an 25,000 Mann, zogen an der Küste hin und traten auf römisches Gebiet über. Nun konnte Victor Emanuel, an seiner Seite Garibaldi, den Einzug in Neapel halten. Er empfing im Thronsaale des Königsschlosses die Entscheidung der am 21. October vollzogenen Abstimmung, welche die Annexion an Sardinien begehrte. Der König erklärte, dieses Herrscheramt anzunehmen. Auch Umbrien und die Marken schlossen sich an. Da nun Garibaldi's Dictatur beendigt war, legte er dieselbe nieder, nahm Abschied von seinen Waffengefährten und verließ Neapel, um nach seiner kleinen Besitzung auf Caprera zurückzukehren. Alle ihm angebotenen Würden und Dotationen wies er zurück; er fühlte sich, gleich seinen hohen Vorbildern aus alter Römerzeit, damit befriedigt, der Vereinigung seines Vaterlandes gedient zu haben.

Diese Vorgänge in Italien, die neuen Annexionen und die Art und Weise, mit welcher die Krone von Neapel ergriffen worden war, hatten bei den Königen Europa's ernste Bedenken, auch

laute Mißbilligung erregt. Spanien und Rußland riefen ihre Gesandtschaften aus Turin ab. Nur England erklärte sich mit dem Geschehenen einverstanden. Bei einer Zusammenkunft der Monarchen von Rußland, Preußen und Oestreich in Warschau wurde auch über die Angelegenheiten Italiens verhandelt, allein der Vorschlag, diese Sache durch einen Congreß zu ordnen, hatte keinen Erfolg. Franz II. fand keine Hülfe; es blieb ihm nichts mehr übrig, als mit Ehren zu fallen und seinem Geschick dadurch einen würdigen Abschluß zu geben.

Seit dem Kampfe am Garigliano (3. November) war König Franz II. in Gaëta*) eingeschlossen. Bei ihm harrte die junge, erst kürzlich ihm vermählte Königin Maria aus, eine Tochter des Herzogs Max von Baiern und Schwester der Kaiserin von Oestreich. Sie erfüllte die Pflichten der Gattin und der Königin mit einer Ergebung und Seelengröße, welche sie mit Recht zum Gegenstande der Bewunderung aller edel fühlenden Herzen machte. Die Belagerung von Gaëta rückte anfänglich sehr langsam vorwärts, weil nur Cialdini von der Landseite her eingreifen konnte, während ein französisches Geschwader unter dem Admiral Barbier de Tinan sich vor den Hafen legte und der sardinischen Flotte unter

*) „Gaëta liegt auf einer von West nach Ost sich erstreckenden Halbinsel von etwa 1500 Meter Länge. Die Halbinsel selbst besteht aus zwei genau geschiedenen Theilen, einem ungefähr 1200 Meter langen und 600 Meter breiten Trapeze, zunächst dem Festlande, und einem 300 Meter langen und 600 Meter breiten Oval, wo sich der Hafen, das Arsenal, die Spitäler, die Casernen und der königliche Palast befinden. Das Trapez enthält den Monte Orlando, der etwa 300 Meter hoch ist. Sein Abhang erstreckt sich nach 3 Seiten bis an das Meer, so daß an seinem Fuße die Stadt nur aus einer sich längs der Küste hinziehenden Straße besteht, während sie sich über das ganze Oval hin erstreckt. Die Landenge selbst ist an ihrem Vereinigungspunkte mit dem Festlande 600 Meter breit. Es befindet sich dort der Monte Atratina, der in einer Entfernung von 6—800 Meter die Festungslinien beherrscht, selbst aber wieder von dem Monte Orlando beherrscht wird, ferner der Monte Secco, der so weit abgetragen ist, daß er vollständig von dem Feuer des Platzes bestrichen wird. Als Festung nimmt Gaëta die ganze Halbinsel ein. Eine dreifache Befestigungslinie, zum größten Theil in den Felsen gehauen, schließt das Trapez von dem festen Lande ab, zieht um den Monte Orlando herum und verlängert sich bis zur äußersten Spitze der Halbinsel. Die innere Seite, gegen den Golf und die Rhede, ist durch eine mit Batterien versehene Mauer geschützt. Auf dem Monte Orlando befindet sich ein Sternfort und in dessen Mitte ein casemattirter Thurm von 72 Meter Umfang und 15 Meter Höhe. Auf dem inneren Abhange befinden sich drei Pulvermagazine. In Batterie befinden sich ungefähr 700 Kanonen."

Persano jede Annäherung wehrte. Der König und seine Gemahlin bezogen eine Wohnung in den Casematten. Eine schmale, dunkle Treppe führte zu drei feuchten Kämmerchen, zu denen man durch einen Corridor und eine Art von Vorkammer gelangte, die auch bei Tage mit einer Lampe beleuchtet werden mußte. In eines dieser Kämmerchen drang der Widerschein des Tages durch eine Lücke ein, vor welche jedoch während des Bombardements dicke Balken geschoben wurden; zwei schmale Bettstätten und ein kleiner Schreibtisch waren die vornehmsten Theile des Hausraths eines Königspaares, welches noch vor wenig Monaten die schönsten Paläste bewohnte. Die Königin besuchte täglich die Lazarethe, verweilte an den Krankenbetten, half mit bei der Pflege der Verwundeten; die Schrecken des Bombardements erschütterten ihre muthige Seele nicht. Als die französische Flotte auf das Andringen Englands am 20. Januar 1861 absegelte, nahm Persano mit seinen Schiffen sogleich ihre Stelle ein. Jetzt begann ein sehr heftiges Bombardement; Mangel an Lebensmitteln und Krankheiten in der Festung, hauptsächlich aber die Explosion von zwei Pulvermagazinen zwangen Franz II. am 13. Februar 1861 zur Capitulation. Am 14. schiffte sich der König, die Königin und ein Gefolge von hundert Personen auf dem von Neapel herbeigekommenen französischen Dampfschiffe Mouette ein und ging nach Rom, wo er seinen Aufenthalt nahm.

Wenn auch das Ziel eines einigen Italiens, so lange Venedig und Rom noch fehlten, nicht als erreicht angesehen werden konnte, so war es doch ein großer, so rasch nicht erwarteter Erfolg der nationalen Idee, als am 18. Februar 1861 das erste italienische Parlament in Turin zusammentrat. Victor Emanuel eröffnete es mit großer Feierlichkeit, bemerkte aber in seiner Rede, indem er auf die Wiedergeburt Italiens hinwies, daß es ebenso weise sei, zu rechter Zeit zu warten, als zu rechter Zeit zu wagen. Am 20. März wurde Victor Emanuel als König von Italien ausgerufen. Kurze Zeit darauf, 6. Juni, starb Graf Cavour. Das Geschick hatte es ihm nur vergönnt, das Werk der Einigung Italiens durch die Macht Sardiniens, für welches er die Kraft seines Geistes und Lebens eingesetzt hatte, der Vollendung nahe zu schauen. Aber seine letzten Stunden noch waren von der Hoffnung belebt, daß Italien sein Ziel erreichen werde. Die Tiefe der Trauer um ihn, die Theilnahme des Volkes dabei zeigten, was der Mann gewesen war.

Die größten Schwierigkeiten in der Neugestaltung Italiens fand die Regierung in dem ehemals neapolitanischen Gebiete. Hier organisirten sich zahlreiche Brigantenbanden, sogenannte irreguläre Truppen im Dienste Franz II., in der That aber Räuberbanden, verstärkt durch ehemalige neapolitanische Soldaten. In einigen Gegenden richtete sich ein förmlicher Guerillakrieg ein. Die Regierung schritt mit Energie, ja mit Härte gegen das Unwesen ein. Aber die öffentliche Sicherheit konnte dabei nicht gedeihen, Handel und Wandel stockten, die neuen Verhältnisse erschienen oft noch ungewohnt, lästig, ja widerwärtig, und auch Unglücksfälle, wie der schreckliche Ausbruch des Vesuv im December 1861, steigerten die Schwierigkeiten. Es erhielt sich immer noch eine bald lauter werdende, bald stillere Gährung im Volke.

Nicht völlig unerwartet, aber höchst schwierig und peinlich für die Regierung war die Lage, in welche sie durch ein neues Unternehmen Garibaldi's gesetzt wurde. Diesem Feuergeiste sagte nur Wagen aber nicht Warten zu; Rom sollte die Hauptstadt des neuen Italiens werden. Er hielt es für möglich, durch einen Angriff auf Rom die Franzosen zur Räumung der Stadt zu zwingen. In solcher Absicht begab er sich nach Palermo und sammelte Freiwillige. Vergebens erklärte der König, „daß derjenige nicht der Fahne Italiens folge, der die gesetzlichen Schranken durchbreche, die Freiheit und Sicherheit des Vaterlandes gefährde und sich zum Herrn seiner Geschicke aufwerfe." Garibaldi ließ sich nicht zurückhalten. Er setzte mit seinen Freiwilligen von Catanea nach der Küste von Calabrien über. Hier standen königliche Truppen. Der Oberst Pallavicino erhielt von Cialdini den Befehl, den Freischaaren rasch zu folgen. Bei Aspromonte erfolgte am 28. August 1862 der Zusammenstoß. Garibaldi wurde am rechten Fußgelenk gefährlich verwundet und mußte sich mit seiner Schaar ergeben. Er wurde in rücksichtsvoller Gefangenschaft gehalten (Spezzia, Insel Palmaria) und im October entlassen. Die Heilung seiner Wunde erforderte noch längere Zeit; erst im December kehrte er nach Caprera zurück.

Die römische Frage wurde nun durch einen Vertrag mit Frankreich, 15. September 1864, so entschieden, daß Frankreich versprach, binnen zwei Jahren seine Truppen aus Rom zurückzuziehen, wogegen Italien sich verpflichtete, Angriffe von außen auf das gegenwärtige päpstliche Gebiet abzuwehren. Florenz sollte die Hauptstadt des Königreiches werden. In Turin verursachte

dieser Residenzwechsel große Aufregung und es brachen dort arge Tumulte aus. Im November 1865 wurde das Parlament zum erstenmal in Florenz eröffnet. —

152. Europa während und nach dem italienischen Kriege.

Die Geschichte Oestreichs und Frankreichs fiel während des italienischen Krieges mit der Geschichte desselben zusammen; England nahm an der Umgestaltung Italiens nur durch diplomatische Beziehungen Theil, Rußland aber benutzte diese Zeit, um sich von seinen Niederlagen zu erholen und innere Reformen auszuführen, ohne deshalb auf eine Beobachtung jener Ereignisse und seinen Einfluß dabei zu verzichten. In Deutschland aber trat die nationale Bewegung, welche seit einiger Zeit stillgestanden zu haben schien, wieder lebendig in den Vordergrund. Wir wenden uns zuerst zu

a. Rußland. Die schwierigste Aufgabe stellte sich Alexander II., indem er die Leibeigenschaft der Bauern in Rußland aufheben wollte, ein Plan, welchen schon Alexander I. aufgefaßt und wieder fallen gelassen hatte. — Die Nothwendigkeit, den im Kriege tief gesunkenen Wohlstand der Nation neu zu beleben, mußte die dringendste Aufgabe der Regierung sein; deshalb wurde Rußland mit einem Eisenbahnnetz überzogen, die Zölle herabgesetzt, manche Erleichterung des Verkehrs getroffen und der Versuch gemacht, der Corruption der Beamten zu steuern; aber das alles half nicht, wenn nicht die productive Kraft selbst entfaltet wurde. — Das schien aber nur möglich zu sein, wenn man dem Bauer Liebe zu dem Boden einflößte, welchen er bebaute, d. h. indem man ihn zum freien Eigenthümer machte. Nach einer 1858 angestellten Volkszählung gab es im europäischen Rußland, in Sibirien und Transkaukasien 23 Millionen Leibeigene. Im J. 1857 wurde in Petersburg eine kaiserliche Commission eingesetzt, welche die wichtige Maßregel vorbereiten sollte; sie kam aber nicht recht vorwärts, da der Adel der Bauernemancipation entgegen war und die Bauern selbst nicht recht begriffen, was man mit ihnen vorhabe. Der Kaiser aber ließ sich durch keine Schwierigkeiten bewegen, sein Ziel aufzugeben. Durch ein Manifest vom 3. März (19. Febr.) 1861 sprach er die Aufhebung der Leibeigenschaft aus; am 17. März wurde dasselbe in allen Kirchen verlesen. Damit die eintretende Veränderung nicht zu plötzlich und schädlich wirke, ist für eine

Uebergangszeit Raum gelassen. Die Bauern werden erst nach Ablauf vorgeschriebener Fristen freie Eigenthümer ihres Besitzthums. — Inzwischen hat die russische Politik den Orient nicht aus den Augen gelassen, zumal es ihr gelang, hinsichtlich desselben noch während der Pariser Conferenzen eine Verständigung mit Frankreich herbeizuführen, wie sich bei Behandlung der Donaufürstenthümerfrage zeigte.

Den bei weitem wichtigsten Erfolg in Asien errang Rußland 1859 durch Besiegung und Gefangennehmung Schamyls, des Tscherkessenhelden, mit dessen Beseitigung die Unterwerfung des Kaukasus vollendet schien. Dem russischen Fürsten Baryatinsky gebührt der Ruhm, diesen langwierigsten und gefährlichsten Gegner der russischen Vergrößerung nach Osten besiegt zu haben. Er hatte ihn in immer engere Grenzen eingeschlossen und zuletzt auch sein Felsenfort Weden erobert. Mit nur 400 ihm bis in den Tod getreuen Müriden floh Schamyl in den Süden Daghestans. Aber die Russen hefteten sich an seine Fersen und erstürmten seine letzte Zufluchtsstätte, das Felsennest Gunib, wobei alle Müriden bis auf 47 fielen. Schamyl barg sich in einer Höhle, ergab sich aber auf die persönliche Aufforderung des Fürsten (8. Sept. 1859). Der Fürst ließ ihm Dolch und Pistolen und schickte den gefangenen, damals 68jährigen Helden nach Petersburg, wo er mit großer Achtung behandelt wurde. Seinen Aufenthalt erhielt er in Kaluga angewiesen. Mit Schamyls Gefangennehmung erlosch auch in wenigen Jahren der Kampf der Tscherkessen. Ein Theil wanderte auf türkisches Gebiet, wenige Stämme behaupteten sich noch im Gebirge. 1864 war die Unterwerfung des Kaukasus beendigt.

Fast noch wichtiger als dieses Ereigniß war für die Russen die Besitznahme des Amurlandes, eine unblutige Eroberung, welche dem Gouverneur Ostsibiriens Murawiew gelang, indem er während des Krieges, welchen Frankreich und England mit China führten, Unterhandlungen in Peking anknüpfte und in friedlicher Weise die Abtretung des Gebietes am linken Ufer des Amur und am rechten Ufer bis zum Ussuri erlangte, 1858. Auch in den weiten Ebenen Turan's drang die Macht Rußlands durch Kriegszüge gegen die Khane von Khiwa und Khokand vor. Seit 1865 besitzen die Russen Taschkend, die wichtigste Handelsstadt jener Gegenden, und die Provinz Turkestan wurde gegründet. Mit Japan wurden Handelsverbindungen angeknüpft.

Dagegen entstand der russischen Regierung eine neue Sorge

in dem durch Wühlereien und durch die Erfolge des Nationalitätsprincips in Italien zu sanguinischen Hoffnungen aufgeregten Polen. Lange vorbereitete Demonstrationen national-religiöser Art führten in den letzten Tagen des Februar 1861 in Warschau zu blutigen Conflicten und diese zu einer allgemeinen Gährung, welche bei der Nachsicht des Statthalters, Fürsten Gortschakow, einen bedenklichen Charakter annahm. Die höheren Stände, an ihrer Spitze der Erzbischof von Warschau, richteten eine Adresse an den Kaiser und baten darin um Gewährung nationaler Einrichtungen in Kirche, Schule und Gesetzgebung. Ein kaiserlicher Ukas vom 27. März 1861 bewilligte die Einsetzung eines Staatsrathes für das Königreich Polen, Neugestaltung des Unterrichtswesens und andre Reformen. Ein bekannter politischer Patriot, der Marquis von Wielopolski, wurde in die Regierung berufen. Aber dieser Anfang zu einer staatlichen Neubildung Polens auf nationaler Grundlage im Anschluß an Rußland befriedigte nicht; man wollte nationale Unabhängigkeit. Die Aufregung dauerte fort und die Regierung sah sich daher wieder zur Strenge genöthigt. Sie löste den sogenannten „Landwirthschaftlichen Verein" auf, welcher die Seele der ganzen Bewegung war, und als (7. April) abermals eine großartige Demonstration veranstaltet ward, kam es zu einem Conflict mit der bewaffneten Macht.

Jetzt flüchtete der Aufruhr sich von den Straßen in die Kirchen und Wielopolski selbst beschuldigte die polnischen Priester in einem amtlichen Erlaß der strafbaren Agitation. Der größte Theil der Einwohnerschaft von Warschau legte Trauerkleider an; man trug nationale und religiöse Abzeichen, und in den Kirchen wurden national-religiöse Lieder gesungen. Graf Lampert, der Nachfolger des am 30. Mai verstorbenen Gortschakow, schritt hiergegen ein und verhängte den Kriegszustand über das ganze Königreich; nichtsdestoweniger ward der Todestag Kocziusko's (15. October) in Warschau in gleich demonstrativer Weise begangen, so daß das Militär die Kathedrale und die Bernhardinerkirche räumen mußte, worauf die Geistlichkeit die Kirchen für entweiht erklärte und dieselben schloß. Die Regierung gab aber nicht nach, und General Lüders, welcher jetzt an Lamperts Stelle trat, ließ eine Anzahl der angesehensten Bürger verhaften. Auch der Bisthumsverweser wurde verhaftet und zum Tode verurtheilt, vom Kaiser aber begnadigt. Ein einfacher Priester, Felinski, wurde hierauf zum Erzbischof ernannt; er ließ die Kirchen wieder öffnen. Kaiser

Alexander trat auch jetzt noch nicht von seinem Reform-Versuche zurück. Er sandte seinen Bruder Constantin als neuen Statthalter nach Polen und gab ihm den Markgrafen Wielopolski zur Seite. Die neue Organisation der Verwaltung kam zur Ausführung; an die Spitze der Regierung in den einzelnen Gouvernements, so wie in den zur Vorberathung der Gesetze eingesetzten Staatsrath wurden geborene Polen gewählt; das Unterrichtswesen wurde im nationalen Sinne umgestaltet u. s. w. — aber die Polen wollten nun einmal vollkommene Wiederherstellung ihrer Nationalität, ein eigenes Ministerium, ein eigenes Heer und die Wiedervereinigung der altpolnischen Provinzen; die Bewegung legte sich nicht. Der junge Adel, der Graf Zamoyski an der Spitze, ließ sich von ihr fortreißen und eine von der russischen Regierung angeordnete Militäraushebung brachte die Insurrection zum Ausbruch. Es organisirte sich (1863) eine geheime Nationalregierung und die Militärpflichtigen wurden in Verbindung mit den Verschworenen in den Wäldern zu militärischen Trupps organisirt und unter die Leitung heimgekehrter Emigranten gestellt. Das ganze Land wurde mit kleinen Banden überschwemmt, welche bald ihren Landsleuten gefährlicher wurden als den Russen, denn sie übten den entsetzlichsten Terrorismus, um die Massen in die Bewegung hineinzureißen, was ihnen aber nicht gelang. Die Insurrection erweiterte sich nicht zu einer Volkserhebung; das Landvolk namentlich blieb taub gegen alle Verlockungen. So gelang es auch nicht, ein Nationalheer aufzustellen; es sammelten sich nur einzelne Kriegshaufen, und das alte polnische Grundübel, persönliche Zwietracht und Eifersucht, blieb nicht aus. Der bekannte Abenteurer Mieroslawski war Anfang 1863 in Polen eingetroffen und von der Nationalregierung zum Dictator ernannt worden. Aber wenige Tage darauf von den Russen geschlagen, flüchtete er über die preußische Grenze und lähmte und verwirrte durch gehässige Anschuldigungen die Unternehmungen seiner Landsleute. Nicht viel rühmlicher war das Auftreten des folgenden Dictators, Langiewicz, welcher zuerst im südlichen Polen mehrere glückliche Gefechte gegen die Russen bestand, sich aber auch nach kurzer Zeit, um den gegen ihn anrückenden überlegenen russischen Streitkräften zu entgehen, auf östreichisches Gebiet flüchten mußte. Indeß setzte die geheime Nationalregierung ihre Thätigkeit fort und entwickelte dabei eine Thätigkeit und Energie, welche die Welt in Staunen setzte. Sie errichtete in Warschau, wie in den Provinzen eine Art von

Vehmgerichten, welche nicht gegen die Russen allein, sondern auch gegen die eigenen Landsleute, die es mit den Russen hielten, ihre furchtbaren Urtheile fällte und dieselben durch eine besondere Mannschaft mit verwegener Schnelligkeit, bisweilen im Innern der Wohnungen, in geheimnißvoller Weise vollstrecken ließ. Der Zustand war schrecklich; auf der einen Seite die Drohungen und die Gewalt der Russen, auf der anderen die Angst vor der Kugel oder dem Strange der geheimen Nationalregierung. Aber auf die Dauer nutzte sich dieser Terrorismus ab und bei der strengen Grenzwacht, welche Preußen und später auch Oestreich übte, mußte es gar bald auch an Waffen fehlen. Schon im Juli 1863 fing daher der Aufstand zu erlöschen an, und Rußland wies jetzt, nach langer geschickter Verzögerung der Verhandlungen, die von Frankreich, England und Oestreich zu Gunsten Polens versuchte Intervention zurück. Zugleich wurde Wielopolski auf Urlaub geschickt, auch der Großfürst Constantin zog sich zurück; an die Spitze der Regierung trat der General von Berg mit fast unumschränkter Gewalt. Die Theilnehmer am Aufstande wurden nun mit unnachsichtlicher Strenge verfolgt und bestraft; der Adel und die Geistlichkeit überhaupt in Besitz und Vermögen geschwächt, die Leibeigenschaft dagegen aufgehoben und der Bauernstand von der Grundherrschaft unabhängig gemacht. Es geschah alles, um eine nochmalige nationale Erhebung unmöglich zu machen.

Die kaiserliche Familie erlitt im J. 1860 einen herben Verlust durch den Tod der Kaiserin Mutter, Alexandra Feodorowna, einer Tochter Friedrich Wilhelms III. von Preußen. Ihre Kindheit hörte den Kriegslärm von Jena, sie sah die bangen Tage von Tilsit und darauf das sorgenvolle, fast bürgerlich-einfache Leben der königlichen Aeltern in Königsberg. Die Zeit der Befreiung Deutschlands und Preußens erlebte sie als zart aufblühende Jungfrau, und als der Friede wieder über Europa schwebte, sah sie zuerst in Berlin den Mann, an dessen Seite sie achtunddreißig Jahre mildernd, segnend, beglückend bis zu seinem Tode durch's Leben gehen sollte.*)

*) Ueber die Art und Weise ihrer innigeren Bekanntschaft hat sich folgende gemüthliche Erzählung erhalten: Die Verewigte hatte als preußische Prinzessin eine Schweizerin zur Gouvernante, Madame Wildermatt, die einst in ihre Heimath reisen mußte, um eine ihr zugefallene Erbschaft in Besitz zu nehmen. Als sie wieder in Berlin angekommen war, zeigte sie ihrer erhabenen und schönen

In jugendlicher Schönheit zog sie in Petersburg ein und theilte acht Jahre lang das stille häusliche Glück des Großfürsten Nikolaus; als aber nach seiner Thronbesteigung als Nikolaus I. das Anitschkow-Palais mit dem Kaiserlichen vertauscht worden war, da strahlten die schönen weiblichen Eigenschaften der Kaiserin dem ganzen Reiche, und Rußland sah in seinem Herrscherpaare eine seltene Vereinigung fürstlicher und häuslicher Tugenden. Das letzte Dritttheil ihres Lebens war eine nur bisweilen unterbrochene Folge von Krankheit und Schwäche, die indeß weder ihrem Geiste noch ihrem Herzen Eintrag that. Die Reisen in südliche Länder haben jedenfalls ihr Leben verlängert, aber sie für den Aufenthalt an der Newa nicht stärker gemacht. Seit dem 26. September 1860 hatte sie das Zimmer nicht wieder verlassen und am 1. November des Morgens kurz vor 9 Uhr verschied sie sanft und ruhig,

---

Gebieterin mehrere Schmucksachen, die sie durch jene Erbschaft erhalten. „Das ist ein sehr alter Ring," sagte die Prinzessin Charlotte, indem sie einen ganz kleinen alterthümlichen goldenen Ring an ihren Finger steckte. „Er hat etwas Seltsames an sich. Vielleicht ist es gar ein alter Talisman." Sie wollte nun den Ring an Madame Wildermatt zurückgeben, konnte ihn aber nicht wieder von dem Finger ziehen. „Ich möchte ihn wohl behalten," setzte sie hinzu. Und sie behielt den geheimnißvollen Ring. Es verging einige Zeit. Einst wollte die Prinzessin jenen alten Ring genauer betrachten, und es gelang ihr, denselben von ihrem Finger abzuziehen. Auf der inneren Fläche waren einige Worte eingeschnitten, die, obwohl ziemlich verwischt, doch noch zu lesen waren. Sie lauteten: „Kaiserin von Rußland". Es vergingen viele Tage. Es war von einer Verheirathung zwischen ihr und dem Großfürsten Nikolaus von Rußland die Rede. Dieser Bruder Alexanders, der damals nicht nächster Thronerbe war, machte eine Reise nach Berlin, sah da die schöne Tochter des Königs von Preußen, und sein Entschluß stand fest. Bei Tafel saß er neben ihr und sprach von seiner nahen Abreise. „Es würde nur von Ihnen abhängen, daß ich hier bliebe," sagte der Großfürst. — „Was müßte ich dann thun?" antwortete lächelnd die künftige Kaiserin von Rußland. — „Sie müßten meine Huldigungen nicht zurückweisen." — „Weiter nichts?" — „Mich in meinem Bestreben ermuthigen, Ihnen zu gefallen." — „Das ist schon schwieriger. Der Augenblick ist nicht gut gewählt." „Es brauchte nicht gesprochen zu werden, es genügte, wenn Sie mir ein Pfand gäben. Sie haben da einen kleinen Ring, dessen Besitz mich glücklich machen würde. Wenn Sie mir denselben geben wollten!" — „Hier? Vor allen Leuten?" — „Es kann geschehen, ohne daß es jemand bemerkt. Drücken Sie den Ring in ein Stückchen Brot, lassen Sie dies neben sich liegen, ich werde den Talisman an mich nehmen." — „Es ist wirklich ein Talisman. Ich ahnte es wohl." Der Ring ging in die Hand des Großfürsten über und die Ehe wurde bekanntlich geschlossen. Den geheimnißvollen Ring hat, wie man erzählt, der Erbe Alexanders nie abgelegt; da er ihn aber nicht an den Finger stecken konnte, so trug er ihn an einer Kette am Halse.

nachdem ihr Sohn aus dem eben zu Warschau zusammengetretenen Congreß durch den Telegraphen an das Sterbebett der Mutter beschieden worden war.

Ein seltenes nationales Fest vereinigte am 20. September 1862 den Kaiser, seine Familie und die Würdenträger des Reiches in Nowgorod. Es war die Feier des 1000jährigen Bestehens des russischen Reiches (Band III. Seite 268). Auch bei dieser Veranlassung wurde das Streben erkennbar, Rußland als das Haupt aller slavischen Nationalitäten darzustellen. (Panslavismus.)

Das Jahr 1866 setzte Rußland durch die Nachricht eines Attentats in Schrecken. Als der Kaiser am 16. April aus dem Sommerpalais trat, feuerte ein Unbekannter ein Pistol auf ihn ab. Da ihm aber ein in der Nähe weilender Bauer in den Arm gefallen war, verfehlte die Kugel ihren Lauf. Der Mörder, Karakosow, gehörte der Partei der Nihilisten an, einer auf Umsturz aller göttlichen und weltlichen Ordnung gerichteten Sekte. Der Retter des Kaisers, Kommissarow, ward in den Adelstand erhoben und durch National=Subscription reichlich ausgestattet.

b. Deutschland. Während des italienischen Krieges bot Deutschland das Bild äußerer Schwäche und innerer Zerfahrenheit dar. Daß die Bundesverfassung, wie sie vorhanden war, nicht fähig sei, solchen Zuständen abzuhelfen, daß sie mithin unhaltbar sei, dies wurde nicht nur im Volke, sondern auch von den Regierungen anerkannt. Es tauchten mehrere Projecte zur Umgestaltung des Bundes auf: das sächsische Reformproject 1861, die preußischen Vorschläge eines engeren Bundesstaates im Staatenbunde, 1862 das Delegirtenproject der mit Oestreich einverstandenen Mittelstaaten. Keiner dieser Pläne fand allgemeine Zustimmung; der Gegensatz zwischen Preußen und Oestreich wirkte überall hemmend. Man erkannte, daß Deutschland bei diesem Zwiespalt der beiden deutschen Großmächte ohnmächtig sei. Dies veranlaßte eine doppelte Bewegung, von dem Volke und von den Regierungen ausgehend. Jene trieb zur Bildung großer, sich über ganz Deutschland ausbreitender Vereine, von welchen der eine, „der National=Verein", eine ziemlich einflußreiche Stellung in der nationalen Bewegung des deutschen Volkes zu gewinnen wußte; der andere, der „Reform=Verein", ziemlich ohne Bedeutung blieb. Jener drang auf den Anschluß der Mittel= und Kleinstaaten an Preußen, welches mit einem ihm zur Seite stehenden deutschen Parlament die Führung Deutschlands übernehmen sollte. Der Reform=Verein

aber lehnte sich an Oestreich an, um dieses an die Spitze von Deutschland zu bringen. Diesem entsprach ein Versuch Oestreichs zur Neu-Constituirung Deutschlands im Jahre 1863. Kaiser Franz Joseph, in der Meinung, daß Preußen, durch innere Zwistigkeiten geschwächt, keine Widerstandskraft nach Außen haben werde, berief einen Fürstentag nach Frankfurt am Main, woselbst er seinen Reformplan vorlegte. Da aber der König von Preußen sich von der Berathung fern hielt, der Großherzog von Baden dem Reformplan seine Zustimmung versagte und sowohl der Abgeordnetentag, welcher gleichzeitig in Frankfurt tagte, als der National-Verein sich mit dem Vorschlag einer Delegirten-Versammlung aus den einzelnen Landständen, statt eines frei gewählten Parlaments nicht befriedigt erklärte, so hatte der Fürstencongreß keinen weitern Erfolg; eben so wenig die Versuche der Mittel- und Kleinstaaten, ein Rein-Deutschland, als dritte selbständige Gruppe neben den beiden Großstaaten zu bilden (die „Würzburger" 1859). Neben diesen politischen Bestrebungen und Versuchen für die Herstellung Deutschlands vollzog sich im Volke selbst eine lebendige, frische Vereinigung durch fröhliche Feste. Das erste, edelste und bedeutungsvollste dieser Feste war die Feier des hundertjährigen Geburtstages Schillers, 10. November 1859. An diesem, von ganz Deutschland gefeierten Tage faßte sich die deutsche Nation bis zu ihren Angehörigen in fernen Welttheilen hin in ihrer Verbrüderung und Einheit zusammen. Es war ein mächtiger, wenn auch für jetzt nur noch idealer Weckruf. Es folgten in den nächsten Jahren: Schützenfeste in Gotha 1861, Frankfurt am Main 1862; Sängerfeste in Nürnberg 1861, Dresden 1865; Turnerfeste in Berlin 1861, Leipzig 1863. Bei diesen Festen fanden sich Männer aus allen Theilen Deutschlands zusammen, und wieviel dann von solchen Tagen auch dem bloßen Festjubel und der Außenseite angehörte, sie haben doch zur Ueberwindung der Vereinzelung beigetragen und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit gehoben. Auch auf praktischem Gebiete nahmen die Einheitsbestrebungen guten Fortgang. Preußen, welches 1862 einen Handelsvertrag mit Frankreich abgeschlossen hatte, siegte über den Widerstand der meisten andern Zollvereinsstaaten, die einen Anschluß an Oestreich wollten (dort Freihandelssystem, hier Schutzzollsystem); die Fortdauer des Zollvereins blieb 1865 gesichert, und zugleich schloß derselbe einen Handelsvertrag mit Oestreich.

Unter den Einzelstaaten erregten die fortdauernden Verfassungs-

wirren in Kurhessen die allgemeine Theilnahme. Der Kurfürst, willkürlich und hartnäckig, widerstrebte jeder Vereinbarung mit seinen Ständen. Das Land gerieth in Noth und Verwirrung. Endlich einigten sich Preußen und Oestreich zu der gemeinsamen Erklärung, „daß die endliche Herstellung eines gesicherten Rechtszustandes in Kurhessen im dringenden Interesse des Landes, wie des gesammten Vaterlandes liege". Aber der Kurfürst weigerte sich auch jetzt noch nachzugeben, und als der König von Preußen ein Schreiben an ihn richtete, nahm er dasselbe in beleidigender Weise an. Als nun Preußen für die Erfüllung seiner Forderungen eine Zeit bestimmte und die Mobilmachung von zwei Armeecorps anordnete, da fügte sich der Kurfürst und gab die verlangte Genugthuung. Die Streitigkeiten mit den Ständen brachen jedoch bald wieder aus. Auch die Regierung von Hannover zeichnete sich durch ihren hartnäckigen Particularismus aus. Sie erklärte sich nicht bloß so heftig gegen den Nationalverein, daß sogar auf die Möglichkeit einer Verbindung mit dem Auslande hingedeutet wurde, sondern sie trat auch den Bestrebungen Preußens für Gründung einer deutschen Flotte und in Angelegenheiten des Zollvereins mit feindseliger Gesinnung gegenüber.

c. Preußen ward 1857 von einer schweren Prüfung betroffen. Als nämlich der König von Marienbad in Böhmen heimkehrte, bekam er plötzlich am 8. October 1857 Congestionen nach dem Gehirn, welche ihn an Geist und Körper dermaßen schwächten, daß er die Sorgen der Regierung auf seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm von Preußen, übertragen mußte (24. October).

Die Vollmacht war anfänglich auf drei Monate ausgestellt und wurde in der gleichen Weise nochmals wiederholt, bis dem Prinzen am 8. October 1858 die Rechte eines unumschränkten Regenten übertragen wurden. — In der Zwischenzeit hatte sich der Sohn desselben, Friedrich Wilhelm von Preußen, mit Victoria, der ältesten Tochter der Königin von England (am 25. Januar 1858) vermählt, eine Verbindung, welche vom Lande mit Stolz und Hoffnung begrüßt wurde.

Mit dem Eintritt der Regentschaft erfolgte ein Ministerwechsel. Das Ministerium Manteuffel wurde entlassen; an die Spitze des neuen Cabinets trat Fürst Anton von Sigmaringen. Doch verwahrte sich der Prinz-Regent in seiner Anrede an den Minister dagegen, daß dieser Cabinetswechsel als ein Bruch mit der Vergangenheit ausgelegt würde. Er wolle: 1) keine liberale Ueber-

stürzung; 2) die Rechte der katholischen Kirche wahren, aber keinen Uebergriff derselben dulden; 3) in der evangelischen Kirche der bisherigen Orthodoxie und Heuchelei entgegentreten und die Union, welche dadurch gefährdet sei, aufrecht erhalten; 4) Schule und Wissenschaft in größter Freiheit pflegen, damit Preußen an der Spitze der Bildung bleibe; und 5) das preußische Heerwesen im guten Stand erhalten.

Die Haltung Preußens während des italienischen Krieges, seine Reformvorschläge, so wie die Thätigkeit des Nationalvereins mochten manchen Verdacht gegen die Absichten Preußens hervorrufen, zumal dasselbe in der kurhessischen, sowie in der schleswig-holsteinschen Frage eine entschiedenere Stellung annehmen zu wollen schien. Doch mußten die fürstlichen Zusammenkünfte des Jahres 1860 dazu beitragen, die falschen Voraussetzungen zu zerstreuen. Wenn die Zusammenkunft des Prinz-Regenten mit dem Kaiser von Rußland in Breslau (23. October 1859) mancherlei Bedenken hervorgerufen hatte, weil damals von französischer Seite insinuirt wurde, Preußen solle sich bei Abtretung der Rheinprovinz in Deutschland arrondiren, so gab das Auftreten des Regenten in Baden-Baden (15. Juni 1860), wo er inmitten der deutschen Fürsten den Kaiser Napoleon empfing, die Gewähr, daß das Ausland die deutschen Regierungen einig in dem Entschlusse finden werde, die Integrität Deutschlands zu wahren. Napoleon gab die friedlichsten Erklärungen. Am Tage nach der Abreise des französischen Kaisers erklärte der Prinz-Regent den versammelten Fürsten, daß die Wahrung der Integrität Deutschlands stets die erste Sorge seiner Regierung sein werde. Nach einer längeren Besprechung mit seinem Neffen, dem Könige von Baiern, erwarb sich dieser das Verdienst, nunmehr auch Oestreich herbeizuziehen.

Die Verständigung Preußens und Oestreichs wurde durch eine französische Indiscretion erleichtert. Der Engländer Kinglake hatte nämlich am 12. Juli öffentlich im Parlament verkündigt: „Napoleon III. habe zu Villafranca dem Kaiser Franz Joseph die Rückerstattung der Lombardei angeboten, wenn Oestreich dulde, daß Frankreich sich des linken Rheinufers bemächtige. Franz Joseph aber habe einfach geantwortet: nein, ich bin ein deutscher Fürst."

Bei solchem Begegnen der beiden mächtigsten deutschen Fürsten in den lautersten Gefühlen großherziger Loyalität mußte ein persönliches Begegnen ihnen erwünscht sein und fand im Juli zu

Teplitz statt. Dasselbe führte, wenn auch ohne Protokollirung, zum erwünschtesten Einverständniß in der innern wie äußern Politik Preußens. Wie aber in Baden durch den König von Baiern die Verständigung von Teplitz vorbereitet worden war, so sollte wieder in Teplitz durch den Prinz-Regenten eine weitere Verständigung mit England und Rußland vorbereitet werden. — Die Rheinreise der Königin Victoria gab Gelegenheit zu einer Besprechung des Freiherrn von Schleinitz und Lord Russel, welche indeß, wie die bald darauf veröffentlichten diplomatischen Actenstücke bewiesen, die Divergenz der Ansichten in Bezug auf die Politik Cavours nicht auszugleichen vermocht hatten, dagegen nöthigte die Zusammenkunft der Kaiser von Rußland und Oestreich, sowie des Prinz-Regenten von Preußen zu Warschau (22. bis 26. October) den Kaiser Napoleon dazu, sich über sein Verhalten bei einem eventuellen Angriff Sardiniens auf den östreichischen Besitzstand in Italien offen auszusprechen. Die Nachricht von der Erkrankung der Kaiserin-Mutter endigte die Zusammenkunft einen Tag früher, als anfänglich im Plane war.

Leider nahm mit Ausgang des Jahres 1860 auch das Befinden des Königs eine immer schlimmere Wendung und ließ den nahen Tod desselben mit Bestimmtheit erwarten. Derselbe erfolgte am 2. Januar 1861 Morgens 2 Uhr sanft und schmerzlos.*)

---

*) Ein rührendes Bild des leidenden und sterbenden Königs hat der Hof- und Domprediger Snethlage in seiner am 27. Januar gehaltenen Predigt entworfen. Es heißt daselbst: „Als der König nach dem ersten schweren Anfall seiner Krankheit aus langem bewußtlosen Zustande erwachte, wurde sein erstes Erwachen an dem Aufschlagen seiner Augen und sein wiederkehrendes Bewußtsein an dem Ausrufe bemerkbar: Gott erbarme dich meiner! An dies Gebet knüpfte sich die erste Hoffnung seines weiteren Erwachens. Noch lag er meist in tiefem Schlummer und nur in einzelnen Momenten trat ein Erwachen ein. In einem dieser Momente hatte die Königin, die unausgesetzt an seinem Lager weilte, den Muth, ihm den Anfang des 116. Psalms laut vorzulesen. Der König richtete sich auf und hörte aufmerksam zu. Als sie dann fortfuhr: „„Sei nun wieder zufrieden, meine Seele, denn der Herr thut dir Gutes; denn du hast meine Seele aus dem Tode gerissen, meinen Fuß vom Gleiten, mein Auge von den Thränen!““ — da sagte er: Es ist genug, ich habe verstanden, ich danke dir. Von nun an las ihm die Königin täglich kurze Gebete aus den Psalmen vor. — Seine körperlichen und geistigen Kräfte nahmen täglich zu; nach seiner äußern Erscheinung war er wieder gesund; was ihm fehlte, das war der richtige Ausdruck seiner Gedanken, und über dem Suchen dieses Ausdrucks vergaß er bei der Fülle seiner Gedanken, was er hatte sagen wollen. Die Königin verstand ihn am besten, und wenn er sie als Dolmetscherin

Nach am 2. Januar Vormittags 11 Uhr empfing S. M. der König Wilhelm in Gegenwart S. K. H. des Kronprinzen das

---

zur Seite hatte, war er beruhigt und zufrieden. Bald verlangte er auch geistigen Zuspruch. Man konnte es ihm abfühlen, wie der Mensch nicht lebt vom Brot allein, sondern von jeglichem Worte Gottes, das aus seinem Munde gegangen. Und wenn das trauernde Königspaar so dasaß unter Thränen, wie dort die Gefangenen an den Wassern Babels, und nach Hülfe und Errettung aussah, wenn der König in gebrochenen Lauten seinem Seufzen und Gebete Ausdruck gab, so war das freilich ein Anblick zum Weinen — aber ein Anblick über den Freude war im Himmel. Anfangs war der Glaube, die Hoffnung und das Gebet des Königs auf Genesung, auf völlige Genesung gerichtet. Auf Stunden der Erhebung, des Glaubens im frohen Gefühl, folgten dann wieder Stunden der Klage und der Thränen ....

Ich komme nun auf die letzte dunkelste Zeit seines schweren Leidens, wo ein Theil seiner Glieder gelähmt wurde und die Sprache mehr und mehr zu versiegen schienen. Für den nur äußerlich Vorübergehenden schienen in dieser Zeit die Zeichen geistigen Lebens kaum noch bemerkbar. Aber für den Näherstehenden war sein geistiges Leben im Glauben, Hoffnung und Liebe unverkennbar. Wer den stillen sonntäglichen Gottesdiensten in Sanssouci beigewohnt hat, der wurde tief ergriffen von der regen Theilnahme des Königs und wie er, so lange das Wort und die freie Bewegung der Glieder ihm noch einigermaßen zu Gebote stand, jeden einzelnen Theil des Gottesdienstes mit eigenthümlicher Bezeugung seines Verständnisses und seiner Zustimmung begleitete. Bei der Fürbitte für die Königin, für sein Haus, sein Volk hob er die beiden Hände empor und weinte und stammelte seine Bitte.

Was aber am hellsten glänzte auf dem dunklen Grund seiner Krankheit, das war seine Liebe. Inniger und wahrer kann das Verhältniß nicht ausgesprochen werden, als es der König selbst in seinem bekannt gewordenen Testament (s. dasselbe weiter unten) ausgesprochen hat. Wenn der König traurig war in seiner Krankheit — die Königin wußte ihn am gewissesten aufzuheitern. Wenn die Königin noch ferne war und niemand ihre Nähe erkannte, hatte das Ohr des Königs sie schon erkannt und vernahm schon im dritten Zimmer das Rauschen ihres Kleides und horchte, bis sie kam. Wenn eine ein Wort aus seinem Munde hervorlocken konnte, so war sie es. „Du hast den ganzen Morgen noch kein Wort gesprochen," sagte sie einmal zu ihm, „bist du müde? traurig?" — „Nein, stille bin ich," sagte er deutlich und vernehmlich. Seine Seele war stille zu Gott, der ihm half, und der Eindruck, den er in den letzten Monaten fast immer machte, war der der innern Stille, des Friedens. — Doch noch ein Zug, worin die Liebe des Königs zur Königin aufs ergreifendste sich kund that. Der König hatte schon lange kein Wort mehr gesprochen; es war in der letzten Zeit, die Zunge war wie gebunden. Da, auf einer der letzten Ausfahrten nach dem bairischen Hause; der König hatte mehrere Stunden fast theilnahmlos dagesessen, und die Königin war im Begriff, vorauszufahren. Noch einmal ging sie zum Könige, um von ihm Abschied zu nehmen. „Hast Du denn kein Wort, kein Zeichen für mich?" fragte sie ihn bewegt. Er antwortete nicht, wiewohl er eben so bewegt scheint. Auf wiederholte Frage keine Antwort. Schon will die

Staatsministerium und nahm die Huldigung und Verpflichtung desselben entgegen.

Am 7. fand das Leichenbegängniß des Hochseligen Königs statt, welcher seinem Wunsche gemäß in der Friedenskirche bei Sanssouci beigesetzt ward.*) Am selben Tage erließ König Wilhelm nachstehende Proclamation:

„An Mein Volk! König Friedrich Wilhelm IV. ruht in Gott. Er ist erlöst von den schweren Leiden, die Er mit frommer Ergebung trug. Unsere Thränen, die in gerechter Trauer fließen, wolle der Herr in Gnaden trocknen, des Entschlafenen gesegnetes Andenken wird in Meinem, in Euren Herzen nicht erlöschen.

Königin betrübt sich wegwenden. Da war es, als ob er alle seine Kräfte noch einmal zusammennahm, die Muskeln seines Gesichts bewegten sich, er erhob sich vom Stuhle und rief laut und voll und deutlich: „Meine theure, heißgeliebte Frau!" Es war fast sein letztes, deutlich und voll ausgesprochenes Wort ....

*) Der letzte Wille lautete, wie folgt: „Wie ich bestattet sein will! Wenn Gott der Herr es giebt, daß ich meine irdische Laufbahn in der Heimath endige und wenn, um was ich ihn auf Knieen und mit Inbrunst anflehe, die Königin, meine heiß und inniggeliebte Elise, mich überlebt, so soll ihr dieses Blatt gleich nach meinem Ableben übergeben werden. Was sie irgend daran ändert, soll befolgt werden, als stände es hier geschrieben. Ihr Befehl soll mein Befehl sein. Doch will ich einst an ihrer Seite ruhen, im selben Grabe, so nahe als möglich.

Sobald mein Tod durch die Aerzte bescheinigt ist, will ich, daß man meinen Leib wasche und öffne. Mein Herz soll in ein verhältnißmäßig großes Herz aus märkischem Granit gelegt und am Eingang der Gruft im Mausoleum zu Charlottenburg (folglich zu den Füßen meiner königlichen Eltern) in den Fußboden eingemauert und mit ihm bedeckt werden. Meine Ruhestätte soll die Friedenskirche sein, und zwar vor den Stufen, die zum h. Tisch führen, zwischen dem Marmorpult und dem Anfang der Sitzplätze, zur Linken (vom Altar zur Rechten) der Mittellinie des Kirch-Schiffs, so, daß einst die Königin zu meiner Rechten ruht. Der bezeichnete Raum in ganzer Breite von unserm Kirchstuhl bis zum gegenüber gelegenen, so wie der Streifen von da an, zwischen den Sitzplätzen der Gemeine bis an die Säulen des Orgelchors soll (aus meinen hinterlassenen Mitteln) einfach, aber harmonirend mit dem h. Tisch und mit Marmor — neu gepflastert werden. Gerade über meiner Ruhestätte, flach, ohne Erhöhung über das Pflaster der Kirche, soll ein Oblongum in weißem Marmor (ähnlich den beiden Platten im Mausoleum zu Charlottenburg) angebracht werden, auf welchem in Metall, oben das Monogramm Christi (*Α Ρ Ω*), dann die Inschrift stehen soll: Hier ruhet in Gott, seinem Heilande, in Hoffnung einer seligen Auferstehung und eines gnädigen Gerichts, allein begründet auf das Verdienst Jesu Christi unsers Allerheiligsten Erlösers und Einigen Lebens: weiland u. s. w."

Niemals hat eines Königs Herz treuer für seines Volkes Wohl geschlagen. Der Geist, in welchem Unsers Hochseligen Vaters Majestät, der Heldenkönig — so nannte ihn der nunmehr heimgegangene königliche Sohn — nach den Jahren des Unheils sein Volk wieder aufrichtete und zu den Kämpfen stählte, an welchen Mein verklärter Bruder hochherzig Theil nahm, war König Friedrich Wilhelm IV. ein heiliges Erbtheil, welches Er treu zu pflegen wußte. Ueberall gewährte Er edlen Kräften Anregung und förderte deren Entfaltung. Mit freier königlicher Hand gab Er dem Lande Institutionen, in deren Ausbau sich die Hoffnungen desselben erfüllen sollten. Mit treuem Eifer war Er bemüht, dem gesammten deutschen Vaterlande höhere Ehre und festere Einigung zu gewinnen. Als eine unheilvolle Bewegung der Geister alle Grundlagen des Rechtes erschüttert hatte, wußte Meines in Gott ruhenden Bruders Majestät die Verwirrung zu enden, durch eine neue politische Schöpfung die unterbrochene Entwicklung herzustellen, und ihrem Fortgange feste Bahnen anzuweisen.

Dem Könige, der so Großes zu begründen wußte, dessen unvergeßliches Wort „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen" auch Meine Seele erfüllt, gebührt ein hervorragender Platz in der glorreichen Reihe der Monarchen, welchen Preußen seine Größe verdankt, welche es zum Träger des deutschen Geistes machten.

Dies hohe Vermächtniß Meiner Ahnen, welches sie in unablässiger Sorge, mit ihrer besten Kraft, mit Einsetzung ihres Lebens gegründet und gewahrt haben, will ich getreulich wahren. Mit Stolz sehe Ich Mich von einem so treuen und tapfern Volke, von einem so ruhmreichen Heere umgeben. Meine Hand soll das Wohl und das Recht aller in allen Schichten der Bevölkerung hüten, sie soll schützend und fördernd über diesem reichen Leben walten.

Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. In der Anspornung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht; nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten.

Ich halte fest an den Traditionen Meines Hauses, wie Ich den vaterländischen Geist Meines Volkes zu heben und zu stärken

Mir vorsetze. Ich will das Recht des Staates nach seiner geschichtlichen Bedeutung befestigen und ausbauen und die Institutionen, welche König Friedrich Wilhelm IV. ins Leben gerufen hat, aufrecht erhalten. Treu dem Eide, mit welchem Ich die Regentschaft übernahm, werde ich die Verfassung und die Gesetze des Königreichs schirmen. Möge es Mir unter Gottes gnädigem Beistande gelingen, Preußen zu neuen Ehren zu führen!

Meine Pflichten für Preußen fallen mit Meinen Pflichten für Deutschland zusammen. Als deutschem Fürsten liegt Mir ob, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeres-Organisation unter den deutschen Staaten zum Heile aller einnehmen muß.

Das Vertrauen auf die Ruhe Europas ist erschüttert. Ich werde Mich bemühen, die Segnungen des Friedens zu erhalten. Dennoch können Gefahren für Preußen und Deutschland heraufziehen. Möge dann jener Gott vertrauende Muth, welcher Preußen in seiner großen Zeit beseelte, sich an Mir und Meinem Volke bewähren und dasselbe Mir auf Meinen Wegen in Treue, Gehorsam und Ausdauer treu zur Seite stehen. Möge Gottes Segen auf der Aufgabe ruhen, welche Sein Rathschluß Mir übergeben hat."

Wenige Tage nach seinem Regierungsantritt erließ der König eine umfassende Amnestie, eröffnete am 14. Januar den Landtag und nahm dessen Huldigung entgegen. In der Thronrede hatte der König die Verstärkung des Heeres betont; der Landtag bewilligte für das laufende Jahr eine Erhöhung des Militairbudgets.

Nach dem Schlusse des Landtags begab sich der König zu seiner Erholung nach Baden-Baden und wäre hier beinahe das Opfer eines ruchlosen Attentats geworden.

Der König ging am 14. Juli 1861, Morgens 8½ Uhr, in der Richtung von Baden kommend, in der Lichtenthaler Allee spazieren, als ein junger, scheinbar einige 20 Jahre alter Mensch, von hinten kommend, an dem König vorüberging und ihn auf so besonders ehrfurchtsvolle Weise grüßte, daß es dem König auffiel. Bald nachdem der Fremde so vorübergegangen, verkürzte er seine Schritte und ließ nun den König an sich vorüber, wobei er abermals sehr freundlich grüßte. Wenige Minuten später begegnete der König seinem Gesandten, Grafen Flemming, und nahm ihn als Begleiter mit. Indem sie die Richtung gegen Lichtenthal fortsetzten, fielen etwa 200 Schritte jenseits der Kettenbrücke hinter

ihnen zwei Schüsse aus solcher Nähe und in so schneller Folge, daß der König sofort ein starkes Dröhnen des Kopfes empfand und später nicht anzugeben wußte, ob ein oder zwei Schüsse gefallen wären. Gleichzeitig fühlte er einen brennenden Schmerz an der linken Seite des Halses, so daß er mit der linken Hand nach der schmerzenden Stelle griff. Der König drehte sich nach einem etwa drei Schritte hinter ihm stehenden Menschen um und erkannte den bereits vorher Gesehenen. Graf Flemming fragte denselben, ob er geschossen, und als er mit Ja! antwortete und hinzufügte, er habe auf den König geschossen, und dabei auf ein in das Gras geworfenes, abgeschossenes Doppel-Pistol zeigte, hielt der Graf ihn fest und brachte ihn mit Hülfe anderer dazu kommenden Personen zur Haft.

Der König bat die Herren, dem Verbrecher nichts zu Leide zu thun, und wurde erst durch einen der Anwesenden darauf aufmerksam gemacht, daß Rockkragen und Halsbinde beschädigt seien; worauf der König sich überzeugte, daß er durch die Kugel des Mörders getroffen, aber nur leicht verletzt worden sei. Er setzte hierauf allein seinen Weg gegen Lichtenthal fort, um der Königin zu begegnen, und kehrte nach der Vereinigung mit derselben langsamen Schrittes nach Baden zurück, wo die Wunde genauer untersucht ward. Es fand sich an der linken Seite des Halses eine rothbläulich aussehende Contusion von der Größe eines Thalers, etwa einen Zoll hoch aufgeschwollen und hart. Die Haut war nicht verletzt und Blut also nicht geflossen.

Der Mörder war ein Student aus Leipzig, Oskar Becker, Sohn eines russischen Staatsraths, und seiner That sofort geständig. Er war mit dem bestimmten Vorsatze nach Baden gekommen, um den König zu ermorden und zwar, wie es in einem bei ihm gefundenen Schreiben hieß, deshalb, weil König Wilhelm „Deutschland nicht einigen werde". Von allen Seiten erhielt der König die Zeichen der lebhaftesten Theilnahme und der Freude über seine Erhaltung in so großer Gefahr.

Becker war ohne Mitschuldige, ein kalter Fanatiker, welchen die verworrenen Zeittendenzen zu der That getrieben hatten. Der König selbst erklärte in einem an das Bürgermeister-Amt von Baden gerichteten Schreiben die That für „ein Zeichen der immer weiter um sich greifenden Entsittlichung und Nichtachtung göttlicher und menschlicher Ordnung".

Die großen Entschlüsse für die Erfüllung seines Amtes, beson-

ders für die Durchführung seiner klar erkannten Aufgabe als Preußens Herrscher — alles Gedanken und Gefühle, welche durch eine so schwere Erfahrung, wie die des Attentates sich noch mehr vertiefen mußten — erhoben in der Seele König Wilhelm I. das Verlangen, sich die Weihe der Krönung zu geben. Diese Krönung, die erste seit Friedrich I., fand am 18. October 1861 zu Königsberg statt. Es zeigte den hohen Sinn des Königs an, daß er selbst die Krone vom Altare nahm und sie auf sein Haupt setzte, worauf er seine Gemahlin, die Königin Auguste, mit der Krone schmückte. Mit dieser feierlichen Handlung zeigte der König an, daß er das Königthum als von Gottes Gnaden empfangen betrachte, daß er festhalte an den Ueberlieferungen seiner Vorfahren und daß er willens sei, den Glanz der preußischen Krone immer höher zu erheben. Am 21. October hielt er dann einen feierlichen Einzug in Berlin.

Die nächsten Jahre entsprachen nicht dem Glanze der Octobertage in Königsberg; sie konnten damals nur als eine böse, schwere Zeit empfunden werden. Erst die späteren Ereignisse warfen die Strahlen eines richtigen Verständnisses auf jene läuternden und, trotz dem Scheine des Gegentheils, doch befestigenden Kämpfe. Der König hatte am 14. Januar 1862 bei Eröffnung des Landtages gesagt: „die Lage Europas fordert einmüthiges Zusammenwirken zwischen mir und meinem Volke. Ich zähle auf die patriotische Unterstützung seiner Vertreter.“ Aber die deutsche Fortschrittspartei, welche mit großem Uebergewicht aus den Wahlen zu diesem Landtage hervorgegangen war, wandte ihren Sinn abseit von diesen Worten des Königs auf die Erweiterung der Rechte des Volkes. Das Abgeordnetenhaus wurde am 11. März aufgelöst, der erkrankte Fürst von Sigmaringen legte den Vorsitz im Ministerium nieder, welchen der Prinz von Hohenlohe übernahm. Die liberalen Minister traten zurück, aber auch das neue Ministerium, dessen eigentlicher Leiter der Finanzminister von der Heydt war, blieb nicht lange an der Spitze der Staatsgeschäfte. Denn es kam zu einem völligen Bruche zwischen der Regierung und dem Abgeordnetenhause. Der König, der mit seinem soldatischen Sinne die genaueste Kenntniß der Militäreinrichtungen Preußens und auch der Nachbarmächte verband, hegte die Ueberzeugung, daß Preußen ohne eine Neugestaltung seines Heeres nicht im Stande sein werde, bei politischen und kriegerischen Verwickelungen seine Machtstellung zu behaupten. Sofort nach seinem Regierungsantritt begann er

seine lange überdachten Pläne auszuführen. Die Armee wurde verstärkt und umgebildet, das Abgeordnetenhaus aber strich die dadurch entstehenden Mehrausgaben im Budget. Nun ernannte der König, 23. Septbr. 1862, den bisherigen Gesandten in Paris, Herrn von Bismarck-Schönhausen zum Ministerpräsidenten. Mit großen Zielen trat er in seine Laufbahn.

Daß Preußens Stellung neben Oestreich im deutschen Bunde auf die Länge nicht fortdauern könne, daß Oestreich aber niemals willig Preußen den Vorrang einräumen werde, war ihm in seiner früheren Stellung als Gesandter am Bundestage gewiß geworden. Ein Krieg, früher oder später, erschien ihm unvermeidlich. Mit Kraft und Beharrlichkeit hielt auch er an der vom Könige beschlossenen Armee-Reorganisation fest, und sie wurde von dem Kriegsminister von Roon durchgeführt. Die Opposition des Abgeordnetenhauses blieb ebenso unbeugsam auf ihrer Verweigerung der Geldmittel für die Militärreform und erklärte, als diese dennoch vollendet wurde, die Verfassung für verletzt. Das ganze Land wurde von diesem Conflicte, der unabsehbar erscheinen mußte, ergriffen und bewegt. Die Lösung kam erst mit dem Eintreten auswärtiger Verwickelungen.

d. Auch Oestreich hatte eine Reihe schwerer Kämpfe zu bestehen.

Der italienische Krieg hatte es in dem Momente überrascht, als es gerade hoffnungsvolle Anstrengungen machte, seine Finanzen zu ordnen, welche nun in Folge desselben in eine beklagenswerthe Verwirrung geriethen. Die Mißstimmung war allgemein und ihr fielen Minister Bach und später auch der erste General-Adjutant, Graf Grünne, zum Opfer. Untersuchungen wegen der schlechten Truppenverpflegung wurden eingeleitet und führten einen Proceß gegen den höchsten Militärbeamten, Feldmarschall-Lieutenant von Eynatten herbei, welcher sich selbst das Urtheil sprach, indem er sich im Gefängniß erhängte. (8. März 1860.) Bald vernahm man, daß der Director der östreichischen Creditanstalt, Richter, verhaftet sei und das Erstaunen über diese Vorgänge stieg bis zum Entsetzen, als am 23. April der berühmte Finanzminister von Bruck sich entleibte.*) — Solche Erscheinungen deuteten auf innere schwere

*) Man hielt Bruck für mitschuldig. Ein Jahr nach seinem Tode richtete Plener, sein Nachfolger, ein Schreiben an Bruck's Wittwe, in welchem seine Rechtschaffenheit und die Reinheit seiner Amtsführung bezeugt wurde. Bruck hatte in

Mängel des Staatsorganismus und richteten eine dringende Mahnung an die Regierung, besonders da sich auch in Ungarn Symptome der Aufregung zeigten, welche nicht mißverstanden werden konnten. Man suchte den drohenden Sturm durch Concessionen zu beschwören; dieselben wurden aber, wie z. B. das Patent vom 1. September 1859 zu Gunsten der ungarischen Protestanten, zurückgewiesen; man stellte nun die Comitatsverwaltung her und rief den verstärkten Reichsrath nach Wien, welcher zunächst den Credit und das Vertrauen des Volkes in die Regierung herstellen sollte. Derselbe wurde am 31. Mai 1860 in Wien eröffnet, diente aber nur dazu, um den Ungern einen glänzenden Sieg zu erfechten, welche in Verbindung mit dem czechischen Adel die Herstellung der „historisch-politischen Individualität" durchsetzten, d. h. die Autonomie Ungarns.

Oestreich, aus einer großen Zahl verschiedener Länder und Nationen bestehend, hatte bei der Entwickelung verfassungsmäßiger Zustände mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als andere Staaten. Zwei Bestrebungen standen sich hier gegenüber: die einen wollten Einheit des Reiches und seiner Gesetzgebung, die anderen Anerkennung der Individualität der einzelnen Kronländer durch provinzielle Selbstständigkeit der Verwaltung und inneren Gesetzgebung. Ein am 20. October 1860 erlassenes Verfassungspatent neigte sich der zweiten Ansicht zu: die Kronländer erhielten ihre Statuten, die allgemeinen Angelegenheiten wurden einem in Wien tagenden Reichsrathe übergeben. Diese Einrichtung befriedigte nicht und der Kaiser berief den Ritter von Schmerling in das Ministerium, worauf am 26. Februar 1861 eine Gesammtstaatsverfassung erschien. Aus dem Reichsrathe wurde ein Herrenhaus und ein Abgeordnetenhaus; die Kronländer erhielten ihre Landtage. Auch diese Verfassung erschien den einzelnen Nationalitäten nicht genügend; die Böhmen, auch die Galizier verlangten größere Selbstständigkeit, am unruhigsten aber waren die Ungarn. Sie begehrten die Wiederherstellung der früheren ungarischen Verfassung; es verletzte ihren Stolz, daß ihr Landtag unter dem Reichsrathe in Wien stehen sollte. Abgeordnete nach Wien wurden nicht gewählt, die Steuern konnten nur mit militärischer Hülfe erhoben werden, der

einer Druckschrift dem Kaiser den Weg angegeben, auf dem Oestreich zu retten sei. Deshalb war er entlassen worden und der Schmerz darüber mag die Veranlassung zu seinem Tode geworden sein.

Landtag protestirte gegen die Beschlüsse des Reichstages in Beziehung auf Ungarn. Zustände der Unfügsamkeit und Willkür rissen in Ungarn ein.

Für den Augenblick blieb die Regierung fest und fand, auf dem Wege nothwendiger Reformen fortschreitend, die energischste Unterstützung des Reichsraths und dessen Zustimmung, als sie den Pesther Landtag auflöste und ihren festen Willen erklärte, den Ungarn zwar nichts von der ihnen zugestandenen Autonomie zu nehmen, aber Recht und Ordnung wieder herzustellen.

Indeß waren die Zustände Oestreichs, namentlich seine Finanznoth derart, daß sie immer wieder zu einer vollständigen Versöhnung mit Ungarn hindrängten, um so mehr, als mit der italienischen Gefahr, welche permanent blieb, auch das Uebergewicht, welches Preußen allmählich erlangte, eine energische Belebung aller Staatskräfte zur Nothwendigkeit zu machen schien. Dies führte zu einem System- und Ministerwechsel, indem das Ministerium Schmerling dem Ministerium Belcredi Platz machte und durch Manifest vom 20. September 1865 das Februar-Patent sistirt wurde. Es ward ein neuer Versuch zu einer Vereinbarung mit Ungarn gemacht, und zwar (Februar 1866) unter persönlicher Theilnahme des Kaisers, welcher zu dem Zwecke selbst nach Ungarn ging.

e. Die Westmächte, England und Frankreich verharrten im ganzen und großen an ihrer bisherigen Gemeinsamkeit, obwohl in manchen recht wichtigen Angelegenheiten jedes nur den Zielen seiner eigenen Politik folgte. Die rasche Bildung eines Königreichs Italien wurde von England gern gesehen und baldigst anerkannt, während es für den Kaiser Napoleon, welcher nur einen italienischen Staatenbund beabsichtigte, mehr war, als er wollte und wünschte. Bei der Unternehmung gegen China und der Eroberung von Peking, 1860, waren Frankreich und England verbündet; bei der Expedition nach Mexico hingegen zog sich dieses bald von den französischen Plänen zurück. Als die Westmächte (und Oestreich) durch die polnische Insurrection 1863 zu Verhandlungen mit Rußland veranlaßt wurden, zeigte sich England, trotz seiner nachdrücklichen Erklärungen, weniger zum Handeln geneigt und hielt so auch den Eifer Frankreichs zurück. Dafür war Frankreich bei dem Ausbruche des dänischen Krieges weniger als England geneigt, hier vermittelnd für Dänemark einzugreifen. Napoleon III. war verstimmt gegen England, weil sein Vorschlag zu einem großen europäischen Congresse 1863 hauptsächlich an dem

Widerspruche Englands gescheitert war. Sehr wichtig aber war der 1860 zwischen England und Frankreich abgeschlossene Handelsvertrag, der sich auch bald für die Handelsverbindungen des deutschen Zollvereins sehr förderlich erwies.

Ganz England betrauerte mit der Königin den Verlust des Prinz-Gemahls, welcher am 14. December 1861 starb. Sein Sinnen und sein Handeln war redlich und einsichtsvoll dem Lande seiner zweiten Heimath zugewendet gewesen. Im October 1865 starb in hohen Jahren aber vom Alter ungebeugt der berühmte Staatsmann Palmerston. In Irland, dessen eingeborene katholische Bevölkerung nicht aufhörte, den eingewanderten meist protestantischen Engländern feindselig gesinnt zu sein, hatte sich eine geheime Gesellschaft gebildet und rasch über das Land, auch nach Amerika hin verbreitet. Sie nannten sich Feniers, angeblich von einem phönizischen Könige Fenius, der in unvordenklichen Zeiten nach Irland gekommen sein sollte. Der Zweck der Verbindung war Losreißung Irlands von England. Die Regierung schritt 1865 mit großer Energie gegen dieses Geheimwesen ein.

f. Von den übrigen Staaten Europas erwähnen wir noch folgende: In Schweden folgte nach dem Tode Oskar I. (1844 bis 1859) sein Sohn Karl XV. Auch dieses Land hat im Jahre 1865 seine bisherige ständische Verfassung gegen eine neue constitutionelle Verfassung vertauscht.

In Griechenland trat in Folge einer Revolution ein abermaliger Thronwechsel ein. Im October 1862, als König Otto auf einer Rundreise begriffen war, brachen an verschiedenen Orten und endlich in Athen Aufstände aus und es bildete sich hier eine provisorische Regierung, welche die Thronentsetzung Otto's I. aussprach. Der König wollte seine Krone vertheidigen, gab aber auf den Rath der bei ihm beglaubigten Gesandten den Gedanken des Widerstandes auf und ging auf einem englischen Schiffe nach Triest. Ohne die Bestimmung der Verfassung zu achten, welche nach Ableben des kinderlosen Königs dessen jüngern Bruder Adalbert von Baiern zum Thron berief, boten die Griechen ihre schon sehr in Mißcredit gekommene Krone erst dem Prinzen Alfred von England an, welcher sie ablehnte; auch von dem Herzog von Leuchtenberg war die Rede. Dieser sowie andere Fürsten lehnten ab. Endlich wurde der zweite Sohn des Prinzen Christian von Glücksburg, der bald darauf den dänischen Thron bestieg, zu Annahme der Krone bewogen und als Georg I.

anerkannt (Juni 1863), nachdem England in die Vereinigung der ionischen Inseln mit Griechenland gewilligt hatte. Am 30. October hielt König Georg seinen Einzug in Athen und wurde mit großem Jubel empfangen. Aber der unter den Griechen eingewurzelte Parteigeist dauerte auch unter der neuen Regierung fort.

In Portugal starb 1853 die Königin Maria da Gloria. Ihr folgte Petro V., bis 1855 unter der Vormundschaft seines Vaters. 1858 vermählte sich der König mit Stephanie von Hohenzollern-Sigmaringen, welche ihm aber schon 1859 durch den Tod entrissen wurde. Auch der König, der sich durch Einfachheit, Thätigkeit und Unerschrockenheit das Vertrauen seines Volkes erworben hatte, starb schon am 11. November 1861. Sein Nachfolger, Luis I., gerieth bald in Differenzen mit dem Papste, weil dieser die katholische Geistlichkeit zu strengerer Beobachtung ihrer kirchlichen Rechte aufforderte, aber der König wehrte ohne Scheu die kirchlichen Uebergriffe ab und gewährte den Protestanten und auch den Juden religiöse Duldung. Er hat sich 1862 mit Pia, einer Tochter Victor Emanuels von Italien, vermählt.

Spanien war unter der Regierung der Königin Isabella II. bei seiner abgesonderten Lage an den Ereignissen und Bewegungen im übrigen Europa wenig oder gar nicht betheiligt. Dieses zerrüttete und in der Culturentwickelung zurückgebliebene Land wurde durch unaufhörliche Parteikämpfe beunruhigt, in denen die Generale Espartero, O'Donnell und Narvaez die Hauptrolle spielten. Durch einen Aufstand 1854 war die Königin Mutter, Christine, genöthigt worden, das Land zu verlassen. Espartero ergriff die Zügel der Regierung, wurde aber nach zwei Jahren wieder gestürzt und O'Donnell trat an die Spitze des Ministeriums. Unter seiner Führung gab ein Krieg mit Marokko dem spanischen Volke Gelegenheit, seinen Kriegsruhm zu erneuern.

Die Riffpiraten und ein Stamm der Kabylen, welche unter Oberherrschaft des Sultans von Marokko stehen, hatten im August 1859 die kleine spanische Besatzung in Ceuta, gegenüber von Gibraltar, überfallen und gemißhandelt. Der Sultan verweigerte die geforderte Entschädigung und Garantie gegen die Wiederholung ähnlicher Unbilden. Die spanische Regierung erklärte den Krieg, was von der Nation mit Begeisterung aufgenommen wurde. Ueberall zeigte sich die bereiteste Opferwilligkeit; die baskischen Provinzen stellten auf eigne Kosten ein Corps von 3000 Mann.

Der Krieg wurde von O'Donnell siegreich geführt; er eroberte

Tetuan (woher er den Herzogstitel führte) und nöthigte durch wiederholte Siege den Sultan Sidi Mohamed, im April 1860 Frieden zu machen und an Spanien, außer Ueberlassung eines kleinen Landgebiets, 20 Mill. Piaster Kriegsentschädigung zu zahlen.

Zu dieser Zeit des eben beendigten Krieges mit Marokko machte der spanische Kronprätendent Graf Montemolin den Versuch, Spanien noch einmal in Bürgerkrieg zu verwickeln. General Ortega, Commandant der balearischen Inseln, von dem Prätendenten gewonnen, landete mit 3000 Mann, mit dem Grafen Carlos und dessen Bruder Fernando, so wie auch mit dem berühmten Cabrera auf englischen Schiffen bei Tortosa, 1. April 1860. Indessen scheiterte der Versuch vollkommen. Die Truppen, sobald sie erfuhren, zu welchem Zweck man sie mißbrauchen wollte, empörten sich gegen Ortega und nahmen die Prinzen gefangen. Ersterer ward kriegsrechtlich erschossen, die beiden Prinzen zwar bald wieder freigelassen, jedoch nicht eher, bevor sie schriftlich dem spanischen Thron entsagt hatten. Kaum waren sie frei, so nahmen sie ihre Entsagung zurück. Beide sind nicht lange darauf (Januar 1861) in Triest, wohin sie sich zurückgezogen hatten, gestorben. Seitdem hat Don Juan, der letzte Sohn des Don Carlos, welcher sich dem Aufstandsversuche der beiden Brüder nicht angeschlossen hatte, seine Ansprüche auf den spanischen Thron in mehreren Manifesten öffentlich kundgegeben.

Das Verhalten Spaniens gegen einige seiner ehemaligen Colonien in Amerika deutete an, daß die Absicht einer Zurückerwerbung eines Theiles jener früheren Besitzungen nicht aufgegeben ist. Von Spaniens Betheiligung am Anfange der Expedition nach Mexico, auch von der vorübergehenden Vereinigung der dominicanischen Republik mit der spanischen Monarchie ist bereits in Abschnitt 148 die Rede gewesen. Hier ist noch zu erwähnen, daß Spanien wegen seiner Besitznahme der an der peruanischen Küste liegenden Chincha- oder Guano-Inseln (1863) mit den südamerikanischen Republiken Peru und Chile 1865 in Krieg gerieth, in welchem einige Seegefechte zum Nachtheil der spanischen Flotte ausfielen, wofür diese sich durch ein barbarisches Bombardement auf die wehrlose Stadt Valparaiso rächten, 31. März 1866.

153. Der deutsch-dänische Krieg.

Wir haben in dem Verlauf unserer Erzählung wiederholt auf die Beschwerden hingewiesen, zu welchen das dänische Regiment den Herzogthümern Holstein und Schleswig Veranlassung gab, Beschwerden, welche bereits 1848 zu einem Kriege geführt hatten, dessen Resultate aber wieder verloren gegangen waren. Seitdem war eine neue Thronfolgeordnung in Dänemark und den Herzogthümern eingeführt worden. Es war nämlich durch das Warschauer Protokoll vom 5. Juni 1851 und durch den Londoner Tractat vom 8. Mai 1852 dem Prinzen Christian von Sonderburg-Glücksburg, der durch die Verzichtleistung der nächstberechtigten (hessischen) Linie zum Thronfolger in Dänemark bestimmt war, auch der dereinstige Anfall der Herrschaft in den Herzogthümern Schleswig-Holstein zugesichert worden, um die „Integrität der dänischen Monarchie" zu bewahren. In Folge dieses Abkommens, welchem übrigens der deutsche Bund nicht beigetreten war, wurde für das Königreich Dänemark eine neue Thronfolgeordnung festgestellt, welche indeß den Ständen der Herzogthümer nicht zur Genehmigung vorgelegt ward, obwohl der Herzog von Augustenburg auf seine Ansprüche gegen Entschädigung verzichtete. Dieses Abkommen war für die Herzogthümer, namentlich aber für Schleswig unheilbringend, weil Dänemark hier auf die gewaltthätigste Weise zu danisiren versuchte, ohne daß es sich an die Verpflichtungen erinnerte, welche es Preußen und Oestreich gegenüber bei der Pacification übernommen hatte. Vielmehr ward eine neue Gewaltthat an den Herzogthümern durch Aufdrängung einer „Gesammtstaats-Verfassung" (1855) begangen, ohne daß auf die Proteste der Stände (in deren Namen Scheel-Plessen 1856 energisch auftrat) Rücksicht genommen ward. Zwar machten die deutschen Großmächte und auch der Bundestag wiederholt Versuche, den Herzogthümern zu ihrem Rechte zu verhelfen; aber die Schlauheit der dänischen Politik machte alle diese Versuche zu Schanden. Erst als der Bundestag (1858) mit Execution drohte, wurde die Reichsverfassung nebst dem darauf bezüglichen Theile der Sonderverfassung für Holstein und Lauenburg außer Wirksamkeit gesetzt, dabei aber erklärt, „daß die gedachte Verfassung für die nicht zum deutschen Bunde gehörigen Landestheile in ungeschwächter Kraft zu bestehen fortfahre und daß die Minister für das Auswärtige, so wie für Krieg, Marine und Finanzen auch in

Betracht Holsteins nur dem König verantwortlich wären". Damit ward die Incorporation **Schleswigs** vollzogen. Daher verweigerten die holsteinschen Stände mit Berufung auf die von Alters her bestehende Zusammengehörigkeit der beiden Herzogthümer die Annahme dieses Abkommens; auch der Bundestag nahm sich des alten Rechts der Herzogthümer auf Zusammengehörigkeit an („up ewig ungedeelt"), das Kopenhagner Cabinet aber erließ (30. März 1863) eine Bekanntmachung, durch welche die Vereinigung Schleswigs mit Dänemark unter einer Verfassung ausgesprochen und die Rechte der holsteinschen Stände auf das geringste Maß hinabgedrückt wurden. Der dem Reichsrath in Kopenhagen vorgelegte und von demselben mit geringen Abänderungen angenommene Entwurf einer neuen Verfassung vollendete den **Eiderstaat**, indem er Schleswig in allen wesentlichen Dingen dem Königreiche einverleibte. Da beschloß der Bundestag die längst angedrohte Execution auszuführen. Inzwischen aber starb Friedrich VII. (15. Nov. 1863), der letzte von dem Mannesstamm der seit 300 Jahren in Dänemark und in den Herzogthümern zugleich regierenden Linie des oldenburgischen Hauses, und der sog. Protokollkönig bestieg als **Christian** IX. den Thron, während der Erbprinz von Augustenburg unter dem Namen Friedrich VIII. mittels einer Proclamation vom 16. Nov. 1863 Besitz von Schleswig-Holstein zu nehmen gedachte.

Da Christian die revidirte Verfassung annahm, so versetzte er sich in die Lage seines Vorgängers dem Bundestage gegenüber, welcher durch Ausschließung des dänischen Gesandten von seinen Sitzungen und Berathungen zu erkennen gab, daß er das Recht der Vertretung für Holstein und Lauenburg, und mithin die Erbfrage in den Herzogthümern für eine offene Frage ansehe. Auch beschloß er auf Andrängen Oestreichs und Preußens, die Execution in Ausführung zu bringen, mit welcher Sachsen und Hannover beauftragt wurden. Noch im December rückten die Executionstruppen unter dem Oberbefehl des sächsischen G.-L. **von Hake** in Holstein ein, während Oestreicher und Preußen, als Reserve, Hamburg und Lübeck besetzten. Die Dänen räumten das Land südwärts der Eider und des Eiderkanals, selbst Rendsburg, und die beiden Bundescommissare, welche den Bundestruppen folgten, übernahmen mit Anfang des Jahres 1864 die Verwaltung des Landes, in welchem sich sogleich eine umfassende Agitation zu Gunsten des Erbprinzen von Augustenburg geltend machte, der auch von einigen

deutschen Fürsten bereits als Herzog anerkannt worden war. Inzwischen blieben die Dänen trotzig an der Eider stehen, vertrauend auf die Hülfe Schwedens, Englands und Frankreichs. Vielleicht mochten sie auch glauben, daß es Preußen und Oestreich mit ihrer drohenden Haltung nicht Ernst sei; aber in dieser Meinung sollten sie sich bald auf das gründlichste getäuscht finden. Der klugen und energischen Politik des Herrn von Bismarck war es gelungen, eine Verständigung mit Oestreich herbeizuführen, und diesen Mächten gegenüber wollten weder England, noch Frankreich, noch Schweden Dänemarks wegen einen Krieg beginnen. Oestreich und Preußen verlangten die Aufhebung der Novemberverfassung, die den Vereinbarungen von 1851 und 1852, sowie dem Londoner Abkommen widerspreche, und als Christian IX. unter dem Druck des Kopenhagner Pöbels diesem Verlangen nicht entsprach, erklärten sie, daß sie den Londoner Vertrag nicht mehr als bindend ansehen könnten und daß sie Schleswig besetzen würden. Ohne sich an den Protest des Bundestags gegen so eigenmächtiges Vorschreiten, noch an die Noten des englischen Ministers, Lord Russel, zu kehren, rückte das vereinigte preußisch-östreichische Heer unter Anführung des Feldmarschalls von Wrangel im Januar 1864 in Holstein ein. Der Durchmarsch durch Holstein wurde nicht behindert. Die preußische Armee unter Führung des Prinzen Friedrich Karl brannte vor Verlangen nach kriegerischen Lorbeeren und die östreichische unter General von Gablenz gedachte im Vertrauen auf ihre Kriegsgeübtheit, es ihren neuen Waffenbrüdern zuvor zu thun. Als daher die Preußen im Februar über Kiel und Eckernförde unter fortwährenden Gefechten bis Missunde vorrückten und den Uebergang über die Schley erzwangen, die Oestreicher aber über Rendsburg nordwärts marschirten und nach den hartnäckigen Treffen bei Lottorf, Obersec u. s. w. sich dem Danewerke näherten, das im Süden der Stadt Schleswig sich in großer Ausdehnung von Westen nach Osten hinzog, getraute sich der dänische General de Meza nicht, die umfangreichen Verschanzungen zu behaupten, und fürchtete, daß ihm die Preußen den Rückzug abschneiden könnten. Es wurde daher in einem in der Nacht vom 5. zum 6. Februar gehaltenen Kriegsrath beschlossen, die Danewerke zu räumen, sowie ganz Schleswig, und sich nach Alsen und in die Düppeler Schanzen zurück zu ziehen, wohin Christian IX., welcher mit seinem Minister, Bischof Monrad, einige Tage vorher bei dem Heere verweilt hatte, vorausgegangen war. Der Beschluß wurde

schleunigst ausgeführt: schon am 6. konnte Wrangel, begleitet von dem Kronprinzen von Preußen, sein Hauptquartier in Schleswig aufschlagen. Nun begann die Verfolgung. Die Oestreicher setzten dem Feinde auf dem geraden Wege nach, während die Preußen unter Prinz Friedrich Karl von Kappeln aus über Sterup auf Flensburg los rückten, um wo möglich die Dänen abzuschneiden, und General von der Mülbe weiter westwärts die nördliche Richtung einschlug. Die Dänen aber hatten einen Vorsprung erlangt und konnten nur noch von den Husaren des östreichischen Vortrabes bei Oebersee erreicht werden, wo es zu einem für letztere glänzenden Gefecht kam. Am 7. Februar wurde Flensburg ohne Widerstand besetzt, nachdem die dänische Armee theils im Sundewitt, hinter den Düppeler Schanzen, eine feste Stellung eingenommen, theils ihren Rückzug auf Fridericia fortgesetzt hatte. Diese ersten Resultate des Krieges riefen in Kopenhagen eine stürmische Aufregung hervor, welche der König nur dadurch beschwichtigen konnte, daß er de Meza des Oberbefehls entsetzte. In Schleswig wurden die Alliirten als Befreier begrüßt und der lang unterdrückte Haß gegen das dänische Joch schlug in hellen Flammen aus (der Löwe auf dem Felde von Idstedt). Indeß hatte Wrangel beschlossen, gleichzeitig zwei Operationen auszuführen. Friedrich Karl sollte mit den Preußen gegen die Düppeler Schanzen vorrücken und die Oestreicher in Verbindung mit einer Abtheilung preußischer Garde ganz Schleswig bis zur Königsau besetzen. Beide Bewegungen wurden sofort ausgeführt. Die Oestreicher rückten fast unangefochten vor, die Preußen unter General von der Mülbe besetzten Kolding, die erste Stadt auf jütischem Boden; Prinz Friedrich Karl aber nahm sein Hauptquartier in Grevenstein. Die Besetzung Koldings rief in London großen Lärm hervor und auch in Wien war man wohl mit der Ueberschreitung der jütischen Grenze nicht sofort einverstanden; doch verständigte man sich über den weiteren Kriegsplan. Gablenz drang nach dem siegreichen Treffen bei Veile nach Horsens und die Preußen gingen auf Fridericia los, dessen Einschließung aber den Oestreichern überlassen ward. Inzwischen hatte sich ein gewaltiger Angriffs- und Vertheidigungskampf um die Düppeler Schanzen entsponnen, in welchem die Preußen, Offiziere wie Soldaten, nach langer Friedenszeit eben so sehr durch standhafte Ertragung der furchtbaren Mühen und Beschwerden eines Winterfeldzuges, wie durch Bravour den alten Waffenruhm erneuerten. Gleichzeitig ge-

lang es der jungen preußischen Marine unter Admiral Jachmann auf der Höhe von Rügen (17. März) sich der Landarmee ebenbürtig zu zeigen, welche jetzt Anstalt machte, zum Sturm gegen die Schanzen vorzuschreiten. Schon am 15. März hatten die Strandbatterien vom Alsen-Sund den „Rolf Krake“ und ein anderes dänisches Schiff in die Flucht gejagt und die Stadt Sonderburg auf Alsen beschossen. Zwei Tage später ward die feste Stellung von Rackebüll und West-Düppel genommen und am 28. März der Hauptangriff eröffnet, welcher drei Wochen lang währte. Der 18. April ward zum Sturm bestimmt und so groß war der kriegerische Wetteifer der Preußen, daß jeder Truppenkörper die Ehre beanspruchte, an die Spitze der Sturm-Colonne gestellt zu werden. Das Loos mußte entscheiden. Es war ein furchtbarer Tag, welcher den Preußen 1200 Tapfere, darunter 70 Offiziere kostete, aber auch einen vollständigen Erfolg brachte. In Zeit von wenigen Stunden waren alle Schanzen erstürmt und die Dänen nach Alsen zurückgeworfen. Ganz Deutschland jubelte ob dieser Waffenthat und die Glorie des preußischen Namens ward in ganz Europa anerkannt. Die Dänen aber gaben jetzt das Festland preis; sie zogen heimlich aus Fridericia fort und retteten die ihnen noch gebliebene Armee nach den Inseln. Die Diplomatie glaubte jetzt, daß der Zeitpunkt gekommen sei, dem Kriege ein Ende zu machen und Herr von Bismarck willigte ein, in Unterhandlungen zu treten. Bevor es jedoch zur Eröffnung der Londoner Conferenzen kam, erlitt die östreichische Marine in einem Seetreffen bei Helgoland (9. April) einigen Schaden, der den Dänen genügte, um mit einem Seesiege zu prahlen.

Die Londoner Conferenz sollte „dem Norden Europas die Segnungen des Friedens wiederbringen“ und begann unter dem Schutze eines erst auf vier Wochen abgeschlossenen und dann noch um 14 Tage verlängerten Waffenstillstandes. Aber unter den Bevollmächtigten, zu welchen auch ein Gesandter des deutschen Bundes, in Person des sächsischen Ministers v. Beust zugezogen worden war, zeigte sich von vorn herein eine so große Verschiedenheit der Auffassungen, daß an ein glückliches Resultat schwer zu denken war. Oestreich und Preußen wollten von dem Londoner Vertrage nichts mehr wissen; sie verlangten jetzt die völlige Trennung der Herzogthümer von Dänemark, und der deutsche Bund schloß sich ihnen an. England schlug eine Theilung Schleswigs vor, so daß Dänemark das Land nördlich von der Schley behalten

sollte, Frankreich dagegen eine Theilung Schleswigs nach der Sprachgrenze; Dänemark aber wollte gar nichts preisgeben. Die Conferenz ging daher resultatlos auseinander und der Krieg begann aufs neue und nahm rasch eine entscheidende Wendung. Schon in der Nacht vom 28. zum 29. Juni erfolgte der Uebergang und Angriff auf Alsen, eine Waffenthat, die in der Kriegsgeschichte ohne Beispiel ist. In aller Stille setzten die Truppen gegenüber von Arnkiels Oere auf zahlreichen Booten über den Alsener Sund, stiegen, während die Dänen aus Batterien und Schützengräben ein heftiges Feuer eröffneten, an den Strand und rückten auf Ulkebüll vor, wo General Steinmann die dänischen Streitkräfte an sich gezogen hatte. Bald folgten neue Streitkräfte, wenig gehindert durch den „Rolf Krake“, welcher durch die preußischen Strandbatterien in respectvoller Ferne gehalten ward, und trieben die Dänen, welche das Städtchen Sonderburg in Brand gesteckt hatten, vor sich her. Sie zogen sich nach Horup Haff zurück und setzten sich in der stark befestigten Halbinsel Kekenis fest. Aber schon in der nächsten Nacht und am folgenden Tage retteten sie sich auf Kanonenbooten nach der Insel Fühnen und ließen die Preußen im Besitz der ganzen Insel Alsen.

Die Dänen hatten bei dieser Affaire 4000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, auch viele Geschütze und große Magazine verloren. Eben so unglücklich erging es ihnen in Jütland. Als der dänische General v. Hegermann-Lindencron, welcher Nordjütland vertheidigen sollte, den Fall von Alsen erfuhr, wartete er das Anrücken der Alliirten nicht erst ab, sondern schiffte sich in Frederikshafen nach Seeland ein, das feste Land preisgebend, bis an dessen nördlichste Spitze, Skagen, die Preußen vorrückten, indeß die Oestreicher über den Lymfjord setzten und von der Insel Moers Besitz nahmen. Der Oresund, welcher seit Kaiser Otto's Zeit keinen deutschen Krieger mehr gesehen, erblickte die Fahnen Oestreichs, dessen Schiffe nun auch die Inseln Föhr, Sylt u. a. in Besitz nahmen, wobei der wegen seines Hasses gegen die Deutschen bekannte Seecapitain Hammer (genannt der „Tyrann von Sylt“) gefangen ward. Jetzt war der Starrsinn der Dänen gebrochen und Christian IX. schickte sich an, durch directe Unterhandlungen mit Oestreich und Preußen den Frieden zu erlangen.

Das Ministerium Monrad ward entlassen, ein Waffenstillstand am 20. Juli geschlossen und die Bevollmächtigten der drei kriegführenden Mächte traten in Wien zur Unterhandlung zusammen.

Sie brachten endlich den Wiener Frieden vom 30. October zu Stande, in Folge dessen der König von Dänemark die drei Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an die Souveräne von Oestreich und Preußen abtrat. Der deutsche Bund war zu diesen Friedensunterhandlungen nicht zugezogen worden, da er auch am Kriege nicht hatte Theil nehmen wollen, und nachdem der Frieden abgeschlossen war, drang Preußen, welches schon während der Friedensverhandlungen durch sein Einrücken in Rendsburg die Bundestruppen zum Abmarsch veranlaßt hatte, darauf, daß dieselben Holstein gänzlich räumten. Der Bund fügte sich und Preußen und Oestreich nahmen jetzt die Herzogthümer in gemeinsame Verwaltung. Dies führte mancherlei Mißhelligkeiten mit sich, zu deren Beseitigung die Convention von Gastein geschlossen ward (14. August 1865). Durch diese ward Holstein, unter Reservirung mehrerer Rechte von militärisch-politischer Wichtigkeit für Preußen, an Oestreich, Schleswig an Preußen zu gesonderter Verwaltung überlassen, während Lauenburg gegen eine Geldentschädigung definitiv an Preußen abgetreten wurde. Herr von Bismarck, welcher aller Welt unerwartet und unter den bittersten Anfeindungen, nicht nur der Gegner Preußens, sondern auch der eigenen Landesvertretung, die Sache zu diesem für die Ehre und das Ansehen Preußens so glücklichen Ausgang geführt hatte, wurde jetzt in den Grafenstand erhoben, Generallieutenant v. Manteuffel aber zum Gouverneur von Schleswig ernannt, während Frhr. von Gablenz als Statthalter von Holstein eingesetzt ward. — Für Preußen gewann dieser Krieg eine entscheidende Wichtigkeit. Es hatte glänzende militärische und diplomatische Erfolge errungen; die Tüchtigkeit seines Heeres und die Zuverlässigkeit seiner Heereseinrichtungen hatten sich bewährt. Mit Vertrauen und Zuversicht konnte die Regierung nun ihre Stellung in der Lösung der deutschen Verhältnisse nehmen.

154. Der preußisch-östreichische Krieg.

Obwohl jedermann das Gasteiner Abkommen nur als einen vorübergehenden Zustand ansah, so fürchtete man doch nicht, daß die preußisch-östreichische Waffenbrüderschaft sobald in Feindschaft übergehen und einen Krieg herbeiführen werde, welcher eine vollständige Neugestaltung Deutschlands zur Folge haben würde.

Man hoffte, Oestreich würde, in der Erkenntniß, daß es keine directen Interessen in den Herzogthümern zu verfolgen habe und daß ihm der dauernde Besitz Holsteins nur zur Last werden müsse, schließlich in Betreff ihrer zu einem ähnlichen Arrangement, wie bei der Abtretung Lauenburgs, sich entschließen.

Aber man täuschte sich. Alle Einsicht, welche man aus den Erfahrungen des gemeinschaftlichen Handelns schöpfen konnte, scheiterte an dem Widerstande der östreichischen Politik, welche in einer solchen Ausdehnung Preußens eine Beeinträchtigung Oestreichs erblicken wollte. So lagen denn allerdings in der gemeinsamen Action die Keime der Zwietracht und je deutlicher es erschien, daß Preußen die Herzogthümer in seine Machtsphäre hereinziehen werde, desto eifriger das Bemühen Oestreichs, diesen Erfolg zu vereiteln.

Um dies Ziel zu erreichen, nahm Oestreich wieder die alte Bundespolitik auf, indem es sich den Mittelstaaten näherte, mit deren Hülfe es Preußen durch Bundes-Majoritäts-Beschlüsse zu binden gedachte; ebenso begünstigte es die Bemühungen der augustenburgischen Partei, welche noch immer darauf hoffte, daß der Erbprinz von Augustenburg die Herzogthümer erhalten werde. Endlich ging Frhr. von Gablenz so weit, daß er die holsteinischen Stände einberief, was natürlich zur Folge haben sollte, daß der Erbprinz von Augustenburg als Herzog von Holstein ausgerufen würde. In dieser Berufung sah Preußen einen Majestätsact, dessen einseitige Ausübung dem Gasteiner Vertrage zuwiderlief, welcher die Souveränität über beide Herzogthümer im Mitbesitz Preußens und Oestreichs belassen hatte. Da der eingelegte Protest keine Wirkung hatte, vielmehr die Stände wirklich zusammentraten (Anfang Juni), erklärte Preußen, daß die Convention von Gastein gebrochen sei und dem zu Folge die Bestimmungen des Wiener Friedens wieder auflebten, nach welchen die Herzogthümer in den factischen Mitbesitz Preußens und Oestreichs zurückfielen. Am 7. Juni 1866 rückten preußische Truppen unter General v. Flies in Holstein ein, die Oestreicher aber, obwohl ihnen überlassen ward, ihrerseits nun auch in Schleswig einzurücken, zogen sich unter Protest zurück, und zwar zunächst nach Altona. Dies der äußere Anlaß des Krieges, in welchem wir aber, wie bei vielen andern Kriegen, nur die Veranlassung zum Ausbruch zu suchen haben, während die wahren, längst vorhandenen Ursachen darin lagen, daß Preußen, wenn es in seiner eigenen Entwickelung und in seinem deutschen Berufe nicht unaufhörlich gehemmt sein wollte,

sich mit Oestreich über die beiderseitige Stellung zu Deutschland auseinandersetzen mußte. Da dies auf friedlichem Wege nicht möglich erschien, mußten die Waffen entscheiden.

Die Schritte, welche Oestreich jetzt unternahm und bei welchen es von dem sächsischen Minister v. Beust auf das leidenschaftlichste unterstützt ward, zeigten bald, welchem Ziele man zustrebte. In Preußen erkannte man bald die volle Bedeutung der Lage, und obwohl König Wilhelm, seiner eigenen, oft wiederholten Versicherung nach, alles aufbot, um den Frieden zu erhalten, versäumte man doch nichts, um den Krieg, wenn er ausbräche, mit Erfolg führen zu können. Man begnügte sich auch nicht mit militärischen Rüstungen; man berief sich auf das deutsche Nationalgefühl, und da Oestreich mittels des in der allgemeinen Meinung längst gerichteten Bundes über Preußen obzusiegen dachte, trat Graf Bismarck mit einem neuen Bundesreformplane hervor, auf Grund dessen fortan Preußen die militärische Führung Norddeutschlands übernehmen, Oestreich mit Baiern im Süden vorherrschen, das deutsche Volk aber durch ein von ihm erwähltes Parlament vertreten werden sollte. — Inzwischen setzte Oestreich seine Rüstungen fort und nöthigte dadurch den König von Preußen, auch seinerseits die Mobilmachung der preußischen Armee anzuordnen (Anfang Mai). Vergeblich versuchte Kaiser Napoleon, von England und Rußland unterstützt, zwischen den beiden Rivalen zu vermitteln; sein Versuch scheiterte an dem Widerstreben Oestreichs, welches seinen Eintritt in die vorgeschlagene Conferenz von Vorbedingungen abhängig machte, deren Zugeständniß die Conferenz gegenstandslos gemacht hätte. Es beharrte nämlich darauf, daß kein Beschluß gefaßt werde, durch welchen eine der Conferenz-Mächte eine Vergrößerung erhielte und daß die venetianische Frage von dem Conferenz-Programm gestrichen werde. — So blieb denn die Waffenentscheidung allein noch übrig und Preußen, zum Kriege gedrängt, bewies jetzt, daß es denselben nicht aus Mangel an Selbstvertrauen habe vermeiden wollen. Vorher schon waren auch Unterhandlungen mit Italien eingeleitet worden, welche zu einer Allianz Preußens und Italiens für den Fall eines Krieges mit Oestreich geführt hatten.

Schlag auf Schlag folgten sich die letzten Schachzüge der Diplomatie, um dem letzten Beweisgrunde der Herrscher (ultima ratio regum), den Kanonen, freies Feld zu geben.

Oestreich brachte nach dem Einmarsch der Preußen in Hol-

stein diese Sache in der Bundestagssitzung vom 11. Juni zur Sprache und verlangte die Intervention des Bundes und als Vorbereitung dazu die schleunige Mobilmachung aller nicht zur preußischen Armee gehörigen Bundesarmee-Corps. Vergeblich protestirte der preußische Gesandte gegen diesen dem Bundesrecht zuwiderlaufenden Antrag; der in seinen Entschließungen sonst so schwerfällige Bundestag fand sich diesmal, von seinem Haß gegen Preußen und der Begierde, es zu demüthigen, gestachelt, schon am 14. in der Lage, den östreichischen Antrag anzunehmen. Sofort erklärte der preußische Gesandte, von Savigny, im Namen und auf Befehl des Königs: „daß Preußen den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen und deshalb für nicht verbindlich ansehe, denselben vielmehr als erloschen betrachte und behandeln werde.“ Zugleich legte er die „Grundzüge einer neuen, den Zeitverhältnissen entsprechenden Einigung“, von welcher Oestreich gänzlich ausgeschlossen sein sollte, auf die Tafel der Versammlung und erklärte die Bereitwilligkeit seiner Regierung, „auf den alten, durch eine solche Reform modificirten Grundlagen einen neuen Bund mit denjenigen Regierungen“ zu schließen, welche sich jetzt auf seine Seite stellen wollten. Hierauf verließ der Gesandte den Sitzungssaal. Der Krieg war so gut wie erklärt.

Sofort nach diesem Vorgange bot Preußen den Regierungen von Sachsen, Hannover, Kurhessen und Nassau die Hand zu einem Bündnisse. Es wurde eine Entscheidungsfrist von 24 Stunden gegeben. Als die Antworten ablehnend lauteten, rückte am 16. die Armee des Prinzen Friedrich Karl von der Niederlausitz her und General Herwarth von Bittenfeld von der Provinz Sachsen aus in das Königreich Sachsen ein, ohne auf Widerstand zu stoßen, da sich die sächsische Armee mit dem König eiligst nach Böhmen zurückzog. An demselben Tage drang General von Beyer in Kurhessen ein, gleichfalls ohne auf Widerstand zu stoßen; der Kurfürst aber, welcher Wilhelmshöhe nicht verlassen hatte, wurde als Kriegsgefangener nach Stettin geführt. In Hannover, wo gleichfalls am 16. die Truppen des Generals v. Manteuffel, welchem sich später das Corps des Generals Vogel v. Falkenstein anschloß, eingerückt waren, ging es nicht so glatt ab, weil die hannöversche Armee nicht eben so Zeit zum Abmarsch und zu ihrer Vereinigung mit der Reichsarmee gefunden hatte. Diese Truppen (13,000 Mann) hatten sich bei Göttingen concentrirt und versuchten jetzt einen Ausweg zu finden, welcher ihnen aber überall

verlegt ward. Vergeblich machte Preußen Vorschläge zu einer ehrenvollen Uebereinkunft; der König von Hannover ging auf Verhandlungen nur ein, um Zeit und Gelegenheit zu gewinnen, die Truppen aus der eisernen Umarmung heraus zu ziehen. So kam es am 28. Juni, nachdem am Tage vorher ein von General Flies mit schwachen Streitkräften tapfer, aber vereinzelt unternommener Angriff mißglückt war, zu einem blutigen Gefecht bei Langensalza, in welchem die Hannoveraner zur Capitulation gezwungen wurden. König Georg begab sich nach Wien; die Mannschaften wurden in ihre Heimath entlassen. Sachsen, Hannover und Kurhessen wurden besetzt und die Civilverwaltung von preußischen Behörden übernommen. In Italien war auf die Nachricht von dieser Eröffnung der Feindseligkeiten König Victor Emanuel mit seinem Heere gegen Venetien aufgebrochen.

So war zum Erstaunen aller Welt in einer kurzen Spanne Zeit ganz Norddeutschland in die Gewalt Preußens gekommen; ein Glück verheißender Anfang und ein unermeßlicher Vortheil für die weitere Führung des Krieges. Aber das Schwerste stand noch bevor: der Krieg mit Oestreich.

Am 18. Juni erließ König Wilhelm folgenden Aufruf: „An Mein Volk! In dem Augenblicke, wo Preußens Heer in einen entscheidenden Kampf auszieht, drängt es Mich, zu Meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der tapfern Väter zu reden, zu welchen vor einem halben Jahrhundert Mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach.

Das Vaterland ist in Gefahr.

Oestreich und ein großer Theil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen. Nur wenige Jahre sind es her, seit Ich aus freiem Entschlusse und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiser von Oestreich die Bundeshand reichte, als es galt, ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien. Aus dem gemeinschaftlich vergossenen Blute, hoffte ich, würde eine Waffenbrüderschaft erblühen, die zu fester, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhender Bundesgenossenschaft und mit ihr zu all' dem gemeinsamen Wirken führen würde, aus welchem Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Frucht hervorgehen sollte. Aber meine Hoffnung ist getäuscht worden. Oestreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten; in dem jüngern, aber kräftig sich entwickelnden Preußen will es keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern einen feindlichen Nebenbuhler

erkennen. Preußen — so meint es — muß in allen seinen Bestrebungen bekämpft werden, weil, was Preußen frommt, Oestreich schade. Die alte unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert; Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr, gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht bloß aufgerufen, sondern zum Bundesbruch verleitet; wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: Erniedrigung Preußens!

Aber in meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit preußischen Bodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaften unserer Väter zu wahren, wenn König und Volk durch die Gefahren des Vaterlandes fester als je geeint, an die Ehre desselben Gut und Blut zu setzen, für ihre höchste und heiligste Aufgabe halten.

In sorglicher Voraussicht dessen, was nun eingetreten ist, habe Ich seit Jahren es für die erste Pflicht Meines königlichen Amts halten müssen, Preußens Volk für eine starke Machtentwickelung vorzubereiten. Befriedigt und zuversichtlich wird mit Mir jeder Preuße auf die Waffenmacht blicken, welche unsere Grenzen deckt. Mit seinem König an der Spitze wird sich Preußens Volk ein wahres Volk in Waffen fühlen. Unsere Gegner täuschen sich, wenn sie wähnen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Dem Feinde gegenüber ist es einig und stark, dem Feinde gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegen stand, um demnächst in Glück und Unglück vereint zu bleiben.

Ich habe alles gethan, um Preußen die Lasten und Opfer des Krieges zu ersparen, das weiß Mein Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblicke habe Ich in Gemeinschaft mit Frankreich, England und Rußland die Wege für eine gütliche Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Oestreich hat nicht gewollt, und andere deutsche Staaten haben sich offen auf seine Seite gestellt. So sei es denn! Nicht Mein ist die Schuld, wenn Mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängniß wird erdulden müssen; aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen fechten um unsere Existenz; wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, die das Preußen des großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstoßen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, sei-

nes Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben.

Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschicke der Völker, den Lenker der Schlachten an, daß er unsere Waffen segne. Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhält und welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, die das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuern. Gott mit uns!"

Berlin, 18. Juni 1866.

gez. Wilhelm.

Dieser Aufruf, mit welchem zugleich die Anordnung eines allgemeinen Bettages für den 27. Juni verbunden war, machte einen tiefen Eindruck und brachte einen durchgreifenden Umschwung in der Stimmung des Volkes hervor, welche unter dem Einfluß des jahrelangen Zwiespaltes zwischen dem Abgeordnetenhause und der Regierung an Wärme und Freudigkeit gelitten hatte, und auch durch den überall hingedrungenen Parteizwist mehr als durch die Staatsangelegenheiten selbst beschäftigt worden war. Jetzt mußte diese Zerfahrenheit vor dem Bedürfnisse der Einigung zurücktreten, und mit der Erkenntniß der Gefahr begann auch das Verständniß eines Zusammenhanges der Durchführung der Armee-Reorganisation mit den jetzt eingetretenen Thatsachen. Jedermann begriff den vollen Ernst der Lage, und das Vaterlandsgefühl, welches in dem Parteikampfe völlig verloren gegangen schien, der preußische Nationalstolz und die Anhänglichkeit an das preußische Königshaus erwachten mit einer Kraft und Lebendigkeit, welche nicht bloß die Zuversicht auf die Armee und deren Leistungsfähigkeit in hohem Grade steigerte, sondern auch die Opferwilligkeit der Bevölkerung außer Zweifel stellte. Es ging eine stille, ernste Begeisterung durch das Volk, welche sich weniger in lauten Kundgebungen, als vielmehr in der Festigkeit und Einmüthigkeit zeigte, mit der Heer und Volk den kommenden Entscheidungen entgegentrat. Die Feinde hatten auf ein durch innern Zwiespalt geschwächtes Preußen gerechnet; sie sahen sich bald enttäuscht und zwar eben so sehr durch die Opferwilligkeit aller Stände des Volkes, wie durch den frischen Geist im Feldlager und die Energie des Kampfes. —

Oestreich hatte seine Streitkräfte in zwei große Gruppen getheilt. Während die Süd-Armee unter Erzherzog Albrecht die

Italiener zu bekämpfen hatte und diese Aufgabe, wie wir später sehen werden, glücklich löste, hatte General Benedek die Nord-Armee, welcher sich das sächsische Heer anschloß, in einer langen Linie von Oestreichisch-Schlesien über Olmütz und Pardubitz bis nach Prag hin aufgestellt, wohl mit dem anfänglichen Plane, in Schlesien einzubrechen, gleichzeitig aber mit der Hauptstärke auf Berlin zu marschiren. Das rasche Vorrücken der Preußen nach Sachsen und an die böhmische Grenze hin machten die Ausführung eines solchen Angriffsplanes unmöglich. Die preußischen Heeresmassen waren in drei Armeen aufgestellt: die 1. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl, welcher sein Hauptquartier in Görlitz hatte; die 2. Armee, von dem Kronprinzen von Preußen befehligt, in der Gegend von Neisse bis Brieg; die 3. oder die Elbarmee, deren Oberbefehl dem General Herwarth von Bittenfeld übergeben war. Als die preußische Heerführung inne wurde, daß die Oestreicher ihre Vorbereitungen noch nicht vollendet hatten, ging sie ihrerseits zum Angriff über. Prinz Friedrich Karl rückte von der Lausitz aus in Böhmen ein, während der Kronprinz von Preußen von Schlesien her Böhmen bedrohte. Die Vereinigung beider Armeen zu verhindern, war jetzt die Aufgabe Benedeks, welcher die östreichischen Streitkräfte in der Stärke von etwa 280,000 Mann um Pardubitz her concentrirte, in einer von Natur festen Stellung, deren Stärke durch Anlehnung an die Festungen Königgrätz und Josephstadt außerordentlich erhöht wurde. Aber es gelang nicht, die aus den schlesischen Gebirgspässen hervorbrechenden Preußen aufzuhalten. Am 23. Juni überschritt die Armee des Kronprinzen die böhmische Grenze; sie rückte in zwei Colonnen vor, die eine unter General Steinmetz aus der Gegend von Reinerz in der Richtung auf Nachod, die andere, bei welcher der Kronprinz selbst sich befand, vom Schweidnitzer Hochlande in der Richtung auf Trautenau. Beide Colonnen drangen, zwar unter furchtbaren Anstrengungen, aber unaufhaltsam vor. Jeder Tag brachte ein Gefecht, jedes Gefecht ward zu einem Siege der preußischen Waffen.

Den Reigen eröffnete das siegreiche Gefecht bei Nachod (27. Juni), wo die preußische Cavallerie bewies, daß der Geist von Seydlitz und Ziethen noch lebendig in ihr sei; die berühmte und hier der Zahl nach weit überlegene östreichische Reiterei mußte den tapfern preußischen Dragonern und Ulanen das Feld räumen; 2 Standarten, 3 Kanonen und 2000 Gefangene waren die Frucht

dieses ersten Sieges über das Ramming'sche Corps. Am folgenden Tage (28. Juni) erlitten die Oestreicher unter Erzherzog Leopold eine neue Niederlage bei Skalitz, wo sie, abermals an den unaufhaltsamen General Steinmetz, 2 Fahnen, 8 Geschütze und 3000 Gefangene verloren; am 29. bei Schweinschädel und Königinhof erfocht er neue Siege. Gleichzeitig war die zweite Colonne der kronprinzlichen Armee, zunächst das Bonin'sche Corps, vorgedrungen und hatte am 27. Juni ein blutiges Gefecht bei Trautenau zu bestehen gehabt, in welchem General v. Bonin, anfänglich glücklich vorrückend, sich gegen den östreichischen General v. Gablenz nicht halten konnte und zurückgehen mußte. Während der Nacht aber ließ der Kronprinz die Garde heranrücken, und diese zertrümmerte in dem siegreich erneuerten Gefecht am 28. Juni das Gablenz'sche Armeecorps. Die Oestreicher verloren außer 4—5000 Todten und Verwundeten an 5000 Gefangene nebst 3 Fahnen und 10 Geschützen. Die nächste Folge dieses und des bei Königinhof erfochtenen Sieges aber war die Vereinigung der beiden Abtheilungen der 2. Armee dicht vor den Wällen von Josephstadt, wodurch auch die Vereinigung der 1. und 2. Armee vorbereitet ward. Denn die 1. und die Elbarmee waren gleichfalls am 23. Juni über die böhmische Grenze gegangen. Herwarth von Bittenfeld traf am 26. auf den Feind und drängte ihn bei Hünerwasser zurück; auch das größere Gefecht bei Münchengrätz am 28. war für die Preußen siegreich und hatte die Vereinigung mit der 1. Armee zur Folge. Diese war über Reichenberg, anfänglich unter kleineren Scharmützeln, z. B. bei Turnau, vorgerückt, hatte am Abend des 26. in einem hartnäckigen Nachtgefecht bei Podol gesiegt und am 29. durch die Einnahme von Gitschin die Vereinigung der beiden preußischen Armeen sicher gestellt. Die Entscheidungsschlacht konnte nun nicht lange mehr ausbleiben. Sie erfolgte am 3. Juli bei Königgrätz.

Die Nachrichten von diesen Siegen hatten, wie überall, auch in der Hauptstadt selbst eine freudige, lebhaft erregte Stimmung hervorgebracht. Große Menschenmassen sammelten sich vor dem Palais, eine Adresse wurde dem Könige überreicht, und während er sie entgegennahm, stimmten die Tausende den Choral an: „Eine feste Burg ist unser Gott". Der König trat auf den Balkon, dankte bewegt und ermahnte zum Ausharren. Am 30. Juni verließ er seine Hauptstadt, um sich zur Armee zu begeben, welcher er seine nahe bevorstehende Ankunft durch folgende Proclamation ankündigte:

„Soldaten Meiner Armee! Ich begebe Mich heute zu Euch, Meinen im Felde stehenden braven Truppen, und entbiete Euch Meinen königlichen Gruß. In wenig Tagen sind durch Eure Tapferkeit und Hingebung Resultate erfochten worden, welche sich würdig anreihen an die Großthaten unserer Väter. Mit Stolz blicke Ich auf sämmtliche Abtheilungen Meines treuen Heeres und sehe den nächsten Kriegsereignissen mit freudiger Zuversicht entgegen. Zahlreiche Feinde stehen gegen uns im Kampf. Laßt uns indeß auf Gott den Herrn, den Lenker aller Schlachten, und auf unsere gerechte Sache bauen! Er wird durch Eure Tapferkeit und Ausdauer die sieggewohnten preußischen Fahnen zu neuen Siegen führen."

Berlin, den 29. Juli 1866.

Wilhelm.

Am 2. Juli traf der König, begleitet von dem Grafen Bismarck und dem Kriegsminister v. Roon in Gitschin ein und übernahm sogleich den Oberbefehl über die vereinigten drei Armeen. Bald nach der Ankunft des Monarchen war ein Kriegsrath gehalten und beschlossen worden, den durch angestrengte Märsche und heftige Gefechte ermatteten Soldaten für den 3. Juli einen Ruhetag zu geben. So lebhaft auch der Entscheidungskampf herbeigewünscht wurde, so hielt man diesen für so nahe bevorstehend noch nicht, und selbst der König ahnte in diesen Stunden nicht, daß die Schlacht am nächsten Tage geliefert werden würde. Es war angeordnet worden, daß am 3. Juli um 9 Uhr Morgens das militärische Gefolge des Königs bereit sein solle, denselben zu einer Zusammenkunft mit dem Kronprinzen zu begleiten. Auch der König, von dem Wechsel der erhebenden und der schrecklichen Eindrücke der Reise hingenommen, suchte die Ruhe einiger Stunden. Aber diese Ruhe währte nur kurze Zeit. Prinz Friedrich Karl hatte an diesem Tage zwei Officiere ausgesendet, um die Stellung und die Bewegungen der Oestreicher zu recognosciren. Sie meldeten, daß der Feind in starken Massen auf dem rechten Elbufer vor Königgrätz sich festzusetzen scheine. Sogleich sandte der Prinz diese wichtigen Nachrichten in das königliche Hauptquartier. Als um 11 Uhr Nachts der General von Voigts-Rhetz bei dem Könige eintraf, wurde der General v. Moltke zu einer Berathung berufen. Der König beschloß, dem Angriffe des Feindes zuvorzukommen, und ertheilte dem Prinzen Friedrich Karl den Befehl, am nächsten Morgen die Oestreicher an der Königgrätzer Straße anzugreifen;

die Armee des General Herwarth sollte gegen den linken feindlichen Flügel vorrücken; der Armee des Kronprinzen aber wurde aufgegeben, so schnell als möglich aufzubrechen, um die Angriffe des Prinzen Friedrich Karl zu unterstützen und dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen.

Gegen Mitternacht begann dieser Kriegsrath und um 2 Uhr früh am 3. waren die nöthigen Befehle nach allen Seiten hin abgesendet. Der Flügeladjutant, Graf Finckenstein, erhielt den Auftrag, der zweiten Armee bei Königinhof den Befehl zum sofortigen Vormarsch zu bringen. Da er bei der Wichtigkeit seines Austrages nicht warten konnte, bis die zu seiner Begleitung bestimmten vier Reiter der Stabswache aus den entfernten Quartieren herbeigeholt waren, ritt er allein, nur von einem Reitknechte begleitet, in die dunkle Regennacht hinaus und legte den fünf Meilen langen Weg nach Königinhof, ohne die Gegend zu kennen, auf Landwegen, sich von Dorf zu Dorf fragend, in so kurzer Zeit zurück, daß er bald nach 4 Uhr den Befehl überbringen konnte. Der König hatte nur die Zeit von 2 bis halb 5 Uhr, um zu ruhen, wenn überhaupt unmittelbar vor einer solchen Entscheidung, an der das Schicksal Preußens, seiner Krone und seines Volkes hing, an Ruhe gedacht werden kann. Präcise um 5 Uhr erfolgte die Abfahrt von Gitschin. Die Fahrt bis zum Dorfe Dub, noch eine Meile hinter Horzitz, wurde in 2½ Stunden zurückgelegt; dort stieg der König zu Pferde. Die Schlacht begann.

Wir haben hier nicht die Absicht, den Verlauf dieses Riesenkampfes in vollständigem Zusammenhange zu erzählen. Ein Ueberblick wird uns hier genügen, das Verständniß der Wichtigkeit und Größe dieses Ereignisses zu gewinnen. Der östreichische Oberfeldherr, Feldzeugmeister Benedek, hatte sein Heer in Stärke von 180,000 Mann auf dem rechten Elbufer vor der Festung Königgrätz in einer durch Höhenzüge und Wald sehr begünstigten Stellung zur Schlacht geordnet. Ueber ein und eine halbe Meile zog sich das von den Oestreichern besetzte Terrain hin; mehr als 500 Geschütze an und auf den Höhen auf das vortheilhafteste aufgestellt, erwarteten, sicheres Verderben drohend, den herannahenden Feind. Die stärksten Punkte, die Höhen bei Lipa und Chlum, lagen in der Mitte der Schlachtlinie, das eine an der Straße von Gitschin nach Königgrätz, das andre in ihrer Nähe. Gegen diese gewaltige Aufstellung rückten mit dem Morgengrauen des 3. Juli die preußischen Armeen heran, an Gesammtzahl dem Feinde über-

legen, doch kamen, da einige Corps nicht zur Verwendung gelangten, nur gegen 160,000 Mann mit 450 Geschützen ins Gefecht. Es war die Absicht des preußischen Schlachtplanes, das östreichische Heer von drei Seiten zu umfassen und ihm eine völlig entscheidende Niederlage beizubringen. Um dies auszuführen, mußten die 1. Armee, welche den Kampf eröffnete, und die etwas später in denselben eintretende Elbarmee den weit überlegenen Feind festhalten, bis die Armee des Kronprinzen, deren Corps 2 bis 3 Meilen zu marschiren hatten, auf dem Kampfplatze eintreffen würde. Es war eine schwere, unzählige Opfer fordernde Aufgabe — ein fünf bis sechs Stunden langes Ausharren in den errungenen Stellungen. Denn als der König vor 8 Uhr auf dem Schlachtfelde eingetroffen war, ertheilte er vier Divisionen den Befehl vorzugehen. Unter einem furchtbaren Feuer der feindlichen Geschütze rückten sie an und setzten sich vor dem Feinde fest; bald tobte das Kampfgewühl in entsetzlicher Heftigkeit, aber weder die Begeisterung und Bravour der Bataillone, noch ihr Wetteifer vor dem Auge des Königs waren im Stande vorwärts zu kommen. Besonders schrecklich waren die Kämpfe der 8. Division (v. Horn) im Gehölze vor Sadowa, und der 7. Division (v. Fransecky) in dem Walde bei Benatek. Auch bei Nieder-Prim und Problus, wo die Elbarmee gegen Sachsen und Oestreicher focht, wüthete ein im Angriff wie in der Vertheidigung sehr heftiges Ringen. So verging Stunde um Stunde; die Schlacht tobte fort, die Gefahr für die Preußen vor der Hauptstellung des Feindes wuchs. Wird die Widerstandsfähigkeit der Divisionen der 1. Armee in dem Verharren unter dem Granatenhagel der östreichischen Geschütze nicht endlich doch ermatten müssen! Schon hat der König die Reserve vorgezogen, und mehr als das ruhig-ernste Antlitz des königlichen Feldherrn spricht dieser Befehl die Sorge aus, wie einem möglichen Hauptstoß des Feindes zu begegnen sein werde. Mit steigendem Verlangen richten sich die Blicke nach der Seite hin, wo die Armee des Kronprinzen erscheinen soll. Von ihr allein kann Hülfe und Sieg kommen; mit jeder Viertelstunde wird die Ungeduld der Erwartung größer.

Endlich kündigten links in der Ferne die aufsteigenden weißgrauen Wolken des Pulverdampfes und der Knall der Geschütze das Herannahen der 2. Armee an. Auch die Bewegungen der Oestreicher, die Veränderungen in der Richtung ihrer Kanonen ließen die Ankunft neuer Truppen von Norden her wahrnehmen.

Als dies zur Gewißheit geworden war, ging frische Spannung und freudige Siegeszuversicht durch die Reihen der schon so lange im heißen Kampe stehenden 1. und der Elbarmee. Tausendstimmiger Ruf erschallte nun; Vorwärts! war die allgemeine Losung; die Bataillone, die Schwadronen, die Geschütze drangen zu einem vereinigten Angriff vor. Von der 2. Armee griff auf dem äußersten linken Flügel das 6. Armeecorps in das Gefecht ein, näher und ins Herz der feindlichen Stellung stürmte die 1. Gardedivision, angeführt von dem General Hiller von Gärtringen, die Höhe von Chlum hinan, entriß diesen wichtigen Punkt dem Feinde und behauptete ihn gegen alle Versuche desselben, ihn zurück zu erobern. Leider wurde, als schon fast alles gelungen war, der heldenmüthige Führer von einem Granatsplitter getödtet. Bald kam auch die 2. Gardedivision heran und nahm Lipa. Die Schlacht war für die Oestreicher verloren, sie traten ihren anfänglich noch geordneten Rückzug an. Um ihn zu decken, schickte Benedek sechs bis sieben Cavallerie-Regimenter gegen die herandringenden Preußen; herrliche, stolze Reiterschaaren. Ihnen entgegen führten König Wilhelm und Prinz Friedrich Karl ihre preußischen Schwadronen. Ein furchtbares Getümmel erhob sich, als diese beiderseitigen Massen bei dem Dorfe Stresetitz zusammenstießen; die Oestreicher wurden zurückgeworfen. Nun löste sich die Ordnung des Rückzuges auf. Die fliehenden Reiter jagten durch die Infanterie hindurch, regellose Haufen entstanden und wälzten sich in angstvollem Gewirr nach Königgrätz und der Elbe zu oder in mehr südlicher Richtung nach Pardubitz. Auch Benedek gerieth in diesen Knäuel hinein und wurde mit fortgerissen. Das Heer, welches er am Morgen dieses Tages in stolzer Kraft zum Siege hatte führen wollen, war zertrümmert. Nie hatte Oestreich eine gleich schwere Niederlage erfahren, wie an diesem 3. Juli bei Königgrätz. 11 Fahnen, 174 Kanonen, 18,000 Gefangene fielen in die Hände der Preußen; der Gesammtverlust des östreichischen Heeres betrug gegen 40,000 Mann. Aber auch die Preußen hatten mit großen Opfern den Sieg errungen; sie zählten nahe an 10,000 Todte und Verwundete.

Ehe wir nun dem weiteren Verlaufe des Krieges folgen, drängt es uns, den Blick noch einmal auf einige hervorragende Momente des Tages von Königgrätz zurück zu wenden. Als König Wilhelm, vor dem Schlachtfelde ankommend, am Schulhause von Dub zu Pferde gestiegen war, wurde er sogleich von einigen in seiner Nähe einschlagenden feindlichen Granaten begrüßt. Er ritt, von einem

zahlreichen Gefolge umgeben, auf der Straße nach Sadowa hin. Als die in den Kampf marschirenden Truppen hier ihren König sahen, riefen sie ihm ein begeistertes Hurrah entgegen; seine Gegenwart gab ihnen eine frische, freudige Zuversicht. Der Kampf wurde bald sehr heftig; Sadowa war von sächsischen, Dohalitz, Dohalitzka und Makrowaus von pommerschen Regimentern genommen, aber im weiteren Vorschreiten sahen sie sich bald durch das mörderische Feuer aus 200 feindlichen Geschützen gehemmt. Hier geschah es, daß die große Schaar der Reiter um den König die Aufmerksamkeit der Oestreicher erregte; rasch nach einander fielen fünf Granaten in der Nähe nieder, und plötzlich sauste eine Granate in die Stabswache unmittelbar hinter dem Könige, platzte und riß zwei Reiter zu Boden. Blick und Gedanke des Königs war auf das Schlachtgewühl vor ihm gerichtet, als nun aber das Gefolge sich enger um ihn schloß, wendete er sich herum, zeigte auf die Granaten und sagte: „Das danke ich Ihnen, meine Herren!" Das Gefolge zog sich zurück; weit voraus ritt der König den Hügel hinan. — Der Wald von Sadowa sollte genommen werden. Die Preußen drangen hinein, hinter den Bäumen und dem niedrigen Holz, in Erdgruben erwarteten sie die östreichischen Schützen. Die Reihen lösten sich auf, man kämpfte Mann gegen Mann, mit den Säbeln griffen sich die Officiere an, endlich gelang es, die Oestreicher hinauf zu drängen. Aber nun richtete die feindliche Artillerie ihre verheerenden Geschosse auf die Baumgruppen; vergeblich war ein Vorstoß der Preußen aus dem Walde hinaus gegen die verderbliche Batterie, auch den mit so vielem Blut errungenen Wald vermochten sie nicht zu behaupten; sie mußten in ihre frühere Stellung zurück. Gleich furchtbar war das Waldgefecht bei Benatek. Auch hier das sinnverwirrende Sausen der Geschosse durch die Zweige und Wipfel, das Krachen der zerschmetterten Stämme, die schrecklichen Verwundungen durch die geschleuderten Holzsplitter; auch hier das entsetzliche Handgemenge mit Bajonett, Kolben und Säbel. — Als Prinz Friedrich Karl sahe, daß alle Anstrengungen der Seinigen, vorzudringen, vergeblich waren, befahl er die errungenen Stellungen zu behaupten, aber keinen Schritt weiter zu thun. Er vertraute die Entscheidung auf die Ankunft der 2. Armee. „Nicht weiter, Leute! nicht weiter zurück — hier sterben wir!" rief General von Fransecky den Seinigen zu. Ausharren also galt es, während das Feuer der Geschütze auf beiden Seiten gegen einander wüthete. In diesen Stunden wuchs die Spannung auf

das Eintreffen der 2. Armee zu beklemmender Höhe. Die Fernröhre der Kommandirenden richteten sich immer wiederholt nach jener Richtung hin; „ist der Kronprinz noch nicht da?“ fragte man von einem Bataillon zum andern. Des Königs Antlitz blieb ruhig und ernst; er wußte es wohl, wie tausend fragende Blicke sich nach ihm wendeten. Hier war es, wo er den Reitknecht hinter ihm fragte: „hast du nichts zu essen?“, und als dieser wohl einen Becher Wein, sonst jedoch nichts reichen konnte, sich ein Stück Brot von einem Trainknecht geben ließ und sich damit labte. Bald darauf wurde das Herannahen des Kronprinzen wahrgenommen. Mit diesem Augenblick flammte die Hoffnung auf den Sieg wieder empor. — Die Stellung der östreichischen Armee war durch das Vordringen der 1. und 2. Gardedivision bei Chlum, Rosberitz und Lipa durchbrochen und auch weiter nach der Elbe hin durch das 6. Armeecorps unhaltbar gemacht; nun ordneten die Generale der 1. Armee ihre Schaaren zum allgemeinen Ansturm. Der König sprengte gegen Lipa vor und traf hier auf die 2. Gardedivision. Wo er sich näherte, drängte sich alles an ihn heran, man faßte nach seiner Hand und küßte sie, die Mannschaften sprangen auf die eroberten Kanonen und jubelten ihm ihr Hurrah zu; es war ein unbeschreiblicher Augenblick. Nun führte der König seine Reiterschaaren auf Stresetitz zu gegen die östreichischen Geschwader; mit ihm Prinz Friedrich Karl. Nach diesem großartigen Reitergefecht immer vorwärts eilend gerieth der König in heftiges Geschützfeuer östreichischer Batterien. Graf Bismarck näherte sich ihm: „Als Major habe ich nicht das Recht, Ew. Majestät auf dem Schlachtfelde einen Rath zu ertheilen, als Ministerpräsident aber habe ich die Pflicht, Ew. Majestät zu bitten, nicht die augenscheinlichste Gefahr aufzusuchen.“ „Sie haben Recht gethan,“ erwiederte der König ernst doch freundlich, „aber wie kann ich davon reiten, wenn meine brave Armee im Feuer steht.“ Die Höhen, wo jene Batterien standen, wurden bald stürmend genommen. — Der Sieg war entschieden und ein großer Theil der Truppen lagerte sich auf dem Schlachtfelde. Auch an den Höhen von Chlum brannten die Wachtfeuer; in der Nähe hielten Küraffiere und Ulanen. Hier traf der König, der schon einige Generale begrüßt hatte, auf den Kronprinzen. „Welch ein Moment nach allem Erlebten und dem Abende dieses Tages!“ Der König reichte dem Sohne den Orden pour le merite, der Kronprinz beugte sich nieder auf die Hand des Vaters und küßte sie; die Thränen stürzten ihm herab. Ringsum

die ruhmreichen Männer des königlichen Gefolges, auf jedem Antlitz der leuchtende Ausdruck der Rührung; auch hier unvergeßliche Minuten. —

Die Verfolgung des Feindes hatte gegen neun Uhr aufgehört. Bald hüllte die Nacht den Schrecken und den Jammer des weiten Schlachtfeldes ein. Der König hatte sich, da Gitschin zu weit zurücklag, in das Städtchen Horsitz begeben. Noch gab er in einem Telegramm der Königin die erste Siegeskunde, dann legte er sich zur Ruhe auf ein Sopha, in den noch staubbedeckten Kleidern, unter dem Haupte ein herbeigeholtes Wagenkissen.

Gedenken wir nun auch der Trauerscenen am folgenden Tage bei der Beerdigung der Gefallenen, der rettenden und helfenden Liebe und Barmherzigkeit bei dem Aufsuchen und der Pflege der Verwundeten. Wo ein Gebäude in den abgebrannten Dörfern noch brauchbar war, wurde es zum Lazareth. Die Aerzte leisteten fast Uebermenschliches in Erfüllung ihrer schweren Pflicht, und die Johanniter wetteiferten in mithelfender Sorge. Und auch daheim erfüllte der lebendigste Drang aufopfernder Liebe alle Stände des preußischen Volkes. In allen Provinzen, vornemlich in den dem Kriegsschauplatz nächstliegenden, bildeten sich Vereine zur Pflege der verwundeten und erkrankten Krieger, in denen auch das weibliche Geschlecht seinen Beruf, die Leiden des Krieges durch barmherzige Fürsorge zu lindern, aufs schönste bewährte. —

Die Schlacht bei Königgrätz war sowohl in ihren militärischen Wirkungen, wie auch in ihren politischen Erfolgen eine Entscheidungsschlacht. Benedek ging mit seiner geschlagenen Armee nach Olmütz, um sie im Schutze der dortigen Festungswerke wieder zu ordnen. Nach Wien hatte er telegraphirt, man solle um jeden Preis Frieden schließen; dazu war man aber hier noch nicht geneigt! Ein überraschender Entschluß wurde gefaßt und ausgeführt. Der Kaiser von Oestreich trat Venetien an den Kaiser Napoleon ab und rief diesen um Vermittelung an, in der sicheren Hoffnung, daß Napoleon einen starken Druck auf Preußen ausüben würde. Ein französischer Unterhändler fand sich im preußischen Hauptquartiere ein, aber vor drohenden Demonstrationen hütete sich der vorsichtige Kaiser in Paris. Die preußische Heerführung aber ließ sich durch die nun beginnenden diplomatischen Unterhandlungen in ihren kriegerischen Operationen nicht im mindesten stören.

Am 5. Juli brach die preußische Armee zum Vormarsche auf

Wien und zur Verfolgung des Feindes auf, nachdem am 4. eine von General Gablenz beantragte Waffenruhe abgelehnt worden war. Durch ein abgesondertes Corps wurde am 8. Juli die Hauptstadt Prag besetzt. Die Hauptarmee sonderte sich wieder, wie vor der Schlacht. Der Kronprinz mit der 2. Armee drang auf Olmütz vor, um sich der dort gesammelten östreichischen Armee gegenüber zu stellen; die Elbarmee marschirte über Iglau, Prinz Friedrich Karl, bei dessen Armee sich der König befand, über Brünn in der Richtung auf Wien. Ein abermaliger Versuch des Generals Gablenz, einen Waffenstillstand zu vermitteln, wurde zurückgewiesen. Denn Oestreich wollte damit nur Zeit gewinnen für den Heranmarsch der nach der Aufgabe Venetiens aus Italien herbeigerufenen Südarmee. Erzherzog Albrecht, der Führer derselben, war zum Oberfeldherrn über die Nord- und Südarmee ernannt worden. Er beschloß, die Nordarmee, deren Stellung bei Olmütz durch das rasche Vorrücken der Preußen überdies sehr gefährdet war, nach Wien zurück zu ziehen und hier eine Hauptschlacht zu liefern. Aber es gelang nur der Hälfte der Nordarmee, auf der Eisenbahn von Olmütz nach Wien befördert zu werden; die heranrückenden Preußen nöthigten die andre Hälfte, ihren Abmarsch nach Ungarn auf Preßburg hin anzutreten. Diese Truppen wurden am 15. Juli bei Tobitschau und Roketnitz von einem Theile der 2. preußischen Armee, vornemlich Cavallerie, angegriffen und geschlagen. Benedek ging nun in Eilmärschen weiter, überschritt die kleinen Karpathen und erreichte Preßburg in fast erschöpftem Zustande.

Am 18. Juli verlegte der König sein Hauptquartier nach Nikolsburg, 10 Meilen vor Wien. Seine Heere setzten ihren Marsch fort, und die Vortruppen der Elbarmee standen am 19. bei Stockerau, 3 Meilen von Wien, die der 1. Armee bei Genserndorf, 4 Meilen davon. Böhmen, Mähren und der nordöstliche Theil von Niederöstreich waren von den Preußen besetzt; die Wiener sahen ihre Wachtfeuer auf dem Marchfelde flammen. Mit der festen Zuversicht, daß sie auch hier den Sieg erringen würden, sahen die preußischen Heere der Entscheidungsschlacht entgegen. Aber es kam nicht zu diesem blutigen Kampfe. Nikolsburg war in diesen Tagen der Schauplatz der eifrigsten diplomatischen Thätigkeit. Vor allem forderte König Wilhelm, daß Oestreich seine bisherige Stellung in Deutschland aufgebe, und Kaiser Franz Josef willigte endlich ein. Am 20. Juli wurde eine fünftägige Waffenruhe verabredet, welche aber erst am 22. beginnen sollte; ihr würde

dann ein Waffenstillstand und der Friede folgen. Noch vor dem Eintritt der Waffenruhe gab es am 22. ein sehr lebhaftes Gefecht bei Blumenau in der Nähe von Preßburg. Prinz Friedrich Karl hatte den General Fransecky mit dem 4. Armeecorps dorthin aufbrechen lassen; ein Theil dieser Truppen begann das Gefecht gegen die Oestreicher, ein andrer Theil umging dieselbe und drang bis nahe an Preßburg vor. Aber an der Vollendung des Sieges wurden die Preußen durch die eintreffende Nachricht von der Waffenruhe gehindert. Dieses Gefecht war das letzte des Krieges. Am 26. Juli wurden die Friedenspräliminarien in Nikolsburg abgeschlossen, darauf folgend auch ein Waffenstillstand. Die Hauptpunkte der Festsetzungen waren folgende: Der Kaiser von Oestreich erkannte die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes an und stimmte einer Neugestaltung Deutschlands ohne Betheiligung Oestreichs, ebenso einem nördlich von der Mainlinie zu begründenden Bunde zu; er trat seine Rechte auf die Elbherzogthümer an den König von Preußen ab und willigte in die von demselben vorzunehmenden Territorialveränderungen in Norddeutschland; auch zahlte er 20 Millionen Thaler Kriegskosten. Der Fortbestand des Königreichs Sachsen wurde von Preußen zugestanden. Auf Grund dieser Verabredungen erfolgte am 23. August der Friedensschluß zwischen Preußen und Oestreich zu Prag.

In dem kurzen Zeitraume von kaum fünf Wochen — 23. Juni bis 26. Juli — war dieser große Krieg vollendet worden. Das preußische Heer hatte außer den Siegestrophäen (18 Fahnen, 2 Standarten, 300 Geschütze) hohen Ruhm durch seine staunenswürdige Leistungsfähigkeit und Tapferkeit erworben. In gleichem Maße großartig waren die Erfolge des durch Bismarcks Energie vermittelten Friedens. Der König verließ am 29. Juli Nikolsburg. Nach einer großen Heerschau auf dem Marchfelde über die 1. Armee und bei Austerlitz über die 2. Armee trat er seine Rückreise nach Berlin an, wo er am Abende des 4. August eintraf und mit unbeschreiblichem Jubel empfangen wurde.

155. Der Feldzug der Mainarmee. Der Krieg in Italien.

Neben dem großen Kriegsschauplatze in Böhmen und Mähren, wo Preußen gegen seinen mächtigen Gegner Oestreich mit seiner Hauptkraft zu kämpfen hatte, mußte es auch im Westen Deutschlands gegen die deutschen Verbündeten Oestreichs zu Felde ziehen.

Die bairische Armee unter dem Prinzen Karl von Baiern war mindestens 50,000 Mann stark, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau hatten mit Einschluß eines östreichischen Hülfscorps auch eine Armee von 50 bis 60,000 Mann unter dem Prinzen Alexander von Hessen aufgestellt. Diesen beiden über 100,000 Mann starken Heeren gegenüber rückte Preußen mit nur 51,000 Mann ins Feld; erst in der Mitte des Juli wuchs diese Armee auf 65 bis 70,000 Streiter. Aber der Führer sowohl, General Vogel v. Falkenstein, als auch die Truppen rechtfertigten das in sie gesetzte Vertrauen. Sie vollführten ihre Aufgabe mit so viel Energie und Gewandtheit, Vorsicht, Ausdauer und Bravour, daß auch ihren Thaten und Erfolgen für immer Anerkennung und Bewunderung gesichert ist. Nach der Besetzung von Hannover und Kurhessen, und nach der Katastrophe der Hannoveraner bei Langensalza hatte Vogel v. Falkenstein seine Armee — die Main-Armee genannt — bei Eisenach vereinigt und hegte den Plan, sich zwischen die Baiern, welche von Bamberg-Schweinfurt her bis Meiningen-Schmalkalden vorgerückt waren, und die Bundesarmee, die von Frankfurt heranmarschirend die Gegend von Fulda erreicht hatte, einzuschieben und beide Gegner gesondert zu schlagen. In den Lagern derselben lebten freilich ganz andre Gedanken; es gab da noch Leute, welche von einem Marsch der vereinigten Heere gegen Berlin träumten, als ob es eben keine Main-Armee gäbe. Diese aber machte ihre Nähe und ihre Kraft bald erkennbar. Am 4. Juli nöthigte General Goeben mit nur einer Division die ganze bairische Armee, sich zurückzuwenden, worauf auch die Bundesarmee wieder auf Frankfurt zurückging. Am 10. Juli drängten die Preußen aufs neue gegen die Baiern und lieferten ihnen die siegreichen Gefechte bei Hammelburg und Kissingen. Hierauf wendete sich Vogel v. Falkenstein gegen die Bundesarmee, schlug sie am 14. Juli bei Aschaffenburg und zog nun am Abende des 16. in die verlassene Bundesstadt Frankfurt a. M. ein. Eine Stunde lang dauerte der Einmarsch; die Truppen waren mit Staub bedeckt, aber in frischer Stimmung. Der Bundestag, soweit er noch bestand, hatte sich nach Augsburg begeben, wo er endlich verschwand. Der preußische Obergeneral ergriff im Namen seines Königes die Regierungsgewalt über das Herzogthum Nassau, die Stadt Frankfurt und über die besetzten Theile von Hessen-Darmstadt. Der Senat und die gesetzgebende Versammlung der bisherigen Reichsstadt wurden aufgelöst, und ihr eine Contribution

von 6 Millionen Gulden, die bald auf 25 Millionen sich erhöhten, auferlegt.

Die Bundesarmee hatte sich durch den Odenwald nach der Tauber zurückgezogen, und hier war endlich die Vereinigung mit den Baiern zu Stande gekommen. Nach einigen Tagen der Ruhe ließ General v. Manteuffel die Main-Armee wieder aufbrechen, deren Oberkommando er übernommen hatte. Denn Vogel v. Falkenstein war zum Gouverneur von Böhmen ernannt und dorthin abberufen worden. Die Main-Armee folgte dem Feinde und es wurden in den Tagen vom 24. bis 27. Juli mehrere zum Theil sehr hartnäckige Gefechte geliefert (Tauberbischofsheim, Roßbrunn). Am 27. waren die Preußen bis Würzburg vorgedrungen und beschossen dessen Citadelle, den Marienberg. Da trafen die Nachrichten von den zu Nikolsburg abgeschlossenen Friedenspräliminarien ein und es wurde nun auch hier eine Waffenruhe verabredet. Die Preußen besetzten die Stadt Würzburg. Inzwischen war auch von einer andern Seite her ein Corps von 25,000 Preußen und Mecklenburgern unter dem Befehle des Großherzogs v. Mecklenburg in Baiern eingedrungen. Diese Truppen marschirten am 23. Juli in Hof ein, am 28. in Baireuth; sie erreichten am 31. Nürnberg, den Stammsitz der Hohenzollerschen Burggrafen. Hier machte der Waffenstillstand dem weiteren Vordringen ein Ende. Auch Baden und Württemberg beeilten sich, an dem Waffenstillstande theilzunehmen. Die Bundesarmee löste sich auf. Nun folgten die Friedensschlüsse Preußens mit den süddeutschen Staaten. Sie wurden nicht in Prag, sondern in Berlin verhandelt und vollendet. Baiern, Württemberg, Baden und Hessen traten den Grundlagen des Prager Friedens bei und zahlten Erstattung der Kriegskosten; Baiern und Hessen mußten einige kleine Districte abtreten. Mit Sachsen kam der Friede erst am 24. October zu Stande. Es zahlte Kriegskosten und trat dem norddeutschen Bunde bei. —

Italien, um Venetiens willen der Verbündete Preußens in diesem Kriege, hatte eine ansehnliche Armee gerüstet, an Zahl der östreichischen Südarmee unter dem Herzog Albrecht weit überlegen. Garibaldi befehligte die an 40 Bataillone zählenden Freischaaren. Auf ihn waren die enthusiastischen Hoffnungen der Italiener vornemlich gerichtet; ebenso erwarteten sie große Erfolge von ihrer Flotte, welche in der That mehr Schiffe und mehr Kanonen hatte, als die der Oestreicher. Aber in der Wirklichkeit erwiesen sich beide Erwartungen nicht zutreffend, und es zeigte sich überhaupt,

daß der inneren Tüchtigkeit der militärischen Verhältnisse Italiens noch nicht Zeit genug gestattet gewesen war, mit dem raschen Aufstreben der äußeren Einrichtungen gleichen Schritt zu halten. Am 20. Juni erfolgte die Kriegserklärung Italiens an Oestreich und König Victor Emanuel begab sich zur Armee. Doch schon am 24., dem Jahrestage von Solferino, schlug Erzherzog Albrecht die Italiener in der entscheidenden Schlacht bei Custoza. Sie gingen über den Mincio zurück, und da die Oestreicher ihrerseits nicht vorwärts gingen, so stand der Krieg eine Zeit lang still. Nur Garibaldi, der westlich vom Gardasee in Tirol eindringen wollte, kämpfte gegen die dortige Landesvertheidigung, vermochte aber gegen die bewährten Schützen, welche ihren heimathlichen Boden wacker vertheidigten, nichts Rechtes auszurichten. Inzwischen war die Sache Italiens auf den Schlachtfeldern in Böhmen mit entschieden worden. Kaiser Franz Josef hatte nach dem Tage von Königgrätz Venetien an Napoleon III. abgetreten und den größten Theil seiner Südarmee aus Italien abberufen. Das italienische Volk, darüber erbittert, daß es Venetien als ein Geschenk Frankreichs empfangen sollte, wünschte die Fortsetzung des Krieges, und Victor Emanuel beschloß die Waffen nicht eher niederzulegen, bis die Forderungen des ihm verbündeten Preußens von Oestreich gewährt seien. Am 8. Juli rückte die italienische Armee unter Cialdini wieder vor, umging das berühmte Festungsviereck und drang bis zur Brenta und zum Tagliamento vor. Die hier noch stehenden östreichischen Truppen waren zum Widerstande zu schwach und zogen sich zurück. Aber zur See erlitten die Italiener eine unverhoffte und empfindliche Niederlage. Die Flotten trafen am 21. Juli bei der dalmatischen Insel Lissa in einem vierstündigen Kampfe zusammen, aus welchem die östreichische unter Admiral Tegethoff als Sieger hervorging. Admiral Persano mußte die schwer beschädigte italienische Flotte, — ihr größtes Panzerschiff war in den Grund gebohrt worden — nach Ancona zurückführen. Vier Tage darauf begann die Waffenruhe und bald auch die Friedensverhandlungen. Italien begehrte anfänglich nicht nur Venetien, sondern auch den italienischen Theil von Südtirol; als aber Oestreich nach seinem Abschluß mit Preußen starke Truppenmassen von der Donau südwärts zurücksendete, gab Victor Emanuel nach. Der Waffenstillstand wurde am 12. August und am 3. October der Friede zu Wien abgeschlossen. Kaiser Napoleon übergab Venetien in der Weise an Italien, daß eine Volksabstimmung

stattfand, deren fast einmüthiges Ergebniß sich für den Anschluß an das Königreich Italien aussprach. Am 7. November hielt Victor Emanuel seinen Einzug in Venedig.

156. Der norddeutsche Bund. Die süddeutschen Staaten.

Als König Wilhelm I. am 4. August 1866, den Frieden wiederbringend, in seine Hauptstadt zurückkehrte, aus welcher er am 30. Juni ins Heerlager abgereist war, fühlte man sich allgemein und unwillkürlich angeregt, diese beiden Tage zusammen zu knüpfen und die staunenswürdige Größe der in solcher Spanne Zeit vollendeten Ereignisse zu empfinden. Nur langsam löste sich Gedanke und Gefühl von diesem Staunen und trat in die Wirklichkeit des Vollbrachten ein. Das preußische Volk hatte mit stolzer Freude und wachsender Theilnahme die Großthaten der Armee gesehen, das wohlthuende Bewußtsein von der Trefflichkeit des Staatswesens kehrte nach längerer Beeinträchtigung kraftvoll zurück; die Stimmung im directen Lebensverkehr sowohl, wie in der öffentlichen Meinung hatte sich wesentlich geändert. Es war für eine Fortsetzung des Conflicts kein Raum im Volke mehr vorhanden. Am Tage nach seiner Ankunft in Berlin eröffnete der König den Landtag. Seine Thronrede verweilte nur mit bescheidener Kürze bei der Verkündigung des errungenen Sieges, er wandte sich mit offenem Vertrauen an die Volksvertreter, begehrte die nachträgliche Billigung (Indemnität) des Staatshaushaltes der letzten Jahre und sprach den Wunsch nach einer Verständigung zwischen der Regierung und dem Abgeordnetenhause aus. Diese Aussprache der königlichen Gesinnung wirkte versöhnend und belebend. Das Abgeordnetenhaus bewilligte mit großer Mehrheit die Anträge der Regierung und so war auch im Inneren der Friede wieder hergestellt. Der König hatte in der Thronrede von einer Erweiterung der Grenzen des Staates gesprochen. Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M. wurden dem preußischen Staate einverleibt; ein wenig später auch Schleswig-Holstein. Preußen erwarb durch diese Einverleibungen 1308 Quadratmeilen mit über 4 Millionen Einwohnern. Und nicht allein durch ihre Größe, sondern auch durch ihre Lage waren diese Annexionen wichtig. Die bisher getrennten Theile des Staates wurden zu einem einheitlichen Ganzen verbunden, die Küste der Nordsee und mit ihr eine freiere Bewegung auf dem Meere waren erreicht, treffliche Häfen an der Ostsee

gewonnen. Der preußische Staat war aus der seine Machtentfaltung unterdrückenden geographischen Einengung befreit, es hatte neue, große Grundlagen für die innere und äußere Entwickelung gewonnen, und was patriotische Wünsche früher nur still und fast ohne Hoffnung zu denken gewagt hatten, kraftvolle Vereinigung der Landestheile und wirkliche Selbständigkeit in Deutschland, war nun wahr und wirklich geworden.

Die unmittelbar eintretende Folge dieses Aufschwunges der preußischen Macht waren die in Deutschland sich vollziehenden Veränderungen. Der Friede mit Oestreich hatte der hervorragenden Stellung dieses Staates in den deutschen Angelegenheiten, überhaupt seiner weiteren Betheiligung daran ein Ende gemacht; den Bundestag hatte die preußische Erklärung vom 14. Juni und die preußischen Waffen beseitigt. Vom Beginn dieses Krieges an klar in seinen Zielen hatte Preußen auch für eine Neugestaltung Deutschlands das Schwert gezogen. Es forderte die nördlich vom Main liegenden deutschen Staaten zu einem Bündniß auf, und rasch war dasselbe abgeschlossen. Dieser norddeutsche Bund umfaßte 22 Staaten mit einem Gebiete von 7540 Q.-M. und nahe an 30 Millionen Einwohner. An seiner Spitze stand der König von Preußen, unter dessen Oberbefehl auch die Kriegsmacht des Bundes, das Bundesheer und die Flotte, stand. Die Fürsten und freien Städte waren durch einen Bundesrath, die Nation durch einen Reichstag vertreten. Diese Verfassung wurde nach vorheriger Berathung durch den Reichstag am 17. April 1867 von den verbündeten Regierungen angenommen. So war auch hier ein bedeutendes Ziel erreicht. Preußen trat in die geschichtlich ihm längst gehörende Stellung in Deutschland nun thatsächlich ein und konnte frei und ungehindert die Führung des mit ihm verbündeten Theiles übernehmen. Nach außen hin schützte den Bund seine Macht, im Inneren boten seine Einrichtungen der Entwickelung geistiger und materieller Wohlfahrt nach jeder Richtung freie Bahn. Wohl war es noch nicht das ganze Deutschland, denn Baiern, Württemberg, Baden, Hessen standen noch außerhalb des Bundes; nur das für jetzt mögliche war festgehalten worden. Aber es war nun eine lebensvolle Vereinigung geschaffen, welche dereinst auch die süddeutschen Staaten, das hoffte jeder redliche Deutsche, mit umschließen sollte. Die eigene Schwerkraft der Verhältnisse, der Einheitsdrang der Nation, dazu die politische Isolirung Süddeutschlands würden, daran zweifelte man nicht, im rechten Augenblicke

die Brücke über die trennende Mainlinie schlagen. Und auch für jetzt schon wurden zwei wichtige Grundlagen einer kommenden völligen Vereinigung Deutschlands festgestellt: die Vertheidigung für den Fall eines Angriffs und die gemeinsame Verwaltung der Interessen des Handels und der Industrie. Die süddeutschen Staaten hatten bei den Friedensschlüssen im August 1866 Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen abgeschlossen, denen zufolge die süddeutsche Kriegsmacht für den Fall eines Angriffs auf Deutschland unter den Oberbefehl des Königs von Preußen gestellt wurde. Die materiellen Interessen des gesammten Deutschlands sicherte eine im Juni 1867 zu Stande gekommene Zollübereinkunft, eine Fortsetzung des Zollvereins. Ein Zollbundesrath und ein Zollparlament, dieses bestehend aus Mitgliedern des norddeutschen Reichstages und aus süddeutschen Abgeordneten, sollte die Angelegenheiten des Handels und der Gewerbe wahren und fördern; Preußen hatte das Recht seiner Einberufung. Am 27. April wurde das erste Zollparlament im weißen Saale des Königsschlosses von Berlin eröffnet, eine vielbedeutende Versammlung, welche den Worten der königlichen Thronrede folgend, über ihre nächstliegende, beschränkte Aufgabe hinaus das gemeinsame deutsche Interesse fest im Auge behielt. Ein schönes Symbol der Einigung war es auch, als am 1. October 1867 die preußische Kriegsflotte im Hafen von Kiel die Flagge des norddeutschen Bundes aufzog.

Darüber, daß einer so raschen und rüstigen Machtentwickelung Preußens, sowie dem Einigungswerke Deutschlands Uebelwollen und Anfeindung nicht fehlen würde, konnte man von vorn herein nicht im Zweifel sein. Von jeher haben Bewunderung und Neid die großen Erfolge begleitet. Frankreich hatte schon bei den Friedensverhandlungen in Nikolsburg eine Schadloshaltung dafür begehrt, daß Preußen und Italien sich vergrößerten. Das linke Rheinufer, oder auch Belgien, waren die Ziele dieser französischen Begehrlichkeit. Preußen hatte solche Entschädigungsforderungen seinerseits zurückgewiesen. Darauf trat Napoleon III. im Frühjahr 1867 mit dem Verlangen nach dem Erwerbe Luxemburgs auf. Dieses Großherzogthum, ein deutsches Bundesland, gehörte dem Könige der Niederlande, hatte aber seine eigene Verfassung und Verwaltung; seine Hauptstadt, Luxemburg, war deutsche Bundesfestung und hatte preußische Besatzung. Diese war auch nach dem Aufhören des deutschen Bundes dort stehen geblieben, aber die jetzige Stellung des Großherzogthums als früheres Bun-

desland entbehrte eine feste Bestimmung. Nun machte der französische Kaiser dem Könige der Niederlande, Wilhelm III., den Antrag, Luxemburg gegen eine Abfindungssumme an Frankreich abzutreten, und der König war sehr geneigt, dieses Anerbieten anzunehmen. Auf die Kunde von diesem Plane erhob sich in Deutschland ein allgemeiner und starker Unwille über diese so rücksichtslos nach der deutschen Grenze hin gerichteten Vergrößerungsgelüste Napoleon III. Die niemals vergessenen Erinnerungen an den Elsaß und Lothringen traten wie warnende Stimmen lebendig hervor; sollte nun wiederum ein altes Reichsland, das Stammland eines deutschen Kaiserhauses, an die Begehrlichkeit Frankreichs hingegeben, und mit dem Verluste der Grenzfestung Luxemburg ihm eine neue Lücke geöffnet werden? Die Gefahr eines Krieges rückte nahe heran, aber sie wurde diesmal noch beseitigt. Eine Conferenz der Großmächte zur Verhandlung dieser Angelegenheit trat am 7. Mai 1867 in London zusammen und in wenigen Tagen war die Einigung hergestellt. Luxemburg verblieb dem Könige der Niederlande und wurde zum neutralen Staate erklärt; Preußen gab sein Besatzungsrecht auf und die Festung wurde geschleift. Der Friede war erhalten worden, aber aus der Aufregung, welche diese Luxemburger Frage erregt hatte, blieb eine beunruhigende Stimmung zurück. Ein in Deutschland weit verbreitetes Mißtrauen gegen die Dauerhaftigkeit des Friedens gab den öffentlichen Zuständen eine für den Verkehr sehr nachtheilige Spannung; mit einer Art von Ueberzeugung hatte sich die Meinung eingelebt, daß der Ehrgeiz und die Vergrößerungssucht der französischen Regierung eine Demüthigung Preußens herbeizuführen trachte. In den Tagen, wo der König von Preußen zur Weltausstellung in Paris anwesend war, verhandelten angesehene Männer öffentlich darüber, daß das linke Rheinufer eigentlich zu Frankreich gehöre.

Leider gab es auch in Deutschland Leute, welche auf den Krieg, und wie sie es hofften, auf den Sieg warteten, mit welchem Frankreich das aufstrebende Deutschland niederdrücken sollte. Sie gehörten größtentheils zu der Partei der Unzufriedenen in den von Preußen annectirten Provinzen. Daß man in den Annexionen mit mancherlei Uebelwollen und Widerstand zu kämpfen haben würde, verstand sich für die preußische Regierung zwar von sebst, aber diese war bereit, den Bevölkerungen den Uebergang in die neuen Zustände möglichst zu erleichtern. Man schonte die Gefühle der Anhänglichkeit und Treue, wo sie rein und ehrenwerth hervor-

traten, man übte Nachsicht, wo alten Gewohnheiten nur schwer entsagt wurde. Besonders beschwerlich erschien die Einführung der preußischen Steuergesetzgebung und des Gerichtsverfahrens, auch in kirchlichen Dingen regten sich Klagen. Während die Anhänger der römischen Kirche in den Annexionen mit dem eingetretenen Wechsel zufrieden waren, äußerten sich in den lutherischen Kirchengemeinden Bedenken gegen die Autorität des unionistischen Oberconsistoriums in Berlin. Es hatte sich überhaupt durch die lange Zerklüftung Deutschlands der Sinn für das kleine, vereinzelte Leben und die Befriedigung an staatlicher Selbständigkeit, ob sie auch nur ein Schein war, in hohem Grade ausgebildet (Particularismus). Die gänzliche Ueberwindung solcher Stimmungen und Gewohnheiten mußte der Zeit und dem Einfluß eines wahrhaft nationalen Geistes überlassen werden. Widerwärtig aber erschien der halb offenkundige, halb versteckte Widerstand, wie er sich unter der Bezeichnung „welfische Umtriebe“ in Hannover zeigte. Diese Umtriebe waren es, welche, wie oben angedeutet ist, auch vor Verbindungen mit dem Auslande, ja dem Landesverrath nicht zurückschreckten. Preußen hatte den depossedirten Fürsten ansehnliche Entschädigungssummen zugewiesen; 16 Millionen Thaler hatte der frühere König von Hannover erhalten, für jetzt allerdings nur die Zinsen jener Summe. Denn dieser entthronte Fürst, von jeher einer übermäßigen Vorstellung von der Bedeutung seines Königthumes und seines Welfenreiches hingegeben, hielt auch jetzt in seinem Aufenthalte zu Hietzing bei Wien mit unbeugsamer Seele an der Herbeiführung seiner Wiedereinsetzung fest und wurde in Entwürfen und Bemühungen dafür nicht müde. Französische Hülfe war seine Aussicht, die Zertrümmerung des norddeutschen Bundes und die Demüthigung Preußens sein Streben. Um diese Ziele zu erreichen machte er, auch in Paris, die heftigsten Anstrengungen. Seine Gemahlin, die Königin Marie, war in dem Schlosse Marienburg bei Hannover zurückgeblieben. Um diese Zeit begann man die geheime Organisation einer Welfenlegion, welche bei dem Ausbruche des erwarteten Krieges den König Georg auf den Thron zurückführen sollte. Aber der preußischen Regierung blieben solche Umtriebe nicht verborgen; die Königin Marie wurde veranlaßt, Hannover zu verlassen; die Legionäre suchten Zuflucht in den Niederlanden, mußten sich aber nach der Schweiz begeben und gingen endlich nach Frankreich. Hier hat die welfische Legion bis zum Februar 1870 bestanden; als der Exkönig aufhörte, die Unter-

haltungskosten zu bezahlen, löste sie sich auf. Ein großer Theil der Mannschaften nahm die von König Wilhelm I. angebotene Amnestie an und kehrte in die Heimath zurück. Auch andre Anzeichen deuteten darauf hin, daß der ehemalige König von Hannover sich fortdauernd als noch im Kriegszustande gegen Preußen befindend erachtete. Bei der Feier seiner silbernen Hochzeit im Februar 1868, wozu gegen 1200 seiner Anhänger in Hietzing sich eingefunden hatten, äußerte sich König Georg in heftiger und rücksichtsloser Weise. Darauf ließ die preußische Regierung sein Vermögen mit Beschlag belegen. Das Gleiche widerfuhr einige Monate später dem ehemaligen Kurfürsten von Hessen, welcher seinen Aufenthalt in Prag genommen hatte. Nach Vollendung der Thatsachen von 1866 hatte er sich mit der Abtretung seines Landes an Preußen einverstanden erklärt; jetzt änderte er seine Gesinnung und erließ eine Denkschrift gegen das Verfahren Preußens. Dagegen hielt sich der frühere Herzog Adolf von Nassau von solchen feindseligen Kundgebungen fern. Er hatte sich nach Frankfurt a. M. zurückgezogen. Diese alte Reichsstadt wollte sich in ihre Umwandelung zu einer Provinzialstadt nur schwer einleben; auch in den Elbherzogthümern wandten sich die Gedanken noch an die particularistische Selbständigkeit eines eigenen, allerdings mit langer Beharrlichkeit erstrebten herzoglichen Thrones zurück. Sichtbar aber, trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse schritt in den neuen Provinzen Preußens das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem großen, starken Staate vorwärts. Das rüstige Schaffen und Walten im norddeutschen Bunde hob mit erfrischendem Einfluß das neu erwachende nationale Leben empor. Als der König im Sommer 1869 eine Rundreise in diese Landestheile unternahm, trat ihm überall ein herzliches Willkommen entgegen und es zeigte sich, daß die nationale Gesinnung den particularistischen Trotz schon sehr zurückgedrängt hatte. In Bremerhafen begrüßte der König mit theilnehmenden Abschiedsworten die kühnen Männer, welche im Begriff waren, die zweite deutsche Nordpolexpedition anzutreten. Niemand konnte damals die völlige Veränderung der Verhältnisse ahnen, welche diese Nordpolfahrer fünfzehn Monate später bei ihrer Rückkehr antreffen sollten. Aber bereits jetzt schon blickte man mit freudigem Stolze auf die geachtete Stellung Deutschlands im Auslande und auf das erhöhte Nationalgefühl der dort lebenden Deutschen. Dies alles und auch die wachsende Sicherheit und Erleichterung im Handel und Verkehr konnte in den deutschen Gebieten

an der Nordsee rascher empfunden werden, als anderwärts. Könnten die Süddeutschen nur etwas atlantische Seeluft einathmen, meinte man dort, dann würde ihnen die Annäherung an den Norden leicht sein.

Es war in Süddeutschland nach dem Kriege von 1866 ein verworrener, unhaltbarer Zustand eingetreten, oder soweit derselbe schon vorhanden war, offenbar geworden. Oestreich hatte diese Staaten bei seinem Friedensschlusse mit Preußen sich selbst überlassen, dieses hatte mit der Beschränkung des norddeutschen Bundes auf die Mainlinie dasselbe gethan, nun standen Baiern, Württemberg, Baden und der südliche Theil von Hessen-Darmstadt als vereinzelte Staaten da. In dieser Vereinzelung zu verharren, sich gleichsam darin einzurichten, konnte ernsthaft nicht erstrebt werden, denn einerseits war die Macht der Einzelnen dafür zu gering, andrerseits ließ das frisch auflebende deutsche Nationalgefühl eine solche Entfremdung vom Ganzen nicht mehr zu. Dagegen hatte man den Gedanken eines Südbundes gehegt, aber auch er erwies sich als unausführbar. So bedeutend auch der Anspruch Baierns als Mittelstaat war, so reichte doch seine Kraft nicht hin, die Führung eines solchen Südbundes und den Schutz desselben in schwierigen Lagen zu übernehmen. Niemals würde der Südbund eine über Friedenszeiten hinausreichende Selbständigkeit gewonnen haben. Die Nothwendigkeit drängte also zum Anschluß an eine starke Bundesgenossenschaft und diese konnte naturgemäß keine andre als die des norddeutschen Bundes sein. Das Zollparlament und die Schutz- und Trutzbündnisse waren wohl schon starke Glieder einer Verbindung zwischen Nord und Süd, trotzdem war die völlige Einigung Deutschlands auf dem Wege einer ruhig sich selbst überlassenen Entwickelung weithin noch nicht abzusehen. Noch hatte der Gedanke eines mächtig vereinten deutschen Vaterlandes mit vielen und schweren Hindernissen zu ringen. Die auf Jahrhunderte langer Gewohnheit ruhende Hinneigung zu Oestreichs Vorherrschaft in Deutschland wurde im Süden mit Oestreichs Ausscheiden nicht sogleich völlig abgebrochen; die Erinnerungen, wie wenig lebensvoll sie auch waren, erhielten sich und unterstützten eine zwar ungerechtfertigte, aber unleugbar vorhandene Abneigung gegen Preußen. Verbrüderung mit dem norddeutschen Bunde wurde oft noch als bloße „Verpreußung“ bekämpft. Noch hatte der eben so schöne als wahre Gedanke nicht hinreichende Macht, „wie herrlich die Zukunft der deutschen Nation werden müßte, wenn das spröde

norddeutsche Element mit dem weicheren, gemüthlicher angeflogenen süddeutschen Element zusammenrinnen würde." Auch religiöse, oder vielmehr kirchliche Einflüsse verstärkten die Gegensätze. Das ultramontane Wesen, wie es im Süden, besonders in Baiern, einen großen Theil des Volkes durchdrang, sträubte sich gegen den protestantischen Geist des Nordens. Vor allem aber wirkte hemmend der leidige Particularismus, das Festhalten an der vereinzelten staatlichen Selbständigkeit. In Baiern ging die patriotische d. h. particularistische Partei mit den Ultramontanen zusammen; in Württemberg verfolgte die demokratische Partei im Grunde auch nur particularistische Zwecke. So wirrten diese Motive und Bestrebungen durch einander; die Kräfte, auf einen engen Schauplatz beschränkt, mußten sich allmählich, wenn keine Umwandlung kam, in sich aufreiben. Die Fürsten waren wohl von deutscher Gesinnung erfüllt; der Großherzog von Baden hielt das Ziel einer nationalen Einigung Deutschlands fest; der redliche König von Württemberg und der jugendlich begeisterte König von Baiern wünschten auch jenes Ziel erreicht zu sehen, aber die Regierungen vermochten noch nicht, den haltlosen und schwankenden Zustand zu beendigen. Ohne einen zwingenden Anstoß von außen, der mit kraftvoller Wirkung die Entschlüsse drängte, wäre das sehnlich erhoffte Ziel einer Einigung wohl noch längere Zeit fern geblieben. Und als der Anstoß im Juli 1870 mit der unvermutheten französischen Kriegsdrohung kam, da zeigte es sich, daß alle jene verwirrenden Parteiungen nur Mängel an der Oberfläche des Lebens gewesen waren, in dessen tieferem Grunde treue deutsche Gesinnung ruhte. Der Blitzstrahl der Kriegsverkündigung in Paris schmolz jene Mängel hinweg und deckte das edle Erz vaterländischer Begeisterung und ausdauernder Hingebung auf.

157. Begebenheiten in den Jahren 1866 bis 1870.

Es war bei dem Ueberblick über die nächsten Jahre nach 1866 unser erstes Interesse, uns den Bestrebungen und Zuständen zuzuwenden, welche sich in den völlig veränderten Verhältnissen unsres deutschen Vaterlandes zeigten. Einen gleichen Ueberblick werfen wir nun auf die Ereignisse dieser Zeit in den Hauptstaaten Europas. Ungesucht tritt uns als der nächste in jedem Sinne Oestreich entgegen. Dieser Kaiserstaat hatte in Folge der Schlacht von Königgrätz eine sehr veränderte Stellung erhalten. Seine

Beziehungen zu Deutschland hatte er aufgeben müssen, und Venetien, das letzte Besitzthum in Italien, hatte er aus eigenem Entschlusse von sich gethan. Der hohe Anspruch, die Geschicke zweier großen Nationen, wenn nicht zu lenken, doch zu überwachen, war verloren, und mit ihm, wie es schien, ein bedeutender Theil der Macht und des Ansehens in Europa. Aber dies war in der That mehr scheinbar als wirklich. Oestreich hatte aus jener äußeren Machtstellung kaum einen reellen Machtzuwachs gezogen, es hatte im Gegentheil einen erheblichen Theil seiner eigenen Kraft auf die Behauptung jener Stellung verwendet. Jedenfalls mußte nach den Friedensschlüssen von 1866 die östreichische Regierung sich auf die eigenen Staatsverhältnisse zurückziehen und in der Entfaltung der reichen Hülfsmittel seiner Kraft die Grundlagen ihrer neuen Machtstellung finden. Die nächste Aufgabe war eine feste Entscheidung darüber, ob Oestreich als einheitlicher Kaiserstaat oder als Oestreich-Ungarn weiter bestehen sollte. Kaiser Franz Joseph hatte den bisherigen sächsischen Minister v. Beust an die Spitze seiner Regierung gestellt. Es wurde nun die einheitliche Regierung aufgegeben und, um durch einen Ausgleich mit Ungarn innere Festigkeit zu gewinnen, die östreichische Monarchie in zwei Hälften getrennt, diesseits und jenseits der Leitha,*) Cisleithanien und Transleithanien, d. h. der Kaiserstaat Oestreich und das Königreich Ungarn. Beide Theile waren fortan nur durch das gemeinsame Oberhaupt (Personalunion) und durch das gemeinsame Heer verbunden. Jeder Theil erhielt sein eigenes Ministerium, über welchen dann ein Reichsministerium stand. Am 8. Juni 1867 ließ sich Kaiser Franz Joseph zu Ofen als König von Ungarn krönen. Darauf wurde am 21. December die revidirte Februarverfassung wieder hergestellt. Die Ungarn hatten das vornehmste Ziel ihrer Wünsche erreicht; in Böhmen aber und auch in Galizien regten sich nun ähnliche Forderungen nach abgesonderter Landesverwaltung und eignen Ministerien. In Prag verlangte man sogar die Erneuerung des Königreichs Böhmen. Die Regierung in Wien hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, um diese Bewegungen, zu denen sich in Böhmen ein heftig ausbrechender Haß der Tschechen gegen die Deutschen gesellte, niederzuhalten und den Zusammenhang des cisleithanischen Reiches zu bewahren. Eine andre Bewegung in kirchlicher Rich-

*) Die Leitha ist ein kleiner Nebenfluß der Donau, welcher auf den östreichischen Alpen entspringt, an Neustadt vorüberfließt und in Ungarn mündet.

tung erhob sich gegen das seit 1855 bestehende Concordat. So lange dieser die Macht der römischen Kirche begünstigende Vertrag Geltung hatte, schien eine Neugestaltung der Staatsverhältnisse nicht möglich zu sein. Schon 1867 wurde ein Antrag auf die Aufhebung desselben im Reichstage gestellt; er wurde zwar abgelehnt, aber im nächsten Jahre drei konfessionelle Gesetze festgestellt, welche dem Staate die Leitung des Schulwesens übertrugen, die Civilehe gestatteten und die Rechte der verschiedenen Religionsverwandten ordneten. Die Geistlichkeit, deren Befugnisse dadurch sehr eingeschränkt wurden, widersprach, aber vergeblich. Was nun vom Concordate noch übrig war, wurde nach der Annahme der päpstlichen Unfehlbarkeit im Jahre 1870 als durch dieselbe für aufgehoben erklärt, weil das persönliche Wesen des Papstes und seine Gewalt nun nicht mehr die nämliche sei, wie zur Zeit der Abschließung des Concordates. Daß diese kirchlichen Kämpfe in Oestreich das Volksleben tief bewegten, war bei dem großen Anhange, der sich um den Klerus schaarte, leicht verständlich. Die Gegenpartei aber beutete alles aus, was zur Schwächung des clericalen Ansehns diente. Einer der schlimmsten Vorfälle dieser Art war die Entdeckung der an einer Nonne, Barbara Ubryk, verübten Grausamkeit. Diese Unglückliche war wegen eines Vergehens gegen die klösterliche Zucht 1848 im Kloster der Karmeliterinnen zu Krakau in den Kerker geworfen worden und schmachtete nun in demselben bereits 21 Jahre, hülflos und vergessen. Auf eine namenlose Anzeige wurden Nachsuchungen angestellt; man fand sie wahnsinnig, in bedauernswerther Blöße, in finstrer Zelle auf altem Stroh. Diese unmenschliche Härte erregte einen Sturm von Unwillen und Zorn. Ein Prozeß gegen die Aebtissin und den Beichtvater des Klosters wurde eingeleitet, nicht lange darauf jedoch eingestellt. Aber das Ministerium beschränkte durch eine Verordnung die Strafgewalt der geistlichen Behörde über Mönche und Nonnen. Wichtig in Beziehung auf äußere Verhältnisse war der Condolenzbesuch, welchen Napoleon III. mit seiner Gemahlin nach dem unglücklichen Ende Maximilians von Mexico dem östreichischen Kaiserpaar in Salzburg abstattete, August 1867. Wahrscheinlich sollte zugleich der Versuch eines Bündnisses gegen Preußen gemacht werden, doch ging Oestreich darauf nicht ein. Im October 1869 ereignete sich ein Aufstand in Dalmatien gegen die dortige Einführung des neuen Militärgesetzes. Er konnte nur mit Waffengewalt unterdrückt werden. —

Italien hatte trotz seiner Unfälle im Kriege von 1866 den Besitz Venetiens erlangt und sich dadurch dem Ziele seiner nationalen Bewegung sehr nahe gebracht. Länger als tausend Jahre war Italien der Schauplatz mannichfaltiger Fremdherrschaft gewesen, und zum erstenmal seit so langer Zeit gehörte es allein sich selbst. Die ganze Nation feierte dieses Ergebniß des Friedens mit enthusiastischer Freude, und König Victor Emanuel wies im Parlamente mit Stolz auf das große Ereigniß hin, daß Italien nun von jeder Fremdherrschaft frei geworden sei. Zur Vollendung der nationalen Wünsche fehlte jetzt nur noch die Vereinigung von ganz Italien zu einem Königreiche, d. h. die Verschmelzung des noch bestehenden Kirchenstaates, vornämlich seiner Hauptstadt Rom, mit dem übrigen Italien. Weder die Größe, noch die reale Bedeutung dieses Gebietes machten das Verlangen darnach so heftig, die Versagung so empfindlich; der Besitz von Rom für das Königreich Italien war ein Ehrenpunkt, eine nicht zu beseitigende geschichtliche Consequenz, der Nichtbesitz dagegen ein Zeichen von Unfertigkeit und Schwäche. Und doch schien dieses letzte Ziel der Einheitsbewegung unerreichbar. Denn so lange dort die weltliche Herrschaft des Papstes bestand, war an eine Vereinigung mit Italien nicht zu denken. Daß diese weltliche Macht des Papstes aber nicht auf eigener Kraft, sondern auf dem Schutze Frankreichs ruhe, vermehrte nur die Unbehaglichkeit und Unruhe der Situation. Die italienische Regierung machte zwar aus ihrer Ueberzeugung kein Hehl, daß die weltliche Herrschaft des Papstes im Widerspruch stehe mit den Forderungen der Zeit, allein sie meinte, daß die letzte Entscheidung in dieser Sache von den Römern selbst ausgehen müsse und sie erklärte damals, daß sie die päpstliche Regierung nicht stürzen werde. Im December 1866 räumten die Franzosen Rom. Doch ging man bei dem Abzuge der französischen Truppen nicht ganz ehrlich zu Werke, denn es wurde in der Stadt Antibes ein Truppencorps für den Papst angeworben, die Legion von Antibes genannt. Sie bestand größtentheils aus französischen Soldaten und wurde von französischen Officieren befehligt. Als diese Umgehung des Septembervertrages (siehe Bd. IV. S. 322) offenkundig wurde, äußerte sich allgemein und laut der Unwille der Italiener. Garibaldi war nicht lange nach dem Abzuge der Franzosen von Caprera nach Oberitalien herübergekommen, um einen Zug gegen Rom in Bewegung zu bringen. Er verabscheute nicht die weltliche Herrschaft des Papstes allein, sondern das Papstthum überhaupt und

äußerte sich in den heftigsten Ausdrücken gegen dasselbe. Von Florenz aus war er eben im Begriff, sich an die römische Grenze zu begeben und den Angriff auf Rom zu beginnen, als er auf Geheiß der Regierung verhaftet (23. Septbr. 1867) und nach Alessandria gebracht, bald aber nach Caprera entlassen wurde. Die französische Regierung hatte zur Wachsamkeit gegen Garibaldi's Umtriebe und Wagnisse aufgefordert. Im Juni war in Rom ein großes kirchliches Fest gefeiert worden. Es war der Gedenktag des Märtyrertodes Petri, den der Apostel vor achtzehnhundert Jahren erlitten hatte. Auf die Einladung des Papstes waren über 400 Bischöfe und viele tausend Priester erschienen. Mit großem Glanze wurde die Feier begangen; die Bischöfe und zahlreiche Städte Italiens versicherten dem Papste ihre Ergebenheit und Treue, der seinerseits bei dieser Veranlassung die Einberufung eines Concils in Aussicht stellte. So wechselten um Pius IX. die Eindrücke der Verlassenheit und der Ermuthigung. Denn auch nach Garibaldi's Entfernung griff die Bewegung für einen Freischaarenzug gegen Rom immer lebhafter um sich. Es gelang Garibaldi in einer dunklen Nacht, den Kriegsschiffen, welche um Caprera kreuzten, zu entwischen und wieder in Florenz zu erscheinen, wo er das Volk für die Theilnahme an seinem Unternehmen aufregte und dann in das Lager der Freischaaren eilte. Napoleon III. ließ darauf seine Flotte und Landungstruppen von Toulon nach Rom abgehen. Victor Emanuel und seine Regierung befanden sich in einer schwierigen Lage. Ihrer innersten Gesinnung nach hätten sie gern Rom durch italienische Truppen besetzen lassen, auf der andern Seite drohte der dann unvermeidliche Krieg mit Frankreich alles bisher Errungene in Frage zu stellen. Der Versuch eines Aufstandes in Rom, 22. October, wobei eine Zuavencaserne in die Luft gesprengt worden war, scheiterte. Der König entschied sich dafür, den Krieg mit Frankreich zu vermeiden; doch rückten, da Garibaldi die römische Grenze überschritten hatte, auch königliche Truppen dort ein. Rom wurde am 30. October von französischen Truppen besetzt. Garibaldi hatte sich in Monte Rotondo, drei Meilen vor Rom, verschanzt. Als er von hier abziehen wollte, wurde er von den päpstlichen Truppen, denen eine französische Brigade folgte, bei Mentana angegriffen, 3. November. Schon waren die Päpstlichen unter General Kanzler geschlagen, da nahmen die Franzosen mit ihren Chassepotgewehren den Kampf wieder auf und brachten den Freischaaren eine blutige Niederlage bei. Das

von Anfang her von Intriguen umspannte und den Widerstand nicht genügend berechnende Unternehmen war gescheitert. Garibaldi selbst wurde auf dem Rückwege nach Florenz wiederum verhaftet, aber nach einigen Wochen gestattete man ihm, da er erkrankt war, die Rückkehr nach Caprera. Hier in seiner Zurückgezogenheit verblieb er, bis ihn im deutsch-französischen Kriege seine Theilnahme für die Vertheidigung der Republik auf den dortigen Kriegsschauplatz zog. Die königlichen Truppen verließen den Kirchenstaat, während die französischen zwar nicht in Rom selbst, aber doch auf römischem Gebiet in Civitavecchia stehen blieben. Diese Intervention und fortdauernde Occupation trug nicht wenig dazu bei, die bisher so lebhafte Stimmung für Frankreich abzukühlen. Und wenn die Besitznahme Roms auch jetzt mißlungen war, so blieb doch Rom als die Hauptstadt Italiens das Ziel der Gedanken.

Auch außer dieser römischen Angelegenheit hatte die italienische Regierung, deren Minister-Präsidenten in diesen Jahren Ricasoli, Natazzi, Menabrea und Lanza waren, große und schwere Aufgaben durchzuführen. Die Verschmelzung so vieler, bisher völlig getrennter, ja sogar eifersüchtig einander gegenüber stehender Landestheile zu einem Ganzen, die Befriedigung bedeutender, gleichzeitig herandringender Bedürfnisse, die daraus entstehende drückende Finanznoth erforderten eine nie versagende Kraft und Gewandtheit, Besonnenheit und Ausdauer seitens der Regierung. Dazu kam noch die mangelnde Beruhigung der Zustände. Noch waren die Italiener in zwei sich gegenseitig ausschließende Lager geschieden: Anhänger des Alten, vornämlich in Beziehung auf kirchliche Verhältnisse und Anhänger des Neuen, oft so ungestüme Freunde des nationalen Aufschwunges, daß ihnen nicht selten die Regierung noch zu langsam ging. Daher die sich wiederholenden Ausbrüche von Unruhen in Unteritalien und Sicilien, daher die Auflehnung gegen manche Maßregel der Regierung, sowie auch die anarchischen Bewegungen in Mittel- und Oberitalien, daher auch der seltsame Contrast zwischen den Beweisen lebhafter Anhänglichkeit an die römische Hierarchie und zwischen den Wuthausbrüchen gegen die Geistlichkeit, wie sie 1868 in den Kirchen zu Padua und bei der Frohnleichnams-Prozession in Venedig sich ereigneten. Die versöhnende Macht der Zeit und der wachsenden Einsicht in die Bedingungen nationaler Wohlfahrt hatten in Italien noch viele Schwierigkeiten zu überwinden und auszugleichen. Erfreuliche Zeichen der erstarkenden Selbständigkeit waren der begeisterte Em-

pfang, welcher dem Kronprinzen von Preußen während seiner Anwesenheit bei der Vermählung des Kronprinzen Humbert 1868 zu Theil wurde, und auch die seit 1869 wahrnehmbare Wiederherstellung freundlicher Beziehungen zu Oestreich. —

Spanien hat in dem Zeitabschnitte, den wir hier zusammenfassen, die entscheidendste Veränderung seiner Zustände erfahren, eine Revolution, welche nicht wie die bisherigen häufigen Aufstände nur dem Ehrgeiz und der Intrigue der Parteihäupter diente, sondern deren Ziel eine Erneuerung Spaniens sein sollte und in welcher, wenn auch nur vorübergehend, das Königshaus wechselte. Keiner der spanischen Bourbons seit Philipp V. hatte mit Größe und Glück regiert, Regentenruhm oder Heldenglanz waren in diesem Königshause nicht heimisch. Auch unter Isabella II. waren Palastintriguen, Militäraufstände, erbitterte Parteikämpfe und Bürgerkrieg an der Tagesordnung. Die Königin, durch eine Aenderung im Erbfolgerecht als dreijähriges Kind auf den Thron gelangt, hatte im Alter von 13 Jahren die Regierung selbst übernommen. Weder dies frühe Alter, noch ihr gutmüthiger aber schwacher Charakter waren geeignet, dem Einflusse eines nun unumschränkten Willens und der verlockenden Herrlichkeit der Genüsse und der Machtübung Widerstand zu bieten. Isabella II. hatte in ihrem Anfange nicht unlöblich regiert, aber ihre besseren Eigenschaften traten allmählich zurück; sie zeigte sich als Herrscherin mehr listig und eigensinnig, als weise und fest, und gab sich in ihrem Privatleben mit steigender Rücksichtslosigkeit unedlen Neigungen und verächtlicher Günstlingswirthschaft hin. An der Spitze des Ministeriums stand O'Donnell, Herzog von Tetuan. Er hatte früher der Partei der Progressisten (Fortschrittsmänner) angehört, stand aber trotz seines im Kriege gegen Marokko erworbenen Ansehns weder bei der Hofpartei, noch bei den Progressisten in rechtem Vertrauen. Um ihn zu stürzen, machte General Prim 1866 im Januar den Versuch eines Aufstandes in Aranjuez. Er wurde vereitelt und Prim entfloh. Dieser General, kühn, offen und durch und durch soldatisch, besaß eine große Popularität und konnte, da er von einem ruhelosen Ehrgeiz erfüllt war, unter günstigen Umständen zu einer bedeutenden Rolle berufen sein. Im Juni desselben Jahres brach in Madrid ein Militäraufstand aus, dessen Unterdrückung viel Blut kostete. O'Donnel hatte den Thron gerettet, da man ihn nun aber nicht weiter zu bedürfen glaubte und ihm dies nicht verhehlte, nahm er seine Entlassung. An seine Stelle trat General Narvaez, welcher

1867 im August schon wieder einen durch Prim von Belgien aus eingeleiteten Aufstand in Catalonien und Andalusien zu bekämpfen hatte. Narvaez starb im April 1868; ihm folgte als Ministerpräsident Gonzalez Bravo, welcher, die Befestigung der absoluten Herrschergewalt erstrebend, wenige Monate darauf, um neuen Militärunruhen vorzubeugen, eine Anzahl angesehener Generale, unter ihnen auch Serrano, verhaften und nach den balearischen und canarischen Inseln, oder in feste Plätze Spaniens abführen ließ. Auch der Herzog von Montpensier erhielt, obgleich seine Gemahlin die einzige Schwester der Königin war, den Befehl das Land zu verlassen. Diese Gewaltschritte erregten große Erbitterung in der Armee, und die verbannten Generale, mit ihnen auch Prim, schmiedeten nun Pläne zum Umsturz der Regierung. Am 17. September 1868 erfolgte in Cadix der Ausbruch der Revolution. Der Befehlshaber der dortigen Kriegsschiffe, Admiral Topete, proclamirte den Angriff gegen die Regierung; die Besatzung der Flotte und der Stadt erklärte sich für den Aufstand. Prim eilte aus England herbei, auch Serrano und die andern verbannt gewesenen Generale fanden sich ein; sie kündigten in einem gemeinschaftlichen Manifest an die Spanier die politische und sociale Wiedergeburt des Landes an. Ihr Wagniß fand Beifall und Theilnahme, in Sevilla zuerst erhob sich der Ruf: „Nieder mit der Dynastie!" Die Königin befand sich nicht in Madrid, sondern in St. Sebastian, in der Nähe von Biarritz, um mit Napoleon III., der dort weilte, eine Zusammenkunft zu haben. Gonzalez Bravo war bei der ersten Kunde von der Revolution aus Madrid nach Frankreich geflüchtet. Als diese Nachrichten die Königin erreichten, bemächtigte sich ihrer die größte Unentschlossenheit. Mehrmals war sie im Begriff nach Madrid zurück zu eilen, und jedesmal schrak sie vor der Ausführung des Entschlusses zurück. Als aber ihre Truppen unter General Novaliches an der Brücke von Alcolea, zwischen Sevilla und Cordova, von Serrano geschlagen wurden, und auch Madrid sich für die Revolution erklärte, da verließ sie ihr Königreich und begab sich nach Frankreich. Zunächst nahm sie ihren Aufenthalt in Pau, später in Paris. Napoleon III. widmete ihr seine persönliche Theilnahme, enthielt sich aber jeder Einmischung in die spanischen Angelegenheiten. Er konnte damals bei seiner kurzen Begegnung mit der flüchtigen Königin in Biarritz nicht ahnen, daß sich von diesem Momente aus eine Kette von Begebenheiten zusammenschließen werde, welche auch ihm seine Krone kosten

und ihn aus Frankreich verbannen sollten. Isabella II. entsagte im Juni 1870 dem Throne Spaniens zu Gunsten ihres Sohnes Alphons, des Prinzen von Asturien.

Die spanische Nation aber wollte von einer Wiederherstellung der Bourbonen nichts mehr wissen. Es bildete sich eine provisorische Regierung, deren Häupter natürlich Serrano und Prim waren. Ihnen gesellte sich ein aus der Verbannung zurückgekehrter Staatsmann, Olozaga, zu. Sehr entschiedene Verordnungen, wie die über Gewissensfreiheit (protestantische Kapellen in Madrid und Sevilla), Befreiung des Volksunterrichts von der Herrschaft der Kirche, Aufhebung der Jesuitenklöster, sollten den langen Druck der Unwissenheit und Intoleranz lösen. Daß ein solcher Fortschritt der Bildung bei dem in Armuth und geistige Unmündigkeit versunkenen Volke Spaniens nur langsam Eingang finden konnte, war erklärlich. Im Februar 1869 traten die constituirenden Cortes zusammen und vollendeten bis zum Juni die neue Verfassung. Man hatte die monarchische Regierungsform beibehalten, denn die republikanische Partei (Castelar) fand geringen Anhang im Volke, und ihre Aufstände in Cadix und Malaga scheiterten. Serrano sollte als Regent das Haupt der Regierung bleiben, Prim wurde Präsident des Ministeriums. Als es nun aber galt, einen König zu finden, erschien die spanische Krone als ein wenig begehrtes Ziel fürstlichen Ehrgeizes. Der Marschall Espartero hatte seines hohen Alters wegen die Bewerbung um die Krone zurückgewiesen, auch der König Ferdinand von Portugal lehnte sie ab. Unterhandlungen am italienischen Königshofe wegen der Wahl des Herzogs von Genua, eines Neffen Victor Emanuels, und als diese an der unbesieglichen Abneigung der Mutter des Prinzen scheiterten, wegen der Wahl des Herzogs von Aosta, des zweiten Sohnes des Königes, hatten keinen Erfolg. Der Herzog von Montpensier, welcher als Gemahl der Schwester der Königin die nächste Aussicht auf den Thron von Spanien zu haben schien, verlor allmählich an der Zahl seiner Freunde und Anhänger, und als er den Infanten Heinrich, einen Bruder des Exkönigs Franz, im März 1870 im Zweikampf getödtet hatte, konnte er auf seine Erwählung nicht mehr hoffen. Nach dem Fehlschlagen dieser Bemühungen und Erwartungen wurden Unterhandlungen mit dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen angeknüpft. Die persönlichen Eigenschaften dieses Prinzen, welcher wie seine Familie der katholischen Religion angehörte, seine nahen verwandtschaftlichen Beziehungen

zu dem Könige von Portugal und dem Kaiser Napoleon III.,*) seine Verbindung mit dem preußischen Königshause, alle diese Umstände begünstigten seine Wahl, zu deren Annahme, obwohl nur zögernd er sich bereit erklärte, Juni 1870. Als aber Napoleon III. und seine Regierung aus dieser Erhebung eines Hohenzollern auf den spanischen Thron die Ursache zu einem Kriege mit Preußen zu machen beabsichtigten, da trat Prinz Leopold, „um eine untergeordnete Familienfrage nicht zu einem Kriegsvorwande heranreifen zu lassen,“ von seiner Thronkandidatur zurück, 12. Juli. Dem dennoch ausbrechenden Kriege gegenüber erklärte sich Spanien neutral. Die Aufgabe, einen König zu suchen, kehrte von neuem zurück. —

Portugal, das zweite Königreich auf der iberischen Halbinsel, hatte zwar auch unter den Nachtheilen eines zu häufigen Ministerwechsels zu leiden, schritt aber in seiner Industrie, wie sich dies auf der Pariser Weltausstellung zeigte, sehr glücklich vorwärts. Durch das in Spanien wiederholt auftretende Streben, sich von dem entarteten Königshause loszusagen, war der Gedanke an eine Vereinigung von Spanien und Portugal unter einem Könige und einer Verfassung, die sogenannte iberische Idee, aufgetaucht, aber sie fand in Portugal, wo man mit einer Art von Particularismus an den historischen Erinnerungen und an abgesonderter Selbständigkeit festhielt, wenig Beifall. Ein von dem alten Marschall Saldanha im Mai 1870 angezettelter Militäraufstand brachte den Marschall an die Spitze des Ministeriums, hatte aber sonst keinen Erfolg. Saldanha mußte schon im August wieder zurücktreten. —

Wir kommen zu Frankreich. Napoleon III. hatte, wie am Schluß des 150. Abschnitts bemerkt wurde, mit seinem Siege über Oestreich im italienischen Kriege und mit dem Erfolge seiner Bemühung für die Neugestaltung Italiens den Scheitelpunkt seines Ansehens erstiegen. Von da ab kam sein Stern ins Sinken, und auch ihn erfaßte das Schicksal, welches nur in den Fristen, die es vergönnt, ungleich waltend, alle menschlichen Dinge hinauf und wieder herabführt. Der Kaiser hatte nach Außen hin eine vorherrschende Stellung erlangt, es gab keine Macht in Europa, welche

*) Die Mutter des Prinzen Leopold ist eine Tochter der Adoptivtochter Napoleon I., Stephanie, Großherzogin von Baden; seine Gemahlin eine Schwester des Königs Ludwig v. Portugal.

mit ähnlichem Glanze der Erfolge ihm an die Seite treten konnte. Nun mußte er seit 1866 sehen, wie die Erfolge Preußens und des aufstrebenden norddeutschen Bundes ganz unerwartet und seinen Plänen zuwider eine bedeutungsvolle Stellung einnahmen. Im Inneren hatte Napoleon III. unter dem Scheine einer demokratischen Grundlage einen energischen Absolutismus gegründet, aber das so lange ermüdete Frankreich begann sich wieder zu regen, und die politischen Leidenschaften rüttelten an den Ketten, mit denen er sie fesselte. Die Allgewalt, welche er dort und hier geübt hatte, begann sich seiner Hand zu entziehen, und vergebens erschöpfte er sich in Versuchen, sie festzuhalten.

Dieses Hinabsteigen von der Höhe war erst nach dem Sturze des französischen Kaisers völlig zu überblicken, in den Jahren vorher vollzog es sich nur in einzelnen Momenten erkennbar. Denn Napoleon III. nahm auch in dieser Zeit immer noch eine imponirende und glanzvolle Stellung ein. Nie schien er größer gewesen zu sein, als während der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867. Dieses friedliche Verbrüderungsfest der Culturinteressen aller europäischen und vieler außereuropäischen Nationen übertraf in seiner Großartigkeit, seiner Pracht und seinem Geschmack alle bisherigen Unternehmungen dieser Art. Vier Jahre waren über den Vorbereitungen dazu hingegangen, am 1. April wurde die Ausstellung vom Kaiser selbst eröffnet. Auf dem Marsfelde war das riesige Ausstellungsgebäude errichtet worden, in welchem nun jede Nation in abgesonderten Sälen die Ergebnisse der Industrie und der bildenden Kunst dem Auge der Beschauer darbot. An dieses Gebäude reihten sich nicht bloß die fast zahllosen Räumlichkeiten für die Erholung, die Unterhaltung und das Vergnügen, sondern auch fremdartige Bauwerke für die Schaulust und die Betrachtung, wie ein mexikanischer Tempel, ein Tempel vom Ufer des Nil, eine türkische Moschee, ein türkischer Kiosk, ein tunesischer Palast u. s. w. Die Zahl der Besucher, anfänglich wegen der durch die luxemburgische Frage erregten Befürchtungen noch schwach, steigerte sich bald zu einem sinnverwirrenden Gewühl. Vornemlich aber wurde der Glanz dieser Tage durch die Besuche der Fürsten erhöht, welche der Einladung Napoleon III. gefolgt waren. Es kamen der Kaiser von Rußland, gegen welchen bei einer Parade im Gehölz von Boulogne ein; glücklicherweise verfehltes, Attentat von einem Polen verübt wurde; der Kaiser von Oestreich, König Wilhelm und der Kronprinz von Preußen, die Könige von Baiern, Württemberg,

Belgien und Portugal; auch der türkische Sultan und der Vicekönig von Aegypten fanden sich ein.

Paris hatte noch niemals eine gleiche, seiner Bedeutung dargebrachte Huldigung gesehen. Es durfte kaum mehr Befremdung erregen, wenn die durch die Zeiten Ludwig XIV. und Napoleon I. emporgetriebene Eitelkeit der Franzosen sich zu dem Dünkel steigerte, daß sie die glanzvollste, mächtigste Nation in Europa seien, mit welcher keine andre Nation rivalisiren dürfe (Chauvinismus).*)

Aber der Anspruch Napoleon III., die großen politischen Verhältnisse Europas mit seiner Macht beeinflussen zu wollen, hatte, wie schon gesagt, einen Rückgang erfahren. Das Mißlingen der mexikanischen Unternehmung, der vergebliche Versuch einer Intervention bei dem polnischen Aufstande, sein abwartendes Verhalten bei dem deutsch-dänischen Kriege und auch der Ausgang der Luxemburger Frage drückten die bisher so hohe Meinung von seiner Energie und seinem Glück sehr herab. Er bemühte sich durch geheime Unterhandlungen, Preußen für eine Vergrößerung Frankreichs auf dem linken Rheinufer oder durch Belgien zu stimmen, wofür die Einwilligung zur Annexion von Süddeutschland dargeboten wurde. Preußen ging auf solche Verlockungen nicht ein. Ebenso vergeblich war der doppelzüngige Versuch, Oestreich bei dem Condolenzbesuch in Salzburg, August 1867, für ein Bündniß gegen Preußen zu gewinnen. Da nun aber die Vergrößerungssucht und der Neid gegen das aufstrebende Preußen der französischen Regierung keine Ruhe ließen und zu dem Gedanken an einen Krieg hintrieben, so wurde eine Neubewaffnung (Chassepotgewehr, Mitrailleuse) und Reorganisation der französischen Armee ins Werk gesetzt, Anfang 1868. Es gab am Hofe der Tuilerien eine von der Kaiserin unterstützte Partei, welche im Kriege das einzige Mittel sah, eine Vergrößerung zu erlangen, der Ruhmsucht und Eitelkeit des Volkes eine neue Befriedigung zu geben, das unruhige Drängen um politische Freiheiten nach außen abzuleiten, und so die Dynastie zu sichern. Der Kaiser selbst sah wohl ein, daß seine bisherigen Künste anfingen verbraucht und wirkungslos zu werden; auch wurde er von Kränklichkeit geplagt. Er schwankte, oder schob doch zögernd

---

*) Die Bezeichnung „Chauvinismus" ist durch ein französisches Bühnenstück entstanden, in welchem Chauvin, ein alter feuriger Invalide aus der großen Armee seiner Erbitterung über die Niederlagen Napoleon I. in tragikomischer Weise Luft macht.

seinen Entschluß hinaus. Um das erschütterte Vertrauen und die sein Prestige umgebende Bewunderung wieder zu befestigen, begann er Reformen im Innern und gewährte den Verhandlungen im gesetzgebenden Körper, der Presse und dem Vereinsrecht einige bisher vorenthaltene Freiheiten. Wie sehr sich Napoleon III. dabei auch zu sichern gedachte, die Halbheit der Gabe erwarb ihm keinen Dank, erregte aber das Verlangen nach weiteren Zugeständnissen. Sichtbare und verborgene Mächte schoben den Kaiser weiter auf der einmal angetretenen Bahn. Im gesetzgebenden Körper erfuhr die auswärtige Politik der Regierung scharfe Angriffe durch den greisen Thiers, Jules Favre und Ollivier; die Opposition in der Presse stachelte ohne Scheu die Leidenschaften auf, namentlich richtete ein junger Publicist, Rochefort, in seinem Journal „Die Laterne" die rückhaltlosesten Angriffe gegen die Person und das Haus des Kaisers. Die Erinnerungen an den Staatsstreich vom 2. December 1851 wurden wieder angefacht, als die Regierung politische Demonstrationen, welche im November 1868 am Grabe eines damals im Straßenkampfe gefallenen Abgeordneten Baudin vorgekommen waren, verfolgen ließ.*) Hier machte sich der Advocat Gambetta zum erstenmal als heftiger Gegner Napoleon III. bemerklich. Den furchtbarsten Eindruck aber machte es, als Prinz Peter Bonaparte, ein naher Verwandter des Kaisers, in seiner Wohnung einen jungen Journalisten, Le Noir, erschoß, weil er von ihm thätlich angegriffen worden zu sein behauptete. Der Prinz seinerseits war als ein heftiger, schroffer Charakter bekannt; er stellte sich sogleich nach der That zur Verhaftung. Nur mit Mühe ging die Beerdigung Le Noirs ohne blutigen Zusammenstoß des Volkes mit der Militärmacht vorüber. Bei dieser Veranlassung, wie auch in einigen andern Fällen, zeigte sich eine durch socialistische Umtriebe genährte furchtbare Verwilderung der Proletariermassen, deren Sinnen und Trachten weit über politische Reformen hinausging. Der Kaiser aber beschäftigte sich jetzt viel mit solchen Reformen. Er hatte im December 1869 ein liberales Ministerium ernannt, an dessen Spitze der frühere Republikaner Ollivier getreten war, und die Absicht ausgesprochen, seine Kaisergewalt mit constitutionellen Einrichtungen in Einklang zu bringen. Die nothwen-

*) Die Kirchhöfe in Paris werden am 2. November, dem Tage Allerseelen, viel besucht und die Grabstätten mit Kränzen geschmückt. An Baudin's Grabe waren Reden gehalten worden.

digen Abänderungen der Verfassung sollten durch ein Plebiscit bestätigt, d. h. dem französischen Volke zur Entscheidung vorgelegt werden. Diese Abstimmung geschah im Mai 1870. Die ländliche Bevölkerung hatte fast überall dem Kaiser zugestimmt, in Paris und den großen Städten war die Mehrzahl der Stimmen ablehnend. Auch in der Armee stimmte eine erhebliche Anzahl gegen die Regierung. Der Kaiser schien durch das Ergebniß im Ganzen befriedigt zu sein. Kurze Zeit aber nach dem Plebiscit brach der Krieg gegen Deutschland aus. —

Aus den geschichtlichen Begebenheiten in den kleineren Nachbarstaaten Frankreichs beschränken wir uns auf wenige allgemein wichtige Mittheilungen. Die Schweiz war mehrmals der Schauplatz von Zusammenkünften und Congressen; ihre Lage zwischen Deutschland, Italien, Frankreich macht sie dazu sehr geeignet. 1863 traten hochherzige Männer in Genf zusammen, mit dem Zwecke, das Loos verwundeter und erkrankter Krieger möglichst zu erleichtern. Man vereinbarte 1864 die Genfer Convention, welche sich in den Kriegen 1864, 1866, 1870—71 trefflich bewährt hat; alle europäischen Staaten sind ihr beigetreten. Das Zeichen ist das rothe Kreuz im weißen Felde. Wo diese Fahne weht, sind Verbandplätze, Lazarethe und Hospitäler auch im Kampfe und unter feindlichen Truppen neutral; Aerzte und Sanitätsbeamte dürfen bei den Verwundeten und Kranken ausharren, denn sie werden vom Feinde nicht gefangen genommen. Mit einem Wort: der verwundete, kampfunfähig gewordene Feind ist kein Feind mehr, er ist unsrer Hülfe bedürftig und sie wird ihm gewährt. Welch herrlicher Triumph der Humanität! Andere Tendenzen verfolgten die internationalen Congresse der Arbeiter (in Lausanne, Septbr. 1867), der Friedens- und Freiheitsliga (in Genf, Septbr. 1867 — in Bern, Septbr. 1868 — in Lausanne, Septbr. 1869). Alle diese Versammlungen, zu denen hauptsächlich Mitglieder der socialistischen und radicalen Parteien herbeieilten, verfolgten den Zweck, eine Umgestaltung der socialen Organisation vorzubereiten und die bestehenden Verhältnisse zu erschüttern. Ein Unternehmen von großer practischer Wichtigkeit, war der Plan einer Gotthardbahn, besonders bedeutsam für Deutschland und Italien, denn die bisherigen Verbindungen zwischen diesen Ländern waren westlich in der Hand Frankreichs, östlich in der Oestreichs. —

In Belgien hatte nach dem Tode Leopold I., 10. December 1865, sein Sohn, Leopold II., den Thron bestiegen. Die Schwester

des Königs, die unglückliche Kaiserin Charlotte von Mexico, wurde in Schloß Tervueren aufgenommen, aber auch die sorglichste Pflege ihrer königlichen Verwandten vermochte nicht, die Schatten, die ihren Geist umdüsterten, zu bannen. Nach Belgien hin lauerten in diesen Jahren die Annexionsgelüste Napoleon III. Da ihn die geheimen Verhandlungen mit Preußen nicht vorwärts brachten, sollte der Plan durch eine Verschmelzung der belgischen Eisenbahnen mit der französischen Ostbahn und dann durch eine Zolleinigung eingeleitet werden. Die Regierung in Brüssel durchschaute das Vorhaben und wußte es zu vereiteln. — Aus den Niederlanden gab es außer der schon abgehandelten Luxemburger Frage und der Ausweisung der Welfenlegion etwas Bedeutendes nicht zu erwähnen. —

England bildete hinsichtlich des Einflusses auf die politischen Verhältnisse Europas einen Gegensatz zu Frankreich. Während dieses von seinen ruhelosen Ansprüchen auf Einmischung in auswärtige Dinge bis zum Kriege sich treiben ließ, hielt die Regierung Englands an der Bewahrung des Friedens fest und scheute dabei ganz und gar nicht den Anschein eines herabsinkenden Ansehns. Jedenfalls wurde mit größter Sorgsamkeit die Macht der Flotte behütet. Aber in der Machtsphäre seiner außereuropäischen Besitzungen wies England energisch jede Schädigung seines Ansehns zurück. Aus dieser Anschauung erklärt sich der sonst so abenteuerlich erscheinende Kriegszug gegen Abessynien. In diesem Lande war die Autorität der alten Könige bis zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgekommen, und einer der gegen einander kämpfenden Häuptlinge hatte sich durch Kühnheit und Talent unter dem Namen Theodor zur Würde des Königes (Negus) aufgeschwungen. Anfänglich nicht ohne Verdienst regierend zeigte er doch bald wilden Trotz und Grausamkeit. Auch die bei ihm weilenden Missionäre und andere Europäer wurden mit Härte behandelt, selbst den englischen Consul ließ Theodor gefangen setzen. Die englische Regierung forderte Genugthuung und die Freigebung der Gefangenen und sah sich, als diese hartnäckig verweigert wurde, gezwungen, nun auch ihrerseits Gewalt anzuwenden. Die Expedition gegen Abessynien wurde in Ostindien ausgerüstet und ging im October 1867 von Aden aus an ihr Bestimmungsziel ab. Es waren 12,000 Mann, unter ihnen 8000 Indier (Sipahis) Oberbefehlshaber war Sir Robert Napier. Er traf im Januar 1868 bei dem Heere ein. Archäologen, Geographen und Naturforscher be-

gleiteten die Expedition, um auch aus diesem Feldzuge in einem noch wenig bekannten Lande den Wissenschaften Gewinn zuzuführen. Das Vordringen in dem unwegsamen Gebirgslande, das Ueberschreiten der Schluchten und überschwemmten Thäler war sehr schwierig; endlich kam man vor der Bergfestung Magdala an, wohin sich König Theodor zurückgezogen hatte. Ein am 10. April von ihm unternommener Angriff gegen die Engländer endete bald mit einer Niederlage; sein Muth war gebrochen und er begann zu unterhandeln. Napier forderte Unterwerfung; König Theodor wies dieses Ansinnen zurück, entließ aber am 11. und 12. April die Gefangenen in die Freiheit. Als diese aus so langer Gefahr erlösten Männer, Frauen und Kinder, 60 an der Zahl, den Berg herabeilten, empfing sie das englische Heer mit lautem Jubel. Sie gingen über Suez nach Europa zurück. Als auf nochmalige Forderung der Unterwerfung König Theodor, ungeachtet die meisten seiner Leute ihn verließen, erklärte, daß er lieber fallen wolle, wurde am 13. April die Festung erstürmt und bald wehte die englische Fahne auf dem Gipfel des Berges. Den König fand man als Leiche; er hatte sich in einer Hütte hinter dem zweiten Festungsthore mit einem Pistolenschuß den Schädel zerschmettert. Seine Gemahlin starb auf dem Rückzuge, sein Sohn, ein siebenjähriger Knabe, wurde nach England gebracht. Anfang Juni 1868 verließ das Expeditionsheer Abessynien wieder; seine einzige Aufgabe, Herstellung der Autorität Englands in jenen Ländern, war erreicht.

In seinen inneren Verhältnissen schritt England zu einer Erweiterung seiner Verfassung, indem durch die Annahme der Reformbill, August 1867, das Wahlrecht zum Parlament auf eine größere Anzahl Wähler ausgedehnt und dadurch das Haus der Gemeinen näher mit dem Volke verbunden wurde. Die öffentliche Ruhe und Sicherheit erlitt Störungen durch die Umtriebe der Feniers (siehe Seite 343), welche in Irland fortdauerten und auch in England sich zeigten. Wegen Tödtung eines Konstablers bei einem Auflauf in Manchester, waren drei Feniers hingerichtet worden. Darüber geriethen ihre Genossen in große Aufregung; es wurden Trauerumzüge gehalten und am 13. Decbr. 1867 sogar die Mauern eines Gefängnisses, in welchem Feniers eingesperrt waren, in die Luft gesprengt. Auch London wurde durch fenische Brandstiftungen beunruhigt. Um eine Hauptursache der Erbitterung der Irländer zu beseitigen, entschloß sich die Regierung

und das Parlament, 1869, die irische Staatskirche, d. h. die Vorrechte der anglikanischen Kirche in Irland, aufzuheben. Es waren diese Privilegien in der That ein Mißbrauch, denn die Zahl der Protestanten in Irland beträgt nur 6 bis 700,000 und doch haben sie eine unverhältnißmäßig zahlreiche Geistlichkeit, deren Einkünfte aus den Besitzthümern auf der Insel und den Steuern der überwiegend katholischen Bevölkerung sich auf 4 Millionen Thaler beliefen. Auch die Erleichterung des größtentheils sehr drückenden Verhältnisses der Pächter in Irland zu ihren Grundherren wurde angestrebt, zugleich aber auch gegen jede gewaltthätige Selbsthülfe der Irländer kraftvoll eingeschritten. Zur Hebung der Volksbildung in England, welche die Humanität sowohl als auch nach der Erweiterung des Wahlrechts die Staatsklugheit forderte, legte das 1870 gegebene Gesetz über die Neugestaltung des Volksschulwesens einen guten Grund.

Die skandinavischen Reiche, Dänemark und Schweden mit Norwegen, bieten der Umschau dieses Abschnittes allgemein wichtige Ereignisse nicht dar. Auch bei Rußland können wir uns auf die Mittheilung beschränken, daß es mit Erfolg bei seinem Vordringen nach der westlichen Grenze Chinas hin einen vortheilhafteren Handelsweg mit diesem Reiche suchte, als der bisherige über Kiächta; daß es 1869 einen Kirgisenaufstand im Gouvernement Orenburg zu bekämpfen hatte, und daß, um Polen völlig in eine russische Provinz umzuwandeln, die entschiedensten Maßregeln ergriffen wurden. In allen Schulen, im katholischen Gottesdienste, bei der Abfassung von Gebetbüchern, Katechismen u. s. w. sollte ausschließlich die russische Sprache herrschen; auch die polnische Universität in Warschau wurde 1869 zu einer russischen gemacht. Das Wappen Polens, der weiße Adler, verschwand, und der Titel eines Königs von Polen in den kaiserlichen Verordnungen fiel hinweg. —

Die Türkei, deren Fortbestehen seit dem Auftreten der orientalischen Frage nicht auf ihrer eigenen Kraft, sondern nur auf den Beschlüssen der Politik der europäischen Großmächte beruhte, wurde durch äußere Verhältnisse mehr als durch inneres Bedürfniß zu einigen Reformen und zur Annahme europäischer Bildungsfactoren getrieben. Doch entstand dadurch nur der Schein, nicht die Wirklichkeit cultivirter Zustände, denn das türkische Volk wird eine ernsthafte Umwandlung zur Civilisation durchzuführen kaum mehr im Stande sein. 1866 brach ein Aufstand auf der Insel Candia aus. Sein Ziel war Vereinigung Candias mit Griechenland, und

offenkundig liehen die Griechen den Candioten ihre Unterstützung. Zwei Jahre vergingen unter zuweilen sehr blutigen Kämpfen, die doch keine rechte Entscheidung herbeiführten, und die Gereiztheit zwischen Griechenland und der Türkei war nahe daran, in einen Krieg auszubrechen. Schon wurde ein Corps türkischen Truppen unter Omer Pascha in Thessalien zusammengezogen. Da trat eine Conferenz der Großmächte in Paris zusammen und ordnete diese Angelegenheit, Februar 1869. Griechenland mußte seine Pläne aufgeben; Candia verblieb in türkischem Besitz, der Aufstand erlosch. Die Vermählung des Königes, Georg I., mit der russischen Großfürstin Olga, October 1867, nährte die Hoffnungen derjenigen Griechen, welche eine Erneuerung des byzantinischen Reiches wünschten und für möglich hielten. Mit solchen hochfliegenden Gedanken contrastirte auch unter Georg I. gar häufig die Wirklichkeit in Griechenland mit ihrer Finanznoth und der durch das Räuberunwesen erzeugten Unsicherheit im Lande. Serbien verlor seinen Fürsten Michael Obrenowitsch. Drei Mörder hatten ihn und seine Begleitung in seinem Parke bei Belgrad überfallen; der Fürst und eine Verwandte von ihm wurden getödtet, mehrere Personen verwundet. Rasch berief die Regierung den dreizehnjährigen Neffen des Ermordeten, Milan Obrenowitsch, aus Paris, wo er zu seiner Ausbildung sich befand, zur Nachfolge. Bis zu seiner Volljährigkeit wurde eine Regentschaft eingesetzt. Die Einführung besserer Culturzustände fand in Serbien wirksameren Eingang, als in Rumänien, wo der unaufhörliche Unfriede der Parteien, der dünkelvolle Widerstand der Bojaren und die Roheit des Volkes den wohlwollenden Absichten und der Thätigkeit des Fürsten Karl I. schwere Hindernisse entgegensetzten. Hier, wie in der Türkei und auch noch in Griechenland, erneuerte sich die alte Wahrheit, daß die Uebertragung fremder Cultureinrichtungen in ein Volksleben nur da gedeihlich wirkt, wo das Fremde gleich eingepflanzten Keimen lebensvoll, wenn auch im Anfange nur unvollkommen, sich entwickeln kann. Aufgedrungene oder doch importirte Institutionen, welche über dem Volksleben unvermittelt schweben, begünstigen gar leicht geistige und leibliche Trägheit, oder sie entfesseln die Streitsucht und die Verwirrung.

Glänzende Festlichkeiten in der Türkei und in Aegypten erregten im Herbst 1869 die Theilnahme Europas. Es war die Feier der Eröffnung des Suezkanals. Wir haben bereits in Abschnitt 147 (S. 286) dieses großartige Werk erwähnt, dessen Förde-

rung und Durchführung namentlich ein Verdienst Napoleon III. ist, was ihm immerdar zur Ehre gereichen wird. Denn von England fehlte nicht allein die Mitwirkung, sondern seine Handelseifersucht bemühte sich sogar, das Unternehmen zu erschweren oder gar zu vereiteln. Der Bau des Kanals war 1854 angefangen und jetzt soweit vollendet, daß es möglich war, die Einweihung auf den 16. November festzusetzen.*) Im Juni hatte der Vicekönig (Khedive) von Aegypten, Ismail Pascha, ein Enkel von Mehemed Ali, persönlich an den Höfen von Wien, Berlin, Paris und London zu den Feierlichkeiten der Eröffnung eingeladen. Dieser Einladung folgten die Kaiserin Eugenie von Frankreich, der Kaiser von Oestreich, der Kronprinz von Preußen, der zweite Sohn des Königs von Italien, mehrere andre Fürsten und eine bedeutende Anzahl politischer und wissenschaftlicher Notabilitäten. Die Kaiserin und die Fürsten begaben sich zunächst nach Constantinopel, wo ihnen der Sultan einen prächtigen und würdevollen Empfang bereitete. Von hier aus reiste der Kronprinz von Preußen nach Athen und dann nach Jerusalem. Der Sultan hatte der Krone Preußen einen beträchtlichen Theil des früheren Besitzthums der Johanniter in Jerusalem übergeben. Von dieser Schenkung vollzog der Kronprinz am 7. November die Besitzergreifung unter lebhafter Betheiligung der dortigen Deutschen, welche die auf dem alten Gemäuer aufgepflanzte preußische Fahne mit Begeisterung begrüßten. Auf dieser Stätte soll sich der Bau einer vom Johanniterorden zu errichtenden deutsch-evangelischen Kirche erheben. Auch der Kaiser

*) Der Suezkanal hat eine Länge von 21 Meilen, er ist 8 Meter tief, oben 100 und am Grunde 22 Meter breit. Da diese Maße nur für ein Schiff hinreichen, so sind für das Vorüberpassiren einander entgegenkommender Schiffe mehrere Ausweichungen angelegt. Die Kosten des Baues beliefen sich auf 400 Millionen Franken und darüber. Unter den Schwierigkeiten der Bauausführung war nicht die geringste die Beschaffung der Lebensmittel und namentlich des Trinkwassers für die Arbeiter. Es mußte dazu ein eigener Kanal aus dem Nil herangeleitet werden. Die bisherige Benutzung hat den guten Zustand des Kanals bewiesen: es sind Schiffe mit 23 Fuß Tiefgang ohne Schwierigkeit passirt. Es sind im Jahre 1870 486 Schiffe durch den Kanal gegangen, 1871 765 Schiffe, im ersten Halbjahr 1872 stieg die Zahl schon auf 887. Der Verkehr mit Dampfern nimmt einen großartigen Aufschwung, für Segelschiffe macht die Beschaffenheit des rothen Meeres die Schifffahrt schwierig. Wie sehr sich Weg und Zeit durch die Benutzung des Kanals verkürzen, zeigt folgendes Beispiel. Ein Schiff, welches Glasgow am 30. März verließ, lief am 22. Mai in Schanghai ein, hatte also die Fahrt von Hafen zu Hafen in 53 Tagen vollendet, von denen es nur 45 Tage unter Dampf gewesen war.

von Oestreich kam und besuchte die heiligen Stätten. Am 16. November waren alle Gäste in Port Said, der am Mittelmeer gelegenen Einfahrt in den Kanal, versammelt; auch der alte Emir Abdel Kader war erschienen. Die Ceremonie der Einsegnung wurde durch den katholischen Bischof von Alexandria in französischer und arabischer Sprache vollzogen, dann setzte sich der Festzug der Schiffe nach Süden hin in Bewegung, voran der Vicekönig, der alles gethan hatte, um durch die Pracht und Anmuth der festlichen Veranstaltungen den Glanz dieser Eröffnungsfeier zu erhöhen. In Ismailia, der Mittelstation der Kanalstrecke, fand ein großes Ballfest statt; am dritten Tage gelangte man nach Suez. Bald aber nach der Vollendung dieser Festlichkeiten entstand eine Differenz zwischen dem Sultan und dem Khedive, indem der erstere gegen das Gelüste einer neuen Pharaonenherrschaft entschieden auftrat und die erneute Anerkennung seiner Oberherrlichkeit forderte. Ismail Pascha mußte sich entschließen nachzugeben und reiste im Januar 1870 selbst nach Constantinopel, um alle Streitigkeiten beizulegen.

Im Jahre 1869 war noch ein andres großartiges Unternehmen für die Verbindung entlegener Erdgebiete vollendet worden, die Pacific-Eisenbahn zwischen der atlantischen Westküste und der Ostküste des stillen (friedlichen, pacific) Oceans. 1862 war der Plan zu diesem Schienenwege in der Weise festgestellt worden, daß die Ausführung von zwei Gesellschaften übernommen und von beiden Endpuncten aus begonnen werden sollte. Die Central-Pacific-Compagnie fing 1863 von Sacramento in Californien an östlich zu bauen. Ihre Linie überstieg die Sierra Nevada in einer Höhe von 7300 Fuß; das Durcharbeiten der Tunnels durch die Granitfelsen kostete viel Zeit und Mühe. Die größte Zahl der Arbeiter waren Chinesen. Zwei Jahre später begann die Union-Pacific-Compagnie ihre Arbeiten von Omaha am Missouri aus, im Staate Nebraska. Deutsche und Irländer waren es, die hier mit Axt, Schaufel und Hacke in die Wildniß vordrangen. Diese Bahn vollbrachte die Uebersteigung des Felsengebirges in der Höhe von 8200 Fuß. Auf beiden Seiten waren unerhörte Schwierigkeiten zu überwinden. Es kostete die größten Anstrengungen und die muthigste Ausdauer, in dieser Urwildniß das zahlreiche Material herbei zu schaffen und fortzubringen, dem Mangel an Wasser und an Feuerungsmaterial für die Locomotiven zu begegnen, die Schneestürme des Winters auszuhalten und die nicht seltenen An-

griffe feindlicher Indianer zurückzuweisen. In solchen Gegenden waren die Arbeiter mit der Büchse und dem Fernrohr bewaffnet. Trotz dieser Hindernisse kamen die Baulinien unaufhaltsam einander näher, die Leistungen stiegen, je weiter man zur Vollendung vorrückte, zu einem wahren Wetteifer, und am 10. Mai 1869 erreichten beide Bahnstrecken ihren Vereinigungspunkt. Er lag unfern des großen Salzsees, nördlich von der schimmernden Wasserfläche. Die Directoren und die Präsidenten beider Bahnen und mehrere tausend Zuschauer hatten sich zur Feier des Zusammenschlusses eingefunden; mit einem silbernen Hammer wurde die letzte Schiene mit goldnen und silbernen Nägeln befestigt. Im Moment dieser Vollendung trug der Telegraph die Nachricht davon nach San Francisco, wie nach New-York, Chicago, Boston, New-Orleans, und in allen diesen Städten wurde das Ereigniß auf erhebende Weise gefeiert. Die Wichtigkeit desselben berührt aber nicht den Osten und Westen des nordamerikanischen Continents allein, auch Europa und das östliche Asien sind durch diesen großartigen Schienenweg aufs neue einander näher gerückt worden. —

158. Das ökumenische Concil in Rom und das Ende des Kirchenstaates.

Völlig verschieden von der lebensvollen Frische der Bestrebungen und Arbeiten, auf welche wir so eben unsern Blick gelenkt hatten, ist diejenige Partei unserer Zeitgeschichte, zu welcher wir in diesem Abschnitte gelangen. Das ökumenische Concil in Rom und die durch dasselbe festgestellte Unfehlbarkeit des Papstes sollten ihrer Natur nach im höchsten Sinne dem idealen Gebiete angehören, sie sind aber in ihrer geschichtlichen Erscheinung ganz und gar hinter dem Idealen zurückgeblieben, denn das Ziel überstieg nicht nur die der menschlichen Natur bestimmte Grenze, sondern auch diejenige, welche die geordneten Gewalten der Erde und die ehrwürdigen Errungenschaften der Menschheit gestatten dürfen.

Ob die höchste Autorität in Glaubenssachen, die Unfehlbarkeit der kirchlichen Lehre, den Entscheidungen der allgemeinen Kirchenversammlungen, oder den Aussprüchen des Papstes in Rom beiwohne, war eine bisher noch nicht zur Entscheidung gekommene Frage. Papst Pius IX. hegte den Gedanken, diese Lücke in der Kirchenverfassung durch ein Dogma zu schließen. Er liebte es, große Versammlungen von Bischöfen und Klerikern um sich zu

sehen und dabei den Glanz und die Würde des Pontificats zu zeigen. Ein solches Fest war die Feier des 1800jährigen Gedenktages der Kreuzigung des Apostels Petrus, 20. Juni 1867; ein andres das 50jährige Priesterjubiläum Pius IX. Die bei diesen Veranlassungen ihm kundgewordene Verehrung und Ergebenheit gegen seine Person führten ihn zu der Ueberzeugung, daß es ihm gelingen werde, die Macht des Papstthums auf ihren Gipfel zu erheben. Seine Meinung von der Aufgabe der Kirchengewalt gegenüber dem Zeitgeiste und der modernen Culturbewegung, wie er sie 1864 in der Encyklika und dem Syllabus*) ausgesprochen hatte, erfüllte ihn mit dem Vorsatze, inmitten der überall wankenden Autorität des Bestehenden das unerschütterliche Ansehen des römischen Stuhles festzustellen. Mit diesen Plänen verschwisterte sich der Einfluß der Jesuiten. Am 29. Juni 1868 erschien eine Bulle, in welcher Pius IX. ein allgemeines, d. h. ökumenisches Concil, zum 8. December 1869 nach Rom einberief. Auch an die orientalische Kirche und an die Protestanten erging eine Einladung zu diesem Concil. Daß hier das Dogma von der Infallibilität des Papstes beschlossen und besiegelt werden solle, wurde durch die Erklärungen der Jesuiten im Frühjahre 1869 zweifellos gemacht. Der Eindruck dieser Berufung und des ihr gesteckten Zieles war ein sehr verschiedener. Ein Theil der öffentlichen Meinung belächelte oder verspottete das Unternehmen als in unsrer Zeit völlig wirkungslos; andre Stimmen, vor allen die des Stiftspropstes Döllinger in München, eines berühmten katholischen Theologen, erklärten sich kräftig gegen die Zulässigkeit einer solchen kirchlichen Neuerung. Der bairische Minister, Fürst Hohenlohe, beantragte Conferenzen der Regierungen, um die der bürgerlichen Ordnung und der Souveränetät der Staaten drohenden Störungen abzuwenden, aber die Regierungen ließen nach dem Vorgange des östreichischen Ministers von Beust diesen Antrag fallen. Eine im September 1869 in Fulda abgehaltene Versammlung der deutschen Bischöfe machte auch ihrerseits warnend aufmerksam auf die Gefahren, welche sich für die Einheit der katholischen Kirche und für den Frieden mit dem Staate aus dem neuen Dogma entwickeln würden.

*) Es sind dies zwei Schriftstücke, in welchen der Papst die ganze Entwickelung der gegenwärtigen Culturzustände, fast alle geistigen Errungenschaften der letzten Jahrhunderte als Irrthümer verurtheilt und verdammt.

Aber die römische Curie verschmähte alle Warnungen und war gegen jeden Widerstand gerüstet. Am 8. December 1869 wurde das Concil eröffnet. Ein glänzender Festzug bewegte sich zur Peterskirche. Voran schritten drei Bataillone päpstlicher Zuaven, dann folgten die Mitglieder des Concils, an der Zahl 779, darunter 10 Patriarchen, 48 Cardinäle, 137 Erzbischöfe, 527 Bischöfe, endlich auf hohem Tragsessel der Papst, umgeben von einem prunkenden Gefolge. Aehnliche Pracht, bei der dann auch die funkelnde dreifache Krone nicht fehlte, wurde bei anderen festlichen Veranlassungen (Weihnachtsfest, Frohnleichnamsfest) entfaltet. Zum Sitzungssaale hatte man ein Querschiff der Peterskirche eingerichtet, ein für die Verständlichkeit der Redner sehr ungeeignetes Lokal. Die Bitten um Abhilfe waren vergeblich. Schlimmer noch war das Mißverhältniß in der Vertretung der verschiedenen Nationen. Die bischöflichen Sprengel sind sehr ungleich an Größe, vielfach auch nur dem Namen nach da; der Erzbischof von Paris vertrat über 2 Millionen Katholiken, der Fürstbischof von Breslau 1,700,000, mit je einer Stimme, während die 700,000 Bewohner des Kirchenstaates durch 62 Bischöfe vertreten waren. So kam es, daß Italien mit 24 Millionen 221 Mitglieder des Concils stellte, Deutschland dagegen mit 26 Millionen (Deutsch-Oestreich und die deutsche Schweiz dabei eingeschlossen) nur 31, und die 38 Millionen französischer Katholiken nur 81. Erwägt man nun noch, daß die italienischen, die orientalischen und die Missionsbischöfe entweder durch die Nähe der Verhältnisse mit dem Interesse des Papstes stärker verbunden waren, oder ganz von ihm abhingen, sogar in Bestreitung der Kosten des Aufenthaltes in Rom, dann wird es deutlich, wie vergeblich es war, den Berathungen und Beschlüssen eine Selbständigkeit verschaffen zu wollen. Alles, was vom Papste ausging, hatte die Mehrzahl für sich, wogegen diejenigen Mitglieder, welche bei der wärmsten Anhänglichkeit und lautersten Gesinnung gegen die katholische Kirche dennoch in den Plänen der römischen Curie nur Gefahren für die Kirche, nur Schädigung ihrer Festigkeit und ihres Friedens voraussahen und sich dagegen wehren wollten, nichts auszurichten vermochten. Sie hätten ihrer Absicht am besten dadurch Geltung verschaffen können, daß sie von vorn herein eine Betheiligung an solchen unter dem Druck päpstlicher Allgewalt stattfindenden Berathungen abgelehnt hätten, aber sie schraken vor dem dann ausbrechenden Schisma, oder doch vor dessen Herbeiführung zurück. Immer aber wird es von großer

Bedeutung bleiben, was als Zeugniß der Wahrheit im Petersdome zu Rom von den Lippen katholischer Bischöfe ertönte, und niemals werden die Worte verhallen, welche Stroßmayer, Bischof von Bosnien und Syrmien, mit begeistertem Eifer dort gegen die Jesuiten und für Reformen in der katholischen Kirche gesprochen hat. Im Januar 1870 überreichten 400 Concilsmitglieder eine Adresse, in welcher sie um Aufstellung des Dogmas von der Unfehlbarkeit baten; die Gegenadresse der Minorität von 150 Bischöfen, an deren Spitze die Erzbischöfe von Wien und Prag, die Cardinäle Rauscher und Schwarzenberg, der Erzbischof Darboy von Paris, der Bischof Dupanloup von Orleans, standen, weigerte sich der Papst entgegen zu nehmen. Ehe man über die Unfehlbarkeit berieth, wurde über eine andre Vorlage von dem katholischen Glauben und der Verfassung der Kirche verhandelt. Alle Macht wurde in die Hand des Papstes gelegt, und Principien angeordnet, nach denen die Regierungen nur so viel Macht und die bürgerliche Gesellschaft nur so viel Freiheit behalten würden, als es der Kirche belieben würde, ihnen zu lassen. Die Regierungen von Frankreich Oestreich und auch die des norddeutschen Bundes warnten vor Uebergriffen und sprachen den Wunsch aus, sich durch Gesandte bei dem Concil vertreten zu lassen. Pius IX. lehnte jede Einmischung ab. Die öffentliche Meinung in Europa wurde immer tiefer bewegt; auch Döllinger erhob aufs neue die Stimme wahrheitsvoller Ueberzeugung, und König Ludwig von Baiern ermunterte ihn, auf seinem Wege auszuharren. Unbeirrt und unerschütterlich hielt der Papst an seinem Ziele fest; in manchem seiner Aussprüche und auch in Handlungen wurde erkennbar, daß er sich in den Gedanken hineingelebt hatte, es wohne ihm eine der göttlichen gleiche Autorität bei.*) In der Mitte des Mai wurde das Dogma von der Unfehlbarkeit dem Concil zur Berathung vorge-

---

*) Die Bulle, mit welcher das Concil angekündigt wurde, enthielt folgende Stelle: „Gestützt auf die Autorität des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, sowie seiner h. Apostel Petrus und Paulus, welche Autorität auch wir auf Erden inne haben, berufen wir" u. s. w. Einige Jahre vor dem Concil hatte der Papst einst vor einer Versammlung Fremder, welche ihm ihre Huldigungen darbrachten, geäußert: „Ich allein bin der Nachfolger der Apostel, der Stellvertreter Jesu Christi, ich allein bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Demgemäß hieß es in einem Gesange bei einer am Schluß des Concils dargebrachten Ovation: Sprich, o großer Pius; was deine Lippen sprechen, ist nicht sterbliche, es ist Gottes Stimme."

legt. Es wurden glänzende Reden für den Glaubenssatz, nicht minder glänzende und kraftvolle dagegen gesprochen. Zwei Monate lang dauerten diese Verhandlungen; Processionen wurden gehalten, besondre Andachten vorgeschrieben, alles um auf den letzten Entschluß einzuwirken. Kein Bischof durfte trotz der drückenden Hitze des Sommers, die vielen Concilsmitgliedern ungewohnt und nachtheilig war, Rom verlassen. Am 13. Juli geschah die Abstimmung. Von den 601 anwesenden Mitgliedern stimmten 451 für die Infallibilität des Papstes, 62 bedingungsweise dafür, 88 dagegen; 70 Mitglieder waren nicht anwesend. Noch einmal versuchte es die Opposition, den Papst umzustimmen. Sechs Bischöfe erschienen am 17. Juli im Vatican, an ihrer Spitze der Erzbischof Darboy von Paris, und drangen mit Bitten und Flehen in Pius IX., die Verkündigung des Dogmas aufzuschieben und der schwer gefährdeten Kirche den Frieden zurückzugeben. Erzbischof Ketteler von Mainz warf sich dem heiligen Vater, um Nachgiebigkeit flehend, zu Füßen. Ob auch Pius IX. erschüttert sein mochte, war es doch wohl nicht mehr möglich, das Werk im letzten Augenblicke aufzuhalten. Die Oppositionsmitglieder verließen nun Rom, weil es ihre Pietät ihnen nicht gestattete, öffentlich und vor dem Papste selbst mit Nein! zu stimmen. Die Verkündigung des Dogmas fand am 18. Juli statt. Nur zwei Bischöfe, ein italienischer und ein amerikanischer, stimmten auch hier noch dagegen. Der Papst, in rothem, reich mit Gold gestickten Mantel und goldener spitzer Mütze, saß fast bewegungslos auf seinem Throne in der Mitte des amphitheatralisch aufgebauten Halbkreises der Bischöfe und Cardinäle. Ein schweres Gewitter rollte mit seinen Donnerschlägen während der Abstimmung über die Peterskirche hin. Immer dunkler wurde es in dem Sitzungssaale, und als der Papst sich erhob, um die Worte des Dogmas zu verlesen, mußte ihm eine Kerze vorgehalten werden. Er schloß mit einer kurzen Rede; ein gewaltiger Regenguß trieb die stolze Versammlung bei dem Verlassen des Domes in haltloser Verwirrung auseinander. Das Concil wurde bis zum November vertagt.

Es ist nicht wieder zusammengetreten. Zu der angegebenen Zeit war der Kirchenstaat bereits dem Königreich Italien einverleibt, und der weltlichen Herrschaft des Papstes, in dem Augenblicke, wo Dünkel und Herrschsucht ihn über die Schranken der Menschheit erheben wollten, ein Ende gemacht worden. Schon in der Stunde der Verkündigung des neuen Dogmas gingen ängst-

liche Fragen nach den Nachrichten über den zwischen Deutschland und Frankreich ausgebrochenen Krieg durch die Versammlung. Weitreichende Gedanken und Pläne im Vatican knüpften sich an die entfalteten Fahnen Frankreichs. Um so schwerer schmetterten die rasch sich folgenden Niederlagen der französischen Armeen und der Sturz Napoleon III. bei Sedan jene Hoffnungen nieder. Das Königreich Italien hatte bei dem Ausbruche des Krieges seine Neutralität erklärt, aber als die französische Besatzung den Kirchenstaat verlassen hatte und in Paris die Republik an die Stelle des Kaiserthums getreten war, zog die italienische Regierung ein Heer an der römischen Grenze zusammen unter dem Oberbefehl des Generals Cadorna. Am 8. September wurde die Grenze überschritten. Unterhandlungen, welche man mit Pius IX. anzuknüpfen versuchte, wurden zurückgewiesen. Nun rückten die italienischen Truppen vor Rom und zwangen die Stadt nach einer dreistündigen Kanonade zur Capitulation, 20. September. Die Bevölkerung des Kirchenstaates entschied darauf durch ein Plebiscit über den Anschluß an das Königreich Italien. Er wurde am 3. October mit 153,681 Stimmen gegen 1507 verlangt, worauf Victor Emanuel die Einverleibung des Kirchenstaates mit dem Königreich anordnete. Jetzt war die Vereinigung Italiens vollendet. Dem Papste blieb völlige Unabhängigkeit in Ausübung seiner kirchlichen Macht zugesichert, er behielt den Besitz des Leoninischen Stadttheiles mit dem Vatican und die Stellung eines Souveränes mit einem Jahreseinkommen von 3,225,000 Lire (967,500 Thaler). Dieses Aufhören des Kirchenstaates und damit zugleich der weltlichen Gewalt des Papstthumes machte auch selbst in jenen Tagen, wo der Krieg in Frankreich die Gemüther beschäftigte, einen heftigen Eindruck in der katholischen Kirche. Der Papst schleuderte seinen Bannstrahl über Victor Emanuel; er betrachtete sich als einen Gefangenen in seinem Vatican. Die zu straff gespannten Ansprüche des päpstlichen Machtgebietes würden auch im gewöhnlichen Lauf der Dinge den ihnen entgegenstehenden Widerstand nicht überwunden haben, nun war unerwartet und jählings unter höherer Lenkung der Pfeiler, an welchen sich der weltliche Besitz des Papstthums noch stützte, das napoleonische Kaiserthum, zusammengebrochen, und mit ihm sank auch jenes geistliche Staatswesen, das älteste unter den Staaten Europas, zu Boden. —

159. Der deutsch-französische Krieg. Von Weißenburg bis Paris.

Seit den Erfolgen Preußens im Kriege von 1866 und seit der politischen Neugestaltung in Deutschland war die chauvinistische Erregung in Frankreich im Steigen geblieben; am Kaiserhofe in den Tuilerien gab es eine Partei, deren ruheloses Sinnen und Trachten ein Krieg mit Preußen war. Napoleon III. gehörte in seinen innersten Gedanken gewiß auch diesen Tendenzen an, denn ihn trieb, wie in Nr. 157 (S. 391) bereits bemerkt wurde, die Befestigung seiner Dynastie und die Befriedigung des französischen Größenwahnes. Auch ist es aus mehreren Anzeichen und Aeußerungen glaublich geworden, daß Napoleon III. überhaupt eine Vorherrschaft der romanischen Race über die germanische erstrebte. Ob und welche Beziehungen zwischen solchen Plänen des französischen Kaisers und denen der römischen Curie obwalteten; ob ein Zusammenhang der Concilsabstimmungen in der Mitte des Juli 1870 mit der plötzlichen gleichzeitigen Kriegsankündigung in Paris vorher bestand, oder aus einem Siege Frankreichs sich erst entwickelt haben würde, — dies kann hier nur eine Frage für Vermuthungen sein. Wichtig ist die Frage jedenfalls darum, weil die Bedeutung des Sieges der Deutschen sich dadurch wesentlich erhöht. Mag nun aber ein Entschluß zum Kriege bei Napoleon III. immerhin festgestanden haben, in diesem Augenblicke des Ausbruchs scheint der Kaiser überrascht und von den Umständen oder den Plänen seiner Umgebung fortgerissen worden zu sein.

So tief auch die Unruhe und die Besorgniß vor einer stets drohenden Kriegsgefahr alle Verhältnisse des Verkehres durchdrang, und so leicht auch der krankhafte Frieden jener Zeit bei jeder Berührung erzitterte, so war doch nicht sogleich an Krieg zu denken, als am 4. Juli 1870 Pariser Zeitungen die Nachricht brachten, der Prinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen werde den spanischen Thron besteigen. Ein Mitglied des gesetzgebenden Körpers verlangte am 5. Auskunft über diese Angelegenheit, worauf der Minister des Auswärtigen, der Herzog v. Gramont, am 6. sich dahin äußerte, daß diese Throncandidatur das europäische Gleichgewicht zum Schaden Frankreichs beunruhige und die Ehre Frankreichs gefährde. Die kaiserliche Regierung werde diesen Fall nicht eintreten lassen. Mit diesen Vorgängen verbreitete sich sogleich eine große Erregung in Paris. König Wilhelm von Preußen weilte

zu seiner Erholung im Bade Ems. Er hatte als Familienhaupt dem Prinzen Leopold seine Genehmigung zur Annahme der spanischen Krone gegeben; die preußische Regierung aber hatte mit dieser Besetzung des spanischen Thrones nichts zu thun gehabt. Offenbar wurde diese Sache in Paris nach jeder Richtung hin übertrieben. Die französische Anforderung an den König, daß er den Prinzen zur Ablehnung bestimmen solle, wies jener zwar als nicht geziemend zurück, als aber der Prinz aus eigenem Entschluß dem spanischen Thron entsagte, war König Wilhelm ganz einverstanden damit. Die Sache durfte als beigelegt angesehen werden. Aber in Frankreich glühte das Kriegsfeuer weiter; die Kriegspartei in den Tuilerien drängte vorwärts. Der französische Gesandte in Berlin, Graf Benedetti, erhielt die Weisung, sich nach Ems zu begeben und von König Wilhelm zu verlangen, daß er sich in einem Schreiben an Napoleon III. verpflichten solle, niemals einzuwilligen, wenn jene Throncandidatur noch einmal auftauchen sollte. Der Gesandte erhielt am 13. Juli die Versicherung des Königs, daß er die Verzichtleistung des Prinzen Leopold billige; jene Zumuthung, mit welcher Benedetti sich zudringlich auf der Brunnenpromenade an den König drängte, wurde abgelehnt. Als der Gesandte einige Stunden darauf eine dritte Audienz erbat, um seine Forderung zu wiederholen, wurde er vom Könige nicht mehr empfangen, sondern durch den Flügeladjutanten darauf verwiesen, daß der König seinen Willen schon kundgegeben habe. Diese Zurückweisung wurde in Paris als eine Ehrenkränkung Frankreichs angesehen; die Aufregung stieg, ein lärmender Kriegstaumel ergriff das französische Volk. Die zur Besonnenheit mahnenden Stimmen wurden als unpatriotisch verhöhnt. Ollivier war, seiner früheren Ansicht entgegen, zur Kriegspartei übergegangen. In der sehr erregten Sitzung des gesetzgebenden Körpers am 15. Juli wurde der Krieg als entschieden angekündigt und die zur Führung desselben nöthigen Geldsummen bewilligt. Thiers stimmte dagegen, er sprach es offen aus, daß ihm dieser Krieg unüberlegt und verfrüht erscheine. „Ich bin gewiß," sagte der greise Staatsmann, „daß Sie eines Tages diese Ueberstürzung bereuen werden." Diese Rede, welche von den Ereignissen bald bestätigt wurde, trug viel zu der einflußreichen Stellung bei, welche Thiers im weiteren Verlauf dieser Dinge einnahm. Paris war, nachdem die Entscheidung bekannt wurde, leidenschaftlich erregt; Arbeiterschaaren aus der Vorstadt Belleville zogen unter dem Gesange der lange ver-

pönt gewesenen Marseillaise die Boulevards entlang; überall zeigte sich die übermüthige Voraussetzung eines unzweifelhaften Sieges und die Geringschätzung Preußens.

Auch in Deutschland hatte sich in den Tagen vom 6. bis 15. Juli die Erregung mit der Entwickelung der Situation gesteigert. Spannung, Unwille und Zorn, Zuversicht und vaterländischer Stolz bewegten alle Gemüther, und als der Kriegsruf von der Seine herüberkam, antwortete ihm im ganzen deutschen Volke das Aufflammen nationaler Begeisterung und des Entschlusses, die frevelhafte Friedensstörung kraftvoll zurückzuweisen. Alle Stämme empfanden die dem König von Preußen angethane Beleidigung wie einen dem ganzen Volke zugefügten Schimpf, alle frohlockten über die mannhafte Art, wie der König den Uebermuth zurückgewiesen hatte. Seine Reise von Ems nach Berlin, am 15. Juli, war ein Triumphzug; auf allen bedeutenden Stationen begrüßten ihn Zurufe des Vertrauens und hoffnungsreicher Zuversicht. Noch an dem Abende seiner Rückkehr beschloß der König die Mobilmachung der preußischen Armee; am nächsten Tage folgte die Mobilmachung des übrigen norddeutschen Bundesheeres. Auch in Süddeutschland durchbrachen die Wogen der Begeisterung die bisher gegen den Norden noch festgehaltenen Schranken. Der König Ludwig II. von Baiern erklärte sofort, daß er treu dem Schutz- und Trutzbündnisse an Preußen sich anschließe — ein hochherziger Entschluß, welchem das Baiernvolk, über alle ultramontane Bedenken hinweg schreitend, freudig zustimmte. Diese Entscheidung, welche der nationalen Sache kräftigen Aufschwung geben half, wird in der deutschen Geschichte nie vergessen werden. Auch in Württemberg schlossen sich die Regierung und alle Parteien der deutschen Sache an. Baden, dem französischen Angriff am nächsten liegend, bethätigte seinen patriotischen Eifer durch die schleunige Verproviantirung von Rastatt und durch die Sprengung der Rheinbrücke bei Kehl, um einen Eisenbahnüberfall von Straßburg aus unmöglich zu machen. Die Hoffnung, welche Napoleon III. auf einen Abfall dieser Staaten von der vaterländischen Sache gesetzt hatte, zerstob solchen Thatsachen gegenüber. Deutschland wurde in diesen schweren, aber herrlichen Tagen von den Alpen bis zur Nordsee ein lebensvoller Name, und mit Zuversicht wurde der Gedanke ausgesprochen, daß aus diesem Kriege das deutsche Reich wiedererstehen und Elsaß und Lothringen mit demselben wieder vereinigt werden würden.

Der norddeutsche Reichstag war wegen Bewilligung der erforderlichen Kriegsanleihe einberufen worden; der König eröffnete ihn am 19. Juli mit einer durch Festigkeit und Klarheit denkwürdigen Rede. „Das Gouvernement des Kaisers der Franzosen hat in einer dem diplomatischen Verkehr seit langer Zeit unbekannten Weise den Kriegsfall gestellt und denselben, auch nach Beseitigung jenes Vorwandes, mit jener Geringschätzung des Anrechts der Völker auf die Segnungen des Friedens festgehalten, von welcher die Geschichte früherer Beherrscher Frankreichs analoge Beispiele darbietet. Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend getragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat. Es ist keine Ueberhebung, welche mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie ich selbst, wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. — Je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmüthigen Willen der deutschen Regierungen des Südens, wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Vertheidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit." — Als an demselben Tage Graf Bismarck die ihm eben überbrachte förmliche Kriegserklärung Frankreichs ankündigte, da erhoben sich alle Reichsboten mit einem Hurrah! und einem Lebehoch auf den König. Es war dieser Tag, der 19. Juli, der Todestag der unvergeßlichen Königin Luise. Wie immer trat auch heut der König an den Sarkophag der Mutter, aber heut gewiß mit noch tiefer bewegtem Herzen und in Begleitung des Kronprinzen. Wie lebhaft mag da die Hoffnung ihres Sterbelagers, daß Preußens Schutzgeist sich auf ihre Söhne niederlassen werde, in der Seele des Königs neu geworden sein! Wie mächtig stieg an dieser weihevollen Stätte sein Gebet für sein Volk und sein Haus zu Gott empor. Die Erneuerung des Ordens des eisernen Kreuzes für den bevorstehenden Krieg wurde angeordnet. Den 27. Juli bestimmte der König zu einem allgemeinen Bettage, an dem sich, wie im Jahre 1866, die Kirchen mit Andächtigen füllten, um Gottes Beistand für die nahende

schwere Zeit zu erflehen. „Katholiken und Protestanten, Schriftgläubige und philosophische Köpfe — alle die zahllosen persönlichen Glaubensbekenntnisse, die das freie Geistesleben unseres Volkes mit edler Duldsamkeit umschließt, beugten sich andächtig vor der göttlichen Vernunft, die über den Schrecken und Nöthen dieser Tage sinnvoll waltet.“

Vom 16. Juli ab hatte die Mobilmachung der deutschen Heerestheile begonnen, und so trefflich war alles gerüstet, so genau vorbereitet, daß nach eilf Tagen die Armeen kriegsfertig standen und nach weiteren acht Tagen an den Ufern des Rheins sich aufstellten. Mit staunenswürdiger Schnelligkeit und Sicherheit führten lange, unaufhörlich sich folgende Eisenbahnzüge die Truppen nach Westen hin. Sie wurden überall mit Begeisterung empfangen, und in dem Anblick dieser unermeßlichen Kriegerschaaren erhob sich im Volke die Hoffnung zur Gewißheit des Sieges. Es wurden drei Armeen gebildet: die erste, unter General Steinmetz, mit drei Armeecorps von Coblenz nach der Saar; die zweite, unter Prinz Friedrich Karl, mit sieben Corps von Mainz und Bingen nach der Saar; die dritte, unter dem Kronprinzen von Preußen, mit sechs Corps von Rastatt und Mannheim nach der Lauter hin. Bei der dritten Armee standen die süddeutschen Bundestruppen, Baiern, Württemberger und Badenser. Der Kronprinz war in München, Stuttgart und Karlsruhe mit der frischesten Begeisterung empfangen worden. Die Vertheidigung der norddeutschen Küsten gegen die französische Flotte wurde dem General Vogel v. Falkenstein anvertraut. Am Abende des 31. Juli verließ König Wilhelm, begleitet von Bismarck, Moltke und Roon, seine Hauptstadt; er hatte vor seiner Abreise eine Proclamation an sein Volk erlassen. Am 2. August traf er in Mainz ein und richtete hier eine Proclamation an das deutsche Heer. „Ich übernehme heut,“ so schloß er dieselbe, „das Commando über die gesammten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsre Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf euch. Gott der Herr wird mit unsrer gerechten Sache sein.“

Napoleon III. hatte einige Tage nach der Kriegserklärung die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers geschlossen und in einer die Wahrheit stark entstellenden Proclamation an das französische Volk versucht, Preußen als die Macht anzuklagen, welche überall Mißtrauen erweckt, überall zu übertriebenen Rüstungen genöthigt und

aus Europa ein Lager gemacht habe, in welchem Unsicherheit und Furcht vor der nächsten Zukunft herrschen. Aber waren es nicht eben diese Anklagen, welche Europa Napoleon III. entgegen halten mußte? Er war es, dessen Ehrgeiz den Frieden nicht gedeihen ließ. Am 23. Juli ernannte er seine Gemahlin für die Dauer seiner Abwesenheit zur Regentin. Sie begab sich sogleich nach Cherbourg, um die Flotte vor ihrer Abfahrt in die Nordsee zu sehen und mit einer Proclamation zu begrüßen. Am 28. Juli ging der Kaiser, mit ihm der kaiserliche Prinz, von St. Cloud nach Metz ab und übernahm hier den Oberbefehl über die Rheinarmee. Diese versammelte sich in und um Metz in einer Stärke von 200,000 Mann; hier stand die Garde unter General Bourbaki, hier befehligten die Marschälle Canrobert und Bazaine. Eine zweite, die Südarmee, 100,000 Mann stark, stand unter Marschall Mac Mahon bei Straßburg; zu ihr gehörten die afrikanischen Truppen, die Turcos und Spahis, auch die Zuaven, eingeborene Franzosen in maurischer Tracht. Eine dritte Armee wurde im Lager bei Chalons zusammengezogen.

So standen sich nun Deutsche und Franzosen, die beiden Hauptvölker der germanischen und der romanischen Race, „beide zu einem heilsameren Wettkampfe berufen, als zu dem der Waffen," zu blutiger Entscheidung bereit, einander gegenüber. Das übrige Europa, neutral bleibend, blickte mit Spannung auf die ersten Schläge des furchtbaren Waffenganges.

Napoleon III. eröffnete den Feldzug am 2. August mit einem Angriff auf die preußische Grenzstadt Saarbrücken, welche von 2 Bataillonen Infanterie, gegen 1800 Mann, 3 Schwadronen Uhlanen und 4 Kanonen besetzt war. Gegen diese kleine Schaar rückten 3 französische Divisionen mit 6 Batterien heran. Es war ein ruhmloses Schaustück, um eine Siegesnachricht nach Paris senden zu können. Die Preußen zogen sich tapfer fechtend, ihrer Instruction gemäß, auf das rechte Saarufer zurück; Saarbrücken wurde zwei Tage lang von den Franzosen besetzt. Der kaiserliche Prinz war gegenwärtig gewesen. Paris berauschte sich in ungemessenem Siegesjubel; dieser erlogene „Sieg von einer französischen gegen drei preußische Divisionen" wurde als der Anfang einer neuen Geschichtsperiode begrüßt. In Deutschland, wo der Zusammenhang dieses Ereignisses noch nicht bekannt war, machte dieser Anfang des Krieges einen verstimmenden Eindruck.

Aber diesen französischen Uebermuth trafen bald zermalmende

Niederlagen. Der Kronprinz von Preußen ergriff am 4. August die Offensive und rückte südwärts auf Weißenburg vor. Hier traf er auf den Feind und erfocht einen vollständigen Sieg. Die von den Franzosen besetzte Stadt wurde genommen, der südlich nahe liegende Geisberg erstürmt; General Douay fiel im Kampfe. In diesem ersten Gefecht hatten Preußen und Süddeutsche vereinigt gefochten und treue Waffenbrüderschaft geschlossen. Das Siegestelegramm blitzte wie ein freudiger Glanz durch Deutschland hin. Zwei Tage darauf, 6. August, stieß die weiter vormarschirende dritte Armee auf Mac Mahon selbst und seine gesammte Armee. Er hatte bei Wörth eine sehr feste Stellung genommen, und es kostete ein schweres und blutiges Ringen, ihm diese Vortheile zu entreißen, aber die Festigkeit und Ausdauer der Deutschen errang den für den ganzen Feldzug bedeutungsvollen Sieg. Mac Mahon's Heer war in die Flucht geschlagen, der Marschall selbst verwundet, zwei Generale gefallen, 8000 Mann todt oder verwundet, 6000 gefangen, 2 Adler, 6 Mitrailleusen, 40 Kanonen erbeutet. Aber der Sieg kostete den Deutschen auch 10,000 Todte und Verwundete. An demselben Tage wurde auch bei Spicheren, südlich von Saarbrücken, heftig gekämpft. Saarbrücken war von den Preußen wieder besetzt worden, die Franzosen unter General Frossard standen auf dem Höhenzuge bei Spicheren in einer für uneinnehmbar zu haltenden Stellung. Gegen diese Höhen richtete die Armee des General Steinmetz ihren Angriff und erstürmte dieselben mit unerschütterlicher Bravour. Der Feind mußte das Schlachtfeld räumen. 27 preußische Bataillone hatten hier 52 französische Bataillone geschlagen. Der Verlust betrug auf jeder Seite gegen 4000 Mann, bei den Franzosen noch 2000 Gefangene. Unter den Gefallenen des siegenden Heeres befand sich der General François. Durch diese drei Schlachten bei Weißenburg, Wörth und Spicheren war die Ueberlegenheit der Deutschen entschieden, bei den Franzosen zeigte sich schon eine arge Lockerung der militärischen Zucht und Ordnung. Ueberall in Deutschland jubelte man den Siegesnachrichten entgegen; nun war es, als könne es nicht mehr anders sein, als daß der Süden und der Norden zusammengehöre.

In Paris brach, als die Nachrichten vom Kriegsschauplatz offenkundig wurden, ein heftiger Unwille und ein kaum zu beschwichtigender Sturm gegen die Regierung aus, allerdings noch nicht in Straßentumulten, denn das Seine-Departement wurde in

Belagerungszustand erklärt, sondern im gesetzgebenden Körper, welcher schleunig einberufen worden war. Das Ministerium Ollivier mußte abtreten, seine Stelle nahm das sogenannte Ministerium der Mamelucken ein, unbedingte Anhänger des Kaiserthumes, unter dem Vorsitz des Grafen Palikao. Aber das Kaiserthum selbst wankte bereits, denn schon forderten einzelne Redner die Abdankung Napoleon III. In diesen Tagen, wo der Haß gegen Deutschland alle Rücksichten der Humanität vergaß, wurde die Ausweisung der in Paris und Frankreich lebenden Deutschen beschlossen und mit barbarischer Härte durchgeführt. Auch bei der Armee geschahen bedeutende Veränderungen. Der Kaiser legte das Oberkommando nieder und übertrug dasselbe dem Marschall Bazaine. Der Chef des Generalstabes, Marschall Leboeuf, wurde abgesetzt und trat wie Ollivier und Gramont in das Dunkel der Vergessenheit.

Der Kronprinz von Preußen mit der 3. Armee war sogleich nach seinen Siegen durch die Vogesenpässe in Lothringen eingedrungen und erreichte am 12. August Nancy. Mac Mahon hatte sich weiter nach Chalons zurückgezogen, um hier seine Armee neu zu organisiren. Die kleineren Festungen in den Vogesen ergaben sich oder wurden eingeschlossen. Zur Belagerung Straßburgs entsendete der Kronprinz die badische Division und preußische Truppentheile. Auch die 1. und 2. Armee rückten vom 7. August ab in Frankreich vor, mit ihnen König Wilhelm, welcher am 11. die Grenze überschritt. Steinmetz ging gerade auf Metz los, Prinz Friedrich Karl mehr südwärts auf Pont-à-Mousson. Da beschloß der französische Oberfeldherr, Bazaine, Metz nur besetzt zu halten, mit dem Gros seiner Armee aber sich an die Maas nach Verdun und weiter auf Chalons zurückzuziehen, sich hier mit Mac Mahon's neugebildeter Armee zu vereinigen und dann mit einer Stärke von 300,000 Mann die Entscheidungsschlacht zu liefern. Diesen Plan wollte man im deutschen Hauptquartier um keinen Preis zur Ausführung gelangen lassen, es sollten vielmehr die 1. und 2. Armee vereinigt dem Abzug des Feindes sich entgegenstellen, ihn nach Metz zurückwerfen und dort eingeschlossen halten. Diese Pläne führten zu den großen, entscheidenden Schlachten bei Metz am 14., 16. und 18. August. Vor allem kam es darauf an, vor den Feind zu kommen und ihm die Straße nach Verdun zu verlegen. Da nun aber die 2. Armee trotz der angestrengtesten Märsche noch nicht soweit heran war, um diese Absicht auszuführen, so hielt die

1. Armee am 14. durch die Schlacht bei Pange oder Courcelles, östlich vor Metz, die Franzosen fest und gewann dadurch einen Tag für den Marsch der 2. Armee. Am 15. begann der Abzug aus Metz nach Verdun hin. Der Kaiser mit seinem Sohne war in der Mitte der Truppen, verließ aber dieselben und begab sich auf einem Umwege nach Verdun, von da nach Chalons. Schon hier war er ein fast bedeutungsloser Mann, auf welchen man wenig Rücksicht mehr nahm. Die Franzosen waren am 15. vorsichtig und mit geringer Schnelligkeit marschirt, während die Deutschen in Eilmärschen vorwärts gingen. Am 16. hatten die vordersten Truppen die Straße nach Verdun bei Mars la Tour erreicht und warfen sich, nicht achtend ihre geringe Zahl, dem andringenden Feinde entgegen. Sechs Stunden lang haben hier die tapferen brandenburgischen Regimenter unter General v. Alvensleben Stand gehalten; mit gleichem Opfermuth die Garde-Cavallerie, deren Schwadronen den feindlichen Feuerschlünden entgegenstürmten und wie niedergemäht dahinsanken. Endlich kam die Hülfe heran und die Franzosen wurden in der Richtung auf Metz zurückgedrängt. Um theuren Preis wurde dieser Sieg des Prinzen Friedrich Karl bei Mars la Tour oder Vionville errungen, denn ein Drittheil der wackeren Kämpfer lag todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, aber der Erfolg war entscheidend. Die Vereinigung der feindlichen Heere war gehindert. Noch einmal versuchte es Bazaine, welcher sich auch den Sieg des Kampfes vom 16. zuschrieb, den Rückzug nach Verdun zu erzwingen; er rüstete sich am 17. für den folgenden Tag zur Schlacht. Aber auch König Wilhelm hatte alle seine verwendbaren Heerschaaren auf das linke Moselufer herangezogen. Gegen 12 Uhr Mittag am 18. August begann diese Schlacht, in welcher 180,000 Deutsche unter Anführung des Königs gegen 160,000 Franzosen stritten. Letztere hatten auch hier die Vortheile der Stellung auf einem durch Schanzen, Schützengräben und Verhaue noch verstärkten und mit 500 Kanonen und 150 Mitrailleusen besetzten Höhenzuge. Nach zwei Stunden des Kampfes waren die Deutschen bis zum Angriff auf diese feindliche Hauptlinie vorgedrungen. Auf beiden Seiten wurde mit größter Tapferkeit gefochten. Vier Stunden lang wüthete hier schon der Kampf, das Gebrüll der Kanonen hörte keinen Augenblick auf, dazwischen klang der seltsam knarrende Laut der Mitrailleusen. Die Franzosen hielten stand und starben; die Deutschen stürmten vorwärts und starben; beide zu Hunderten,

fast zu Tausenden. Schon schienen alle Anstrengungen des rechten Flügels der Deutschen, welchem das Terrain besonders ungünstig war, vergeblich zu sein; auf dem linken Flügel kämpfte die preußische Garde mit ungeheuern Opfern gegen St. Privat, ohne doch dies Bollwerk nehmen zu können; der Abend kam über diesem furchtbaren Hin- und Herwogen der Schlacht heran. Da endlich hatte das pommersche Armeecorps, in Gewaltmärschen heranziehend, das Schlachtfeld erreicht, stürmte nun unwiderstehlich hinandringend die Höhen von Rezonville und warf die Franzosen bis an das Fort St. Quentin zurück. Bei diesem Ansturm gerieth der König selbst, wie einst bei Königgrätz, ins Granatfeuer. Wie hier die Pommern, so traten auf dem linken Flügel die Sachsen gegen 8 Uhr in das Gefecht ein und erstürmten mit der Garde vereinigt das mit verzweifelter Entschlossenheit vertheidigte St. Privat. Nach neun Uhr schwieg das Feuer auf der weiten Wahlstätte, auf welcher wohl 40,000 Todte und Verwundete die Erbitterung des Kampfes bezeugten. Bazaine führte in der Nacht seine Truppen und sein Geschütz hinter die Festungswerke von Metz zurück. Dieser schwere aber große Sieg bei Gravelotte*) entschied über das Schicksal der französischen Rheinarmee. Sie war abgesperrt von dem übrigen Frankreich. Um sie hier festzuhalten, schloß Prinz Friedrich Karl mit sieben Armeecorps und hinzugekommenen Landwehrtruppen, mindestens 200,000 Mann, die Festung Metz in weitem Umkreise ein. Aus drei andern Corps (die Garde, die Sachsen, das 4. Corps) und dem größten Theile der Reiterei wurde eine neue Armee, die Maasarmee, gebildet und unter den

---

*) Eine jener Scenen, an welchen bei großen Ereignissen so gern die Erinnerung haftet, war die, wo der König zu der Stunde, wo die Schlacht sich entscheiden mußte, an einer Gartenmauer diesseits von Rezonville saß. Man hatte die Leiter eines Bauernwagens für ihn zum Sitz eingerichtet, so, daß das eine Ende derselben auf eine Decimalwage, das andere auf ein todtes Pferd gelegt war. Ganz in der Nähe brannte eine große Spinnfabrik. Um den König befand sich sein Bruder, Prinz Karl, und mehrere Fürsten, auch Graf Bismarck und General v. Roon. Bismarck blätterte in Papieren, er mochte wohl anderes denken; man schwieg, denn das spannende Gefühl der Entscheidung lag über jedem Gemüth. Da trat Moltke eilend heran, erhitzt vom Schlachtgewühl, aus dem er kam. „Majestät," sprach er, „wir haben gesiegt; der Feind ist aus allen Positionen geworfen." Ein kräftiges, die Spannung lösendes Hurrah! der Umstehenden antwortete dem wackeren Siegesboten. Und nun wurde eine Erquickung genossen, wie ein in der Nähe haltender Marketender sie bieten konnte.

Befehl des Kronprinzen von Sachsen gestellt. General Steinmetz wurde zum Gouverneur im Großherzogthum Posen ernannt.

Mac Mahon, bei dessen Armee sich der Kaiser befand, hatte nach den Ereignissen bei Metz beschlossen, nach Paris zu marschiren und gestützt auf die Forts dieser Riesenfestung das deutsche Heer zu erwarten. Denn König Wilhelm hatte ebenfalls den Entschluß gefaßt, mit der dritten Armee und der Maasarmee auf Paris vorzudringen. Aber die französische Regierung ertheilte an Mac Mahon den Befehl, sich nach Metz zurück zu wenden, dieser Festung Entsatz zu bringen und sich mit Bazaine zu vereinigen. Widerwillig gehorchte der Marschall und zog nordwärts nach Rethel, um weiter bei Stenay über die Maas zu gehen. Als im deutschen Hauptquartier die Meldungen von diesem veränderten Marsch der Franzosen eingingen, wurde in St. Dizier ein Kriegsrath gehalten. Der Vormarsch auf Paris wurde einstweilen aufgegeben; in Eilmärschen ging es nordwärts, um Mac Mahon den Weg nach Metz zu verlegen und ihn so zu umfassen, daß er sich entweder ergeben oder nach Belgien übertreten müßte. Auch dieser kühne Plan gelang der Umsicht der Führung und der Trefflichkeit des Heeres.

Das erste Zusammentreffen fand am 27. August bei Bucanzy statt, am 28. kleinere Gefechte und am 29. das bedeutende Treffen bei Beaumont. Mac Mahon sah sich von seiner Marschlinie abgedrängt und wendete sich nach Sedan, nahe an der belgischen Grenze. Aber die deutschen Truppen drangen rasch und unaufhaltsam vor und umschlossen Sedan und die französische Armee in einem gewaltigen Kreise. Die Entscheidungsschlacht erfolgte schon am 1. September. Alle deutschen Truppen, Preußen, Baiern, Sachsen, wetteiferten in Bravour, die Franzosen fochten mit großer Tapferkeit und bald mit dem Muthe der Verzweiflung. Mit wildem Ungestüm, um sich Bahn zu brechen durch die erdrückende Umschließung, stürzten sich die französischen Reitermassen auf die deutsche Infanterie, von deren festen Quarrés doch jeder Angriff abprallte; schrecklich war der Kampf der Baiern bei Bazeilles. Hier wurde Mac Mahon schwer verwundet; an seiner Stelle übernahm General Wimpffen den Oberbefehl. Er vermochte es nicht mehr, das furchtbare Schicksal zu wenden. Ein Durchbruch war unmöglich, die Franzosen zogen sich am Nachmittage nach Sedan zurück, die ganze Armee Mac Mahons zusammengedrängt in entsetzlicher Verwirrung auf so beschränktem Raum. Die Banden der

militärischen Zucht und des Gehorsams lösten sich, und nun kam noch das beginnende Bombardement durch die deutschen Geschütze. — Schon brach an mehreren Stellen Feuer aus. König Wilhelm sandte einen Officier in die Festung mit der Aufforderung zur Uebergabe; bald erschien der französische General Reille vor dem Könige mit einem Schreiben Napoleons, in welchem sich dieser gefangen gab. „Da ich nicht habe sterben können an der Spitze meiner Truppen, so übergebe ich meinen Degen Ew. Majestät.“ Die Festung capitulirte, die darin eingeschlossene Armee mußte die Waffen strecken und sich auf Gnade und Ungnade ergeben. In der Morgenfrühe des 2. September kam Napoleon zu Wagen aus der Festung heraus und hatte in einem dürftigen Bauernhause eine Unterredung mit Graf Bismarck. Einige Stunden darauf kamen der König und der Kronprinz und es fand in dem Schlößchen Bellevue bei Frenois jene denkwürdige Zusammenkunft statt, welche der König in einem Telegramm an die Königin Augusta schildert: „Welch ein ergreifender Augenblick, der der Begegnung mit Napoleon! Er war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe bei Cassel zum Aufenthalte gegeben.“ Noch an demselben Tage trat der Kaiser seine Reise nach Deutschland an; der König versammelte die Fürsten und Führer des Heeres um sich und sprach allen seinen Dank aus, mit fühlbarer Bedeutung dabei an seine süddeutschen Verbündeten sich wendend. Von hier aus stieg der König zu Pferde und ritt zu den Truppen in ihren verschiedenen Lagern. Weithin schallender Jubel empfing ihn überall. Zu gleicher Zeit begann die Waffenstreckung des französischen Heeres. Es fielen, außer den 25,000 Gefangenen des Schlachtfeldes und 14,000 Verwundeten, 83,000 kampffähige Soldaten mit Einschluß von 4000 Officieren, 330 Feldgeschütze, 70 Mitrailleusen, 150 Festungsgeschütze, 11,000 Pferde und vieles Heergeräth in die Hände der Sieger. Dahin und dorthin in die deutsche Gefangenschaft führten mächtige Züge auf zwei Eisenbahnen die Gefangenen. Der Tag von Sedan war ein Sieg und ein Erfolg, dem die Geschichte gleiches nicht an die Seite zu stellen hat. — Als wohl im Zusammenhange mit dieser Schlacht stehend ist ein Ausfall Bazaine's am 31. August zu verzeichnen, der zur Schlacht von Noisseville führte. Der für die Preußen anfänglich nicht glückliche Kampf endigte am 1. Septbr. mit dem Rückzug Bazaine's nach Metz.

Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß durch die Capitulation von Sedan und die Gefangennehmung des Kaisers die kaiserliche Regierung selbst in Frage gestellt sein würde. Bisher war es dem Ministerium gelungen, sich und die Regentschaft über dem gährenden Abgrunde der Leidenschaften aufrecht zu erhalten; General Trochu, ein erfahrener und energischer Mann, war Militärgouverneur von Paris geworden und sorgte eifrig für die Armirung der Forts. Als nun die Nachrichten aus Sedan kamen, war ihre Wirkung auf die Bevölkerung von Paris wie der Ausbruch eines Vulcans. Volksmassen durchzogen die Straßen mit den wechselnden Rufen: „Es lebe Frankreich! Es lebe die Republik! Absetzung! Waffen! Waffen!" Im gesetzgebenden Körper erhob Jules Favre den Antrag auf Absetzung des Kaisers und seiner Dynastie. Am 4. September konnte die Aufregung nicht mehr niedergehalten werden, die Massen drangen in den Sitzungssaal und sprengten die Versammlung auseinander. Kaum konnte in dem Getöse und der Verwirrung die Absetzung Napoleon III. vernommen werden. Auf dem Stadthause, wohin die tobenden Haufen und die Männer der Revolution nun zogen, wurde die Republik ausgerufen und eine „Provisorische Regierung der nationalen Vertheidigung" eingesetzt. General Trochu übernahm den Vorsitz; unter den Mitgliedern ragten Jules Favre und Gambetta hervor. Der Kaiserin Eugenie war es gelungen, aus Paris zu entkommen; sie ging über Belgien nach England und nahm ihren Wohnsitz in Chislehurst bei London. Dorthin begab sich auch der kaiserliche Prinz. Wie herbstliche Blätter im Sturme, so verschwanden die Anhänger des Kaiserthums und dessen ganze Herrlichkeit. Auch in den Provinzen Frankreichs wurde überall die Republik angenommen. Aber eine große Anzahl reicher Familien verließen Frankreich, besonders Paris, und flüchteten nach Belgien oder England. Mit immer heftigerem Haß, nicht selten mit wahrer Brutalität, wurde die Austreibung der Deutschen fortgesetzt.

Die Erwartung und der Wunsch auf deutscher Seite, durch einen Sieg, wie der bei Sedan es war, den Frieden zu erreichen, hatte sich nicht erfüllt. Napoleon III. hatte bei seiner Gefangennehmung auf die Regentschaft hingewiesen, und diese war gestürzt. Jetzt mußte der Krieg fortgesetzt werden und zwar unter völlig veränderten Umständen. König Wilhelm beschloß die Wiederaufnahme des Vormarsches der deutschen Heere auf Paris und die Belagerung dieser Riesenfestung, in welcher noch wohl über 50,000

Mann reguläre Truppen, in allem aber an 400,000 Mann Bewaffnete sich befanden. Am 19. September war die Einschließung von Paris vollendet. Der König hatte sein Hauptquartier einige Zeit in Ferrières, einem Lustschlosse Rothschilds; vom 5. October ab verlegte er es nach Versailles.

Noch im September ergaben sich die Festungen Toul und Straßburg, jene am 23., diese am 27. Die von Deutschland niemals vergessene Hauptstadt des Elsaß hatte durch die bald nach dem Treffen von Weißenburg beginnende Belagerung, welche General v. Werder leitete, furchtbar gelitten. Ihr tapferer Commandant, General Uhrich, wies die mehrmals wiederholte Aufforderung zur Uebergabe zurück. Ganze Straßen wurden durch das Bombardement in Schutthaufen verwandelt, unersetzliche Verluste an Denkwürdigkeiten und Schätzen der Kunst und Wissenschaft waren zu beklagen. Und wie hoch waren die Leiden und die Noth der Bevölkerung in der unglücklichen Stadt schon gestiegen! Erst als die Vertheidigungswerke so weit zerstört waren, daß die Erstürmung der Festung unabwendbar erschien, wehte vom alten Münster die weiße Fahne. Die Besatzung streckte am 28. September die Waffen und wurde in die Kriegsgefangenschaft geführt.

In die Gewässer der Nord- und Ostsee waren zwei französische Flotten abgesendet worden, aber ihr dortiges Erscheinen blieb, außer der Störung und Schädigung des Seehandels, ohne irgend einen wirklichen Erfolg. Die Küsten waren in so guten Vertheidigungszustand gesetzt worden, daß die französischen Kriegsschiffe einen Angriff nicht wagten, besonders da das für eine Landung bestimmte Truppencorps nach den rasch auf einander folgenden Niederlagen der französischen Armeen in Frankreich zurückbehalten wurde. Die Wirksamkeit der Flotte beschränkte sich also auf die Wegnahme von Handelsschiffen und auf eine über die Hafenstädte verhängte Blokade. Ende October war die Ostsee von den französischen Kriegsschiffen wieder geräumt.*)

*) Während dieser Blokade der norddeutschen Küste kehrte das deutsche Schiff Germania von seiner Nordpolreise zurück (S. 378). Die Schiffsleute waren nicht wenig erstaunt, als sie die gewohnten Sicherheitssignale nicht vorfanden und nun in Bremerhafen die ersten Nachrichten von dem Kriege und den großen Siegen der Deutschen erhielten.

160. Der deutsch-französische Krieg. Die Kämpfe gegen die Republik bis zum Frieden.

Der bisherige Krieg gegen das kaiserliche Frankreich war, wie Feldzüge gewöhnlich es sind, ein Soldatenkrieg gewesen, wo Heere gegen Heere andringen und kämpfen. Von dem Tage an, wo die Republik an die Stelle des gestürzten Kaiserthumes trat, erhielt der Krieg einen völlig veränderten Charakter. Die neuen Machthaber in Paris, befangen durch ihre persönliche Verantwortung und meinend, daß es der Republik unwürdig sei, die Schmach zu vollziehen, welche das Kaiserreich hinterlassen hatte, und einen verlustvollen Frieden zu schließen, überdem von Dünkel, Haß und Nationalstolz getrieben, waren entschlossen, den Krieg fortzusetzen. Das Volk, von denselben Leidenschaften hingerissen, stimmte ihnen zu. In ihrer Verblendung wollten die Männer der provisorischen Regierung sich nicht mehr daran erinnern, daß nicht Napoleon III. allein, sondern ganz Frankreich zum Kriege hingedrängt hatte; sie suchten dem republikanisch gewordenen Frankreich den Schein eines schuldlos Verfolgten zu geben, mit der Behauptung, daß Deutschland doch nur gegen den Kaiser und sein Heer Krieg geführt habe, und daß nun nach Napoleons Sturz der Krieg gegen Frankreich aufhören müsse. Davon wollte dieser übermüthige Egoismus nichts hören, daß Deutschland für so viele Siege, so große Erfolge und so viel vergossenes Blut einen Siegespreis und mit ihm eine Sicherung seiner Grenze zu fordern berechtigt sei. Jules Favre sprach es aus, daß Frankreich keinen Fußbreit Landes und keinen Stein seiner Festungen abtreten werde. Diese Worte sind für die Franzosen das Losungswort in ihrem weiteren Kampfe gegen die deutschen Heere geworden; es hat viel Blut und Verwüstung, viel Jammer und Elend gekostet, ehe dieses Losungswort zum Schweigen gebracht war. Thiers hatte den Auftrag übernommen, bei den europäischen Großmächten Theilnahme für Frankreich zu erwecken und sie zu Vorstellungen gegen die Fortsetzung des Krieges zu vermögen. Der hochbejahrte Staatsmann machte eine Rundreise an die Höfe von London, Petersburg, Wien und Florenz, aber seine Bemühungen waren erfolglos. Ein Theil der Mitglieder der provisorischen Regierung ging bald nach der Einschließung von Paris nach Tours, um dort in freierer Bewegung als in der belagerten Hauptstadt handeln zu können. Gambetta, der feurigste

und ungestümste unter den Führern, hatte Paris in einem Luftballon verlassen und sich nach Tours begeben. Hier trat er bald als Dictator auf. Vor seiner kühnen Seele stand als vorleuchtendes Beispiel das Massenaufgebot (Levée en Masse) der ersten Revolution; nach seinen Plänen sollte Frankreich alle Kräfte aufbieten, um Paris zu entsetzen und die deutschen Heere zu vernichten, oder doch vom französischen Boden zu vertreiben. Das Feuer seiner Ansprachen an das Volk, die Energie seiner Anstrengungen machten ihn bei den Franzosen bald ebenso bewundert, als gefürchtet. Gambetta hat das, was er wollte, nicht durchzusetzen vermocht, aber dieser Widerstand Frankreichs wird immer eine denkwürdige Partie in der Geschichte dieses Krieges bleiben. Niedergedrückt von dem kaiserlichen Absolutismus, betäubt von der Herrschaft der Phrase, von der Schmach so großer Niederlagen und von so schweren Verlusten betroffen, hat doch Frankreich sich erhoben und sich gegen die kriegsgeübteste Armee Europas, wenn auch erfolglos, doch nicht ruhmlos vertheidigt.

Die Hauptaufgabe für das deutsche Heer war die Ueberwältigung von Paris, weil unter den eingetretenen Verhältnissen nur durch die Bezwingung der Hauptstadt das Ende des Krieges herbeizuführen war. Ebenso war es das Ziel Gambetta's, durch immer neu aufgestellte Heere Paris zu retten. So traten eine Westarmee, gewöhnlich Loirearmee genannt — eine Nordarmee — und etwas später auch eine Ostarmee auf den Schauplatz. Gegen jede dieser Armeen war die Formirung einer deutschen Armee nothwendig, und außerdem die zahlreichen Heere für die Belagerungen von Paris und eine Zeit lang auch noch von Metz. Garibaldi, welcher schon im Frühjahr 1870 den Wunsch ausgesprochen hatte, noch einmal die stolze republikanische Fahne Frankreichs begrüßen und an ihrer Seite fechten zu dürfen, kam jetzt von Caprera herüber und traf am 9. October in Tours ein. Das seltsam waltende Geschick hielt ihn bei der Erreichung seines letzten patriotischen Zieles, der Einverleibung Roms in das Königreich Italien, fern vom Capitole. In Tours übergab man ihm den Oberbefehl über die irregulären Truppen, welche sich bei Besançon sammelten; später besetzte er Dijon. In allen von den Deutschen occupirten Gegenden sollten kleinere oder größere Banden von Franctireurs einen Guerillakrieg führen. Es war eine bunte, seltsame Schaar, die sich um Garibaldi zusammengefunden hatte, Flüchtlinge aus den verschiedensten Ländern Europas, Abenteurer aller Art, die

einen vom Fanatismus ihrer Ideen, die andern von bloßer Raublust hergeführt. Denn in diesem Volkskriege gegen die Deutschen wurden alle Leidenschaften aufgestachelt, alle Mittel für erlaubt gehalten, auch Meineid und Verrath, und die dem Meuchelmord ähnliche Tücke. Wenn auch die Geschichte, wie wir oben andeuteten, der patriotischen Hingebung Frankreichs ihre Anerkennung nicht versagt, so ist doch jene Hingebung gar häufig durch häßliche Züge entstellt und herabgewürdigt worden. Einer der schlimmsten Vorfälle dieser Art war die Treulosigkeit bei der Uebergabe von Laon, 9. Septbr. Als die deutschen Truppen zufolge der Capitulation in die Citadelle einmarschirten, wurde ein Pulvermagazin in die Luft gesprengt und ein großer Theil der Mannschaft getödtet.

Solchem Widerstande entsprachen auf deutscher Seite die Anstrengungen und Leistungen der Truppen, die Besonnenheit der Heerführung und die Opferwilligkeit daheim im Vaterlande. In den unerhörten Beschwerden und Drangsalen des Belagerungskrieges vor Paris und Metz während der herbstlichen und winterlichen Jahreszeit zeigten sich die deutschen Krieger ebenso bewundernswürdig, wie in dem Gewühl großer Schlachten. Immer neue Kriegsschaaren zogen nach Frankreich, und viel Heermaterial, besonders schweres Belagerungsgeschütz nebst unermeßlichen Munitionsvorräthen mußte vor Paris hingeschafft werden. Nicht minder großartig war der Wetteifer liebevoller Fürsorge im Vaterlande, um den im Felde stehenden Truppen die Beschwerden des Kriegslebens zu lindern und zu erleichtern; besonders herrlich aber der Eifer helfender Liebe in der Pflege der verwundeten und erkrankten Krieger. Noch niemals, so lange es Kriege giebt, hat ein ganzes Volk in so reicher und opferwilliger Theilnahme und Barmherzigkeit sich gezeigt, wie in diesem Kriege das deutsche Volk.

In den ersten Wochen der Belagerung von Paris geschah nichts Entscheidendes. An einen Sturm auf die Forts, der nur mit ungeheuren Opfern hätte Erfolg haben können, wurde in der deutschen Heerführung nicht gedacht; die Herbeischaffung der großen Belagerungsgeschütze war unsäglich schwierig und brauchte viel Zeit; man hoffte Paris mit seiner Einwohnerzahl von fast 2 Millionen in nicht langer Zeit durch Hunger zu bezwingen. Aber es erwies sich das als eine Täuschung. Wenn auch von einer wirklichen Verproviantirung nicht die Rede sein konnte, so war die Hauptstadt doch mit einer Menge von Lebensmitteln versehen und nicht

sofort traten Entbehrung und Noth ein. Der Glanz als erste Luxusstadt der Welt war allerdings verschwunden, der Verkehr beschränkte sich auf das Bedürfniß und statt des üppigen Treibens auf den großen Plätzen, statt des bunten Gewühles in den Straßen erfüllte sie das Geräusch der exercirenden Bataillone. Aber die drohenden Schrecknisse einer länger dauernden Belagerung und das doch damals schon mit hoher Wahrscheinlichkeit vorauszusehende Ende waren noch nur wenigen erkennbar. Man gewann selbst diesen Zuständen einen die Eitelkeit und den Dünkel befriedigenden Reiz ab. Der erfinderische Versuch, durch Brieftauben und Luftballons einen Verkehr mit der Außenwelt zu bewerkstelligen, trug viel zu der erwartungsvollen Spannung der Gemüther bei, besonders aber unterhielt das unaufhörliche Bombardement von den Forts auf die Linien der Belagerer und die sich wiederholenden Ausfälle, anfänglich zuerst in südlicher Richtung unternommen, eine ruhelose Aufregung. Man hielt es für unmöglich, daß Paris fallen könne; man hoffte auf einen Entsatz von der Loirearmee oder von einem Durchbruche Bazaine's.

Auf die Bildung der Loirearmee war die nächste Sorge der provisorischen Regierung gerichtet gewesen. Diese neugebildeten Heerestheile wurden von dem bairischen General v. d. Tann angegriffen und geschlagen, und Orleans besetzt, 11. October. Aber der rastlosen Thätigkeit Gambetta's gelang es, die zersprengten Schaaren zu sammeln, zu ergänzen und so in wenigen Wochen wieder eine Armee von 70,000 Mann zusammen zu bringen, zu deren Obergeneral Aurelles de Paladine ernannt wurde. Um Lille, Amiens und in der Normandie bildete General Bourbaki, früher Befehlshaber der kaiserlichen Garde, die Nordarmee.

In dieser Lage der Dinge wendeten sich die Blicke mit täglich steigender Erwartung nach Metz hin, dessen Einschließung eine große Armee und einen bewährten Feldherrn noch immer von dem andern Kriegsschauplatze fern hielt. Endlich fiel diese noch nie bezwungene Festung. Bazaine hatte im Monat September mehrmals kleine Ausfälle gemacht, um wo möglich einige Nahrungsmittel in die Festung zu bringen, wo Mangel und Noth schon sehr fühlbar wurden. Die Vorräthe schwanden dahin, man schlachtete die Pferde der Cavallerie, auch das Salz ging zu Ende. Das Elend durch die im Gefolge der Noth einreißenden Krankheiten stieg von Tage zu Tage. Am 2. und am 7. October unternahm Bazaine noch einmal heftige Ausfälle, um sich durchzuschlagen.

Der Kampf wüthete bis tief in die Nacht, bis es endlich dem heldenmüthigen Widerstande der Preußen, namentlich der Landwehr unter General Kummer gelang, die Franzosen zurück zu werfen. Nun versuchte Bazaine noch durch Unterhandlungen in Versailles (General Boyer) sein Schicksal zu wenden, auch das blieb erfolglos. So zwangen ihn Hunger und Hoffnungslosigkeit zu Unterhandlungen mit dem Prinzen Friedrich Karl und am 27. October wurde die Capitulation abgeschlossen. Drei Marschälle, 6000 Officiere, 145,000 Mann und 30,000 Verwundete und Kranke wurden kriegsgefangen. Alle festen Plätze Deutschlands, vom Süden bis zur Nordsee und zur Weichsel hin waren mit gefangenen Franzosen angefüllt, deren Zahl nun gegen 350,000 betrug. Unter den vielen außerordentlichen Ereignissen dieses Krieges war die Einschließung und Bezwingung einer so großen Armee und einer so starken Festung eines der bedeutendsten.

Die vor Metz frei gewordenen Streitkräfte wurden nun für weitere Operationen verwendet. Es wurden aus diesen Truppen zwei Heere gebildet. Das kleinere unter General v. Manteuffel marschirte gegen die Nordarmee; Prinz Friedrich Karl wendete sich mit dem größeren Heere über Troyes und Sens gegen die Loirearmee. Hier ging Aurelles de Paladine zum Angriff über, um vor der Ankunft des Prinzen den General v. d. Tann zurück zu werfen und bis Versailles vorzudringen. Orleans mußte von den Deutschen aufgegeben werden, sie wurden am 9. November bei Coulmiers durch den dreifach überlegenen Feind zum Rückzuge genöthigt. Weiter aber vermochte Aurelles nicht zu kommen. Der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, welcher den Oberbefehl über eine hier neu zusammengesetzte Armee (Norddeutsche, Baiern und Hessen) erhalten hatte, sprengte die von Lemans her andrängenden Franzosen auseinander. In Paris hatte die Nachricht der Capitulation von Metz eine erbitterte Gährung erzeugt, der Mangel an Lebensmitteln begann sehr fühlbar zu werden, und mehrere erfolglos gebliebene Ausfälle erhöhten die Gereiztheit der Volksmasse. Die Führer jener socialistischen Partei, welche, alle staatliche Ordnung verwerfend, die Herrschaft der Stadtgemeinde, d. h. den Terrorismus der Masse, aufrichten wollten, glaubten, der günstige Augenblick für sie sei gekommen. Unter Anführung des Communisten Flourens überfielen am 31. October bewaffnete Volkshaufen das Stadthaus, den Sitz der Regierung, forderten die Einsetzung einer Commune, d. h. eines dictatorischen Gemeinde-

rathes, und nahmen Trochu, Jules Favre und andre Mitglieder der Regierung gefangen. Bald aber rückte Nationalgarde unter dem Rufe „Es lebe die Republik!" heran, befreite die Gefangenen und vereitelte die Pläne der Communisten. Noch vor dem Ausbruch dieser Bewegung hatte die Regierung, von der Noth in Paris und der aufrührerischen Stimmung gedrängt, durch Thiers Unterhandlungen wegen eines Waffenstillstandes in Versailles eingeleitet, welche jedoch an der Unmöglichkeit, der provisorischen Regierung die Verproviantirung von Paris zu bewilligen, scheitern mußten.

Gambetta hatte die kurzen Erfolge der Loirearmee benutzt, um von einem glänzenden Triumph der französischen Waffen viel Rühmens zu machen und das französische Volk durch die Aussicht auf die Befreiung von Paris zum heftigsten Widerstande zu entflammen. Bürger und Bauern zeigten die feindseligste Gesinnung gegen die deutschen Truppen und nahmen da und dort sogar an den Kämpfen Theil. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch die Deutschen mit Erbitterung erfüllt wurden und daß die Militärbehörden sich zu Repressalien genöthigt sahen, welche dann mit furchtbarer Strenge durchgeführt wurden. Der Krieg mußte in immer häufigeren Fällen einen harten und wilden Charakter annehmen.

In Eilmärschen war Prinz Friedrich Karl mit der 2. Armee von Metz her herangekommen und begann seinen Feldzug gegen die Loirearmee. Diese hatte die Absicht über Fontainebleau nach Paris vorzudringen, erlitt aber in der Schlacht bei Beaune-la-Rolande, 28. November, eine Niederlage. Ein weiterer, mehr östlich gemachter Versuch eines Durchbruchs wurde bei Loigny vereitelt. Gleichzeitig geschah ein großer Ausfall aus Paris, 30. November, welcher bewies, mit welcher Energie eine Wendung der Situation erzwungen werden sollte. Aber die Franzosen wurden am 2. December wieder nach Paris zurückgeworfen, und die Loirearmee mußte nach einem viertägigen Kampfe bei Orleans in großer Verwirrung nach Süden entfliehen. Ueber 14,000 Gefangene und viel Geschütz, auch vier armirte Flußdampfer, fielen den Deutschen in die Hände; sie zogen am 5. Decbr. wieder in Orleans ein. Aurelles de Paladine mußte sein Commando an General Chanzy abgeben. Dieser behielt aber nur die eine Hälfte der Loirearmee, die Westarmee, die andre übernahm der General Bourbaki als Ostarmee. Die bisher in Tours verweilende Delegation der provi-

sorischen Regierung wurde nach Bordeaux verlegt, 10. Decbr. In einer langen Reihe von Gefechten und Schlachten schlugen der Prinz und der Großherzog die Feinde zurück; Bourbaki mußte sich nach Bourges, Chanzy westwärts auf Lemans sich zurückziehen. Bis Bourges, Tours, Blois und Vendome wurde das Land von den republikanischen Schaaren gesäubert. Schrecken ging vor den Deutschen her, eine große Zahl der Bewohner entfloh nach Süden, die zum Kriegsdienst gepreßten Mobilgarden mußten fast mit Gewalt in den Kampf getrieben werden. Nun zogen die beiden Heere der Deutschen vereinigt gegen Chanzy's Westarmee. Unter unsäglichen Schwierigkeiten und Beschwerden, welche dieser mit hier seltener Strenge auftretende Winter vergrößerte, drängten die Deutschen in sehr blutigen Kämpfen zwischen Loire und Sarthe den Feind zurück und Prinz Friedrich Karl zog am 13. Januar in Lemans ein. Die Trümmer der Loirearmee gingen bis Laval zurück. Von dieser Seite aus war ein Entsatz von Paris jetzt nicht mehr zu besorgen.

Die französische Nordarmee war von General Bourbaki in Lille und Amiens gebildet worden. Gegen sie rückte, auch von Metz her, General v. Manteuffel heran und brachte sie durch siegreiche Gefechte (Schlacht bei Amiens, 27. Novbr.) in solche Zerrüttung, daß sie sich im elendesten Zustande nach Havre zurückzog. Die Deutschen drangen in die Normandie ein und besetzten Rouen und Dieppe. Nach Bourbaki's Abgange zur Ostarmee erhielt General Faidherbe das Oberkommando. Dieser tapfere, ausdauernde Führer war wieder vorgerückt und hatte seine Angriffe mehrmals erneuert. Aber er wurde durch wiederholte Gefechte bei Amiens und durch die Schlacht bei Bapaume, 3. Januar 1871, zurückgedrängt und nach nochmaligem Vorgehen von General v. Goeben, welcher nach Manteuffels Abberufung zur Südarmee den Oberbefehl führte, bei St. Quentin, 18. und 19. Januar, so geschlagen, daß von der zersprengten und im jammervollsten Zustande sich befindenden Nordarmee ebenfalls ein Entsatz von Paris nicht mehr ausgeführt werden konnte. Auch von hier aus, wie von der Loirearmee, gingen Tausende von Gefangenen nach Deutschland. Die Festungen Longwy, Mezières, Rocroy, Peronne waren mit vieler Kriegsbeute in die Hände der Deutschen gekommen.

Auf dem dritten der um Paris her sich entwickelnden Kriegsschauplätze, dem südöstlichen, stand nicht allein eine zahlreiche,

in hohem Grade fanatisirte Armee, zu welcher auch Garibaldi's Schaaren gehörten, den Deutschen entgegen, sondern hier in den gebirgigen Gegenden war auch, mehr wie anderwärts, das Franc-tireurwesen und der Bandenkrieg im Gange. Nach dem Falle von Straßburg zog General v. Werder mit einer nicht zahlreichen Armee, deren Hauptbestandtheil die badischen Truppen und preußische Landwehr waren, heran. Die Festungen Schlettstadt und Neubreisach mußten sich ergeben, und unter fortwährenden Kämpfen am Dignon drang Werder bis Dijon vor, 31. October, und wies von hier aus das weitere Vordringen der Franzosen und Garibaldi's zurück. Solch ein Treffen war der erbitterte Kampf bei Nuits, 18. Decbr., wo die badische Division ehrenvoll das Feld behauptete. Im December begannen die Deutschen die Belagerung von Belfort. Als dann die Ostarmee unter Bourbaki mit Uebermacht heranzog und wenn es ihr gelang zu siegen, mit einer Besetzung der Verbindungslinien zwischen den Deutschen in Frankreich und der Heimath, vielleicht sogar mit einem Einfalle in Süddeutschland drohte, da ging Werder mit seinen 28,000 Mann vor Bourbaki's 150,000 Mann von Dijon bis in die Nähe von Belfort zurück und stellte sich bei Hericourt auf, um die Entsetzung Belforts zu verhindern und Bourbaki's Marsch aufzuhalten. Hier ereigneten sich am 15. 16. 17. Januar ewig denkwürdige Kämpfe, in welchen Werders todesmuthige Heldenschaar mit unerschütterlicher Standhaftigkeit den Entschluß durchführte: „hier kommt niemand durch." Bourbaki mußte seinen Vormarsch aufgeben und wollte sich südlich auf Lyon zu wenden. Aber General v. Manteuffel, welcher jetzt das Commando der deutschen Südarmee erhalten hatte, führte zwei preußische Armeecorps herbei. Diesen von Fransecky und Zastrow befehligten Truppen gelang es, in Verbindung mit dem tapferen Werder das Heer Bourbaki's in den winterlich unwirthbaren Thälern des Jura zu umstellen. Ohne hinreichende Bekleidung, entblößt von Nahrungsmitteln, ja sogar an Waffen und Munition Mangel leidend, hatte dieses Heer keine andre Wahl vor Augen, als Capitulation oder den Uebertritt über die Grenze. Am 29. Januar begannen die Deutschen ihren Angriff und setzten ihn am 30. und 31. fort. Täglich wurden die Verluste größer, schon waren 15,000 Franzosen gefangen, immer ungeordneter wurde die Flucht. General Bourbaki legte verzweifelnd die Hand an sich selbst, doch ging die Kugel fehl und er verwundete sich nur. Sein Nachfolger Clinchant trat in Unterhandlungen mit dem schweizerischen

General Herzog, der die Grenze hütete, und so rettete sich am 1. Februar diese französische Armee, noch 83,000 Mann stark, bei Pontarlier in die Schweiz. Im elendesten Zustande hier ankommend wurden diese Schaaren von dem Mitleid und der Barmherzigkeit der Schweizer empfangen. Garibaldi's Corps war bei Dijon von einem kleinen Heerhaufen beschäftigt worden; nach der Katastrophe der Ostarmee ging er auf Lyon zurück. Bald darauf legte er sein Commando nieder und ging nach Caprera zurück, reicher geworden um eine große Enttäuschung, aber nicht reicher an Ruhm. Am 16. Februar ergab sich das hartnäckig vertheidigte Belfort in Folge eines auf vertragsmäßige Uebergabe lautenden Befehls von Jules Favre.

Denn als Belfort capitulirte und die Ostarmee nach der Schweiz gedrängt wurde, war vor Paris bereits Waffenruhe eingetreten. Wir haben in unserm Ueberblick vorzugsweise der Märsche und Kämpfe gegen die französischen Armeen im Westen, Norden und Osten und der Beschwerden in der Kälte und den Schneestürmen der winterlichen Jahreszeit gedacht; nun gedenken wir auch der Anstrengungen des Belagerungsheeres vor Paris. Das Bombardement von den Forts hörte keinen Tag auf, der Vorpostendienst war eben so beschwerlich als gefahrvoll, und die sich wiederholenden kleineren und größeren Ausfälle führten oft sehr bedeutende und blutige Gefechte herbei. Anfänglich waren die Ausfälle zumeist nach Süden gerichtet, am 29. October drangen die Franzosen nordöstlich sehr heftig auf Le Bourget vor, und nur mit großer Anstrengung waren sie zurückzutreiben. Den stärksten Ausfall unternahm Trochu, wie schon erwähnt, am 30. November. Ueber 100,000 Mann brachen in südöstlicher Richtung gegen die Stellung der Sachsen und der Württemberger vor und trotz des heldenmüthigsten Widerstandes blieben die Dörfer Brie und Champigny in der Hand der Franzosen. Am 2. December wurden sie zurück erobert, doch kosteten diese Gefechte den Deutschen an 5000 Mann. Vergeblich war auch am 21. December ein nochmaliger Ausfall auf Le Bourget. So schwand die Hoffnung, den eisernen Ring, den die Belagerer um Paris gezogen hatten, durchbrechen zu können, und auch die Hoffnung auf Entsatz mußte sich als trüglich erweisen. Längst schon drückte der Mangel an Lebensmitteln, frisches Fleisch fehlte seit dem November; man schlachtete Pferde, Hunde, Katzen, und selbst Ratten waren ein gesuchter Artikel. Das Brennmaterial ging zu Ende und bei dem Mangel

an Steinkohlen fehlte das Gas zur Beleuchtung der Straßen und Plätze. Von Woche zu Woche stieg die Noth, Hunger und Kälte rafften die Bevölkerung in schreckbarer Steigerung der Sterblichkeit hinweg, und wie standhaft auch die Pariser alle diese Leiden und das bittere Elend ertrugen, so sahen sie doch den Tag herannahen, wo die Lebensmittel völlig zu Ende sein würden. Zu diesen Bedrängnissen gesellten sich die Schrecken des am 27. December eröffneten Bombardements. Es richtete sich zuerst gegen den Mont Avron und die östlichen Forts, vom 5. Januar an auch gegen die Südforts. Immer näher rückten die furchtbaren Batterien der Belagerer und schon erreichten die Geschosse den Palast Luxembourg und das Pantheon. Wuth und verzweifelter Trotz bewegten die Bevölkerung, und Trochu mußte, dem Drängen nachgebend, noch einen Ausfall wagen. Am 19. Januar zogen über 100,000 Mann in der Richtung nach Versailles zum Kampfe aus. Sie wurden mit einem Verluste von 7000 Mann zurückgeworfen. Nun trat Trochu den Oberbefehl an General Vinoy ab. Es war unmöglich, Paris länger zu halten. Jules Favre begab sich nach Versailles, um Unterhandlungen wegen eines Waffenstillstandes anzuknüpfen, 23. Januar. Nach Beseitigung einiger Schwierigkeiten wurde die Capitulation am 26. Januar abgeschlossen; um 12 Uhr in der Nacht zum 27. verstummte der Donner der Geschütze in den Forts und in den deutschen Batterien. Die Verproviantirung von Paris wurde gestattet; die Forts wurden übergeben, die Linientruppen und die Mobilgarde wurden kriegsgefangen, blieben aber in Paris; die Nationalgarde behielt die Waffen für den Sicherheitsdienst. Aus freien Wahlen hervorgehend sollten binnen vierzehn Tagen eine über Krieg und Frieden entscheidende Versammlung in Bordeaux zusammentreten. Die Armeen der Generale v. Manteuffel und Bourbaki waren in diesen Waffenstillstand nicht eingeschlossen. Die Stadt Paris zahlte eine Contribution von 200 Millionen Francs.

Die constituirende Versammlung wurde am 12. Februar in Bordeaux eröffnet. Gambetta trat vom Schauplatz seines kühnen, aber erfolglosen Wirkens zurück, die provisorische Regierung legte ihre Gewalt nieder. Thiers wurde zum Chef der Executivgewalt der französischen Republik gewählt. Laut und energisch erhob sich das Verlangen nach Beendigung des Krieges. Thiers und Jules Favre, welcher in das neue Ministerium eingetreten war, gingen nach Versailles, um die Friedensverhandlungen zu beginnen. Am

26. Februar wurden nach schweren Verhandlungen die von Graf Bismarck mit unerbittlicher Festigkeit durchgesetzten Forderungen Deutschlands angenommen und die Präliminarien abgeschlossen. Bis zur Bestätigung derselben durch die Versammlung in Bordeaux wurden die westlichen Stadttheile von Paris durch 30,000 Mann deutsche Truppen besetzt. Nachdem Kaiser Wilhelm über diese Truppen in Longchamp an der Grenze des Bois de Boulogne Heerschau gehalten hatte, zogen sie am 1. März ein und lagerten auf den elyseischen Feldern; doch verließen sie schon am 3. März die Hauptstadt, denn die Nationalversammlung hatte sich beeilt, die Präliminarien zu genehmigen. Mit heftiger innerer Erschütterung hatte Thiers die schweren Bedingungen verkündigt, aber die Nothwendigkeit des Friedens drängte den Versuch des Widerspruchs zurück. Hierauf vollzog auch Kaiser Wilhelm am 2. März die Präliminarien. Inniger Dank gegen Gott, gegen die Armee und das Vaterland erfüllte bei dieser Vollendung des schweren Kriegswerkes das Herz des greisen Monarchen. Frankreich trat den Elsaß (mit Ausschluß von Belfort), Deutsch-Lothringen mit Metz und Thionville an Deutschland ab und verpflichtete sich zur Zahlung von fünf Milliarden Francs Kriegskosten, bis zu deren Abtragung deutsche Truppen bestimmte Gegenden Frankreichs, auch Belfort, besetzt halten sollten. Am 7. März verließ der Kaiser Versailles, wo er seit dem 5. October sein Hauptquartier gehabt hatte. In den Tagen vorher hielt er noch über das Gardecorps, dann über die bairischen, sächsischen und württembergischen Truppen Heerschau ab. Graf Bismarck wurde in den Fürstenstand erhoben, die Generale Moltke und Roon in den Grafenstand. In einem Armeebefehl von Nancy aus, 15. März, nahm der Kaiser Abschied von seinem glorreichen Heere und dankte ihm für seine Tapferkeit und Ausdauer. Ueberall in Deutschland schallte ihm und den ihm zur Seite stehenden Männern der Zuruf inniger Bewunderung und Ehrerbietung entgegen; in seiner Hauptstadt wurde der heimkehrende Siegesfürst am 17. März mit einem unermeßlichen Jubel der Begeisterung empfangen. Am 21. März eröffnete der Kaiser den ersten deutschen Reichstag und sprach am Schluß seiner inhaltschweren Rede den Wunsch aus, daß dem glorreichen Kriege eine ebenso glorreiche Friedenszeit folgen möge. Die Verhandlungen zum Abschluß des definitiven Friedens mit Frankreich sollten nun in Brüssel stattfinden, da sich dieselben aber in die Länge zogen, traf Fürst Bismarck mit Favre in Frankfurt

a. M. zusammen und hier wurde das Friedenswerk am 10. Mai 1871 vollendet. Durch diesen Frieden erwarb Deutschland Provinzen zurück, welche ihm vor langer Zeit durch eigene Schwäche und die Schlauheit Frankreichs verloren gegangen waren. Einer der größten Kriege aller Zeiten, seit vielen Jahrhunderten der erste, welchen Deutschland allein aus seiner Kraft durchgestritten hatte, war siegreich beendet*), und — dieses war der herrlichste Siegespreis — das deutsche Volk hatte sich in den Kämpfen und Siegen selbst wiedergefunden. —

161. Die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches.

Die Erinnerung an das alte deutsche Reich war im deutschen Volke nie erstorben. Freilich war das Reich in den letzten Jahrhunderten seines Bestehens nur ein Schatten seines früheren Wesens, aber auch das Volk war in seiner Zersplitterung und Vereinzelung und in seiner Verlassenheit von aller vereinigenden Macht nur ein Schatten seiner Kraft. In wunderbarer Verschwisterung dauerte das Reich wie das Volk dahin, und das Volk wie das Reich. Napoleon I. zerschlug das morsche Gebilde. Als aber durch dessen Besiegung und nach den Friedensschlüssen 1814/15 der Hauch einer frischeren Gegenwart über das zerrissene Deutschland hinwehte, wurde sogleich in dem deutschen Volke das Verlangen nach einer Einigung der verschiedenen Stämme und nach einer Erneuerung des Kaiserthumes laut. Die damals im Bereiche der großen Politik geltenden Anschauungen beachteten diesen Drang des Volkes nicht. Deutschland, ebenso auch Italien, blieben sehr unfertige, unzureichende Gestaltungen in der damaligen Wiederherstellung des europäischen Staatengebäudes, und es hat sich gezeigt, daß in diesem Gebäude Sicherheit und Ruhe nicht heimisch werden konnten, so lange der zum Erwachen gekommene und bald

---

*) In diesem Kriege haben die Deutschen 17 große Schlachten und 156 größere oder kleinere Treffen und Gefechte geliefert, 26 Festungen zur Uebergabe gezwungen, 11,600 Officiere und 363,000 Soldaten der französischen Armee gefangen genommen und über 6700 Geschütze und 120 Adler erbeutet. — Großartig waren auch die Leistungen der Liebesthätigkeit des Volkes, soweit dieselbe sich in Zahlen ausdrücken läßt. Die Einnahme der Vereine zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger betrug aus Deutschland über 10 Millionen, aus dem Auslande, d. h. aus allen Erdtheilen, 2½ Millionen Thaler. Der Werth der Naturalgaben belief sich außerdem noch auf über 5 Millionen Thaler.

stärker treibende Drang dieser Nationen nach einer ihrer Natur und ihrer Berechtigung würdigen Gestaltung nicht befriedigt war. In Deutschland äußerte sich dieses nationale Streben von sehr geringen Anfängen aus und in einem noch sehr unklaren, verworrenen Drange, allmählich aber wuchs es zu einem festeren Bewußtsein des Zieles heran. Die Vertretung der Machtstellung Deutschlands durch den Bundestag in Frankfurt a. M., sowie die karge Förderung der nationalen Wohlfahrt durch denselben konnte im Volke wahre Anhänglichkeit und Theilnahme nicht finden, und hat sie auch niemals gefunden. Es waren Versuche gemacht worden, eine kräftigere Gestaltung und Zusammenfassung Deutschlands zu gewinnen, aber sie blieben, außer dem die materiellen Interessen erfassenden Zollverein, ohne Erfolg, denn sie waren der Wirklichkeit gegenüber entweder nur Phantasien eines nicht unedlen, aber sich verirrenden Jugendmuthes, oder erhitzte, die realen Verhältnisse verkennende Theorien. Der Geist der Geschichte weiß aber auch das Verfehlte seinem Ziele dienstbar zu machen. Im Gange der neueren Entwickelungsgeschichte Deutschlands haben darum auch diese ungenügenden Versuche mitgewirkt, denn sie haben den Gedanken und den Drang zu seiner Ausführung wach gehalten. War es nicht ein in solcher Beziehung sehr bedeutsames, vorauszeigendes Ereigniß, als 1849 von der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. die Kaiserkrone dem Könige von Preußen dargeboten wurde? Denn daß eine Neugestaltung Deutschlands nur auf die Macht Preußens sich stützen könne, erschien unzweifelhaft; so lange aber Oestreich neben Preußen stand, vermochte dieses nicht, seinen Beruf für Deutschland zu erfüllen. Die Hoffnung der deutschen Nation auf Einigung blieb indessen allezeit nicht nur lebendig, sondern erstarkte je länger je mehr zur Ueberzeugung. Darum geschah es auch, daß nach dem Kriege von 1866, als durch die Stiftung des norddeutschen Bundes unter Preußens Führung der größte Theil Deutschlands vereinigt worden war, die Erwartung rege blieb, es werde auch der Tag der Vereinigung des Südens und des Nordens erscheinen.

Er kam durch die gemeinsame Bedrohung und Gefahr. Als Frankreich in den Julitagen 1870 übermüthig den Krieg mit Preußen suchte, wurde, was in Ems und Paris geschah, in ganz Deutschland empfunden, als sei es eine allen widerfahrene Herausforderung; und als die Heerestheile des Südens mit den norddeutschen zusammentraten, war es von Anfang an, als könne dies

anders nicht mehr sein. Die Waffenbrüderschaft schloß die lange vereinzelten Stämme kräftig aneinander; die raschen, großen Erfolge bei Weißenburg, Wörth, Metz, Sedan zeigten das seit Jahrhunderten nicht mehr erlebte Schauspiel, was die Deutschen vermögen, wenn sie einig sind. Von jenen Tagen ab erschien es unmöglich, in die frühere Trennung und Vereinzelung zurück zu fallen. In vielen größeren Städten Deutschlands sprach sich diese Gesinnung offen und vertrauensvoll aus; in Baiern besonders wurden zahlreiche Adressen für den Anschluß an den norddeutschen Bund an König Ludwig II. gerichtet. So kam es, daß Verhandlungen zu solchem Ziele hin zwischen dem Hauptquartier in Versailles und den süddeutschen Regierungen eingeleitet wurden, welche zunächst zwar nur zu einem Abschluß mit Baden und Hessen führten, weil Baiern, und vorübergehend auch Württemberg, Schwierigkeiten verursachten; allein der Drang der Umstände und die Gewalt der Thatsachen überwand schließlich auch hier das Zögern, und in Versailles kam man allen „berechtigten Eigenthümlichkeiten" bereitwillig entgegen. Am 23. November wurde der Anschlußvertrag mit Baiern, am 25. mit Württemberg vollzogen. Darauf forderte König Ludwig II. die deutschen Fürsten und freien Städte auf, 30. November, dem Könige von Preußen die Würde eines deutschen Kaisers zu übertragen. Alle stimmten dem Vorschlage bei. Der norddeutsche Reichstag und die süddeutschen Landtage nahmen auch ihrerseits die Verträge an, nur in Baiern widerstanden noch die Ultramontanen und die Particularisten dem Einigungswerke. Eine Deputation von 30 Mitgliedern des Reichstages, geleitet von Präsident Simson, erschien in Versailles, um dem Könige den Wunsch der Nation vorzutragen, daß er die ihm angetragene Würde annehmen und „Kaiser und Reich" in neuer Kraft erstehen lassen möge. König Wilhelm empfing die Deputation am 18. December und erklärte sich bereit, dem Rufe des deutschen Volkes und seiner Fürsten Folge zu leisten. Zur feierlichen Uebernahme bestimmte der König den 18. Januar 1871, als den bedeutungsvollen Tag der Erinnerung an die vor 170 Jahren zu Königsberg vollzogene Erhebung Preußens zum Königreiche. Der Spiegelsaal des Versailler Schlosses war zur Feierlichkeit ausersehen worden. Dieser prachtvolle, goldgeschmückte Saal ist 220 Fuß lang, 34 Fuß breit. Achtzehn große Fensterbogen schauen auf die Gartenanlagen des stolzen Königschlosses; jedem Fensterbogen gegenüber an der inneren Saalwand ein gleich

großer Spiegel in goldenem Rahmen. Das Deckengemälde zeigt Ludwig XIV., wie ihn die olympischen Götter beglückwünschen; in demüthiger Haltung ringsumher stehen die Figuren von Deutschland, Spanien und Holland. Welch ein Contrast zwischen diesem übermüthig prahlenden Bilde und der Wirklichkeit dieses Tages! Ein einfacher Altar war hergerichtet, links und rechts davon standen die Truppen, welche die Fahnen nach Versailles gebracht hatten, die Fahnenträger mit den Fahnen waren auf einer Estrade an einer der schmalen Seiten aufgestellt. Dem Altar gegenüber nahmen der König, der Kronprinz und die vielen fürstlichen Personen ihren Platz, umgeben von zahlreichen Generalen und Officieren. Ein Gebet eröffnete die Feier, dann folgte die Predigt auf Grund des 21. Psalms: „Du überschüttest ihn mit Segen und setzest eine goldene Krone auf sein Haupt. Groß ist sein Ruhm durch deine Hülfe, Würde und Hoheit legtest du auf ihn. Der König vertraut auf den Herrn. Sie spannten dir Netze des Unheils, sannen Anschläge, aber vermochten es nicht." Mit dem mächtig hinaufschallenden Liede: „Nun danket alle Gott" war die religiöse Feier beendet. Der König schritt zur Estrade; dort stand der greise Heldenfürst, zu seiner Rechten der Kronprinz, zur Linken Fürst Bismarck; die Fürsten traten hinter den König. Mit bewegter Stimme verkündigte er, daß er die ihm dargebotene Kaiserkrone annehme und ertheilte dem Fürsten Bismarck den Befehl, die Proclamation an das deutsche Volk zu verlesen. Darauf trat der Großherzog von Baden vor und rief mit lauter Stimme: „Es lebe hoch der König Wilhelm, der deutsche Kaiser!" Unter dem langen, markigen Jubelrufe der ganzen Versammlung erschütterte sich die stattliche Gestalt des Kaisers vor Rührung, helle Thränen stürzten ihm aus den Augen und in tiefer Bewegung schloß er den Kronprinzen in seine Arme, als dieser zuerst ihm durch Handkuß huldigte. Auch die andern Fürsten und alle Anwesende brachten dem Kaiser ihre Huldigung dar; dann schloß diese denkwürdige Handlung. Das war ein Tag, wie ihn die Geschichte Deutschlands lange nicht gesehen und auf den späte Jahrhunderte mit freudigem Stolze zurückschauen werden. Mit ihm war nicht allein für die deutsche Nation der Abschluß einer langen, unruhvollen Entwickelung erreicht und die Sicherung einer kraftvollen Zukunft gewonnen, auch dem Frieden Europas war durch das geeinigte Deutschland eine machtvolle Bürgschaft gegeben. Den tapfern Kriegern, welche mit unsäglichen Anstrengungen, mit Blut und Leben

dieses glückliche Ziel gewonnen hatten; den Männern, die rathend und sorgend um den Kaiser standen; dem Heldenkaiser selbst, der mit klarem Auge und fester Hand auf den neuen Pfad der Macht und Wohlfahrt geführt hatte, blieb aus dieser weihevollen Zeit ein unvergänglicher Glanz dankbarer Erinnerung. Auch die in fernen Welttheilen lebenden Deutschen stimmten mit stolzer Freude in den Triumph über das Errungene ein. Mit diesem Danke verschwisterte sich der Entschluß: in Treue und Fleiß und schlichter Gottesfurcht dazu mitzuhelfen, daß „Deutschland für immer" in Ehren und Gedeihen wachse und bleibe.

162. Der Culturkampf in Deutschland, der Schweiz und Italien.

Die deutschen Bischöfe hatten im September 1869, also einige Monate vor dem Concil zu Rom, bei ihrer Versammlung in Fulda auf die Störungen aufmerksam gemacht, welche aus dem zu erwartenden Dogma von der Infallibilität des Papstes für die Einheit der Kirche und den Frieden mit den Staatsregierungen zu fürchten seien. Daß die Warnung ungehört blieb, ist uns bekannt. Jene Voraussagungen verwirklichten sich alsbald; die katholische Kirche wurde im Inneren, wie nach außen hin von schweren und ohne Zweifel folgenreichen Erschütterungen betroffen. Am schärfsten zeigte sich die Veränderung der kirchlichen Zustände in den Conflicten, welche der neue Glaubenssatz in den Verhältnissen zwischen der Kirche und den Staatsgewalten herbeigeführt hat.

Die Ursache dieser Conflicte ist darin zu suchen, daß der Lehrsatz von der Unfehlbarkeit nicht allein in kirchlichen Dingen dem Papste die höchste Machtfülle beilegt, sondern auch die Selbständigkeit der Staaten und die Souverainetät der Fürsten bedroht. Es ist der Fall nicht allein denkbar, er ist sogar schon wirklich geworden, daß päpstliche Anordnungen mit den Gesetzen eines Staates in Widerspruch treten. Mit der Ordnung und der Würde eines Staatswesens ist es unvereinbar, daß der Gehorsam der Unterthanen gegen seine Gesetze in einen solchen Conflict gebracht wird. Schon während des Concils haben einige katholische Kirchenhäupter es freimüthig ausgesprochen, daß derartige Reibungen ausbrechen würden. Die Fürsten und die Regierungen mußten sich gegen die Möglichkeit solcher Eingriffe in ihr Machtgebiet schützen und vertheidigen; es mußte eine Grenzlinie zwischen der

Rechtsordnung des Staates und den Befugnissen der Kirche festgestellt werden. Das Streben der Regierungen, diese Abgrenzung zu finden und zu sichern — dem gegenüber der Widerstand der Hierarchie gegen eine solche Regulirung — diese Gegensätze haben den Streit hervorgerufen, für welchen die Bezeichnung Culturkampf üblich geworden ist. An eine Verfolgung der Kirche und ihres Glaubens ist dabei nicht gedacht worden. Unleugbar ist dieselbe in große Bedrängnisse gerathen, allein diese Nothstände haben ihre Ursachen nur in dem Widerstande der Priesterschaft gegen die Staatsgewalt; sie würden mit dem Aufhören dieses Widerstandes von selbst wieder verschwinden.

Am lebhaftesten und in der entschiedensten Weise ist der Culturkampf in Deutschland, in der Schweiz und in Italien geführt worden.

In Deutschland herrschte im ersten Drittel des gegenwärtigen Jahrhunderts in der katholischen Bevölkerung eine friedliche Kirchlichkeit, welcher auch die Geistlichkeit in ihrer Mehrzahl sich anschloß. Die deutschen Katholiken waren auch in jenen Tagen ihrer Kirche und der Uebung des religiösen Bekenntnisses in voller Treue zugethan, aber jene straffe Spannung des kirchlichen Lebens, wie sie sich späterhin gestaltet hat, war nicht vorhanden. Es waltete ein verträglicher Sinn, welcher im Verkehr mit den Andersgläubigen sehr freundliche Verhältnisse zuließ, nicht selten sogar hervorrief, und welchem der Gedanke an einen Zwiespalt oder wohl gar an einen Kampf mit der weltlichen Obrigkeit und den Ordnungen der Staatsgewalt nicht nahe kam. Dieser friedliche Geist zog sich allmählich zurück, eine stark ultramontane Haltung des Klerus und mit ihr auch oppositionelle Regungen wurden fühlbar, noch aber rief das Verfahren der preußischen Regierung gegen die Erzbischöfe von Cöln und von Posen (siehe S. 184) ein schreckbares Aufsehen hervor, als diese Kirchenfürsten in Festungshaft abgeführt wurden, weil sie sich weigerten, den Anforderungen eines Staatsgesetzes zu genügen. Mit dem kurze Zeit darauf, 1840, eintretenden Thronwechsel in Preußen wurde das energische Verfahren gegen die bischöfliche Opposition wieder eingestellt. König Friedrich Wilhelm IV. gewährte der katholischen Kirche große Nachsicht; für die Angelegenheiten dieser Kirche wurde im Cultusministerium eine besondere katholische Abtheilung gegründet. Nirgends wohl erfreute sich das römische Kirchenwesen einer so unabhängigen Bewegung wie im preußischen Staate.

Ebenso vorübergehend wie der damalige Kampf der preußischen Staatsregierung gegen die kirchlichen Eingriffe in die Staatsgesetze war der aus dem Volke entspringende Angriff auf die römische Kirche, welchen der Kaplan Ronge in Schlesien unternahm (siehe S. 189). Aber die Kühnheit des Mannes, welcher sich zum Führer aufwarf, war größer, als seine reformatorische Kraft; der Anprall der Woge verlief ohne nachhaltige Wirkung. Doch hatten das großartige Aufsehen, welches Ronge hervorrief, und die Aufnahme, welche er bei dem deutschen Volke fand, urplötzlich und überraschend die Möglichkeit eines Abfalls von Rom offenkundig gemacht. Von der Zeit an verdoppelte Rom seine Wachsamkeit und seine Anstrengungen, um solche Abfallgedanken gründlich auszurotten. Diese Bemühungen sind in hohem Grade gelungen. Niemals seit den Zeiten der Gegenreformation war der deutsche Klerus stärker von dem Gedanken durchdrungen: „unser Heil liegt jenseits der Berge“; nie war in der römisch-katholischen Bevölkerung Deutschlands das Gefühl der Zugehörigkeit an Rom so überwiegend, wie nach der Beseitigung des ersten Eindrucks der Ronge'schen Bewegung. Hieraus erklärt sich auch die Thatsache, daß der nach dem römischen Concil in Deutschland auftretende Altkatholicismus ein so zögerndes Entgegenkommen fand.

Die Haltung der Staatsregierungen und ihre Maßregeln gegen die deutsch-katholische Bewegung hatte die römische Kirche zu Dank verpflichtet; sie trug ihn ihrerseits in dem einflußreichen Beistande ab, welchen sie den Regierungen gewährte, als es galt, die durch die Volksbewegungen von 1848 erschütterte Staatsordnung neu zu befestigen. Die Kirche wurde dabei als ein mächtiger und sicherer Bundesgenosse der Staatsgewalt angesehen und behandelt, und sie benutzte die günstige Situation zu ihrem Vortheil. Diese Verhältnisse hörten auf, als das durch die Ereignisse von 1866 und von 1870/71 verjüngte nationale Leben sich festere Ziele steckte, und als der Staat durch die Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit genöthigt wurde, eine Abgrenzung zwischen seinen Rechten und denen der Kirche zu suchen. In Baiern wurde die amtliche Verkündigung des neuen Glaubenssatzes verboten; die Regierungen von Baden und Württemberg erklärten, daß alle Folgerungen, welche aus der neuen Lehre auf Staatsverhältnisse hergeleitet werden sollten, ungültig seien. In Preußen wurde jene Abgrenzung durch neue, die Befugnisse des Staates sichernde Gesetze (Maigesetze) festgestellt. Die Bischöfe versuchten, das Zu-

standekommen der neuen Gesetze zu verhindern, und als dies nicht gelang, versagten sie ihre Mitwirkung bei Ausführung derselben. So brach der Kampf zwischen der Staatsregierung und der Hierarchie aus.

Diesen Kampf in seinem an Wechselwirkungen so reichem Verlaufe und in seinen Steigerungen zu verfolgen, kann nicht Aufgabe unsrer Geschichtserzählung sein. Es wird genügen, an die hervorragendsten Momente zu erinnern.

An Kaiser Wilhelm war bald nach der Proclamirung des deutschen Reiches eine Adresse gerichtet worden, daß er für die Wiederherstellung des Kirchenstaates und die weltliche Souverainetät des Papstes eintreten möge. Ernstliche Hoffnungen auf die Erfüllung dieser Bitte sind schwerlich gehegt worden; die preußische Regierung zögerte auch nicht, bei gegebener Veranlassung zu erklären, daß die Beschlüsse des vaticanischen Concils für sie nicht verbindlich seien; sie werde also nicht aufhören, katholische Geistliche und Lehrer ihrerseits auch in dem Falle fortgesetzt als solche anzuerkennen, wenn dieselben das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit nicht annähmen. Nun ließen Conflicte nicht lange auf sich warten. Zu Braunsberg in Preußen untersagte der Bischof von Ermeland dem Religionslehrer am Gymnasium, welcher das neue Dogma nicht annahm, die Weiterführung seines Amtes und stieß ihn aus der Kirchengemeinschaft aus, während die Staatsbehörde fortfuhr, ihn in seinem Amte als katholischer Religionslehrer zu belassen. Der Bischof erklärte, daß das kirchliche Recht für ihn verbindlicher sei, als das bürgerliche Gesetz; strenge Maßregeln der Regierung gegen ihn waren die Folge. Aehnliche Fälle ereigneten sich in Schlesien, am Rhein und in Posen. Die römische Priesterschaft kam in Verwickelungen mit den Gegnern des neuen Dogma's und gerieth dann auch in Widerspruch mit der Staatsbehörde.

Dieser Widerstand gegen das Unfehlbarkeits-Dogma innerhalb der katholischen Kirche selbst gewann bald unter dem Namen „Altkatholicismus“ eine Gestaltung. Die Bewegung war von den Universitäten ausgegangen. Angesehene Professoren, unter ihnen Lehrer der katholischen Theologie (Professor Döllinger in München) hatten sich gegen die Einführung jenes neuen Glaubenssatzes erklärt; sie fanden weitere Zustimmung und nannten sich Altkatholiken, weil sie meinten, bei der alten, vor der Neuerung des römischen Concils bestehenden Kirchenlehre zu verbleiben. Die Ab-

geordneten dieser religiösen Partei wählten auf einer Versammlung zu Cöln im Jahre 1873 einen Bischof in der Person des Dr. Reinkens. Er war als Professor der Theologie in Breslau wegen seiner Verwerfung der Unfehlbarkeit von dem dortigen Fürstbischof excommunicirt worden. Dr. Reinkens leistete der preußischen Staatsregierung den bischöflichen Eid und erhielt durch einen Erlaß des Königs die Anerkennung als katholischer Bischof mit Anweisung seines Wohnsitzes zu Bonn. Einige andre Staaten des Reiches schlossen sich dieser Gestaltung der altkatholischen Sache an. Eine die Massen ergreifende Kraft hat, wie schon erwähnt, der Altkatholicismus nicht gezeigt; er trat bald hinter dem Verlaufe der Ereignisse in eine zurückgedrängte Stellung.

Im Vordergrunde des Culturkampfes blieb also nicht die innerhalb der kirchlichen Lehre aufgetretene Erregung stehen, sondern nur die Auseinandersetzung zwischen den Befugnissen des Staates und der Kirche. Die preußische Regierung begann damit, daß sie der Stellung der Staatsgewalt die in der zunächstliegenden Vergangenheit verabsäumte Festigkeit gab. Die abgesonderte Abtheilung für die katholischen Angelegenheiten im Cultusministerium wurde aufgehoben; durch das Schulaufsichtsgesetz nahm der Staat alleinigen Besitz von dem Aufsichtsrechte über die Volksschulen; es folgten dann Gesetze über die Rechte im Gebrauche der kirchlichen Strafgewalt, über den Antheil des Staates bei der Vorbildung und der Anstellung der Geistlichen, ferner über die bei dem Austritte aus der Kirche zu berücksichtigenden Verhältnisse. Da die Bestätigung dieser Gesetze durch den Kaiser und darauf ihre Veröffentlichung im Mai 1873 erfolgte, so werden sie gewöhnlich unter dem Namen „Maigesetze“ zusammengefaßt. Einen wesentlichen Antheil an ihrer Entstehung und ihrem Abschluß hatte der Cultusminister Dr. Falk. Um bei den schwieriger werdenden Verhältnissen zwischen der deutschen Reichsregierung und dem Papste eine Erleichterung für den gegenseitigen Verkehr herbeizuführen, hatte der Reichskanzler, Fürst Bismarck, die Absicht zu erkennen gegeben, einen Gesandten (Botschafter) am päpstlichen Hofe anzustellen, und den Cardinal, Prinz Hohenlohe, für diese wichtige Stellung vorgeschlagen, Mai 1872. Pius IX. wies ohne alles Zögern dieses Entgegenkommen zurück. „Nach Canossa gehen wir nicht!“ rief Fürst Bismarck bei den Verhandlungen über diesen Gegenstand im deutschen Reichstage aus. Kurze Zeit darauf erfolgte die Ausweisung der Jesuiten aus dem deutschen Reiche.

Unter allen Kundgebungen des Culturkampfes ist keine, welche eine so helle Beleuchtung nach beiden Seiten hinwirft, als der Briefwechsel zwischen dem Papste und dem Kaiser im August und September 1873. Man hatte im Vatikan geglaubt, voraussetzen zu dürfen, daß Kaiser Wilhelm bei der Maigesetzgebung und bei den weiteren Maßregeln gegen den Widerstand der Hierarchie sich nicht in voller Uebereinstimmung mit seiner Regierung befunden habe. In dieser Voraussetzung, daß es möglich sein würde, bereits Geschehenes rückgängig zu machen und weiter Drohendem vorzubeugen, richtete Pius IX. ein Schreiben an den Kaiser, 7. August, in welchem es am Schlusse hieß: „er habe die Pflicht allen die Wahrheit zu sagen, auch denen, die nicht Katholiken seien, denn jeder, welcher die Taufe empfangen habe, gehöre in irgend einer Beziehung oder auf irgend eine Weise dem Papste an.“ Am 3. September erfolgte die Antwort des Kaisers. Sie zeichnete sich durch ihre würdevolle Ruhe und Offenheit aus. Der Papst sei falsch berichtet, wenn er vermuthe, daß der Kaiser die Bahnen seiner Regierung nicht billige; seit zwei Jahren zeige sich Ungehorsam bei einem Theile seiner katholischen Unterthanen und diese Zustände würden von katholischen Geistlichen gebilligt; es sei seine Aufgabe, in den Staaten, deren Regierung ihm von Gott anvertraut sei, den inneren Frieden zu schützen und das Ansehn der Gesetze zu wahren. Die Aeußerung, daß jeder Getaufte dem Papste angehöre, könne der Kaiser nicht ohne Widerspruch übergehen, denn der evangelische Glaube, zu welchem er sich gleich seinen Vorfahren und mit der Mehrheit seiner Unterthanen bekenne, gestatte ihm nicht, in dem Verhältniß zu Gott einen andern Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen.“ Weit über Deutschland hinaus reichte der Beifall, mit welchem diese Zurückweisung der päpstlichen Ansprüche begrüßt wurde; von England aus kam eine bedeutsame Kundgebung der Sympathie. Die hohe Stellung des vom Papste herausgeforderten Fürsten und sein persönliches Ansehen gaben den schlichten, edlen Worten, welche er gesprochen, die Bedeutung eines allgemeinen Ausdrucks weithin verbreiteter Stimmungen.

Aber auch bei der Gegenpartei hatten die Fortschritte des Culturkampfes leidenschaftliche Erregung bis in die untersten Volksschichten verbreitet. Hier war hauptsächlich Fürst Bismarck das Ziel der Erbitterung und des Hasses, weil man in ihm den Anstifter und Leiter des Kampfes gegen Rom erblickte. In gewissem

Sinne war diese Meinung zutreffend, aber nur fanatische Verblendung oder gewissenlose Hetzerei war es, wenn das katholische Volk zu Mißtrauen und bösem Muthe aufgestachelt wurde, als seien die Maßregeln der deutschen Regierung auf Unterdrückung des katholischen Glaubens und der Kirche gerichtet. Leider wurde die Menge in manchen Vereinen und durch Volksschriften in dieser Weise aufgeregt. Gewalt und Mord, aus finstrer Tiefe heraufsteigend, lauern dann bald an der Heerstraße der Gedanken. Fürst Bismarck war im Sommer 1874 zum Gebrauche der Heilquellen nach Kissingen gekommen. Hier trat (13. Juli) ein junger Mensch, welcher in der Nähe der Wohnung des Fürsten auf dessen Ausfahrt gewartet hatte, mit einer Schußwaffe dem Wagen entgegen und feuerte. Aber die tückische Absicht wurde nicht erreicht; die Kugel hatte den Fürsten zwar getroffen, aber nur an der rechten Hand verwundet. Er konnte selbst, bald nach dem Attentat, den auf die schreckbare Kunde zahlreich sich Versammelnden die erfreuliche Gewißheit geben, daß die waltende Vorsehung ihn beschützt habe. Der Verbrecher war ein Böttchergesell aus Magdeburg, Namens Kullmann. Fanatisirt durch das Gerede von der Verfolgung seiner Kirche, hatte er den Entschluß gefaßt, den Urheber der vermeintlichen Verfolgung aus der Welt zu schaffen. Kullmann wurde zu langjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Im deutschen Volke ist, abgesehen von einigen leidenschaftlichen Aeußerungen des Ultramontanismus, angestammte Treue und vaterländisches Gefühl nicht wankend geworden. Kaiser Wilhelm ist überall im Reiche, selbst in vorzugsweise katholischen Gegenden, vom Volke mit ungezwungener Begeisterung begrüßt und geehrt worden. In Schlesien richteten Mitglieder des katholischen Adels, an ihrer Spitze der Herzog von Ratibor, im Juni 1873, also zu der Zeit, wo durch den Erlaß der Maigesetze die Bewegung auf ihrer Höhe angekommen schien, eine Adresse an den Kaiser, „daß sie, da die Ziele der kaiserlichen Regierung nicht gegen die Gewissensfreiheit der Katholiken gerichtet wären, fest zum Reiche und zur Regierung ständen.“ Von den Römlingen erhielten sie die Bezeichnung „Staatskatholiken“. Solche Benennungen deuteten freilich schon auf eine Spaltung hin, und wirklich trat eine Schärfung der confessionellen Grenzlinie im deutschen Volke zu Tage; sie zog sich jedoch diesmal bis in das Innere des römischen Bekenntnisses selbst hinein. Der einst im alten Rom ausgesprochene Wunsch: „es möge den Deutschen, wenn auch nicht die Liebe zu

den römischen Gebietern, doch der Haß unter sich selbst und der innere Zwiespalt bleiben," erhielt durch den Culturkampf unverkennbar neue Bedeutung. Eine deutsche Pilgerfahrt nach Lourdes in Frankreich zum dortigen Marienbilde und der jüngst offenbarten Wunderquelle fand keine beachtenswerthe Theilnahme. Der ähnliche Versuch, im deutschen Lande selbst, zu Marpingen bei Trier, einen neuen Wunder- und Wallfahrtsort zu gründen, scheiterte an dem energischen Einschreiten der Behörden.

Die Stellung der deutschen Bischöfe, welche im September 1869 dem Papste die Ueberzeugung ausgesprochen hatten: „das Concil werde mit neuen Glaubenssätzen den Frieden in der Kirche stören und in einen Widerstreit mit der bürgerlichen Ordnung gerathen," war nun, nachdem sich jene Voraussagungen bestätigt hatten, nicht ohne große Schwierigkeit. Mehrere dieser Bischöfe hatten während des Concils sich der Opposition gegen das neue Dogma angeschlossen; der Erzbischof Ketteler von Mainz hatte in den letzten Stunden vor der Entscheidung, am 18. Juli 1870, den Papst fußfällig angefleht, die Gefährdung des Friedens und der Einheit in der katholischen Kirche durch Nachgiebigkeit abzuwenden und von der Unfehlbarkeitserklärung abzustehen. Diese lauten und energischen Bekenntnisse des besseren Wissens und der Ueberzeugungen werden vom Griffel der Geschichte für immer festgehalten werden; sie bleiben eine bedeutungsvolle Thatsache gegenüber der nachherigen Umwendung zum Glauben an die Unfehlbarkeit. Dieselben Männer, welche in der Peterskirche, dem Centrum der Päpstlichkeit, und vor einer Versammlung, von welcher man sagen darf, daß sie den Erdkreis umspannte, den Muth der Wahrheit behalten hatten, brachten im September 1872 zu Fulda am Grabe des heiligen Bonifacius, auf heimathlichem Boden und lediglich unter sich selbst vereint, wie von einem aus dem Grabe sich erhebenden Schatten geängstet, das Opfer der Unterdrückung ihrer Ueberzeugung in einer Unterwürfigkeits-Erklärung, laut welcher sie unbedingt und rückhaltlos dem Willen des Papstes sich fügten.

Vom Erzbischof Ketteler war die Anregung zu den Fuldaer Bischofsconferenzen ausgegangen. Sobald die Maßregeln der Staatsregierungen ihren Anfang genommen hatten, versammelten sich die Bischöfe in allen Fällen, wo Gemeinsamkeit des Handelns nothwendig erschien, am Grabe des heiligen Bonifacius. Von Fulda aus richteten sie ihre Adresse an den Kaiser, ihre Denkschriften an die deutschen Regierungen, an das preußische Herrenhaus und Ab-

geordnetenhaus, an das Ministerium. Nach dem Erlaß der Maigesetze hatten die Bischöfe die Erklärung abgegeben: „sie seien nicht im Stande, zum Vollzug dieser Gesetze mitzuwirken.“ Offener Widerstand gegen die Regierung und die staatlichen Gesetze war damit angekündigt.

Die Folgen dieses Verfahrens traten nun unaufhaltsam ein und führten sehr beklagenswerthe Zustände herbei. Erst einzelne Gemeinden, dann in steigender Zahl, blieben ohne Seelsorge, weil die kirchlichen Oberen sich weigerten, die bei Besetzung eines Pfarramtes gesetzlich erforderliche Anzeige an die Staatsbehörden zu machen; Priesterseminare und andre klerikale Anstalten mußten geschlossen werden; in bischöflichen Residenzen schallten die Hammerschläge des Auctionators, denn die Gerichte sahen sich bei der Unnachgiebigkeit des Widerstandes gezwungen, Geldstrafen und Pfändungen über hochangesehene Würdenträger der katholischen Kirche zu verhängen, Bischöfe und Erzbischöfe in's Gefängniß zu weisen, und sie ihres Amtes zu entsetzen. Einige dieser Würdenträger den Entschluß ihrer Entweichung verheimlichend, entfernten sich aus ihren Residenzen, oder sie entzogen sich eigenmächtig der bereits über sie verhängten Haft und mußten steckbrieflich verfolgt werden. Immer und überall, bei Freund und Feind, wird das Gefühl zu schmerzlicher Theilnahme erregt, wenn das Gesetz in seiner vollen, schroffen Macht hervortreten muß, und auch bei diesen Vorfällen fehlte solche Theilnahme nicht; für die Empfindung der Katholiken wurde die Strenge des Gesetzes, ohne Prüfung der Ursachen, zu einer diocletianischen Verfolgung und zum Märtyrerthum. Vom Papste erhielten diese Bischöfe wegen ihres unerschütterlichen Muthes und wegen des von ihnen gegebenen leuchtenden Vorbildes eifrige Belobung und Anerkennung; der Erzbischof von Posen und Gnesen, Graf Ledochowsky, einer der heftigsten Vorkämpfer der Hierarchie, wurde während seiner zweijährigen Einsperrung von Pius IX. zum Kardinal und Primas der polnischen Kirchenprovinz ernannt. Es schien unmöglich, einerseits: die Unbeugsamkeit der Gesetze ohne Ansehen der Person schärfer aufrecht zu erhalten, andrerseits: die gegnerische Stellung gegen die preußische Regierung rücksichtsloser auszudrücken.

Pius IX. selbst hatte vom Beginn des traurigen Streites ab nicht weiter für erforderlich gehalten, in seinen Aeußerungen die Grenze des Maßvollen zu beachten. Der preußische Geschäftsträger am päpstlichen Hofe wurde auf unbestimmte Zeit abberufen

und die diplomatische Verbindung abgebrochen. Endlich that der Papst den bedeutungsvollen, eine künftige Wiederherstellung des Friedens nicht wenig erschwerenden Schritt, daß er am 5. Febr. 1875 in einem Rundschreiben an die preußischen Bischöfe „allen, welche es angeht und dem ganzen katholischen Erdkreise“ erklärte, „daß jene Gesetze, welche die göttliche Verfassung der Kirche vollständig umstürzen und die heiligen Gerechtsame der Bischöfe gänzlich zu Grunde richten, ungültig seien.“

Dieser heftige Angriff auf die staatliche Gesetzgebung Preußens machte es für die Staatsregierung unvermeidlich, die Kraft der Gesetze sicher zu stellen und die der staatlichen Ordnung drohende Störung zu verhindern. Die Artikel der Verfassung, auf welchen die Stellung der katholischen Kirche in Preußen beruhte, wurden aufgehoben. Dann wurde die Gewährleistung der Leistungen aus Staatsmitteln an die römisch-katholischen Bisthümer und an die Geistlichen von der Erfüllung bestimmter Bedingungen abhängig gemacht (Sperrgesetz); die geistlichen Orden in Preußen, die ihre Verhaltungsvorschriften und Verordnungen in der Mehrzahl von Vorgesetzten empfingen, welche im Auslande lebten, wurden aufgehoben. Seit 1855 war die Zahl der Klöster und Ordensstationen von 69 bis auf 914 gestiegen. Die Verwaltung des Vermögens der katholischen Kirchgemeinden wurde der bisher ausschließlichen Befugniß der Geistlichen entzogen und in die Hand der Gemeinde gelegt; endlich erhielten die Aufsichtsrechte des Staates bei der Verwaltung der Bisthümer ihre gesetzliche Ordnung.

Mit diesen Vervollständigungen der Maigesetzgebung war man bei einem ersten Abschluß des verhängnißvollen Kampfes angekommen. Die Erörterungen waren erschöpft; es konnte sich im weiteren Verlaufe nicht mehr um wesentliche neue Maßregeln, sondern nur um die Ausführung der Gesetze handeln. Die Regierung ließ sich durch den ihr entgegengehaltenen Widerstand von der Entschiedenheit ihres Verfahrens nicht abdrängen. Jedermann fühlte die Schwere der Zustände, aber selbst die unleugbaren, schreienden Nothstände führten zu keiner Unterwerfung unter das bürgerliche Gesetz. Schon seit 1875 standen acht Bisthümer ohne Oberhirten da; die Zahl der katholischen Gemeinden, welche keine Pfarrer hatten, weil man sich nicht dazu verstehen wollte, der gesetzlichen Anzeige neuer Pfarrwahlen bei der Regierung nachzukommen, war zu einer bedauerlich großen Zahl angewachsen. Eine Fortdauer dieses Zustandes auch nur auf ein Menschenalter hinaus

war undenkbar, denn es würde allmählich eine völlige Verwaisung der katholischen Kirchgemeinden eingetreten sein. Die Pflicht der „Fürsorge für die religiösen Bedürfnisse des Volkes“ lag zunächst der Hierarchie ob. Eine Entscheidung über die Frage, ob die Hierarchie diese Fürsorge oder die Aufrechthaltung ihres Widerstandes für wichtiger halte, konnte nicht lange mehr ausbleiben.

An eine prinzipielle Einigung der staatlichen und der kirchlichen Gewalten über die einander gegenüberstehenden Anforderungen und Rechte konnte nicht gedacht werden; hier war ein Erfolg aussichtslos. Aber auch nur ein Uebereinkommen zur Ermöglichung eines gegenseitigen Verkehres (modus vivendi) erschien, so lange Pius IX. lebte, nicht herstellbar. Dieser stets zum Kampfe rufende Papst war zu weit gegangen, um mit einer Vermittelung abzuschließen.

Am 7. Februar 1878 starb der 85jährige Greis. Mehr als einmal hatte der Glanz seines Namens die Welt erfüllt; er hatte die nationale Bewegung Italiens aus den anfänglichen, geheimen Umtrieben an die Oeffentlichkeit herausgehoben, zuletzt aber seine weltliche Herrschaft darüber eingebüßt; er hatte die päpstlichen Machtbefugnisse weiter erhöht als irgend einer seiner Vorgänger. Aber diese hatten Thatsächliches erreicht und die Kirche befestigt, Pius IX. dagegen nur eine Theorie durchgesetzt und auch diese nicht ohne Erschütterung der Kirche.

Das Conclave trat unverweilt in Rom zusammen und schon am zweiten Tage, 20. Februar, war die Erwählung des Cardinals Pecci entschieden, welcher unter dem Namen Leo XIII. den päpstlichen Stuhl bestieg. In den letzten Lebensjahren Pius IX. war der Cardinal aus seinem erzbischöflichen Sitze Perugia in den Vatican berufen und zum Camerlengo ernannt worden. Seine Erhebung ließ hoffen, daß eine zur Versöhnlichkeit bereite Stimmung der römischen Curie die Oberhand gewonnen habe.

Daß Leo XIII. die Beilegung des Culturkampfes für die erste und dringendste unter den ihn erwartenden Aufgaben hielt, zeigte er dadurch, daß er noch am Tage seiner Erwählung ein Schreiben an den deutschen Kaiser richtete, ihm seine Erhebung auf den Stuhl Petri anzeigte und den Wunsch einer Wiederkehr des Friedens aussprach. Der Kaiser gab in seiner Erwiederung vom 24. März seinem Vertrauen Ausdruck, daß es dem mächtigen Einflusse des Papstes gelingen werde, alle Diener der katholischen Kirche zur

Fügsamkeit gegen die Gesetze des Landes, in dem sie wohnen, zu bewegen. Hierauf wiederholte der Papst in einem Briefe vom 17. April die Hoffnung auf Erneuerung des früheren guten Einvernehmens und bezeichnete die Abänderung einiger gesetzlicher und verfassungsmäßiger Bestimmungen als Mittel zur Erreichung dieses Einverständnisses. Nach dem Attentate Nobiling's bezeigte Leo XIII. dem verwundeten, niedergebeugten Monarchen seine aufrichtige Theilnahme und erhielt nun vom Kronprinzen, in Vertretung des Kaisers, am 10. Juni ein Antwortsschreiben, welches durch seine einfache Klarheit und würdevolle Bestimmtheit die richtige Erkenntniß der Situation wesentlich förderte und den Weg zur Möglichkeit erfolgreicher Verhandlungen scharf andeutete. „Einem Verlangen nach Abänderung der Verfassung und der Gesetze Preußens wird kein preußischer Monarch entsprechen können; — einen Principienstreit, der seit einem Jahrtausend in der Geschichte Deutschlands sich fühlbar gemacht hat, jetzt zu schließen, steht weder in der Macht des Königs noch des Papstes; — Deutschland ist aber bereit, die Schwierigkeiten dieses alten Conflictes im Geiste der Liebe zum Frieden zu behandeln, und die Hoffnung wird nicht aufgegeben, daß da, wo eine grundsätzliche Verständigung nicht erreichbar ist, doch versöhnliche Gesinnung beider Theile den Weg zum Frieden eröffnen werde.“ Vorangestellt aber war eine Hindeutung auf die vom Kaiser schon ausgesprochene Hoffnung, daß der Papst den Dienern seiner Kirche den Gehorsam gegen die Gesetze und gegen die Obrigkeit ihres Landes empfehlen würde.

Mit der Hinweisung auf diese wahrhaft fürstlichen Worte muß unsre Darstellung des Culturkampfes hier abgebrochen werden. Die Verhandlungen zwischen dem Reichskanzler, Fürsten Bismarck, und den päpstlichen Nuntien, Masella in Kissingen 1878, Jacobini in Gastein 1879, fortgesetzt in Wien, haben zu einer Verständigung nicht geführt. Die preußische Regierung hat darauf den Versuch gemacht, durch einige unter Mitwirkung der Volksvertretung festgestellte Abänderungen der Maigesetze ihrerseits eine Abhülfe gegen die Nothstände zu ermöglichen, welche durch den Widerstand der römischen Curie über die Bisthümer und die katholischen Gemeinden hereingebrochen sind. Der Erfolg wird von dem Verhalten der Hierarchie gegen dieses neue entgegenkommende Gesetz abhängen. Thatsächliches ist noch nirgends erreicht worden; die Aussicht auf den Frieden erscheint bald in erfreulicher Nähe, bald wieder in bange Ferne hinausgerückt. Wir schließen mit dem Wunsche, daß

das deutsche Vaterland an Macht und Ehre ungekränkt und unbeschädigt das Ziel des Friedens erreichen möge.

In der Schweiz war der von der Hierarchie veranlaßte Kampf mit der Staatsgewalt von dieser ebenfalls in energischer Weise aufgenommen worden. Es lag in der Natur des republicanischen Staatswesens, daß die Betheiligung und Mitwirkung des Volkes dabei lebhafter sichtbar wurde. Genf und das Bisthum Basel waren die Ausgangspuncte des Streites. Der Papst hatte den Canton Genf von der Diöcese Lausanne abgezweigt und den Pfarrer Mermillod in Genf zum dortigen Bischof ernannt. Der Staatsrath des Cantons verweigerte dieser Maßregel seine Anerkennung, und als darauf Mermillod vom Papste als apostolischer Vicar mit den Rechten eines Bischofs eingesetzt wurde, erklärte der Bundesrath, die oberste Behörde der Schweiz, daß eine solche ohne die Zustimmung der Staatsbehörde vorgenommene Veränderung in der kirchlichen Verfassung des Cantons null und nichtig sei. Mermillod beharrte bei seiner päpstlichen Beauftragung und wurde darauf aus der Schweiz ausgewiesen. Der Canton Genf stellte nun durch ein Gesetz fest, daß die Wahl neu anzustellender Pfarrer von den katholischen Bürgern vorzunehmen sei, daß sie dem Staate den Eid leisten und von ihm besoldet werden sollten. Auch in andern Cantonen schritt man zu ähnlichen Maßregeln. Im Bisthum Basel hatte der Bischof Lachat, dessen Wohnsitz in Solothurn war, einen Pfarrer abgesetzt, weil derselbe das Dogma von der Unfehlbarkeit nicht annehmen wollte. Darüber war der Bischof nicht nur mit der Gemeinde des Pfarrers, sondern auch mit den Behörden von Solothurn in Widerspruch gerathen. Das neue Dogma wurde von letzteren nicht anerkannt, und als Bischof Lachat dasselbe dennoch verkündigen ließ, erfolgte seine Absetzung und später auch die Aufhebung des Domkapitels von Basel. Ultramontaner Widerspruch fehlte freilich auch in der Schweiz nicht. Im Berner Jura mußte eine ganze Anzahl Geistlicher, welche den vaterländischen Gesetzen sich nicht fügen wollten, abgesetzt werden. Aber in dem größeren Theile der Schweiz wurde das Verlangen nach dem Ende der geistlichen Abhängigkeit von Rom laut ausgesprochen; es solle, forderte man, ein schweizerisches Nationalbisthum ohne alle Mitwirkung Roms errichtet werden. Die Erreichung eines solchen Zieles lag jedoch noch in der Ferne; vorläufig ge-

nehmigte der Bundesrath die Gründung einer altkatholischen Facultät an der Universität Bern und eines altkatholischen Bisthums, zu dessen Bischof die Synode den Pfarrer Herzog erwählte. Vorher schon hatte die päpstliche Nuntiatur aufgehört; der Nuntius hatte Bern im Februar 1874 verlassen. Pius IX. sprach im Jahre darauf seinen Zorn über die Vorgänge in der Schweiz aus.

Leo XIII. dagegen richtete am Tage seiner Thronbesteigung, wie an den deutschen Kaiser, so auch an den Bundesrath der Schweiz ein Schreiben, in welchem er die obwaltenden kirchlichen Differenzen beklagte. Der Bundesrath erwiederte in Ehrerbietung, aber mit Festigkeit: „Die Lage der katholischen Religion in der Schweiz sei nicht als beklagenswerth zu bezeichnen, sie genieße, wie alle andern Glaubensbekenntnisse die Freiheit, welche durch die Bundesverfassung gewährleistet und nur durch den Vorbehalt beschränkt sei, daß die kirchlichen Behörden weder in die Rechte und Befugnisse des Staates, noch in die Rechte und Freiheiten der Bürger übergreifen dürfen." Auch in der Schweiz wird also nicht eine unfruchtbare Auseinandersetzung über gegenseitige Berechtigungen und Ansprüche zum Ziele führen, sondern der Friede zwischen Staat und Kirche wird nur durch unbefangene Erkenntniß der richtigen Verbindung des religiösen und des nationalen Lebens gefördert werden. Anfänge dazu sind schon wahrnehmbar geworden.

Der Culturkampf in **Italien** wird außer den Gegensätzen, welche diesen Streit überall charakterisiren, noch durch andre Verhältnisse beeinflußt, welche ihm hier ein ganz eigenthümliches Gepräge verleihen. Das Königreich Italien hatte der weltlichen Herrschaft des Papstthumes ein Ende gemacht, es hatte ihm den Kirchenstaat und mit ihm die landesfürstliche Hoheit genommen. Früher durch staatlichen Besitz Mitglied unter den Souverainen Europas hatte nun der Papst zwar den Rang und die persönlichen Rechte eines Souverains behalten, aber die Grundlage dieses Rechtes, die Herrschaft über Land und Leute, war ihm doch entzogen. Diese Thatsachen hatten sich unter dem Schutz der Ereignisse von 1870 vollendet; Rom selbst hatte den Herrscher gewechselt, es war die Residenz des Königs von Italien geworden. Pius IX. protestirte natürlich gegen alle diese von der italienischen Regierung vollzogenen Handlungen, welche er als Attentate der piemontesischen Regierung bezeichnete. Er verweigerte die Annahme der ihm über-

wiesenen Civilliste und verblieb in der Haltung eines Gefangenen im Vatican. Aber dieses Widerstreben war machtlos und blieb ohne Erfolg.

Die gegenseitigen Stellungen des Papstes und der italienischen Regierung wurden also nicht allein durch die schwebenden Streitfragen des Culturkampfes, sondern mehr noch durch die angedeuteten politischen Verhältnisse bedingt. Wir haben gesehen, wie wenig Pius IX. es vermied, durch rücksichtslose Aeußerungen bedenkliche Situationen zu verschlimmern. Andrerseits war das Papstthum selbst und die römische Priesterschaft wohl in keinem Lande so heftigen Angriffen und so verbitterter Anfeindung ausgesetzt, wie dies in Italien, nicht allein in Vereinen, Versammlungen und der Presse, sondern auch im Parlamente geschehen ist. Und doch lebt in Italien eine so tiefe Devotion gegen den Cultus, eine so hingebende Ehrerbietung gegen die Priesterschaft fort, als ob hier niemals der Gedanke an eine Auflehnung aufgetaucht sein könnte. Unleugbar wird es als ein Vorzug gefühlt, daß Italien der Sitz des Papstthumes ist, daß von diesem Boden der römischen Weltherrschaft aus noch heut eine Herrschaft über den Erdkreis ausgeht. Unter den 64 Cardinälen, welche das letzte Conclave abhielten, befanden sich 36 Italiener; die übrige Zahl vertheilte sich auf die anderen Nationen; das deutsche Volk war durch 1 Cardinal vertreten. Von solchen Standpuncten aus wird es erklärlich, daß die italienische Regierung den Culturkampf mit einiger Zurückhaltung und Nachgiebigkeit führte. Entschiedene Maßregeln fehlten deshalb nicht. Die Aufhebung der Klöster erfolgte auch in der römischen Provinz; in Rom selbst gab es 47 Ordensgenerale, von denen die meisten ihren beständigen Sitz dort hatten und liegendes Eigenthum besaßen. Geistliche Seminare, welche den Gesetzen sich nicht fügen wollten, wurden geschlossen; die vom Papste beharrlich verschmähte Civilliste ist vom Staate wieder zurückgezogen worden.

Papst Leo XIII. hat sich Italien gegenüber so nachgiebig gezeigt, als es ihm überhaupt möglich war. Den italienischen Bischöfen hat er gestattet, den gesetzlichen Anforderungen ohne Beanstandung zu genügen, um in den Besitz der weltlichen Einkünfte ihres Bisthums zu gelangen. In dem Protest, welchen er „seiner Pflicht gemäß“ gegen die Wegnahme der weltlichen Herrschaft erneuerte, vermied er die schroffen Ausdrücke seines Vorgängers. Sein Bemühen scheint darauf gerichtet, die Herstellung des Friedens mit der italienischen Regierung seinerseits nicht zu erschweren.

163. Der russisch-türkische Krieg 1877/78. Der Friede zu Berlin.

Die politische Umgestaltung Italiens und Deutschlands auf dem Grunde nationaler Einheit war vollendet, und die spannende Unruhe, in welcher Europa durch die Entwickelung dieser beiden großen Ereignisse gehalten worden war, hatte sich gelöst; im Osten des Welttheiles aber war die orientalische Frage d. h. die Entscheidung über den Bestand und die Zukunft des Türkenreiches in Europa als eine den Frieden bedrohende Wetterwolke stehen geblieben. Die inneren Zustände der Türkei, die sich immer unhaltbarer erwiesen, und die unter solchen Umständen zu gesteigerter Aufmerksamkeit hindrängende Nachbarschaft Rußlands hielten die Besorgnisse und Gegenpläne der europäischen Großstaaten, vorzüglich Englands, in lebhafter Erregung.

Die Türken waren von der Zeit ab, wo sie aufgehört hatten, ihren wilden Kriegseifer durch verwüstende Heereszüge zu befriedigen, gleichsam sich selbst untreu geworden und ihr Reich war allmählich in immer tieferen Verfall gerathen. Ihr kriegerisches Naturell versank in eine abstumpfende Unthätigkeit, ihr Feuer verblaßte zu feierlicher Würde, aber ihr Stolz und ihre Härte gegen die Ueberwundenen waren geblieben. Die Lage der Christen im Türkenreiche war höchst beklagenswerth; sie waren den Herren des Landes gegenüber fast rechtlos, unaufhörlichen Bedrückungen ausgesetzt und mit unwürdiger Verächtlichkeit behandelt. Alle Versprechungen der türkischen Regierung, diese Zustände zu bessern, waren unerfüllt geblieben; die feierlich verkündeten Verordnungen, daß jeder Unterschied zwischen Türken und Christen im staatlichen Leben aufgehoben sein solle, daß den Christen in allen Stücken gleiche bürgerliche Rechte gewährt seien — alle diese Zusagen waren werthlose Worte geblieben. Die Unerträglichkeit dieser Verhältnisse steigerte sich durch die grenzenlose Unordnung und Willkür in der Einziehung der Steuern. Die Erhebung derselben wurde Pächtern überlassen, die Bezahlung der Beamten war so geringfügig und unregelmäßig, daß sie fast darauf angewiesen waren, sich durch Ausbeutung des Volkes, insbesondre der Christen schadlos zu halten. Am Hofe zu Constantinopel dagegen und in den obersten Stellen der Reichsverwaltung herrschte eine unglaubliche Verschwendung und Habsucht. Zur Hofhaltung des Sultans reichte

eine Summe gleich 40 Millionen Mark kaum aus; der Großvezier bezog das Sechsfache von dem Gehalte eines Premierministers in England (30,000 Pf. Sterling oder ungefähr 600,000 Mark). Aber die Zinsen der Staatsschuld konnten 1875 von der türkischen Regierung nur zur Hälfte bezahlt werden. Und zu allen diesen schweren Schäden traten nun noch der Zwiespalt zwischen der christlichen und der muhamedanischen Bevölkerung, der Mangel an Bildung und geistigem Leben bei beiden, und in den oberen Schichten ein seltsames Gemisch von Türkenstolz und europäischer Bildungsglätte bei tiefer Verderbniß des Charakters durch Habsucht, Falschheit und Verstellungskunst.

Auch nach Außen hin umringten drohende Gefahren, immer näher herantretend, die verfallende Türkei. Der Zusammenhang von Rumänien, Serbien und Montenegro mit dem Reiche, als dessen Vasallen diese Gebietstheile galten, hatte sich in sehr bedenklicher Weise gelockert; Griechenland, welches schon während des Krimkrieges begehrliche Absichten hatte blicken lassen, wollte bei einem Zusammenbruch der Türkenherrschaft auch nicht leer ausgehen. Hinter diesen kleineren, jedoch wegen ihrer Nähe nicht unbedeutenden Gegnern, standen das gewaltige Rußland, dann England, ohne dessen Zustimmung über das Schicksal Constantinopels nicht entschieden werden durfte, und auch Oestreich, welches bei einer solchen Entscheidung lebhaft betheiligt war. Rußlands Wünsche und Absichten waren von jeher auf Constantinopel hingewendet. Gleich mahnenden Erinnerungen traten aus den Anfängen der russischen Geschichte die kühnen Warägerfahrten hervor, und nach der Eroberung Constantinopels durch die Türken konnte die Annahme des byzantinischen Doppeladlers in das moskowitische Reichswappen als Symbol des Gedankens gelten, daß Rußland das vor dem Halbmonde gefallene Kreuz der Sophienkirche wieder aufrichten werde. In den hellen Tag heraus ließ Katharina die Große ihre Pläne auf Constantinopel vortreten. Jene Ueberschrift auf dem Thore zu Cherson: „Weg nach Constantinopel“ und jenes Wort der Kaiserin, daß sie sich dort die Schlüssel zu ihrem Hause holen werde, haben damals das Ziel des russischen Reichsgedankens offen gelegt. Er wurde aufgehalten durch die von der französischen Revolution und Napoleon veranlaßten Kriege, nach diesen Zeiten aber neu gestärkt durch die Idee des Panslavismus, einer Verbrüderung aller slavischen Stämme, deren natürlicher Hort und Schirm das mächtige Rußland sein soll. Die Befreiung der sla-

vischen Bruderstämme vom Türkenjoche war ein ruheloses Ziel des panslavistischen Gedankens.

Wie bei den Anlässen zum Krimkriege ging auch jetzt der erste Anstoß von den Slaven der westlichen Grenzgebiete aus. Im Herbste 1874 war während eines Jahrmarktes in Podgoricza, einem Orte an der montenegrinischen Grenze, ein Türke getödtet worden und darüber ein heftiger Tumult entstanden. Die dort anwesenden Montenegriner wurden in dem Handgemenge von den zahlreicheren Türken erschlagen; auch noch in den nächsten Tagen fielen Ermordungen einiger Montenegriner und christlicher Unterthanen der Pforte vor. Diese Vorfälle verbreiteten weithin eine große Aufregung. Ein kleiner Anstoß, der weiter rollend zur Lawine anwuchs. Denn die Erbitterung steigerte sich durch das in Folge der schlechten Ernte herrschende Elend und die trotzdem nicht ruhende erbarmungslose Härte der Steuerpächter. Einige Monate hindurch wühlte diese Erbitterung fort; im Sommer 1875 brach der Aufstand in der Herzegowina aus und verbreitete sich nach Bosnien. Alle Bemühungen der Gesandten von Oestreich, Deutschland und Rußland, den Aufstand beilegen zu helfen, blieben ohne Erfolg; ebenso vergeblich waren die Versprechungen der türkischen Regierung, dem unerträglichen Nothstande abzuhelfen. Man bot den Insurgenten eine Amnestie an, wenn sie die Waffen niederlegen würden, aber das Vertrauen auf die Zusage fehlte. Feierliche Verkündigungen, worin alle früheren Reformen neu bestätigt und neue Verheißungen hinzugefügt waren, ließen die Bevölkerung der aufständischen Gegenden gleichgiltig, denn man kannte die Werthlosigkeit solcher Zusagen; ohne eine sichernde Garantie wollten sich die Insurgenten auf diese Verheißungen nicht einlassen. Andrerseits fingen die türkischen Bewohner des Landes an, über diese Unruhe und über die unnöthigen Umstände, die mit den Christen gemacht wurden, mißmuthig zu werden. Die Hoffnung auf eine friedliche Beruhigung des Aufstandes mußte aufgegeben werden; die türkische Regierung ordnete die Bewaffnung aller Muhamedaner in Bosnien an, und in Albanien wurden türkische Truppen zusammengezogen, welche im Mai 1876 den Kampf mit den Insurgenten begannen. Bald waren dieselben in das Gebirge zurückgedrängt, und nun traten deutlichere Ziele der Bewegung hervor: man sprach in der Herzegowina den Entschluß aus, sich an Montenegro, in Bosnien sich an Serbien anzuschließen.

Immer weiter griff die Bewegung um sich. In Bulgarien

wurde das von alten Erinnerungen unterstützte Verlangen laut, diese Provinz in eine Königreich umzuwandeln; doch sollte das Land ein Bestandtheil der Türkei bleiben. Der Boden dieses schönen Landes birgt eine Fülle von Fruchtbarkeit, aber wie überall unter dem Türkenjoche, so fehlte auch hier die Intelligenz und der Fleiß der Hände zur Hebung der ruhenden Gaben der Natur. Die nicht zahlreichen, meist slavischen Einwohner begnügen sich mit den herrlichen Weideplätzen. Hier sind in längerer Vergangenheit die furchtbaren Schlachten von Nikopolis und von Varna gekämpft worden, welche der Eroberung von Constantinopel vorangingen; wieviel Blut ist dann in den russisch-türkischen Kriegen um Schumla geflossen, und auch in dem jetzigen Kriege ist Bulgarien in den blutgetränkten Feldern um Plewna und in den Balkanpässen wiederum der Schauplatz der Entscheidungen geworden. Die Bulgaren wendeten sich im Frühjahre von 1876 mit einer Petition nach Constantinopel, bald aber brach der Aufstand aus und verbreitete sich schnell über das ganze Land. Die von der Pforte gesendeten Truppen drängten auch hier die Aufständischen in das Gebirge zurück; das Unternehmen war gescheitert, aber die siegenden Türkenschaaren, unter ihnen besonders die seit 1864 in dem Gebirge angesiedelten fanatischen Tscherkessen, wütheten mit Mord und Brand in dem unglücklichen Lande. Entsetzliche Greuelthaten wurden verübt, 59 Dörfer gingen in Flammen auf, die Zahl der ermordeten Christen wird auf 12,000 angegeben.

Fast zu gleicher Zeit mit diesen Kämpfen ereigneten sich Vorfälle, in welchen zu Tage trat, wie heftig auch die türkische Bevölkerung erregt war. In Salonichi brach am 6. Mai ein Tumult aus, die Wuth des türkischen Pöbels richtete sich gegen den deutschen und und den französischen Consul. Beide wurden ermordet; die dortigen Christen schwebten in großer Gefahr. Schutzmaßregeln wurden sofort von den Gesandten Deutschlands und Frankreichs in Constantinopel gefordert und von der türkischen Regierung bereitwillig angeordnet. Bei der Beerdigung der beiden Consuln am 19. Mai waren die Kriegsschiffe der europäischen Mächte im Hafen von Salonichi in Schlachtordnung aufgestellt, 2000 Mann fremder Truppen begleiteten den Trauerzug. In Constantinopel selbst zeigte sich in diesen Maitagen eine heftige Gährung der Volksmasse. An der Spitze der Bewegung standen die Softa's (türkische Studenten). Vergeblich waren die Bemühungen, diese Unruhe niederzuhalten; eine Demonstration von

20,000 Softa's erzwang den Sturz des Großveziers und des Scheich ul Islam. Fast täglich erfolgten neue Minister-Ernennungen; dem Sultan wurde eine Petition um Verleihung einer constitutionellen Verfassung überreicht. Endlich vollzog sich in der Nacht vom 29. zum 30. Mai eine Palastrevolution. Abdul Aziz wurde entthront, sein Neffe, ein Sohn des 1861 verstorbenen Sultans Abdul Medschid, bestieg als Murad V. den Thron. Wenige Tage darauf endete der abgesetzte Herrscher, wie es hieß, durch Selbstmord sein Leben. Der neue Gebieter erließ sogleich eine Verkündigung seiner vielverheißenden Absichten: eine Zeit der Wohlfarth, der bürgerlichen Eintracht und des Friedens solle beginnen, Gewissenhaftigkeit und Sparsamkeit der Verwaltung wurde zugesagt, eine verfassungsmäßige Regierung wurde in Aussicht gestellt. Ob diese Verkündigung dem Herrscher mehr galt, als ein Glanz bewunderter Worte, hat er nicht zu erweisen vermocht. Kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung trat eine Geistesstörung bei ihm ein, deren stetige Zunahme es ihm unmöglich machte, die Zügel der Regierung zu führen. Am 31. August wurde er abgesetzt und der Thronfolger, Abdul Hamid II., zum Kaiser des türkischen Reiches proclamirt. Die Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit Rußland war inzwischen nahe heran gerückt.

Daß die Beschwerden der Christen in der Türkei und die Herbeiführung einer Abhilfe als eine die europäischen Großmächte beschäftigende Angelegenheit aufgefaßt worden waren, ist bereits gesagt worden. Im Mai 1876 traten die drei Reichskanzler von Deutschland, Oestreich und Rußland in Berlin zu Berathungen über die orientalische Frage zusammen. Sie vereinigten sich zu dem Entschlusse, auf eine friedliche Beilegung der Unruhen in der Türkei und auf die Durchführung der nothwendigen Reformen hinzuwirken (Berliner Memorandum). Italien und Frankreich erklärten sich damit einverstanden, England lehnte den Beitritt ab. Denn war die Türkei nicht im stande oder nicht willens, das Verlangen nach Reformen zu befriedigen, so lag die Möglichkeit eines Zwanges d. h. die Gefahr eines Krieges nahe, und in dieser Richtung haben sich die Ereignisse auch wirklich entwickelt. Das Memorandum wurde von der türkischen Regierung als unannehmbar abgelehnt; die Rathschläge Englands, dessen Mittelmeerflotte in die Besikabai nahe bei Constantinopel gerufen worden war, beherrschten die Entschließungen der Pforte. Hier strebten ganz entgegengesetzte Ansichten danach, Geltung zu gewinnen. In der tür-

kischen Bevölkerung bis zu den höchsten Würdenträgern hinauf bestanden zwei Parteien: die Reformpartei, welche die Nothwendigkeit der Reformen begriff und dieselben einführen wollte; ihr gegenüber die alttürkische Partei, welche eine Gleichstellung der unterworfenen Christen mit den Türken zurückwies. Mit diesen nationalen Ansichten und Absichten verschwisterte sich die Verschiedenheit der politischen Rücksichten. Die Freundschaft Rußlands war das Ziel der einen Partei, die andre neigte sich zu England hin. Doch wogten diese Gegensätze fast nur in den der Regierung nahestehenden Kreisen herüber und hinüber; die Masse der türkischen Bevölkerung blieb entweder völlig theilnahmlos gegen politische Erwägungen, oder sie blickte mit offenkundigem Haß auf alle Fremden hin. England hätte in dieser Zeit durch energische Mitwirkung für die Reformen den drohenden Krieg wohl noch verhindern können, allein dies geschah nicht; es sprach vielmehr die Meinung aus, daß man es vermeiden müsse, den türkischen Kaiser zu drängen; es müsse Zeit gelassen werden, die Reformen zu vollenden. Rußland dagegen wollte eine längere Verzögerung nicht zugeben, es beharrte bei der Forderung einer ungesäumten Verbesserung der Lage der christlichen Bevölkerung in der Türkei und nahm eine immer ernstere Haltung an. Auch die begleitenden Ereignisse trieben vorwärts im kriegerischen Sinne. Montenegro und der Fürst Milan von Serbien hatten am 2. Juli der Türkei den Krieg erklärt, aber sie führten ihn nicht mit gleichem Glück. Die Montenegriner erwehrten sich ihrer Feinde kräftig und geschickt und setzten ihren Kampf ausdauernd fort; in Serbien war der russische General Tschernajew zum Oberfeldherrn ernannt worden, zahlreiche russische Freiwillige eilten herbei und traten in die serbische Armee ein; eine Proclamation des Obergenerals an die Völker des Balkan rief dieselben für die heilige Sache des Slaventhumes auf und verhieß die Hilfe des russischen Brudervolkes. Aber die Erhebung der Bulgaren war bereits zu Boden geschlagen, und allein gelassen vermochten die Serben nicht, sich im Felde gegen die Türken zu halten. Diese drängten die in das türkische Gebiet eingedrungenen Serben baldigst zurück und brachen verheerend in Serbien ein. An Kämpfen von großer Heftigkeit fehlte es nicht. In mehrtägigen Schlachten wurde um den Besitz der Festung Alexinatz gestritten, allein die Türken behielten die Oberhand und schon im August konnte das verfrühte serbische Unternehmen als gescheitert angesehen werden. Ein Waffenstillstand, bei dessen Feststellung der Conflict

zwischen Rußland und der Türkei sich verschärfte, beendigte das Blutvergießen; Tschernajew legte den Oberbefehl nieder. Erst nach monatelangen Unterhandlungen kam Anfang März 1877 ein Friede zu stande, durch welchen Fürst Milan von Serbien in sein früheres Verhältniß zur Pforte zurückkehrte.

An eine lange Haltbarkeit dieses Friedens war von vorn herein nicht zu glauben. Rußlands Entschluß, die orientalische Frage mit Gewalt der Waffen zur Entscheidung zu bringen, konnte nicht mehr bezweifelt werden. Als im September 1876 die bulgarischen Zustände und der serbische Waffenstillstand die europäische Diplomatie beschäftigten, trat Rußland mit dem Vorschlage einer Occupation Bulgariens heraus; Oestreich möge Bosnien besetzen, gegen Constantinopel solle eine große Flotten-Demonstration, bei welcher England die Hauptrolle übernähme, gerichtet werden. Die Mächte gingen darauf nicht ein. Nun begann Rußland für sich allein zu rüsten. Diese Macht hielt sich für berufen, im Auftrage Europa's zu handeln und die Türkei zu ernstlicher Gewährung der Reformen zu zwingen. Kaiser Alexander II. hielt es für eine heilige Verpflichtung, all' seine Macht zur Befreiung seiner Glaubens- und Stammesgenossen in der Türkei aufzubieten. In Livadia, einem kaiserlichen Lustschlosse am südlichen Ufer der Krim, wo die russischen Minister und die Botschafter von Deutschland, Oestreich und England um den Kaiser versammelt waren, gab Alexander II. die Erklärung, daß er nicht willens sei, Eroberungen zu machen, er habe keine Absichten auf Constantinopel; doch könne es wohl kommen, daß er genöthigt würde, Bulgarien vorläufig zu besetzen.

Die treibenden Gegensätze begannen in rascherem Tempo vorwärts zu eilen. Dem Kaiser Alexander war auf seiner Rückkehr nach Petersburg zu Moskau von den Vertretern des Adels und der Stadtgemeinde eine Adresse, welche die Gefühle der Ueberreichenden in der politischen Lage des Reiches ausdrückte, übergeben worden. Am 9. November hatte der englische Premierminister, Lord Beaconsfield, auf dem an diesem Tage üblichen Lordmayorsbankette die Gedanken und Entschließungen der englischen Regierung in der orientalischen Frage dargelegt und geäußert, England werde, wenn aus dieser Frage ein Krieg entstehen sollte, dafür vorbereitet sein. Am Tage darauf, 10. November, hielt Kaiser Alexander II. eine Ansprache auf die ihm überreichte Moskauer Adresse: die Verhältnisse seien jetzt mehr aufgeklärt. Der Kaiser erwähnte die Kämpfe der Montenegriner und der Serben, er gedachte der Leiden

seiner Glaubens- und Stammesbrüder in der Türkei, sein heißester Wunsch sei, auf friedliche Weise eine Verbesserung ihrer Lage zu erlangen; wenn aber dies nicht zu erlangen sei, dann werde er selbständig handeln und Rußland werde seinem Rufe Folge leisten. Am 13. November befahl der Kaiser in St. Petersburg die Mobilmachung von sechs Armeecorps in Südrußland und übergab kurz darauf das Commando über diese Südarmee seinem Bruder, dem Großfürsten Nikolaus.

Das Schwert war gezogen; blieb noch eine Hoffnung denkbar, daß es ohne Blutvergießen in die Scheide zurückkehren würde? England hatte in seiner Sorge für den Bestand der Türkei und wohl auch für Erhaltung des Friedens den Zusammentritt einer Conferenz der Großmächte in Constantinopel in Vorschlag gebracht. Er war angenommen worden, und nach einleitenden Vorberathungen wurde diese bedeutungsvolle Versammlung, an welcher auch die Vertreter der Türkei theilnahmen, am 23. December eröffnet. An diesem Tage vollzog sich noch ein andres hochtönendes Ereigniß in Constantinopel: die feierliche Verkündigung einer constitutionellen Verfassung für die Türkei. Das Parlament ist am 19. März 1877 eröffnet worden. Wenn auch diese plötzliche und unvermittelte Umgestaltung einer Despotie in einen Verfassungsstaat kaum etwas andres sein sollte und sein konnte, als ein prunkvolles Schaustück, so hätte dasselbe doch im Augenblick, Rußland gegenüber, die große Bedeutung haben können, daß die slavische Bevölkerung der Türkei nun mehr politische Rechte besaß, als die Unterthanen des Herrschers, welcher als ihr Befreier heranzog. Aber es war ein Schauspiel, dem die Wirkung der Wirklichkeit fehlte. Doch fühlte sich Rußland nun um so mehr angetrieben, den slavischen Glaubens- und Stammesbrüdern baldmöglichst die verheißene Hilfe zu bringen. Die Conferenzbemühungen scheiterten an dem Widerstande, welchen die türkische Regierung den vereinigten Forderungen der Großmächte entgegensetzte. Am 20. Januar 1877 erklärte der englische Bevollmächtigte, Lord Salisbury, die Conferenz für geschlossen. Die Absichten derselben wurden nochmals in einem zu London am 31. März 1877 gemeinsam unterzeichneten Protokolle zusammengefaßt. Die Türkei hatte sich dabei nicht betheiligt; sie wies die an sie gerichteten Zumuthungen zurück. Der Czar aber betrachtete sich als Vollstrecker der Absichten Europa's für die Verbesserung der Lage der christlichen Bevölkerung in der Türkei. Zur Ausführung dieser Aufgabe stand eine Südarmee von 280,000 Mann

bereit; auch an der russisch-türkischen Grenze in Asien sollte der Kampf beginnen.

Die Türkei hatte, die Unvermeidlichkeit des Krieges voraussehend, alle ihre Streitkräfte aufgeboten, um ihre Existenz in Europa mannhaft zu vertheidigen. Der Krieg erhielt hier den Charakter eines Kampfes für die Religion; der Sultan erhob die heilige Fahne des Propheten und nahm den Titel Gazis d. h. Glaubenskämpfer an; der Scherif in der jedem Muhamedaner ehrwürdigen Stadt Mekka erklärte den Kampf gegen Rußland als ein Gebot der Religion. Von den tunesischen bis zu den arabischen Grenzen der Wüste, vom Nillande bis zum Euphrat und Tigris hin eilten die Bekenner des Halbmonds unter die an der Donau sich sammelnden Schaaren.

Wir beschränken uns auf einen den Verlauf der Kriegsereignisse andeutenden Ueberblick. Es kann auch hier nicht Aufgabe dieser Erzählung sein, bei den erhebenden wie bei den erschütternden Vorfällen und Thaten dieses Krieges zu verweilen, so reich er auch an denkwürdigen Tagen und an dem Wechsel des Schlachtenglücks war.

Am 24. April 1877 begannen die Russen ihre kriegerischen Bewegungen, indem sie den Pruth überschritten. Kaiser Alexander II. hatte am Tage zuvor an's Ufer des Flusses sich begeben und in schweigendem Sinnen hinübergeblickt, ehe seine letzten Befehle den tückischen, wilden Dämon des Krieges entfesselten. Die großherzigen Bewegungsgründe, welche ihn zu diesem Kriege trieben, legte der Czar seinen Völkern und der staunenden Welt in einem Manifeste vor. Selten, außer den Kreuzzügen, hat die Geschichte ein kriegerisches Unternehmen mit so idealen, selbstlosen Zielen bezeichnet gesehen. Daß aber die politischen Ideale von den „Wirbeln der Zeitgewalt" erfaßt werden und nach der Erkenntniß der Täuschungen ermüdet am Ziele ankommen, das sollte Kaiser Alexander II. auch erfahren. Er reiste jetzt nach St. Petersburg zurück und begab sich erst im Juni zur Armee.

Rumänien hatte den Durchzug der russischen Heeresmassen und ihr erstes Verweilen zu überstehen. Dieses Land, bisher ein Vasallenstaat der Türkei, war entschlossen, dieses Verhältniß zu lösen. Es mußte dies in einem Augenblicke thun, wo es von Rußland, unter dessen vormundschaftlicher Protection es unleugbar gestanden hatte, gleichsam besetzt war. Die Lage war schwierig, aber Fürst Karl, vertrauend auf die Uebereinstimmung mit seinem

Volke, führte sein Land mit Kraft und Besonnenheit durch alle Bedenken und Hindernisse hindurch. Rumänien proclamirte am 21. Mai seine Unabhängigkeit; vorher schon hatte es eine Convention mit Rußland abgeschlossen. Ihr folgte am 2. Juli ein russisch-rumänisches Bündniß und die Theilnahme Rumäniens am Kriege gegen die Türkei.

Das nächste Ziel der Russen war der Uebergang über die Donau, welchen die Türken durch eine starke Flotille zu verhindern suchten. Hier ereigneten sich die ersten ernsthaften Kämpfe. Bei Braila wurde am 11. Mai eine türkische Dampfcorvette aus den russischen Uferbatterien getroffen und flog in die Luft; am 26. Mai sprengten zwei russische Officiere durch einen mit List und Verwegenheit an den größten Donau-Monitor befestigten Torpedo dieses Schiff mit seiner ganzen Besatzung in die Luft. Am 22. Juni endlich gingen russische Heeresabtheilungen bei Galatz und am 27. bei Sistowa über den Strom. Nikopolis wurde bombardirt und mußte am 15. Juli kapituliren.

Eine genügende Sicherung Bulgariens und der dortigen Balkanübergänge war mit schwer sich bestrafender Sorglosigkeit von den Türken versäumt worden. Die Russen benutzten diesen Fehler; sie ließen sich dadurch sogar selbst zu sorglosem Vorgehen verleiten. General Gurko besetzte am 7. Juli die alte Bulgaren-Hauptstadt Tirnowa und machte am 13. mit 15,000 Mann einen raschen Vorstoß über den Balkan. Von den unbewachten Höhen stiegen sie am Südabhange hinab und besetzten Kasanlyk und den Schipkapaß. Der Schrecken durchfuhr das Land bis Adrianopel hin, selbst in Constantinopel machte dieses verwegene Eindringen der Russen in Rumelien einen gewaltigen Eindruck. Suleyman Pascha erhielt den Oberbefehl im Süden des Balkan, Mehmed Ali in Bulgarien.

Ein dritter türkischer Kriegsheld, Osman Pascha, begann in denselben Tagen seine ruhmvolle Thätigkeit. Er war von Widdin vorsichtig und unbemerkt am südlichen Donauufer herabgezogen, um Nikopolis zu entsetzen. Hier kam er zu spät, aber mit genialem Feldherrnblick setzte er sich in dem naheliegenden Plewna fest, die Donau-Uebergänge im Auge und andrerseits dem Feinde den Weg in den Westen des Reiches verlegend. Mit bewunderungswürdiger Thätigkeit vermehrte und organisirte er seine Armee und schuf Plewna zu einer unbezwinglichen Festung um.

Es war unmöglich, die türkische Armee im Besitz dieser Stellung zu lassen, durch welche die russischen Operationen so

gänzlich gelähmt wurden. Am 18. Juli wurde Osman, der erst vor 24 Stunden hier angekommen war, aufs heftigste angegriffen, doch alle russische Tapferkeit vermochte nichts gegen den Widerstand der Türken. Einige Tage darauf nöthigte Osman bei Lowatz, südlich von Plewna, den General Skobeleff, einen der ausgezeichnetsten russischen Heerführer, zum Rückzuge; und am 30. Juli wurde General Krüdener, als er mit 40,000 Mann den Sturm auf Plewna unternahm, mit einem Verlust von 8000 Mann zurückgeschlagen. Wie wenig auch sonst die Zustände in der Türkei anmuthen konnten, so versagte doch niemand dieser unbezwinglich erscheinenden Tapferkeit des türkischen Heeres und seines Feldherrn die verdiente Bewunderung.

Auch der rasche Glanz des russischen Balkanzuges verblich. Suleyman Pascha drängte das mit unzureichenden Streitkräften unternommene Wagniß zurück; er schlug den General Gurko bei Eski Saghra und zwang ihn zum Rückzuge über den Balkan. Nur der nördliche Theil des Schipkapasses blieb von den Russen besetzt unter dem Befehle des Generals Radetzky. Diese in einer Höhe von 1300 Meter liegenden Bergrücken und Schluchten wurden der Schauplatz erbitterter Kämpfe. Suleyman griff am 21. August die russische Stellung an; wochenlang, bis zum 5. September, erneuerte sich fast täglich die Wuth des Anstürmens gegen die von den russischen Geschützen vertheidigte Höhe, welche hier genommen, dort nicht aufgegeben werden sollte. Mit Heldenmuth hatte die anfänglich nur schwache russische Besatzung die Angriffe der 40 Türkenbataillone abgewehrt, bis Verstärkung kam. Endlich erschöpfte sich dieses erfolglose Ringen und Streiten; Suleyman hatte gegen 20,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren. Die Russen wie die Türken behaupteten sich in ihren Stellungen, jene in dem nördlichen, diese in dem südlichen Theile des Passes.

Die russische Kriegsleitung gewann die Ueberzeugung, daß sie sich in ihren Erwartungen getäuscht habe. Der „kranke Mann“, wie die Türkei vor 20 Jahren von Kaiser Nikolaus genannt worden war, zeigte eine Kraft des Widerstandes, an die man nicht mehr geglaubt hatte. Die russische Garde und auch die Landwehr wurden mobil gemacht und rückten auf den Kriegsschauplatz heran. In diesen Augusttagen, wo die Russen nicht mehr die Angreifenden waren, sondern sich auf die Vertheidigung beschränkt sahen, befand sich die türkische Kriegsmacht in der vortheilhafteren Lage. Wenn ihre Feldherrn sich gegenseitig unter-

stützt, Plewna entsetzt und einen gemeinsamen Stoß gegen die Russen unternommen hätten, dann wäre ein Zurückdrängen derselben über die Donau nicht unwahrscheinlich gewesen. Die im Leben sich immer bestätigende Wahrheit, daß man das flüchtige Glück, wenn es naht, rasch an der Stirnlocke fassen müsse, ist im Kriege von noch schwererer Bedeutung. Die türkischen Feldherrn ließen den günstigen Augenblick vorübereilen; die Russen gewannen Zeit, ihre Verstärkungen heran zu ziehen. Auch drei rumänische Divisionen unter dem Oberbefehle des Fürsten Karl gingen über die Donau und vereinigten sich mit den russischen Fahnen. Aufs neue wurde zum Angriff geschritten. General Skobeleff nahm Lowatz, wo ihn im Juli das Kriegsglück verlassen hatte, am 3. September mit Sturm. Gewaltige Truppenmassen umringten Plewna und begannen am 7. September eine Kanonade auf die Redouten und Feldschanzen, welche in entsetzlicher Heftigkeit vier Tage hindurch anhielt. Am 11. schritten die russischen Regimenter zum Sturm. Kaiser Alexander II. war anwesend; es war sein Namenstag, der mit der Einnahme Plewna's gefeiert werden sollte. Aber aller Eifer, sich vor den Augen des kaiserlichen Kriegsherrn auszuzeichnen, aller Löwenmuth und die erbittertste Tapferkeit errangen noch immer keinen Erfolg. Osman und sein standhaftes Heer schlugen alle Sturmangriffe ab; nur am Abende nahmen die Rumänen eine Redoute und Skobeleff zwei kleinere Erdwerke. Die Einnahme Plewna's aber war mißlungen; 16,000 Mann von den Russen und Rumänen bedeckten todt oder verwundet das Schlachtfeld.

Es trat eine Pause oder vielmehr eine Wendung des Kriegsplanes ein. Daß Osmans neugeschaffene Festung in der bisherigen Weise des Anstürmens nicht zu nehmen sei, war am 11. September deutlich erkannt worden; eine regelmäßige Belagerung wurde beschlossen und die Leitung derselben dem General Todleben, berühmten Andenkens von Sebastopol her, anvertraut. General Gurko erhielt den Auftrag, mit einem ihm zugewiesenen Truppencorps die Belagerungsarmee gegen äußere Angriffe zu sichern. Wenn Osman ohne Hilfe blieb, dann mußte er endlich verloren sein.

So ist es auch gekommen. Mehmed Ali, der Befehlshaber der türkischen Donauarmee, strebte wohl danach, den Marsch zur Befreiung Plewna's antreten zu können, aber seine Aufforderung an Suleyman, sich mit ihm zu diesem Zwecke zu vereinigen, blieb unerwiedert. In den Schlachten am Lom und an der Jantra,

in dem Dreieck zwischen Rustschuk, Schumla und Tirnowa, war Mehmed Ali mehrmals siegreich gegenüber dem Großfürsten-Thronfolger, allein diese Siege blieben nutzlos für die Hauptaufgabe. Auch Suleyman, an welchen Mehmed Ali sein Commando abgeben mußte, vermochte es nicht, die Lösung dieser Aufgabe zu fördern. Von dieser östlichen Seite also war für die Befreiung Plewna's nichts mehr zu hoffen.

In der Richtung nach Sofia hin hatte ein türkisches Corps unter Chefket Pascha bei Gornji Dubniak eine verschanzte Stellung bezogen. General Gurko ließ am 24. October dieses Lager stürmen und setzte sich dann darin fest; am 31. schlug er die Türken aus einer andern festen Stellung in Telisch heraus. Eine Hilfe für Plewna war auch von Südwesten her unmöglich geworden.

Der Ring der russischen Belagerungsarmee um Plewna zog sich immer enger zusammen. Am 9. November setzte sich General Skobeleff in einem der südlichen Außenwerke der Festung „den grünen Hügeln" fest und behauptete sich darin gegen alle Angriffe. Und doch lehnte Osman Pascha, obwohl er Hilfe nicht mehr erwarten durfte und der Mangel an Lebensmitteln in Plewna schon schwer auf die Besatzung drückte, die Aufforderung des russischen Oberfeldherrn, sich zu ergeben, ab. Seine Vertheidigungsmittel seien noch nicht erschöpft, antwortete der unerschütterliche Krieger. Aber die drohende Hungersnoth bezwang ihn doch. Ergeben wollte er sich nicht, seine Festung mußte er verlassen, so versuchte er durch einen Durchbruch sich zu retten. Am 10. December zogen die Türken aus dem so glorreich vertheidigten Platze, die Russen widersetzten sich dem Durchbruche, noch einmal erhob sich ein heftiger Kampf, Osman Pascha wurde verwundet und seine Armee nach Plewna zurückgedrängt. Hier hatten unterdeß die Russen die verlassenen Schanzwerke besetzt. Osmans Lage war völlig unhaltbar geworden, er mußte mit seiner Armee kapituliren; 40,000 Mann und 150 Geschütze, vor allem aber der tapfere Feldherr, der gefeiertste Name dieses ganzen Krieges, fielen in die Hände der Sieger.

Am folgenden Tage zogen die Russen und Rumänen in Plewna ein. Große kirchliche Feierlichkeiten in ganz Rußland verkündeten die Wichtigkeit des errungenen Sieges. Dem gefangenen Pascha wurde die ehrenvollste Behandlung zu Theil; der Großfürst Nikolaus und der Kaiser selbst drückten ihm ihre Anerkennung und Bewunderung aus.

Für die Türkei war mit dem Verluste Plewna's das Schicksal des Krieges entschieden. Das kriegerische Feuer der türkischen Armeen hatte auf so vielen Schlachtfeldern, wie in längst vergangenen Zeiten, geglänzt und seinen blendenden Schein über die innere Schwäche und Hinfälligkeit des Reiches gebreitet; nun trat diese wieder völlig zu Tage. Schon am 12. December rief der Sultan die Friedensvermittelung der europäischen Mächte an. Er wurde, namentlich von Deutschland, auf directe Verhandlungen mit dem Kaiser von Rußland hingewiesen; England erklärte sich zur Vermittelung bereit, rieth aber doch auch zum Nachgeben, als Rußland auf der Forderung directer Verhandlungen beharrte. Die Türkei blieb jetzt noch allein; sie hatte zuzusehen, wie sie sich mit dem Sieger vertragen würde.

Für Rußland war der Moment des Friedensschlusses noch nicht da; seine Armeen drängten auf Constantinopel hin, um durch Bedrohung dieser Hauptstadt einen größeren Umfang für seine Friedensbedingungen zu erlangen. Serbien hatte die Katastrophe von Plewna abgewartet, um jetzt nachzuholen, was ihm ein Jahr vorher nicht gelungen war; es erklärte am 14. Dezember der Pforte den Krieg und brachte noch in demselben Monat die beiden Festungen Nisch und Pirot in seine Gewalt. Auch Griechenland regte sich mit kriegerischen Demonstrationen, und Montenegro setzte seine Kämpfe fort. Dies waren Nebenpartien. Die entscheidenden Ereignisse geschahen bei dem unaufhaltsamen Vorrücken der Russen. Diese tapferen, abgehärteten Truppen hatten bei ihren Uebergängen über den Balkan in dieser winterlichen Jahreszeit einen schwereren Kampf gegen die Hindernisse der Natur als gegen den Widerstand des Feindes zu bestehen. Diese Gebirge sind die Heimat der schon von den Griechen unter dem mythischen Bilde des Boreas gefürchteten Nordstürme, die mit dumpfem Stöhnen und Tosen hinab in die Tiefe wühlen und Erde und Gewässer in Dunkelheit verhüllen. Am 27., 28. und 29. Dezbr. überschritt General Gurko mit seiner Armee in grimmiger Kälte und unter furchtbaren Schneestürmen den Etrepol-Paß; am 31. schlug er die sich ihm entgegenstellenden Türken zurück und zog am 4. Januar 1878 in Sofia ein. Den Uebergang durch den Trojan-Paß bewerkstelligte General Karzoff; nur mit den unerhörtesten Anstrengungen konnte er vordringen, Hunderte seiner Leute brachen zusammen, um die Geschütze vorwärts zu bringen; zu einer Wegstrecke von noch nicht 2 Meilen im Schnee brauchten diese Truppen einst 48 Stunden. Aber am 15. Januar waren die Russen in

Philippopel. Unterdeß war auch am Schipkapaß ein großer Erfolg errungen worden. General Radetzky, der Befehlshaber der russischen Position in diesem Passe, hatte östlich und westlich auf dicht verschneiten, unwegsamen Gebirgspfaden die Höhen überschreiten lassen, um die türkische Armee bei Schipka zu umgehen. Nun in der Front und im Rücken angegriffen und bedrängt mußte sich diese Armee am 9. Januar den Russen ergeben; es waren 4 Pascha, 32,000 Mann, 10 Fahnen und 13 Geschütze.

Um Rumelien und Constantinopel zu decken, hatte Suleyman Pascha, der jetzige türkische Oberbefehlshaber, die Weisung erhalten, Bulgarien aufzugeben und sich über den Balkan südwärts zurück zu ziehen. Er wollte seine Truppen bei Sofia vereinigen und dann die Straße nach Adrianopel und diese Stadt selbst gegen den Anmarsch der Russen vertheidigen. Aber die russische Cavallerie von Schipka her war ihm schon zuvorgekommen und hatte ihm die Straße verschlossen; Suleymann mußte sich über den Despoto-Dagh zurückziehen und ging dann nach der Halbinsel Gallipoli. Am 20. Januar wurde Adrianopel ohne Kampf von den Russen besetzt, und noch weiter, bis auf die halbe Entfernung nach Constantinopel, rückten sie vor, indem sie Tschorlu einnahmen. So nahe an den Mittelpunkt des Osmanenreichs waren die Moskowiter noch nie herangekommen; es lebten jene bangen Tage wieder auf, wo einst das byzantinische Reich auch fast nur auf seine Hauptstadt und wenig Gebiet umher beschränkt gewesen war; jetzt aber waren die damals anstürmenden Türken die Geängsteten. Mukhtar Pascha, vom asiatischen Kriegsschauplatze herbeigerufen, erhielt den Oberbefehl und ließ bei Tschorlu ein Lager und noch näher an die Hauptstadt heran die befestigten Linien von Tschataldscha errichten. Bedeutsamer jedoch als diese Vertheidigungsmittel war es, daß auf das letzte Vorrücken der Russen die englische Flotte die Dardanellen passirte und in dem Marmarameere zum Schutze Constantinopels sich aufstellte.

Am 19. Januar fanden sich türkische Abgesandte im russischen Hauptquatier zu Kasanlyk ein, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Großfürst Nikolaus begab sich am 26. Januar nach Adrianopel und hier wurde am 31. Januar ein Waffenstillstand vereinbart, und zugleich die Grundlagen des Friedens festgestellt, welcher am 3. März 1880 in St. Stefano bei Constantinopel zum Abschluß kam. Der Großfürst begab sich am 26. März nach Constantinopel, um dem Sultan einen Besuch abzustatten.

Ehe wir auf die Friedensunterhandlungen eingehen, haben wir

noch einen flüchtigen Blick auf den Kriegsschauplatz in Asien zu werfen. Er lag am südöstlichen Ufer des schwarzen Meeres und weiter in's Land hinein in den Gebieten von Ardahan, Kars, Bajesid und Erzerum. Der Verlauf dieses Feldzuges war demjenigen in der Türkei recht ähnlich. Die Russen hatten auch hier den Gegner unterschätzt oder ihrer Stärke zu viel zugetraut. Ihr rasches Vorgehen wurde von den Türken bald zurückgedrängt; General Melikoff, welcher bis über Kars vorgedrungen war, wurde am 25. Juni von Mukhtar Pascha geschlagen und mußte sich zurückziehen. Es trat eine Pause bis zum Oktober ein, in welcher nichts Wesentliches geschah. Nach der Wiederaufnahme der Offensive erfocht Melikoff am 15. Oktober einen bedeutenden Sieg über Mukhtar und einen zweiten bei Erzerum am 4. November. Der Versuch, Erzerum durch einen Handstreich zu nehmen, mißlang, aber die wichtige Festung Kars wurde in der Nacht zum 18. November von General Melikoff mit Sturm genommen, 12,000 Gefangene gemacht und 360 Geschütze erbeutet. Im Dezember begann die Einschließung von Erzerum. Schon war die Festung bereit zu kapituliren, als der Waffenstillstand eintrat und der Garnison freien Abzug gewährte. Das Gebiet zwischen Batum und Erzerum hielten die Russen besetzt. Die Erfolge des Krieges in Asien waren zwar nicht unbedeutend, blieben aber doch hinter den ursprünglichen Plänen zurück. —

Der Krieg war zu Ende. Er war von Rußland nur mit der höchsten Anstrengung durchgeführt worden; niemand hatte die Nothwendigkeit einer Entfaltung so großer Kräfte vorausgesetzt. Es waren unermeßliche Opfer gebracht, schwere Leidenstage durchlebt worden. In edlem Wetteifer hatten Vereine und Einzelne sich bemüht, die kämpfenden Armeen mit Hilfsleistungen aller Art zu versorgen, an der Pflege der verwundeten und erkrankten Krieger hatte man sich gern und aufopfernd betheiligt. Nun harrte das russische Volk mit gespannter Erwartung der Erfolge, welche ihm der Friede bringen würde. Denn wenn man auch mit dem idealen Ziele einer Verbesserung der Lage der slavischen Stammesbrüder im Orient einverstanden war, so dachte doch niemand daran, sich durch dessen Erreichung für befriedigt zu halten; man erwartete Vergrößerung des Gebietes, Machtausdehnung, wohl gar den Zusammensturz der europäischen Türkei. Warum sollte der Doppeladler des Reichswappens nicht endlich wieder, wie einst in den Tagen des griechischen

Kaiserthums, in Constantinopel seine Flügel entfalten! Aber der Friede von St. Stefano schlug in ernüchternder Wirklichkeit diese Hoffnungen nieder. Rußland erhielt eine Gebietserweiterung in Armenien; in Europa fiel ihm die Dobrudscha zu, welche gegen das rumänische Bessarabien umgetauscht wurde. Montenegro, Serbien und Rumänien wurden unabhängig, und ein Fürstenthum Bulgarien wurde errichtet, welches südwärts bis zum ägäischen Meere hinabreichend die östlichen und die westlichen Provinzen der europäischen Türkei trennen sollte.

Das russische Volk war von diesem Ausgange seiner Erwartungen nicht befriedigt, und doch sollte selbst dieser Friedensvertrag noch mehr eingeschränkt werden. England verlangte die Genehmigung aller Mächte zu den Abmachungen von St. Stefano; ohne die Zustimmung der Mächte, welche den Pariser Frieden von 1856 unterzeichnet hatten, dürften Rußland und die Türkei keinen Friedensvertrag schließen. Die englische Flotte lag vor Constantinopel, bis aus Indien wurden englische Truppen herbeigerufen; Rußland weigerte sich, dem Verlangen Englands nachzugeben. Ein neues, gewaltiges Kriegsfeuer in Europa drohte sich zu entzünden. Da vermittelte die deutsche Regierung eine Verständigung zwischen den gegnerischen Mächten; Rußland willigte in die Vorlegung des Friedens. Der östreichische Minister Graf Andrassy, hatte die Abhaltung eines Congresses zur Regelung der orientalischen Angelegenheiten vorgeschlagen. Dieser Congreß trat am 13. Juni 1878 in Berlin zusammen; seine Verhandlungen unter dem Vorsitze des Fürsten Bismarck führten zur bedeutungsvollen Einigung der europäischen Mächte, und am 13. Juli wurde der Berliner Frieden von allen abgeschlossen. Seine wichtigsten Feststellungen sind folgende: Bulgarien wird ein selbständiges, tributpflichtiges Fürstenthum unter der Souveränetät des Sultans, sein Gebiet reicht jedoch nicht bis zum ägäischen Meere, um die Trennung der türkischen Provinzen zu vermeiden. Zu ihrem Fürsten haben die Bulgaren am 29. April 1879 den Prinzen Alexander von Battenberg gewählt. — Die Provinz Ost-Rumelien bekommt selbständige Verwaltung und einen christlichen General-Gouverneur. — Bosnien und die Herzegowina sollen von Oestreich besetzt und verwaltet werden. Montenegro und Serbien werden unabhängig und erhalten eine Vergrößerung ihres Gebietes. Auch Rumänien wird unabhängig, tritt seinen Theil von Bessarabien an Rußland ab und erhält die Dobrudscha. Alle Festungen an der Donau, vom eisernen Thor bei Orsowa bis zur

Mündung, werden geschleift. In Asien erhält Rußland die Gebiete von Batum, Andahar und Kars. — Im ottomanischen Reiche herrscht Religionsfreiheit, allen Unterthanen wird die freie Ausübung ihres Cultus und die Gleichheit der bürgerlichen Rechte zugesichert. — Zu den gewaltigen Aenderungen, welche das Gebiet und die Machtstellung des türkischen Reiches durch den Berliner Frieden erfahren hat, kommt noch die Abtretung der Insel Cypern an England, gegen die Verpflichtung, die neuen türkischen Grenzen in Asien im Falle einer Bedrohung zu vertheidigen.

Dies sind die gegenwärtigen Lösungen der orientalischen Frage. Auf wie lange, oder ob für immer die Türkei den Rest ihrer Besitzungen in Europa behalten wird, diese Frage bleibt noch immer ein drohendes Räthsel der Zukunft.

164. Begebenheiten in den Jahren 1871 bis 1878.

Nach den eingehenderen Darstellungen des Culturkampfes und des orientalischen Krieges von 1877 und 1878 beschränken wir uns bezüglich der anderweitigen Ereignisse auf einen Ueberblick der seit dem deutsch-französischen Kriege bis zum Berliner Congreß verflossenen Jahre. Nur die für uns merkwürdigen und lehrreichen Begebenheiten werden unsre Aufmerksamkeit beschäftigen.

Das neu erstandene deutsche Reich begrüßte die aus Frankreich heimkehrenden Truppen überall mit glänzenden Kundgebungen der Bewunderung, der Freude und des Dankes. Am 16. Juni geschah unter Führung des Kaisers der großartige Siegeseinzug in Berlin; ähnliche Feierlichkeiten folgten am 29. in Stuttgart, am 30. in Hannover, am 11. Juli in Dresden, endlich am 16. in München. Hier führte der deutsche Kronprinz, der geliebte Feldherr des bairischen Heeres, die Krieger in ihre Königsstadt ein. Noch hatte sich seit dem 19. Juli 1870 der Verlauf eines Jahres nicht vollendet, als diese Kriegs- und Ehrenzeit am 18. Juni mit der Feier des Friedensfestes schloß. Wie eine lange Geschichtsepoche lag sie mit ihren Erlebnissen vor den tieferregten Gedanken und Gefühlen dieses Tages. Nun ging es an das Erfassen der neuen Wirklichkeit. Als nächste Pflicht erschien es, mit allen Kräften die Bevölkerung der wiedergewonnenen Provinzen Elsaß und Lothringen in die brüderliche Vereinigung mit Deutschland zurück zu führen. Durch ein Gesetz vom 9. Juni 1872 wurde die Vereini-

gung von Elsaß und Deutsch-Lothringen als Reichsland mit dem Reiche ausgesprochen. Die Zahlung der Kriegskosten, jener riesenhaften Summe von fünf Milliarden, leistete Frankreich in staunenswerth kurzer Zeit. Am 5. Septbr. 1873 wurde der letzte Theil der Kriegsschuld abgetragen und die deutschen Occupationstruppen, welche vertragsmäßig bis dahin in Frankreich verweilt hatten, verließen den französischen Boden.

Leider war diese Milliarden-Zeit von einer schweren Verirrung im deutschen Volke begleitet. Ein schwindelhaftes Jagen nach mühelos zu erwerbendem Reichthum griff um sich und verstrickte in die Betheiligung an haltlosen Unternehmungen, die glänzend wie eine Fata Morgana emporstiegen. Das Trugbild stürzte bald zusammen und hinterließ keine andre Wirklichkeit, als tausende von betrogenen und nun verarmten Existenzen. Auf diesen „Krach" folgte ein drückendes Herabsinken des Verkehrs und ein beängstigendes Stocken des Geschäftsbetriebes, welcher sich nur zögernd und langsam wieder aufrichtete. Mit schweren Einbußen war die alte Wahrheit wieder deutlich geworden, daß die richtigen und festen Grundlagen des Wohlstandes und des Wohlbefindens nur in der Arbeit und in der Genügsamkeit liegen.

Die Reichsregierung mit dem Reichstage ordnete die nothwendigen Neugestaltungen des bürgerlichen Lebens und des Verkehrs; auch die Einrichtung des Reichsheeres wurde festgestellt. Es war freilich eine imponirende Macht, welche verbunden mit der Größe des in den Jahren 1870—71 errungenen Erfolges so gewaltig nachwirkte, daß einige Staaten die Gefährdung ihres bisherigen Machtbereiches durch Deutschland für möglich hielten. Es gab Momente, wo dieses Mißtrauen den Frieden bedrohte. Doch begründete die Haltung des Reiches, insbesondre die besonnene Festigkeit des Reichskanzlers, allmählich die Ueberzeugung, daß die deutsche Politik kein andres Ziel verfolge, als, wie Kaiser Wilhelm erklärt hatte: „ein zuverlässiger Bürge des neuen europäischen Friedens zu sein." Die Zusammenkunft der drei Kaiser von Deutschland, Oestreich und Rußland in Berlin, September 1872; die Besuche Kaiser Wilhelms in Petersburg 1872, in Wien 1873, in Mailand bei König Victor Emanuel 1875, sicherten das Vertrauen auf den Frieden; die jährlichen Kaiserreisen im Reiche selbst zu den Herbstübungen der Truppen, waren wie in Leipzig, Stuttgart, Düsseldorf, Hannover, Königsberg, Straßburg nicht allein Veranlassungen zu glänzenden Erweisen der Liebe und Verehrung,

sondern auch erfreuliche Kundgebungen, wie gern sich die Glieder des Reiches um ihren Herrscher zusammenschlossen.

Hinter diesem milden Glanze des von Sieg und Ruhm und dankbarer Liebe beglückten, greisen Heldenkaisers lauerte aber doch auch der Unbestand des Schicksals, und er mußte bittre Trübungen seines Glückes erdulden. Am 11. Mai 1878 kehrte der Kaiser von einer seiner gewohnten Spazierfahrten in Begleitung seiner Tochter, der Großherzogin von Baden, in sein Palais zurück; da wurden unter den Linden, mitten aus der Menge, mehrere Revolverschüsse auf ihn abgefeuert. Der Kaiser blieb unverletzt. Ein ganz heruntergekommener Mensch, ehemaliger Klempnergesell, Namens Hödel, hatte die That verübt. Er wurde sofort ergriffen. Die Kunde von diesem nichtswürdigen Verbrechen machte einen schrecklichen Eindruck. Jedermann fühlte sich von Scham und Zorn ergriffen, daß im deutschen Volke ein solches Uebermaß von verruchter Frechheit vorhanden sein konnte. Die Verhöre ergaben, daß Hödel sein Gewerbe nicht mehr betrieb, sondern socialistischen Bestrebungen sich zugewendet hatte. Er war jedoch ohne Mitschuldige. Noch bei seiner Hinrichtung verharrte er in seinem abgestumpften Wesen.

Man fühlte allgemein einen Zusammenhang dieses Verbrechens mit den seit einiger Zeit stärker hervorgetretenen socialistischen Umtrieben. Der Socialismus der neueren Zeit war von England und Frankreich ausgegangen. Diese Lehre verfolgte planmäßig die Zerrüttung und den Umsturz alles Bestehenden. Der Staat, die Kirche und die Religion, die Familie und das Eigenthum sollten abgeschafft und durch völlig neue Einrichtungen ersetzt werden. Längere Zeit reichte der Socialismus, abgesehen von einigen Versuchen, praktische Erfolge zu gewinnen, über eine theoretische Existenz nicht hinaus. Lassalle hatte in den ersten Jahren nach 1860 in Deutschland den socialdemokratischen Theorien praktische Mittel und Ziele gegeben, indem er jene Lehren unter die Arbeiter verbreitete. Volksverführer dieser Art haben mit ihren Aufreizungen und verlockenden Verheißungen immer raschen Beifall bei der begehrlichen und leichtgläubigen Menge gefunden. Bald gehörten Hunderttausende in Deutschland dieser Partei an; ihre Vereine waren in allen Theilen des Reiches verbreitet. Die Gefahr, welche alle Lebensverhältnisse bedrohte, wurde immer größer. Die Reichsregierung beschloß, ihr mit der Kraft des Gesetzes entgegen zu treten.

Aber die niedergedrückte Stimmung jener Tage wurde noch schmerzlicher aufgeregt. Im Kanal ereignete sich am 31. Mai ein Zusammenstoß zweier deutschen Panzerschiffe; das eine derselben, der „Große Kurfürst“ versank in wenigen Minuten mit dem größeren Theile seiner Mannschaft in die Meerestiefe. Und in die allgemeine Bestürzung über dieses Unglück tönte am 2. Juni der furchtbare Ruf in das Land, daß wiederum bei einer der Ausfahrten, die der Kaiser vertrauensvoll fortgesetzt hatte, ein Attentat auf ihn verübt worden. Aus dem 2. Stockwerke eines Hauses unter den Linden waren zwei Schüsse aus einem mit Schrot geladenen Doppelgewehre abgefeuert worden. Die Verwundungen des Kaisers am Arme, am Halse und am Kopfe waren bei seinem hohen Alter sehr bedenklich. Durch die ganze Nation erhob sich der Aufschrei eines grimmigen Schmerzes über die neue Frevelthat. Sie war von einem den gebildeten Ständen angehörenden Manne, Dr. Nobiling, ausgegangen, dessen Geist ebenfalls von den socialistischen Irrlehren berückt war. Er hatte sich bei seiner Verhaftung selbst schwer verwundet und starb nach einiger Zeit im Gefängnisse.

Der Kronprinz übernahm die Vertretung des tief gebeugten, an seinen Verwundungen schwer leidenden Kaisers. Eben in dieser Zeit versammelten sich in der Hauptstadt des deutschen Reiches die leitenden Staatsmänner der europäischen Großstaaten zu einer definitiven Regelung der orientalischen Angelegenheiten. Der Congreß wurde am 13. Juni eröffnet; am 14. Juli erfolgte die Unterzeichnung des Berliner Friedens, welcher den Orientdingen, wenn auch nicht endgültig für alle Zeit, doch für die nächste Zukunft eine feste Ordnung gab. Der Verhandlungen des Kronprinzen mit Leo XIII. ist in Abschnitt 162 gedacht worden. Im October wurde das Socialistengesetz festgestellt. Während dieser Zeit war die Heilung des Kaisers in Teplitz und in Gastein aufs glücklichste fortgeschritten und seine Erkräftigung hatte sich durch Verlängerung der Erholungszeit so weit vollendet, daß er am 5. December nach Berlin zurückkehrte und die Regierung wieder übernahm. Die herzliche, allgemeine Freude, welche ihn bei seinem Einzuge in Berlin umgab, versöhnte die bitteren Empfindungen der Erinnerung an die erlebten Frevelthaten, und die innige Theilnahme des Volkes an der Feier des am 11. Juni 1879 stattfindenden kaiserlichen Ehejubiläums brachte als schönste Festgabe die von aller Trübung sich befreiende Ueberzeugung von der Wahrheit und Allgemeinheit

dankbarer Verehrung. — Regierungsveränderungen im deutschen Reiche ereigneten sich in Sachsen, wo am 29. October 1873 nach dem Tode König Johann's König Albert den Thron bestieg, und in Hessen-Darmstadt, wo auf Ludwig III. Großherzog Ludwig IV. folgte, 1877.

Aus den Ereignissen im Kaiserthum Oestreich hebt sich zuerst hervor die großartige Weltausstellung in Wien im Jahre 1873 mit ihren Wunderwerken der Industrie und dem Glanze der fürstlichen Besuche. Auch Victor Emanuel von Italien fehlte nicht. Dessen Besuch erwiederte 1875 Kaiser Franz Joseph in Venedig. Mit edlem freiem Gemüth hatte der Kaiser die Wahl dieses Ortes der Zusammenkunft gewünscht und dadurch zu erkennen gegeben, daß er von den Erinnerungen an den ehemaligen Besitz Oberitaliens nicht mehr beherrscht werde. — Der seit 1874 sich vorbereitende Conflict der slavisch-türkischen Völker mit der Pforte beschäftigte natürlich sehr lebhaft die Politik der östreichischen Regierung. Eine etwaige Umgestaltung der Türkei berührte das nächste Interesse Oestreichs; es konnte mit den Ergebnissen des Friedens von St. Stefano nicht einverstanden sein und brachte die Abhaltung eines europäischen Congresses wegen der vorzunehmenden Veränderungen in Vorschlag. In Bosnien, dessen Beruhigung den Türken nicht gelang, war der Wunsch eines Anschlusses an Oestreich laut geworden. Ein Theil des Heeres wurde in Kriegsbereitschaft gesetzt, um die Ablehnung der Festsetzungen von St. Stefano mit Nachdruck zu unterstützen. Der Congreß ertheilte Oestreich den Auftrag in Bosnien und der Herzegowina einzurücken und übertrug ihm die Verwaltung dieser Länder (unbeschadet der Souverainetät der Pforte). Die östreichischen Truppen rückten Ende Juli in Bosnien, Anfang August in der Herzegowina ein. Man hatte nicht geglaubt, einen so heftigen Widerstand zu finden, wie er nun doch zu Tage trat. Insurgentenschaaren, deren Gesammtzahl mehr als 60,000 Mann betrug, aufgeregt durch einen fanatischen Führer, Hadschi Loja, stellten sich dem Vorrücken der Oestreicher entgegen, wobei die bergige Natur des Landes ihnen zu Hülfe kam. Es kostete große Anstrengungen und viel Blutvergießen, ehe der Aufstand niedergeworfen war; er hatte nach der Gefangennehmung Loja's an Energie verloren. Die Unterwerfung beider Länder war im October vollendet. Bald darauf erschien eine bosnische Deputation angesehener Landesgenossen, unter ihnen

auch viele Muhamedaner, vor Kaiser Franz Joseph und bat um Annexion. Schon kam der Name „Neu-Oestreich“ für diese Gebiete auf. Am 1. Januar 1879 wurde eine östreichische Landesregierung für dieselben eingesetzt. Die Besitznahme ist vollzogen; die Verbindung mit dem Türkenreiche ist, wenn auch noch nicht formell, doch thatsächlich gelöst. Oestreich hat mit dieser Erwerbung in seiner nach Osten gerichteten Aufgabe einen großen Fortschritt gemacht. Die Allianz mit dem deutschen Reiche hat sich im Herbste 1879 als ein starkes Unterpfand für den Frieden Europa's neu befestigt.

In Italien dauerte der Culturkampf fort, und mit ihm die gegenseitige Entfremdung zwischen Pius IX. und Victor Emanuel, welcher seine Residenz seit 1871 nach Rom verlegt hatte. Beide Häupter wurden im Anfange des Jahres 1878 durch den Tod hinweggerafft. Der König starb in Folge einer heftigen Erkältung am 9. Januar. Er hatte auf seinem Sterbebette in sehr würdigen und versöhnlichen Worten der Kirche gegenüber sich ausgesprochen: „ich bedaure aufrichtig, wenn irgend eine meiner Handlungen dem heiligen Vater persönlich Schmerz bereitet haben sollte. Aber in allen meinen Handlungen habe ich stets das Bewußtsein gehabt, meine Pflichten als Bürger und Fürst zu erfüllen und nichts gegen die Religion meiner Väter zu unternehmen.“ Hierauf überbrachte der Beichtvater des Papstes dem sterbenden Könige den päpstlichen Segen und die geweihte Hostie. Aber bei dem Beschluß über die letzte Ruhestätte Victor Emanuels zeigte sich noch einmal die hierarchische Unversöhnlichkeit. Am 17. Januar fand das Leichenbegängniß statt; mehrere Fürsten, auch der deutsche Kronprinz und ein östreichischer Erzherzog, waren herbeigeeilt, um daran Theil zu nehmen. Der großartig-feierliche Zug bewegte sich zur Ruhestätte im Pantheon ohne den Klang der Glocken, auch fehlte die Begleitung durch den höheren Klerus; nur eine kleine Zahl von Priestern niederen Ranges waren gegenwärtig. König Humbert leistete am 19. Januar den Eid auf die Verfassung. Schon vorher hatte der Papst seinen vergeblichen Protest gegen die Annahme des Titels „König von Italien“ erneuert. Am 7. Februar endete Pius IX. seine bis in das höchste Alter hinauf kampfbewegten Lebenstage. Der auftauchende Gedanke, das bevorstehende Conclave außerhalb Italiens abzuhalten, wurde beseitigt; es trat ohne alle Störung in Rom zusammen, und schon am 20. Februar wurde

Cardinal Pecci zum Papst gewählt. Er nannte sich Leo XIII. Am 3. März wurde er in der sixtinischen Kapelle gekrönt. Wenn der neue Papst auch keine der Maßregeln seines Vorgängers zurücknahm, so war seine Haltung gegen Italien doch weniger schroff und herausfordernd. Das gute Einvernehmen Italiens mit Oestreich wurde durch die Agitationen für das sogenannte Italia irredenta (das unerlöste Italien) bedroht; man begehrte Triest und Wälschtirol als zu Italien gehörend. Die Regierung mißbilligte diese Demonstrationen mit Entschiedenheit. Ein im November 1878 in Neapel von einem Koch, Namens Passenante, gegen den König und die Königin verübtes Attentat, glücklicher Weise mißlungen, war ein neues Zeichen jener in die Volkskreise eindringenden Frevelhaftigkeit, welche in stumpfem Leichtsinne die Schwere eines solchen Verbrechens nicht mehr fühlt. Erfreulicher ist es, ein Werk des Friedens zu erwähnen. Im Jahre 1871 wurde der Mont-Cenis-Tunnel vollendet, welcher die Eisenbahn von Modane in Savoyen nach Susa in Italien führt und also die zwischen Frankreich und Italien liegenden Alpen durchbricht. Vier Jahre lang hatte man gearbeitet, das felsige Gebirge zu durchbohren; es war in einer Länge von mehr als 12200 Meter oder 1 3/5 deutsche Meile geschehen.

Spanien, den europäischen Ereignissen dieses Zeitabschnittes fern bleibend, hatte dafür in seinen eigenen Grenzen einen lebhaften Wechsel der Begebenheiten zu erfahren. Nachdem die spanische Königswahl im Juli 1870 die Veranlassung zu dem deutsch-französischen Kriege gegeben hatte, war es der monarchischen Partei, an ihrer Spitze General Prim, doch gelungen, über ihre republicanischen Gegner (Castelar) das Feld zu behaupten. Der zweite Sohn des Königs von Italien hatte die ihm dargebotene Krone Spaniens als König Amadeo angenommen. Ehe er noch seinen Einzug in Madrid hielt, 2. Januar 1872, wurde General Prim meuchelmörderisch angefallen und erlag in kurzer Zeit seinen Wunden. Die Lage des jungen Königs wurde durch den Streit und den Widerstand der Parteien bald sehr erschwert. Im Mai 1872 brach in den baskischen Provinzen ein Aufstand aus. Der Infant Don Juan (S. 345) hatte seine vermeintlichen Ansprüche an seine Söhne Don Carlos, Herzog von Madrid und Alphons übertragen. Der Erstere erschien im Baskenlande und abermals erneuerte sich ein wilder, mit Grausamkeit geführter Carlistenkrieg. Am heftigsten

waren die Kämpfe um Estella und Bilbao. Mehrere Jahre hielt sich Don Carlos; als sich aber Estella 1876 ergab, mußte er das Land verlassen und der Krieg war beendigt. Republicanische Aufstände waren schon 1872 auch in Saragossa, Valencia, Andalusien ausgebrochen. Am 19. Juli desselben Jahres wurde ein heimtückisches Attentat auf das Leben des Königs gerichtet, er entging der Gefahr. Amadeo überzeugte sich, daß es ihm nicht gelingen werde, Ordnung und Ruhe im Lande zu schaffen. Er legte im Februar 1873 die Krone nieder und kehrte nach Italien zurück. Nun erhoben sich die Parteiungen wieder in ungehemmter Gewalt; im Juni wurde Spanien zu einer Föderativ-Republik erklärt. Noch wüthete der Carlistenkrieg im Norden; in Cadix, Malaga, Sevilla, Valencia und Carthagena steckten die Socialdemokraten die rothe Fahne auf. Eine völlige Auflösung des staatlichen Zusammenhanges schien hereinzubrechen, und auch der Rest der transatlantischen Besitzungen, die Insel Cuba, lag im Aufruhr. In Madrid war der Kampf der Parteien bei der Militärdictatur unter General Serrano angelangt. Da proclamirte im Dec. 1874 General Martinez Campos den Sohn der Königin Isabella II., Alphons XII., als König von Spanien. Er hatte bis dahin in Paris gelebt. Der junge Herrscher landete am 9. Januar 1875 in Barcellona und hielt am 14. seinen Einzug in Madrid. Die öffentlichen Zustände wurden durch eine Verfassung geordnet, die Fueros von Navarra und den baskischen Provinzen wurden aufgehoben und diese Provinzen den übrigen gleichgestellt; auch auf Cuba ist der Bürgerkrieg beendigt worden. Leider aber ist auch König Alphons zweimal schon Attentaten ausgesetzt gewesen, 25. Octbr. 1878 und 29. Decbr. 1879. In beiden Fällen waren die Verbrecher junge Leute, dem Arbeiterstande angehörig, aber verkommen und von keinen andern Motiven getrieben, als von der tiefsten Verwahrlosung des moralischen Gefühls. Der König blieb unverletzt.

Die Nationalversammlung in Frankreich hatte, sobald es möglich wurde, ihren Sitz von Bordeaux nach Versailles verlegt. Sie hatte große und schwierige Aufgaben zu lösen, aber entschlossen und mit Vertrauen begann Thiers das Werk. Da wurde Frankreich plötzlich von einer andern Gefahr bedroht, durch einen furchtbaren Aufstand in Paris. Die erste französische Revolution hatte mehr einen politischen Charakter gehabt (Umgestaltung der Staats-

verfassung) als sociale Tendenzen verfolgt; in den Theorien jener Zeit war das Recht des Eigenthums nicht angezweifelt worden. Später hatten sich weitergehende Theorien ausgebildet, welche eine völlige sociale Umwälzung beabsichtigten, d. h. Zerstörung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung. In dem greuelvollen Juniaufstande 1848 hatte diese sociale Bewegung zum ersten Mal versucht, ihre Theorien mit Gewalt zu verwirklichen. Der Aufstand wurde niedergeschlagen. Darauf hatte sich in London die „Internationale Arbeiterverbindung gebildet“ und ihre Netze in die europäischen Staaten ausgeworfen; sie fand in den Großstädten und den fabrikreichen Districten einen empfänglichen Boden. In Frankreich, besonders in Paris, war diese Socialistenpartei, in ihrer radicalsten Form Communisten genannt, sehr zahlreich. Man lauerte auf den für einen Ausbruch günstigen Moment. Nun waren bei dem Abschlusse des Waffenstillstandes auf Favre's Andringen der Pariser Nationalgarde, welche doch zum großen Theile aus Arbeitern bestand, die Waffen gelassen worden; sie hatten sich dann auch einer bedeutenden Anzahl Kanonen bemächtigt und mit denselben den Montmartre besetzt. Die Herausgabe der Geschütze wurde verweigert; die Zeichen einer socialistischen Bewegung wurden erkennbar; offenbar befand sich auf dem Montmartre eine der Versailler Regierung feindliche Macht. Am 18. März schritt General Vinoy, der Befehlshaber der Regierungstruppen, zum Angriff; er mißlang. Paris war in der Gewalt des socialistischen Centralcomités. Es wurde eine aus ungefähr 90 Mitgliedern bestehende „Commune“ gewählt, welche der Versailler Regierung als eine selbständige Gewalt gegenübertrat. Die Hauptstadt war der Schauplatz der ausschweifendsten Maßregeln, wie die socialistische Theorie sie eingab, aber auch Habsucht, Bosheit und Leichtsinn wirkten mit. In Versailles wurde Mac Mahon zum Oberbefehlshaber der Regierungstruppen ernannt. Der Angriff auf Paris begann; mehrere Wochen dauerte der Bürgerkrieg. Innerhalb der Stadt wüthete die Zerstörung; am 14. Mai wurde das Haus des Präsidenten Thiers demolirt, am 16. die Vendomesäule, ein nationales Ehrendenkmal, umgestürzt. Am 21. Mai drangen die Truppen in die Stadt ein; es folgte eine siebentägige Straßenschlacht, ein wechselseitiges Wüthen und Blutvergießen, und als die Aufständischen ihre Sache verloren sahen, ein Vernichtungskrieg, wie ihn die Geschichte in ihren schrecklichsten Erinnerungen nicht auffinden kann. Männer und furiengleiche Weiber in entsetzlichem Wetteifer, gossen

Petroleum in die stolzesten Gebäude der Hauptstadt, monumentale Stätten der Geschichte Frankreichs, und zündeten sie an. Der Communismus kennt die Gefühle vor dem Großen und Ehrwürdigen, vor dem Glanz der Vergangenheit nicht. So brannten die Tuilerien, ein Theil des Louvre und des Luxembourg, das Palais Royal, das Stadthaus und andre ansehnliche Gebäude nieder. Mehrere der gefangen gehaltenen Geißeln, auch der Erzbischof Darboy, wurden aus den Kerkern geholt und erschossen. Am 28. Mai endlich endete der letzte Widerstand der Communisten mit der Erstürmung des Kirchhofes Père Lachaise durch Vinoy. Wie ein grauenvoller Abgrund von Elend, Haß, Verwilderung und Entsittlichung hatte sich dieser Aufstand aufgethan, wie eine ängstigende Erkenntniß, daß es in Großstädten eine menschliche Wildniß giebt, in welche die Cultur und das Christenthum nicht hineinreichen. Die gefangenen Insurgenten, 20,000 waren es, wurden größtentheils deportirt, die hervorragendsten Führer durch Erschießen hingerichtet. — Welch' entsetzliche Erschütterungen hat Frankreich vom Juli 1870 bis zum Mai 1871 aushalten müssen! Und doch hat sich das schöne, reiche Land schneller, als zu glauben war, von seinem Falle erhoben und erholt. Thiers sorgte zunächst für die Abzahlung der Kriegsschuld und die Befreiung des Landes von der deutschen Occupation; beides war schon 1873 vollendet. Es folgte die Wiederherstellung der Armee, die Erweiterung der Befestigungen um Paris und die Befestigung der Ostgrenze. Im Mai 1873 trat Thiers aus seiner Stellung heraus; er ist 1877 gestorben. Marschall Mac Mahon wurde Präsident der französischen Republik. Kurze Zeit vorher, im Januar 1873, war Napoleon III. zu Chislehurst in England, wo er seinen Aufenthalt genommen hatte, aus dem Leben geschieden. Sein Sohn, Louis Napoleon, erreichte 1874 seine Großjährigkeit; er war jetzt das Haupt der napoleonischen Partei. Aber das Geschick hatte ihm einen frühen Tod beschieden. Er ist als Freiwilliger im englischen Heere gegen die Zulukaffern am 1. Juni 1879 gefallen. Die politischen Parteien in Frankreich: die Legitimisten, Orleanisten, Napoleonisten, die Republikaner haben mehrere Jahre hindurch in lebhaften und erbitterten Kämpfen und Umtrieben mit einander gerungen. Endlich hat die republikanische Partei die Oberhand behalten. Mac Mahon hat im Januar 1879 seine Würde niedergelegt; an seine Stelle ist Jules Grevy getreten, doch auch Gambetta besitzt noch viel Einfluß, besonders auf die unteren Volksschichten. Die im

Jahre 1878 in Paris veranstaltete Weltausstellung war eine der glänzendsten dieser großen Vereinigungen und zeigte das Wiederaufblühen Frankreichs.

England ist durch die Nothwendigkeit, seine Macht in den außereuropäischen Besitzungen aufrecht zu halten und seinen Welthandel zu schützen, mehrmals in Krieg verwickelt worden. Holland hatte 1872 seine Besitzungen an der Goldküste in Ober-Guinea an England abgetreten, dieses dagegen sein Protectorat in Sumatra an die Holländer. An beiden Stellen entstanden Kämpfe gegen eingeborene Nachbarfürsten. Holland mußte dem Sultan von Atchin auf Sumatra den Krieg erklären, um seine Oberhoheit und den Colonialbesitz von Atchin zu behaupten; England wurde 1873 von dem König der Aschanti auf der Goldküste angegriffen. General Wolseley drang 1874 energisch vor, besetzte und zerstörte die Hauptstadt der Aschanti und nöthigte den König zum Frieden. England hat darauf an Stelle des bisherigen Protectorates eine Goldküsten-Colonie gegründet. 1878 und 1879 hatte England in Südafrika einen beschwerlichen Krieg gegen die Zulukaffern zu führen, der mit der Gefangennehmung ihres Königs Cettewayo endigte. Weit wichtiger aber, als diese entfernten Kämpfe war die Stellung, welche England im russisch-türkischen Kriege einnahm. Die Regierung glaubte, daß die Türkei durch die Pläne Rußlands bedroht sei und sie war entschlossen, die Unabhängigkeit und Integrität des türkischen Reiches aufrecht zu erhalten. Alle von diesem Standpuncte aus geführten Verhandlungen ergaben einen bedrohlichen Gegensatz gegen Rußland; darum wurde während des Krieges eine englische Flotte in die türkischen Gewässer entsandt. Das finstere Wetter eines Kampfes zwischen England und Rußland zog sich immer näher zusammen, als am Ende des Krieges die russischen Heere auf Constantinopel vormarschirten und drohten, einen Theil der Truppen in Constantinopel einrücken zu lassen. Sofort segelte die englische Flotte in die Dardanellen ein und England erhob sich in so energischen Kriegsrüstungen, daß selbst aus dem fernen Indien Truppen in das Mittelmeer herbeigerufen wurden. Rußland vermied den Zusammenstoß; es willigte nach längerem Zaudern endlich doch in den Berliner Frieden. England aber ließ sich trotz seiner Erklärungen von der unverletzbaren Integrität der Türkei nicht abhalten, einen ansehnlichen Preis für seine Bemühungen davon zu tragen. Es schloß im Juni 1878, noch vor dem Congreß, ein geheimes

Bündniß mit der Türkei ab, welche die Insel Cypern an England abtrat. — Der Gegensatz der Machtentwickelung Englands und Rußlands im Orient zeigt sich aber noch auf einem andern weiter entlegenen Gebiete, wo er bereits die eigentliche Ursache zu einem Kriege Englands mit Afghanistan geworden ist. Dieses Land ist nach Centralasien hin, wo Rußlands Macht vordringt, eine schützende Vormauer des englischen Reiches in Indien. Die Königin von England hatte am 1. Januar 1877 den Titel und die Würde einer Kaiserin von Indien angenommen. Eine Gesandtschaft sollte dem Emir von Afghanistan, Schir Ali, die Anzeige davon überbringen; er lehnte den Empfang derselben ab, und eine zweite Botschaft wurde feindselig zurückgewiesen. Unterdeß hatte der Emir russische Verbindungen angeknüpft; ein russischer Gesandter war in Kabul erschienen. Nun begann England den Krieg und Schir Ali, der ohne russische Hülfe blieb, floh nach Turkestan, wo er kurze Zeit darauf starb. Sein Nachfolger Jakub Khan schloß im Mai 1878 Frieden, aber als die in Kabul eintreffende englische Gesandtschaft von fanatischen Aufrührern ermordet wurde, ist natürlich der Krieg aufs neue ausgebrochen.

Rußlands Unternehmungen und Geschicke haben in Abschnitt 163 unsre Theilnahme vielfach erregt; es bleibt hier noch übrig, das russische Vordringen in Centralasien und die durch den Nihilismus hervorgerufenen Zustände kurz zu überblicken. Zuvor ist dessen zu gedenken, daß Rußland in dem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich durch seine Neutralität eine weitere Ausdehnung des Krieges vermeiden half. Seinerseits benutzte es damals die Umstände, um sich von einigen im Pariser Frieden 1856 ihm auferlegten Beschränkungen zu befreien (Pontusfrage). Die in London deshalb abgehaltene Conferenz hob die Neutralisation des schwarzen Meeres auf, gestattete dagegen der Pforte, die Dardanellen den Flotten befreundeter Mächte öffnen zu dürfen. — Ausdehnung der russischen Ostgrenzen nach Turan hin und Machtentwickelung in Mittelasien waren seit der 1839 gegen Khiwa unternommenen, obgleich mißlungenen Expedition feste Ziele der russischen Politik geblieben. Langsam und sicher wurde die weitere Annäherung vorbereitet; das Fort Aralsk unweit der Mündung des Syr Darja wurde gegründet, eine Flotille beherrschte den Aralsee. 1853, mitten im Krimkriege, erzwang eine neue Expedition gegen Khiwa einen Vertrag des Khans mit Rußland; 1865 wurde

Taschkend genommen, der Stapelplatz des mittelasiatischen und chinesischen Handels. Es gab nun eine russische Provinz Turkestan. Nach der Einnahme von Samarkand, 1868, wurde der Emir von Bochara tributpflichtig. 1873 folgte die Unterwerfung des Khans von Khiwa, 1876 ist Khokand dem russischen Gebiete einverleibt worden. England blickt nun von Indien aus auf die Annäherung der moskowitischen Fahnen; es ist nicht undenkbar, daß Afghanistan einst der Schauplatz des Zusammenstoßes werden könnte.

Aber bei dem staunenden Anschauen des russischen Kolosses schrickt der Blick vor einer Zerrüttung der inneren Zustände durch den Nihilismus zurück. Die Bezeichnung Nihilist ist uns schon S. 329 begegnet; das Wort hat seitdem eine beängstigende Bedeutung erhalten. Wir haben bei Deutschland und bei Frankreich das stärkere Hervortreten des Socialismus kennen gelernt. Der russische Nihilismus ist etwas Aehnliches, aber Schlimmeres. Anfänglich war er kaum mehr als das theoretische System einiger erhitzten Köpfe; nun verfolgen die Leiter des Geheimbundes offenbar ruchlose praktische Zwecke. Jene westeuropäischen Umsturzparteien glauben, nach der Zerstörung des Bestehenden eine neue Einrichtung der menschlichen Gesellschaft aufrichten zu können; die Nihilisten wollen nur zerstören, unbekümmert darum, was nach dem Umsturz der Dinge kommen soll. Und diese verderbliche Lehre schleicht wie eine geheime Krankheit, da und dort in Attentaten und Brandstiftungen ausbrechend, aber in ihrem eigentlichen Sitze unfindbar, durch einen Theil des russischen Volkes, leider besonders durch die Jugend, auch die weibliche Jugend. Nicht die Zahl der Attentate allein, sondern eben so sehr die entsetzliche Weise ihrer Vorbereitung und Verübung verbreiten Abscheu und Schrecken weit über Rußlands Grenzen hinaus. Kaiser Alexander wurde am 2. April 1879 auf der Straße von Mörderhänden bedroht; am 1. December 1879 sollte der kaiserliche Eisenbahnwagen bei der Einfahrt in Moskau in die Luft gesprengt werden; am 17. Februar 1880 war eine furchtbare Explosion im Winterpalais, durch welche viele unschuldige Menschen um's Leben kamen, darauf gerichtet, den Kaiser in seinem Hause, in der Mitte seiner Familie zu vernichten. Alexander II. ist diesen ruchlosen Plänen bisher glücklich entgangen. Andre Attentate sind auf hervorragende Mitglieder der kaiserlichen Regierung gerichtet worden; General Mesenzoff und Fürst Krapotkin wurden getödtet, Polizeiminister Trepow verwundet, bei General Melikoff ging die Absicht des Mörders fehl.

Die Thäter blieben in mehreren Fällen, auch bei den letzten Mordplänen auf den Kaiser, in räthselhafter Verborgenheit. Die bisherigen Maßregeln der Regierung gegen die nihilistischen Umtriebe und Verbrechen sind erfolglos geblieben. Nach der letzten Katastrophe hat der tief erschütterte Kaiser den General Loris Melikoff zur Durchführung eines andern Verfahrens gegen den nihilistischen Wahnsinn berufen. Nicht bloß jeder seinen Kaiser und sein Vaterland liebende Russe, sondern jeder Menschenfreund wird den Wunsch hegen, daß es gelingen möge, diese zerrütteten Zustände zu beruhigen.

Zeittafel.

Alte Geschichte.

Erste Periode.

Menes gründet das Reich von Memphis (um 3000). — Erbauung der drei großen Pyramiden. — Das Labyrinth. — Die Hyksos.
Die Inder am Indus und Ganges.
Babylon am Euphrat, Tempel des Bel. — Ninive am Tigris, Ninus und Semiramis.
Abraham, der Stammvater der Israeliten.
1350 Ramses II. (Sesostris) in Aegypten.
Moses, Gesetzgeber der Israeliten.
1200 Blüthe des phönicischen Handels, Sidon und Tyrus.
1184 Troja's Zerstörung.
1070 Saul, erster König von Israel. 1050 David. 1000 Salomo.
980 Theilung des Reiches: Juda und Israel.
880 Lykurg, Gesetzgeber in Sparta. — Die Phönicier gründen Karthago.
754 (753) Erbauung Roms.
720 Zerstörung des Reiches Israel durch Salmanassar, K. von Assyrien.
650 Psammetich, König von Aegypten.
594 Solon, Gesetzgeber in Athen.
586 Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar, K. v. Babylon.

Zweite Periode.

560—529 Cyrus stiftet das große persische Reich. — Krösus, K. von Lydien. — Eroberung Babylons.
525 Kambyses von Persien und Psammenit von Aegypten.
510 Vertreibung des letzten römischen Königs. Lucretia.
507 Porsenna, Horatius Cocles, Mucius Scävola und Clölia.
500 Darius Hystaspis, König von Persien (521—485).
490 Miltiades besiegt die Perser bei Marathon. — Menenius Agrippa. Coriolan.
480 Themistokles besiegt die Perser bei Salamis.
479 Schlachten bei Platäa und Mykale.
450 Appius Claudius und Virginia.

444 Macht und Blüthe Athens durch Perikles. Phidias, der Bildhauer. Herodot, der Geschichtschreiber. Die Dichter Aeschylus, Sophokles und Euripides.
431—404 Peloponnesischer Krieg.
420 Der Feldherr Alcibiades und der Philosoph Sokrates.
406 Dionysius der Aeltere in Syrakus.
390 Rom wird von den Galliern verbrannt. Camillus.
379 Pelopidas und Epaminondas in Theben.
371 Epaminondas siegt bei Leuktra.
367 Die licinischen Gesetze. — Dionysius der Jüngere. Plato.
363 Epaminondas fällt bei Mantinea.
350 Der Redner Demosthenes. Diogenes, der Cyniker.
338 Philipp von Macedonien siegt bei Chäronea über die Griechen.

Dritte Periode.

336—323 Alexander der Große zerstört das persische Reich und stiftet das macedonische.
280 Pyrrhus und Fabricius.
264—241 Der erste punische Krieg. Duilius. Regulus.
218—202 Der zweite punische Krieg. Hannibals Zug über die Alpen.
216 Schlacht bei Cannä.
202 Hannibal und Scipio bei Zama.
149—146 Der dritte punische Krieg. Scipio der Jüngere.
146 Die Römer zerstören Karthago und Korinth. — Beginnender Verfall der römischen Sitten.
133 Tiberius Gracchus.
123 Cajus Gracchus.
113 Die Cimbern und Teutonen. — 106 Jugurtha von Numidien.
102 und 101 Marius siegt bei Aix und Vercelli.
88 Bürgerkrieg zwischen Marius und Sylla.
86 Tod des Marius. 78 Tod des Sylla.
63 Catilina. Der Redner Cicero.
60 Triumvirat des Pompejus, Cäsar und Crassus.
48 Cäsar siegt bei Pharsalos.
44 Cäsar wird ermordet. — Triumvirat des Octavius, Antonius und Lepidus.
31 Schlacht bei Actium. Octavian besiegt Antonius und macht sich zum Kaiser von Rom.

Vierte Periode.

1 Jesus Christus Geburt.
9 Armin befreit die Deutschen von der Herrschaft der Römer.
14 Tod des Kaisers Augustus.
14—68 Tiberius. Caligula. Claudius. Nero.
68 Das Haus des Augustus erlischt.
70 Zerstörung von Jerusalem durch Titus.
79 Untergang von Herculanum und Pompeji.
98—180 Trajan. Hadrian. Die beiden Antonine.
270 Zenobia, Königin von Palmyra.

323—37 Constantin wird Christ und verlegt den Kaisersitz von Rom nach Constantinopel.
375 Anfang der Völkerwanderung.
395 Theodosius theilt das große römische Reich in das abendländische und morgenländische.
410 Der Westgothe Alarich verwüstet Rom.
419 Stiftung des westgothischen Reichs in Südfrankreich und Spanien.
439 Stiftung des Vandalenreichs in Nordafrika.
449 Die Angelsachsen gehen nach England.
450 Attila, der Hunnenkönig.
455 Geiserich, König der Vandalen, plündert Rom.
476 Untergang des abendländischen römischen Reichs. — Odoaker setzt Romulus Augustulus ab.

Mittlere Geschichte.

Erste Periode.

482—511 Chlodwig, K. der Franken, gründet das Frankenreich.
490 Theoderich der Große, König der Ostgothen, wird König von Italien. Gest. 526.
527—65 Justinian. Er erobert durch seine Feldherren Belisar und Narses das vandalische Reich in Afrika und das ostgothische Reich in Italien. (534. 555.)
568 Die Longobarden kommen nach Italien. Alboin.
622 Muhamed.
711 Tarik führt einen Schwarm Araber nach Spanien über. Niederlage der Westgothen bei Xeres de la Frontera. Chalifat in Spanien.
732 Karl Martell schlägt die Araber bei Poitiers aus Frankreich zurück. Gest. 741. — Bonifacius, Apostel der Deutschen. Von den Friesen erschlagen 755.
752 Pipin, König der Franken.
768—814 Karl der Große. 800 Erneuerung der römischen Kaiserwürde.

Zweite Periode.

814—40 Ludwig der Fromme.
843 Durch den Vertrag von Verdun werden Frankreich, Italien und Deutschland geschieden.
862 Gründung des russischen Reiches durch Rurik.
875 Die Karolinger in Italien sterben aus.
911 Die Karolinger in Deutschland sterben aus. — Konrad I. — Eroberungen der Normänner in Frankreich und England.
919 Heinrich I. Das sächsische Kaiserhaus.
933 Niederlage der Ungern bei Merseburg.
936 Otto I. der Große. Die Königin Adelheid. 962 Kaiserkrönung.

955 Niederlage der Ungern auf dem Lechfelde.
973 Otto II., Niederlage durch die Saracenen in Unteritalien.
983 Otto III., wird 996 mündig. Vorliebe für Italien.
987 Ende der Karolinger in Frankreich. — Hugo Capet, Stifter der Capetinger.
988 Einführung des Christenthums in Rußland durch Wladimir den Großen.
1002 Heinrich II.
1024 Konrad II., der Salier. Das fränkische Kaiserhaus.
1039 Heinrich III.
1056 Heinrich IV.
1066 Wilhelm v. d. Normandie erobert England. Schlacht bei Hastings.
1077 Heinrich IV. und Papst Gregor VII. in Canossa.
1080 Der Gegenkönig Rudolf von Schwaben fällt in der Schlacht an der Elster.

Dritte Periode.

1096 Erster Kreuzzug. Gottfried von Bouillon.
1099 Eroberung von Jerusalem durch die Kreuzfahrer. — Stiftung der geistlichen Ritterorden der Johanniter und Templer.
1106 Heinrich V. 1122 Wormser Concordat.
1125 Lothar der Sachse. — 1134 Stiftung der Mark Brandenburg durch Albrecht d. Bär.
1137 Konrad III. von Hohenstaufen. Welfen und Waiblinger.
1147 Konrad III. und Ludwig VII. unternehmen den zweiten Kreuzzug.
1152 Friedrich I., Barbarossa. Kämpfe gegen den Papst und die lombardischen Städte. Heinrich d. Löwe.
1187 Eroberung von Jerusalem durch Saladin.
1190 Dritter Kreuzzug. Friedrich I., Richard Löwenherz und Philipp August. Der Kaiser ertrinkt im Flusse Saleph, ihm folgt Heinrich VI. Stiftung des deutschen Ordens.
1197 Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig.
1205 Verfolgung der Albigenser.
1210 und 1216 Franciscaner und Dominicaner. — Inquisition.
1212 Friedrich II. von Hohenstaufen.
1227 Der deutsche Orden in Preußen. — Die heilige Elisabeth † 1231, die heilige Hedwig † 1243.
1229 Kreuzzug Friedrichs II.
1237 Die Mongolen unterwerfen Rußland und gründen das Reich von Kaptschak.
1241 Stiftung der Hansa. — Mongolenschlacht bei Liegnitz.
1248 Erster Kreuzzug Ludwig IX.
1250 Konradin IV.
1252 Alexander Newsky von Rußland.
1268 Untergang der Hohenstaufen. Konradin.
1270 Letzter Kreuzzug. — Ludwig IX., der Heilige stirbt.
1273 Rudolph von Habsburg.
1278 Schlacht bei Zistersdorf auf dem Marchfelde.
1282 Sicilianische Vesper.
1291 Adolph von Nassau. — Ende der Kreuzzüge.
1298 Albrecht I.

1300 Erfindung des Compasses.
1307 Schweizerbund. — Philipp der Schöne hebt den Orden der Tempelherren auf.
1308 Heinrich VII. von Luxemburg.
1313 Ludwig der Baier und Friedrich von Oestreich.
1315 Schlacht im Morgarten.
1322 Schlacht bei Mühldorf.
1347 Karl VI. — Cola di Rienzi (bis 1354).
1350 Erfindung des Schießpulvers. — Der schwarze Tod.
1355 Die Türken setzen nach Europa über.
1356 Die goldene Bulle.
1378 Wenzel.
1380—1422 Karl VI. von Frankreich. Parteizerrüttungen.
1384 Tod Wiklefs.
1386 Schlacht bei Sempach.
1400 Ruprecht von der Pfalz.
1410 Sigismund.
1415 Johann Huß. — Burggraf Friedrich von Nürnberg wird mit dem Kurfürstenthum Brandenburg belehnt. — Schlacht bei Azincourt.
1418 Entdeckung der Insel Porto-Santo durch die Portugiesen. — Anfang der Entdeckungen.
1419 Tod Wenzels. Der Hussitenkrieg bis 1436.
1420 Vertrag von Troyes.
1422—61 Karl VII. von Frankreich.
1424 Tod Ziska's. Die beiden Procop.
1430 Die Jungfrau von Orleans.
1437 Albrecht II. von Oestreich.
1439 Friedrich III.
1440 Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg.
1453 Eroberung Constantinopels durch die Türken.
1455 Sächsischer Prinzenraub.
1459—85 Krieg der weißen und der rothen Rose; York und Lancaster.
1463 Heinrich des Seefahrers Tod.
1467—77 Karl der Kühne von Burgund.
1480 Iwan Wasiljewitsch von Rußland bricht das Mongolenjoch.
1483 Richard III. von England. — Martin Luther wird geboren.
1486 Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung.
1492 Entdeckung von Amerika durch Colombo.
1493 Maximilian I. — Colombo's zweite Reise nach Amerika.
1497 Philipp Melanchthon wird geboren.
1498 Colombo's dritte Reise nach Amerika. — Vasco de Gama umfährt das Vorgebirge der guten Hoffnung.
1500 Cabral entdeckt Brasilien.
1502 Colombo's vierte Reise.
1520 Fernando Magellan, der erste Erdumsegler. — Hernandez Cortez erobert Mexico.

Neue Geschichte.

Erste Periode.

1517 Martin Luther beginnt die große Reformation. — Zwingli in Zürich.
1519 Kaiser Karl V., Franz I. von Frankreich und Heinrich VIII. von England.
1520 Gustav Wasa befreit Schweden, wird König 1523.
1521 Reichstag in Worms
1525 Bauernkrieg. — Thomas Münzer.
1529 Reichstag in Speier. Protestanten.
1530 Reichstag in Augsburg. — Augsburgische Confession. — Pizarro erobert Peru.
1531 Schmalkaldischer Bund. — Zwingli's Tod. — Joh. Calvin.
1534 Unruhen der Wiedertäufer.
1534—1584 Iwan Wasiljewitsch II., der Schreckliche. Beginn der Eroberung Sibiriens.
1540 Stiftung des Jesuitenordens. — Das Concil in Trident (1545 bis 1563).
1546 Luther stirbt.
1547 Der schmalkaldische Krieg.
1547 Tod Franz' I. und Heinrich's VIII.
1552 Vertrag zu Passau.
1553 Schlacht bei Sievershausen.
1554 Johanna Gray wird enthauptet.
1555 Religionsfriede in Augsburg.
1556 Karls V. Thronentsagung; sein Tod 1558. — Ferdinand I.
1556—98 Philipp II., König von Spanien. 1556 Anfang der niederländischen Unruhen. 1588 Die Armada.
1558—1603 Elisabeth von England. Maria Stuart, enthauptet 1587. Graf Essex.
1559 Franz II. von Frankreich. 1560 Karl IX. Die Hugenottenkriege.
1564 Calvins Tod. — Maximilian II.
1567 Herzog von Alba in Brüssel.
1568 Don Carlos. Egmont und Hoorne enthauptet.
1572 Die Bartholomäusnacht.
1576 Rudolph II.
1580 Portugal mit Spanien vereinigt (bis 1640).
1584 Oraniens Tod.
1589—1610 Heinrich IV., König von Frankreich.
1598 Edict von Nantes.
1598 Das Haus Rurik in Rußland erlischt. — Der falsche Demetrius, 1605.
1605 Pulververschwörung.
1608 Union und Liga in Deutschland.
1609 Spanien erkennt die Republik der sieben vereinigten Niederlande an.
1611 Matthias.
1613 Erhebung des Hauses Romanow auf den russischen Thron.

Zweite Periode.

1618 Anfang des dreißigjährigen Krieges.
1619 Ferdinand II. Friedrich von der Pfalz, König von Böhmen. 1620 Schlacht am weißen Berge.
1625 Karl I., König von England.
1631 Zerstörung Magdeburgs. — Schlacht bei Leipzig.
1632 Gustav Adolph fällt in der Schlacht bei Lützen.
1634 Wallensteins Ermordung.
1637 Ferdinand III.
1640—88 Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. 1675 Schlacht bei Fehrbellin.
1642 Richelieu's Tod.
1643—1715 Ludwig XIV. von Frankreich.
1648 Friede von Münster und Osnabrück.
1649 Karl I. von England wird enthauptet. Oliver Cromwell.
1657 Leopold I.
1660 George Monk und Karl II. von England (bis 1685).
1661 Mazarins Tod.
1683 Belagerung Wiens durch die Türken. Sobiesky.
1685—88 Jacob II. von England.
1688 Revolution in England. Wilhelm III. (bis 1702).
1689 Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen.
1689—1725 Peter der Große von Rußland.
1697 Erste Reise Peters des Großen nach Holland.
1697—1718 Karl XII. von Schweden.
1700 Karl XII. eröffnet den Krieg gegen Dänemark, Rußland und Polen.
1701—13 Spanischer Erbfolgekrieg. Prinz Eugen. Marlborough.
1701 Friedrich III., Kurfürst von Brandenburg, als Friedrich I. zum König von Preußen gekrönt.
1702—14 Anna von England.
1703 Erbauung Petersburgs.
1704 Schlacht bei Höchstädt.
1705 Joseph I.
1706 Karl XII. in Sachsen. Friede in Altranstädt.
1709 Schlacht bei Pultawa.
1711 Karl VI.
1712 Friedrichs des Großen Geburt.
1713 Friede von Utrecht.

Dritte Periode.

1713—40 Friedrich Wilhelm I., König von Preußen.
1716 Zweite Reise Peters des Großen nach Holland.
1718 Karl XII. fällt vor Friedrichshall.
1725—27 Katharina I. von Rußland.
1727—30 Peter II. von Rußland.
1730—40 Anna von Rußland.
1740—86 Friedrich der Große.
1740—80 Maria Theresia. — Franz I.
1740—48 Oestreichischer Erbfolgekrieg. — Karl VII.

1740—42 Erster schlesischer Krieg. Schlacht bei Mollwitz. Schlesien wird preußisch.
1741—62 Elisabeth von Rußland.
1744—45 Zweiter schlesischer Krieg. Schlachten bei Hohenfriedberg, bei Kesselsdorf.
1755—62 Seekrieg zwischen Frankreich und England.
1756—63 Siebenjähriger Krieg.
1757 Schlachten bei Prag, Kollin, Roßbach und Leuthen.
1758 Schlacht bei Zorndorf. Ueberfall bei Hochkirch.
1759 Schlacht bei Kunersdorf.
1760 Treffen bei Liegnitz und Schlacht bei Torgau.
1762 Peter III., Kaiser von Rußland, vom Januar bis Juli.
1762—96 Katharina II. von Rußland.
1763 Friede von Hubertusburg.
1765 Joseph II., Mitregent von Oestreich. — Stempelacte in Nordamerika.
1768—74 Katharina's erster Türkenkrieg.
1772 Erste Theilung Polens.
1773 Theeacte in Nordamerika. Theesturm in Boston.
1774 Ludwig XVI., König von Frankreich.
1775—83 Nordamerikanischer Freiheitskrieg. Washington und Franklin.
1778 Voltaire's Tod. — Bairischer Erbfolgekrieg.
1779 Friede von Teschen.
1780—90 Joseph II., Alleinherrscher von Oestreich.
1786 Friedrich Wilhelm II., von Preußen 1786—97.
1787 Katharina II. und Joseph II. in Cherson.
1787—91 Katharina's zweiter Türkenkrieg. Potemkin.
1788 Aufruhr der östreichischen Niederlande.

Neueste Geschichte.

Erste Periode.

1787 Versammlung der Notabeln in Frankreich. — Necker.
1789 Reichstag in Versailles. Nationalversammlung. Anfang der französischen Revolution. — Unruhen in Paris. Zerstörung der Bastille. — Unruhen in Versailles.
1790 Nationalfest auf dem Märzfelde. — Leopold II. von Oestreich, bis 1792.
1791 Flucht Ludwigs XVI. — Zweite Nationalversammlung.
1792 Ermordung Gustavs III. von Schweden. — Franz II., Kaiser bis 1835. — Erstürmung der Tuilerien, 10. Aug. Absetzung und Gefangennehmung des Königs Ludwig XVI. — Frankreich eine Republik. — Krieg Oestreichs, Preußens und anderer Mächte gegen Frankreich. — Schlacht bei Jemappes, 5. und 6. Nov. — Empörung der Neger auf Domingo.
1793 Hinrichtung Ludwigs XVI., 21. Januar. — Robespierre, Danton und Marat. Schreckenszeit — Hinrichtung der Königin Marie Antoinette, 16. Oct. Frankreich mit fast ganz Europa im Krieg.

1793 Zweite Theilung Polens. Suwarow erstürmt Praga.
1794 Robespierre wird gestürzt, 27. Juli. — Neue Verfassung: fünf Directoren, ein Rath der Fünfhundert, ein Rath der Alten. — Kosciuszco, Feldherr der Polen.
1795 Dritte Theilung Polens. — Friede von Basel. — Pichegru erobert Holland.
1796 Napoleon Bonaparte's Feldzug in Italien. — Paul I., Kaiser von Rußland, bis 1801.
1797 Friede vom Campo Formio. — Friedrich Wilhelm III. (1797 bis 1840).
1798 Gefangennehmung des Papstes Pius VI. — Bonaparte in Aegypten. Seeschlacht bei Abukir.
1799 Pius VII. — Congreß in Rastadt. Mord der französischen Gesandten. — Zweite Coalition gegen Frankreich. — Bonaparte in Syrien. Kehrt nach Frankreich zurück im October und wird Consul, 10. November.
1800 Schlachten bei Marengo und Hohenlinden.
1801 Friede von Luneville. — Alexander I., Kaiser von Rußland, bis 1825.
1802 Friede von Amiens.
1803 Neuer Krieg zwischen England und Frankreich.
1804 Angebliche Verschwörung George's, Pichegru's und Moreau's. Ermordung des Herzogs von Enghien. — Napoleon, Kaiser der Franzosen. Franz I., Kaiser von Oestreich.
1805 Schlachten bei Ulm und Austerlitz. Seeschlacht bei Trafalgar. Friede von Preßburg.
1806 Rheinbund. Auflösung des deutschen Reiches; Franz II. legt die deutsche Kaiserwürde nieder. Schlachten bei Jena und Auerstädt.
1807 Schlachten bei Preußisch-Eylau und Friedland. — Friede von Tilsit. — Eroberung von Portugal.
1808 Eroberung von Spanien. — Einziehung des Kirchenstaats.
1808—39 Mahmud, türkischer Kaiser.
1809 Schlachten bei Eckmühl, Aspern und Deutsch-Wagram. Andreas Hofer. Friede von Wien. — Gefangennehmung des Papstes Pius VII. — Entthronung Gustavs IV. von Schweden.
1812 Schlachten von Smolensk und an der Moskwa. Einäscherung Moskaus. Vernichtung des französischen Heeres.
1813 Wiedererwachen Europas. Schlachten bei Groß-Görschen, Bautzen, Groß-Beeren, an der Katzbach, bei Dresden, Culm, Dennewitz und Leipzig. Ende der französischen Herrschaft. — Schlacht bei Vittoria. Erstes Dampfschiff in England.
1814 Schlachten bei Brienne, La Rothière, Arcis sur Aube, Laon und Montmartre. Einzug der Verbündeten in Paris. Napoleon auf Elba. — Ludwig XVIII. Friede von Paris. Wiener Congreß.
1815 Wiederkehr Napoleons. Schlachten bei Ligny und Belle-Alliance. Napoleon auf St. Helena. — Zweiter Friede von Paris. Stiftung der heiligen Allianz.

Zweite Periode.

1818 Congreß in Aachen. — Karl Johann, König von Schweden (1818—44).

1820 Revolution in Spanien, Neapel, Portugal und Piemont. Congreß in Laibach.
1821 Napoleons Tod. — Aufstand der Griechen.
1822 Congreß in Verona. — Trennung Brasiliens von Portugal. Pedro I.
1824 Karl X. von Frankreich.
1825 Nikolaus I. von Rußland, bis 1855.
1827 Seeschlacht bei Navarin.
1828—29 Krieg Rußlands gegen die Türkei.
1829 Friede in Adrianopel. — Unabhängigkeit Griechenlands.
1830 Juli-Revolution in Paris; Ludwig Philipp, König der Franzosen. — Belgische Revolution. — Polnische Revolution. — Erste Eisenbahn in England.
1831 Russisch-polnischer Krieg. — Cholera in Deutschland. — Königreich Griechenland, 1833 Otto I. (von Baiern).
1832 Bruderkrieg in Portugal bis 1834. Belagerung der Citadelle von Antwerpen.
1833—39 Karlistenkrieg in Spanien.
1834 Preußen gründet den deutschen Zollverein. — Unruhen in Paris und Lyon.
1835 Ferdinand I. von Oestreich, bis 1848. — Erste Eisenbahn in Deutschland.
1836 Friedrich August, König von Sachsen. — Ludwig Napoleon in Straßburg.
1837 Victoria, Königin von England. — Umtriebe des Erzbischofs von Köln. — Ernst August, König von Hannover. — Erster electro-magnetischer Telegraph in Deutschland (erfunden 1833).
1838 Umtriebe des Erzbischofs von Posen und Gnesen.
1839 Christian VIII., König von Dänemark. — Türkisch-ägyptischer Krieg. Schlacht bei Nisibis. — Abdul Medschid, türkischer Kaiser. — Unruhen in Paris.
1840 Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, bis 1861. — Wilhelm II., König der Niederlande. — Quadrupeltractat zwischen England, Rußland, Oestreich und Preußen. — Eroberung von Acre und der syrischen Küste. — Ludwig Napoleon in Boulogne.
1842 Friede Englands mit China. Niederlassung der Engländer auf Hongkong.
1844 Oskar, König von Schweden. — Krieg der Franzosen mit Marokko. Schlacht am Isly. — Arnoldi in Trier und Johannes Ronge in Breslau.
1846 Unruhen der Polen in Posen und Krakau. — Papst Pius IX.
1847 Vereinigter Landtag in Preußen. — Sonderbundskrieg in der Schweiz. — Krieg zwischen Nordamerika und Mexico. Texas und Californien zur Union.

Dritte Periode.

1848 Februar-Revolution in Paris. Republik Frankreich. Ludwig Napoleon, Präsident. — Revolution in Italien. Krieg Sardiniens gegen Oestreich. Schlacht bei Custozza. Flucht des Papstes. — Revolutionen in Deutschland. Die Märztage in Wien und Berlin. — Krieg gegen Dänemark. — Frankfurter Parlament. — Kaiser Franz Joseph.

1849 Der König von Preußen lehnt die deutsche Kaiserwürde ab. — Aufstände in Sachsen und Baden. — Krieg in Ungarn. — Schlacht bei Novara. Victor Emanuel, König von Sardinien.
1850 Erfurter Parlament. — Convention von Olmütz.
1851 Ludwig Napoleon, Präsident auf 10 Jahre. — Herstellung des Bundestages. — Erste Welt-Industrieausstellung in London.
1852 Napoleon III., Kaiser der Franzosen, bis 1870.
1853—56 Der orientalische Krieg. Belagerung und Eroberung von Sebastopol.
1855 Alexander II., Kaiser von Rußland.
1856 Friede zu Paris. — Aufstand in Neufchatel. — Aufstand der Taiping in China (seit 1852).
1857 Der Aufstand in Indien.
1858 Die englisch-französische Expedition gegen China. — Eintritt der Regentschaft in Preußen.
1859 Der Krieg Oestreichs gegen Frankreich und Sardinien. Schlachten bei Magenta und bei Solferino. Friede zu Villafranca. Toscana, Modena, Parma, ein Theil des Kirchenstaates mit Sardinien vereinigt. — Karl XV., König von Schweden.
1860 Garibaldi's Landung in Sicilien. Neapel und Sicilien mit Sardinien vereinigt. — Der Krieg Spaniens gegen Marokko.
1861 Wilhelm I., König von Preußen; Krönung in Königsberg. — Proclamirung des Königreichs Italien. — Ausbruch des Bürgerkrieges in Amerika.
1862 Vertreibung des Königs Otto von Griechenland. — Ministerium Bismarck in Preußen.
1863 Fürstentag zu Frankfurt. Georg I. von Griechenland. Christian IX., König von Dänemark. — Der deutsch-dänische Krieg. — Aufstand in Polen.
1864 Die Erstürmung der Düppeler Schanzen und der Insel Alsen. Wiener Frieden vom 30. October. — Maximilian von Oestreich, Kaiser von Mexico.
1865 Convention von Gastein. Ende des amerikanischen Bürgerkriegs. Ermordung Lincoln's.
1866 Der deutsche Krieg. — Schlacht bei Königgrätz, 3. Juli. Präliminarien von Nicolsburg, Friede zu Prag, 23. August. Gründung des norddeutschen Bundes.
Kriegserklärung Italiens, 20. Juni; Schlacht bei Custozza, 24. Juni; Seeschlacht bei Lissa, 20. Juli. Friede zu Wien, 3. Oct. — Karl I. Fürst von Rumänien. Transatlantisches Kabel.
1867 Die Luxemburger Frage. Weltausstellung in Paris. Maximilian von Mexico gefangen und erschossen.
1868 Einberufung eines Concils nach Rom, 29. Juni. Aufstand in Spanien. Expedition Englands gegen Abessynien.
1869 Pacific-Eisenbahn. Suezkanal. Eröffnung des Concils, 8. December.
1870 Der deutsch-französische Krieg. Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit. Siege der deutschen Armeen. Schlacht bei Sedan, 1. Sept., Capitulation der französischen Armee, Gefangennehmung Napoleon's, 2. Sept. — Revolution in Paris, 4. Sept., Absetzung Napoleon's III., Republik Frankreich. Belagerung von Paris.

1871 Fortgesetzte Kämpfe der Deutschen gegen die Loire-Armee, die Nord-Armee, die Ost-Armee, 18. Januar. König Wilhelm nimmt in Versailles die deutsche Kaiserwürde an. Capitulation von Paris. Thiers, Präsident. Friedenspräliminarien von Versailles, 26. Febr.; Friede zu Frankfurt a. M., 10. Mai. Communisten-Aufstand in Paris.
Beginn des Culturkampfes in Deutschland. — König Amadeo von Spanien. Mont Cenis-Tunnel.

1872 Karlistenkrieg in Spanien, bis 1876. — König Oscar II. von Schweden.

1873 Napoleon III. stirbt in Chislehurst. — König Amadeo von Spanien legt die Krone nieder. — Marschall Mac Mahon, Präsident der Republik Frankreich. — König Albert von Sachsen. — Krieg Englands gegen die Aschanti. Krieg Hollands gegen Atchin. — Russische Expedition gegen Khiwa. — Weltausstellung in Wien.

1874 Friede mit den Aschanti. — Der Khan von Khiwa unterwirft sich.

1875 Insurrection in Bosnien und der Herzegowina. — König Alphons XII. von Spanien.

1876 Serbien und Montenegro im Kriege mit der Türkei. — Murad V., Sultan, 30. Mai. Abdul Hamid, Sultan, 31. August. — Das Khanat Khokand in das russische Gebiet einverleibt. — Weltausstellung in Philadelphia.

1877 Der russisch-türkische Krieg. Die Kämpfe um Plewna. — Die Königin von England nimmt den Titel „Kaiserin von Indien" an. — Thiers stirbt.

1878 Die Russen vor Constantinopel, die englische Flotte in den Dardanellen. Friede von St. Stefano. Congreß in Berlin; Friede von Berlin.
Victor Emanuel stirbt, König Humbert von Italien. — Pius IX. stirbt, Papst Leo XIII. Attentate auf den deutschen Kaiser. — Oestreich besetzt Bosnien und die Herzegowina. — Krieg Englands gegen Afghanistan und gegen die Zulukaffern. — Weltausstellung in Paris.

1879 Jules Grevy, Präsident der Republik Frankreich. — Prinz Napoleon fällt im Zulukriege. — Attentate gegen den Kaiser von Rußland im April und December. — Friede mit Afghanistan und Erneuerung des Krieges.

1880 Attentat auf den Kaiser von Rußland, 17. Februar. — Conferenz in Berlin zur Regulirung der Grenze Griechenlands.

Register

über alle vier Bände.

(a. zeigt den ersten, b. den zweiten, c. den dritten, d. den vierten Band an.)

Aachen 38 b.
—, Congreß zu, 126 d.
—, Friede von, 320 c.
Abassiden 30 b.
Abdallah 12 b.
Abd-el-Kader 173, 285 d.
Abdul Hamid II. 454 d.
Ablaß 7 c.
Absyrtos 48 a.
Abu Bekr 15 b.
Abukir, Schlacht bei, 60 d.
Abydos 184 a.
Acca Laurentia 89 a.
Achaja 234 a.
Achillas 265 a.
Achilles 50, 57 a.
Achmet III. 288 c.
Acre, Belagerung von, 132 b. 62 d.
Actium, Schlacht bei, 285 a.
Adalbert, Berengars Sohn, 53 b.
—, Apostel der Preußen, 67 b.
—, Erzbischof von Bremen, 74 b.
—, Erzbischof von Mainz, 148 b.
—, Prinz, Admiral, 243 d.
Adam 6 a.
Adel 10, 59 b.
Adelheid 53, 88 b.
Adels, Entstehung des, 10 b.
Ademar, Bischof von Puy, 120 b.
Adlerkreuz, General, 83 d.
Adolph von Nassau, 199, 200 b.
— Friedrich von Schweden, 326 c.
Adrianopel, Friede von, 137 d.
Aeetes 46 a.
Aegatische Inseln 217 a.
Aegeisches Meer 41 a.
Aegeus 37 a.
Aegisthos 72 a.
Aegospotamos, Schlacht bei, 141 a.
Aegypten 13, 189, 207 a. 15, 134 b. 58, 174 d.
Aeneas 61 a.
Aeschylus 144 a.
Aeson 45 a.
Aethra 37 a.
Afghanistan 478 d.
Agamemnon 50, 72 a.
Agesilaus 150 a.
Agis 139 a.
Agnes, Kaiserin, 73 b.
—, Königin von Ungarn, 209 b.
— von Mansfeld 142 c.
— Sorel 257 b.
Agrigent 214 a.
Agrippa 289, 298 a.
— Menenius 162 a.
— Posthumus 300, 302 a.
Agrippina 304, 313 a.
Aguado 322 b.
Aix 241 a.
Ajax 50 a.
Akademie 146 a.
Akbar 282 d.
Akrisios 36 a.
Akropolis 123 a.
Alaia 245 a.
Alanen 347 a.
Alarich 349 a.
Alba, Herzog von, 44, 154 c.
— Longa 89 a.
Albert, König von Sachsen, 471 d.
— von Coburg 182, 343 d.
Albigenser 139 b.
Alboin 8 b.
Albrecht I. 201, 207 b.
— II. 275 b.
— der Bär 150 b.
— von Brandenburg 10, 50, 303 c.
—, Erzherzog, 372 d.
—, Kurfürst von Mainz, 10 c.
— der Unartige 200 b.
Albuquerque, Alfons von, 352 b.

Alcassar 161 c.
Alcibiades 133, 137 a.
Aldringen 218 c.
Alemannen 9 b.
Alessandria 158 b.
Alexander, Bischof 19 b.
— I. 67, 72, 97, 108, 120, 135 d.
— II. 267, 269, 323, 456 d.
— III. 157 b.
— der Große 180 a.
— von Battenberg 466 d.
— von Hessen 370 d.
— von Pherä 150 a.
Alexandra Feodorowna 327 d.
Alexandria 189 a. 15, 33 b. 59 d.
Alexei, Czar, 270 c.
—, Großfürst, 297 c.
Alexius 4 c.
— Comnenus, Kaiser, 106, 110 b.
Alfons X. 192 b.
Alfred 95 b.
Algier 41 c. 141, 173 d.
Ali 13, 15 b.
Alibaud 171 d.
Alkinoos 67 a.
Allia 171 a.
Allod 58 b.
Alma 260 d.
Almeida, Franz von, 352 b.
Alphons XII. von Spanien 474 d.
Alsen 348, 351 d.;
Altorf 203 b.
Altranstädt, Friede zu, 283 c.
Amadeus, König von Spanien, 473 d.
Amalfi 142 b.
Amasis 23, 110 a.
Ambustus 176 a.
Amenehma 18 a.
Amerika, Entdeckung von, 300, 302 b.
Amerikan. Freistaat 358 c.
Amiens, Friede von, 68 d.
—, Peter von, 104, 110 b.
Ammon, Jupiter, 189 a.
Amoy 277 d.
Ampfingen 214 b.
Amphiktyonenbund 45 a.
Amphion 42 a.
Amphitheater 250 a.
Amulius 89 a.
Anchises 61 a.
Ancona 166 d.
Ancus Marcius 94 a.
Andreas von Ungarn 187 b.
Andromache 52 a.
Andromeda 36 a.
Andronikow 262 d.
Angelsachsen 353 a.
Angoulême, Herzogin von, 11, 25, 34, 126 d.
Anhalt 150 b.
Anjou, Karl von, 174 b.
—, Margarethe von, 289 b.
—, Maria von, 256 b.
Ankarström 19 d.
Anna Boleyn 85 c.
— von Braunschweig 366 c.
— von Cleve 90 c.
— von England 255, 260 c.
— von Oestreich 244 c.
— Iwanowna 301, 365 c.
— Petrowna 300, 365 c.
—, Regentin, 365, 366 c.
Anselm, 30 b.
Antigone 45 a.
Antigua 317 b.
Antillen entdeckt 317 b.
Antiochia, Belagerung von, 116 b.
Antiochus 207, 228 a.
Antipater 193 a.
Antisthenes 138, 144, 155 a.
Anton von Sachsen 163 d.
— Ulrich von Braunschweig 366 c.
Antonina 4 b
Antoninus, der Philosoph, 339 a.
— Pius 338 a.
Antonius 268, 272, 279 a.
Antwerpen 143 b. 152, 160 c. 155 d.
Apelles 183 a.
Apicius 252 a.
Apis 112 a.
Apollon 43 a.
Appenzell 213 b.
Appius Claudius, Decemvir, 166 a.
—, Senator 210 a.
Arad 228 d.
Arago 205 d.
Aranjuez 77 d.
d'Arc, Johanna, 257 b.
Archias 147 a.
Archimedes 224 a.
Archonten 81 a.
Arcis sur Aube, Schlacht bei, 106 d.
Ardea 98, 172 a.
Arelat 70 b.
Areopagos 83 a.
Argo 46 a.
Argonautenzug 45 a.
Argos 74 a.
Ariadne 40 a.
Ariost 31 b.
Ariovist 259 a.
Aristides 116, 118, 124, 125 a.
Aristodem 80 a.
Aristomenes 80 a.
Aristophanes 144 a.
Aristoteles 180 a.
Arius 19 b.
Arkadius 345 a.
Armada 123, 162 c.
Armin 291, 292 a.

Arminianer 163 c.
Arndt 187 d.
Arnold von Brescia 155 b.
— von der Halden 203 b.
Arnoldi 189 d.
Arnulf von Kärnthen 47 b.
Arpad 49 b.
Arras, Friede von, 263 b.
Arria 311 a.
Artaxerxes Langhand 126 a.
Artemis 43, 51 a.
Artois, Graf von, 4, 8, 126, 127 d.
Arundel 94 c.
Aschaffenburg, Gefecht bei, 370 d.
Aschanti, 477 d.
Asculum 212 a.
Asdrubal 225, 233 a.
Askan 61, 89 a.
Asow 142 b.
Aspasia 131 a.
Aspern, Schlacht bei, 79 d.
Aspromonte, Gefecht bei, 322 d.
Assassinen 129 b.
Assyrien 27 a.
Astyages 31, 103 a.
Astyanax 52, 57 a.
Atahualpa 357 b.
Athaulph 350 a.
Athelney 96 b.
Athen 74, 81, 125 a.
Athene 51, 56, 67, 129 a.
Athos 115 a.
Attila 351 a.
Aubigné 250 c.
Audh 282 d.
Auersperg, Fürst, 72 d.
Auerstädt, Schlacht bei, 74 d.
Auerswald, Minister, 218 d.
—, Abgeordneter 217 d.
Augerau, Marschall, 106 d.
Augsburg, 56, 89, 143 b. 12, 34, 50, 141 c.
Auguren 98 a.
August II. 266, 280, 282, 292 c.
— III. 322, 326 c.
— Wilhelm von Preußen 328 c.
Augustenburg, Herzog von, 193, 347 d.
Augustus 288 a.
Aulis 50 a.
Aumale, Prinz von, 205 d.
Aurelia 254 a.
Aurelian 339 a.
Aurelles de Paladin 423, 439 d.
Austerlitz, Schlacht bei, 72 d.
Australien 287 d.
Avaren 31 b.
Avignon 242 b.
Azincourt, Schlacht bei, 254 b.
Azoren 299 b.
Bapaume 426 d.
Babington 114 c.
Babylon 29, 113, 191, 205 a.
Babylonien 27 a.
Babylonisches Exil 30 a.
Bacciocchi 71 d.
Bacchus 40 a.
Baden, Friede in, 262 c.
—, Aufstand in, 234 d.
Baden-Baden, 332, 337 d.
Bagasid 262 d.
Bagdad 39 b.
Bagration 85 d.
Bahadur 284 d.
Bajazeth, Sultan, 271 b.
Baiern 9 b. 379, 380 d.
Baierscher Erbfolgekrieg 357 c.
Balaklawa 260 d.
Balboa 330 b.
Balduin von Flandern 125, 145 b.
Balk, Hermann, 129 b.
Ballard 113 c.
Balm, Rudolph von, 208 b.
Banèr 165, 227 c.
Banken 301 d.
Bar, Conföderation von, 354 c.
Barbarossa, Hayradin, 41 c.
Barbier de Tinan 320 d.
Barclay de Tolly 85, 101 d.
Barkas, Hamilkar, 228 a.
Barnard, General, 282 d.
Barone 59 b.
Bar-sur-Aube 106 d.
Barthelemy, Peter, 119 b.
Bartholomäusnacht 80 c.
Baryatinsky 324 d.
Basel 213 b.
—, Friede von, 49 d.
Basientello 64 b.
Bastille 245 c.
—, Zerstörung der, 7 d.
Batavien 49 d.
Batthyani, Graf, 227 d.
Baudissin 227 c.
Baudricourt 257 b.
Bauernkrieg 26 c.
Bauregard 290 d.
Bautzen, Schlacht bei, 98 d.
Bayard 70 c.
Bayonne 77 d.
Bazaine 298, 411, 413, 423 d.
Beaconsfield 456 d.
Beatrix 159 b.
Beauharnais, Eugen, 71, 90, 96 d.
Beaulieu 52 d.
Becker, Oskar, 338 d.
Bedeau, General, 174, 248 d.
Bedford, Herzog von, 261 b.
Behaim, Martin, 300 b.
Belcredi, Minister, 342 d.

Belfort, 427, 430 d.
Belgien 151, 393 d.
Belgrad 274 b.
Belisar 3 b.
Belle-Alliance, Schlacht bei, 116 d.
Belosthurm 29 a.
Bem, General, 228 d.
Benedek 311, 359 d.
Benedetti 407 d.
Benedict 189 b.
— XIII. 242 b.
Benevento 212 a. 174 b.
Bengalen 282 d.
Benningsen, General, 67 d.
Béranger 140 d.
Berengar 53 b.
Beresford, Lord, 129 d.
Beresina 88 d.
Berg, General, 327 d.
—, Großherzogthum, 72, 78 d.
—, heiliger. 161 a.
—, Schlacht am weißen, 182 c.
Bergara 178 d.
Bergen 165 b.
Beringer von Landenberg 203 b.
Berlepsch 23 c.
Berlin 343 c. 74 d.
—, Fürstencongreß 238 d.
—, Revolution in, 211 d.
—, Zeughaussturm 218 d.
Bern 213 b.
Bernadotte 83, 101 d.
Bernauer, Agnes, 250 b.
Bernhard, großer, 28 b.
— von Clairvaux 152 b.
— von Italien 44 b.
— von Weimar 210, 226, 227 c.
Berry, Herzog von, 127, 169 d.
—, Herzogin von, 169 d.
Bertha 76 b.
Berthier 63, 72 d.
Bertrand, General, 101, 117 d.
Bessières 63 d.
Bessus 194 a.
Beust 350, 381 d.
Bevern, Herzog von, 328, 331 c.
Beziers 139 b.
Billaud von Varennes 46 d.
Birch 222 c.
Biron 301, 365 c.
Bismarck 340, 352, 354, 409, 430, 441 d.
Biton 109 a.
Blanc, Louis, 205 d.
Blanca von Castilien 137 b.
Blaye 170 d.
Blois 108 d.
Blondel 133 b.
Blücher 97, 99, 100, 114 d.
Blum, Robert, 192, 222 d.
Blutbad, Stockholmer, 167 c.
Bluthochzeit, Pariser, 84 c.
Bochara 479 d.
Bockold 30 c.
Bodenstein, Andreas, 24 c.
Böhmisch-Brod 249 b.
Böhmische Brüder 175 c.
Bogislav von Pommern 191, 197 c.
Bohemund 113, 117 b.
Bojorix 242 a.
Boleslaus der Böse 53 b.
Boleyn, Anna, 85 c.
Bomarsund 260 d.
Bombay 8 a.
Bonaparte, Hieronymus, 75 d.
—, Joseph, 54, 73, 77, 107 d.
—, Louis, 73 d.
—, Napoleon, 41, 52, 108, 112 d.
Bonapartisten 247 d.
Bonifacius 22 b.
— VIII., Papst, 241 b. 7 c.
Bonin, General von, 236 d.
Bonnier 57 d.
Bora, Katharina von, 25, 58 c.
Bordeaux 41 d.
Boris Godunow 268 c.
Bosnien 471 d.
Boston 362 c.
Bosworth, Schlacht bei, 293 b.
Bothwell 107, 108 c.
Bouillon, Gottfried von, 90, 109, 112, 125, 128 b.
Boulogne 173 d.
Bourbaki, 411, 423, 426 d.
Bourmont 141 d.
Bovadilla, Franz, 326 b.
Boyen, General von, 187 d.
Brahe 166 c.
—, Tycho de, 145 c.
Braminen 202 a.
Brand, Karsten, 273 c.
Brandenburg, Markgrafschaft, 150, 243 b.
—, Stadt, 53 b.
—, Albrecht, von, 50 c.
—, Joachim, von, 48 c.
—, Minister von, 219, 239 d.
Brangbier, Barbara, 55 c.
Brasilien, Entdeckung von, 329 b.
Braunschweig 164 b. 162 d.
Brederode, Graf von, 151 c.
Bregenz 242 d.
Breisach 227 c.
Breitenfeld, Schlacht bei, 204, 229 c.
Bremen 84 d.
Brennus 170 a.
Brentano 235 d.
Brescia 226 d.
Breslau 331, 342 c.
Brienne 105 d.
Britannicus 314 a.

Briten 353 a.
Broglie, Herzog von, 168 d.
Bröms 166 c.
Bronzell, Conflict bei, 239 d.
Brown 222 c.
Brück, Barbara, 58 c.
Brügge 143, 165b.
Brühl, Graf, 322, 326 c.
Brüssel 143 b. 151 d.
Brueys 60 d.
Bruneck, Geßler von, 203 b.
Brunehild 20 b.
Bruno, der heilige, 189 b.
Brunnow, Baron, 257 d.
Brutus 97, 268, 278 a.
Buben 61 b.
Bucephalus 181, 199 a.
Buchanan 290 d.
Buchdruckerkunst 266 b.
Buchstaben, Erfindung der, 27 a.
Buckingham 235 c.
Buddenbrock, General, 313 c.
Bülow 96, 99, 104 d.
Bugeaud, General, 174 d.
Bulgarien 455, 466 d.
Bulis 120 a.
Bulle, goldene, 226 b.
Bulls Run 292 d.
Bund, der ewige, 211 b.
—, der heilige 119 d.
—, der norddeutsche, 373 d.
Bundesacte, deutsche, 111 d.
Bundestag, deutscher, Wiedereröffnung desselben, 238 d.
—Auflösung desselben 370 d.
Buonarotti, Michel Angelo, 63 c.
Buoncompagni 311 d.
Bürgerstand 141 b.
Burgund, Königreich, 70 b.
—, Johann von, 254 b.
—, Karl der Kühne von, 282 b.
—, Philipp der Gute von, 256 b.
Burkersdorf, Schlacht bei, 348 c.
Burschenschaft 123 d.
Buttler 221 c.
Byron 134 d.
Byzanz 343 a.

Cabral 329, 352 b.
Cabrera 178, 345 d.
Cadiz 73 d.
Cadorna 405 d.
Cäsar, Cajus, 298 a.
—, Julius, 254 a.
—, Lucius, 298 a.
Caffa 143 b.
Cajetan, Cardinal, 12 c.
Calicut 351 b.
Californien 350 b. 287 d.
Caligula 306 a.
Calixtus II. 148 b.
Calmarische Union 165 c.
Calvin 70, 76 c.
Cambacérès 64 d.
Camillus 172, 175 a.
Camisards, Aufstand, der, 250 c.
Camoens 352 b.
Campbell 284 d.
Campobasso 287 b.
Campo Formio, Friede von, 53 d.
Canada 358 c.
Canarische Inseln 299 b.
Candia 39 a. 396 d.
Canino, Prinz von, 224 d.
Cannä, Schlacht bei, 223 a.
Canning, Minister, 135, 136 d.
Canossa 54, 88 b.
Canrobert 261 d.
Caonabo 318, 321 b.
Capet Hugo, 47 b.
Capetinger 47 b.
Capistran, 271 b.
Capitol 173 a.
Capo d'Istria 136 d.
Cappel, Schlacht bei, 73 c.
Capri 300, 304 a.
Caracalla 339 a.
Caraiben 312 b.
Carbonari 129 d.
Cardinäle 77 b.
Carli 9 a.
Carlos, Don, Infant. 160 c.
Carlos, Don; Prätendent, 177 d.
Carlos, Don, Graf von Montemolin, 178, 345 d.
Carnot 40, 112 d.
Carrara 229 b.
Carrier 41, 47 d.
Casa Bianca 60 d.
Casas, Barthol. de las, 360 b.
—, Las, 117 d.
Casca 271 a.
Caserta, Schlacht bei, 320, 327 d.
Cassius 268, 278 a.
Castelbajac 257 d.
Castelfidardo, Schlacht bei, 318 d.
Castlereagh, Lord, 110 d.
Castriota, Georg, 274 b.
Catilina 254 a.
Cato der Aeltere 230 a.
— der Jüngere 266 a.
Caudinische Pässe 207 a.
Cavaignac 206, 248 d.
Cavendish 123 c.
Cavriano 312 d.
Cavour, Graf, 268, 305, 321 d.
Cazotte 25 d.
Cekrops 34 a.
Censor 216 a.
Centgrafen 32 b.

Cesarini, Julian, 271 b.
Chadidscha 12 b.
Chäronea, Schlacht bei, 180 a.
Chaise, la, 249 c.
Chalons an der Marne 352 b.
Chanzy 425 d.
Championnet 56 d.
Changarnier, General, 247, 248 d.
Charlotte, Kaiserin, 295 d.
Charon 148 a.
Chartisten 243 c. 181 d.
Chassé 155 d.
Chateau-Thierry, 105 d.
Chatel, du, 255 b.
Chatillon 106 d.
Cherbourg 149 d.
Cherson 377 c.
Childerich 21 b.
China 31 a. 183, 275 d.
Chinon 258 b.
Chlodwig 17 b.
Chlopicki 158 d.
Chlodilde 18 b.
Chlum, Johann von, 235 b.
Cholula 335 b.
Chotusitz 351 c.
Christenthum, Einführung des, 341 a.
Christian II. 144, 164 c.
— III. 173 c.
— IV. 187 c.
— VIII. 193, 215. d.
— IX, 347 d.
— von Braunschweig 184 c.
— von Sonderburg-Glücksburg 346 d.
Christina von Schweden 194, 215 c.
— von Spanien 178 d.
Christinos 178 d.
Christoph 51 c.
Cialdini 318 d.
Cicero 253, 276, 280 a.
Cilley 276 b.
Cimber, Tullius, 241 a.
Cimbern 239 a.
Cimon 127 a.
Cincinnat, Quinctius, 165 a.
Cineas, 209 a.
Cinna 244 a.
Cisalpinische Republik 53 d.
Cistersdorf 195 b.
Civilis 321 a.
Clairvaux, Bernhard von, 152 b.
Claremont 205 d.
Clarence 292 b.
Claudius, Kaiser, 309 a.
—, Appius, Decemvir, 166 a.
— —, Senator, 210 a.
Clauzel, Marschall, 174 d.
Clemens IV. 175 b.
— V. 127 b.
— VI. 221, 224 b.
Clemens VII. 242 b.
— XIV. 54 c.
Clermont, Versammlung in, 106 b.
Clesel, Cardinal, 176. c.
Clienten 160, 249 a.
Clölia 159 a.
Clusium 157, 170 a.
Cochinchina, 284 d.
Cocles, Horatius, 157 a.
Cölibat 80 b.
Cölius 38 c.
Cöln 261 a. 143 b.
Cölner Dombau 188 d.
Cola di Rienzi 220 b.
Colbert 245 c.
Coligny 78 c.
Collatinus 99, 100 a
Colloredo 210 c.
Collot d'Herbois 41, 47 d.
Colmar, Schlacht bei, 45 b.
Colombo, Bartholomäus, 304, 320 b.
—, Christoph, 302 b.
—, Diego, 320 b.
Colonna 221 b.
Colosseum 324 a.
Commodus 339 a.
Comnenus, Alexius, 106, 110 b.
—, Manuel, 153 b.
Commune 475 d.
Como 157 b.
Compacten, Prager, 248 b.
Compagnie, ostindische 280 d.
Compaß, Erfindung des, 264 b.
Compiegne 261 b.
Concil in Rom, 400 d.
Concordat, östreichisches, 246, 382 d.
Concordienformel 36, 143 c.
Condé, Prinz von, 78, 244 c. 26 d.
Conferenz, Londoner, 350 d.
Confucius 31 a.
Congo 299 b.
Congreß in Aachen 126 d.
Congreß in Berlin, 466, 470 d.
— in Karlsbad 125 d.
— in Laibach 130 d.
— in Philadelphia 363 c.
— in Wien 109, 125 d.
Consalvi, Cardinal, 110 d.
Constantia 159, 160 b.
Constantin IX. 273 b.
— der Große 340 a.
—, der Großfürst, 99, 135, 156 d.
Constantinopel 343 a.
Constantinopels Eroberung durch die Kreuzfahrer 145 b.
— durch die Türken 269, 273 b.
Constitutionsfest, hambacher 164 d.
Consuln in Frankreich 64 d.
— in Rom 100 a.
Conti, Torquato, 196 c.

Continentalsperre 76 d.
Contraremonstranten 163 c.
Convention von Bergara 178 d.
Copernicus 145 c.
Corday, Charlotte, 37 d.
Cordeliers 15 d.
Coriolanus 163 a.
Cornelia 234, 263 a.
Corsica 213 a.
Corte nuova 168 b.
Cortez 330 b.
Costa Cabral, Graf, 180 d.
Cotta 2 c.
Courier, Paul Louis, 140 d.
Covenant 236 c.
Cranach, Lucas 54, 57 c.
Crassus 249 a.
Crema 156 b.
Cremona 157 b.
Crispus 342 a.
Cromwell, Oliver, 237 c.
Cromwell, Richard, 242 c.
—, Thomas 90 c.
Cuba 310, 320 b.
Cubières, 177 d.
Culm, Schlacht bei, 100 d.
Culturkampf 435 d.
Curius Dentatus 212 a.
Curle 114 c.
Cusa 270 d.
Custine 26 d.
Custozza 226, 372 d.
Cyklopen 61 a.
Cyniker 138, 158 a.
Cypern 24 a. 126 b. 133, 466 d.
Cyrus 105 a.
Czartorisky, die Brüder, 353 c.
Czaslau, Schlacht bei, 321 c.
Czernitschew, 96 d.

Damiette 135 b.
Damokles 146 a.
Danaë 36 a.
Danaiden 35 a.
Danaos, 34 a
Dandolo 145 b.
Danewerk 348 d.
Dante Alighieri 214 b.
Danton 18, 23, 44 d.
Darboy 476 d.
Darien 330 b.
Darius Hystaspis 113 a.
— Kodomannus 184 a.
Darmès 171 d.
Darnley 105 c.
Daschkow 370 c.
Daun, 327, 336 c.
Dauphiné 255 b.
Davis, Jefferson, 291 b.
Davison 117. 123 c.
Davoust 96, 104, 112 d.
Debreczin 228 d.
Debry 57 d.
Decemvirn 166 a.
Delhi 282 d.
Delos 41, 142 a.
Delphi, Orakel zu, 85 a.
Dembinski 228 d.
Demetrius, der falsche, 269 c.
Demosthenes 152 a.
Dennewitz, Schlacht bei, 101 d.
Dentatus, Curius 212 a.
Derflinger, Feldmarschall, 305 c.
Desaix 61, 65 d.
Desèze 29 d.
Desiderius 28 b.
Dessallines 50 d.
Deukalion 34 a.
Deutscher Orden 128 b.
Deutsch-katholische Gemeinden 190 d.
Deutz 170 d.
Deveroux 222 c.
Dghezar Pascha 61 d
Diadochen, 207 a.
Diana 43 a.
Diaz, Barthol. 299, 329, 352 b.
Diaz de Solis 330 b.
Dictator 161 a.
Diebitsch 92, 136, 159 d.
Diebsinseln 355 b.
Dietrich von Bern 2 b.
Diezmann 200 b.
Diocletian 340 a.
Diogenes 155, 182 a.
Diomed 50 a.
Dion 146 a.
Dionysius 145 a.
Diskos 36 a.
Dijon 427 d.
Döffingen 229 b.
Döllinger 403, 438 d.
Dörnberg 96 d.
Dolgorucki, Familie, 300 c.
Domingo, San-, 310, 325 b. 50, 300 d.
Dominica 317 b.
Dominicaner 189, 190 b. 11 c.
Domitian 332 a.
Doria, Andreas 41 c.
Douglas 107, 111 c.
Drake 123, 358 c.
Drakon 82 a.
Dreikönigsbund 237 d.
Dreißigjähriger Krieg 174 c.
Dresden, Aufstand in, 233 d.
—, Conferenzen in, 241 d.
—, Friede in, 324 c.
—, Schlacht bei, 100 d.
Droste-Vischering 184 d.
Drouet 178 b. 16 d.
Drouyn de Lhuys 268 d.

Drusen 284 d.
Drusus 291, 297, 303 a.
Dschingis-Chan 166 b.
Dubarry 2 d.
Dudley, Guilford, 93 c.
—, Robert 104 c.
Düppeler Schanzen 236, 348 d.
Dürer, Albrecht, 60 c.
Dürenstein 133 b.
Dufour 199 d.
Duhan de Jandun 310 c.
Duilius 214 a.
Dumouriez, 26, 39 d.
Dunbar, Schlacht bei, 241 c.
Dunin, Erzbischof, 185 d.
Dunois 259 b.
Dupanloup 403 d.
Dupont de l'Eure 205 d.

Eberhard der Greiner 229 b.
Ebjambal 18 a.
Eck, Dr., 16 c.
Eckbert 74 b.
Eckhardt 30 b.
Eckehardt 66 b.
Eckernförde 236 d.
Eckmühl, Schlacht bei, 79 d.
Eddington 96 b.
Edgeworth 30 d.
Edmund Ironside 97 b.
Eduard IV. 290 b.
— V. 290 b.
— VI. 92, c.
— der Bekenner 98 b.
Egbert, 95 b.
Eger 229 b.
Eggenberg, Fürst von, 208 c.
Eginhard 37 b.
Egmont, Graf v., 149, 154 c.
Eisenach 205 d.
Eisernes Kreuz, Orden, 95, 409 d.
Ekbatana 113, 205 a.
El Arisch 61 d.
Elba 109, 112 d.
Elektra 73 a
Eleonore 276 b.
Elephante 8 a.
Elgin 278 d.
Elis 75 a.
Elisabeth, Konradins Mutter, 174 b.
— von Aragonien 215 b.
—, Eduards IV. Frau 290 b.
— von England 87, 98 c.
— von Frankreich 12, 44 d.
— von Gotha 140 c.
— von der Pfalz 130, 181 c.
— von Rußland 300,326,348,365,367c.
— von Spanien 160 c.
— von Ungarn 275 b.
— die heilige, 182 b.
Elisabeth Christine v. Preußen 317 c.
Elliot 365 c.
Ellore, Grotten von, 9 a.
Elphinstone 374 c.
Emancipationsacte 138, 181 d.
Emina 12 b.
Emma, Karls des Großen Tochter 36 b.
Engelsburg 338 a, 91 b.
Enghien, Herzog von, 70 d.
England 353 a 394 d.
—, Neu- 359 c.
Enzio, 172 b.
Epaminondas 147 a.
Epeiros 33 a.
Ephesus 114, 180 a.
Ephialtes 122 a.
Epirus 209 a.
Episkopen 23 b.
Eppenstein, Gerhard von 200 b.
—, Werner von, 193 b.
Epponina 321 a.
Erasmus 67 c.
Erfurt, 143 b. 3, 19 c. 238 d.
Erich von Braunschweig 22 c.
— XIV. 193 c.
Erichson, Gustav, 165 c.
Ernst von Baiern 250 b.
— von Lüneburg 46 c.
— August von Hannover 164 d.
Erzerum, 465 d.
Eschenbach, Walther von, 208 b.
Escorial 162 c.
Espartero 178, 344, 388 d.
Espinasse 308 d.
Essex, Graf von, 125 c.
Ethelred, 97 b.
Etrurier 89 a.
Euböa 115, 124 a.
Eudoxia 354 a 298 c.
Eugen IV., Papst 271 b.
Eugen Beauharnais 71, 90, 96 d.
— von Savoyen 255, 256, 259 c.
Eugenie, Kaiserin, 249, 391, 398, 418 d.
Euklides 138, 144 a.
Eumäos 68 a.
Eulenburg, Graf, 280 d.
Eumolpos 48 a.
Eupatoria 260, 263 d.
Euphrat-Eisenbahn 286 d.
Euripides 51, 144 a.
Eurydice 48 a.
Eurystheus 37 a.
Eva 6 a.
Evangelienharmonie 66 b.
Exaltados 179 d.
Exil, babylonisches 30 a.
Eylau, Preuß., Schlacht bei, 75 d.
Eynard 134 d.
Eyzinger 276 b.
Ezzelino da Romano 169 b.

Fabius, Ambustus, 176 a.
—, Max. Cunctator, 221 a.
—, Quintus, 218 a.
Fabricius, 211 a.
Färbereien 144 b.
Faidherbe 426 d.
Falczin 291 c.
Falerii 175 a.
Falk, Minister, 439 d.
Falkenberg, General, 197, 213 c.
Familiennamen, Entst. d., 62, 141 b.
Fantime 15 b.
Faulfisch 231 b.
Faust, Johann, 267 b.
Fausta 342 a.
Faustrecht 60, 164, 296 b.
Faustulus 89 a.
Favre, Jules, 418, 420, 429 d.
Fayal 301 b.
Fehmgerichte 216 b.
Fehrbellin 306 c.
Felinski, 325 d.
Feniers 343, 395 d.
Feodor, Romanow, 270 c.
—, Rurik, 269 c.
Ferdinand von Asturien 76 d.
—, Erzherzog 25, 225 c.
— von Braunschweig 349 c.
—, der Katholische, 304, 321 b.
— I., 36, 136, 174, c. 196, 223 d.
— II., 177, 180, 218, 228 c.
— III., 228, 264 c.
— von Neapel 56, 78, 130, 198, 315 d.
— VII., 77, 128, 177 d.
— von Coburg 180 d.
Feruk Chan 271 d.
Feudalsystem 11, 58 b.
Feuillants 17 d.
Fieschi 171 d.
Fiesco 327 b.
Filangieri 315 d.
Firmian, Erzbischof, 309 c.
Flacius 137 c.
Flagellanten 220 b.
Fletcher 118 c.
Föderirte 20 d.
Fontainebleau 108 d.
Forey, General, 295 d.
Fort, le, 272 c.
Fouché 112 d.
Fouqué 342 c.
Fowkes 131 c.
Fox 68 d.
Franciscaner 189 b.
Francisco von Assisi 189 b.
Franken 9, 17 b.
Frankfurt, Unruhen in, 217 d.
—, Vorparlament, 216 d.
Frankfurter Attentat 165 d.
Franklin, Benjamin, 364 c.
Franz I., K. v. Frankr. 17, 32, 70 c.
— I., deutscher Kaiser, 319, 325, 377 c.
— I., östreichischer Kaiser, 74, 99, 107, 120, 196 d.
— II., deutscher Kaiser, 53, 65, 74 d.
— II., K. v. Frankreich, 78, 84, 101 c.
— II., von Neapel, 321 d.
— Joseph 223, 228, 245, 311 d.
Fredegunde 20 b.
Frej, Agnes, 61 c.
Freiburg 213 b.
Freie 58 b.
— Gemeinden 190 d.
Freiheitskrieg, nordamerikan., 364 c.
Freischaaren, schweizer, 198 d.
Friedland, Herzog von, 186 c.
—, Schlacht bei, 75 d.
Friedrich I. Barbarossa, 130, 153 b.
— I. von Dänemark 173 c.
— I., Kurfürst von Brandenburg, 244 b. 301 c.
— I., K. v. Preußen, 308 c. 281 d.
— I., König von Schweden 295 c.
— II., deutscher Kaiser, 134, 163, 167, 186, 192 b.
— II., König von Preußen, 309, 317, 359 c.
— III., (I.) von Brandenburg 275, 307 c.
— III., deutscher Kaiser, 275 b.
— III. von der Pfalz, 141 c.
— IV. von Dänemark 280, 292 c.
— von Baden 175 b.
— von Hohenstaufen 149, 153 b.
— von Nürnberg, Burggraf, 243 b.
— von Oestreich, Kaiser, 214 b.
— V., von der Pfalz, 180 c.
— der Sanftmüthige 279 b.
— der Streitbare 194, 279 b.
— mit der gebissenen Wange 200 b.
— der Weise 5, 17, 55 c.
— von Zollern 194, 303 c.
— VII. von Dänemark 215, 347 d.
— August von Sachsen 163 d.
— Karl, Prinz, 348, 359, 365, 410, 414, 425 d.
— Wilh. von Brandenburg 305 c.
— — I. von Preußen 308 c.
— — II. 18, 54 d.
— — III. 54, 74, 93, 97, 107, 120, 125, 185 d.
— — IV. 185, 211, 237, 331 d.
Friedrich Wilhelm von Hessen 163 d.
— — von Preußen, Kronprinz, 331, 359, 363, 410, 413 d.
— Holzschuh 196 b.
Franz von Mecklenburg 439 d.
Friedrichshall 294 c.
Friedrichshamm, Friede von, 83 d.
Friedrichsstadt, Treffen bei, 239 d.

Friesen 9 b.
Fronde, Unruhen der, 244 c.
Frundsberg, Georg, 20 c.
Fueros 178 d.
Fürst, Walther, 203 b.
Fürstentag in Frankfurt 329 d.
Fulvia 278 a.
Fusionisten 247 d.

Gablenz 348, 352, 368 d.
Gabor, Bethlen 177, 184 c.
Gaëta 224, 320 d.
Gärten, schwebende, 29 a.
Gagern, Friedrich von, 216 d.
—, Heinrich von, 216, 230 d.
Galizyn 271 c.
Gallas 209, 218, 226 c.
Gallier 170 a.
Gama, Vasco da, 351 b.
Gambetta 392, 418, 420 d.
Gaugamela, Schlacht bei, 191 a.
Garda 53 b.
Garibaldi 224, 310, 316, 322, 383, 421 d.
Garnier-Pagès 205 d.
Gastein, Convention von, 352 d.
Gaugrafen 32 b.
Gaza 61 d.
Gebhard von Cöln 142 c.
Geißel, Bischof, 185 d.
Gelimer 3 b.
Gellert 346 c.
Gellheim, Schlacht bei, 200 b.
Genserich 354 a.
Gent, Frieden zu, 137 d.
Genua 131, 142 b. 53, 226 d.
—, Herzog von, 223 d.
Georg I. von England 262, 295 c.
— II. 131, 326 c.
— III. 127 d.
— IV. 138 d.
— V. von Hannover, 356, 377 d.
— I. von Griechenland 343 d.
— von Podiebrad 276 b.
— von Sachsen 59 c.
— Wilh. von Brandenburg 197, 305 c.
Georges, General, 70 d.
Gepiden 8 b.
Geraldino 222 c.
Gerard 154 d.
—, Balthasar, 159 c.
Gerbert 65 b.
Gerhard, Graf, 73 b.
— von Eppenstein 200 b.
Germanicus 296, 303 a.
Gerstungen 82 b.
Gertrud, Tochter Lothars von Sachsen, 150 b.
Geßler von Bruneck 203 b.
Geusen 151 c.
Ghibellinen 150, 153 b.
Gibraltar, Belagerung von, 364 c.
Gioja, Flavio, 264 b.
Girondisten 26 d.
Gitschin 360 d.
Giulay 310 d.
Giurgewo 256 d.
Glarus 213 b.
Glas, Erfindung des, 26 a.
Glocester, Richard von, 290 b.
Gneisenau 92, 116 d.
Goa 353 b.
Godoy 76 d.
Goeben, General, 426 d.
Görgey 227 d.
Görlitz 331 c.
Goldene Bulle 226 b.
Gomaristen 163 c.
Gomorra 23 a.
Gonzalez Bravo 387 d.
Gordion 185 a.
Gordon, Oberst 221 c.
Gortschakow, Fürst, 259, 265 d.
Gotha 237 d.
Gothen 347 a.
Gottesfriede 71 b.
Gottesurtheile 10 b.
Gottfried der Bärtige 73 b.
— von Bouillon 90, 109, 112, 125 b.
Gouvion de St. Cyr, Marschall, 104 d.
Gracchus, Cajus, 234, 240 a.
—, Tiberius 234 a.
Gräber der ägyptischen Könige 17 a.
Grafen 32 b.
Gramont 406 d.
Granikus, Schlacht am, 185 a.
Granson, Schlacht bei, 285 b.
Grant, General, 292 d.
Granvella 48, 149 c.
Gravelotte 415 d.
Gray, Johanna, 92 c.
Gregor IV. 45 b.
— VII. 76, 104 b.
— IX. 167, 191 b.
— XI. 242 b.
— XIII. 84, 144 c.
— XVI. 165, 197 d.
Grevy, 476 d.
Griechen, 32 a. 132 d.
—, Aufstand der, 132 d.
Griechische Kirche 24, 101 b.
Griechische Frage 271 d.
Griechisches Kaiserthum. Untergang des 269 b.
Grochow, Schlacht bei, 160 d.
Grolmann 92 d.
Groot, Hugo de, 163 c.
Gros 278 d.
Groß-Beeren, Treffen bei, 99 d.
Groß-Görschen, Treffen bei, 97 d.

Grouchy, Marschall, 117 d.
Grünes Vorgebirge 297 b.
Grütli 204 b.
Grumbach, Wilhelm von, 140 c.
Grundrechte der Deutschen 217, 230 d.
Guacanagari 312 b.
Guadeloupe 317 b.
Guanahani 309 b.
Guatimozin 346 b.
Guelfen, s. Welfen.
Günther von Schwarzburg 218 b.
Guinea 299 b.
Guiscard, Robert, 77, 92 b.
Guise, Heinrich von, 80, 101, 115 c.
Guizot 144, 168, 175, 203 d.
Gundobald 18 b.
Gunilda 97 b.
Gurko 459 d.
Gustav III. 18 d.
— Adolph 193, 213 c.
— IV. Adolf 82 d.
— Wasa 172 c.
Gutenberg, Johann, 267 b.
Gutt, Nicolaus, 212 b.
Guyon 262 d.
Guzmann 347 b.
—, Dominicus, 190 b.

Habsburg 192 b.
Hadrian, römischer Kaiser, 338 a.
—, Papst, 28 b.
— IV. 155 b.
Hadschi Loja 471 d.
Haiti 310, 318, 360 b. 50, 300 d.
Ham 167, 173 d.
Hamburg 164 b. 84, 104 d.
Hamilkar Barkas 218 a.
Hanau, Treffen bei 104 d.
Hannibal 218 a.
Hanno, Erzbischof von Cöln, 73 b.
Hannover 69, 163 d.
Hansa 164 b.
Hansemann 218 d.
Hardenberg, Fürst von, 91, 110 d.
Harald 99 b.
Harpagos 102 a.
Hartiknut 198 b.
Hartmann von Siebeneichen 158 b.
Harun al Raschid 39, 101 b.
Harzburg 81 b.
Haspinger 80 d.
Hassenpflug 238, 240 d.
Hastings 99 b.
Hat-Humayun 270 d.
Hatzfeld 227 c.
Havelock, General, 283 d.
Haynau 226, 229 d.
Hecker 191, 216, 234 d.
Hedschra 14 b.
Hedwig, die heilige, 178 b.
Hedwig, Otto's Schwester, 57 b.
Heerbann 33 b.
Heidelberg 247 c.
Heinrich, Cardinal, 162 c.
— der Vogler, 48 b.
— I. der Bärtige 162, 179 b.
— II., Kaiser, 68 b.
—, Herzog von Braunschweig, 50 c.
— II. von Frankreich 78, 101 c.
— II. von Schlesien 166, 179 b.
— III. der Schwarze 72 b.
— III. v. Frankr. 78, 84, 116, 131 c.
— IV. von Frankreich 131 c.
— IV., deutscher Kaiser, 73 b.
— V. 93, 146 b.
— V. von England 256 b.
— VI., deutscher Kaiser 133, 160 b.
— VII. von Luxemburg 213 b.
— VII. von England 293 b.
— VIII. 70, 85 c.
— Raspe 171, 186 b.
— der Löwe 151, 153, 158 b.
— der Seefahrer 298 b.
— der Stolze von Baiern 150 b.
— von Guise 80, 101, 115, 116 c.
— von Bordeaux 150, 274 d.
Hekabe 51 a.
Hekale 39 a.
Hektor 51 a.
Helena, die Griechin, 50 a.
—, Constantins des Großen Mutter, 342 a. 100 b.
Helene von Orleans 176, 204 d.
Heliogabal 339 a.
Heliand 66 b.
Hellas 33 a.
Helle 46 a.
Hellenen 32 a.
Hellespont 46 a.
Heloten 79 a.
Hengist 353 a.
Henriette Maria 236 c.
Henrique, Dom, 298 b.
Hephästion 187, 205 a.
Heptarchie 95 b.
Herakles (Herkules) 36, 46 a.
Herakleа, Schlacht bei, 209 a.
Herat 271 d.
Herculanum, Untergang, 328 a.
Heribert 71 b.
Heristal 38 b.
Hermann 291, 292 a.
Hermann von Luxemburg 92 b.
Hermann von Salza 128 b.
—, Landgraf von Thüringen, 183 b.
Hermesianer 184 d.
Herodot 13, 22 a.
Herostrat 180 a.
Herzegowina 471 d.
Herzog, altkatholischer Bischof, 447 d.

Heß, General, 311 d.
Hessen 75, 163 d.
Hetrurien 65, 78 d.
Heydt, v. d., Minister, 339 d.
Hierarchie 342 a.
Hieronymus von Prag 231, 240 b.
Hildbald 41 b.
Hildebrand 76 b.
Hill, Abigail, 260 c.
Hintersassen 59 b.
Hipparch 84 a.
Hippias 84 a.
Hippolyt 42 a.
Hipponikus 133 a.
Hispaniola, Entdeckung von, 310 b.
Hitopadesa 12 a.
Hochkirch, Schlacht bei, 336 c.
Höchstädt, Schlacht bei, 258 c.
Hofer, Andreas, 80 d.
Hohenfriedberg, Schlacht bei, 323 c.
Hohenlinden, Schlacht bei, 65 d.
Hohenstaufen 151, 173 b.
Hohenzollern 243 b.
Hohenzollern-Hechingen u. Sigmaringen 242 d.
Holbein, Hans, 65, 90 c.
Holk 209 c.
Holland 49, 73 d.
Holstein 193, 215 d.
Holzschuh, Friedrich, 196 b.
Homer 51 a.
Hong-Kong 183 d.
Hong-tsiu-tsiuen 276 d.
Honorius 345 a.
— III. 190 b.
Hoorne, Graf, 150, 158 c.
Horatier 93 a.
Horaz 289 a.
Horn, Gustav, 204, 212, 226 c.
Horsa 353 a.
Hortensia 278 a.
Hostilius, Tullus, 93 a.
Howard, Katharina, 91 c.
Hroswitha 65 b.
Huana Kapak 357 b.
Huaskar 357 b.
Hubertusburg, Friede zu, 346 c.
Hudson Lowe 117 d.
Hugenotten 77 c.
Hugo Capet 47 b.
— von Vermandois 113 b.
Humbert 255 b.
—, König von Italien, 472 d.
Humboldt, Wilh. von, 110 d.
Hund, Burkard von, 23 c.
Hundsköpfe 151 a.
Hunnen 346 a.
Hunyades 271, 274, 277 b.
Huß, Johann, 230 b.
Hussinecz, Nikolaus von, 244 b.
Hussiten 240 b.
Hypates 147 a.
Hypermnestra 35 a.

Jacob I. von England 108, 129 c.
— II. 255 c.
— IV. 101 c.
— V. 101 c.
— VI. v. Schottland 111, 116, 127 c.
Jacobiner 15 d.
Jacobini 446 d.
Jacoby 188 d.
Jaffa 61 d.
Jagelona, Katharina, 193 c.
Jahdebusen 242 d.
Jahn 123 d.
Jakub Khan 478 d.
Jamaica, 320, 327 b.
Janitscharen, Aufhebung der, 135 d.
Jantra, Schlacht, 461 d.
Janus, Tempel des, 213, 298 a.
Japan 279 d.
Jason 45 a.
Jassy, Friede von, 375 c.
Ibell, von, 125 d.
Ibrahim, Pascha in Aegypten, 134, 174 d.
Icilius 166 a.
Idstedt, Treffen bei, 239 d.
Jellachich, Banus von Kroatien, 220, 221, 227 d.
Jemappes, Schlacht bei, 26 d.
Jena, Schlacht bei, 74 d.
Jenikale 264 d.
Jenkau 229 c.
Jerusalem zerstört 322 a.
—, Eroberung durch die Kreuzfahrer, 122 b.
—, Eroberung durch Saladin, 130 b.
Jesuiten 53 c. 244 d.
Jesus Christus' Geburt 290 a.
Ignatiew 279 d.
Illo 217, 220 c.
Illyrien 33 a.
Independenten 238 c.
Indien 8, 197 a.
—, Aufstand in, 280 d.
Ingelheim 31, 38, 94 b.
Inkermann 262 d.
Innocenz III. 162, 190 b.
— IV. 170 b.
— VI. 224 b.
Innsbruck 49, 57 c. 81, 210 d.
Inquisition 191 b. 147 c.
Interregnum 192 b.
Investiturstreit 146 b.
Joachim II. von Brandenburg 43, 48, 303 c.
— Friedrich 304 c.
Jobst von Mähren 230 b.

Johann I. von Portugal 298 b.
— II. 300, 303, 314 b.
— III. von Schweden 193 c.
— VI. von Portugal 110, 129 d.
— XXII. 216 b.
— XXIII. 233, 243 b.
— der Unerschrockene 254, 270 b.
— der Standhafte 26, 29 c.
— Casimir 305 c.
— Friedrich von Gotha 140 c.
— — von Sachsen 36, 42, 55 c.
— Georg I. von Sachsen 182, 198, 226 c.
— Georg von Brandenburg 304 c.
— von Schwaben 207 b.
—, Erzherzog von Oestreich, 65, 217, 230 d.
— Sigismund 304 c.
Johanna Gray 93 c.
— von Navarra 78, 131 c.
— Seymour 87 c.
Johanna d'Arc 257 b.
Johanniter 126 b. 33 c.
Johnson 293 d.
Joinville, Prinz von, 172, 205 d.
Jokaste 43 a.
Jolkos 45 a.
Jonas, Justus, 37 c.
Jonier 114 a.
Jordan 23 a.
Joseph I. 267 c.
— II. 354, 357, 379 c.
Josephine, Kaiserin, 82 d.
Jourdan 51 d.
Iphigenia 50, 74 a.
Ipsus, Schlacht bei, 207 a.
Irmengard 44 b.
Isaak 40 b.
Isabeau 255 b.
Isabella von Frankreich 137 b.
— von Castilien 304, 328 b.
— von Spanien 177, 179, 388 d.
—, Stadt, 319 b.
Isaktscha 255 d.
Isly 174 d.
Ismail Pascha 398 d.
Isolani 210 c.
Israeliten 23 a.
Issus, Schlacht bei, 187 a.
Isthmische Spiele 88 a.
Isthmus 33, 123, 233 a.
Italien 53 b.
—, Königreich, 361 a. 1 b. 321 d.
Ithaka 67 a.
Itzstein 191 d.
Juarez 293, 300 d.
Judith 44 b.
Jülich-Clevischer Erbfolgestreit 304 c.
Julia 275, 297, 300, 302 a.
Julian 16 b.
Julian, St. 354 b.
Jungfrau von Orleans 257 b.
Jungfrauen, vestalische, 92 a.
Junker 61 b.
Junot, General, 76 d.
Jussuff Pascha 288 c.
Just, St., 46 d.
Juste, S., 52 c.
Justinian 3 b.
Iwan von Rußland 270, 365, 372 c.
— Wasiljewitsch, 269 c.

Kadmos 34 a.
Kairo 19 a. 59 d.
Kaiserswerth 73 b.
Kaiserthum, griechisches, 269 b.
Kalafat 256 d.
Kalarasch 256, 257 d.
Kalchas 50 a.
Kalender 267 a. 144 c.
Kalidasa 12 a.
Kalypso 65 a.
Kambyses 23, 110 a.
Kanaan 23 a.
Kanut der Große 97 b.
Kanzler, General, 384 d.
Kaptschak, Reich, 268 c.
Karakosow 329 d.
Kara Mustapha 265 c.
Karl I. von England 235 c.
— II. von England 241 c.
— II. von Spanien 254 c.
— IV., Kaiser, 217, 224 b.
— IV. von Spanien 76 d.
— V., Kaiser, 349, 353 b. 17, 32, 53, 146 c.
— V. von Spanien 177 d.
— VI. von Frankreich 242, 252 b.
— VI., Kaiser, 267, 318 c.
— VII., Kaiser, 320 c.
— IX. von Frankreich 78 c.
— IX. von Schweden 193 c.
— X. 193 c.
— X. Gustav 305 c.
— XII. von Schweden 280 c.
— XIII. 83 d.
— der Dicke 47 b.
— der Große 25 b.
— der Kahle 46 b.
— der Kühne 282, 284 b.
— von Anjou 174 b.
— von Baiern 370 d.
— Johann von Schweden 83 d.
— Martell 16 b.
— Hohenzollern 270, 397 d.
— von Lothringen 265, 320, 327, 331 c.
—, Erzherzog, 51, 65, 79 d.
— Albert von Sardinien 166, 198 226 d.

Karl von Braunschweig 162 d.
Karlisten 177, 473 d.
Karlmann 25 b.
Karlsbad, Congreß zu, 125 d.
Karlsruhe, Aufstand, 235 d.
Karlstadt 24 c.
Karnak 16 a.
Karolinger 21, 47 b.
Kars 263, 465 d.
Kartenspiel 254 b.
Karthäuser 189 b.
Karthago 25, 213, 233 a.
Karyatiden 14 a.
Kassel 75 d.
Kastor 46 a.
Katharina von Aragonien 85 c.
— von Medicis 78 c.
— I. c. 290, 300 c.
— II. 348, 372 c.
— Howard 91 c.
— Parr 91 c.
Katholische Kirche 24 b.
Katt 312 c.
Katzbach, Schlacht an der, 99 d.
Kaufungen, Kunz von, 279 b.
Kaunitz 355, 358, 378 c.
Kaunpur 283 d.
Keith 334, 338 c.
Kent 118, 120 c.
Kerboga 118 b.
Kertsch 264 d.
Kesselsdorf, Schlacht bei, 324 c.
Ketzer 138 b.
Khalifen 15 b.
Khiwa 478 d.
Kinburn 265 d.
Kinsky 220 c.
Kirchenstaat 26 b. 66, 165, 405 d.
Kisselew 257 d.
Kissingen 370 d.
Klapka, General, 228 d.
Kleber 63 d.
Kleist 97, 99, 100 d.
Kleobis 109 a.
Kleopatra 279 a.
Klingspor, Feldmarschall, 83 d.
Klissow, Schlacht bei, 282 c.
Klitus 185, 196 a.
Klöster, Entstehung der, 344 a.
Klytämnestra 72 a.
Knappe 61 b.
Knipperdolling 30 c.
Knox, Johann, 101 c.
Knut 70 b.
Kochim 352 b.
Kodomannus 184 a.
Kodros 81 a.
Kolchis 46 a.
Kolding, Schlacht bei, 236 d.
Kollin, Schlacht bei, 326 c.
Kolokotroni 133 d.
Kolomann 110 b.
Kommissarow 329 d.
Komorn 228 d.
Königgrätz, Schlacht bei, 362 d.
Königsfelden 209 b.
Königsgräber 17 a.
Königsmark, Gräfin von, 282 c.
Konrad I. 48 b.
— II. 70 b.
—, König von Italien, 92 b.
— III. 130, 151 b.
— IV. 173, 192 b.
— von Marburg 185 b.
— von Masovien 179 b.
Konradino 174 b.
Koran 14 b.
Korinth 233 a.
Körner, Th., 95 d.
Korngesetze 181 d.
Kornilew 261 d.
Kosciusko 356 c.
Kosma Minin, 269 c.
Kossowa 271 b.
Kossuth 227, 229 d.
Koster 267 b.
Kostnitz, Kirchenvers. in, 230, 243 b.
Kotzebue 124 d.
Krakau 192 d.
Krasinski 354 c.
Krechting 30 c.
Krell 144 c.
Kremsier, Reichstag in, 223 d.
Kreta 39 a.
Kreuzzüge 109 b.
Krieg, deutsch-dänischer, 346 d.
—, englisch-persischer, 270 d.
—, italienischer, 304 d.
—, orientalischer, 249 d.
—, preußisch-österreichischer, 352 d.
—, russisch-türkischer, 450 d.
Krim, die, 376 c.
—, Feldzug in der, 260, 263 d.
Krösus 84, 108 a.
Krüdener 460 d.
Krypto-Calvinisten 143 c.
Küstrin 313 c.
Kunersdorf, Schlacht bei, 339 c.
Kunigunde 68 b.
Kunimund 8 b.
Kurhessen 238, 330 d.
Kutschuck Kainardschi, Friede von, 374 c.
Kutusow 85 d.
Kynoskephalä 151, 229 a.

Labyrinth 18 a.
Lachat, 447 d.
Ladislaus von Böhmen 276 b.
Ladronen 355 b.
Lafayette 9, 14, 22, 145 d.

La Fère, Treffen bei, 107 d.
Laffitte 145 d.
La Granja 179 d.
Laibach, Congreß zu, 130 d.
Lakos 43 a.
Lakonien 77 a.
La Marmora, General, 264 d.
Lamarque 170 d.
Lamartine 176, 202, 205 d.
Lamballe, Prinzessin von, 24 d.
Lamberg, General von, 221 d.
Lamoral, Graf Egmont von, 149 c.
Lamoricière, General, 174, 248 d.
Lancaster 289 b.
Landenberg, Beringer von, 203, 211 b.
Landfrieden, der ewige, 296 b.
Landwehr, preußische, 92 d.
Langemantel 12 c.
Langensalza 82 b. 356, 370 d.
Langiewicz 326 d.
Langobarden, 8, 28 b.
Lanza 316 d.
Laokoon 60 a.
Laon, Schlacht bei, 106, 435 d.
La Plata-Strom 330 b.
La Rochelle 243 c.
La Rothière 105 d.
Lasalle 469 d.
Lascy, General, 344 c.
Latiner 89 a.
Latona 43 a.
Latour 220 d.
Laudon 339 c.
Lauenburg, Herzog von, 212 c.
Laurentia, Acca, 89 a.
Leboeuf 413 d.
Lebrun 64 d.
Lechfeld, Schlacht auf dem, 56 b.
Lecomte 171, 451 d.
Ledru-Rollin 205, 247 d.
Lee, General, 292 d.
Le Fort 272 c.
Legitimisten 150, 247 d.
Legnano, Schlacht bei, 159 b.
Lehnsverfassung, 11, 58 b.
Leicester, Graf, 104, 113 c.
Leiningen, Graf, 251 d.
Leipzig, Schlacht bei, 203 c. 102 d.
—, Universität in, 232 b.
Lelewel 156 d.
Lemans 426 d.
Lenox 106 c.
Leo, Bischof von Rom, 352 c.
— X. 8 c.
— XIII. 445, 473 d.
Leonidas 122 a.
Leontiades 147 a.
Leopold von Coburg 154 d.
— I. 264 c.
— II. 18 d.
Leopold von Dessau 308 c.
— der Glorwürdige 210, 214 b.
— von Oestreich, 132, 149, 151, 161, 211 b.
— der Stolze 213 b.
— von Toscana 198, 226 d.
Lepidus 273 a.
Lesczinski, Stanislaus, 282, 292 c.
Lesseps 286, 398 d.
L'Estocq 367 c.
Leto 43 a.
Leubus 181, 182 b.
Leuchtenberg, Herzog von, 180 d.
Leuktra, Schlacht bei, 150 a.
Leuthen, Schlacht bei, 331 c.
Lexington 364 c.
Libenyi, Janos, 245 d.
Lichnowsky, Fürst, 217 d.
Licinius Stolo 176 a.
Liegnitz, Treffen bei, 342 c.
Liga 175 c.
Ligny, Schlacht bei, 114 d.
Ligurische Republik 53 d.
Lincoln, Abraham, 290, 292 d.
Linos 48 a.
Lissa 333 c. 372 d.
Livia, 297, 300 a.
Livius 289 a.
Lobbe, Abtei, 55 b.
Lobkowitz, Diepold von, 179 c.
Locusta 315 a.
Lodi 157 b.
Löwenhaupt 286 c.
Löwenherz, Richard, 131, 161 b.
Lom, Schlacht am, 461 d.
Lombardenbund 158 b.
London 165 b. 154, 274 d.
Longobarden s. Langobarden.
Lothar, Kaiser, 149 b.
—, König von Italien, 44, 47, 53 b.
Lotharingen 46 b.
Lottorf, Treffen bei, 348 d.
Louis, König von Holland, 73, 83 d.
—, Prinz von Preußen, 74 d.
Louvel 128 d.
Louvois 246, 253 c.
Lowositz, Treffen bei, 326 c.
Loyola, Ignaz von, 53 c.
Lucan, Lord, 262 d.
Lucknow 284 d.
Lucretia 99 a.
Luctatius Catulus 217 a.
Lucullus 247 a.
Ludwig der Baier 214 b.
— II. von Baiern 408, 433 d.
—, Kurfürst von Brandenburg 218 b.
— das Kind 47 b.
— der Deutsche 44 b.
— der Faule 47 b.
— der Fromme 43 b.

Ludwig IX., der Heilige, 134, 169 b.
— von Orleans 254 b.
— der Springer 148 b.
— der Frühzeitige 34 c.
— VII. 130, 152 b.
— XI. 283, 293 b.
— XIII. 136, 226, 243 c.
— XIV. 243, 264 c. 1 d.
— XV. 296, 326 c. 1 d.
— XVI. 2, 34 d.
— XVII. 48 d.
— XVIII. 108, 111, 117, 126, 139 d.
— Napoleon 172, 207, 247, 248, 249 d.
— Philipp 147, 151, 166, 176, 203 d.
Lübeck 164 b. 190 c. 84 d.
Lüders, General, 325 d.
Lügenfeld 45 b.
Luis I., König von Portugal, 344 d.
Luitberga 36 b.
Luneville, Friede von, 65 d.
Lüttich 94 b.
Lützen, Schlacht bei, 209 c.
Lützow, 95, 98 d.
Luise von Oranien 307 c.
— von Preußen 75, 95, 121 d.
Luther, Martin, 1, 37 c.
Lutter, Schlacht bei, 187 c.
Luxemburger Frage 375 d.
Luzern 213 b.
Lykurg 74 a.
Lynkeus 35 a.
Lyon 170 b. 40, 168, 170 d.
Lysander 141 a.
Lysippus 130 a.

Maanen, van, 151 d.
Macdonald 222 c. 92, 99 d.
Macedonien 33, 121, 179, 207 a.
Mack, 56, 72 d.
Mac Mahon 312, 411, 416, 476 d.
Macziewice, Schlacht bei, 356 c.
Madeira 298 b.
Mäcenas 289 a.
Märtyrer 336 a.
Magdeburg, Zerstörung von, 198 c.
Magellan 353 b.
Magenta, Schlacht bei, 311 d.
Magnesia 229 a.
Magyaren 49 b.
Mahabarata 12 a.
Mahmud 135 d.
Mailand 154, 156, 157, 228 b. 226 d.
Maillard 9, 24 d.
Maintenon, Frau von, 250, 296 c.
Mainz 93, 143 b.
Maitland 111 c.
Majores Domus 21 b.
Malakowthurm 263, 265 d.
Malek el Saleh 134 b.
Malesherbes 29 d.
Maller, die, 200 a.
Malmöe, Waffenstillstand von, 216 d.
Malta 126 b. 33 c. 58 d.
Malteserritter 126 b. 33 c.
Mameluken 60 d.
Mamiani 224 d.
Mandane 102 a.
Mandschu, chinesische Dynastie, 276 d.
Manfred 174 b.
Manheim 247 c.
Manin 227 d.
Manlius 174 a.
Mansfeld 1 c.
—, Agnes von, 142 c.
—, Graf von, 183 c.
Manteuffel, General, 327 c. 371, 426 d.
—, Gouverneur von Schleswig, 352 d.
—, Minister, 219, 239 d.
Mantinea, Schlacht bei, 151 a.
Mantua 52 d.
Manuel 18 d.
— Comnenus 153 b.
Marat 18, 23 d.
Marathon, Schlacht bei, 116 a.
Marathonischer Stier 38 a.
Marburg 187 b. 36, 72 c.
Marc-Aurel 339 a.
Marcellus, Claudius, 224, 297 a.
Marchfeld, Schlacht auf dem, 195 b.
Marcia 217 a.
Marcius 163 a.
Marco Polo 144 b.
Mardonius 115, 125 a.
Marengo, Schlacht bei, 65 d.
Margaretha, Königin von Frankreich, 137 b.
— von Anjou 289 b.
— von Dänemark 165 c.
— von Parma 149 c.
— von Valois 78, 134 c.
Maria, Santa, 314, 317 b.
— von Anjou 256 b.
— von Burgund 293 b.
—, Donna, 131, 180 d.
— von England 94 c.
— Antoinette 4, 42 d.
— Stuart 93, 100 c.
— von Medicis 134, 243 c.
— von Neapel 320 d.
— Luise 82, 109 d.
— Theresia 318, 325, 354, 377 c.
— Amélie von Orleans 169, 204 d.
— Christine 177 d.
— da Gloria 131, 180 d.
Mariegalante 317 b.
Marius 240 a.
Markgrafen 33 b.
Markomannen 339 a.
Marlborough 255, 262 c.
Marmont 144 d.

Maroniten 284 d.
Maroto, General, 178 d.
Mars la Tour 414 d.
Marseille 40 d.
Marsin 259 c.
Martell, Karl, 16 b.
Martin 54 b.
Martiniz 179 c.
Masella, 446 d.
Masham, Frau von, 260 c.
Masinissa 226, 230 a.
Masséna 57 d.
Mathieseu 30 c.
Mathilde, Markgräfin von Tosc. 88 b.
Matthias, Kaiser, 176 c.
Maultasch, Margaretha, 218 b.
Maurokordato 134 d.
Mauromichali 133 d.
Mavalipuram 10 a.
Maximilian 340 a.
Maximilian I. 293, 295 b. 17, 33 c.
— II. 84, 139, 174 c.
— von Baiern 175, 182 c.
— I. von Mexico 295 d.
Mayenne, Herzog von, 132 c.
Mazarin 244 c.
Mazeppa 286 c.
Mazzini 225 d.
Mecklenburg 189 c.
Medea 47 a.
Meder 27 a.
Medina 14 b.
— Sidonia, Herzog von, 124 c.
Medusa 36 a.
Meergeusen 159 c.
Mehmed Ali, 461 d.
Mehemet Ali 134, 194 d.
—, Baltadschi, 289 c.
Meißen 50 b.
Mekka 12 b.
Melanchthon 14 c.
Melantheus 70 a.
Melas, General, 58, 65 d.
Melchthal, Arnold von, 203 b.
Melikoff 465 d.
Melinde, Königreich, 351 b.
Melvil 104, 108, 119 c.
Memnonssäule 15 a.
Memphis 19, 111 a.
Mendez 327 b.
Menelaos 50 a.
Menenius Agrippa 162 a.
Menou, General, 63 d.
Menschikow 278, 285, 300 c. 251 d.
Mentana 384 d.
Mermillod, 447 d.
Meroë 21 a.
Merovinger 17 b.
Merseburg, Schlacht bei, 51, 90 b.
Messalina 311 a.
Messenien 74 a.
Messenischer Krieg 79 a.
Metropoliten 23 b.
Metternich 110, 196, 208 d.
Metz 413, 415, 423 d.
Mexico 330, 335 b. 293 d.
Meza, de, 348 d.
Miaulis 137 d.
Mieroslawski 192, 213, 223, 235, 326 d.
Mies, Jacobellus von, 244 b.
Miguel 131 d.
Milan 455 d.
Milet 114, 132 a.
Miltiades 116 a.
Miltitz, Karl von, 14 c.
Milton 242 c.
Mina 177 d.
Minerva, s. Athene.
Minnesänger 145 b.
Minotaur 39 a.
Minturnä 244 a.
Mirabeau 6, 14 d.
Miramare 295 d.
Mirut 282 d.
Missolunghi, Belagerung von, 134 d.
Missunde 239, 348 d.
Mithridat 243 a.
Moawijah 15 b.
Modena 273 a. 165 d.
—, Herzog von, 226 d.
Moderados 179 d.
Möckern, Treffen bei, 96 d.
Mönche, Entstehung der, 344 a.
Möra 1 c.
Mogador, Einnahme von, 174 d.
Mohacz, Schlacht bei, 34 c.
Molai, Jacob, 127 b.
Molé 203 d.
Mollwitz, Schlacht bei, 320 c.
Molon 253 a.
Moltke, Feldmarschall 361, 423, 430 d.
Molukken 353 b.
Mongolen 166 b. 268 c.
Monk 242 c.
Monteagle 130 c.
Montebello, Schlacht bei, 310 d.
Montemolin 178, 345 d.
Montenegro 251, 455 d.
Montereau, Zusammenkunft bei, 255 b.
—, Schlacht bei, 105 d.
Montespan, Frau von, 252 c.
Montezuma 332 b.
Montfort, Simon von, 139 b.
Montholon, General, 117 d.
Montijo, Gräfin, 249 d.
Montmartre, Schlacht am, 107, 475 d.
Montmirail, Treffen bei, 105 d.
Montpensier, Herzog von, 179, 388 d.
Mora 170 c.
Morand, General, 96 d.

Moreau 51, 57, 65, 70, 99, 100 d.
Morgarten, Schlacht bei, 210 b.
Moritz von Sachsen 43, 49 c.
— von Oranien 159, 163 c.
Mortier, 69, 171 d.
Morton 111 c.
Morus, Thomas, 67, 86 c.
Moskau 268, 289 c.
— Brand von, 87 d.
Moskwa, Schlacht an der, 85 d.
Moslemin 14 b.
Mucius Scävola 158, 236 a.
Mühlberg, Schlacht bei, 44 c.
Mühldorf, Schlacht bei, 214 b.
Mühlhausen, im E., Schlacht, 260 a.
München 216 b. 208 c.
Münden 232 c.
Münnich 301, 366, 367 c.
Münster, Congreß, 160 c.
—, Friede zu, 229 c.
Münzer, Thomas, 28 c.
Muggendorfer Höhlen 4 a.
Muhamed 12 b.
— II. 272 b.
— IV. 265 c.
Mukhtar Pascha 465 d.
Mumien 19 a.
Mummius 234 a.
Murad Bey 60 d.
—, Sultan, 269 b.
— V. 454 d.
Murat 72, 77, 113 d.
Murawiew, General, 263, 324 d.
Murray 111 c.
Murten, Schlacht bei, 286 b.
Musäos 49 a.
Mussa Pascha 259 d.
Mustapha, Kara, 265 c.
Mykale 125 a.
Mylä 215 a.
Myron 130 a.

Nachimow, Admiral, 256 d.
Nachod 359 d.
Näfels 213 b.
Nana Sahib 283 d.
Nancy, Schlacht bei, 284, 287 b.
Nanking 183, 276 d.
Nantes 41 d.
—, Edict, von, 133, 249 c.
Napier, Viceadmiral, 259, 394 d.
Napoleon, Kaiser der Franzosen, 71, 72, 108, 117 d.
— III. 246, 307, 417, 476 d.
— Peter, 392 d.
Narcissus 311 a.
Narses 3, 7 b.
Narvaez 340 b. 179, 344, 387 d.
Narwa, Schlachten bei, 281, 285 c.
Naseby, Schlacht bei, 239 c.
Nationalconvent 25 d.
Nationalverein 329 d.
Nationalversammlung, franz., 6, 206 d.
—, deutsche, 216, 230 d.
—, preußische, 218 d.
Nationalwerkstätten 206 d.
Nau 114 c.
Nausikaa 66 a.
Navarin 136 d.
Navarra, Heinrich von, 78, 131 c.
Navidad 312 b.
Navigationsacte 242 c.
Naxos 40 a.
Neapel 315 d.
—, Aufstand in, 223 d.
Nebukadnezar 30 a.
Nechao 23 a.
Necker 5 d.
Negerhandel 360 b.
Neiße 338, 354 c.
Nelson 59, 73 d.
Nemeische Spiele 88 a.
Nemours, Herzog von, 174 d.
Neoptolemos, 61 a.
Nepomuk 228 b.
Nepos, Flaminius 221 a.
Nero 304, 313 a.
Nerva 335 a.
Nesselrode 110 d.
Nestor 50 a.
Neuenburger Angelegenheit 272 d.
Neu-England 359 c.
Neufchatel 72, 272 d.
Neumann 221 c.
Neu-Spanien 349 b.
Ney 101, 115, 118 d.
Nicäa, Kirchenversammlung von, 19 b.
Nicaraguasee 289 d.
Nicolsburg, Waffenstillstand, 369 d.
Niederlande 147 c. 110, 155 d.
Niel 312 d.
Nihilisten 479 d.
Nikaaufstand 5 b.
Nikolaus II., Papst, 77 b.
— V., Papst, 274 b.
— I., 135, 156, 196, 266 d.
— Fort St., 256 d.
—, Großfürst, 457 d.
Nikopolis, Schlacht bei, 270 b.
Nil 13 a.
Nimrod 27 a.
Nimwegen 38 b.
Ninive 27 a.
Ninos 27 a.
Ninyas 30 a.
Niobe 42 a.
Nisibis 175 d.
Nördlingen, Schlacht bei, 226 c.
Nola 300 a.
Nonnen, Entstehung der, 344 a.

Nordamerik. Freistaat 358, 359 c.
Norfolk 112 c.
Normänner 91 b.
Normann, General, 134 d.
Northumberland, Herzog von, 93 c.
Nottingham, Gräfin, 128 c.
Novara, Schlacht bei, 130, 226 d.
Nowgorod 165 b. 268, 269 c.
Nürnberg 143 b. 61, 209 c.
Numa Pompilius 92 a.
Numidien 226 a.
Numitor 89 a.
Nureddin 130 b.
Nystadt, Friede zu, 299 c.
Nysa 197 a.

Obelisken 20 a.
Obersee, Treffen bei, 349 d.
Oceans, Entdeckung des stillen, 330 b.
O'Connell 181 d.
Octavia 283, 298 a.
—, Frau des Nero, 315, 317 a.
Octavius 239, 272, 279 a.
Octroyirte Verfassung für Preußen 219 d.
Oczakow 265 d.
Odeon 128 a.
Odessa, Bombardement von, 258 d.
Odoaker 256 a. 2 b.
O'Donnell 245, 344, 386 d.
Odysseus 50, 62 a.
Oedipus 42 a.
Oestreichischer Erbfolgekrieg 320 c.
Ohio 360 c.
Ojeda 330 b.
Oldenbarneveld 163 c.
Oldenburg 84, 242 d.
Oliva, Friede zu, 305 c.
Olmütz 240 d.
Ollivier 392, 407 d.
Oltenizza 256 d.
Olympia, Spiele zu, 86, 127 a.
—, Tempel 86, 127 a.
Olympiade 88 a.
Olympias 193 a.
Omar 15, 101 b.
Omer Pascha 251, 263 d.
Ommajaden 15 b.
Oppius 275 a.
Orakel 85 a.
Orangelogen 182 d.
Oranien, Moritz von, 159 c.
—, Wilhelm von 149 c.
—, Wilhelm III. von, 255 c.
Ordalien 10 b.
Orestes 73 a.
Orgel 26 b.
Orinoco 324 b.
Orleanisten 247 d.
Orleans 256 b.
—, Egalité, 4, 9, 36, 44 d.
Orleans, Herzog von, 174, 176 d.
—, Herzogin von, 204 d.
—, Jungfrau von, 259 b.
—, Ludwig von, 254 b.
—, Schlacht bei, 425 d.
Orlosson, Lars, 171 c.
Orlow 370 c. 257 d.
Orpheus 46, 48 a.
Orsini 221 b.
—, Felix, 307 d.
Ortok 103 b.
Osman 269 b.
Osman Pascha, 459 d.
Osnabrück 229 c.
Ostermann 301, 367 c. 100 d.
Ostgothen 1 b.
Ostgothisches Reich 3 b.
Ostindien, Entdeckung des Seewegs nach, 352 b.
— 183, 280 d.
Ostracismus 119 a.
Ostrolenka 160 d.
Ostrowski 159 d.
Osymandyas, Grabmal des, 15 a.
Otfried 66 b.
Othman 15 b.
Otker 28 b.
Otto der Große 52 b.
— II. 64 b.
— III. 65 b.
— IV. von Braunschweig 161 b.
— von Wittelsbach der Aeltere 160 b.
— von Griechenland 137, 343 d.
Ottokar, König von Böhmen, 193 b.
Oudinot 85, 99, 106, 225 d.
Ovando 326 b.
Ovid 289 a.
Oxenstierna 216, 226 c.

Pachomius 345 a.
Pacific-Eisenbahn 399 d.
Pätus 311 a.
Pahlen, Graf, 66 d.
Palästina 23 a.
Palermo 173 b.
Pallas 311 a.
Palmella, Herzog von, 180 d.
Palmerston 343 d.
Paläologus, Michel 145 b.
Palikao 413 d.
Palos 306 b.
Panama 289 d.
Pandataria 299, 304, 317 a.
Panin, Graf, 370 c.
Panslavismus 329, 451 d.
Papirius 172 a.
Pappenheim 200, 213 c.
Paradies 6 a.
Paria 324 b.
Paris 50, 59 a.

Paris 360, 365 c. 107, 109, 117, 249, 269 d.
—, Aufstand 475 d.
—, Graf von, 176, 204, 247 d.
Parlament, das lange 237 c.
—, deutsches, 216, 230 d.
—, erstes italienisches 319 d.
Parlamentarische Reform in Frankreich 201 d
Parma, Herzog von, 226 d.
Parmenio 185, 193 195 a.
Parnaß 86 a.
Paros 118 a.
Parr, Katharina, 91 c.
Parricida, Johann, 208 b.
Parthenon 128 a.
Parthenopeische Republik 56 d.
Paschalis II. 146 b.
Pasewalk 196 c.
Paskewitsch 136, 160, 229, 258 d.
Passau, Vertrag zu, 50 c.
Patagonier 354 b.
Patriarchen 23 b.
Patricier 91, 160 a.
Patroclos 54 a.
Patron 249 a.
Paul von Theben 345 a.
— I. 57, 66 d.
Paulina 319 a.
Paulinus 354 a.
Paulus, Aemilius, 223 a.
Pausanias 125 a.
Pavia 8, 29, 68, 157 b.
Pedro 131 d.
Peel, Sir Robert, 181 d.
Peirithoos 41, 46 a.
Pelasger 33 a.
Pelias 45 a.
Pelissier 264 d.
Pelopidas 147, 179 a.
Peloponnes 33 a.
Peloponnesischer Krieg 130, 141 a.
Pelops 34, 35 a.
Penelope 68 a.
Penn, William, 360 c.
Pepe, General, 130 d.
Pera 143 b.
Perestrello 298, 302 b.
Periböa 43 a.
Périer 144, 167 d.
Perikles 127 a.
Periphetes 38 a.
Pery, Commodore. 280 d.
Persano 321 d.
Persepolis 113, 192, 205 a.
Perseus 36, 229 a.
Persien 107 a.
Peru, Eroberung von, 356 b.
Pestalutz 222 c.
Peter II. 300 c.
— III. 348, 365, 369 c.
— der Große 267, 273, 280 c.
— von Amiens 104, 110 b.
— Bonaparte 392 d.
— de Vineis 171 b.
— Waldus 138 b. 250 c.
Peterpaulowsk 260 d.
Petersburg, Erbauung von, 285 c.
Pethion 18, 19, 20 d.
Pétion 51 d.
Petrarca 225 b.
Peucer, Dr. 143 c.
Pfahlbauten 7 a.
Pfalz, Nieder-, Verwüstung der, 247 c.
—, Aufstand in der 234 d.
Pfalzgrafen 32 b.
Pfuel, Minister, 218 d.
Phäaken 66 a.
Phädra 42 a.
Phalanx 182 a.
Pharnaces 266, 268 a.
Pharsalus, Schlacht bei 263 a.
Phidias 127, 130 a.
Philadelphia, Congreß zu, 363 c.
Philipp von Hessen 26, 29, 42, 47 c.
— II. von Spanien 51, 84, 94, 100, 113, 123, 146 161 c.
— III. 182 c.
— August von Frankreich 131 b.
— der Gute von Burgund 256 b.
—, König von Macedonien 179, 228 a.
— der Schöne 127 b.
— V. von Anjou 254, 319 c.
— von Schwaben 161 b.
— Tyrann von Theben 147 a.
Philippi, Schlacht bei, 279 a.
Philippinen 355 b.
Philippus 147 a.
Philosophen 135 a.
Phylotas 195 a.
Phönicier 24 a.
Phrixos 45 a.
Phyllidas 148 a.
Piacenza, Kirchenvers. zu, 106 b.
Pianori 250 d.
Pianosa 300 a.
Piccolomini 214, 218 c.
Pichegru 49, 70 d.
Piemont 69 d.
Piercy 130.
Pikten 353 a.
Pinzon 306, 311 b.
Piombino 72 d.
Pipin der Kleine 21, 25, 26, 28 b.
Pipin, Sohn Karls des Großen, 31, 40 b.
—, Sohn Ludwigs des Frommen 44 b.
Pirkheimer 63 c.
Pisa 131, 142, 242 b.
Pisistratus 84 a.

Pitt 360 c. 68 d.
Pittheus 37 a.
Pius VI. 380c. 54 d.
— VII. 66, 78, 104 d.
Pius IX. 197, 223, 313, 400, 405, 445 d.
Pizarro 355 b.
Placidia 350 a.
Platää 116, 125 a.
Plato 144, 146 a.
Plebejer 91, 160 a.
Plessis 288 b.
Plewna 453, 459, 462 d.
Plinius der Aeltere 325 a.
Plinius der Jüngere 326 a.
Plotius 275 a.
Podiebrad, Georg, 276, 278 b.
Podol 360 d.
Poitiers 19 b.
Polen 353 c. 156, 192, 325, 396 d.
Polignac 140 d.
Pollux 46 a.
Polo, Marco, 144 b.
Polybos 43 a.
Polyklet 130 a.
Polykrates 110 a.
Polyphem 61 a.
Pomare, Königin, 175 d.
Pompadour 1 d.
Pompeji, Untergang von, 328 a.
Pompejus 254, 252 a.
Pompilius, Numa, 92 a.
Poniatowski, Stanislaus, 353 c.
—, Fürst, 104 d.
Pontusfrage 478 d.
Poppäa 315, 317, 319 a.
Porcia 268 a.
Poros 198 a.
Porsenna 157 a.
Portobello 327 b.
Porto Santo 298 b.
Portugal 161 c. 76, 129, 389 d.
Posen, Aufstand in, 192, 215 d.
Post, Einführung der, 297 b.
Posthumius 208 a.
Potemkin 375 c.
Potocki 354 c.
Prätorianer 304, 342 a.
Prag 288 b. 226 c.
—, Congreß zu, 98 d.
—, Friede zu, 369 d.
—, Schlacht bei, 182, 326 c.
—, Slavencongreß. 210 d.
Praga 160 d.
Praxiteles 130 a.
Predigermönche 191 b.
Preobraschenskoi 274 c.
Presbyteri 23 b.
Preßburg 321 c.
—, Friede zu, 72 d.
Preußisch-Eylau, Schlacht bei, 75 d.
Priamos 49, 56 a.
Prierio 11 c.
Prim 386, 473 d.
Primaten 23 b.
Prinzenraub, sächsischer, 279 b.
Pritchard 175, 200 d.
Procop Holy 247 b.
— der Kleine 247 b.
Prokrustes 38 a.
Propyläen 129 a.
Protestanten 32 c.
Protestantische Lichtfreunde 190 d.
Protokoll, Warschauer 346 d.
Provence, Graf von, 4 d.
Provinzialstände, 122 d.
Psammenit 23, 110 a.
Psammetich 22 a.
Ptolemäer, Reich der, 207 a.
Ptolemäus 185, 207, 264 a.
Pugatschew 372 c.
Pulawski 354 c.
Pultawa, 287 c.
Pulver, Erfindung des, 264 b.
Pulververschwörung 130 c.
Punischer Krieg, der erste, 214 a.
— —, der zweite, 218 a.
— —, der dritte 229 a.
Puritaner 100, 236, 359 c.
Purpurfärbereien 26 a.
Pydna 229 a.
Pylades 73 a.
Pyramiden 19 a.
—, Schlacht bei den, 59 d.
Pyrrhus 209 a.
Pythia 85 a.
Pythische Spiele 88 a.

Quäker 359 c.
Quatrebras 115 d.
Questenberg 192, 208 c.

Raab, Treffen bei, 229 d.
Radetzky, Marschall 226 d.
Radetzky, Russ. General, 460 d.
Radowitz 238, 240 d.
Radzivil 354 c.
Raglan, Lord, 258, 264 d.
Ragoczy, 229 c.
Raimund von Toulouse 113, 139 b.
Raleigh 123, 125, 358 c.
Ramajana 12 a.
Ramses 22 a.
Ramillies, Schlacht bei, 259 c.
Raspe, Heinrich, 171, 186 b.
Rastatt, Friede zu, 262 c.
—, Unterhandlungen zu, 55 d.
—, Empörung in, 235 d.
Rasumowski 369 c.
Raubritter 60 b.

Rauscher, Erzbischof, 403 d.
Ravaillac 135 c.
Ravenna 2 b.
Redan 264 d.
Reden, lakonische, 77 a.
Reformation 10 c.
Reformbankette in Frankreich 201 d.
Reformirte Kirche 71, 77 c.
Reformverein 329 d.
Regensburg 143 b.
—, Fürstentag in 191 c.
—, Reichstag in, 264 c.
Reggio 299, 302 a.
Regnier 83 c.
Regulus 215 a.
Rehbock 218 b.
Reichskammergericht 296 b.
Reichstadt, Herzog von, 109 d.
Reichstag, östreichischer 210, 223 d.
Reichsverweser, der deutsche, 217, 234 d.
Reinkens, 439 d.
Religionsfriede zu Augsburg 50 c.
Reliquien 101 b.
Remigius 18 b.
Remonstranten 163 c.
Remus 90 a.
Renatus von Lothringen 284, 287 b.
Repealverein 181 d.
Repnin 353 c.
Republik, cisalpinische, 53 d.
—, französische 22, 205, 418 d.
—, ligurische, 53 d.
—, parthenopeische 56 d.
—, römische, 54, 224 d.
Restitutionsedict 191 c.
Revolutionstribunal 36 d.
Rheginus 276 a.
Rheinbund, 73 d.
Rheinfelden 227 c.
Rhodus 126 b. 32 c.
Riade, 51 b.
Richard Löwenherz 131, 161 b.
— von Cornwallis 192 b.
— von Glocester 290 b.
— von York 290 b.
— III. 292 b.
Richelieu 136, 226, 243 c. 126 d.
Ried, Vertrag von, 101 d.
Rienzi, Cola di, 220 b.
Ritterwesen 52, 61, 140 b.
Rizzio 107 c.
Roberjot 57 d.
Robert Guiscard 77, 92 b.
— der Teufel 98 b.
Robert von der Normandie 98 b.
Robespierre 18, 23, 44 d.
Rochefort 87, 392 d.
Röderer 21 d.
Roderigo 16 b.
Römische Kirche 24, 101 b.
Römischer Kaiser 288 a. 32 b.
Römisches Reich, Theilung des, 351 a.
— —, Untergang des, 345 a.
Roger II. 143 b.
— Ducos 63 d.
Roland 30 b.
Roldan 324 b.
Romanow, Alexei 269, 270 c.
—, Michael 269, 301 c.
Roms Erbauung 89 a.
Romulus 90 a.
— Augustulus 355 a.
Roncalische Felder 71, 154 b.
Ronceval, Niederlage bei 30 b.
Ronge, Johannes 189, 437 d.
Rosamunda 8 b.
Rose, Krieg der rothen und weißen, 289 b.
Roskolniken 270 c.
Roß, englischer General, 137 d.
Roßbach, Schlacht bei, 328 c.
Rossi, Graf, 197, 224 d.
Rostopschin 86 d.
Rottmann 30 c.
Rousseau 2 d.
Roxane 195 a.
Rubicon 262 a.
Rudolph von Burgund 70 b.
— von Habsburg 192 b.
— von Schwaben 82, 90 b.
— II. 141, 144, 175 c.
Rumänien, 458 d.
Ruppert von der Pfalz 238 c.
Ruprecht, König, 230 b.
Rurik 268 c.
Russel 268 d.
Rußland 267 c. 323 d.
Ruthwen 107 c.
Rziczan 179 c.

Saalfeld 74 d.
Saarbrücken 411 d.
Sabeller 89 a.
Sabiner 91 a.
Sabinerinnen, Raub der, 91 a.
Sabinus 321 a.
Sachsen 9, 26, 76 b. 163 d.
Sagan 189 c.
Sagunt 217 a.
Saint Cloud 64 d.
St. Arnaud 248, 258 d.
St. Cyr 253, 296 c.
— —, General, 104 d.
St. Denys 135 c.
St. Helena 117 d.
St. Jean d'Acre 140 b. 62 d.
St. Julian 354 b.
St. Just 46 d.
St. Martin 317 b.
St. Stefano, Friede bei, 464, 466 d.

Sakuntala 12 a.
Saladin 130 b.
Salamis, Schlacht bei, 123 a.
Salmanassar 30 a.
Salsette 9 a.
Salvador 309 b.
Samarkand 479 d.
Samniter 207 a.
Samson 71 c.
Sanction, pragmatische, 318 c. 177 d.
Sand, Karl, 124 d.
San Domingo 50 d.
San Juste 52 c.
Sanscritsprache 12 a.
Sansculotten 42 d.
Sanssouci 325 c.
Santa Cruz 317, 337 b.
— Maria 317 b.
Santangelo 305 b.
Santa Rosa 130 d.
Santerre 19 d.
Sardanapal 30 a.
Sardinien 213 a.
Sarif Pascha 262 d.
Sarnen 203 b.
Savonarola 40 c.
Sbinko 233 b.
Scävola, Mucius, 159, 236 a.
Scala, della, 229 b.
Scarron 252 c.
Schärtlin, Sebastian, 44 c.
Schaffhausen 213 b.
Schafgotsch 225 c.
Schamyl 324 d.
Schanghai 277 d.
Scharnhorst 92, 97 d.
Scheftetil 256 d.
Scheria 66 a.
Schermann, General, 292 d.
Schifffahrt 24 a.
Schiiten 15 b.
Schilder, General, 259 d.
Schill 81 d.
Schipkapaß 460, 464 d.
Schir Ali 478 d.
Schisma, das große, 241 b.
Schlesische Kriege 320, 322 c.
Schleswig 71, 193, 215, 346 d.
Schlick, Kaspar von, 249 b.
Schmalkaldischer Bund 35 c.
Schmerling 341 d.
Schmettau, Ferdinand von, 94 d.
Schoiffer, Peter, 268 b.
Schumla 136 d.
Schwarz, Berthold, 265 b.
Schwarzburg, Günther von, 218 b.
Schwarzenberg 99, 101, 114, 223, 239, 244 d.
—, Cardinal, 415 d.
Schweiz 201, 285 b. 54, 198, 393 d.
Schweppermann 215 b.
Schwerin 320, 327 c.
Schwyz 201, 211 b.
Scipio, Publius Cornelius, 221, 225 a.
Scipio der Afrikaner 225 a.
— der Asiate 229 a.
— der Jüngere 232 a.
— Nasica 236 a.
Scribonia 297 a.
Scultetus 181 c.
Scurcola 175 b.
Sebastian, König von Portugal, 161 c.
Sabastopol, Belagerung von, 260, 265 d.
Sedan 416 d.
Seekrieg, siebenjähriger, 360 c.
Segest 293 a.
Seidenbau 5 b.
Seidenwebereien 143 b.
Sejanus 306 a.
Seldschucken 103 b.
Seleuciden, Reich der, 207 a.
Semiramis 28 a.
Sempach, Schlacht bei, 211 b.
Sempronius 221 a.
Senat 91 a.
Sendgrafen 32 b.
Seneca 314, 316, 319 a.
Senegal 299 b.
Septembergesetze 171 d.
Septimius 265 a.
Serbien 455 d.
Serica 31 a.
Serrano 387, 474 d.
Serveda, Mich., 76 c.
Servius Sulpicius 176 a.
— Tullius 95 a.
Sesia, Schlacht an der, 311 d.
Sesostris 22 a.
Seydlitz, General, 328, 335 d.
Seymour, Sir H., 257 d.
—, Johanna, 87 c.
Sextius 178 a.
Sforza 229 b.
Shakspeare 292 b. 129 c.
Shrewsbury 118 c.
Siam 284 d.
Sibyllinische Bücher 98 a.
Sicherheitsausschuß 40 d.
Sicilianische Vesper 177 b.
Sicilien 213 a. 198, 223 d.
Sidney Smith 62 d.
Sidon 26 a.
Siebenjähriger Krieg 325 c.
Sievershausen, Schlacht bei, 50 c.
Siëyes 6, 64 d.
Sigimer 292 a.
Sigismund, Kaiser, 230, 236, 270 b.
— von Polen 193 c.
Silistria, Belagerung von, 258 d.
Simeon 103 b.

Simon 48 d.
Simonie 146 b.
Sinigaglia 225 a.
Sinnis 38 a.
Sinope 256 d.
Sirenen 65 a.
Sixtus V. 123 c.
Siquier 294 c.
Skio, Schlacht bei, 374 c. 133 d.
Skiron 38 a.
Sklavenemancipation in England 139 d.
Sklavenhandel 360 b.
Skobeleff 460, 461 d.
Skopas 130 a.
Skoten 353 a.
Skrynecky 161 d.
Slaghöck 166, 172 c.
Slaven 9, 150 b.
Slavencongreß 210 d.
Slawáta 179 c.
Smerdis 112 a.
Smolensk 85 d.
Sobieski, Johann, 265 c.
Socialisten 469 d.
Sodom 23 a.
Softas 453 d.
Soissons 45 b.
Sokrates 135, 138 a.
Solferino, Schlacht bei, 311 d.
Solis, Diaz de, 330 b.
Solon 81, 109 a.
Solothurn 213 b.
Soltikow 339 c.
Sonderbundskrieg in der Schweiz 199 d.
Sonderburg 173 c. 350 d.
Sondershausen 82 b.
Sophia, Großfürstin, 270, 272, 278 c.
Sophie, Landgr. v. Thüringen 183 b.
— Charlotte von Preußen 307 c.
Sophienkirche in Constantinopel 5, 273 b.
Sophisten 136 a.
Sophokles 144 a.
Sophonisbe 226 a.
Sorel, Agnes, 257 b.
Sorr, Schlacht bei, 324 c.
Sosigenes 267 a.
Soubise, Prinz von, 328 c.
Soulouque 300 d.
Soult 98, 168, d.
Spalatin 14, 20 c.
Spanien 76, 344 d.
Spanischer Erbfolgekrieg 254 c.
Sparta 74 a.
Speckbacher 80 d.
Speier 296 b. 32, 247 c.
Sperthias 120 a.
Sphinx 44 a.
Spicheren 412 d.
Spielkarten 254 b.
Spiritow, Admiral, 374 c.
Stabiä 328 a.
Städteordnung, neue preußische, 91 d.
Ständische Verfassung in Preußen 187 d.
Stahremberg 265 c.
Stanislaus Lescinski 282, 292 c.
— Poniatowski 353 c.
Stargard 192 c.
Statira 190 a.
Stauffacher 203 b.
Staupitz 5 c.
Stein, Freiherr von, 91, 121 d.
Steinen 203 b.
Steinmetz, General, 359, 410, 416 d.
Stempelacte 361 c.
Sten Sture 165 c.
Stephan II. 25 b.
Sternberg, Adam von, 179 c.
Stirling, Sir F., Admiral, 280 d.
Stockholmer Blutbad 167 c.
Stolo, Licinius, 176 a.
Strafford 235 c.
Stralsund 189, 293 c.
Straßburg 419 d.
Stratfort de Redcliffe 254 d.
Strengnäs, Reichstag in, 171 c.
Striegau 323 c.
Strjelitzen 270 c.
Stroßmayer 403 d.
Struve 216, 234 d.
Stuart, Maria, 93, 100, 122 c.
Stuttgart, Rumpfparlament in, 234 d.
Subow, Gebrüder, 67 d.
Suez-Kanal 286, 397 d.
Suffolk 93 c.
Suleimann II. 32, 140 c.
Suleyman Pascha 459 d.
Sully 133 c.
Sunderland, Graf von, 262 c.
Sundzoll 272 d.
Sunniten 16 b.
Susa, Markgräfin, 88 b.
Susa, Stadt, 113, 191, 205 a.
Sutri 72 b.
Sutter, Capitain, 287 d.
Suwarow, 356 c. 57 d.
Swätoslaw 268 c.
Sweaborg 260 d.
Swen 97 b.
Sybaris 208 a.
Sylla 242 a.
Syphax 226 a.
Syrakus 224 a.
Syrien 207 a. 61, 284 d.
Szegedin 228 d.
Szigeth 140 c.
Szistowa, Friede von, 383 c.

Taboriten 247 b.
Taddeo de Suessa 170 b.
Tai-ping 276 d.

Talleyrand, Fürst, 108, 110 d.
Tallien 46 d.
Tamerlan 270 b.
Tanaquil 94 a.
Tancred 113 b.
Tann, von der, 236, 424 d.
Tantalos 35 a.
Tapia, Don, 349 b.
Tarent 208, 283 a.
Targowicz 356 c.
Tarik 16 b.
Tarquinius der Aeltere 95 a.
— Aruns 96 a.
—, Lucius, 94, 97, 98 a.
— Sextus 99 a.
Tarsus 186, 280 a.
Taschkend 479 d.
Tasso, Torquato, 125 b.
Tataren 166 b.
Tauenzien 342 c. 99 d.
Taurien 376 c.
Tauris 73 a.
Tausendschur 31 c.
Tavannes 80 c.
Taxiles 198 a.
Taxis, Franz von, 297 b.
Tegerfeld, Konrad von, 208 b.
Tegetthof 372 d.
Tehuantepec 289 d.
Telegraphie 302 d.
Telemachos 68 a.
Tell, Wilhelm, 201, 204 b.
Tellos 108 a.
Tempelherren 126 b.
Temudschin 166 b.
Tenchterer 260 a.
Terceira 180 d.
Teschen, Friede von, 357 c.
Teste 177 d.
Tettenborn 96 d.
Tetuan 345 d.
Teutoboch 241 a.
Teutoburger Wald, Schlacht im, 294 a.
Teutonen 239 a.
Tezel 7, 8 c.
Thamyris 48 a.
Thassilo 31 b.
Theben in Aegypten 14, 16 a.
— in Griechenland 147, 179 a.
—, Paul von, 345 a.
Theeacte 363 c.
Themistokles 118, 121, 125 a.
Theoderich der Große 1 b.
Theodor v. Abessynien 395 d.
Theodora 4, 6 b.
Theodosius der Große 345 a.
Theophania 64 b.
Thermopylä, Schlacht bei, 121 a.
Theseus 37, 46 a.
Thespis 84 a.
Thessalien 33, 121 a.
Thibaut d'Arc 257 b.
Thiers 168, 201, 248, 420, 474 d.
Thoas 74 a.
Thonradel 181 c.
Thracien 33, 121 a.
Thüringer 9 b.
Thurn, Graf, 175, 180 c.
Thusnelda 293 a.
Tiberius 291, 297, 301 a.
Tien=te 276 d.
Tien=tsin 278 d.
Tilly 185, 204 c.
Tilsit, Friede zu, 75 d.
Timurlenk 370 b.
Tippo Saib 58 d.
Tirol 80 d.
Titus 321, 324 a.
Tlascala 335 b.
Tobitschau, Gefecht bei, 368 d.
Tod, der schwarze, 219 b.
Todleben, General, 264, 461 d.
Todtes Meer 23 a.
Tökeli, Emmerich von, 264 c.
Tolentino, Schlacht bei, 114 d.
Tomyris 110 a.
Topete 387 d.
Topi, Tantia 284 d.
Torgau, Schlacht bei, 342 c.
Torgauer Bund 26 c.
Tories 243, 260 c. 180 d.
Torstensohn 227, 228 c.
Tottleben, General, 343 c.
Toul 419 d.
Toulon 40 d.
Toulouse 351 a.
Toussaint l'Ouverture 50 d.
Tractat, Londoner, 346 d.
Trafalgar 73 d.
Trajan 335 a.
Traktir, Schlacht von, 264 d.
Trausnitz 215 b.
Trautenau, Gefecht bei, 360 d.
Travendal, Friede von, 281 c.
Trezka 214, 217 c.
Tremiti 300 a.
Treskow, General, 339 c.
Trianon 246 c.
Tribonian 5 b.
Trient, Concil in, 42, 137 c.
Trifels 133 b.
Trinidad 323 b.
Tripolizza 374 c.
Triumvirat 258, 273 a.
Trochu 418 d.
Trojas Zerstörung 59 a.
Trojanischer Krieg 49 a.
Trolle, Gustav, 165 c.
Tronchet 28 d.
Troubadours 145 b.

Troyes, Vertrag zu, 256 b.
Tschech 188 d.
Tschesme 374 c.
Tschucking 31 a.
Tudor 293 b. 85 c.
Tugendbund 121 d.
Tullius, Servius, 95 a.
Tullus Hostilius 93 a.
Tunis 136 b. 41 c.
Turenne 246 c.
Turin, Schlacht bei, 259 c.
Turkestan 479 d.
Turniere 52, 62, 141 b.
Turnvereine 123 d.
Tycho de Brahe 145 c.
Tyrtäos 80 a.
Tyros 27, 189 a.
Tyssowski 192 d.

Udalrich 56 b.
Ulphilas 9 b.
Ulysses 50, 62 a.
Unfreie 58 b.
Ungarn 49 b. 319 c. 227, 341, 381 d.
Union 175 c.
Unionsparlament in Erfurt 238 d.
Unkiar Skelessi, Vertrag von, 197 d.
Unterwalden 201 b.
Urban II. 92, 104 b.
— VI. 242 b.
— VII. 230 c.
—, F.-M.-Lieut. 311 d.
Uri 201 b.
Usipeter 260 a.
Usurgheti 262 d.
Utrecht, Friede von, 262 c.
—, Union von, 159 c.

Valencia 179 d.
Valerius 161 a.
Valois, Haus, 252 b.
—, Margarethe von, 78, 134 c.
Vandalen 353 a.
Vandalisches Reich 3 b.
Vandamme 100, 117 d.
Vargas 157 c.
Vargila 184 b.
Varna 271 b. 136, 263 d.
Varro, Terentius, 223 a.
Varus, Quinctilius, 293 a.
Vasallen 11, 59 b.
Vasco da Gama 351 b.
Vaucouleurs 272 b.
Vaudrey 172 d.
Vaux, Peter de, 138 b. 256 c.
Veji 172 a.
Velasquez 330 b.
Vendée, Aufruhr in der, 35, 48 d.
Vendomesäule 475 d.
Venedigs Gründung 352 a.
Venedig, 53, 227, 372, 383 d.
Ventidius 276 a.
Vercelli, Schlacht bei, 242 a.
Verdun, Vertrag zu, 46 b.
Vereinigter Landtag in Preußen 194 d.
Verona 1, 2 b.
—, Congreß zu, 130 d.
Versailles 7, 419 d.
Vespasian 321 a.
Vesper, Sicilianische, 177 b.
Vespucci, Amerigo, 329 b.
Vestalische Jungfrauen 92 a.
Vesuv 325 a.
Vezins 83 c.
Victor Emanuel von Sardinien 130, 226, 321, 405, 472 d.
— Hugo 248 d.
Victoria, Königin von England, 182 d.
—, Kronprinzessin von Preußen, 331 d.
Vilagos, Capitulation von, 229 d.
Villafranca 312 d.
Villèle 128 d.
Villen der Römer 251 a.
Villiers de l'Isle Adam 32 c.
Vincennes 70 d.
Vineis, Peter de, 171 b.
Vinoy 429 d.
Vionville 414 d.
Virgil 59, 289 a.
Virginia 166 a.
Virginien 358 c.
Virginische Inseln 317 b.
Virginius 166 a.
Visconti 229 b.
Vittoria, Schlacht bei, 105 d.
Vließ, das goldene, 45 a.
Völkerwanderung 346 a.
Vogel von Falkenstein 355, 410 d.
Volkstribunen 162 a.
Volsker 163 a.
Voltaire 325 c. 2 d.
Vorgebirge, Grünes, 299 b.
— der guten Hoffnung 300 b.
Vorparlament, Frankfurter, 216 d.

Waag, Treffen bei, 229 d.
Waghäusel 235 d.
Wagram 79 d.
Wahlstatt, Schlacht bei, 166, 180 b.
Waiblinger 150 b.
Waisen 247 b.
Waitzen, Treffen bei, 229 d.
Waldemar, Markgraf von Brandenburg 218 b.
Waldenser 139 b.
Waldstätte, 201 b.
Waldus, Peter, 138 b. 250 c.
Walewski, Graf, 269 d.
Wallenstein, Albrecht von, 185, 205, 225 c.
—, Max von, 225 c.

Wallia 351 a.
Wallijerland 84 d.
Walther Fürst 203 b.
— Habenichts 110 b.
Wappen 62, 141 b.
Waräger 268 c.
Warschau 305 c. 161, 239, 325 d.
Warschau, Schlacht bei, 305 c.
Wart, Rudolph von, 208 b.
Wartburg 171, 185 b. 23 c. 123 d.
Waſa, Guſtav, 164 c.
Washington 360, 364 c.
Waterloo 116 d.
Wehlau, Vertrag in, 305 c.
Wehrgeld 11 b.
Wehrverfassung, neue preußische, 92 d.
Weimar 58 c.
Weinsberg 27 c.
—, Weiber von, 151 b.
Weisen, die sieben, 84 a.
Weißenburg 412 d.
Welcker 231 d.
Welden 228 d.
Welfen 150, 152 b.
Welfenlegion 377 d.
Welf von Baiern 151 b.
Wellington 78, 105, 110, 114, 115 d.
Welser, Philippine, 139 c.
Weltausstellungen 302 d.
— in Paris 302, 390, 476 d.
Wenden 9 b.
Wenzel, Kaiser, 227, 232 b.
— von Böhmen 53 b.
Werdenberg, Graf, 192 c.
Werder, General, 419, 427 d.
Werner von Eppenstein, Erzbischof von Mainz 193 b.
— Stauffacher 203 b.
Werth, Joh. von, 227 c.
Westgöthe, Nils, 170 c.
Westgothisches Reich 351 a.
Westindien 309 b.
Westphälischer Friede 225 c.
Westphalen, Königreich, 75 d.
Wetzlar 296 b.
Wheeler, Hugh, General, 283 d.
Whigs 243, 260 c. 180 d.
Widdin 256 d.
Widukind 27 b.
Wiedertäufer 30 c.
Wielopolski 325 d.
Wien, Belagerung von, 34, 265 c.
—, Congreß in, 109, 125 d.
—, Friede von, 81 d.
—, Revolution in, 209, 220 d.
Wiklef 231 b.
Wilberforce 139 d.
Wilhelm von Holland, 171 b.
— von Preußen, Prinz-Regent, 331 d.
Wilhelm I., K. v. Preußen 334, 357 ff, 373, 407 ff d.
— I., Kaiser v. Deutschland, 431 d.
— I., König v. Holland, 105, 151, 153 d.
— II. von Sicilien 159 b.
— von Braunschweig 82, 163 d.
— von Hessen-Kassel 163 d.
— von Oranien 149, 159 c.
— III. von Oranien 255 c.
— der Eroberer 99 b.
— IV., König von England 138 d.
Willa 53 b.
Willigis, Erzbischof von Mainz, 65 b.
Willisen, General von, 239 d.
Willoughby 282 d.
Wilson, General, 283 d.
Windischgrätz 210, 221, 228 d.
Winkelried, Arnold Struthan von, 212 b.
Winterfeld, General von, 331 c.
Winzingerode, General, 99, 106 d.
Witiza, König, 16 b.
Wittelsbach, Otto von, 160, 162 b.
Wittenberg 6, 40, 48, 54 c.
Wittgenstein 85, 96, 99, 101 d.
Wittstock, Treffen bei, 227 c.
Wladimir 268 c.
Wladislaw 271 b. 33 c.
Wörth 412 d.
Wohlfahrtsausschuß 36 d.
Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg 304 c.
Wolseley 477 d.
Worcester, Schlacht, 241 c.
Worms 83, 111 b. 247 c.
— Concordat zu, 148 b.
—, Reichstag zu 296 b. 18 c.
Wrangel, General, 229, 306 c. 215, 348 d.
Wrede, General, 104 d.
Wysocky 156 d.

Xanten, Vertrag zu, 304 c.
Xantippe 137, 143 a.
Xenophon 144 a.
Xerxes 119 a.

Yeh 277 d.
York 289 b.
—, General, 92, 96, 97, 99 d.
—, Richard von, 290 b.
Ypsilanti, Alexander, 132 d.
—, Demetrius, 133, 134 d.

Zama 226 a.
Zampoalla 335 b.
Zapolya 34 c.
Zehnmänner 166 a.
Zeloten 323 a.
Zenno 205, 207 c.

Zenobia 339 a.
Zeus 34 a.
Zichy 227 d.
Zieten 322, 345 c.
Ziska, Johann, 245 b.
Zollparlament 379 d.
Zollverein, deutscher, 185 d.
Ziu 11 b.
Zorndorf, Schlacht bei, 334 c.
Zrini 140 c.
Zuckerrohr 144 b.
Zülpich 18 b.
Zürich 213 b. 71 c. 313 d.
Zug 213 b.
Zumalacarreguy 178 d.
Zwingli 70 c.

YC 36863

567351

D21
N8
v.3-4

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

YC 36863

567351

D21
N8
v.3-4

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google